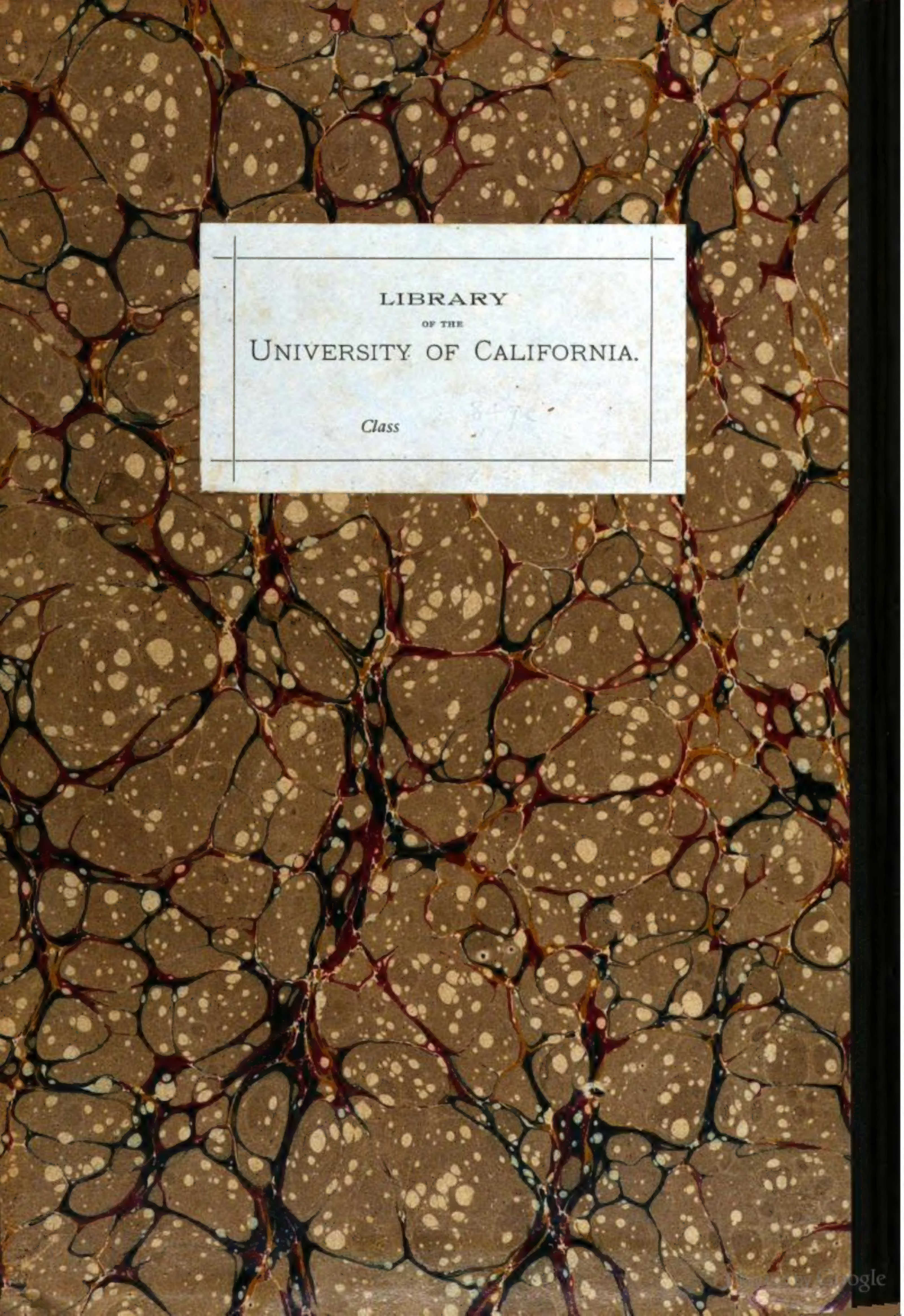
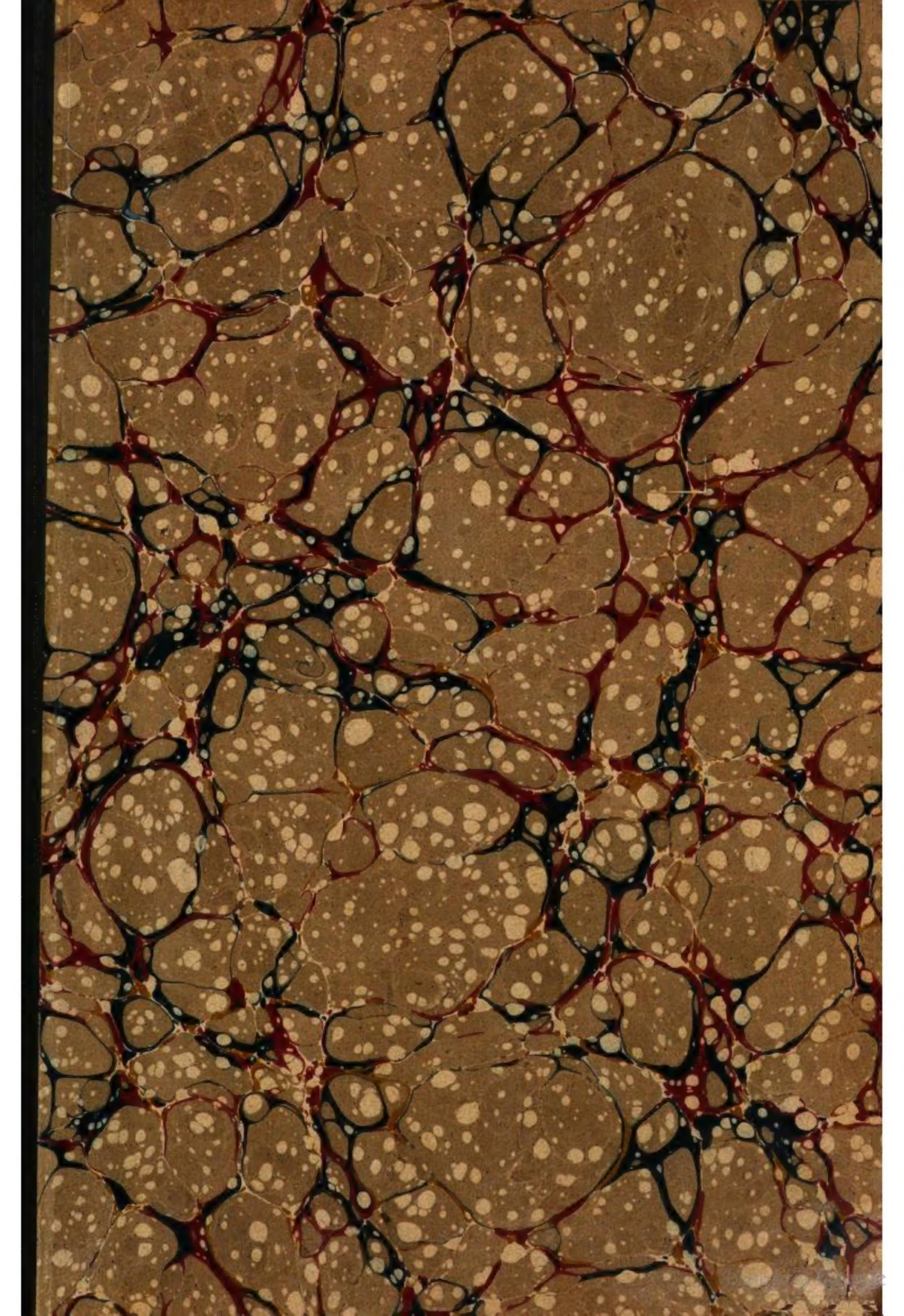
ARENA




LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Class








Preis des Jahrgangs M. 13.—
23. Jahrgang. Heft 1
Preis 1 Mark
Über Land und Meer
Oktav-Ausgabe
Deutsche Verlags-Anstalt
Berlin Stuttgart Leipzig

Inhalt des ersten Heftes

Text:

Einschaltbilder:

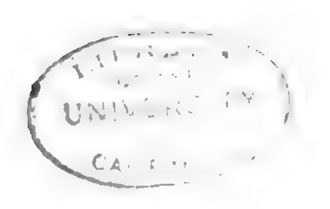
Selbständige Textbilder:

Über Land und Meer

Oktav-Ausgabe

Jahrgang 1906/07

Erster Band





Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalts-Verzeichnis

I. Band. 1906–1907. Heft 1–5

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche

Biographien. Porträts

Aus hohen Kreisen

Geschichte und Zeitereignisse. Ausstellungen und Feste

Natur

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Kunst





Hannele

Nach einem Gemälde von Georg Buchner



Die Schwiegermutter

Novelle

von

Ida Boy=Ed

Es war am besten so. Eigentlich verstand es sich von selbst, daß sie bei ihm blieb. Denn was sollte ein Mann, dem der Tod plötzlich die junge Gattin entrissen hatte, mit einem kleinen, noch nicht drei Monate alten Kind anfangen? Selbst wenn sein Beruf ihn nicht die meisten Tagesstunden fern vom Hause gehalten haben würde, hätte er doch das Kind den Dienstboten überlassen müssen. Wärterinnenweisheit gehört nicht in das Erfahrungsgebiet eines Mannes, er sei denn zufällig Arzt; der Regierungsassessor Kramer aber stand dem winzigen Wesen, dessen Vater er war, mit der ganzen Hilflosigkeit eines Menschen gegenüber, der zuvor noch nie ein so junges Geschöpf sah.

Aber nicht zum Schutz, zur Fürsorge für das kleine Söhnchen allein wünschte er die Mutter seiner Mimi bei sich zu behalten. Er war der liebevollen Frau von Herzen zugetan. Schon in seiner Bräutigamszeit hatte er begriffen, welches Opfer es für die Mutter war, ihre einzige Tochter von sich zu lassen. Er bewunderte den lächelnden und selbstlosen Mut, mit dem die Frau ihren eignen Schmerz zu überwinden trachtete, um der jungen Tochter das strahlend übermütige Brautglück auch nicht von fern zu trüben. Und es ergriff ihn, als er die Dankbarkeit spürte, mit der Mimis Mutter dies sein tiefes, feines Verstehen erkannte.

Es ließ sich schon damals alles zum besten an, und das glückliche Familienleben, das sie nach der Hochzeit verband, übertraf noch die schönen Hoffnungen des Regierungsassessors.

Die Mutter wohnte, gleich dem jungen Paar, in Charlottenburg. Die Wohnungen waren keine zehn Minuten auseinander, man sah sich täglich. Die Mutter fuhr fort, Mimi mit allen schönen Dingen, die eine junge Frau sich nur wünschen mag, zu überschütten, und war offenbar selig, in dem Schwiegersohn nun einen Menschen mehr auf Erden zu haben, den sie auf Händen tragen konnte.

Eigentlich war noch immer Fest- und Feierzeit in ihrem Leben. Und Mimi darin der Mittelpunkt, was sie sich mit der königlichen Unbefangenheit ihrer neunzehn Jahre auch wie etwas Selbstverständliches gefallen ließ. Kramer war noch so verliebt, daß auch ihre Unfertigkeit, die gelegentlich recht bemerkbar hervortrat, ihm reizend erschien. Und er war es, der dann ein Mahnwort oder gar einen bittenden Tadel der verständigen Mutter mit der Ansicht verlachte, daß Würde und Vernunft schon bei Mimi von selbst kämen, wenn sie erst eine kleine Mama sein werde.

Nun war dies fröhliche, fast ein wenig prahlerische Glück aus. Wohl war Mimi eine kleine Mama geworden, aber Würde und Vernunft als solche zu gewinnen, blieb ihr keine Zeit. Sie schloß die jungen Augen für immer, die nur in den Sonnenschein hatten sehen dürfen.

Wenn es einen Trost für die Hinterbliebenen gab, war es eben dieser. In Mimis kurzes Leben waren keine düsteren Schatten gefallen.

Der Tod einer so jungen Frau, das jähe Ende eines so reichen Glückes erregte in den Kreisen Kramers viel Mitleid, obschon Mimi, die als anspruchsvoll und verzogen gegolten hatte, nicht beliebt gewesen war. Ihm, dem Gatten, galt sie als Engel, und das fand man nun sehr natürlich, ebenso daß er sich noch enger an die Mutter der ihm Entrissenen anschloß. Nur sein Freund, der Regierungsrat Franzius, meinte: Wenn Otto Kramer auch im ersten wilden Schmerz die Mutter gebeten habe: „Bleibe bei mir,“ sie, Frau von Wangenau, hätte so viel Lebenserfahrung und Voraussicht haben müssen, der Bitte nicht zu willfahren und das Kindchen lieber zu sich nehmen sollen als einen Hausstand mit dem Witwer bilden.

In seiner aufrichtigen Art, der hier nachzugeben ihm auch sein nahes Verhältnis zu Kramer ein Recht gab, machte er aus seinen Bedenken kein Hehl. Er brachte sie nicht bei seinem Freunde, sondern bei dessen Schwiegermutter an, weil er das für wirkungsvoller hielt.

Unter heißen Tränen sagte Frau von Wangenau, daß sie wohl wisse, das Leben stehe nicht still, und daß vielleicht eine spätere Zeit Ottos Gram lindern könne. Für jetzt aber sei sein einziger Trost ihre und des Kindes Nähe, und er habe es ausgesprochen, wie ihm in verzweiflungsvollen, schlummerlosen Nächten wieder das Bewußtsein seiner Pflicht zu leben komme, wenn er das Kind nebenan weinen höre.

Nach solchen Worten mußte Franzius wohl verstummen, besonders da auch aus den Eingangsworten der Frau auf ihre Einsicht bezüglich einer etwaigen neuen Zukunft Ottos zu schließen war.

Man ließ die Trauernden dann ihrem Kultus leben, wie es herkömmlich und schicklich ist. Jede Geselligkeit hörte für den Witwer auf; die Schwiegermutter hatte so wie so keinen Umgang gehabt. Sie war erst ihrer Tochter wegen in die große Stadt gezogen und wünschte von vornherein keinen andern Lebensinhalt als ein bißchen Teilhaben am Leben ihrer Kinder.

So waren nun die beiden ganz aufeinander angewiesen, und das war ihnen auch das liebste. Ihre Tage verflossen in einer unausgesetzten Beschäftigung mit der Toten und mit dem Kinde, so waren sie überreich, denn ein großer Schmerz und eine große Hoffnung füllten sie aus.

Kein Mann konnte es auch in materieller Hinsicht besser haben als Otto Kramer. Mimi hatte als junge Hausfrau ohne Erfahrung natürlich nicht immer mit den Dienstboten gut zurechtkommen können; deren Unfähigkeit vermochte sie nicht leitend zu verbessern, ihrer Nachlässigkeit wußte sie noch keine rechte Autorität entgegenzusetzen. Jetzt ging die Maschine des Haushaltes, obwohl noch um eine für den Küchenfrieden so gefährliche Person wie eine Amme vermehrt, ihren geräuschlos glatten Gang. Ottos gelegentliches Lob wehrte die Schwiegermutter mit dem schmerzlichen Seufzer ab: „Wie könnte ich dir je Mimis Fürsorge ersetzen!" Dann mochte Kramer nicht so aufrichtig sein, zu sagen, daß in dieser Hinsicht Mimi allerdings von Vollkommenheit weit entfernt gewesen. Es hätte ja der lieben armen Frau weh tun können.

Immer wieder rührte es ihn, wenn sie, die an der Schwelle des Lebensabends stand und gedacht hatte, ihre Arbeit sei getan, nun noch einmal alle Frauen- und Mutterpflichten so treulich auf sich nahm. Er hörte sie nachts, sowie das Kind sich rührte, das Kinderzimmer betreten, an dessen andrer Seite sie ihre Stube hatte, und konnte gewiß sein, daß sie Amme und Kind nicht früher verlassen werde, als bis beide wieder schliefen.

Daß Frau von Wangenau sich noch ganz frisch und jugendlich fühlte, konnte er nicht beurteilen; ihm erschien die Fünfundvierzigjährige als angehende Matrone.

Nie hätte er als Mann den seltsam komplizierten Zustand dieser Frauenseele auch nur von fern erraten können, in der neben dem tiefsten, leidenschaftlichen Schmerz eine Art von Befriedigung über den pflichtvollen, wichtigen Lebensinhalt, der ihr noch geworden, herrschte. Was wußte er von der heißen Innigkeit der Großmuttergefühle? Wie konnte er ermessen, welchen reinen und doch ganz weiblichen Genuß die Frau davon hatte, ihn, *den Mann*, umsorgen zu dürfen?

Er fühlte nur einfach, daß er es gut habe. Es tat ihm wohl, daß seine trauernde Seele sich nicht an den Ecken und Kanten der kleinen Alltagsschwierigkeiten zu stoßen brauchte.

Vielleicht würde Frau von Wangenau mit Empörung bestritten haben, daß sie sich glücklich fühle. Und doch gab es keine Stunde des Tages, die ihr nicht angenehm ausgefüllt gewesen wäre.

Nichts kam der Wonne gleich, den Kleinen morgens zu baden und immer wieder festzustellen, daß er alle Schönheiten von Mimi und alle Schönheiten von Otto geerbt habe. Von Mimi das dunkle Haar, das so kraus wie lauter kleine Negerlöckchen zu wachsen begann, von Otto das sprechende kluge Auge, von Mimi das gerade Näschen, von Otto den herrischen Mund. Kramer lachte dazu und konnte von all diesen Aehnlichkeiten noch nichts entdecken.

Welch eifriges Vergnügen dann nachher, in allen Zimmern nach Ordnung zu sehen und die Küche zu bewachen, damit Otto pünktlich sein tadellos bereitetes Essen auf dem Tisch fand.

Und wie unerschöpflich bei Tisch die Erinnerungen an Mimi, die eigentlich unsichtbar immer mit und neben ihnen war.

Da aber die Wirklichkeit mit ihren nüchternen, sich immer neu erzeugenden Tatsachen nicht die verschwimmenden Erinnerungen kontrollieren und kritisieren half, so ward Mimis Wesen und Gestalt im Andenken der Mutter immer edler, schöner, unvergleichbarer.

Kramer fühlte, daß sie immer mehr übertrieb. Aber hätte es nicht das Andenken der armen holden Mimi fast beschimpfen heißen, wenn gerade *er* die Erinnerungen der Mutter auf das rechte, das menschliche Maß zurückführen wollte?

Und doch fielen ihm, gegen seinen Wunsch, geradezu infolge der Lobsprüche, immer mehr kleine Unarten Mimis ein. Sie waren natürlich gewesen — gewiß, denn Mimi zählte erst neunzehn —, sie waren sogar zum Teil reizend oder wenigstens drollig gewesen. Aber sie waren eben doch da, und eines Tages hätte er sicher erzieherisch eingegriffen, eingreifen müssen . . .

Jeden Nachmittag gingen Schwiegermutter und Schwiegersohn auf den Kirchhof. Da die arme Mimi auf dem Matthäikirchhof begraben worden war, kostete dieser Besuch immer viel Zeit. Aber er war beiden unentbehrlich. Nie hätte ein Tag hingehen können, ohne daß Mimi einige ihrer Lieblingsblumen bekommen hätte. Und die stillen Tränen, die immer wieder aus den Augen der Mutter flossen, hatten für sie etwas Erlösendes. Der schwere Seufzer, der sich Ottos Brust entrang, tat der Frau fast wohl. Ja — er hatte Mimi wahrhaft geliebt! Er war ein Mann von Tiefe des Gefühls, von Charakter! Mimi hatte wohl gewußt, wen sie wählte! Gab es einen stattlicheren, besseren Mann? Und in einem schmerzlichen Hochgefühl, das Herz voll Liebe und Verehrung, ging sie neben ihrem Schwiegersohn

einher. Und damit er sich der alten Großmama seines Jungen nicht gar als einer altmodischen und rückständigen Dame schäme, gab sie viel Geld aus für kostbare und würdig-kleidsame Trauerroben.

Sie hielt es auch für ihre Pflicht, an seinen Berufsfragen teilzunehmen. Er arbeitete im Ministerium des Innern und war dem gleichen Bureau zugeteilt, dem Franzius angehörte. Sie schenkte dem ganzen Ministerium ihr lebhaftes Interesse und hatte ein Gefühl, als gehe es sie persönlich an, wenn sie in den Zeitungen irgendeine Notiz über Seine Exzellenz las. Sie konnte sich kein rechtes Bild von dem Getriebe einer Ministerialverwaltung machen und sah in Otto eine direkte Stütze des Ministers.

Otto Kramer, obwohl er oft den Versuch machte, die etwas kindlichen Vorstellungen seiner Schwiegermutter von seiner Bedeutung auf das bescheidene rechte Maß zurückzuführen, befand sich im übrigen sehr behaglich in der Atmosphäre von Wärme und freudiger Bewunderung und durfte sicher sein, daß das Söhnchen in grenzenloser Verehrung für ihn aufgezogen werden würde.

Denn er nahm in dem ersten Jahre an, daß das ganze Leben sich so fortspinnen werde und daß niemals irgendeine Frau das Bild der süßen armen Mimi aus seinem Herzen verdrängen könne.

So lebten die alternde Frau und der junge Mann miteinander dahin, Pflanzen gleich, die sich kräftig zu neuer Blüte vorbereiten, während sie eine lange Ruhezeit im Schatten stehen.

*

Der Regierungsrat Franzius verlobte sich. Er hatte als ein Mann gegolten, der dem Junggesellentum rettungslos verfallen war. In ihm hatte auch Frau von Wangenau sozusagen den prädestinierten Genossen für Otto gesehen. Die beiden Männer tranken zuweilen zusammen ein Glas Wein im Restaurant; einen um den andern Sonntag aß Franzius bei Kramer und seiner Schwiegermutter, wie vordem bei Kramer und seiner Frau. Und Frau von Wangenau war glücklich, wenn Franzius sie neckte: „Sie verziehen den Otto zu sehr," oder wenn er fragte, ob sie ihn nicht auch als Pflegesohn annehmen wolle.

„Durch Heirat verliert man meist den Freund," klagte sie nun und sah für Otto eine vollkommene Vereinsamung voraus, die ihr nicht gut und nicht klug schien.

„In diesem Fall gewinnen wir eine liebe junge Freundin," tröstete Otto, „du erinnerst dich doch der Familie Wörmann. Sie waren auch auf Norderney, als Mimi und ich uns dort kennen lernten. Es sind tüchtige, natürliche Menschen. Die Töchter gelten als vorzüglich erzogen."

Mein Gott — ja! Die Braut von Franzius hatte noch eine unverlobte Schwester!

Es gab der Frau einen förmlichen Stich. Ihr Herz klopfte rasend.

‚Sie werden versuchen, die andre mit Otto zusammenzubringen,' dachte sie.

Nach einem so begehrenswerten Mann würden die Wörmanns schon alle Fangleinen auswerfen. Obenein jetzt, wo er Mimi zur Hälfte beerbt hatte und dadurch auch noch selbst wohlhabend geworden war.

Mit dem Gelde ihrer Mimi rechnete man vielleicht! Alles in der Frau empörte sich. Sie sann sich aus, wie sie durch Erkrankung oder durch vorgegebene Sorge um das Befinden des Kleinen Otto hindern wolle, zum Verlobungsdiner zu gehen. Das Trauerjahr war doch längst um, Franzius hatte dem Freunde das Versprechen abgenommen, das Fest mitzumachen; einmal müsse er ja doch wieder unter Menschen, und im kommenden Winter würde er auch nicht die Einladungen zu Vorgesetzten abschlagen dürfen.

Das begriff auch Frau von Wangenau. Welch ein Gedanke: Otto würde, mußte wieder in die Welt gehen. Ihn umgab dann wie eine Gloriole sein rührendes Schicksal. Und junge Mädchen sind so eilig bereit, Trösterin zu spielen. Und für Väter und Mütter hatte er den Vorzug, eine Versorgungspartie zu bedeuten.

Durch Mimis Geld!

Jetzt, auf Franzius' Verlobung fing es an! Alle Welt würde förmlich wie in einer Verschwörung dabei helfen, Otto Kramer in eine neue Ehe hineinzutreiben . . .

Wenn Mimi das wüßte! Mimi war so rasend eifersüchtig gewesen. Es würde ihr die Ruhe im Grabe nehmen . . .

Schließlich, inmitten ihren erregten Phantasien, in denen sie schon Otto als den Verlobten der zweiten Wörmann sah, erschrak die Frau.

‚Meine arme Mimi ist tot,' dachte sie, ‚und das Leben ist mal so: Otto wird eines Tages ein neues Glück suchen. Ich darf es ihm nicht mißgönnen, wenn er sich tröstet . . .'

Beinahe sagte sie diese Worte laut vor sich hin, während im Untergrund ihrer Seele die Gewißheit war: er tröstet sich nie — eine Mimi vergißt man nicht — die Eifersucht Mimis war so leidenschaftlich —, ihm müßte doch sein, als störe er ihre Ruhe . . .

Und danach ging sie zu ihrem Enkel und küßte das Kind, als sei es ihr wieder neu geschenkt.

Am Festtage selbst ward Otto von jener Unlust unter Menschen zu gehen befallen, die natürlich ist für einen, der lange weltabgewandt einem bestimmten Kultus gelebt. Sein Wehmutsidyll war so friedlich gewesen. Ihm war, als gäbe er es auf mit dem ersten Besuch eines Festes. Da redete seine Schwiegermutter ihm tapfer und voll Selbstüberwindung zu. Im Grunde hatte er vermutet, daß es ihr vielleicht zu früh scheine,

anderthalb Jahr nach Mimis Tod ihn schon eine Gesellschaft besuchen zu sehen. Nun war er gerührt über ihre immer neu sich bewährende Verständigkeit und ging.

Die Frau aber durchlebte Stunden voll banger Unruhe. Schließlich kramte sie in alten Photographien, um ein Gruppenbild zu finden, das damals auf Norderney gemacht worden war. Als sie es dann in Händen hielt, konnte sie unter den zwanzig Personen sich nicht mehr zurechtkennen. Sie fand nur den Vater Wörmann, sich selbst, Mimi und Otto. Von all den übrigen wußte sie nicht mehr Namen und Gesichter zusammenzubringen. War das junge Mädchen, das Mimis Hand hielt, eine Wörmann oder eine Linstone? Und wenn es eine Wörmann war, stellte sie Franzius' Braut dar oder die zweite Tochter?

Am liebsten hätte sie die Rückkehr ihres Schwiegersohnes herangewacht, vorne im Wohnzimmer. Aber das hätte wie Kontrolle aussehen können; sie wagte es nicht.

Doch lag sie in ihrem Bette wach und vernahm mit feinem Ohr das leise Oeffnen der Türen und Ottos vorsichtigen Schritt. Es war erst halb zwölf. Unerwartet früh. Otto mußte also bald nach dem Diner, jedenfalls vor Beginn des Tanzes gegangen sein. Mimi wäre zufrieden gewesen.

Und beruhigt, erleichtert schlief die Mutter ein.

Mit ganz besonderer Zärtlichkeit bediente sie Otto am andern Morgen beim ersten Frühstück. Er schien eher unfroh als angeregt. Auf die Frage: „Wie war es denn?" sagte er, trübe vor sich hinstarrend:

„Ach Mama — manchmal war mir's, als sei ich unter Wilden oder Verrückten. Mir kam ihr Lachen so albern, ihr Scherzen so unscherzhaft, ihr Sprechen so unwichtig vor. Wozu das alles, dacht' ich . . ."

Sie legte leise die Hand auf seine Schulter. Ihre Augen waren naß. So schwiegen sie einige Minuten.

„Ja, unsre süße arme Mimi und all unser Glück ist dahin," flüsterte die Mutter mit dem Kopf nickend.

Und dann:

„Wen hatten sie dir denn zu Tisch gegeben?"

Otto fuhr aus tiefem Sinnen auf.

„Adele Wörmann, die zweite, weißt du. Sie steht auf dem Norderneyer Gruppenbild von damals Hand in Hand mit Mimi, wenn du dich vielleicht erinnerst. Es ist ein ernstes, gutes Mädchen. Sie hat viel mit mir von Mimi gesprochen."

Die Frau ward sehr blaß. Ja, so fangen sie es an, mit Trösten und Teilnahme, dachte sie.

„Exzellenz Willmers . . ."

„War der da?"

„Mit Frau und Sohn — Frau Geheimrat Willmers ist eine Cousine von Frau Wörmann. Auf diese Weise wird Franzius quasi verwandt mit unserm Ministerialdirektor, was ja immerhin sehr angenehm für ihn ist . . ."

„Du wolltest etwas von ihm zitieren — ich unterbrach dich."

„Ja, also Exzellenz Willmers trat nach Tisch auf mich zu und fragte, ob ich nicht fände, daß Adele Wörmann meiner armen süßen Mimi auffallend ähnlich sehe."

Zitternd sagte Frau von Wangenau:

„Wie kann man so was finden! Adele Wörmann hat ein Katzengesicht — enorm breit die Querlinie unter den Augen, ganz spitzes Kinn. Und dann — o, ich erinnere mich genau —, sie hat so häßlich unweibliche Bewegungen und sehr schlechte Zähne. Wie kann man da Aehnlichkeiten mit Mimis Schönheit finden! Aber die Willmers und die Wörmann möchten wohl, daß die alternde Adele gut angebracht wird — sie glauben vielleicht, ein Witwer dürfe nicht große Ansprüche machen . . ."

All ihre Klugheit hatte sie verlassen. Otto war ganz bestürzt.

„Aber Mama — wohin führt dich deine Phantasie! An so was denken die Wörmanns gar nicht. Adele ist, wie mir Franzius vertraute, seit lange heimlich verlobt; da das Kautionsvermögen aber nicht ganz zur Stelle ist, warten sie, bis der Bräutigam Hauptmann wird, was übrigens nahe bevorstehen soll."

Vor Reue und Scham über ihre Unklugheit versiegten der Frau die Tränen.

„Und wenn Adele auch noch zu haben wäre," fuhr Otto fort, „ich würde nie daran denken, um sie zu werben. Wenn man ein so holdes Geschöpf sein eigen genannt hat . . ."

Seine Stimme brach.

Die Fülle der verschiedenen unklaren Erregungen, die seit gestern so seltsam über ihn gekommen, übermannte ihn nun bei diesem Gespräch völlig, und er glaubte, das, was er im Augenblicke ziemlich schmerzlich empfand, sei ein neues Aufbrechen der Wunden.

Die Mutter brach in Schluchzen aus.

„Es wird ja aber einmal so kommen," sprach sie weinend, „es ist der Lauf der Welt. Aber um eines bitte ich nur: gib Mimi eine würdige Nachfolgerin, gib ihrem Söhnchen eine gute Mutter."

Der Mann fühlte sich gequält. Er dachte ja gar nicht an Wiederheirat. Alle jungen Damen gestern abend hatte er so wenig anziehend gefunden.

Er faßte die beiden Hände der Frau und sprach liebevoll auf sie ein. Konnte er über etwas klagen? Genoß er nicht die hingebendste Fürsorge? Hatte sein Kind nicht in der Großmama auch die treueste Mutter? War es menschenmöglich, daß er je eine zweite Mimi fände? Nein, das war nicht menschenmöglich, denn ein so reizendes Wesen gäbe es nie und nirgend . . .

*

Das Vorgefühl hatte Otto nicht getäuscht. Von dem Tage der Verlobungsfeier an war sein Wehmutsidyll wirklich zu Ende, eine neue Epoche begann.

Es schien gerade, als habe das Gespräch über die Möglichkeit seiner Wiederheirat irgend etwas zwischen ihm und seiner Schwiegermutter verändert.

Die vielerlei Versicherungen, die er gegeben, um sie zu trösten, hatten ihren Zweck weit über den Augenblick hinaus erreicht.

Frau von Wangenau fühlte sich nun ganz sicher, daß Otto seiner, ihrer Mimi niemals eine Nachfolgerin geben werde, ohne diesen Schritt eingehend vorher mit ihr zu beraten.

Das war viel. Es war fast alles. Sie dachte natürlich nicht: ich werde ihm schon jede verleiden.

Aber sie nahm sich vor, wenn es sich einmal um einen bestimmten Plan handle, die betreffende junge Dame genau zu prüfen. Das war sie als Mutter ja Mimis Andenken schuldig.

Mimis Eifersucht mußte sozusagen noch im Grabe respektiert werden.

Inzwischen fuhr die Mutter fort, ihre Pflichten gegen Schwiegersohn und Enkel mit unvergleichlicher Vollkommenheit und überströmender Liebe zu erfüllen.

Das kleine Kerlchen gedieh prachtvoll. Es war ein schöner Junge mit dunkelm Lockenkopf und lachenden Blauaugen. Seine Beinchen, in weißen, blaugeränderten Halbstrümpfen waren so stramm und so beweglich. Und wenn mittags sein Papa nach Hause kam, schlug das Kind mit beiden Armen vor Freude.

Bei jedem Beweis von rascher Auffassungsgabe, den man an ihm beobachtete, sagte die Großmutter, überströmend vor Bewunderung:

„Das hat er von Mimi."

Manchmal reizte das Otto förmlich. Denn sehr intelligent war Mimi wirklich nicht gewesen, es wurde ihm nachträglich immer klarer.

Ließ der Kleine von seinem Biskuit den Papa oder die Großmama „abbeißen", sagte sie gerührt:

„So war Mimi auch: immer abgeben, immer an andre denken."

‚Wie kann man aus einem kindlichen Spiel gleich ein Symptom für eine edle Charaktereigenschaft machen,' dachte Kramer voll nervöser Ungeduld, ‚wir haben es ja nie erprobt, ob Mimi hätte aufopfernd sein können. Das Leben hat ja gar keine Anforderungen an sie gestellt.'

Das eine oder andre Mal geschah es in diesem Winter, daß Kramer durch Verabredungen mit Franzius und dessen Braut den Nachmittagsbesuch von Mimis Grab unterließ.

Dann sagte Frau von Wangenau am andern Tag unfehlbar: „Du wirst dir ein Gewissen daraus gemacht haben, daß du gestern unsre arme Mimi nicht besuchtest. Ich habe ihr einen Gruß von dir hinabgeflüstert."

Mehr als einmal kam ihm die Versuchung schroff zu sagen: „Nein, ich mache mir kein Gewissen daraus."

Aber dann erschrak er vor sich selbst und hielt sich für roh. Das gütige, von so viel Schmerzen verklärte Gesicht der Frau bezwang ihn. Mimis zärtliche Stimme klang wieder vernehmbarer in seinem Ohr nach, und er trug kostbare Blumen hinaus auf ihr Grab.

Aber immer häufiger dachte er: ‚Soll ich mein ganzes Dasein an die Tote ketten? Hätte sie selbst das gewollt und gewünscht?'

Eine innere Gewißheit sagte ihm: ja, sie hätte es gewünscht!

Und diese Erkenntnis trübte ihm Mimis Bild und rückte es ihm ferner.

Als hätte die Mutter das gespürt, trachtete sie, ihm die Tote immer nah zu bringen.

Obgleich man schon eine Unzahl von Photographien in allen Größen von Mimi besaß, überraschte Frau von Wangenau ihren Schwiegersohn zu seinem Geburtstag im März mit einem lebensgroßen Oelbild der Verstorbenen.

Otto hatte schwere Mühe, seine peinliche Ueberraschung zu verbergen. Das Bild war nach Photographien gemacht, die ihrerseits schon sehr retuschierte Vergrößerungen von Kabinett- und Visitbildchen gewesen. Auf dem Wege all dieser Reproduktionen war jede Aehnlichkeit abhanden gekommen. Diese wunderbar schöne junge Frau mit dem tiefen Blick und dem bedeutenden Ausdruck war nicht mehr Mimi mit ihrem reizenden, lustigen, aber einstweilen nur durch Jugendfröhlichkeit beredten Gesicht.

Aber da er die Frau schwelgend in Bewunderung sah und begeistert von der „sprechenden Aehnlichkeit", würgte er einen Dank heraus. Sie nahm seine Haltung für Ergriffenheit und war ganz befriedigt.

In der folgenden Nacht fand er keinen Schlaf.

Er begriff, daß er sein ganzes Leben einem Phantom opfern sollte. Daß hier ein Götzendienst getrieben ward mit dem Andenken an ein Wesen, das gar nicht so existiert hatte.

Was hatte die harmlose, reizende, junge und recht verzogene, recht unbedeutende Mimi denn gemein mit dem Idealbild, das die trauernde Mutter aus ihr schuf?

Keinen Zug mehr!

Und eine dumpfe Verzweiflung befiel ihn, wenn er sich vorstellte, daß dies immer so weiter gehen werde — immer weiter — —

Er gestand es sich in der schweigsamen, ihn drohend umlauernden Dunkelheit der Nacht. Diese Mimi, die er immer und ewig aufgetischt bekam, war ihm verhaßt!

Und darüber kam ihm auch die Trauer, die echte und mit der Zeit zur Wehmut abgemilderte Trauer um das arme liebe kleine Frauchen langsam abhanden.

Das war schrecklich. Das war wirklich brutal. Und in Angst vor den Geheimnissen der Mannesseele suchte er Halt und Trost in der leidenschaftlichen Liebe zu dem Kind.

War das Kind nicht Mimis Fleisch und Blut? Sich dem Kinde mit ganzer Seele widmen hieß Mimi ehren und betrauern zugleich.

*

Ende März heiratete Franzius. Da Wörmanns zum erstenmal das Erlebnis hatten, eines ihrer Kinder in den Ehestand treten zu sehen, so machten sie eine großartige Feier daraus. Am Sonntag gab es einen Polterabend mit Aufführungen und Tanz im „Kaiserhof", am Dienstag ebendort ein großes Diner.

Natürlich war auch Frau von Wangenau geladen worden, die sich in den verflossenen Monaten ganz besonders freundschaftlich und mütterlich teilnehmend zu Franzius' Braut und ihrer Schwester Adele gestellt hatte.

Sie nahm nur die Einladung zum Polterabend an und bat sich aus, sogleich nach den Aufführungen nach Haus fahren zu dürfen. Sie glaubte, daß auch Otto gerade nur so weit an all dem Festtrubel teilnehmen werde, denn gerade solche Feier mußte ja zu schmerzliche Erinnerungen in ihm erwecken.

Als sie zusammen hinfuhren, stellte die Mutter unterwegs Betrachtungen an: wenn Mimi gelebt hätte — welche glänzende, erste Rolle würde sie bei diesem Fest gespielt haben.

Ottos Stirn furchte sich. Manchmal war es ihm, als könne er den Namen Mimi nicht mehr hören.

„Fährst du mit mir heim?" fragte die Frau.

„Nein," sagte er kurz und hart.

Es war etwas in seinem Ton und in seiner Haltung, vor dem sie erschrak.

‚Habe ich einen Fehler gemacht?' dachte sie ängstlich.

Aber sie fand keinen. Sie beruhigte sich dann in der Annahme, daß er natürlich gerade auf der Fahrt zu solchem Fest von schmerzlichen Gefühlen übermannt sein müsse und wahrscheinlich darunter leide, daß er Franzius versprochen habe, alles mitzumachen.

Sie drückte ihm still und liebevoll die Hand.

Nachher in der Gesellschaft kam er ihr von der Seite, das Menschengewühl war auch zu groß. Und sie hatte gehofft, ihn bei den Aufführungen neben sich zu haben, da sie doch sonst keine Seele kannte. Sie vergaß dann aber dies Mißgeschick, als sie sich neben der Geheimrätin Willmers in der ersten Reihe placiert fand, in der man den wichtigen Persönlichkeiten ihre Stühle bestimmt hatte, während die übrige Gesellschaft sich nach Belieben ordnete. So konnte sie der Geheimrätin anvertrauen, welch ein großes Opfer ihr Schwiegersohn und sie selbst brachten, indem sie trotz ihrer noch so frischen Trauer dies Fest mitmachten.

„Mein Gott," sagte die Willmers, ihre langgestielte Lorgnette erhebend und nach ganz andrer Richtung als nach Frau von Wangenaus eifrig-trauervollem Gesicht spähend, „es sind ja wohl schon zwei Jahre. Ihre arme Frau Tochter würde gewiß selbst nicht wollen, daß ein so junger Mann wie der Regierungsassessor Kramer ewig den Kopf hängen lassen soll."

‚Sie hat kein Herz,' dachte Frau von Wangenau empört. Aber da die Willmers die Gattin des, nach dem Minister, höchsten Vorgesetzten Ottos war, schwieg die gekränkte Frau.

Eine kurze Musik, der Brautchor aus Lohengrin, ertönte. Er entlockte der Frau Tränen.

Dann teilte sich der Vorhang, und in einem kleinen Hain von Lorbeeren und Rosenbüschchen erschienen zwei weibliche Gestalten in weißen, antikisierenden Gewändern.

Die eine war Adele Wörmann. Sie hielt den Brautschleier in den Händen. Ihre Gefährtin trug den Myrtenkranz und das Knopflochsträußchen für Braut und Bräutigam.

Frau von Wangenau fühlte sich geradezu betroffen von dem Eindruck, den diese ihr fremde Gestalt machte.

„Wer ist das?" fragte sie flüsternd, und die Geheimrätin Willmers flüsterte zurück, daß es eine Schwester des Bräutigams sei.

Von einer sehr schönen Schwester des Regierungsrates Franzius hatte Frau von Wangenau manchmal erzählen hören.

Die Schönheit dieser Schwester, die an einen Major verheiratet war, sollte sogar in einem unbehaglichen Grade die Aufmerksamkeit des Fürsten erregen, in dessen Residenz der Major ein Bataillon kommandierte. Nun fiel ihr auch der Name ein: also das war Frau von Bitzberg!

So absolut schön fand Mimis Mutter sie eigentlich nicht. Aber es ging von ihrer Erscheinung etwas Harmonisches und Beruhigendes aus. Es gewährte ein stilles, befriedigendes Vergnügen, ihre maßvollen Bewegungen, ihre edeln Züge zu betrachten. Sie war blond und ihr Haar sehr einfach geordnet, so daß es wie von selbst zu dem klassischen Faltenwurf des weißen Gewandes paßte. Sie hatte goldbraune Augen, die warm unter den feinen dunkeln Brauen hervorleuchteten und im Lauf des Vortrages sich im feuchten Schimmer der Rührung noch an Glanz vertieften.

Adele Wörmann sprach sehr routiniert. Man erfuhr später, daß sie sich ihren Vortrag von einer Hofschauspielerin habe einstudieren lassen. Ihre Gefährtin sprach ganz schlicht. Aber ein leises Zittern der Erregung gab ihrer etwas dunkeln Stimme besonderen Klangreiz.

Frau von Wangenau sah und hörte mit Ent-

zücken. Als Frau von lebhaftem Temperament faßte sie immer und überall gleich starke Zu- oder Abneigung. Von der vermeintlichen Majorin von Bitzberg fühlte sie sich einfach bezaubert.

Alle noch folgenden Aufführungen unterhielten sie auf das beste, konnten aber den schönen ersten Eindruck, der geradezu weihevoll gewesen, nicht verlöschen.

Im Grunde genommen wäre Frau von Wangenau gern für den Rest des Abends geblieben, um dem Tanz zuzusehen, um Frau von Bitzberg kennen zu lernen, um diese und jene interessante Bekanntschaft zu machen, um bei Exzellenz Willmers einmal hinzuhorchen, ob Otto bald Aussicht auf Beförderung habe, denn er ersehnte einen Landratsposten.

Es war das erstemal nach Mimis Tod, daß sie sich unter so viel Menschen befand. Sie gestand es sich auch nicht: aber sie fühlte sich sehr angeregt, belebt. Ja, ganz einfach: sie amüsierte sich.

Aber als sie sich einmal auf einem herzlichen Lachen ertappte, kam es wie Schreck über sie.

Eiligst zog sie sich zurück; ihr Wagen wartete gewiß schon lange. Als sie durch den Saal der Ausgangstür zuschritt, sah sie ihren Schwiegersohn, der sie seinerseits aber nicht bemerkte.

Er sprach mit Franzius' Schwester. Neben ihnen stand noch eine Dame.

Und Frau von Wangenau blieb ein paar Herzschläge lang wie angewurzelt stehen...

Diese andre Dame mußte auch eine Schwester von Franzius sein, denn sie sah der Sprecherin und Kranzträgerin von vorhin sehr ähnlich. Nur war sie noch viel schöner, aber auf eine prangende, mehr äußerliche Art und auch offenbar um einige Jahre älter.

Kein Zweifel, diese erst war die vielbesprochene Majorin von Bitzberg.

Es blieb nun kein weiterer Schluß, als daß Franzius noch eine Schwester habe, eine jüngere, eine noch unverheiratete ...

Noch im Wagen fühlte die Frau ihr Herz schwer klopfen. Ihr war, als höre sie eine Stimme sagen: könnte man es ihm verdenken?!

Wer wußte aber, ob dieses schöne, scheinbar so harmonievolle Wesen bei persönlicher Bekanntschaft nicht allen Reiz verlor.

Sie war doch mindestens sechsundzwanzig und hatte also entweder noch keinen Bewerber gefunden oder wollte nicht heiraten.

Vielleicht, nein gewiß hatte sie keinen Bewerber gefunden.

Vielleicht, nein gewiß hatte sie abstoßende Eigenschaften, die im Verkehr mit ihr sogleich offenbar wurden.

*

Otto, der erst um vier Uhr nach Haus gekommen war, ließ seine Schwiegermutter lange warten. Sie saß vor dem zum ersten Frühstück gedeckten Tisch und fütterte unterdes den Kleinen mit Milch und Semmel, zugleich immer mit wachem Ohr horchend, ob sich schon nebenan etwas rühre. Denn Otto pflegte von seinem Schlafzimmer zunächst in sein Arbeitszimmer zu gehen, wo man die für ihn eingegangenen Postsachen auf seinen Schreibtisch niederlegte.

Endlich hörte die Schwiegermutter etwas, das ihr einen Schreck durch alle Adern jagte, obgleich es etwas sehr Harmloses war.

Otto pfiff nebenan, und zwar den Fledermauswalzer ...

Das hatte er nie mehr getan seit ...

... Aber tapfer bezwang die Frau sich, lächelte mühsam und sagte:

„Hör, Bubi, Papa ist vergnügt — darüber wollen wir uns freuen ..."

Nun kam er herein. Wie strahlend sah er aus. Wie fest war sein Schritt.

Er nickte der Schwiegermutter zu und hob den Jungen hoch, hoch in die Luft, zweimal, dreimal.

„Laß das lieber heut. Bubi ist still. Seine Augen scheinen trübe. Wenn ihm nur nichts in den Gliedern steckt."

„Ach Mama — du mit deiner ewigen Schwarzseherei!"

Wohlgemut setzte er sich nieder und sagte gleich lebhaft:

„Schade, daß du weggingst gestern abend. Das Fest verlief sehr reizend. Auch die älteren Herrschaften dürften sich amüsiert haben."

„Du weißt doch, daß mir nicht nach Amüsement zumute ist," sprach sie.

„Nun Mama — auch du solltest dich endlich dem Leben wieder etwas mehr zuwenden. Schließlich sind wir es ja Bubi schuldig, nicht immer an das Vergangene, sondern auch ein wenig an das Zukünftige zu denken."

Und er streichelte dem im Kinderstühlchen neben ihm Thronenden sehr zärtlich die dunkeln Löckchen.

„Das ist Gefühlssache," antwortete Frau von Wangenau mit einem Seufzer. „Ich kann Mimi nicht vergessen."

„Und ich will sie nie vergessen," sprach er mit schönem, männlichem Ernst, „aber ich will liebevolles Gedenken von steriler Trauer unterschieden wissen."

Es war etwas in seinem Wesen, das ihr riet, jetzt dies Thema nicht fortzuspinnen.

Nach einigen Minuten, während deren man schweigend aß, sagte Kramer:

„Aber Bubi — du machst ja gar keinen Spektakel heut! Was ist denn das?"

„Ich sag' dir ja — er ist nicht wie sonst," fiel die Schwiegermutter eifrig ein.

„Bis heut nachmittag muß Bubi aber gesund sein und so lustig krähen wie immer," sprach er schmeichelnd zu dem Kleinen, „denn heut nach-

mittag kommen Tanten zum Besuch, liebe, schöne Tanten, die Bubi kennen lernen wollen." Zu seiner Schwiegermutter gewandt setzte er hinzu:

„Deiner Zustimmung gewiß, habe ich mir erlaubt, die Schwestern und den Schwager von Franzius einzuladen, den Tee diesen Nachmittag bei uns zu nehmen. Es war der begreifliche Wunsch von Franzius' Geschwistern, dich und meinen Jungen kennen zu lernen. Sie wissen doch, wie nah uns Franzius steht und daß er als Junggeselle hier so eine Art Heimat hatte."

„Ich freue mich sehr, Herrn und Frau von Bitzberg kennen zu lernen," sagte die Frau voll Haltung.

Eine abfällige Bemerkung über die „altjüngferliche" unverheiratete Schwester schluckte sie mit großer Anstrengung hinunter.

‚Pfui, pfui,' sagte sie zu sich selbst, ‚nicht so kleinlich sein. Das Mädchen ist ja gar nicht altjüngferlich.'

„Ich wußte gar nicht, daß Franzius zwei Schwestern hatte," sprach sie.

Er hörte wohl, daß ihre Stimme etwas heiser war.

Sie vermieden es, einander anzusehen.

„Elisabeth Franzius ist ein sehr gediegenes Mädchen," sagte er, aber in ganz nebensächlicher Weise, als interessiere es ihn nicht von fern.

Dann herrschte wieder schwüles Schweigen. Jede Unbefangenheit war zwischen ihnen aufgehoben.

Endlich stand Otto hastig auf, sagte, daß er ins Bureau müsse und daß Bubi wirklich etwas matt aussähe, was aber hoffentlich nichts zu bedeuten habe, und ging davon, ohne seine Schwiegermutter auch nur zu Wort kommen zu lassen, womit er ihr übrigens nur einen Gefallen tat.

Lange saß sie, unbeweglich, fast ohne zu atmen, und sah immer auf die Tür, durch die Otto davongegangen war, als stände auf dieser in zwei Farbentönen grau bemalten Holzfläche das Wort lesbar geschrieben, das in ihrem Hirn als einzigster Gedanke kreiste:

‚Es ist so weit — es ist so weit.'

Das leise Weinen des Kleinen schreckte sie endlich auf.

Sie nahm ihn und trug ihn hin und her.

„Armes Kind — du bekommst vielleicht bald eine Stiefmutter . . ."

Der Kleine legte müde sein Köpfchen gegen die Schulter der Großmama.

Eine dumpfe Art von Neugier kam über die Frau: Wenn es so weit war, wie würde er es ihr mitteilen? Würde er um ihre Einwilligung, ihren Segen bitten, oder ihr ganz hart und unmittelbar eine schon feststehende Tatsache erklären?

Noch war es keine! Natürlich nicht. Otto war nicht der Mann, über sein und seines Kindes Leben zu entscheiden in impulsivem Entschluß.

Er kannte Elisabeth Franzius ja erst seit gestern abend . . .

Aber er hatte sie gleich eingeladen, sein Kind und sein Heim zu besehen . . .

‚Wir sollen inspiziert und taxiert werden,' dachte die Frau bitter und drückte den Kleinen fester an sich.

„Aber wenn sie kommen, sollen sie sehen, daß deine arme Mama hier nicht vergessen ist, daß sie hier fortlebt und fortleben soll!"

Sie wurde von einem leidenschaftlichen Eifer erfaßt. Ja, die ganze Wohnung sollte wirken wie ein Tempel des Gedächtnisses an eine Unvergeßbare. Elisabeth Franzius sollte dann zusehen, ob sie den Mut haben mochte, sich in diesen Tempel einzudrängen.

Und Frau von Wangenau ging selbst aus, um Blumen in Fülle zu kaufen.

„Ich weiß nicht," sagte das Kindermädchen zur Köchin, „die Herrschaft ist sonst so ängstlich mit dem Jungen, und heut, wo er wirklich ganz misepetrig aussieht, tut sie gar nicht so."

„Es kömmt ja woll hoher Besuch," meinte die Köchin, „sie legt sich ja mächtig 'rin mit Blumen. Das reine Treibhaus ist es vorn."

Wirklich vergaß die Frau über ihrer eifrig-eifersüchtigen Arbeit den Kleinen und seine auffallende Unlustigkeit.

Vor jedem Bilde Mimi's blühten Blumen in Töpfen und Gläsern; Maiglöckchen und rosa Primeln herrschten vor. Aber das lebensgroße Oelgemälde an der Hauptwand in Ottos Arbeitszimmer erhob sich aus einem förmlichen Beet von tiefroten Azaleen, die zu den in weißlichen Farben gehaltenen Stoffen und dem Hintergrund des Bildes prachtvoll aussahen.

Als Otto heimkam, war er sehr betroffen. Er biß sich auf die Lippen und sprach kein Wort. Stumm ging er durch die drei Zimmer, gefolgt von den unruhigen Blicken seiner Schwiegermutter.

Würde er etwas sagen?

Er konnte nichts sagen. Das fühlte er deutlich. Jedes Wort über das Zuviel des Schmuckes wäre eine Feindseligkeit geworden und hätte als Beleidigung der Toten gewirkt.

O Gott — diese Tote —, wie war sie mächtig in ihrem ewigen Schweigen. —

Kramer sah, daß Bubi sein schönstes weißes Kleidchen anhatte; das war ihm nun wieder recht, denn er war sehr stolz auf seinen wohlgebildeten fröhlichen Jungen und wollte ihn so vorteilhaft als möglich zeigen. Bubi sah auch gut aus, fein und vornehm, nur gar nicht lustig. Er mochte auch nicht essen.

Es blieb aber keine Zeit, sich hierüber gründlich auszusprechen, denn man hörte es klingeln.

Otto wollte eine rasche Bitte aussprechen:

„Empfang sie freundlich."

Aber er sah, daß seine Schwiegermutter ganz erschreckend blaß war. Das Wort erstarb ihm.



Lustige Nachrichten

Nach einem Gemälde von Wilhelm Löwith



Die nächsten Minuten nahmen ihm dann jede Furcht.

Mit der Würde ihrer Jahre und ihrer Mütterlichkeit, mit der Liebenswürdigkeit der Dame von Welt begrüßte seine Schwiegermutter die Gäste.

Und gerade das machte ihn weich. Er fühlte Mitleid in sich aufwallen. Es war ja am Ende auch schwer für sie, ihrer einzigen, abgöttisch geliebten Tochter eine Nachfolgerin erstehen zu sehen.

Aber welche edlere konnte er Mimi geben als Elisabeth! Wenn sie ihn überhaupt wollte — denn noch war ja alles fernes, zartes Hoffen . . .

Wenn es sich aber erfüllte, wollte er die gute, aufopfernde Frau, die so viel für ihn getan, auf die innigste Weise um ihren Segen bitten und ihr die Gewißheit geben, daß an seinem Herde immer der Ehrenplatz für sie aufgehoben sei.

Die Schwiegermutter fing den Blick voll Rührung auf, mit dem er sie ansah. Sie mußte sich gewaltsam bezwingen, um nicht aufzuweinen.

Otto und Elisabeth Franzius und ihr Benehmen gegeneinander zu beobachten ward ihr aber unmöglich gemacht.

Frau von Bitzberg und ihr Gatte, die recht gut errieten, daß sich zwischen Kramer und Elisabeth zarte Fäden hin und her zu spinnen begannen, und nichts Besseres wünschten, als daß beide sich finden möchten, nahmen die ältere Dame ganz in Anspruch.

Die Majorin hatte ganz und gar die sicheren Allüren der gefeierten Frau. Ihr Gatte war ein wenig Typus: in Sprache, Bewegung, Aussehen der preußische Major und Bataillonskommandeur. Doch entbehrten beide der Herzlichkeit nicht. Vor allen Dingen aber besaßen beide eine Fertigkeit ohnegleichen darin, eine inhaltlose Konversation mit interessiertesten Mienen pausenlos fortzuspinnen.

Elisabeth Franzius, die im einfachen rehfarbigen Schneiderkleid fast noch anmutiger aussah als im weißen Gewand von gestern, schien unter dem Drucke einer leisen Befangenheit zu stehen.

Otto stellte ihr Bubi vor, der in seinem hohen Stühlchen saß. Aber Bubi fing an zu schreien, und das Kindermädchen mußte ihn herausnehmen.

Er sei nicht wohl, sagte Otto, und es wäre schade, daß sie keinen glücklichen Eindruck von ihm bekomme. Elisabeth Franzius meinte aber, man sähe doch, daß er ein wunderhübscher Junge sei, der seinem Papa aber gar nicht gleiche.

Und ihr braunes Auge suchte das nächste Bild Mimis, um zu sehen, ob Bubi etwa seiner verstorbenen Mama gleiche. Weiter wanderte ihr Blick von einem zum andern Bild . . . sie sah die prangenden Blumen vor all diesen Bildern . . .

Der Goldglanz in ihren warmen braunen Augen erlosch . . .

Otto sah es und litt . . .

„Nebenan habe ich ein allerliebstes Bild von Bubi," sagte er halblaut.

Elisabeth folgte der auffordernden Gebärde und trat mit ihm über die Schwelle seines Arbeitszimmers. Aber das erste, was ihr Auge sah, war das lebensgroße Oelbild einer idealschönen Frau in glanzvoller, weißseidener Toilette, und vor diesem Bild das überreiche Blumenopfer, das treues Gedenken dort gebracht.

Diese Wohnung war ein Grabkapelle, in der frischester Schmerz noch weinte . . .

„Bubi gleicht auch seiner Mama nicht," sprach sie, um nur die beklemmende Stille zu unterbrechen. Denn der Mann stand neben seinem Schreibtisch und sah sie an, mit einem Blick — einem Blick, den sie nicht verstand angesichts all dieser Bilder der Toten und des ganz offenkundigen Kults mit derselben.

„Diesem Bild und den meisten da drinnen kann mein Jungchen auch gar nicht gleichen," begann der Mann halblaut mit etwas unsicherer Stimme; „allzu eifersüchtige und phantasievolle Mutterliebe ließ all das anfertigen. Sehen Sie hier . . ."

Elisabeth kam näher. Ihr Herz klopfte schwer.

Ein kleines, abgegriffenes Täschchen von schwarzem Leder hielt er ihr entgegen.

Die schon ein wenig verblassende Photographie darin zeigte das anmutsvolle Köpfchen einer etwa Achtzehnjährigen, die lustig, fast übermütig dreinsah.

„Das war meine Mimi. Ein holdes Kind — und so habe ich sie geliebt. Und so soll mir ihr Andenken immer lebendig bleiben. Und wenn ich auf ein neues, reiferes, ernsteres Glück hoffen dürfte, dann würde ich das Weib, das sich entschließen könnte, mein zu werden, bitten: ‚Gönne der armen Mimi das Grab in meinem Herzen . . .'"

Er brach ab, von Bewegung überwältigt.

Die warmen goldbraunen Augen sahen ihn fest und innig an . . .

Er las heilige Verheißungen darin.

*

Als die Gäste gegangen waren, denen Otto sich anschloß, weil man mit einer ganzen Verwandtengruppe den Abend in einem Theater zubringen wollte, blieb die Frau zerschlagen zurück. Eine große körperliche und geistige Anstrengung lag hinter ihr. Aeußerste Spannung der Seele, fieberische Wachsamkeit hatte sie verstecken müssen und auch mit Erfolg versteckt unter liebenswürdigstem, unbefangenem Wesen.

‚Sie ist ein ernstes und tiefes Mädchen. Und gerade deshalb wird ihr der Mut fehlen . . . Ich bemerkte wohl, wie sie Mimis Bilder ansah . . .'

Aber nun konnte sie diesem Gedanken nicht weiter nachgrübeln.

Die Türe wurde aufgerissen.

„Ach, gnädige Frau — bitte, schnell," rief die Köchin herein.

Es konnte sich nur um Bubi handeln. Atemlos lief die Frau ins Kinderzimmer. Da wand sich der Kleine auf dem Arm des Kindermädchens, und die Jungfer hielt eine Schüssel, denn es war augenscheinlich, das Kind wollte sich erbrechen.

Unter der aufgeregten Teilnahme und Hilfeleistung der vier Frauen kam es denn auch so weit.

Halb beruhigt, daß sich die trüben Augen, die matte Haltung des Kleinen somit aus einem verdorbenen Magen zu erklären schienen, halb empört, daß er überhaupt einen verdorbenen Magen haben konnte, schalt die Großmutter auf die Leute ein: sie hätten ihm Bonbons zugesteckt, ihn irgend etwas trinken lassen. Die Mädchen leugneten. Unterdes erholte sich der Kleine und lächelte. Aber zum Doktor mußte doch telephoniert werden.

Ehe die Frau am späten Abend zu Bett ging, legte sie noch einen Zettel auf das Nachttischchen ihres Schwiegersohnes.

„Bubi hatte Erbrechen und befand sich nachher wohler. Rümplin, den ich gleich rufen ließ, verordnete für morgen das Bett und meinte, es werde sich wohl um eine Magenverstimmung handeln."

Otto sah den Zettel, als er um Mitternacht heimkam, nicht. Er war wie verträumt, nahm seine Stube und die Gegenstände darin nur unbewußt wahr und kleidete sich mechanisch aus. Seine Seele durchlebte alle Stunden, die hinter ihm lagen, noch einmal. Jeder Blick, der zwischen Elisabeth und ihm hin und her ging, war wie ein freudiges Suchen und Verheißen gewesen. Er fühlte sich erschüttert bis in sein tiefstes Wesen. Das Glück kam wieder — kam noch einmal. Aber diesmal nicht wie ein lachendes Spiel sorgloser Jugend. Tief und bewußt und heilig war es. Mehr Andacht fast als Freude ... Er wachte in die Nacht hinein. Es war ihm fast zu schade zu schlafen. Er wollte fort und fort diesen zarten Hoffnungen nachsinnen — sich prüfen, ob er schon den Mut in sich fand, die Hand auszustrecken ... Aber eine seltsam schwere Müdigkeit, verbunden mit Kopfschmerz, kam über ihn.

Als er morgens aus bleiernem Schlaf erwachte, waren die Kopfschmerzen stärker, ein Unlustgefühl im ganzen Körper ärgerte ihn geradezu. Denn es gab doch nur eine Erklärung, und die fand er lächerlich, fand sie blamabel. Es mußte ein Katzenjammer sein. Es war es eben nicht mehr gewohnt, zwei Tage nacheinander Feste zu feiern. Und heute war das dritte, das eigentliche: Franzius' Hochzeit.

Und er, Otto, würde Elisabeth Franzius bei Tische neben sich haben ...

Er mußte wieder frisch und wohl werden bis dahin. Er beschloß, nach dem Bad einen weiten Spaziergang zu machen.

Beim Ankleiden fand er dann den Zettel und beeilte sich, nach seinem Jungen zu sehen.

Der lag zwischen weißen Leinen und Spitzen und blauen Bändern in größter Zierlichkeit und Sauberkeit in seinem vergoldeten Drahtgitterbettchen, und Großmama saß daneben und zeigte eben im unzerreißbaren Bilderbuch den Kikerikihahn und den Wauwau und ahmte mit ihrer milden, liebevollen Stimme die Tiere nach.

Wieder einmal war der Mann gerührt.

Er trat auf sie zu und küßte voll Liebe und Ehrfurcht ihre Stirn.

Dann besprachen sie Bubis Zustand. Seine Haut schien so trocken, vielleicht war auch etwas Fieber vorhanden. Rümplin hatte versprochen, heut vormittag wieder nachzusehen.

Otto meinte, er wolle absagen und nicht zur Hochzeit; aber er sagte es nur in der Hoffnung, daß die Mutter das nicht erlauben werde.

Und wirklich geriet sie fast in Aufregung: Er mache sich ja lächerlich, wenn er wegen des verdorbenen Magens seines Jungen absage.

Er ahnte nicht, daß ein schreckensvoller Aberglaube ihr diese Worte in den Mund legte. Sie erinnerte sich nur zu genau, daß sie damals, als Otto zu Franzius' Verlobung geladen war, mit dem Gedanken gespielt hatte, eine Krankheit des Kindes zu heucheln.

Jetzt sollte das eine Wahrheit werden? Nein, das sollte nicht sein. Das Kind hatte nur eine Magenverstimmung. Da war kein Grund zur Sorge — gewiß nicht — gewiß nicht.

Sie wollte das dunkle Vorgefühl nicht in sich groß werden lassen ... Die Angst und Gefahr, die schon in allen Winkeln des Kinderzimmers lauerte, sollte nicht herankommen ...

Otto mochte seine Schwiegermutter nicht von seinen Kopfschmerzen und seinem Unlustgefühl unterhalten. Sie mußte ihn ja auslachen ... Sie mußte ja laut sagen, was er sich leise gestand: Otto, du hast einen Kater.

Er ging spazieren, weit und lange, und fand den Tag erbärmlich kalt, so daß man förmlich Frostschauer empfand, trotz des Pelzes, mit dem er übrigens manchem lächerlich auffiel, denn es war einer von den „neun Sommertagen" des Märzes.

Heimkehrend bemerkte er, daß er sich eher schlechter als besser befand.

Vielleicht steckte ihm eine Influenza in den Gliedern.

Mochte sie morgen ausbrechen. Heute mußte er noch die Stunden an Elisabeths Seite genießen — mußte sich leise, leise an ihr Herz heranfühlen, um zu erhorchen, ob er schon ein erklärendes, bindendes Wort wagen dürfe ...

Welches Glück, daß er sich für diese drei Tage Urlaub genommen hatte — freilich in der Voraussetzung, daß er helfen wolle, den zu-

gereisten Verwandten Franzius' die Honneurs von Berlin zu machen. Anstatt dessen legte er sich noch für einige Stunden zu Bett und stand erst frostbebend wieder auf, als es Zeit war, sich in den Frack zu werfen.

Seine Schwiegermutter berichtete ihm, daß Rümplin inzwischen dagewesen sei und gemeint habe, immerhin könne dem Kleinen eine Kinderkrankheit in den Gliedern stecken. Er wolle um sieben Uhr abends wiederkommen.

„Weißt du was, Mama – dann telephoniere mir in den ‚Kaiserhof', wie es heut abend steht."

Sie versprach, was er wollte.

In namenloser Aufregung blieb sie zurück. Sie fand den Kleinen schon viel kränker, als sie sich zugeben und ihren Schwiegersohn merken lassen wollte.

Was hatte das Schicksal vor? Wollte es den Kleinen seiner toten Mama nachtragen, damit er nicht erst erlebe, eine Stiefmutter zu bekommen?

Hatte sie durch ihr ewiges heißes Flehen: „Daß mein Bubi nur ja keine Stiefmutter bekommt" — hatte sie es heraufbeschworen?

Noch ehe Rümplin kam, sah sie es selbst: Das Kind bekam starkes, rasch steigendes Fieber. Es ward ganz glühend und seine Augen glänzten trüber. Blaurot war die kleine Junge . . .

Der Doktor sprach denn auch das gefürchtete Wort aus: „Scharlach!"

‚Ich muß telephonieren. Das muß Otto gleich erfahren,' dachte sie.

Aber ihr Körper war wie von Blei. Sie saß und dachte es immer wieder und machte ihren Vorsatz nicht zur Tat.

Sie malte sich aus, wie ihn das treffen mußte.

Wenn er das entscheidende Wort zu Elisabeth Franzius noch nicht gesprochen, bedeutete die Nachricht vielleicht so etwas wie eine Warnung — es schien wie ein Fingerzeichen von Gott . . .

„Was für törichte Gedanken — — ich hab' ihm doch mal versprochen: Um sieben telephonier' ich, wie es geht."

Sie schleppte sich zum Telephon. Schon hatte sie die Hand erhoben, um an der Kurbel zu drehen.

Da kam ihr ein neuer abergläubischer Einfall.

Otto wußte, daß sein Kind leidend sei und daß er um sieben Nachrichten hatte empfangen sollen. Wenn er ganz und gar von seinen Gefühlen für Elisabeth hingenommen war, würde ihm das Ausbleiben der versprochenen Nachricht nicht auffallen. Dann hatte die Frau den Beweis, daß die neue Liebe alles, alles in ihm weggelöscht: Mimis Andenken, die Zärtlichkeit für den Kleinen, das liebevolle Mitgefühl für die Mutter.

Ja — sie wollte abwarten — — — Wenn er das Ausbleiben von Nachrichten schweigend hinnahm, wenn keine innere Stimme ihm unruheerregende Gedanken zuflüsterte — ja, dann war es klar. Die Würfel waren dann gefallen. Ihr Los war dann entschieden. Sie mußte Bubi und seinen Papa verlassen. O, lieber sterben — gleich mit Bubi sterben. Denn ihr war es wie eine Gewißheit, daß in solchem Fall Bubi die schreckliche Krankheit nicht überstehen werde . . .

Es schlug halb acht.

Otto fragte nicht an. Das Telephon blieb stumm.

Und die Frau horchte mit heißer Sammlung, ob das feine schrille Klingeln nicht durch die Stille der Wohnung zittern werde . . .

Es schlug acht . . .

Im Krankenzimmer herrschte eine sanfte, etwas rosig getönte Dämmerung. Hinter einem Schirm brannte eine verhängte Lampe: Im Bereich der Lichtscheibe, die ihre Flamme auf die Tischdecke legte, stand eine Medizinflasche und lag im schwarzen Schutzröhrchen, einem winzigen dunkeln Stab gleich, der Thermometer.

Vor einer halben Stunde war er benutzt worden.

Er hatte vierzig Grad gezeigt!

Der kurze schnelle Atem des Kindes war vernehmbar.

Mit einem Mal schreckte die horchende Frau zusammen.

Draußen ging die Tür . . . ein Männerschritt im Korridor? Das mußte Otto sein.

Er kam selbst! Er hatte sich von dem Fest fortgeschlichen! Das Ausbleiben der versprochenen Nachricht hatte ihn geängstigt. Die innere Stimme rief ihn auf . . .

Noch also war das Kind und die Mutter seiner Mimi ihm wichtiger, mächtiger als alles . . .

Und durch die Angst und Qual brach es wie ein Jubel . . . Sie huschte hinaus . . . Da stand Otto noch und hängte seinen Pelz an die Garderobe.

„Otto," rief sie, „o mein Gott . . . unser Bubi . . ."

Und schon hielt sie den Mann mit klammernden Armen umschlungen. Ihr Gesicht gegen seine Schulter drückend, fing sie an leidenschaftlich zu weinen.

Die Worte kamen stoßweise zwischen dem Schluchzen und den Tränen . . .

Otto erschrak tief. Sein armer, lieber, kleiner Junge hatte Scharlach? Vierzig Grad Fieber? War also in Lebensgefahr? Und das gerade heute, gerade jetzt — wo ihm selber so jämmerlich elend war. Denn ihn hatte keineswegs eine innere Stimme herberufen, keineswegs hatte er das Ausbleiben der versprochenen Nachricht vermißt.

Er war zu stark und zu peinvoll damit beschäftigt gewesen, gegen sein immer wachsendes körperliches Elendsgefühl anzukämpfen, damit er imstande sei, es vor der Gesellschaft und vor allen Dingen vor der Tischnachbarin zu verbergen. Aber es war ihm nicht gelungen.

Wie anders hatte er sich diese Stunden gedacht gehabt!

Wie eine an wundervollen Geheimnissen überreiche Einsamkeit würde es Elisabeth und ihn

umfangen inmitten all der festfröhlichen Menschen. Während alle andern auf der Oberfläche des Lebens herumlärmten und sich vergnügten, dachte er mit ihr in ernste Tiefen hinabzusteigen und da vielleicht das Wort und den Mut zu finden, ihr das Entscheidende zu sagen.

Nun war alles nur wie ein scheues, hilfloses Tasten gewesen. Und damit sie sein Wesen nicht gar mißverstehe, hatte er das Geständnis ablegen müssen, daß er sich krank fühle. Es kam ihm jämmerlich genug vor für einen Mann. Es schien ihm eben mit Männlichkeit wenig vereinbar.

Er hatte nur noch das Recht erbitten können, Elisabeth schreiben zu dürfen, da sie ja gleich nach der Hochzeit ihres Bruders mit Schwester und Schwager abzureisen dachte.

Und nun stand er hier, frostbebend, schwindlig, von einer lächerlichen Sehnsucht nach seinem Bett beherrscht, und an seiner Schulter weinte die Schwiegermutter.

Der tiefe Schreck war nur ganz kurz. Gleich herrschte wieder das viel mächtigere Gefühl des eignen schlimmen Befindens.

„Mama," sagte er heiser, „leider Gottes geht's mir selber miserabel. Kommt Rümplin noch mal heut abend?"

*

Nun begann eine Zeit, in der die Frau jene Wunder vollbrachte,. die nur Mutterliebe und weibliche Hingabe zu leisten vermag.

Schließlich war sie doch schon über sechsundvierzig und in den Jahren, wo sie ohnehin vielerlei kleine und große Körperbeschwerden ständig zu bekämpfen hatte.

Aber sie brachte es fertig, beide Kranke mit der peinlichsten Wachsamkeit zu pflegen, und wechselte in den Nachtstunden mit der barmherzigen Schwester so pünktlich und so frisch ab, als sei es ihre Berufsgewohnheit.

Otto war viel kränker als sein Söhnchen. Wenn erwachsene Leute Scharlach haben, ist der Fall meist noch zehnmal ernster. Bubi war nach zehn Tagen außer Gefahr und mußte nur mit jener übergroßen Sorgfalt gehütet werden, die allein Folgekrankheiten abzuwenden vermag. Aber Otto schwebte vierzehn Tage lang zwischen Leben und Tod.

Die Teilnahme war allgemein. In der unerwünschtesten Weise schrillte das Telephonsignal alle paar Minuten. Sogar Exzellenz Willmers fragte wiederholt an, wie es gehe. Besonders teilnehmend waren natürlich Wörmanns und das bald von seiner kleinen Hochzeitsreise zurückkehrende junge Ehepaar. Der Regierungsrat Franzius bestellte auch, wenn er merkte, daß Frau von Wangenau selbst am Telephon war, die schönsten Grüße und Wünsche von seinen Schwestern, denen er natürlich Ottos Erkrankung geschrieben habe.

Diese Grüße und Wünsche an Otto weiterzubestellen, hielt Frau von Wangenau nicht für nötig.

Das lag ja alles so weit zurück. Er war ja so elend. Alle Gedanken waren so nebensächlich, alle Menschen so gleichgültig. Es gab nur die eine Sorge: Wird Otto ganz genesen? Wird der Kleine nichts nachbehalten?

Oft, in der Zeit, als Otto bei hohem Fieber noch phantasierte, saß sie in der Nacht und horchte.

Meist kam nur unverständliches Gemurmel von seinen Lippen. Oder, wenn es verständliche Worte waren, sagten sie kompletten Unsinn. Es schien einmal, als quäle es Otto, daß der hohe Kachelofen in der Ecke sich fortwährend gegen ihn verbeuge. Ein andermal sprach er von einem Schiff, das aus Wasser sei, und konnte nicht begreifen, wie das zu schwimmen vermöge.

Phantasien, die Aufschluß über seine Gefühle gaben, kamen nicht vor.

Und die wachende Frau wartete doch so begierig darauf, ob nicht einmal der Name Mimi oder Elisabeth von seinen Lippen käme. Rümplin belehrte sie zwar, daß Phantasien, die Authentisches vom Seelenleben verrieten, sehr selten vorkämen.

Ihr aber blieb es doch ein Beweis, daß Otto nicht ernst und tief an Elisabeth gedacht haben könne, sonst müßte er nach ihr rufen.

Gottlob, die Gefahr war also vorbei.

Als es Otto besser zu gehen anfing und für den Kleinen auch die Gefahr einer Folgeerkrankung nicht mehr drohte, ließen die teilnahmvollen Anfragen nach.

Die kleine Familie versank wieder in jene Stille und Einsamkeit, wie bald nach Mimis Tod.

Nur einen sehr großen Unterschied gab es: Mimis Name ward eigentlich nie mehr ausgesprochen.

Alles, was sich in den letzten Wochen begeben hatte, war ja auch in keiner Weise mit ihrer Person, mit den Erinnerungen an sie verknüpft. Es waren ganz allein die Erlebnisse und die Sorgen der Frau gewesen, die hier Großmutter, Mutter, Krankenpflegerin, Hausfrau in einer Person war und jede Pflicht auf das völligste erfüllte.

Otto war so voll Dankbarkeit und Bewunderung, daß es ihn oft erschütterte. Weichmütig, wie er nun noch war, sah er sie oft mit nassen Augen an und streichelte ihr die lieben, unermüdlichen Hände.

Sie lächelte ihn dann unter Tränen an. Eine unendliche Zärtlichkeit schwoll ihr im Herzen.

Sie war sich nicht bewußt, daß ein starkes Weibempfinden dabei als Unterströmung sich in ihre Gefühle mische.

Sie glaubte ganz und gar mütterlich zu sein, und ihr war, als habe sie sich den Mann, der nicht Blut von ihrem Blut war, nun vom Schicksal ganz zum Sohn erobert.

Eigentlich war sie der Krankheit nachträglich dankbar. Durch diese schweren Wochen erst war es

offenbar geworden, daß Otto ohne sein Mamachen ja gar nicht mehr denkbar sei — und gar erst Bubi!

Mit dem innerlichen stolzen Jubel einer Triumphatorin fuhr die Frau Ende Mai zum erstenmal mit ihren beiden Rekonvaleszenten aus.

Ihre strahlenden Augen leuchteten es in den Maisonnenschein hinein: Ich habe diese beiden dem Tode aus den Zähnen gerissen! Ihr beglücktes Lächeln erzählte es dem jungen Grün der Wipfel: Nun sehen meine geliebten beiden euch doch wieder.

Der Himmel war nur so blau, um Otto und Bubi als Genesene zu feiern.

Und um der Ausfahrt völlig die freudigste Wichtigkeit zu geben, war der Zufall so gütig, einige Bekannte den Weg kreuzen zu lassen.

Im Tiergarten trafen sie Exzellenz Willmers.

Der hob in fröhlicher Ueberraschung die Hand und grüßte gar nicht steif und vorgesetztlich, sondern als wolle er sagen: Wieder von den Toten auferstanden? Gratuliere, gratuliere!

Und an der Ecke der Friedrich-Wilhelm-Straße sahen sie gar Regierungsrat Franzius und seine junge Frau.

Natürlich mußte da der Wagen halten, und ein fröhliches Fragen und Sagen ging an.

Gar keine Ansteckungsgefahr mehr? Wirklich schon alles polizeilich desinfiziert! Das war wohl eine schwere Zeit gewesen? Aber solche Pflege, solche Aufopferung gab es eben nicht zum zweitenmal. Na, nun konnte man ja endlich wieder zueinander kommen. Und noch vierzehn Tage weiter, und Otto meldete sich wieder im Bureau. Wie die Hochzeitsreise verlaufen war? Gott, sie waren ja schon alte Eheleute jetzt, schon neun Wochen verheiratet — oder acht, richtig, doch erst acht. Nun konnten sie schon Besuch einladen, ohne sich vor solchem als ungeübte Haushaltungsvorstände zu blamieren. Elisabeth käme als erster Logiergast. Veranlassung: Adelens endliche öffentliche Verlobung; er sei Hauptmann geworden. Und ihr alter Korpsbruder, der dicke Müllensiefen, habe inzwischen ein fabelhaftes Glück gehabt, indem er nämlich . . .

„Halt, halt, halt!" rief Frau von Wangenau lachend, „nicht zuviel auf einmal. Ottos Nerven sollen noch geschont werden."

„Freilich — so das erstemal. Die Frühlingsluft greift ohnehin an. Verteufelt schmal und blaß ist er doch noch. Na, adieu, Kramer. Und nun kommen wir bald, wenn wirklich schon desinfiziert ist . . . Denn meine Frau, weißt du . . ."

„Ja, ich habe auch noch nicht Scharlach gehabt," sagte die junge Frau.

Und zum Abschied rief Franzius noch, daß er hoffe, sein Freund Kramer sei nun mit den Kinderkrankheiten definitiv fertig.

Die Begegnung hatte den Rekonvaleszenten doch etwas angegriffen.

Otto lehnte recht bleich, mit der Miene eines, der sich nach Ruhe sehnt, im Wagen.

Auch den Kleinen ermüdete die Luft und das an seinem Auge rastlos vorüberziehende Bild des Straßenlebens. Er wollte auf Großmamas Schoß und schlafen.

So fuhr man denn nach Hause. Auf dem Antlitz der Frau blieb der Glücksausdruck.

Der Name „Elisabeth" war so an ihr vorbeigegangen. Sie hatte sich, nach Art vieler Frauen, aus ihren eignen Gefühlen längst bewiesen, was sie wünschte.

Diese Sache war abgetan.

Aber an sein Ohr war der Name gekommen wie Musik, die unklare, drängende Freudengefühle auslöst.

Und er blieb stumm und blaß. In seinen Augen stand ein besonderer Glanz.

*

Zwei Tage danach fragten Franzius' an, ob sie zum Nachmittagstee kommen dürften, und Frau von Wangenau telephonierte zurück, daß Otto und sie sich sehr freuen würden.

Die junge Frau brachte für Otto einen Blumenstrauß und für Bubi eine Schachtel voll Bleisoldaten mit und konnte gar nicht genug bewundern, wie Bubi in den zwei Monaten gewachsen sei.

Otto zog den Freund in sein Zimmer. Sein von Zweifeln bis zur Ratlosigkeit beunruhigtes Herz mußte sich ein wenig Klarheit suchen.

Als er den Freund in die Sofaecke gedrückt und ihn mit einer Zigarette versorgt hatte, ging er ein paarmal in wachsender Erregung auf und ab und lehnte sich dann, als säße er auf der Kante, gegen den Schreibtisch. Er spielte mit nervösen Fingern mit seinem Zigarettenetui und vermied Franzius' Blick.

„Wann kommt deine Schwester Elisabeth?"

„Morgen."

„Ich fühle mich ihr gegenüber in einer großen Verlegenheit."

„Wieso denn das . . ."

„Ja, siehst du . . . auf euerm Polterabend und auf eurer Hochzeit . . . ja, in jenen Tagen haben wir uns recht . . . recht angefreundet, deine Schwester Elisabeth und ich. Und ich erbat mir die Erlaubnis, ihr mal schreiben zu dürfen."

„Na — und?"

Franzius wußte ja recht gut, was damals sich angesponnen hatte. Aber er wollte den Schein vermeiden, daß er als Bruder eine große Eile habe, die durch den Zufall zerrissenen Fäden wieder zusammenzuknüpfen.

„Ja, und dann wurde ich durch meine dumme Erkrankung daran verhindert. Als ich wieder so weit war, daß ich wohl mal hätte schreiben können, hielten mich zwei Umstände ab. Erstens

lebte ich ja die ganze Zeit gewissermaßen unter der unmittelbaren Kontrolle meiner Schwiegermutter. Ich konnte keinen Brief schreiben, ohne daß sie dessen Adresse sah. Heut vormittag bin ich zum erstenmal allein ein bißchen an die Luft gegangen. Und zweitens ... ich weiß gar nicht, ob Elisabeth sich noch jener Stunden erinnert ... aufdringlich zu sein liegt mir fern ... ich meine, wenn sie sich erinnerte, hätte sie mir wohl mal einen Gruß zukommen lassen in all der schweren Zeit ..."

„Das hat sie!" sprach Franzius mit Nachdruck, „und zwar eine Zeitlang täglich durch mich. Wenn deine Schwiegermutter es dir nicht bestellt hat ..."

Ottos Stirn furchte sich. Er bemerkte in diesem Augenblick, daß er doch noch immer recht angegriffen war.

„In all ihren Sorgen, in all ihrer Arbeit wird Mama vergessen haben, die Grüße zu bestellen. Ich bitt' dich auch, Franzius, versteh nicht falsch, was ich von der unwillkürlichen Kontrolle sagte ... Ich fände es nicht richtig, Mamas Aufmerksamkeit zu früh auf Dinge zu lenken, die ... du weißt — es gibt Zartheiten ..."

Er fand es doch unmöglich, sich weiter auszusprechen. Aber Franzius hatte ihn auch schon völlig verstanden.

Er unterdrückte den schweren Seufzer, welcher der Schwiegermutter galt, und sagte:

„Na also ... da kann ich Elisabeth ja wohl morgen einen Gruß von dir bestellen."

„Ich werde ihr selbst einen senden," sprach Otto.

Die Männer drückten sich die Hände.

Am andern Vormittag regnete es, und die Luft war herbe.

Kramer hatte einen peinlichen kleinen Kampf zu bestehen. Seine Schwiegermutter sah eine förmliche Lebensgefahr für ihn darin, wenn er bei dem Wetter ausgehe. Zufällig kam Rümplin und gab Otto lachend die Erlaubnis, fortan bei jedem Wetter auszugehen, sich überhaupt auch nicht mehr als Rekonvaleszenten, sondern als völlig Gesunden zu betrachten. Dazu machte die Mama ein so naiv unglückliches Gesicht, daß beide Herren sie ein wenig aufzogen und sie zuletzt mitlachen mußte.

Otto aber schrieb ein Begrüßungswort an Elisabeth Franzius.

Es sollte kurz sein. Aber es sollte dennoch viel ahnen lassen. Es sollte sie darauf vorbereiten, daß sie bald eine ernste, über ihr und sein Leben entscheidende Frage zu erwarten habe.

Nach vielem Besinnen schrieb er endlich:

„Freudig begrüßt Ihre Wiederkehr jemand, der sich acht Wochen lang sehr unglücklich fühlte, weil er von jedem Verkehr mit Ihnen abgeschnitten war. O. K."

Er kaufte einen Strauß von Rosen und heftete den Brief daran.

Als die kleine Sendung an ihre Adresse abgegangen war, kam ein ganz unsinniges, fast übermütiges Glücksgefühl über Otto. Ihm war, als sei schon alles entschieden und als dürfe er morgen nur hingehen, um die Geliebte als Braut in seine Arme zu schließen.

Es gab vorher nur noch eine Frage zu lösen. Sie schien ihm jetzt viel leichter als vor zwei Monaten.

Hatte er, nach seiner Meinung, doch inzwischen erst ganz genau seine Schwiegermutter kennen gelernt. Daß sie eine prachtvolle, aufopferungsfähige Frau war, hatte er ja immer gewußt und sie immer nach ihrem Verdienst verehrt und liebgehabt. Aber den ganzen Riesenschatz von Selbstlosigkeit und Liebe, der in ihr lag und den sie in goldenen Münzen überreichlich verschenkte, den lernte er erst ganz ermessen in den schweren Krankheitswochen.

Er fühlte sich jetzt so völlig als ihren Sohn, daß er gar keinen Zweifel darüber hatte, sie würde sich seines Glückes innig mitfreuen. Um so mehr, als der ungesunde Kultus mit dem Andenken der armen, lieben Mimi auch aufgehört hatte.

Die Frage lag nur so: Sollte er sich erst Elisabeths Jawort holen und dann den Segen der Mutter; oder sollte er erst mit Mimis Mutter sprechen und dann mit Elisabeth?

Einen Augenblick lang drängte alles in ihm zu raschen Entschließungen. Dann wieder erfaßte ihn der ganze wundervolle Zauber, den das Warten hat, wenn die selige Gewißheit vor der Tür steht. Jene beglückende, bebende Angst, die den erfüllt, der die Liebe auf sich zukommen sieht.

Seine durch erlittene Schmerzen verfeinerte Seele genoß die Hoffnung.

Und er vermochte sich nicht zu einer planvollen Handlungsweise zu entschließen. Ihm war, als nähme das diesen kommenden Tagen die Poesie. Stunde und Stimmung sollte alles entscheiden.

*

Bubi sollte nun täglich regelmäßig wieder in die Luft. Bei der Wichtigkeit, die diesen seinen Ausfahrten beizumessen war, ließ die Großmama es sich nicht nehmen, das Wägelchen, welches das Kindermädchen schob, zu begleiten.

Nach dem gestrigen Regentag stand nun der ganze Tiergarten in frischen Farben und kräftigem Duft des jungen Laubes.

Bubi saß vergnügt in seinem Wagen und hielt in felsenfest geschlossenen Fäustchen einen Faden, an dem ein roter Gummiballon schwebte. Unter ihrem aufgespannten Sonnenschirm ging seine Großmama neben ihm, in einer sehr eleganten grauen Toilette, die ihr ein beinahe jugendliches Ansehen gab.

Sie war aber doch ein wenig nachdenklicher als sonst.

Heute hatte sich morgens unter den Postsachen ein Briefchen von Franzius befunden, und Otto erbrach es mit sichtbarer Hast. Er sagte dann, daß Franzius und Frau ihn für diesen Abend bäten.

„Ohne mich?!" war es ihr da entfahren.

Otto wurde sehr verlegen. Aber er fühlte wohl: diese Einladung allein für ihn war die Antwort auf seinen Rosengruß an Elisabeth ... Er sprach etwas davon, daß Franzius' vielleicht ihre Eltern, die Wörmanns, mit ihr zusammen bei sich sehen möchten — daß das junge Paar sich vielleicht nicht getraut habe, sie zum erstenmal so improvisiert einzuladen und dergleichen mehr.

Aber natürlich war es ihm nicht gelungen, seiner Schwiegermutter das leise Unbehagen aus der Seele zu verscheuchen, das nun förmlich wie ein Druck in ihr lag.

„Sie werden doch wieder versuchen, Otto mit der Elisabeth zusammenzubringen. Wie unrecht gegen das arme Mädchen — man erweckt da in ihr vielleicht Hoffnungen, und Otto heiratet doch nie wieder. Er wäre ein Narr, sich in das Abenteuer einer Ehe zu stürzen. Jetzt weiß er, was er hat, was Bubi hat. Eine Ehe ist immer eine Lotterie."

Daß sie selbst dereinst dies Abenteuer, diese Lotterie gewagt, daß sie ihre Mimi es hatte wagen lassen, und noch dazu mit ebendiesem Mann, kam für sie nicht in Betracht. Wie viele Frauen wandte sie Gemeinplätze der Lebenserfahrung gern für die Handlungen andrer, nie für ihre eignen an.

Bubis Geschrei riß sie aus ihren Gedanken. Sein Ballon war ihm entflogen. Nun schwebte der als rotes Pünktchen schon hoch gegen den blauen Himmel fort.

Das Kindermädchen hätte aufpassen sollen, schalt die Großmutter und tröstete Bubi und versprach zwei neue, einen roten und einen blauen dazu.

Mit geneigtem Oberkörper stand sie und wischte Bubi die Tränen ab, als hinter ihr eine Stimme sagte: „Guten Tag, meine gnädigste Frau."

Es war Elisabeth Franzius. Sie kam quer durch den Tiergarten, von der Wohnung ihres Bruders, die am Holsteinischen Ufer lag, und wollte gleich am ersten Morgen ihrer Anwesenheit den Eltern ihrer Schwägerin, dem Ehepaar Wörmann in der Landgrafenstraße, guten Tag sagen.

Sie sah strahlend schön aus, wie verklärt von innerstem Glück.

Sie küßte Bubi und schien erregt und konnte nicht genug rühmen, wie wohl er nun schon wieder aussähe.

Die beiden Frauen schritten dann nebeneinander her. Man hatte für ein paar Minuten die gleiche Wegesstrecke zurückzulegen.

Frau von Wangenau war anfangs nicht minder unfrei als das junge Mädchen.

Die eine suchte das Benehmen der andern auf die etwa dahinter verborgenen Gesinnungen zu tarieren.

Aber dann kam Elisabeth Franzius auf die schwere Zeit zu sprechen, die hinter der älteren Frau lag.

Und da wurde diese so beredt, genoß erzählend die ganze Zeit mit ihren Sorgen und Genugtuungen so lebhaft noch einmal, daß es ihr völlig, aber auch völlig dabei klar ward, daß man das nette, vornehme Mädchen sich nicht in törichte Hoffnungen verrennen lassen dürfe.

Im Eifer ihrer Beredsamkeit blieb sie endlich stehen, indes das Kindermädchen Bubi in seinem Wagen weiter des Weges schob.

„Ja, meine Liebe," sprach sie abschließend, „diese Wochen, in denen ich mehr als einmal dachte, ich müßte Otto und das Kind hergeben, haben uns noch enger aneinander geschlossen — wenn das überhaupt möglich war. O Gott — all die Angst möcht' ich nicht noch einmal erleben! Es war schrecklich. Die beiden sind doch mein Lebensinhalt! Wenn ich den verlöre!"

Es riß sie fort. Sie vergaß, warum und zu wem sie sprach. Der Schrecken des möglichen Verlustes trat mit starker Deutlichkeit vor sie hin. Tränen rannen aus ihren Augen. Und sie fügte hinzu — gleichsam zu dem Schreckbild ihrer Phantasie sprechend:

„Es wäre mein Tod!"

„Herr Kramer ist Ihnen zu großem Dank verpflichtet," sagte Elisabeth nach einer Pause sehr leise.

Die strahlende Schönheit war von ihren Zügen gewichen.

Sie sah blaß, still, fast elend aus.

„Dank!" sprach die Frau abwehrend, „mein Gott — Dank! Unter Menschen, die sich liebhaben, versteht sich alles von selbst."

Wieder eine Pause. Dann brachte Elisabeth etwas mühsam heraus:

„Nun ist Bubi vorausgefahren und ich kann ihm nicht adieu sagen... ich wollte hier nämlich abbiegen ..."

„Ich werde ihm einen Gruß von der freundlichen Tante sagen," versprach die Frau im liebenswürdigsten Ton. „Bitte, vergessen Sie nicht, mich Frau Wörmann zu empfehlen."

Sie sah der Davonschreitenden ein Weilchen nach. Sie tat ihr leid. Denn die starke und plötzliche Veränderung im Wesen Elisabeths war ihr nicht entgangen.

Auch bebten in ihr selbst noch die Erschütterungen nach, in die sie sich redend hineingesteigert. Sie fühlte genau, daß sie viel mehr gesagt hatte, als sie gewollt.

„Aber Otto denkt ja auch gar nicht daran.

Nicht einmal in seinem Fieber nannte er ihren Namen," sagte sie sich endlich.

Und ihr war, als habe sie geradezu eine Christenpflicht erfüllt.

*

Alle vier Menschen wußten ja, was die Zusammenkunft an diesem Abend für einen Zweck hatte. Otto und Elisabeth mußten endlich die Gelegenheit finden, sich auszusprechen.

Aber sie taten alle vier ganz unbefangen, wie sie um den Abendtisch saßen. Die junge Frau hatte die kleine Tafel sehr niedlich hergerichtet, und die Hammelkoteletts mit jungen Bohnen waren tadellos. Aber dem Regierungsrat Franzius steckte noch immer der alte Junggeselle in den Nerven, und er glaubte sich um alle möglichen Details der Haushaltung und Küche kümmern zu müssen. Es ging manchmal ein Fragen und Nicken mit Blicken und Mienen zwischen dem Ehepaar hin und her. So waren diese beiden abgelenkt, und es ward ihnen leicht, unbefangen zu tun.

Otto saß ziemlich schweigsam, gab aber doch ohne allzuviel Mühe einen leidlichen Tischgast ab. Sein Gesicht war das eines Ueberglücklichen. Er sah aus wie einer, der tausend schöne Dinge weiß und sich dadurch sehr hochmütig über sämtliche andern Sterblichen erhaben fühlt.

Elisabeth war sehr bleich, und wenn sie einmal lächelte, erschien es gezwungen. Sie vermied Ottos Blicke, die, sie fühlte es wohl, fort und fort die ihren suchten.

Aber gerade ihre Blässe, ihre scheue Unfreiheit bestärkten ihn in seligsten Hoffnungen.

Sie wußte ja, welche Stunden ihrer warteten, welche Offenbarungen ihr werden würden — da bebte eben ihre keusche Seele in seltsam verworrenen Gefühlen von Furcht und Freude. So sagte er sich.

Als abgegessen war, begab man sich in den kleinen Salon der Hausfrau. Hier sah noch alles nach Kunstgewerbe und Hochzeitsgeschenken und unendlich sauber abgewischt und unbewohnt aus. Otto wurde aufgefordert, sich alles anzusehen, insbesondere zu beurteilen, ob das kleine Oelgemälde, das er geschenkt, an gutem Platz hänge. Dazu sollten aber sämtliche fünf Flammen der Gaskrone angesteckt werden, und Franzius lief nach Schwefelhölzern und seine Frau lief ebenfalls danach.

Und plötzlich waren Otto und Elisabeth allein.

Sie standen und sahen sich an. Elisabeth erschrocken und zitternd — er mit aufleuchtenden Blicken und doch ein wenig zögernd.

Eine riesengroße Freude rauschte in ihm auf und erfüllte sein ganzes Wesen.

Ein paar Herzschläge lang gab er sich dem bangen, süßen Zaudern hin.

Dann schien es ihm, als mache sie eine Bewegung — etwa so, als ob sie davongehen wolle...

Da griff er rasch nach ihrer Hand.

„Elisabeth," sagte er flüsternd, überstürzt, „erinnern Sie sich noch der Tage, die wir im Frühling zusammen verlebten?"

„Ja," antwortete sie tonlos.

„Viele Hoffnungen habe ich daran geknüpft," sprach er.

Sie schwieg.

Er konnte gar keine Worte finden. Ihm war, als wüßten sie doch alles voneinander, als sei es ganz weihelos, dafür nach Worten zu suchen.

Fester drückte er ihre Hand.

„Elisabeth."

Sie sah zu ihm auf mit einem Blick voll Liebe und Schmerz.

„Nicht wahr, Elisabeth — wir gehören zueinander?" fragte er zärtlich. „Dein Herz weiß es, daß du meine Frau werden mußt . . "

Er wollte sie in seine Arme schließen. Da wich sie zurück.

„Die Schwiegermutter . . ." stammelte sie.

Das riß ihn aus dem leisen, traumhaften Zustand in die Wirklichkeit zurück. Aber es ernüchterte ihn nicht.

Vorher war er gewesen wie einer, der sich vor blendender Lichtfülle nur unsicher vorwärts tastet.

Nun wurde er zum zielbewußten Streiter für sein Glück.

„Die Mama!" rief er, und in seinen Zügen stand freudige Zuversicht, „o, die einzige, gute Frau wird dich mitlieben und durch dich ein wenig Ersatz für ihre verlorene Tochter finden."

Elisabeth schüttelte das Haupt.

„Ich flehe dich an — laß in dieser Stunde zwischen dir und mir kein eingebildetes Hindernis erstehen. Versuche gerecht zu sein, wie ich es versuche. Als du damals bei uns warst, sahst du die Erzeugnisse eines krankhaften Kultus mit der Toten. Sieh — es war noch so frisch für das Mutterherz. Dies Mutterherz hatte alles, alles verloren. Ihre Mimi war ihr einziges Glück gewesen. Sie glaubte es Mimi schuldig zu sein, ewig an ihrem Grab zu trauern. Die vergangenen Wochen haben ihr gezeigt, daß das Leben ihr noch Güter gelassen hat. Gewiß, sie hat begriffen, daß sie Mimis Andenken besser ehrt, wenn sie sich den Hinterbliebenen Mimis als selbstlose Mutter bewährt. Vielleicht, nein, sicherlich wird unsre Verlobung zunächst ihre Wunden wieder aufreißen, und sie wird uns ihren Segen nur voll Wehmut, aber sie wird ihn uns doch aus vollem Herzen geben."

Unter seiner Rede, die ihm überzeugt und feurig beschwörend von den Lippen kam, hatte Elisabeth Zeit gewonnen, sich zu fassen.

Sie fühlte, daß sie dem Wort und Blick des geliebten Mannes gegenüber zu ohnmächtig war. Und sie wußte doch, daß sie sich von ihrer Liebe nicht hinreißen lassen durfte.



Sonnenblumen

Nach einem Aquarell von Fritz Reiß

„Ich will dir schreiben," flüsterte sie, „ich bitte dich... warte..."

Schreiben? Er erschrak. Es legte sich auf ihn wie plötzliche Traurigkeit.

Aber nein — das war gar nicht möglich, daß sie ihm etwas zu schreiben hatte, was sie zu trennen vermochte...

„Sprich doch lieber," drängte er, „was du hast — sag es — sprich..."

Sie bewegte verneinend den Kopf.

Draußen hörte man Stimmen und Schritte.

„Du liebst mich? Du liebst mich?" fragte er in heißer Angst. Er wußte es ja. Er glaubte es. Aber er wollte es doch hören, um die Stunden ertragen zu können, bis ihr Brief kam.

„Ich liebe dich," sprach sie ganz leise. Sie sagte es mit heiliger Festigkeit.

Aber sie trat zurück und erhob abwehrend beide Hände, als er sie nun doch in seine Arme nehmen wollte.

Das junge Ehepaar war enttäuscht, kein Brautpaar zu finden, sondern zwei ganz verstörte, blasse, zerstreute Menschen.

Elisabeth zog sich sofort zurück. Franzius und seine Frau hofften auf irgendein Wort von Otto, das ihnen erklären sollte, was geschehen. Man stand sich doch so nahe, war doch so intim befreundet.

Aber Otto schwieg, quälte sich noch eine halbe Stunde mit dem Versuch, den unbefangenen Gesellschafter zu spielen, und ging dann.

Nach vollkommen schlafloser Nacht war Otto schon am andern Morgen ungewöhnlich früh auf.

Sowie es klingelte, eilte er selbst an die Korridortür.

Zweimal kam er mit enttäuschtem Gesicht wieder herein. Es war klar, seine Schwiegermutter mußte es erraten, daß er den Postboten selbst abzufangen wünschte.

Er erwartete also einen wichtigen Brief, dessen Anblick er jedermann zu entziehen suchte?

Im Herzen der Frau regte sich quälende Neugier.

Aber sie blieb beherrscht, und als es abermals klingelte, während sie mit Otto beim Frühstück saß, unterdrückte sie jede Bemerkung, als er hinausstürzte.

Er kam gleich zurück. Er sah wieder enttäuscht, mutlos aus.

„Nur die Zeitung," sagte er.

Schweigsam, in schweres Grübeln verloren, saß er und aß und trank mit jener Hast, die dem innerlich stark beschäftigten Menschen eigen ist.

„Wüßte ich, was er hat! Wüßte ich, was er denkt!"

Er aber dachte immer nur: ‚Was will sie mir schreiben?!' Daß es mit seiner Schwiegermutter zusammenhinge, schien gewiß. Fürchtete Elisabeth deren Eifersucht für die Tote? War sie vielleicht selbst eifersüchtig auf Mimi und fühlte nicht die Kraft, das zu besiegen?

Ach, dann war ihre Liebe keine große, keine echte... Dann war viel Egoismus in ihr. Denn wahre Liebe hätte der armen Toten das pietätvolle Andenken, die rührende Muttertreue gegönnt und sich immer als lebende Siegerin fühlen und zufrieden geben dürfen.

Was wollte sie ihm schreiben?

Aber endlich mußte er doch in sein Bureau gehen, ohne es erfahren zu haben. Es war auch gar nicht anders möglich. Selbst wenn Elisabeth noch gleich in der Nacht geschrieben hätte, sie konnte doch nicht den Brief zum Kasten tragen, mitten in der Nacht...

Draußen lockte wieder ein köstlicher Tag mit Himmelsblau, windlos reiner Luft und lachendem Grün. Aber die Frau ließ doch den Kleinen allein mit seinem Kindermädchen ins Freie.

Ihr war, als könne und dürfe sie sich nicht aus der Wohnung wegrühren. Um elf Uhr kam ja wieder eine Post... Und da Otto nun nicht zur Stelle war, mußte doch sie annehmen, was etwa kam...

Sein geheimnisvoll erregtes Warten hatte eine suggestive Kraft gehabt und sich auf sie mit aller Nervosität übertragen.

Als sie hörte — sie war gerade auf dem Korridor —, daß der Briefträger Postsachen in den Kasten steckte, der sich in der Türfüllung befand, begann sie zu zittern. Nun klingelte der Mann, wie er immer tat, zum Zeichen, daß er dagewesen...

Sie schloß den Kasten auf.

Einsam lag darin ein einziger weißer, länglich viereckiger Brief.

Ein Frauenbrief. Form und Handschrift verrieten es gleich...

Sie trug ihn in Ottos Zimmer, um ihn dort auf den Tisch zu legen.

„Poststempel Berlin," murmelte sie dabei vor sich hin.

War das wirklich der Brief, auf den er so gewartet? Wer konnte das wissen.

Sie drehte ihn herum.

Ihre Augen wurden starr.

Nach modischer Art war der Name mit kleinen schwarzen Buchstaben auf das Verschlußviertelteil des Briefumschlags gedruckt.

Elisabeth Franzius.

Die Frau sank in Ottos Schreibtischstuhl.

Also doch! Also doch!

Und dies war der Brief, auf den er so gewartet.

Und dann war auch klar, auf welche Frage er eine Antwort erwartete. Und weiter war klar, daß es eine bejahende sein mußte, die alle Welt erfahren konnte.

Zu einer heimlichen Korrespondenz benutzt keine Frau so unbefangen Briefumschläge mit darauf gedrucktem Namen.

Die Gedanken, die in ihrem Hirn durcheinander kreisten, machten aus ihr fast eine Unzurechnungsfähige.

Das also war ihr Dank!

Sie fühlte sich belogen und betrogen. Belogen von ihm — betrogen vom Schicksal. Sie verwechselte ihren eignen festen Glauben, daß er nicht wieder heiraten werde, mit einer Tatsache — ihr war nämlich, als sei es ausgemacht und versprochen gewesen.

Und alles, was sie an treuer Fürsorge und liebevoller Pflege aufgewandt für die beiden, kam ihr vor wie eine Bezahlung an das Schicksal: es war verpflichtet, ihr dafür die beiden als alleinigen Herzensbesitz zu lassen.

Sie konnte nicht weinen. Alles in ihr war hart und böse.

O, wenn man durch das Papier sehen könnte!

Um zu wissen, was Elisabeth schrieb, hätte sie Jahre ihres Lebens hingegeben.

Sie wünschte den Brief erbrechen, unterschlagen zu können.

Niemand hatte gesehen, wie sie ihn aus dem Kasten nahm.

Briefe gehen doch manchmal verloren. Wer konnte beweisen und beschwören, daß dieser hier richtig seine Adresse erreicht hatte?

Der Wunsch stärkte sich fast zum Entschluß. Ja, sie wollte den Brief lesen und ihn unterschlagen.

Und der niedrige Entschluß erschütterte sie so, daß sie am ganzen Leibe zu zittern begann.

Ein Gefühl körperlichen Elends ergriff sie.

Darüber brach sie in Tränen aus. Mit einem Male begriff sie nicht, wie sie solche häßlichen Gedanken haben könne.

Einen Brief unterschlagen. Pfui!

Zerbrochen vor Scham und Unglück verließ sie das Zimmer, wo still und sicher der unberührte Brief auf dem Schreibtisch liegen blieb.

Ihren häuslichen Geschäften nachzugehen, fühlte sie sich außerstande.

Sie sagte den Dienstboten, daß sie Kopfschmerzen habe, und legte sich auf die Chaiselongue im Wohnzimmer.

Nur Ruhe haben, um zu denken.

Aber sie konnte doch nur immer einen einzigen Gedanken von vernichtender Kürze und Kraft fassen: ‚Es ist aus . . .'

Die Zeit verrann.

Es mochte gegen Mittag sein. Der Kleine war längst nach Hause gekommen, aber von den Leuten mit vielen „scht — scht — Omama hat Kopfweh" gleich in sein Zimmer gebracht worden.

Nun kam Otto.

Sie hörte seinen Schritt im Korridor. Sie schloß die Augen.

Ihr war, als müsse er in ihren Blicken das ganze Entsetzen, all ihre Angst lesen.

Aber er kam nicht in das Wohnzimmer. Er ging in seine Stube.

Nun sah er den Brief. Nun las er ihn . . .

Noch ein paar Minuten — dann kam er selig, strahlend und sagte:

„Mama, ich bin verlobt. Hab Dank für alles und sei so gut und mach Platz . . ."

Sie horchte — sie wartete. Die Spannung war so groß, daß eine Ohnmachtsanwandlung ihre gequälten Nerven für einige Minuten erschlaffte.

Sie hörte allerlei Geräusche, wußte aber nicht, ob sie in ihrem eignen Kopf waren oder sich wirklich in der Wohnung begaben.

„Mimi," murmelte sie vor sich hin, „Mimi — das tut er dir an . . ."

Plötzlich fiel ihr ein, daß sie die Pflicht als Mutter habe, das Andenken ihrer Tochter zu verteidigen, deren Kind vor einer Stiefmutter zu schützen.

Das gab ihr Kraft zurück. Sie versuchte sich zu erheben.

In diesem Augenblick hörte sie ganz deutlich die Korridortür zuschlagen.

Jeder Mensch hat seine Art zu kommen und zu gehen. Ottos Schritt und Gewohnheit, die Türen zu öffnen und zuzuwerfen, kannte sie genau.

Er war wieder fortgegangen?

Im Nu war sie am Fenster und legte mit schrägem Kopf die Stirn fest gegen die Scheibe.

Ja, jetzt trat Otto unten aus der Haustür.

Nun ging er quer über die Straße . . .

Sie dachte nicht daran, sich zu verstecken, sondern starrte hinab.

Aber er wandte sich nicht um. Sein Gesicht konnte sie nicht sehen. Doch sah sie — nein, erriet es mehr, vermöge des außerordentlichen Erregungszustandes, in dem sie sich befand, daß die Haltung des Mannes eine mutlose, ganz geknickte war.

Ein Glücklicher geht triumphierend. Was war geschehen?

Hatte Elisabeth Franzius es abgelehnt, seine Frau zu werden?

Hatte es ihr an Mut gefehlt, Mimis Platz einzunehmen?

Und mit einem Male meinte die Frau, daß man von dem klugen, taktvollen, gütigen Mädchen auch gar nichts andres habe erwarten können als die Erkenntnis, daß eine Mimi nicht zu ersetzen sei.

Mit raschen Schritten ging sie in Ottos Zimmer.

Sie wollte sehen, ob Otto eben etwas geschrieben habe. Vielleicht gleich eine Antwort auf Elisabeths Brief. Otto hatte die Gewohnheit, wenn er schrieb, die Feder im Tintenfaß zu lassen. Daran konnte man erkennen . . .

Aber es war alles in der Ordnung, die sie den Dingen beim Staubwischen gegeben: Der Federhalter lag in seiner Schale, der Deckel des

Tintenfasses war geschlossen, die Schreibmappe unberührt. Hier hatte niemand geschrieben.

Was war das — am Boden, halb versteckt zwischen den langen Haarzotteln des schwarzen Felles vor dem Schreibtisch?

Es war der Brief! Gewiß hatte Otto ihn in seine Tasche stecken wollen, und in der zitternden Erregung, in der er sich befunden haben mochte, vorbeigesteckt.

Leichenblaß saß die Frau da und sah ihn an. Sie hielt ihn in der Hand auf ihrem Schoß.

‚Ich soll ihn lesen,' dachte sie, ‚es ist wie eine Bestimmung.'

Eine Heldenkraft hätte dazu gehört, den jetzt erbrochenen Brief, der schon in der Hand desjenigen gewesen, für den er bestimmt war, nicht zu lesen.

Die Frau besaß diese Heldenkraft nicht. Ihr Wesen war aus den Fugen. Vornehmheit — Ehrgefühl — das alles waren leere Worte — sie kamen ihr nicht einmal in den Sinn.

Sie war nur ein armes Geschöpf, das wissen wollte, ob ihm Tod oder Leben beschieden sei.

Und sie las.

Elisabeth Franzius hatte an den Mann, den sie liebte, geschrieben:

„Als Du mich gestern abend fragtest, ob ich Dich liebe, konnte ich nicht lügen. Ja, ich liebe Dich, und es wäre ein unendliches Glück gewesen, für Dich leben zu dürfen und Deinem Kinde eine treue Mutter zu sein. Von diesem Glück habe ich geträumt, seit ich Dich kenne. Mir war, als habe sich mein Herz nur deshalb so lange verschlossen gehalten, weil es mir vorbestimmt gewesen, auf Dich zu warten.

Daß Du schon einmal geliebt hast, daß Du schon glücklich verheiratet warst, bedeutete keinen Schmerz für mich und erweckte nicht meine Eifersucht. Es wäre mir heilige Pflicht gewesen, mit Dir zusammen Mimis Grab zu ehren und in Bubis Herzen das Bild seiner holden, verklärten Mama immer lebendig zu erhalten.

Ich hatte das Gefühl, ich würde die Tote nicht berauben, sondern ihr Werk fortsetzen.

Nicht die Tote steht zwischen uns . . .

Alles, was Du mir von der rührenden und begreiflichen Eifersucht Deiner Schwiegermutter gesagt, die das Andenken an ihre einzige Tochter bewacht, ist gewiß richtig. Ich würde es als meine schöne Aufgabe betrachtet haben, mir allmählich die mütterliche Neigung von Bubis Großmama zu erringen — und vielleicht hätte ich der verarmten Frau ein bißchen wohltun können . . .

Aber Du siehst und erkennst eben nur, daß da eine Mutter erloschene Rechte einer Tochter verteidigen und lebendig erhalten möchte.

Ich glaube erkannt zu haben, daß es sich gar nicht mehr um diese Tote handelt. Daß vielmehr eine Frau, die mit heißer Hingabe die Fürsorge für Dich und Bubi zu ihrem Lebensinhalt gemacht hat, sich nicht abermals vom Schicksal berauben lassen will.

Nicht mehr um Mimis willen beansprucht sie Dich und das Kind.

Sie will Euch für sich selbst haben! Euch zu verlieren wäre ihr Tod!

Der mütterliche, großmütterliche Anteil an Euerm Dasein, der ihr ja immer bliebe und den ich ihr gewiß von Herzen gönnte, wäre ihr nicht genug.

Sie will Euch allein haben!

Die Tote hätte nicht zwischen uns gestanden — Hand in Hand mit Dir wäre ich zu ihrem Grabe gegangen, gleichsam ihren Segen erbittend.

Ueber eine Lebende hinwegschreiten, wenn ich weiß, daß mein Weg zum Glück über das ihre hinwegführt und es zertritt — das kann ich nicht.

Mit solchem Bewußtsein im Herzen könnte ich nicht glücklich sein und nicht glücklich machen.

Die arme Frau hat so viel, so viel gelitten im Leben. Du bist ihr zu unendlicher Dankbarkeit verpflichtet.

An diese beiden Umstände will ich denken. Denn das nimmt mir die Bitterkeit und soll sie auch Dir nehmen.

Leb wohl, Geliebter. Ich danke Dir für Deine Liebe. Sie macht mein Leben reich, auch da es einsam bleibt. Elisabeth."

Als die Frau das gelesen hatte, weinte sie lange und still vor sich hin. Die Arme auf der Schreibtischplatte verschränkt und das Gesicht auf die Arme niedergebeugt, saß sie.

Ihr war immer, als riefe ihr jemand mit Donnerstimme ins Ohr:

„Du willst sie für dich selbst haben!" Und sie konnte vor Scham und Angst gar nicht das Haupt erheben.

Dieses Mädchen hatte in ihrer Seele gelesen und erkannt, was deren eigentlicher Inhalt war.

Selbstsucht! Ganz nackter Egoismus, der tat, als bewache er Mimis Güter, während er sie für sich allein nur nehmen und behalten wollte.

Und sie, die vor sich immer getan, als solle und müsse Mimis Andenken ganz lebendig bleiben, hatte Mimi ja noch mehr bestehlen wollen, als dies Mädchen es jemals konnte.

Sie hatte Mimi als Schild, als Vorwand, als Popanz benutzt . . .

„Mimi," jammerte sie in sich hinein, „Mimi, verzeih mir."

Jedes Wort des Briefes brannte in ihrem Gedächtnis. Sie brauchte ihn gar nicht zum zweitenmal zu lesen. Alles, was darin stand, drang wie mit der Gewalt versengender Flammen auf sie ein.

Welche Ehrfurcht vor der Toten atmeten alle Worte Elisabeths!

‚Mehr als ich selbst gehabt habe,' dachte sie vernichtet, ‚ich — die Mutter . . .'

Wie viel reiner Wille, der Frau, deren Selbstsucht ihr das Glück stahl, noch gerecht zu werden!

‚Das verdiene ich gar nicht.‘

Und in der Gewalt der jäh geborenen Erkenntnis ging sie zu weit und hielt zu strenges Gericht mit sich und gab sich ganz verloren.

O, Otto war aus dem Hause geflohen. Dieser Brief hatte auch ihm die Augen geöffnet, und er konnte nun den Anblick seiner Schwiegermutter nicht mehr ertragen.

Ein tiefes Rot überzog langsam ihr Gesicht.

Das stieg aus geheimsten Untergründen der Seele herauf, in die hineinzublicken die Frau sich nicht getraute ...

Zitternd stand sie auf. Sie taumelte. Jetzt nur keine Körperschwäche! Sie besann sich — zwang sich, ruhig und gleichmäßig zu atmen.

Sie wußte: Für sie gab es nur einen einzigen Weg.

Ihn zu gehen forderte ihre höchste Kraft.

Nun hatte sie ihr Zittern, den Schwindelanfall bezwungen.

Mit sicheren Schritten ging sie hinaus. Den Brief nahm sie mit sich — wie um ihn zu schützen.

Sie zog sich an und ging auf die Straße.

Erst nach einer ganzen Wegesstrecke, als es ihr mühsam ward zu gehen, fiel ihr ein, daß es ja Wagen gäbe.

Wenige Minuten später hielt sie vor dem Hause, in dem Franzius' wohnten.

Sie stieg treppan. Es wurde ihr so schwer — so schwer.

Bei dem Aufschrillen der Glocke, das sie draußen deutlich vernahm, schreckte sie zusammen.

Die Herrschaften seien bei Tisch, sagte das Mädchen.

„Einerlei. Ich muß Fräulein Franzius doch sprechen. Führen Sie mich in Fräuleins Zimmer. Und sagen Sie dann Bescheid.“

In Fräuleins Zimmer? In das enge Schlafstübchen? Diese fremde, vornehme Dame?

„Ich will erst mal fragen ...“

Aber drinnen hatte man ihre Stimme gehört.

Elisabeth kam heraus — aufgeregt, blaß ...

„Gnädige Frau ...“

„Gehen wir in Ihr Zimmer,“ stieß die Frau atemlos heraus.

Und Elisabeth ging voran und öffnete hinten im Korridor die Tür zu dem hofwärts belegenen Zimmer.

Es war nicht viel Platz darin. Das Bett, der Waschtisch, eine Kommode füllten es fast aus.

In dem länglichen freien Raum in der Mitte standen nun die beiden Frauen einander gegenüber.

„Ich komme,“ begann die Aeltere stockend, „ich komme ... ich möchte ... ich ...“

Die großen, wartenden, bangen Augen brachten sie um ihre Fassung ... Die sahen sie an, als fürchteten sie Kampf, Vorwürfe, Klagen ...

Sie wich mit unsicherem Blick aus ... sie schaute umher im engen Stübchen ... nur aus Verlegenheit ... nur um einige Herzschläge lang Zeit zur Sammlung zu gewinnen.

Und da mit einem Male blieb ihr schweifender Blick fest an etwas hängen ...

Das Bild ihrer Mimi stand auf der Kommode ... Es war jene kleine, schon ein wenig verblassende Photographie, die Mimi als Braut zeigte und die sie, die Mutter, damals selbst an Franzius geschenkt.

„Meine Mimi!“ rief die Frau aufweinend.

Und dann, mitten in ihren Tränen, fiel sie Elisabeth um den Hals.

„Mein Gott,“ murmelte Elisabeth, „was ist das ... ich weiß nicht ...“

„Sei glücklich mit Otto,“ schluchzte die Frau. „Ich weiß, du wirst ihn glücklich machen ... und Bubi auch ... Ich bitte dich ... sieh, ich komme für ihn zu werben ...“

In Elisabeth flammte etwas auf — stolze Abwehr sprühte aus ihren Blicken.

„Haben Sie eine Aussprache mit Otto gehabt? Hat er Sie überredet — von Ihnen erbettelt ...“

„Nein,“ murmelte sie, „ich komme von selbst — das ist wahr. Otto hat mich um nichts gebeten;“ sie stockte. Sie fühlte, daß sie etwas Wahrscheinliches erfinden müsse. „Aber er verriet sich — ohne es wohl zu wissen — so daß ich begriff ... Ihr denkt an mich ... Nein, nein ... denkt nur an euch ...“

Sie erkannte, während sie dies alles vorbrachte, daß Elisabeth niemals erfahren dürfe, daß sie den Brief gelesen. Otto wollte sie, nach einem Gelöbnis seines Schweigens, eine Beichte ablegen.

Und Elisabeth glaubte ihr. Der sonst so Klugen schien das Wunder denkbar, nein, selbstverständlich, daß die Frau Ottos und ihre Liebe erraten habe.

Ueberwältigt von dem plötzlichen Glück und tief beschämt, daß sie Worte, in leidenschaftlicher Aufwallung gesprochen, für zuverlässige Zeugnisse eines starren Egoismus genommen, weinte Elisabeth in den Armen der Mutter. Und versprach ihr eine liebende treue Tochter zu werden. Und bat sie, mit ihr an Mimis Grab zu gehen. Und sie zu lehren, wie Bubi erzogen und gehalten werden müsse ...

In die aufgewühlte Seele der alten Frau fiel dies alles doch wie Linderung.

Aus einem wunderbaren Gefühl heraus vermied die eine, Otto in den Vordergrund ihrer Glücksäußerungen zu stellen. Aus einem unerklärlichen Gefühl heraus tat dies der andern wohl.

So war in der Stunde, wo Ottos Schwiegermutter ihm die Braut warb, am wenigsten von ihm, am meisten aber von der Verklärten die Rede.

Und dann bestand die Mutter darauf, Elisabeth mit sich zu nehmen.



Auf der Promenade in Karlsbad

Nach einer Zeichnung von Oscar Bluhm

Franzius und seine Frau, die unterdes verstört und aufgeregt gewartet hatten, fanden sich dann bewegten Herzens in dies wunderliche Gebaren. Sie begriffen: Da hatte es leidenschaftliche Konflikte gegeben, und sie ahnten auch, in welcher Richtung. Sie umarmten dankbar die alte Frau.

Im Wagen kam es dann wie eine Art von Ermattung über beide Frauen. Sie schwiegen zusammen, Hand in Hand sitzend, während ihre Seelen sich immer weiter voneinander entfernten.

Die der Jüngeren zitterte dem Geliebten entgegen.

In die der Aelteren kam eine entsagende, stille Traurigkeit.

Das erste Altersgefühl.

Es stand vor ihr, als habe es Körper. Es hatte Tränen in den Augen, ein wehmütiges Lächeln um den Mund und die müden, scharfen Züge der Einsamkeit . . .

Der Mann saß unterdes in seinem Zimmer — ein zerschlagener, noch ratloser Mensch, dem es nicht gelungen war, sich in einem rastlosen Umherlaufen in Gottes freier Natur Sammlung zu erringen.

Und obenein quälte ihn fortwährende Sorge um den Brief — um diesen teuern, unseligen Brief . . .

Er hatte ihn doch in seine Brusttasche gesteckt . . . Und wenn er ihn vorbei gesteckt, so konnte er nur hier zu Boden gefallen sein. Hier war er aber nicht . . .

Und wie seltsam, daß seine Schwiegermutter fort war — jetzt — sie, die Pünktliche — —

Da hörte er draußen ihre Stimme.

Alle Farbe wich aus seinem Gesicht.

Das, was in ihm aufwallte, war dem Haß gefährlich nahe verwandt . . .

„Sie hat so viel gelitten. Und du bist ihr zu so unendlichem Dank verpflichtet" — so schrieb Elisabeth.

Selbstbeherrschung! Würde! Achtung ihr und nochmals ihr, weil sie Mimis Mutter ist . . .

Und er stand auf . . . ernst, gefaßt . . .

Da öffnete sich die Tür. Ihrer zwei kamen herein . . .

„Elisabeth!" schrie er auf.

„Ich bringe dir deine Braut," sagte die Schwiegermutter mit bebender Stimme, „ich habe sie dir geworben — ich . . ."

Und während die beiden jungen Menschen sich einander in die Arme warfen, setzte die alte Frau sich auf den nächsten Stuhl.

Sie war im Augenblick zu matt, zu zerbrochen, um daran zu denken, daß sie die beiden allein lassen müsse.

Als Otto sich ein wenig zu fassen begann, wandte er sich ihr zu.

Elisabeth noch mit der Rechten umfassend, streckte er die Linke nach ihr aus.

„Mama," sagte er, „gute, liebe Mama . . ."

Sie sahen sich an. Und wie ihre Blicke so ineinander wurzelten, las er in den ihren eine Art von Unruhe. Es war, als wollten sie ihm etwas Geheimes mitteilen. Und dann sah er, daß ihr Blick bedeutungsvoll zum Schreibtisch hinüberging.

Er begriff. Das Unerklärliche erklärte sich ihm. Sie hatte den Brief gefunden und gelesen.

Eine Ahnung all der Kämpfe, die sie durchstritten, ein Verstehen ihrer heimlichen Leiden und ihrer Selbstüberwindung ergriff ihn.

Er ließ Elisabeth und zog seine Schwiegermutter an sein Herz.

„Mama," sagte er erschüttert, „daß du unsre geliebte, geehrte Mutter bist und bleibst, weißt du. Wir alle drei, Elisabeth, Bubi und ich, wir wollen dich verziehen und pflegen . . ."

Seine Stimme brach ihm.

Ein feierliches Schweigen legte sich über die drei Menschen.

Die alte Frau wußte ja, dieser große Augenblick machte alles leicht. Opfer sind wie ein Rausch. Das Schwere kommt nachher im mühsamen Alltag, wenn fort und fort aus den kleinen Geschehnissen und Erlebnissen die Eifersucht und der Neid Nahrung saugen können . . . Aber sie wollte tapfer sein, sich fest in der Hand behalten und lernen, mit Brosamen vorlieb zu nehmen.

Und die beiden jungen Menschen wußten es auch, daß für ihr Glück ein schmerzlicher Preis gezahlt wurde. Sie empfanden die bittere Härte, die darin liegt, daß das Glück, was vom Schicksal dem einen gegönnt wird, meist einem andern erst weggenommen werden muß. Es scheint, als sei nur ein gewisser Vorrat da, der nach geheimen Zwecken zur Verteilung kommt.

Und wer ein bißchen Glück hat, der verteidigt es eben, solange er kann . . . Das Verzichten ist so schwer. Elisabeth hatte das in den Kämpfen, die hinter ihr lagen, gespürt.

Um so erhabener schien ihr, was die alte Frau getan.

Sie neigte sich tief vor ihr und küßte ihr die Hand.

Die Frau aber fühlte genau, daß ihr diese Ehrfurcht nicht zukam . . .

Sie sah mit einem tiefen Blick, in dem Abschiedsschmerz und heilige Versprechungen brannten, den Mann an.

Er verstand . . .

„Ich will euer Glück und euern Frieden nicht stören," sagte ihre Seele der seinen.

Und die herzliche Hoffnung ergriff ihn, daß bald eine Zeit komme, wo die Frau, weit über diesen Vorsatz hinaus, auch *teilnehmen* werde an dem Glück und dem Frieden.



Wilhelm Kreis (Dresden) — Das sächsische Haus

Die dritte deutsche Kunstgewerbeausstellung in Dresden

Von

Karl Scheffler

(Hierzu achtzehn Abbildungen nach photographischen Abbildungen)

Man kann die dezentralisierende Tendenz des deutschen Kunstlebens für sehr fruchtbar halten und durchaus überzeugt sein von den Vorteilen, die sich für die nationale Kulturentwicklung daraus ergeben, daß München, Dresden, Weimar, Düsseldorf, Darmstadt, Karlsruhe und viele andre Städte dem Künstler als Anregungsquellen und Arbeitsstätten wichtiger sind als des Reiches Hauptstadt — und man kann doch lebhaft bedauern, daß Berlin so weit hinter dem zurückbleibt, was die Würde seiner Stellung fordert. Wie sehr dies der Fall ist, erfährt man eben jetzt wieder in der deutschen Kunstgewerbeausstellung in Dresden. Dort wird um ein künstlerisches und soziales Problem gekämpft, woran die ganze Nation als an einer Existenzfrage interessiert ist, und niemand ist auch nur auf den Gedanken gekommen, den Schauplatz dieses Kampfes in die Hauptstadt zu verlegen, weil von vornherein alle Anknüpfungspunkte fehlen. Berlin erscheint vielmehr in Dresden wie fast überall als Gast; sogar als einer, dessen Leistungen auf ernste Beachtung nicht Anspruch machen dürfen. In der jungen Geschäftsstadt Berlin hat man



Fritz Schumacher (Dresden) — Halle für Läden

sich gewöhnt, Ausstellungen immer nur als Geschäftsunternehmen zu betrachten; daß sie etwas andres sein können, ja sein sollen, beweist Dresden nun im Verlaufe eines Jahrzehntes zum drittenmal, und es befestigt damit im deutschen Kulturleben von neuem seine Position an erster Stelle — trotz München. Die Männer, die in der sächsischen Residenz die Kunstgewerbeausstellung des Jahres 1897, die internationale Kunstausstellung von 1901 und die diesjährige deutsche Kunstgewerbeausstellung organisiert haben, wissen mit solchen Veranstaltungen Zwecke zu verfolgen, wie es wahrhaft moderne Museumsleiter, wie Lichtwark, von Tschudi, Deneken oder Brinkmann, in ihren Kunstmuseen tun. Ihre Absicht ist eine Volkserziehung großen Stils; sie zeigen die Resultate der lebendig wirkenden Kunstkräfte ohne akademische Vorurteile, ohne Scheu vor dem noch Unfertigen und suchen von Zeit zu Zeit ein Resumee der nationalen Idealarbeit zu geben, damit das Streben des einzelnen und der vielen sicherer den nur geahnten Weg finde. Daß auch zu der diesjährigen Kunstgewerbeausstellung nicht Großmannssucht oder Geschäftssinn geraten haben, sondern charaktervolle Erwägungen idealer Natur, dafür bürgen wieder die Namen der erprobten und besonnenen Männer, in deren Händen die Leitung liegt. Die Besonnenheit ist besonders zu betonen, da sich immer wieder Leute von öffentlichem Einfluß finden, die alles das, was in dieser umfangreichen Ausstellung gezeigt wird, als Ergebnisse einer mehr oder weniger törichten Mode bezeichnen und die das Ende unsrer Kultur voraussagen, wenn die neuen Prinzipien in weitere Kreise des Volkes dringen sollten. Sehr charakteristisch ist es, daß diese pessimistische Auffassung gerade von denen verkündigt wird, die in den letzten Jahrzehnten widerstandslos allen schnell wechselnden „Richtungen" gefolgt sind und sich geistigen Strömungen hingegeben haben, die bereits als Moden entlarvt worden sind, aber vom Schein der Legitimität umflossen waren, weil sie sich auf historische Formen berufen konnten. Wer Distanz zu nehmen weiß und den Blick für das Wesentliche hat, erkennt dagegen gerade in der Dresdner Ausstellung dieses Jahres den tiefwurzelnden Ernst und die fortwirkende Kraft der neuen, seit zehn Jahren heiß umstrittenen Kulturbewegung, die nun im rechten Augenblick in ihrer umfassenden Bedeutung den Zeitgenossen vor Augen geführt wird.

Die Bewegung, die wir im letzten Jahrzehnt erleben durften und die an das Wort Kunstgewerbe geknüpft worden ist, trotzdem ihr Umfang und ihre Tiefe damit keineswegs bezeichnet werden, ist eine jener nationalen Anstrengungen, wie sie nur in größeren Zwischenräumen gemacht werden. Wie auf ein Stichwort haben sich viele Talente, viele Willen plötzlich zusammengefunden und sich ohne Verabredung über die zu leistende Arbeit geeinigt. Diese Arbeit scheint freilich, wenn man nun präzise Formeln dafür sucht, zu etwas Unscheinbarem zusammenzuschrumpfen; sie besteht darin, daß dem modernen Menschen in seinem Hause ein Milieu geschaffen werden soll, das seiner besonderen, historisch gewordenen Art, seinen Instinkten und lebendigen Bedürfnissen entspricht. Aber so sachlich nüchtern und so wenig künstlerisch im spezifischen Sinne diese Aufgabe scheint: es mußten doch sehr entfernte Kräfte in Bewegung gesetzt werden, um sie nur beginnen zu können. Denn es fehlen in unsrer Zeit alle Voraussetzungen, die ein solches Unternehmen einfach und natürlich erscheinen lassen könnten. Das charaktervolle Interieur, das aus dem Geist



Wilhelm Kreis (Dresden) — Innenhof des sächsischen Hauses



Ernst Kühn (Dresden) Dorfschule

der Bewohner gestaltet wird und lebendig darauf zurückweist, kann nur auf Grund allgemeiner Lebensformen einerseits und einer großen Baukunst, die dem Bedürfnis aus ihrem Erfahrungsschatze Anleitungen zukommen läßt, anderseits entstehen. Allgemeine Lebensformen aber wachsen nur aus einer sozialen Kultur, die alle Volksteile umfaßt, aus anerkannten Konventionen idealer und profaner Art hervor; und eine entwickelte Baukunst ist stets das Resultat reifer, saturierter Weltanschauungen. Kulturkonventionen und sichere Weltanschauungen fehlen aber unsrer Zeit durchaus. Sie schaffen zu helfen wurde darum ein Ziel der Künstler, als sie die Gewerbearbeit zu erneuern unternahmen. Die Absichten, die sich nominell nur auf den Bau des Hauses und auf seine Ausgestaltung richteten, hatten sich mit den tiefsten sozialen Fragen praktisch auseinanderzusetzen; die Künstler, die in die Werkstatt gingen, um das Handwerk zu reformieren, mußten Apostel sein, sich mit Ethik, mit den Grundfragen der Aesthetik, mit politisch wirtschaftlicher Volksmoral und mit den Techniken der Berufe zugleich beschäftigen. Was Wunder, daß ein scheinbar unentwirrbares Durcheinander die nächste Folge war. Die Reformatoren wollten und wollen noch heute weit mehr, als sie vorgeben oder nur selbst wissen. Ist dieser Vorgang beim einzelnen hoffnungsvoll, so ist er es nicht minder bei einer Vielheit, die sich aus innerem Zwang zusammengefunden hat. Aber so hohe Ziele bei einem relativ so engen Wirkungskreis, wie ihn das Gewerbe zu bieten vermag, mußten notwendig zu Divergenzen von Wollen und Können, von Theorie und Praxis führen. Ein Mann, der sich Universalkünstler nennt, während er Tische und Stühle macht, der im Tone des Visionärs über Türdrücker und Gardinen spricht und auf die Volksethik hinweist, während er Buchornamente erfindet, muß, sei die persönliche Würde noch so groß, zweifellos grotesk werden. Die Künstler haben immer viel von Material, Zweck, Logik und Konstruktion gesprochen, wo sie doch eine ganz immaterielle, profan zwecklose Kunstidee meinten; und die Handwerker, die den Gründen der Künstler ein offenes Ohr liehen, redeten viel von Aesthetik, Stil und Kunstideen, wo ihr Sinn doch im wesentlichen auf einen sozialen Wohlfahrtsgedanken, auf die Moral ihrer Handwerksarbeit gerichtet war. An solche Widersprüche hat sich die Menge, der nur das Sichtbare, das logisch Meßbare einleuchtet, denn auch gehalten und mit Gelächter eine der ernsthaftesten Anstrengungen, die im modernen Zeitalter gemacht worden sind, belohnt. Nur aus der Gärung entsteht jedoch das lebendig Neue, aus der wollenden, überschwenglichen Kraft, die leidenschaftlich aufbraust, bevor sie beruhigt ein Strombett findet. Daß die theoretischen Irrtümer nicht geschadet, sondern im Gegenteil nützliche Bewegung erzeugt haben, beweist nun die Dresdner Ausstellung, die als Bilanz des im letzten Jahrzehnt Geschaffenen sehr wertvoll ist. Man erkennt dort, daß sich nicht nur die Ansichten geklärt haben, sondern daß auch das Können stetig zugenommen hat, daß es noch heute bei den Führern nirgends ein faules Beharren gibt, sondern überall ein bewußter gewordenes Streben zu klarer erkannten Zielen. Jetzt, nach der ersten jähen Anstrengung,



Bernhard Pankok (Stuttgart) Festraum

suchen die Kräfte, nachdem sie sich wechselseitig bereichert haben, wieder ihre natürlichen Bahnen. Es scheiden sich die beiden Entwicklungen, die bisher unerkennbar durcheinander liefen. Die Künstler haben ihre befruchtende Tätigkeit in den Gewerben nahezu beendigt. Sie überlassen das aufgerüttelte Handwerk, die angeregte Industrie nun sich selbst und verfolgen höhere Zwecke, die auf die große monumentale Baukunst weisen. Die Handwerkernaturen dagegen werden, unter dem Zwang der nüchternen Tagesforderungen, allmählich von ihrem Künstlerdünkel geheilt und vom Bedürfnis in Anspruch genommen, dem sie in der zehnjährigen Lehrzeit nun besser und charaktervoller zu dienen gelernt haben. In der Dresdner Ausstellung wird diese Scheidung auch dadurch erkennbar, daß die Künstler durchweg Repräsentationsräume ausgestellt, sich also Aufgaben zugewendet haben, welche die Bildung rein darstellender Schönheitsformen gestatten, daß die Handwerker sich aber mehr mit dem Problem des einfachen bürgerlichen Interieurs und der Arbeiterwohnung beschäftigen, also mit Dingen, die vor allem praktische Sachlichkeit fordern. Die Künstler suchen aus plastischem Material Idealformen zu gewinnen, angewendet auf Prunksäle, Museumsräume, Hallen und so weiter; die Handwerker bekümmern sich dagegen um den Verkaufspreis ihrer Erzeugnisse, suchen diese konkurrenzfähig zu machen und sehen mehr auf Technik, rationelle Materialverwendung und sachliche Zweckmäßigkeit als auf Ornamentalität. In dieser Entwicklung nach zwei Seiten kommt ein sehr gesunder Dualismus zum Ausdruck, der im Wesen der architektonischen Künste begründet ist.

Unter den Arbeiten rein künstlerischer Natur ragen Leistungen von Behrens, Weiß, Bruno Paul, Schultze-Naumburg, Vogeler, Schröder einerseits und Werke von Van de Velde, Pankok und Kreis anderseits besonders hervor. Es kommen darin zwei Prinzipien zum Ausdruck, zwei Arbeitsweisen, die dasselbe Problem von zwei Seiten aus zu lösen trachten. Die einen, wozu Behrens, Paul und Weiß als die originellsten und stärksten Talente gehören, arbeiten sozusagen von außen nach innen, gehen von einer Tradition aus, die den Weg zum modernen Raumgedanken ebnen und erleichtern kann. Sie bedienen sich des Biedermeierstils, dieses letzten selbständigen bürgerlichen Interieurstils, und suchen an der Hand einer Ausdrucksweise, die freilich sehr oft absichtlich und geziert, ja dem ersten Blick sogar reaktionär scheint, zum Ausdruck moderner Empfindungen zu gelangen. Die Vorwürfe, die den Arbeiten dieser Tendenz gemacht werden, sind zum großen Teil unwiderleglich. Es ist oft ein gewisser Snobismus bemerkbar, eine künstlich steife Eleganz, die nicht von innen kommt, oder eine Traulichkeit, woran man nicht recht zu glauben vermag. Aber darüber darf nicht vergessen werden, daß sich wertvolle Gedanken der Raumgestaltung unter dieser Maske halber Blasiertheit entwickeln. Es ist für den Baukünstler unsrer Zeit eben unmöglich, ohne alle Begriffsstützen ein fertiges Neues zu schaffen. Es gibt aber anderseits keine unmittelbar gültigen Traditionen, woran er natürlich anknüpfen könnte. Jede Benutzung einer Ueberlieferung wird heute wie Eklektizismus wirken. Das schadet nicht, wenn es nur ein moderner, das heißt

lebendiger Geist ist, der mit Hilfe des Stilexperimentes zu neuen Resultaten gelangen will. So ist es aber bei Behrens, der ein originales und feinkultiviertes Architekturgefühl beweist, ohne im einzelnen Neubildner zu sein; bei Bruno Paul, der seinen Geschmack auf Grund eines bewußten Traditionsstudiums so logisch diszipliniert hat, daß die kritische Fähigkeit auf ein Haar wie eine schöpferische aussieht; bei E. R. Weiß, hinter dessen Lust an der altväterischen Geblümtheit ein sehr ernst und männlich gestaltender Wille steht, und bei Schultze-Naumburg, in dessen Junggesellenzimmern mit ihren aristokratischen Kiellandstimmungen man sich Menschen von morgen sehr wohl vorzustellen vermag. Bedenklich wird diese Benutzung des Biedermeierstils freilich dort, wo die artistische Lust das große allgemeine Ziel aus den Augen verliert und sich geistreicher Formspielerei hingibt, wie es Feinbegabten wie Vogeler und Schröder passiert ist.

Den langen und schweren Weg hat jene andre Gruppe von Künstlern gewählt, wozu Van de Velde, Pankok und zum Teil auch Kreis gehören. Diese verzichten von vornherein auf jede Hilfe aus der Vergangenheit, ignorieren die Tradition und suchen die Architekturformen primär zu erfinden. Dieses bedeutende Wollen schadet dann freilich ihrer Fähigkeit, mit dem Raum architektonisch frei zu schalten, weil ihre Phantasie sich im Detail erschöpft. Wo jene andern vom Ganzen ausgehen und das Einzelne vorderhand auf sich beruhen lassen, da wollen diese handeln wie ein verständiger Feldherr, der keine Feinde hinter sich läßt: sie wollen keine Zweifel und Unfertigkeiten umgehen, um schneller zur Harmonie zu gelangen. Das Problem der tektonischen Einzelform fordert immer die ganze gesammelte Erfinderkraft. Diese Künstler disponieren darum nicht so gut und wirkungsvoll mit Raumgedanken. Aber ihre Tätigkeit ist vielleicht alles in allem doch die fruchtbarere. Denn sie schaffen der Baukunst Formkeime, die außerordentlich entwicklungsfähig sind und embryonisch gewissermaßen das ganze Raumproblem schon enthalten. Die lehrreichste Arbeit dieser Richtung ist in der Dresdner Ausstellung zweifellos der Saal für das Weimarer Museum von Van de Velde. Es ist eine Leistung, die in jeder Einzelheit fast angreifbar ist, aber doch das großzügigste Werk der ganzen Ausstellung. Mit leidenschaftlicher Gründlichkeit sind die so wichtigen plastischen Formprobleme bearbeitet worden; und weit über den Rahmen einer Ausstellungsidee geht auch der Versuch hinaus, den Van de Velde gemacht hat, als er die Wandflächen dieses Museumssaales dem Maler Ludwig von Hofmann überließ. Damit ist das erste praktische Experiment in Deutschland gemacht, der seit langem heimatlosen Freskomalerei ein würdiges Betätigungsfeld zurückzuerobern. Sehr beachtenswert, obwohl auch problematisch als Raumgestaltung (ganz verfehlt ist zum Beispiel die sich nach innen wölbende Wand!), ist auch der Prunksaal von Pankok, weil die Holzarchitektur wertvolle tektonische Formbildungen aufweist. Kreis ist nicht seinem starken Talent entsprechend vertreten. Ihm liegt die kleinliche Sommerarchitektur von Ausstellungshäusern nicht recht und noch weniger



H. van de Velde (Weimar) Museumshalle



Bernhard Wenig (Hanau) — Wohnzimmer



Adelbert Niemeyer (München) — Speisezimmer

die Innenausstattungen. Wer seine Bedeutung besser würdigen will, als in dem immerhin sehr interessanten „Sächsischen Haus“, vor allem auch in der großzügigen „Porzellangalerie“ geschehen kann, muß in die innere Stadt gehen, wo viele Monumentalbauten nachdrücklich auf die Verdienste hinweisen, die dieser Wallot-Schüler sich um die moderne Baukunst erworben hat.

Das Chaos ist freilich keineswegs schon auf allen Punkten überwunden. Als Beweis stehen die Arbeiten solcher Künstler, die weniger an die Sache als an ihre Subjektivität denken. Und hier sind die Berliner Künstler leider wieder an erster Stelle zu finden. Vor ihren Leistungen denkt man an den Ausdruck „Jugendstil“, der allgemach zum Schimpfwort geworden ist. Ihre Arbeiten haben keine innere Notwendigkeit; und das ist das Schlimmste, was man einer Künstlerarbeit nachsagen kann. Kurt Stoeving benutzt die „neue Richtung“, um ein ziemlich gegenstandsloses und scheinbar nicht ausbildungsfähiges Prunkpathos publik zu machen; Sepp Kaiser, der zu Besserem taugte, wenn er sich beschränken lernte, stellt Interieurs aus, worin es natürliche Menschen nur schwer aushalten und die experimentativen Wert nicht haben; und auch Grenander, der einzige Architekt in der Vereinigung „Werkring“, die am besten geschulte Begabung unter den Berlinern, bewegt sich zu sehr im Ausstellungshaften, als daß nützliche Werte irgendwie entstehen könnten. Derselbe Einwand ist gegen Albin Müller wegen seines outrierten Standesamtszimmers und gegen Olbrich um seiner gezierten Originalität willen zu erheben. Talent ist bei diesen allen genug vorhanden; aber Talent allein tut es eben nicht. Es muß der zielsichere Wille, die Lust zur Sache, die das Ich nur als Instrument benutzt, hinzukommen. Welche Wirkungen die sachliche Bescheidung hervorbringen kann, beweist den überschwenglichen Lyrikern der Interieurgestaltung ein Mann wie Niemeyer, der in einfachen bürgerlichen Räumen mit einem Nichts an Mitteln Stimmungen erzielt hat, wogegen der willkürliche dekorative Aufwand dürftig erscheint.

Verfehlt ist das „Moderne“ überall, wo es nicht einem inneren Drang entspringt, sondern einer programmatischen Absicht. Die verstimmende Absicht spürt man vor allem in der Abteilung „Kirchenkunst“, der ein verhältnismäßig viel zu breiter Raum gewährt worden ist. Es ist denkbar, daß Laien, denen es an Zeit fehlt, den inneren Entwicklungsbedingungen der Bewegung nachzudenken, beim Anblick der von Berndl kindlich modernisierten katholischen Kirche, der wie eine freireligiöse Predigthalle wirkenden Protestantenkirche Schumachers oder des spielerisch hergerichteten Kirchhofs kehrt machen und von der ganzen Ausstellung nichts mehr wissen wollen. Der ursprüngliche Künstlerwille erkennt genau die Grenzen seines Betätigungsgebietes. Es sind denn auch die nichtschöpferischen Naturen, die Anempfinder, die auf die unselige Idee verfallen sind, die Kirchenkunst aufzuschminken. Vor der Sakralkunst hat der



Bruno Paul (München) — Speisezimmer



Oswin Hempel (Dresden) Einfamilienhaus

Architekt innezuhalten. Die alten Kirchenstile sind nicht zu verbessern, sie sind ehrwürdiger, nichtwandelbarer Besitz geworden; und ein neuer Stil kann nicht über Nacht mit Hilfe des Dekorationsmalers geschaffen werden. Besonders peinlich wirken die Modernisierungsversuche auf dem Kirchhof; und doch hätte das leicht vermieden werden können, wenn die schon ergebnisreichen Versuche, gute Grabmonumente zu schaffen, in andrer Form berücksichtigt worden wären.



Fritz Schumacher (Dresden) Grabmal

Ein Künstler, der als Handwerker als Beispiel hingestellt zu werden verdient, ist der Münchner Riemerschmid. Denn seine umfangreichen Arbeiten beweisen, daß er freiwillig auf alle Künstlerallüren zu verzichten versteht und den Ruhm darin sucht, ein Meister des Handwerks zu heißen. Was er in Verbindung mit den Dresdner Werkstätten geschaffen hat, verdient die Aufmerksamkeit aller Kulturförderer und Staatsmänner. Der Kunstgedanke tritt bei ihm hinter den sozialen Wohlfahrtsgedanken zurück, statt der höheren Aesthetik herrscht die Moral einer in der Interieurgestaltung zum Ausdruck gelangenden aufrechten Lebensform. Wesentlich ist die Negation alles Phrasenhaften, alles Unsoliden und nur äußerlich Schmuckmäßigen, und als erstes Prinzip wird die geistig geadelte Sachlichkeit verkündet. Riemerschmids Kleinbürgerinterieurs sagen vielleicht nicht jedermann zu, weil eine leise bäuerliche Nuance, die sich aus dem Münchnerischen in Riemerschmids Natur erklären läßt, darin wahrnehmbar ist. Aber als ein von allem Phantastischen befreiter Anfang und als



Fritz Schumacher (Dresden) Protestantischer Kirchenraum

Zeichen der Zeit ist diese Tätigkeit nicht leicht zu überschätzen. Nicht nur diese, sondern ebensosehr der Anteil der Dresdner Werkstätten. Es ist ein Charakteristikum der Bewegung, daß darin ein so edler Kaufmannsgeist großen Stils, der sich als Diener geistiger Volksbedürfnisse fühlt, erwachen und sich entwickeln konnte. Diese schöne Zusammenarbeit von Fabrikant und Künstler, dieses Zusammentreffen beider in einer sozialen Wohlfahrtsidee gehört zum Freundlichsten, was unsre Zeit zu zeigen hat.



Heinrich Vogeler (Worpswede) Zimmer einer jungen Frau

Was innerhalb des Strebens zur Baukunst die Versuche zur Modernisierung der Kirche bedeuten, das stellen innerhalb der sozialen Bedürfnisarbeit die Proben einer nicht natürlich gewachsenen Heimatskunst vor. Der Leidtragende ist in diesem Fall der Arbeiter, dem man mit bäuerlichen Formen der Vergangenheit kommen möchte. Dergleichen weist immer auf eine Verlegenheit, was zu tun sei. In der Tat ist es unmöglich, dem modernen Arbeiter schon ein spezifisches Wohnungsmilieu zu bieten, weil er eine bestimmte gesellschaftliche Physiognomie, präzise Lebensformen noch nicht zeigt. Die Bewegung ist in ihrem künstlerischen wie in ihrem sozialen Teil rein bürgerlichen Charakters; darin liegt ihre Bedeutung. Sie ist ein Ausfluß des modernen, langsam seiner selbst bewußt werdenden Bürgergeistes. Darum ist es widersinnig, ihr künstlich in einigen Teilen den Stempel altertümlicher Heimatkunst aufdrücken zu wollen. Sie ist ein Produkt der Großstadt, ist in keinem Zug bäurisch. Der Dorfplatz mit Schule und Arbeiterhäusern, der auf der Ausstellung zu sehen ist, mutet darum nur wie eine amüsante Spielerei an. Er widerspricht dem, was in den Räumen der Hauptausstellungshalle als Ergebnis zehnjähriger Arbeit verkündet wird. Die Dorfschule von Kühn kann hingenommen werden, wenn sie auch leise an die oft recht sentimentalischen Bestrebungen erinnert, die unter der Devise: „Die Kunst im Leben des Kindes“ bekannt geworden sind. Aber für die künstlich rustikal gemachten Arbeiterwohnungen wird sich der moderne Industriearbeiter bedanken.



Peter Behrens (Düsseldorf) Empfangszimmer



Albin Müller (Magdeburg) Wohn- und Empfangszimmer



Paul Schultze-Naumburg (Saaleck) Arbeitszimmer

Wie sehr die zehnjährige Bewegung bereits in die Breite gewirkt hat, spürt man am besten in der Industriehalle. Zwar trifft man dort noch überall auf den übeln „Jugendstil“: doch ist auch eine starke Verbesserung in den Einzelerzeugnissen zu spüren, und man nimmt die Hoffnung mit fort, daß es in absehbarer Zeit jedem möglich sein wird, sich im Warenhaus vernünftige, sachlich schöne Möbel, Teppiche, Tapeten, Lampen, Bestecke, Service und so weiter wohlfeil zu kaufen. Die blinde Dekorationslust läßt nach und der Industrielle merkt endlich, daß die ihm allein maßgebende Nachfrage nach dem Einfachen und Schlichten täglich wächst. Im Argen liegen noch immer die Techniken. Die englischen Webereien sind den deutschen noch weit überlegen; man hat vor den ausgestellten Möbelstoffen und Teppichen ein unbehagliches Mißtrauen wegen der Lichtechtheit der Farben, und nie wird das Gefühl erweckt, als wären die Möglichkeiten der Fabrikationsmethoden mit lebendiger Intelligenz erschöpft worden. Bestärkt wird dieses Gefühl noch durch die retrospektive Ausstellung der Techniken, worin man die wertvollsten Stücke meisterlicher Technik findet.

Einwendungen gibt es in dieser Ausstellung also überall. Aller Enden fühlt man noch das Suchen, Tasten, Finden und Entgleisen. Zieht man dann aber das Resumee, so folgt die Erkenntnis, daß in den vergangenen zehn Jahren mit leidenschaftlicher Energie und ganz bedeutenden Erfolgen gearbeitet worden ist, daß heute bereits von einem Resultat gesprochen werden darf, womit die Geschichte für alle Zukunft rechnen muß. Und lebhaft auch erkennt man die Möglichkeiten, die sich an das so schön Begonnene knüpfen. Wie die Voraussetzungen dieses Erfolges mannigfaltig waren, so können auch die Folgen mannigfaltig sein und weit über den Rahmen der unmittelbaren Tätigkeit hinausgehen. Man braucht nur der Frage nachzudenken, welche Kulturhintergründe eine Baukunst bedingt, um einzusehen, wie weit die Bestrebungen der Künstler um moderne Architekturformen zu wirken vermögen; braucht nur zu bedenken, welche Reife erlangt haben muß, wer das Bedürfnis nach einem sachlich schönen Interieur, das ein Ausdruck moderner Instinkte ist, fühlt, um einzusehen, wie die Erziehung zu solcher veredelten Lebensform auch eine Erziehung zu den besten Tugenden des Staatsbürgers ist. Die Bedeutung der Dresdner Ausstellung liegt darin, daß sie, indem sie eine Uebersicht der nationalen Arbeit gibt und damit frohe Hoffnungen für die Zukunft weckt, lehrt, daß Staatsgefühl und Kunstgefühl sich nicht feindlich gegenüberstehen, sondern sich im rechten Mann, der nach goethischer Kultur auch im kleinsten Wirkungskreis strebt, einander bedingen und stärken.



Alfred Grenander (Berlin) — Empfangszimmer

Unsre Giftpilze

Von

Dr. C. Alberts

Alltäglich fast bringen uns die Zeitungen Nachrichten über Pilzvergiftungen, die zuweilen, wenn das Verhängnis es eben will, über ganze Familien Tod und Leiden verhängen. Was Wunder, daß nach solchen Vorkommnissen die im Dunkel des Waldes über Nacht aus dem Boden schießenden Gesellen vielen Menschen unheimlich und namentlich von Küche und Tisch streng ausgeschlossen sind. Indessen sollten wir uns doch fragen, ob es nicht andre Mittel gibt, der Vergiftungsgefahr zu entgehen, als gänzliche Enthaltung von einer Speise, die uns die Natur in so reicher Fülle vorsetzt und die neben einem nicht zu unterschätzenden Nährwert einen so hohen Wohlgeschmack besitzt. In erster Linie ist zur Beruhigung der Gemüter hervorzuheben, daß die Zahl der Giftpilze im Verhältnis zu der großen, sich auf über zehntausend belaufenden Anzahl von Pilzarten verschwindend ist. Mit ein wenig Aufmerksamkeit und gutem Willen ließe sich wohl die Verwertung und Verwendung eines Nahrungsmittels erzielen, das leider aus Unkenntnis alljährlich in Masse zugrunde geht.

Allgemeine Zeichen zur sofortigen Erkennung giftiger Arten gibt es allerdings nicht. Ein angenehmer Geruch oder das Nichtanlaufen der Schnittfläche gibt uns ebensowenig wie das Nagen der Schnecken Bürgschaft dafür, daß die Pilze oder Schwämme eßbar seien. Humboldt empfahl, ein Stück des zu prüfenden Pilzes einige Zeit auf der Zunge zu halten, wobei dann der bald bemerkbare widerliche oder scharfe, rettichartige Geschmack die giftige Eigenschaft erkennen lasse. Wir möchten aber vielmehr dafür halten, daß nur eine genauere Kenntnis der einzelnen Arten vor verhängnisvollen Mißgriffen schützt, zumal es dabei gilt, gefährliche Doppelgänger auseinander zu halten. Allgemein gilt die Vorschrift, bei Vergiftung durch Pilze Erbrechen (durch Kitzeln im Schlunde und so weiter) zu befördern; eventuell sind (als Gegengift) einige Tropfen Atropinlösung wiederholt unter die Haut zu injizieren, bis die schweren Vergiftungssymptome verschwunden sind.

Da haben wir zum Beispiel neben dem von vielen zuhöchst geschätzten Stein- oder Edelpilz (Boletus



E. R. Weiß (Hagen) — Wohnzimmer

(Zum Artikel: Die dritte deutsche Kunstgewerbeausstellung in Dresden)

edulis) den ihm außerordentlich ähnlichen Satanspilz (B. Satanas sanguineus; mit unbedeutender Abänderung auch als Hexenpilz, B. luridus, bekannt); alle leider nur allzu häufig dicht beieinander in Nadelwäldern auf moosigem Boden zu finden. Der wegen seines vorzüglichen, eigentümlich pikanten Geschmacks gesuchte Steinpilz unterscheidet sich von den andern dadurch, daß sein Stiel und die Röhrenmündungen niemals rot sind und sein weißes Fleisch unverändert bleibt, während das der andern beim Zerschneiden des Hutes sich schnell blau färbt. Der gleichfalls ziemlich ähnliche und giftige Dickfuß (B. pachipus) kennzeichnet sich durch seinen Wanzengeruch.

Dem allbeliebten Champignon (Agaricus campestris) unsrer Aecker, Wiesen und Wälder steht der außerordentlich giftige Knollenblätterschwamm (A. phalloides) zur Seite. Seine Aehnlichkeit mit ersterem ist namentlich in der Jugend, wo die anfangs hellrosa, dann immer dunkler rot und schließlich schwärzlichbraun werdenden Blätter (lamellae) des Champignons noch hell sind, so groß, daß man diesen in noch geschlossenem Zustande lieber nicht sammeln sollte. Außer an der stets weiß bleibenden Farbe der Lamellen erkennt man den giftigen Doppelgänger noch besonders an dem am Grunde knollig verdickten zähen und hohlen Stiel und an dem weit dünneren und schmierigen Hut. Sein Gift wirkt um so gefährlicher, als die (meist tödliche) Erkrankung erst nach 12 bis 24 Stunden zutage tritt.

Der rote Hut des schmackhaften, aus Italien zu uns herübergekommenen Kaiserpilzes (Agaricus caesareus) schimmert dem Suchenden verlockend aus dem Grase süddeutscher Laubwaldungen entgegen. Schon von den alten Römern wurde er unter dem Namen „Boletus" vor andern hochgeschätzt. Kaiser Claudius hatte eine so große Liebhaberei dafür, daß sie ihm schließlich das Leben kostete, indem seine Frau, die sittenlose Agrippina, ihn durch ein Gericht des gefährlichen Doppelgängers vergiftete. Dieser, der allgemein gefürchtete Fliegenpilz (A. muscarius), unterscheidet sich weniger durch das äußere Aussehen als durch die Farbe des Fleisches, das hier weiß ist, an der Luft aber blau wird, während das Fleisch des Kaiserpilzes stets gelb erscheint. Die nordsibirischen Völker wissen aus dem Fliegenpilz übrigens ein berauschendes Getränk zu bereiten, das sie gleich dem Opium in einen traumreichen Schlaf versenkt, aus dem sie bei übermäßigem Genuß häufig nicht wieder erwachen.

Der eßbare Reizker (A. deliciosus) in seiner schönen orangefarbenen Tracht unterscheidet sich von seinem gefährlichen Doppelgänger, dem Birkenreizker (A. torminosus), durch die Farbe des beim Zerschneiden hervortretenden Milchsaftes. Während dieser beim eßbaren Reizker rot oder orangefarben erscheint, ist er bei der giftigen Art weiß. Auch kennzeichnet sich der gute Reizker noch dadurch, daß sein Fleisch beim Zerschneiden grünlich anläuft.

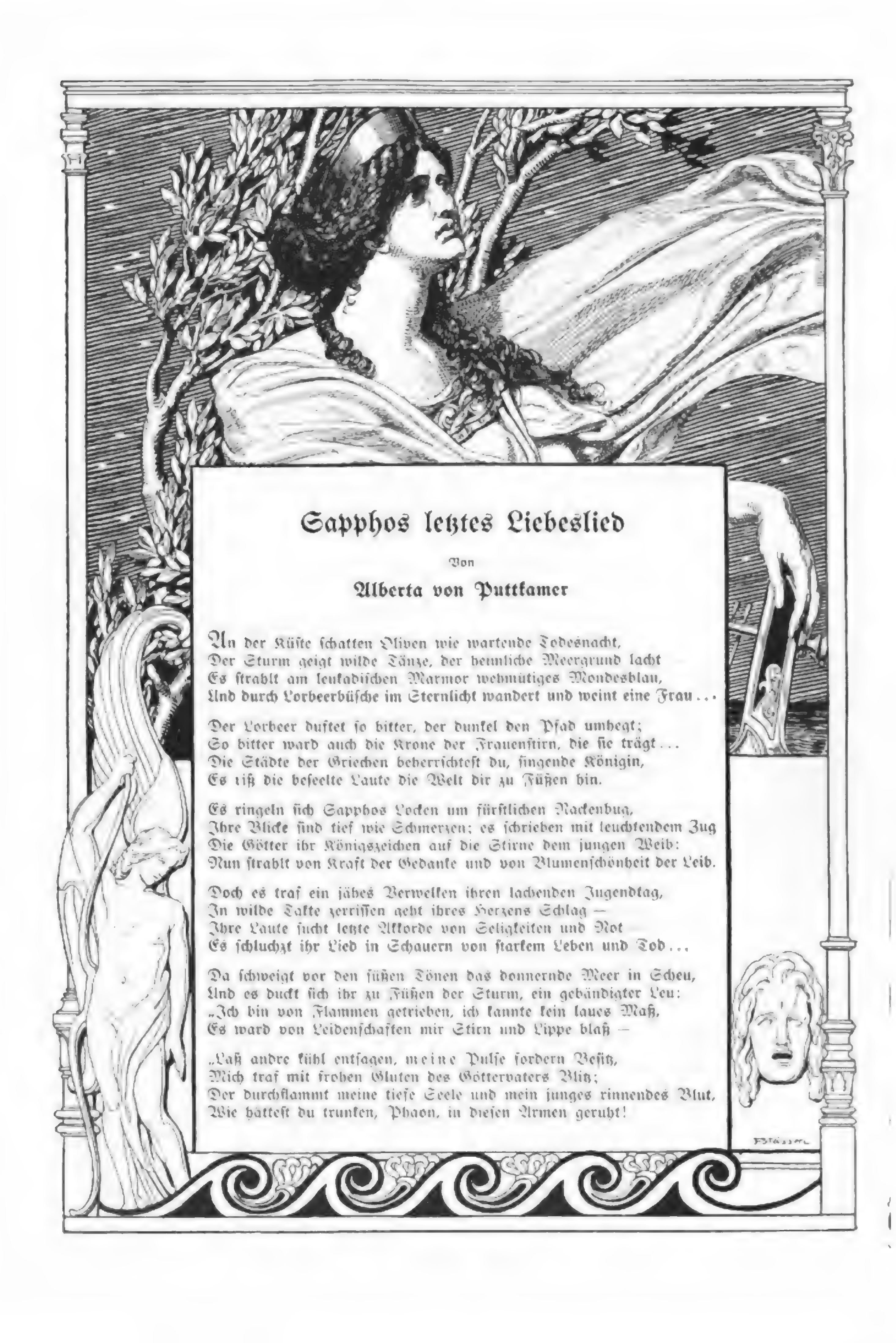
Erwähnenswert ist noch die Gift-, Gicht- oder Stinkmorchel (Phallus impudicus), die sich durch ihren widerlichen Leichengeruch von der eßbaren Speisemorchel (Morchella esculenta) unterscheidet. Die anfangs einem Ei nicht unähnliche Giftmorchel entwickelt erst mit der Zeit Stiel und Hut. Ihr zäher Schleim stand vordem als Heilmittel in großem Ansehen. Morcheln müssen überhaupt vor dem Gebrauch gehörig ausgetrocknet und gekocht werden, da sie in frischem Zustand oft schädlich wirken. Lonicer, der berühmte Verfasser eines alten Kräuterbuchs, stellt die Morchel als Delikatesse allen Pilzen voran: „Das erste sind die Morcheln, allenthalben bey uns gemein, mit welchem die verleckerten Mäuler sonderliche Lust haben, kochen sie mit Butter und Würtz, zuvor in ein Wasser gequellt, und braten sie auch am Spießlein, mit Würtz bereytet. Sie wachsen auf feisten Wiesen, auch um die Aecker an den Bechen; ihre Währung ist im Mayen, sie werden die andere Zeit des Jahres nicht besehn. Sie sind rund wie ein Hütlein, grav von Farben und voll Löchlin, wie ein Immenhäußlein."

Zu Verwechslungen gibt schließlich vielleicht noch Anlaß der eßbare und der giftige, ziemlich seltene Pfifferling oder Eierschwamm. Der erstere (Cantharellus cibarius) ist durchweg dottergelb und fettig anzufühlen; der giftige (C. aurantiacus) dunkler, orangefarben und nicht fettig, aber fein filzig, samtartig anzufühlen.

Damit wären die gefährlichsten Feinde, die uns durch Annahme der Tracht unsrer beliebtesten Eßpilze zu täuschen suchen, gekennzeichnet. Die wenigen andern bei uns vorkommenden giftigen Arten werden überhaupt weder gesucht noch gehandelt; sie verraten sich überdies meist schon durch ihren widerlichen Geruch, wie der Speiteufel (Russula emetica), oder sind auch, wie der Bovist (Bovista), in der Jugend, wo letzterer übrigens gleichfalls leicht mit dem Champignon verwechselt werden kann, eßbar.

Im ganzen wäre die Ausbreitung der Pilzkenntnis in Deutschland, das in dieser Beziehung leider hinter seinen Nachbarländern, Rußland und Italien nicht ausgenommen, weit zurücksteht, sehr zu wünschen. Auch die angebliche Schwerverdaulichkeit der Pilze beruht zum größten Teil auf Vorurteil und wird gewöhnlich erst durch falsche Zubereitung oder durch Ueberladung mit Fett und Gewürz hervorgerufen. Allerdings ist ihr Nährwert auch nicht gerade zu überschätzen. Er kommt keineswegs, wie man zuweilen annimmt, dem des Fleisches, sondern eher dem eines guten Gemüses nahe, da trotz des hohen Stickstoffgehaltes verhältnismäßig nur wenig Eiweiß in den Pilzen vorhanden ist, ihre Ausnutzung im Körper auch im allgemeinen zu wünschen übrig läßt.





Sapphos letztes Liebeslied

Von

Alberta von Puttkamer

An der Küste schatten Oliven wie wartende Todesnacht,
Der Sturm geigt wilde Tänze, der heimliche Meergrund lacht
Es strahlt am leukadischen Marmor wehmütiges Mondesblau,
Und durch Lorbeerbüsche im Sternlicht wandert und weint eine Frau ...

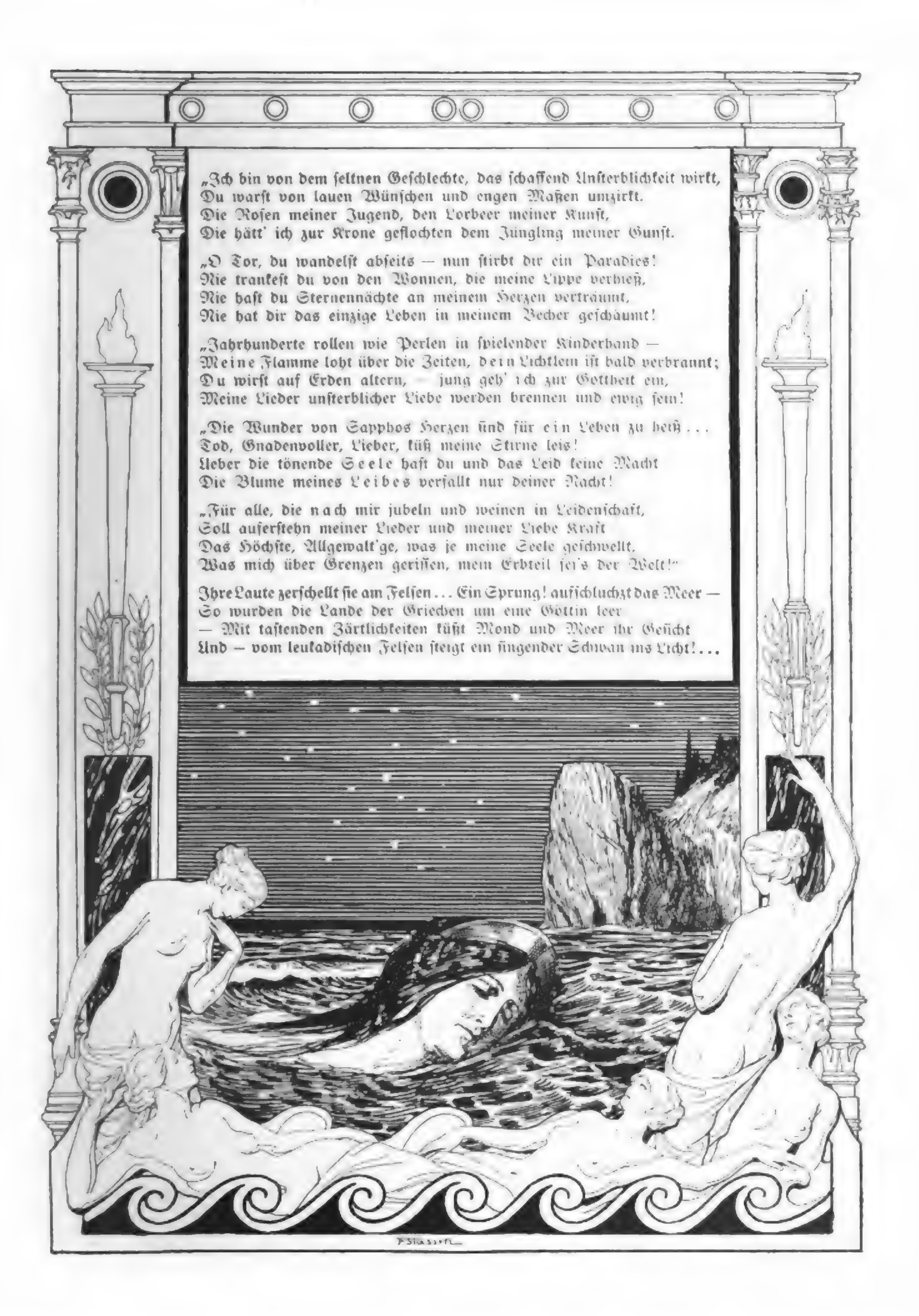
Der Lorbeer duftet so bitter, der dunkel den Pfad umhegt;
So bitter ward auch die Krone der Frauenstirn, die sie trägt ...
Die Städte der Griechen beherrschtest du, singende Königin,
Es riß die beseelte Laute die Welt dir zu Füßen hin.

Es ringeln sich Sapphos Locken um fürstlichen Nackenbug,
Ihre Blicke sind tief wie Schmerzen; es schrieben mit leuchtendem Zug
Die Götter ihr Königszeichen auf die Stirne dem jungen Weib:
Nun strahlt von Kraft der Gedanke und von Blumenschönheit der Leib.

Doch es traf ein jähes Verwelken ihren lachenden Jugendtag,
In wilde Takte zerrissen geht ihres Herzens Schlag —
Ihre Laute sucht letzte Akkorde von Seligkeiten und Not —
Es schluchzt ihr Lied in Schauern von starkem Leben und Tod ...

Da schweigt vor den süßen Tönen das donnernde Meer in Scheu,
Und es duckt sich ihr zu Füßen der Sturm, ein gebändigter Leu:
„Ich bin von Flammen getrieben, ich kannte kein laues Maß,
Es ward von Leidenschaften mir Stirn und Lippe blaß —

„Laß andre kühl entsagen, m e i n e Pulse fordern Besitz,
Mich traf mit frohen Gluten des Göttervaters Blitz;
Der durchflammt meine tiefe Seele und mein junges rinnendes Blut,
Wie hättest du trunken, Phaon, in diesen Armen geruht!



„Ich bin von dem seltnen Geschlechte, das schaffend Unsterblichkeit wirkt,
Du warst von lauen Wünschen und engen Maßen umzirkt.
Die Rosen meiner Jugend, den Lorbeer meiner Kunst,
Die hätt' ich zur Krone geflochten dem Jüngling meiner Gunst.

„O Tor, du wandelst abseits — nun stirbt dir ein Paradies!
Nie trankest du von den Wonnen, die meine Lippe verhieß,
Nie hast du Sternennächte an meinem Herzen verträumt,
Nie hat dir das einzige Leben in meinem Becher geschäumt!

„Jahrhunderte rollen wie Perlen in spielender Kinderhand —
Meine Flamme loht über die Zeiten, dein Lichtlein ist bald verbrannt;
Du wirst auf Erden altern, — jung geh' ich zur Gottheit ein,
Meine Lieder unsterblicher Liebe werden brennen und ewig sein!

„Die Wunder von Sapphos Herzen sind für ein Leben zu heiß . . .
Tod, Gnadenvoller, Lieber, küß meine Stirne leis!
Ueber die tönende Seele hast du und das Leid keine Macht
Die Blume meines Leibes verfallt nur deiner Nacht!

„Für alle, die nach mir jubeln und weinen in Leidenschaft,
Soll auferstehn meiner Lieder und meiner Liebe Kraft
Das Höchste, Allgewalt'ge, was je meine Seele geschwellt,
Was mich über Grenzen gerissen, mein Erbteil sei's der Welt!"

Ihre Laute zerschellt sie am Felsen . . . Ein Sprung! aufschluchzt das Meer —
So wurden die Lande der Griechen um eine Göttin leer
— Mit tastenden Zärtlichkeiten küßt Mond und Meer ihr Gesicht
Und — vom leukadischen Felsen steigt ein singender Schwan ins Licht! . . .

Die soziale Mission der Frau

Von

Eliza Ichenhaeuser

Wie groß die Bedeutung der durch die Frauen geschaffenen Kulturwerte von den frühesten Zeiten an gewesen ist, davon macht sich die Gegenwart kaum einen richtigen Begriff. Sie werden außerordentlich unterschätzt, weil die Frauen selbst, in einem Umwandlungsprozeß ihrer Tätigkeitsgebiete und ihrer gesamten Stellung begriffen, vom Wunsche beseelt, ihn in geistig höhere Wege zu leiten, unwillkürlich mit der Verurteilung der früheren Stellung der Frau auch zu einer falschen Wertung ihrer Tätigkeit gelangten. Anderseits trägt der Umstand, daß der technische und wissenschaftliche Fortschritt in der Hauptsache vom Manne bewerkstelligt wurde, ebenfalls nicht wenig zur Mißachtung der bisherigen weiblichen Tätigkeit bei. Und doch ist der Teil, den die Frauen beigetragen haben, absolut nicht gering anzuschlagen. Sie haben die sittlichen Werte geschaffen.

Was wäre das Leben ohne die Wärme, die Liebe, die Zärtlichkeit, die Hingebung, die Fürsorge, die sie ihrer Umgebung gespendet und gelehrt haben? Sie haben nur einen einzigen Fehler dabei begangen, sie sind in der Selbstaufopferung zu weit gegangen. Sie haben dadurch noch nicht genügend Einfluß auf die Kulturentwicklung nehmen können. Und das eben ist einer der größten Vorzüge der modernen Frauenbewegung, daß sie es eingesehen hat, daß die Frau, um mit Ellen Key zu sprechen, „bevor sie ein Selbst zu geben hat, erst ein Ich werden muß“, daß die Lebensauffassung der absoluten Selbstverleugnung ebenso unfehlbar zum Untergang der Kultur führen müsse wie die der ausschließlichen Selbstbehauptung.

„Sie sieht nicht mehr im besinnungslosen Opfern, im Sichausplündernlassen die höchste Lebenserfüllung“ (Bäumer), sondern erkennt, daß nur in der Harmonie von Selbstaufopferung und Selbstbehauptung das zu erstrebende Ziel liegt.

Sie weiß jetzt, daß die höchste Pflicht nicht nur gegen sich selbst, sondern ihrer Umgebung, ihren Angehörigen, ihren Kindern, der ganzen Menschheit gegenüber die höchste Entwicklung der eignen Persönlichkeit ist. Und erst, wenn sie diese erreicht, wird ihr das gelingen, was bisher nur ein Ziel aufs innigste zu wünschen war, die volle und glückliche Verschmelzung von Altruismus mit dem zum Leben nicht minder unentbehrlichen Egoismus. War das Wohltun, die Liebestätigkeit seit den frühesten Zeiten der Frauen Teil, dem sie zunächst in ihrem eignen Reiche, dem Heim, oblagen, so nahmen sie doch auch an der kirchlichen Armenpflege, die so alt ist wie das Christentum selbst, teil und nicht minder an der Vereinsarmenpflege, deren erstes organisiertes Zusammenwirken eine Folge der Völkerschlacht bei Leipzig war. Erst als im neunzehnten Jahrhundert infolge der durch die wirtschaftlichen Umwälzungen entstandenen ungeheuern Armut der Staat die Notwendigkeit einsah, die Armenpflege gesetzlich zu regeln, weil die freie Liebestätigkeit sich als ungenügend erwies, da wurde vergessen, die Frauen hierzu heranzuziehen. Aber dieses Versehen machte sich sehr schnell bemerkbar, denn der Zweck der Armengesetzgebung, daß niemand in den Kulturstaaten am unentbehrlichen Lebensunterhalt Mangel leide, wurde bisher nicht erreicht. Die Absicht der Armengesetzgebung ist, jedem Hilfsbedürftigen, der zeitweise oder dauernd außerstande ist, für sich selbst einzutreten und zu sorgen, und der keine unterstützungspflichtigen Verwandten hat, ein Obdach, den unentbehrlichen Lebensunterhalt und im Todesfall ein Begräbnis zu sichern, wofür die Kosten und die Ausführung der dem Gesetze nötigen Organe von den Gemeinden aufzubringen sind.

Daß auch dies vorläufig nur ein Ziel aufs innigste zu wünschen ist, ist wohl jedermann klar. Die Gründe hierfür wohl weniger. Mit dankenswerter Offenheit orientiert darüber Alice Salomon, deren Spezialgebiet die soziale Frauenarbeit ist. Im Handbuch der Frauenbewegung setzt sie klar auseinander, daß der Grund hierfür darauf zurückzuführen ist, daß es den Verwaltungen nicht immer gelingt, in ausreichendem Maße geeignete männliche Armenpfleger zu gewinnen, daß sie sich daher in solchen Fällen mit ungeeigneten Ehrenbeamten begnügen müssen und dieser Umstand die Mängel in der Verwaltung verursache. Gleich mir sieht auch sie das geeignetste Mittel, diesem Uebelstand abzuhelfen, darin, daß die ungeeigneten Männer durch geeignete Frauen ersetzt werden, daß durch die vergrößerte Auswahl alle ungeeigneten Elemente leichter ausgemerzt werden könnten und daß auch die weiblichen Gesichtspunkte, die gerade, wo es sich wie bei der Armenpflege um Tätigkeiten, die mit dem Haus und Hauswesen zusammenhängen, von großer Bedeutung sind, mehr gewürdigt würden als unter dem ausschließlichen Männerregime. Man sollte denken, daß dies auch den Männern vollständig einleuchten müsse und daß es bloß der Anregung bedurft hätte, um Frauen in zahlreichster Weise heranzuziehen. Dem war aber durchaus nicht so, sondern es bedurfte eines langwierigen Kampfes, um den Widerstand der ausführenden Organe, die sich in ihrer Alleinherrschaft bedroht fühlten, zu besiegen, und überall ist es bis jetzt noch nicht geglückt. Aber die Frauen



Rückkehr von der Parforcejagd

Nach einem Aquarell von Georg Koch



erkennen ihre Pflichten der Gesellschaft gegenüber immer mehr und mehr und lassen sich nicht mehr so leicht einschüchtern. Je mehr Raum der Entwicklung ihres Intellekts und ihrer Individualität gegeben wird, um so ernster und voller erfassen sie ihre Pflichten, um so schärfer erkennen sie die Arbeit, die ihrer harrt. Je mehr ihre Erziehung sie dazu befähigt, den Organismus des sozialen Körpers kennen und verstehen zu lernen, um so mehr begreifen sie, wie viel zu seiner Gesundung geschehen muß, wie viel sie dazu beizutragen haben. Es bedurfte nur der Weckung ihres sozialen Empfindens, ihres sozialen Bewußtseins, um sie zum Handeln zu veranlassen. Und aus diesem Grunde muß auch die gesamte Frauenarbeit als ein großer Segen betrachtet werden, weil sie die Frauenkräfte befreit und die segenbringende dienstbereite Hand der Frau der Allgemeinheit geöffnet hat. „Die Macht der Liebe ist nicht mehr auf die engste Umgebung beschränkt, sondern erstreckt sich auf weiteste Kreise und Gebiete; die Fähigkeit absoluter Ergebenheit und ständiger Dienstleistung für eine bestimmte Person ist jetzt anwendbar auf ein bestimmtes gesellschaftliches Bedürfnis, und wir sehen um uns die Wirkung all dieser potenten Mütterlichkeit auf die Gesellschaft." (Stetson.)

Am meisten ist dies natürlich schon jetzt in den Ländern zu erkennen, in denen die Frauen am weitesten fortgeschritten sind, so vor allen Dingen in der Neuen Welt. In Tausenden reformatorischer Frauenvereine und -klubs arbeiten die Frauen dort an ihrer Selbsterziehung, fachlich, philanthropisch, reformatorisch, wissenschaftlich sich auf die Bürgerpflichten vorbereitend und sie betreibend. Von diesen Stätten der Kultur ergießt sich ein Strom warmer, selbstloser Menschenliebe, der die Frauen immer mehr zu menschenfreundlicher Arbeit hinreißt. Die amerikanische Soziologin Mrs. Perkins-Stetson nennt die sich immer intensiver ausbreitende Bewegung der reformatorischen Frauenvereine eine der bedeutendsten soziologischen Erscheinungen des neunzehnten Jahrhunderts. Sie berichtet, daß es in Amerika kaum eine Frau von einer gewissen Intelligenz gibt, die nicht auf irgendeinem sozialen Gebiet ein bestimmtes Interesse und eine bestimmte Tätigkeit entwickelt, die nicht eine besondere Pflicht auf sich genommen hat, außer der zufälligen ihrer eignen verwandtschaftlichen Beziehungen. Die religiöse, wohltätige, philanthropische, reformatorische, allgemein humane Arbeit der Gegenwart wird in Amerika hauptsächlich von Frauen verrichtet, sie sind die Träger der höheren Bildung sowohl wie auch der soziologischen Interessen.

Auch in England haben die Frauen sich auf sozialem Gebiete in hervorragender Weise betätigt. Dort erblickte, wie so viele soziale Reformen, auch die Settlementsbewegung, dieser glänzende, sozialstem Empfinden entsprechende Versuch zur Ueberbrückung der Klassengegensätze durch jahrelange Arbeit und jahrelanges Leben der Besitzenden unter den Enterbten des Schicksals und für sie, um ihnen durch persönliche Arbeit zu einer höheren Kultur zu verhelfen, das Licht der Welt. Dort entstand auch das erste Frauensettlement, dem ein Jahr später ein zweites in Amerika und seither hüben und drüben zahlreiche andre gefolgt sind. Dort haben die Frauen sich auch an den kommunalen Aufgaben in vielseitigster Weise beteiligt und die besondere Eignung der Frauen hierfür aufs schlagendste bewiesen, indem sie das ihnen seit 1869 erteilte kommunale Wahlrecht, das im Laufe der Jahre immer mehr erweitert wurde, mit großem Verständnis ausübten und sich als Armen-, Kirchen-, Schulrätinnen und so weiter außerordentlich bewährten.

Und nicht allein als tüchtige Helferinnen an der Lösung sozialer Aufgaben sehen wir die Frauen dort, wo ihnen freie Entwicklung gestattet ist, arbeiten, sondern wir lernen sie auch als Schöpferinnen und Führerinnen kennen.

Wir sehen, wie Harriet Beecher-Stowe durch ihren mit ihrem Herzblut geschriebenen, von echtester Menschenliebe durchglühten Roman „Onkel Toms Hütte" zur Sklavenbefreiung mehr beiträgt als irgendein andrer Faktor. Wir sehen, wie Florence Nightingale nicht allein durch ihr beispielloses Wirken im Krimkriege die Heldin desselben wurde, sondern ein noch weit großartigeres Werk durch die vollständige Reform und Hebung der Krankenpflege vollbringt. Wir sehen, wie Elisabeth Fry in England und Dorothea Dix in Amerika den Anstoß zur Reform des Gefängniswesens geben, die von dort den Weg durch die ganze zivilisierte Welt nimmt. Wir sehen, wie die Temperenzbewegung, die gerade für die Neue Welt, wo die Trunksucht das verheerendste Laster zu werden drohte, von eminenter Bedeutung ist, von Frances Willard in allumfassender Weise organisiert und erfolgreich wird. Wir sehen, wie Octavia Hill eine Reform in der Armenpflege bewirkt, wie Lady Dilke, Beatrice Webb u. a. auf dem Gebiete der Arbeiterinnenfrage reformierend vorgehen.

Und sogar bei uns, die wir noch in den Kinderschuhen sozialer Entwicklung stecken, finden sich Bahnbrecherinnen auf ethisch-sozialem Gebiete, wie beispielsweise Berta von Suttner, der beredteste Friedensapostel des neunzehnten Jahrhunderts, und eine Reihe andrer Reformerinnen.

Und trotz allen Widerstandes der maßgebenden Kreise ist es gelungen, immer mehr Gebiete der sozialen Frauentätigkeit zu erschließen. Deutschland, das in dieser Beziehung am hartnäckigsten und rückständigsten war, ist verhältnismäßig und im Vergleich zu den andern kontinentalen Ländern in Europa mit Ausnahme Skandinaviens am raschesten fortgeschritten. Es ist dies nur der Energie der Frauen selbst zu verdanken, die, einmal aus dem Dornröschenschlaf erweckt, nicht mehr ruhten und rasteten, bis sie sich in der Oeffentlichkeit mit ihren Forderungen Gehör verschafft und anderseits selbst an ihre Ausbildung schritten, um den Beweis der Fähigkeit, die ihnen so lebhaft abgestritten wurde, zu liefern. Nur dadurch sind sie in der Lage, gegenwärtig eine Reihe sozialer Frauenberufe, zu denen sie heute geradezu erwünscht werden, auch auszufüllen. Nur dadurch ist es gegenwärtig möglich, den Nachfragen nach Gefängnisbeamtinnen, nach Krankenpflegerinnen, nach Vorsteherinnen von Asylen, Krippen, Kinderhorten und so weiter, nach Fabrikinspektorinnen und Inspektionsassistentinnen, nach Aerztinnen und so weiter zu genügen. Das

gleiche gilt von den unbesoldeten, ehrenamtlichen sozialen Frauenberufen.

Hier waren es in erster Reihe die „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit“ in Berlin, die den ersten Schritt auf diesem Gebiet taten.

Ihr Programm, Mädchen und Frauen zur tatkräftigen Unterstützung aller Wohlfahrtsunternehmungen heranzuziehen zur Unterstützung durch persönliche Fürsorge, nicht durch Geld, ferner den Mädchen und Frauen, die Wunsch und Willen haben zu helfen, Gelegenheit zu bieten, sich die zu einer wirksamen Hilfeleistung notwendigen Kenntnisse anzueignen, ist in außerordentlich befriedigender Weise ausgeführt worden. Ein Verzeichnis aller Wohlfahrtsvereine und Anstalten wird alljährlich zusammengestellt und Vortragskurse bezwecken durch Kenntnisvermittlung der Gesetzkunde, der Volkswirtschaftslehre, der Grundlehren der Armenpflege und der Kinderfürsorge die freiwillige Frauenarbeit in der Wohlfahrtspflege zu vertiefen, ein Verständnis für die Lage der arbeitenden Volksklassen herbeizuführen.

Daß dieser Gedanke einem großen Bedürfnis entsprach, beweist der Umstand, daß ähnliche Einrichtungen in Wien, Bremen, Hamburg, Königsberg, Mannheim, Leipzig, Frankfurt a. M., Halle und andern Orten folgten. Auch die Soziale Frauenschule des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes in Hannover beruht auf ähnlicher Grundlage.

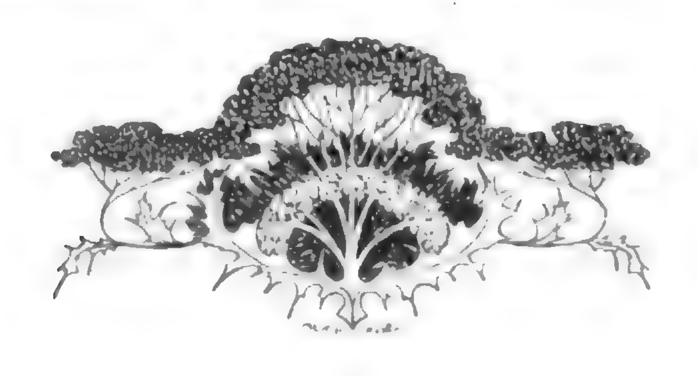
Gelegenheit, sich zu betätigen, haben die Frauen jetzt auf verschiedenen Gebieten auch in Deutschland, so beispielsweise in der Armenpflege. Wohl blieben die ersten Versuche auf diesem Gebiete (Kassel 1881) bis 1896 vereinzelt; als aber der Deutsche Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit auf seiner Generalversammlung in Straßburg in jenem Jahre und der preußische Städtetag 1901 sich für die organische Eingliederung der Frauen in den Verwaltungsapparat aussprachen, da änderte sich das Bild, so daß gegenwärtig außer Kassel noch Kolmar, Königsberg, Erfurt, Posen, Stolp, Danzig, Bremen, Mannheim, Glogau, Bonn, Berlin, Solingen Frauen als Armenpfleger haben, und zwar als mit den männlichen Armenpflegern Gleichberechtigte. Eine nur ergänzende Tätigkeit zur öffentlichen Armenpflege üben Frauen aus in Elberfeld, Krefeld, Hamburg, Magdeburg, Siegen in Westfalen, Nürnberg, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Wiesbaden, Dortmund, Gotha, Kiel, Meiningen, Worms, Mainz, Breslau, Dresden, Braunschweig und andern Orten.

In beiden Formen haben die Frauen, wie die Verwaltungsberichte verschiedentlich hervorheben, ihr Amt durchweg gewissenhaft und mit vollem Verständnis für die Bedürfnisse der Armenpflege, besonders Frauen und Witwen mit Kindern gegenüber, durchgeführt.

Zur Waisenpflege, die häufig nur eine Abteilung der öffentlichen Armenpflege ist, in größeren Städten jedoch einen besonderen Verwaltungskörper erfordert, sind ebenfalls Frauen herangezogen worden, so in Berlin, Charlottenburg, Köln, Königsberg, Dortmund, Merseburg, Posen, Frankfurt a. M., Potsdam, Hannover, Tilsit, München und andern Orten, in Berlin auch eine Inspektorin der Waisenpflege.

Das Bürgerliche Gesetzbuch hat den Frauen das mit der Waisenpflege verwandte Amt eines Vormundes auch über fremde Kinder eröffnet. Die in dieser Hinsicht gemachten Erfahrungen sind außerordentlich gut. Wir sehen demnach, daß überall, wo den Frauen freie Bahn zu sozialer Arbeit eröffnet wird, sie den eifrigsten und — was noch wertvoller ist — den besten, ernstesten und verständnisvollsten Gebrauch davon machen.

Groß ist hier noch das Arbeitsfeld, das ihrer harrt. In der Ueberbrückung sozialer Gegensätze, in bezug auf Arbeiterinnenschutz, Kinderschutz, Wohnungsreform, Vorbeugungsarbeit, Gefängnisreform, Rettung Gefallener, kurzum im unübersehbar großen Gebiet der Sozialreform bietet sich den Frauen ein ebenso dankbares als großes Feld der Arbeit. Schon haben sie es in Angriff genommen. Die Philanthropie, deren Beherrscherinnen sie seit den frühesten Zeiten waren, hat durch ihre Organisation im neunzehnten Jahrhundert einen ungeheuern Aufschwung genommen, ihre Aufgabe im zwanzigsten Jahrhundert wird es sein, die soziale Neubildung mit der Philanthropie aufs glücklichste zu vermählen, die letztere in der ersteren so aufgehen zu lassen, daß an die Stelle von Almosen Gerechtigkeit gesetzt wird. Zu diesem Zwecke aber muß ihnen unbegrenzte Freiheit der Individualität, höchste Entwicklung der Persönlichkeit gewährt werden, damit sie nach Erreichung derselben in wirkungsvoller Weise der Allgemeinheit dienen und die Harmonie von Selbstaufopferung und Selbstbehauptung finden können. Dann erst wird die Frau ihre soziale Mission voll und ganz erfüllen können.





Kindervergnügen im Hyde Park

Ein englischer Sonntag

Von

Henriette Jastrow, London

(Hierzu zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Ueber nichts bringt der Fremde, der an die gastlichen Gestade Albions kommt, eine falschere Auffassung mit als über den Sonntag John Bulls. Ein ernster, strenger, muckerischer Tag, so denkt er ihn sich, und mit Duldermiene sieht er ihm entgegen. Aber wenn er darauf rechnet, sich auf diesem Gebiete eine Märtyrerkrone zu erwerben, dann würde er sich enttäuscht finden. Nicht daß es in Old England an denen mangelte, so da den Sabbat zu entheiligen wähnen, indem sie Körper und Geist erfrischen; o nein, diese Spezies gedeiht auch jetzt noch auf der meerumspülten Insel kräftiger als anderswo, und wenn sich unser Fremdling dieser Gruppe anschließen will, wer wird ihn hindern? Früher hätte er darin wohl nicht viel Wahl gehabt, heute aber, das findet er bald heraus, kann er auch in England einen Sonntag andrer Art haben, ja, wenn er will, dann braucht sein Sonntag nicht gar so verschieden zu sein von dem, an den er auch daheim gewöhnt ist, und das um so eher, als ja der kontinentale und namentlich der deutsche Sonntag im letzten Jahrzehnt vielfachen Aenderungen nach der andern Seite unterworfen worden ist. „Jedesmal, wenn ich nach Deutschland gehe,“ so äußerte sich neulich ein kosmopolitischer Freund, „finde ich den Sonntag mehr und mehr anglisiert, und in England finde ich ihn jedesmal, wenn ich wieder herkomme, mehr kontinentalisiert.“ So berühren sich die Extreme.

Zwar wenn wir von einem „früheren“ strengen und stillen Sonntag in England sprechen, so darf



Auf der Themse

man dabei nicht in allzu ferne Zeiten schweifen. Gar geschäftig und lustig pflegte es in den Tagen der Königin Elisabeth auf dem Inselreich am Sonntag zuzugehen. Märkte, Messen und Gerichtstage wurden abgehalten, Wettkämpfe und Schauspiele aller Art fanden statt, und die alten Chroniken berichten uns, daß man sich selbst auf den Vorhöfen der Kirchen im Bogenschießen übte. Aber die puritanische Bewegung räumte damit gründlich auf. Sie erhob den Sonntag zu einem ihrer Hauptangriffspunkte und erreichte es im Langen Parlament, daß besondere Gesetze zur Heiligung des Sabbats, wie die Puritaner den Tag nannten, geschaffen wurden. Unter Karl II. wurden diese Maßnahmen erweitert und befestigt, und das von ihm erlassene Gesetz von 1676 drückte für lange Zeit der Beobachtung des Sonntags im ganzen Lande seinen Stempel auf. Dieses Gesetz mit all seinen Altertümlichkeiten und Widersprüchen ist noch heute in England gültig. Von Zeit zu Zeit wird es hervorgeholt, wenn man gegen gewisse Uebeltäter vorzugehen hat, deren Sonntagsbeschäftigung bei Andersdenkenden Aergernis erregt, sonst aber blühen die Uebertretungen gegen das Gesetz ungestört und ungehindert. Man drückt aber das bekannte Auge zu. Wie es auf so vielen Gebieten in England der Fall ist, so sucht man auch hier zwischen altertümlicher Theorie und moderner Praxis ein Kompromiß zu schaffen, und die Folge davon ist, daß sich die seltsamsten Kontraste und Inkonsequenzen darbieten. In manchen Orten muß das alte Gesetz zu immer neuen Einschreitungen herhalten, und in Hull zum Beispiel werden dieselben Händler Woche für Woche mit der gleichen Buße belegt für die Ausübung ihres Gewerbes am Sonntag, so daß sie diesen Posten ein für allemal als Geschäftsunkosten in ihren Etat einstellen. In Hull war es übrigens auch, wo Bismarck eines Sonntags landete und von einem würdigen Bürger zur Rede gestellt wurde, weil er sich auf dem Wege zu seinem Hotel ein Liedchen pfiff. „Am Sonntag pfeifen, und noch dazu in der Kirchzeit," protestierte der fromme Mann. Hätte er nur einen Blick in die Statistik getan, dann wäre er vielleicht gegen das harmlose Liedchen des großen Staatenlenkers duldsamer gewesen. Nicht weniger als 24000 offene Läden hätte er allein in London konstatieren können, über 5000 in Manchester, 565 in Bradford, 1035 in Bristol, und sogar in Glasgow, im frommen Schottland, kann man Sonntags Einkäufe in 3048 Läden vornehmen. Ein Teil der Verkaufsstätten ist nur einige Stunden geöffnet, andre aber sind den ganzen Tag offen. Dieses Vorzuges erfreuen sich besonders die Bonbons- und Zigarrenläden. Sowohl Süßigkeiten wie



Sonntagnachmittag in der Schleuse bei Richmond



An der Themse bei Henley

Tabak scheint man demnach zu den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen zu rechnen, und man scheint keinen Anstoß daran zu nehmen, daß die Angestellten in diesen Geschäften ein wahres Sklavenleben führen. Von Zeit zu Zeit wird das Publikum daran erinnert, aber die Bestrebungen zur Ausrottung des Uebels verlaufen immer wieder im Sande.

Wenn man nun auch behördlicherseits mit dem zugedrückten Auge all diese Verkaufsstätten nicht wahrnehmen mag, so muß man doch von den öffentlichen Märkten eine gewisse Kenntnis haben. Die hat man freilich, aber man läßt die Bürger gewähren. Es sind alte Privilegien und Gewohnheiten, und an denen rüttelt man im Lande John Bulls nicht gern. Nicht weniger als 30 Märkte, so berichtete vor einiger Zeit die städtische Inspektion, werden allsonntäglich in London abgehalten. Die bekanntesten sind die in Petticoat Lane (jetzt Wentworthstreet genannt) und in Seven Dials, der eine mit dem markanten Gepräge des Londoner Ostens und der andre mit dem bunten Allerlei einen merkwürdigen Kontrast bildend zu seiner Umgebung, denn Seven Dials ist inmitten der Stadt, ganz nahe von Charing Croß.

Aber schließlich sind es von den 42 Millionen Einwohnern des britischen Reiches doch nur verhältnismäßig wenige, die von der Kauf- und Verkaufgelegenheit am Sonntag Gebrauch machen. Im allgemeinen ist der Sonntag ein Ruhetag. Die Geschäftsviertel sind verödet, die Arbeitsstätten geschlossen, und auch im eignen Hause enthält man sich zum mindesten geräuschvoller Tätigkeit, um bei den Nachbarn keinen Anstoß zu erregen. Denn, wie wir selbst auch gesinnt sein mögen, von unserm Nachbar nehmen wir an, daß er ein „Churchman“ ist. Ist er das in ausgedehntem Maße, dann geht er mit seiner Familie dreimal am Sonntage zur Kirche, zur Frühandacht vor dem Breakfast, am Vormittag und am Abend. Möglicherweise gehört er auch zu denen, die am Sonntag alles Profane vermeiden: Musik und Lektüre müssen sabbatlich gestimmt sein, und wenn man auch des Feuers im häuslichen Herde nicht ganz entraten kann, so beschränkt man es doch auf das geringste und begnügt sich mit einem kalten Mittagessen. So mag unser Nachbar zur Rechten, ein Mitglied der „Low Church“, beschaffen sein. Der zur Linken aber, ein High Church Man oder gar ein Broad Church Man, sieht den Sonntag mit andern Augen an. Auch er geht zur Kirche, aber er ist mäßig und geht nur zu einer Andacht, vielleicht am frühen Morgen, dann bleibt ihm der ganze übrige Tag zur Verfügung, und er kann hinaus ins Freie, das der Engländer über alles liebt. Freilich das Wie ist nicht so leicht abgetan, denn die Eisenbahn hält Sonntagsruhe. Spärlich verkehren die Züge, und während der Kirchzeit sind die Bahnhöfe zum Teil ganz und gar zugeschlossen, ein seltsamer Anblick für Fremde. Indessen bereiten sich auch auf diesem Gebiete Aenderungen vor, und wenn unser kosmopolitischer Freund wieder nach England kommt, dann mag er eine fernere Kontinentalisierung zu verzeichnen haben. Inzwischen können die Ausflügler Omnibus oder Tram benutzen, die den ganzen Tag über verkehren, oder man holt die Fahrräder aus dem Schuppen und macht sich auf und davon.



Auf der Jacht: Eine kleine Erfrischung

Wir sind mit von der Partie und genießen die liebliche Landschaft, durch die wir radeln, und wie schon oft, so wundern wir uns wieder darüber, daß uns niemand daheim jemals erzählt hat, wie schön England ist. Und nicht nur stellenweise, das ganze Land ist voll Liebreiz und Anmut. Heute geht es an den Fluß. Kaum ein Boot mehr zu haben! Welch ein Leben und Treiben auf dem Wasser, wo ist der stille englische Sonntag hier? Ruder- und Segelboote, Kanoes und Punts, alles ist vertreten, und fröhlich und harmlos gibt man sich dem Vergnügen hin. Musik ertönt vom Ufer und sogar von einem Fahrzeug auf dem Fluß. Wahrhaftig, da ist ein Klavier im Boot, und Spiel und Gesang wird von Maskierten ausgeübt, die bei diesem Erwerb nicht erkannt werden wollen. An Venedig und die Zeit der Dogen wird man erinnert. Die schönen Ufer des Flusses entlang ziehen sich Hausboote hin, eine Eigentümlichkeit der Themse, leichte Sommerhäuser auf Pfählen gebaut, zum Teil ganz reizend anzuschauen und innen mit allem Komfort ausgestattet. Hier ist der Sonntag ein besonderer Tag der Geselligkeit. Auch wir legen vor einem der Hausboote an und schließen uns der Luncheon Party an, welche die Einladung der gastlichen Hausfrau zusammengeführt hat. Da werden wir auch von Freunden an unser Versprechen erinnert, ein „Week End" bei ihnen auf dem Lande zuzubringen. Mit dem Week End ist die Zeit von Sonnabend bis Montag gemeint, eine Einrichtung der englischen Gastlichkeit, die ganz besonders genußreich und gemütlich ist.

Aber schön ist's auch, und allerlei Interessantes lernt man kennen, wenn man die Vetternstraße verläßt und, ohne Gastfreundschaft zu genießen, zu Rad oder Fuß eine Sonntagstour unternimmt. Da wird man, zumal als Fußgänger, von einem wachhabenden Individuum vor dem Gasthaus mit kritischen Augen betrachtet, und man muß die Versicherung abgeben, daß man mehr als drei Meilen Wegs daherkomme. Nur dann darf sich uns das Haus während der vielen Stunden, die es am Sonntag geschlossen sein muß, öffnen. So will es das alte Gesetz. Manche andre Exkursionen in das alte Gesetz würden freilich noch wunderlichere Dinge zutage fördern. Mitten in der Nacht könnte der Reisende den Gastwirt aus dem Schlafe wecken und im Gastzimmer Licht und Feuer verlangen und Kochutensilien. Dann könnte er seine eignen rohen Eßmaterialien auspacken, sie kochen und braten und verzehren, und der Wirt dürfte nicht einmal ein Dankschön beanspruchen. Das ist allerdings kaum noch bekannt im Lande, aber zu Recht besteht es noch in Old England, und gelegentlich wird es auch mal von einem Spaßvogel in die Praxis übertragen. Bis vor kurzem war es mit den Wirtshäusern auf dem Lande, besonders am Sonntag, schlecht bestellt. Hier aber haben Zweirad und Automobil große Umwälzungen hervorgebracht, und heute braucht der Ausflügler am Sonntag keine Hungerkur zu befürchten.

Will man nun den Sonntag in der Stadt zubringen, so gestaltet sich das ja natürlich je nach den örtlichen und individuellen Umständen verschieden. Vor allem ist der Sonntag im ganzen Lande der Tag, um Briefe zu schreiben. Davon wissen die Postboten am Montag früh ein Liedchen zu singen. Diesem Schreibebedürfnis trägt die Post insofern Rechnung, als sie einige wenige Hauptpostämter für den Markenverkauf am Sonntag öffnet. Sonst aber herrscht bei der Post Sonntagsruhe. In der Provinz gibt es eine Briefbestellung am Morgen, in London fällt auch diese fort. Das bewährt sich ganz gut, aber unzeitgemäß will es erscheinen, daß der Telegraphendienst am Sonntag stillsteht. Zwar nehmen die wenigen Postämter,

die offen sind, Telegramme entgegen und befördern sie auch, ausgetragen aber werden sie erst laut Reglement am Abend oder, je nach den Verhältnissen, erst am andern Tage. Selbst die Warnungstelegramme der meteorologischen Stationen verfallen der Sonntagsruhe. Von 120 solcher am Sonntag aufgegebener Depeschen wurden, wie ein vor kurzem veröffentlichter Bericht besagte, nur 19 am selben Tage bestellt. Dadurch wurde manches Menschenleben aufs Spiel gesetzt, und damit ist wohl die Sonntagsruhe gar teuer erkauft. Auch im täglichen Leben macht sich die Unmöglichkeit telegraphischer Verbindung störend bemerkbar, wie es sich leicht denken läßt, und mit der Zeit wird denn auch wohl eine Aenderung darin eintreten. Ein andrer Freund, der am Sonntag ausbleibt — der erste ist der Briefträger —, ist die Tageszeitung. Damit ist freilich nur dem Boten, der die Zeitung austrägt, der Sonntagsdienst erspart, denn wollte man denen, die sie herstellen, zur Sonntagsruhe verhelfen, so müßte der Montag der Tag sein, an dem keine Zeitung erscheint. So ist es im logischen Deutschland, aber logisch ist nun mal John Bull nicht. Wer erpicht ist auf eine Zeitung, kann übrigens eine der Sonntagszeitungen erwerben, die da und dort ausgebrüllt oder auch ins Haus geschickt werden. Eigentlich soll das ja alles nicht sein, weder das Brüllen noch das Schicken, aber das haben wir nun schon gesehen, man nimmt es nicht so genau, und wenn das Publikum selbst nichts einzuwenden hat, dann hat auch die Behörde nichts dagegen. Die öffentliche Meinung freilich hat hier eine überwältigende Macht, das mußte zu ihrem Schaden eine Tageszeitung erfahren, die vor einigen Jahren mit der Neuerung einer Sonntagsausgabe auf den Plan trat. Diese Neuerung rief einen Sturm der Entrüstung hervor. Sonntagszeitungen läßt man sich gefallen, aber der drohenden Gefahr einer Arbeitszeit von sieben Tagen in der Woche für die englische Journalistik trat man so entschieden entgegen, daß die betreffende Zeitung alsbald ihr Experiment einstellte.

Wenn nun auch diejenigen, welche die Zeitungen herstellen, keine Sonntagsruhe haben, so würden sie doch mit ihren deutschen Kollegen nicht tauschen wollen. Denn das jetzige System läßt ihnen den Sonnabend frei, und der ist hierzulande ein sehr wichtiger Tag. Der Sonnabend ist dem Sport geweiht. Die Schulen haben ganz frei, und im übrigen ist am Sonnabend mittag die Arbeit der Woche für jedermann zu Ende. Fabriken und Werkstätten, Läden und Kontore, die Bureaus der Beamten, alles schließt, und groß und klein, arm und reich eilt dem Spielplatz zu. Auch für die Lokale in der Stadt, die Vergnügen und Zerstreuungen bieten, ist der Sonnabend der Haupttag, und dieses System des „half holiday“ muß man sich vor Augen halten, wenn man den englischen Sonntag betrachtet. Manche, die im Prinzip nichts dagegen hätten, widersetzen sich doch einer völligen Kontinentalisierung des englischen Sonntags in der Befürchtung, daß dadurch der half holiday gefährdet werden könnte. Und das wäre in der Tat ein großer Verlust. Es wäre im Gegenteil zu wünschen, daß die Einrichtung in andern Ländern Nachahmung fände, denn gewiß würde sich die Arbeitswoche von



Fünfuhrtee im Garten

5½ Tagen auch außerhalb Englands vortrefflich bewähren. Hier erweist sich die öffentliche Arbeitspause von 1½ Tagen als wertvoller Faktor in hygienischer Beziehung, während auf dem Arbeitsgebiete keinerlei Störungen oder Nachteile damit verbunden sind, weil eben auf diesem Gebiete alles auf die richtige Einteilung ankommt.

Die oben ausgesprochene Befürchtung ist es auch zum Teil, die der Ausübung des Sports am Sonntag entgegentritt, aber dennoch macht die Sitte große Fortschritte. Selbst im frommen Schottland spielt man Golf am Sonntag, der Premierminister Mr. Balfour an der Spitze, und auch andern nationalen Sports gibt man sich hin. Ja, in dem fashionablen Ranelagh Club in London, der die elegante Sportwelt vereinigt, ist der Sonntag einer der bedeutendsten Rendezvoustage, und wenn auch an diesem Tage keine Races stattfinden, so entwickelt sich doch ein gar buntes Leben und Treiben. Auch in den der Geselligkeit gewidmeten Klubs gewinnt der Sonntag an Bedeutung, und bei den oberen Zehntausend ist es jetzt außerordentlich beliebt, Sonntagsgesellschaften in den luxuriösen Hotels zu veranstalten, wie sie London in einer ganzen Anzahl aufzuweisen hat. Eines dieser Hotels sah neulich an einem Sonntag eine solche Fülle von Dinner Parties bei sich, daß es sich genötigt sah, das Vestibül in ein Eßzimmer zu verwandeln. Wer aber weder in einem Klub noch im Hotel speisen kann oder mag, wird es nicht so ganz leicht finden, in London selbst am Sonntag ein Mittag aufzutreiben. Die Restaurants sind geschlossen. Hin und wieder ist ein italienisches oder französisches oder deutsches Speisehaus offen, und auch ein vor kurzem eröffnetes englisches Restaurant von Ruf im Westen Londons hat die Neuerung gewagt, und sie scheint von seiner Majestät dem Publikum gebilligt zu werden. Ob das aber das Signal zu einer Umwälzung auf dem Gebiete sein wird, möchte der mit Recht bezweifeln, der die Verhältnisse kennt. Und wenn sich auch gewiß mancherlei gegen das jetzige System einwenden läßt, so hat es auch anderseits manches für sich, namentlich im Hinblick auf die besseren Arbeitsverhältnisse, die damit dem Beruf gewährleistet sind. — Auch die Schauspieler erfreuen sich in England der Sonntagsruhe. Die Theater sind am Sonntag absolut geschlossen, und das wird auch in absehbarer Zeit gewiß so bleiben. Nur wenn man Mitglied des Bühnenvereins „Stage Society" ist, dann kann man gelegentlich selbst in England am Sonntag ins Theater gehen, denn mangels einer eignen Bühne ist der Verein gerade nur auf die Sonntage angewiesen. Immerhin stellt dieses doch schon eine Abweichung vom Althergebrachten dar, die man früher nicht für möglich gehalten hätte. Mutig und zielbewußt ist man dagegen auf dem Gebiete der Sonntagsmusik vorgegangen. Das ist vor allem dem Wirken der Sonntagsliga zu verdanken, deren Agitation auch das Oeffnen der Museen am Sonntag herbeigeführt hat. So leicht hat sich das hierzulande nicht bewerkstelligen lassen. Aber der rege Besuch der Museen am Sonntag beweist, wie sehr die Einrichtung geschätzt wird. Das gleiche läßt sich von



Oeffentliche Redner im Hyde Park



Die Kirchenparade im Hyde Park



Sonntagskonzert in einem Londoner Park



Das Aufziehen der Wache im Buckinghampalast

den vorzüglichen populären Sonntagskonzerten in Queen's Hall sagen, die unter Mr. Henry J. Woods Leitung zu einer Berühmtheit Londons geworden sind und deren Zuhörerschaft sich aus allen Ständen und Rängen zusammensetzt. Auch das Sonntagspublikum der Volksbibliotheken ist ein eigenartig gemischtes und ein sehr zahlreiches, ganz besonders an trüben Tagen. Wenn das Wetter schön ist, dann strömt freilich auch das Volk ins Freie. Eine besondere Spezies bildet hierbei der Stand der herumfahrenden Gemüse- und Obsthändler, die sogenannten Costermongers, die am Sonntag ihr Eselchen oder ihr Ponypferdchen vor einen kleinen Jagdwagen spannen und mit Frau und Kind und sonstigem Anhang stolz hinauskutschieren ins Freie. Zum Teil hat dieser Stand noch seine eigne Costerkleidung beibehalten, die Sonntags angelegt wird, und mit seiner guten Laune und dem schlagenden



Sonntagnachmittag an der Themse bei Surbiton

Witz, der ihm eigen ist, wird der Coster so recht als der Typus des Londoner Volkstums angesehen.

Wer per pedes ins Freie geht, wendet seine Schritte einem der zahlreichen Parks zu, die London in allen Stadtgegenden aufzuweisen hat. Hier kann er, wenn er will, einem Gottesdienst im Freien beiwohnen, was ihm übrigens auch an zahlreichen Straßenecken winkt, und nachmittags kann er der Musik lauschen, welche die städtischen Kapellen ihm darbieten. Nicht weniger als 1233 Konzerte veranstaltete der Grafschaftsrat im letzten Jahre, und zwar spielten die Kapellen in 68 städtischen Parks. Nicht nur die Musik liefert die Stadtverwaltung, sondern sogar in der Verproviantierung der Familie spielt sie eine Rolle. In verschiedenen Parks befinden sich städtische Restaurants, die zu äußerst niedrigen Preisen Speise und Trank verabfolgen. Von den Parks in der Stadt selbst kommt an Beliebtheit keiner dem Hyde Park gleich, und ganz besonders hat er für das Publikum Anziehung, das auf oratorische Genüsse ausgeht, aktiv oder passiv. In den Hyde Park pilgern die Volkstribunen und ihr Anhang. Wer etwas auf dem Herzen hat, das er der Oeffentlichkeit anzuvertrauen das Bedürfnis hat, der tut sich am Sonntagnachmittag im Hyde Park auf. Ein Holzschemel ist seine Ausrüstung, und von diesem herab verkündet er sein Evangelium mit feuriger Beredsamkeit. Da stehen sie, die Apostel, der Mann, der sich zu hoch besteuert glaubt, neben dem, der die Welt mit einer neuen Religion beglücken will. Da ist der Temperenzler, der Bodenreformer, vor dieser Gruppe wird der Freihandel gepredigt, vor dieser der Schutzzoll, hier begeistert sich der Flottenvermehrer, dort der Anhänger des Weltfriedens, wieder weiter werden industrielle Fragen aufgerollt, Arbeitszeit und Arbeitslöhne werden diskutiert, und schließlich fehlt es auch nicht an denen, die nur in einem völligen Umsturz der bestehenden Weltordnung das Heil erblicken. Sie alle läßt man gewähren, denn für die Bürger dieses Landes mit seiner glorreichen Freiheit gibt es keine Beschränkung in der freien Meinungsäußerung. Auch bei den gewaltigen Massendemonstrationen, wie sie von Zeit zu Zeit am Sonntag im Hyde Park vor sich gehen, hat die Polizei nur die Aufgabe, Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten, und das geschieht in stiller, unauffälliger Art im Zusammenarbeiten mit den Demonstrateuren selbst. Diese organisierten Sonntagsdemonstrationen sind manchmal höchst imposant. Mit Bannern und Fahnen zieht man durch die Stadt, und wenn dann alle Züge im Hyde Park zusammengetroffen sind und sich um 30, 40 oder 50 Plattformen unabsehbare Menschenmengen scharen, die von der Begeisterung der Redner hingerissen werden, dann entwickelt sich eines jener Schauspiele, wie sie in der ganzen Welt nur London zu bieten vermag.



Volksleben in Hampstead Heath

Der Hut im Wasser

Skizze

von

Paul Ilg

Schon zwei Wochen war keine Handbreit Himmelblau mehr zum Vorschein gekommen, rauh und kalt wogte ein undurchdringlicher Nebel hin und her, Hütten und Herzen verfinsternd.

Das Straßenbild hatte sich in diesen Tagen völlig verändert. Der Sportswagen, die offene Viktoria mit schaulustigen, sonnenschirmtragenden Modedamen, zeitunglesenden Handelsherren und den steifen Lakaien in weißen Reithosen waren verschwunden; jetzt rollten die Coupés mit Gummirädern dumpf, in geschäftiger Eile, über den nassen Asphalt, die Kutscher, deren Gesichter Aushängeschildern glichen — die Vornehmheit der Herrschaft verkündend —, blickten finster in das Getriebe der Straßen, und wenn sie auf ihrem Wege ein Hindernis antrafen, konnte man sehen, daß sie aus Fleisch und Blut geschaffen, ja sogar stimmbegabt waren, wie ein gelegentlich strenges „Hep, hep!" bewies.

Auf den Fußsteigen herrschte bereits ein winterlich beschleunigter Verkehr; die Lungerer und Leierkastendreher hatten sich fast alle in ihre Höhlen zurückgezogen, die Blumen- und Zeitungsverkäufer lärmten noch mehr als sonst, um die fliehende Menge zu bannen.

Da geschah es, daß der Föhn auf einer Nordlandsreise durch die große Stadt fuhr, in der auch sonst nicht wenig Wind gemacht wird. Eines Morgens sah man hinter wildjagenden weißen Wolken hervor den blauen Himmel, die Sonne wieder scheinen.

Es war ein klarer Novembertag; der Wind hatte alles rein gefegt, und wenngleich er mit den Menschen wenig Gutes vorhatte, zogen sie doch noch einmal in Scharen hinaus, Abschied zu nehmen von letzten Zeugen herbstlicher Schönheit — zu sehen, wie der Bäume Goldflor in den Lüften wirbelte, über die Dächer, das Pflaster hin, den breiten Kanal schier zudeckend, so daß die dunkeln Fluten aller Augen beseelten für das schwermütige Gleichnis vom ewigen Strom des Todes.

Unter den Spaziergängern am Lützow-Ufer erregte ein alter Mann ebensosehr durch sein absonderliches Betragen als wegen der Kleidung, des starren Gesichtsausdrucks die Verwunderung der Vorübergehenden. Er war sehr ärmlich gekleidet. Ein enthaarter, verblichener Lodenmantel hüllte ihn fast ganz ein und doch nicht so, daß dem Auge die abscheulichste Ruine einer hellkarierten Hose entgangen wäre. Die Zugstiefel klafften, das Leder hatte wohl lange weder Fett noch Wichse geschluckt, und der breitkrempige Filzhut schimmerte in allen Farben.

Aber diese Dürftigkeit allein hätte gewiß nicht viele beunruhigt. Auffallend war besonders eine mit dem äußeren Habitus kontrastierende stolze Haltung und ein ergreifend edles, durchgeistigtes Greisenantlitz. Das lange Silberhaar fiel breit, schön gepflegt auf die Schultern, die schweren Falten auf Stirn und Wangen erweckten nicht das Gefühl des Verfalls, schienen vielmehr untrügliche Zeichen von Energie zu sein gleich dem herbgeschlossenen Mund und der schwungvollen Nase unter buschigen Brauen. Erst wenn man genauer hinsah, fiel einem auf, daß die Augen Glanz und Ausdruck verloren hatten; sie waren weit geöffnet und blickten geisterhaft kalt in die Welt. Eine eisige Ruhe ging von ihnen aus. Keine von all den wechselnden Erscheinungen der Straße zauberte Leben in den starren Blick.

Als ich diesen Augen begegnete, fühlte ich mit tiefem Erschauern das Wesen der Hoffnungslosigkeit. In der Seele dieses Mannes mußte alle Liebe gestorben sein. Nie zuvor hatte ich begreifen können, daß es Menschen gibt, die Jahre vor dem Tode ein hohles Scheindasein führen.

Es trieb mich, zurückzugehen, noch einmal in sein Gesicht zu blicken. Er ging wiederum an mir vorbei, ohne mir die geringste Beachtung zu schenken, stolz und aufrecht, die linke Hand im Brustteil des Mantels geborgen, die rechte fest auf den Stock gestützt. Diesmal vollends wollte mir's scheinen, daß die edle Form seiner Züge nichts andres sein könne als eine unbeseelte, aus früherer Zeit zurückgebliebene Maske, unter der die lebenbildenden Mächte längst erstarrt, erkaltet waren.

Konnte ich mich täuschen?

Nachdenklich folgte ich seinen gemessenen Schritten — einer verkehrsreichen Brücke zu.

‚Ist es möglich,' dachte ich, ‚mag ein Menschenherz auch nur eine Stunde weiter schlagen, wenn einmal der letzte Funke von Liebe und Hoffnung erloschen ist?'

Wir verstehen, wie ein großes Unglück den Geist mit einem Schlage zugrunde richten kann. Vor dem unverständlichen Schicksal zusammengebrochen, stehen diese Opfer nie wieder auf; ihr Lebensbächlein fließt fortan matt und trübe bis zum endlichen Versiegen. — Aber dieses Los stand in seinem Gesicht nicht geschrieben.

Dann wieder hört man oft von begnadeten Seelen, die dem Fluch des Lasters verfielen. Ihre Augen blicken düster, unstät; sie haben die Brücken hinter sich abgebrochen und wissen nicht mehr, woher sie kamen und wohin sie gehen. — Auch danach sah der Mann nicht aus. In seiner Verkommenheit lag etwas merkwürdig Sorgloses, als ob die Oeffentlichkeit für ihn nicht vorhanden wäre.

Kein Zweifel schien ihn zu hemmen. Sein Gang war jugendlich leicht — man mochte glauben zielbewußt. Und doch kam ich nicht los von dem Gefühl, einen rettungslos Verlorenen vor mir zu haben, einen Vergessenen, nach dem nirgends mehr gefragt wurde, und der selbst längst verlernte,



Bildnisstudie

Nach einer Zeichnung von Karl Mediz

mit Menschen umzugehen, Wünsche zu hegen, kurz, sein Glück zu machen.

Was konnte ihm der schöne Herbsttag bedeuten, offenbaren?

Seltsame Ideen schossen mir durch den Kopf. Ob ich dem Sonderling in den Weg trat und seine Antwort auf irgendeine belanglose Frage herausforderte? Vielleicht gelang es mir, auf diese Weise ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, Erinnerungen in ihm wachzurufen an längst entschwundene bessere Zeiten? Dann saßen wir am Ende zusammen bei einem Glase Wein, erzählten, was zu erzählen war, und begründeten so eine unverhoffte und darum zuverlässige Freundschaft.

Ja, ich zitterte vor Glück und Wehmut bei diesen Gedanken! Hat nicht jeder einmal empfunden, wie unvergeßlich schön es sein müßte, einem Verlorenen die Hand reichen, die verlöschende Lebensflamme wieder anfachen zu können?

„Ach, hätte ich ihn gekannt! Wäre ich um ihn gewesen!“ rufen wir bekümmert aus, wenn wir von einem traurigen Lebensende hören.

Allein ehe in mir der gute Vorsatz ganz zur Reife kam, ereignete sich eine aufregende Szene. Wir waren gerade vor der Brücke angekommen, die in Verbindung steht mit einer südlichen Straße, als ein heftiger Windstoß des Greises schäbigen Filz ergriff und in großem Bogen über das Brückengeländer hinweg in den Kanal warf.

Auch die Schadenfrohen waren natürlich gleich zur Stelle. Alles stürzte lachend ans Geländer, um sich mit eignen Augen zu überzeugen, daß der Hut nicht in der Luft hängen geblieben war.

Einen Augenblick stand der Beraubte verdutzt still und faßte sich in die Haare, was einen Zuschauer veranlaßte, ihm zuzurufen: „Nee, Männeken, da sind Sie belämmert, weg is er!“

Dann verließ mein Freund die Brücke und eilte wie ein Irrsinniger die Treppe hinunter, die zu einem Rettungsboot führte. Mit bebenden Händen löste er die Kette, stieg hastig ein und gebärdete sich überhaupt, als gälte es das Leben seines einzigen Kindes zu retten, und ob er gleich im Einlegen und Gebrauch der Ruder wenig Geschick verriet, kam er doch noch zurecht, den Weg des Flüchtlings zu kreuzen.

Aber das Gelächter der Zuschauer, die nun von allen Seiten an die Geländer stießen, erhob sich bei diesen Veranstaltungen des scheinbaren Vagabunden zu einem wahren Freudengeheul. Es fehlte nicht an allerlei höhnischen Ermunterungen und schlechten Scherzen.

„Schmeiß ihm doch de Stiebel nach. Immer druff! Mr wer'n schon krie'n. Wat kost' de Vorstellung?“

Und jedesmal, wenn er mit dem langen Enterhaken daneben schlug oder ins Schwanken geriet, ertönte eine verstärkte Lachsalve.

Einmal hörte ich einen Droschkenkutscher sagen: „Schlag mich tot, det is ja der olle Ziegenspeck!“ und aus weiteren Andeutungen entnahm ich, daß es ein vor vielen Jahren ausrangierter Schauspieler war, der als „Liebling des Publikums“ an einer Vorstadtbühne Könige und Helden agiert hatte.

Nun war mir alles klar. Auf einmal verstand ich den abgestorbenen und doch noch sichtbaren Adel seiner Züge, den stolzen Gang und — die traurige, ins Herz schneidende Verkommenheit. Ich weiß nicht, warum mir da die Angst um den Armen noch mehr als zuvor in den Kopf stieg, aber gewiß hätte sie in eigner Todesgefahr nicht größer sein können. Die nach Hunderten zählende Schar der Gaffer hätte ich am liebsten mit Pulver und Blei auseinandergejagt.

Der Hut trieb immer noch lustig weiter, umtanzt von den gelben Blättern, während der Alte unter dem Geschrei der Leute immer wieder absitzen und zu den Rudern greifen mußte. Ich sah, wie ihm der Schweiß auf die Stirne trat; sein Kopf war dunkelrot, die Augen blutunterlaufen; er zitterte in furchtbarster Aufregung.

„O Himmel, mach ein Ende, ein Ende!“ schrie es auf in mir, da mich eine Ahnung beschlich von dem unheimlichen Zustand, in dem sich der Bedauernswerte befand.

Endlich verfing sich der Haken in den wertlosen Filz, aber durch eine Bewegung des Kahns wurde er tief unter das Wasser gestoßen, und als der Hut dann triefend wieder zum Vorschein kam, verfluchte ich den verzweifelten Eigensinn des Mannes, der um eine nichtswürdige Bagatelle solch lächerliche Komödie aufführen mochte.

„Bravo, Ziegenspeck!“ schrie da ein Teufel los. Das war ein willkommenes Signal für alle.

„Bravooo, Ziegenspeck!“ kam es aus hundert Kehlen. „Ziegenspeck lebe hoch!“

Die Menge kennt kein Mitleid, keine Barmherzigkeit. Ich mußte die Augen schließen. In der nächsten Minute erfüllte sich die schreckliche Ahnung meines Herzens. Der Schauspieler hatte Haken und Hut fallen lassen. Dann vernahm ich einen dumpfen Fall, unterdrückte Schreie, und als ich die Augen notgedrungen wieder auftat, sah ich gerade noch, wie das Silberhaar im dunkeln Wasser verschwand.

Es war umsonst, daß sich ein Mutiger — das Verbrechen der andern gutzumachen — ungesäumt in den Kanal warf und vom Kahn aus, den er schwimmend erreichte, Rettungsversuche unternahm. Erst nach vielen, entsetzlich aufregenden Minuten tauchte das weiße Haupt — an andrer Stelle, als wo gesucht wurde — wieder auf. Und als sie ihn endlich hatten, war es aus. Die langen Wiederbelebungsversuche verliefen erfolglos.

Mich trieb's mit Gewalt, den Ort des Schreckens zu verlassen. Mir graute, den Leichnam zu sehen, in das tote Antlitz zu blicken, dem erst der Tod noch einmal Leben verliehen hatte. Ein gewandter Journalist verkündete andern Tags das Ereignis unter dem Titel: „Ziegenspecks Abschiedsvorstellung“.

Tief erschüttert, ohnmächtig, einen vernünftigen Gedanken zu fassen, lief ich eine Strecke das Ufer entlang, wischte mir den Schweiß von der Stirn und beugte mich endlich erschöpft über das Geländer.

Warum war es mir nicht vergönnt gewesen, dem Verlorenen ein gutes Wort zu sagen? Darüber konnte ich nicht hinweg.

Wie ein höllischer Witz trieb unten gerade der alte, lumpige Filz vorbei — umtanzt von den goldenen Blättern.

Um die Ecke pfiff und sauste der Föhn.



Anschauungsunterricht in einer „Klasse für Schwerhörige"

Die „Nebenklassen" und „Klassen für Schwerhörige" in Berlin

Von

Marg. N. Zepler

(Hierzu drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wir leben doch in einer schönen Zeit. Das mußte ich wieder und wieder denken, als ich, nach den üblichen Eingaben an die vorgesetzte Schulbehörde, die Erlaubnis erhalten hatte, einen tieferen Einblick in Einrichtung, Handhabe und Unterricht der „Nebenklassen" zu tun.

Mit „Nebenklassen" (in andern Städten „Hilfsschulen") bezeichnet man in Berlin einen Schulorganismus, der, gleich den Volksschulen, von der Stadt eingerichtet und unterhalten wird und für alle diejenigen Kinder bestimmt ist, die geistig so weit zurückgeblieben oder mit körperlichem Defekt, wie zum Beispiel Schwerhörigkeit, derartig hinderlich behaftet sind, daß sie dem allgemeinen Unterricht in der Normalschule nicht zu folgen vermögen.

Der erste Versuch Berlins, dem Leipzig in jeder Weise vorbildlich vorangegangen, datiert aus dem Jahre 1898; ein bis zwei „Sonder"klassen wurden einzelnen Gemeindeschulen angegliedert; 1903 entstand der erste derartige Schulkörper mit sechs Klassen und zurzeit, seit 1906, hat Berlin acht derartige Schulen, daneben noch einzelne „Nebenklassen", aufzuweisen.

Ein unendlicher Segen ist mit dieser Einrichtung für alle Beteiligten geschaffen worden: für die Kinder selbst, die man durch diesen Sonderunterricht, soweit dies überhaupt möglich, zu dem unausbleiblichen Kampf ums tägliche Brot auszurüsten versucht, für die Lehrer, die nun nicht weiter zu „pressen" sich mühen, sondern „individuell" unterrichten können, und schließlich für die normalen Kinder, die einesteils nicht mehr durch diese armen rückständigen Geschöpfe aufgehalten, anderenteils aber nicht mehr, nach Kinderart, sich zu Spott, Hohn und Selbstüberhebung geradezu herausgefordert fühlen. Solch arme Dinger blieben bisweilen jahrelang in der untersten Klasse sitzen, drückten sich buchstäblich auf den Bänken herum, anfangs quälend und gequält, schließlich unbeachtet und geduldet, da der Schulzwang unsrer Gesetzgebung ihre Anwesenheit notwendig heischte. Geistig profitierten sie natürlich nichts, da sie in keiner Weise dem Unterricht zu folgen vermochten, seelisch, ethisch und moralisch wurden sie vielfach geschädigt.

Nun ist das alles anders. Wenngleich man auch keineswegs mit allen „Staat machen" könnte,

wie der Volksausdruck lautet, so führt man doch den weitaus größten Teil einem menschenwürdigen Dasein zu: die Ziele der unteren Mittelstufe der Volksschule werden, wie der feinfühlige Leiter solcher „Klassen", Herr Arno Fuchs, berichtet, ungefähr erreicht; „die besten Kinder können, wenn sie die ganze Sonderschule absolviert haben, jede Druckschrift fließend lesen, gut und richtig abschreiben, im Zahlenraum bis hundert, bisweilen bis tausend ohne Anschauungsmittel rechnen, einen einfachen Brief selbständig abfassen und sich mit den kulturellen Einrichtungen der Großstadt und des großstädtischen Verkehrs abfinden."

Die „Nebenklassen" sind in drei Stufen (Unter-, Mittel- und Oberstufe) zu je zwei Jahren aufgebaut;

Handfertigkeitsunterricht

als Normalfrequenz der einzelnen Klassen werden für die Unterstufe bis sechzehn, für die Mittelstufe bis achtzehn, für die Oberstufe bis zwanzig Kinder angenommen.

Der Unterricht umfaßt Religion, Deutsch, Schreiben, Rechnen, Anschauung, Handarbeit, Zeichnen, Gesang, Turnen und Spielen. Für die Sprachgebrechler eines Schulorganismus wird ein wöchentlich zwei bis vier Stunden umfassender Kursus in Artikulation eingerichtet. Der „Entwurf eines Stoff- und Lehrplans für aufsteigende Nebenklassen an Berliner Gemeindeschulen" (Berlin 1906 bei W. & S. Loewenthal) „will zur vorläufigen Grundlage die Grenzen der unterrichtlichen Belehrung schwachsinniger Kinder in diesem dreistufigen Schulsystem ungefähr bestimmen und eine Auswahl geeigneter Unterrichtsstoffe bieten. Die reichen Stoffangaben in mehreren Fächern geben dem Lehrer Gelegenheit, das für die eignen Schulverhältnisse am meisten Passende auszuwählen oder eine Abwechslung in den Unterrichtsstoffen eintreten zu lassen."

Der Unterricht in den geistigen Disziplinen findet für Knaben und Mädchen gemeinsam statt, für den technischen werden Knaben und Mädchen gesondert in Fachabteilungen unterwiesen, die nicht nach Alter oder Klassen, sondern nach Fertigkeitsvermögen eingeteilt sind. So finden wir zum Beispiel in der „Strickklasse", die das Strumpfstricken übt, Mädchen aus der ersten Abteilung der Oberstufe mit solchen aus der zweiten der Mittelstufe zusammen; der Handarbeitsunterricht der Unterstufe beginnt bei den Mädchen mit den Grundbegriffen des Nähens, in die übrigens die Knaben der Oberstufe in weiser Erkenntnis künftiger Lebensbedürfnisse ebenfalls eingeweiht werden. Anderseits lehrt man sie hauptsächlich die sogenannten Knabenhandarbeiten, ohne indessen auch hier wiederum die Mädchen ganz auszuschließen. Der Gesamtunterricht dieser „Nebenklassen" wie der der Einzelfächer zielt darauf hin, diese von der Natur vernachlässigten Kinder fürs praktische Leben zu erziehen, sie praktisch geschickt zu machen. Der Anschauungsunterricht in seiner umfassendsten Bedeutung nimmt den breitesten Spielraum ein, auf ihm ist fast die ganze Lehre aufgebaut, da auch den Kindern, die in logischer Denkfähigkeit hinter normal beanlagten natürlich weit zurückstehen, abstrakte Begriffe sehr lange fremd bleiben. Das reiche Anschauungsmaterial, das sich in den lichten Klassenzimmern auf Borden, auf den Schränken, an den Wänden befindet, macht diese zu freundlichen, fast gemütlichen Wohnräumen. Die lebenden Pflanzen am Fenster, der Pflege der Kinder anvertraut und den naturkundlichen Unterricht als Lehrmaterial ergänzend, die blaugrün gestrichenen, mit bunten Blumenmustern nach Bauernart verzierten Möbel erhöhen den Eindruck der Behaglichkeit. Lehrer und Lehrerinnen walten mit Hingebung und Begeisterung ihres mühevollen Amtes, um so mehr, als man ihnen hier genügend Freiheit läßt zu individuellem Unterricht und Maßnahmen nach eignem Gutdünken und selbsterprobter Erfahrung. Kein starres Schulgesetz zwingt sie zu unumstößlich vorgeschriebenem Pensum einzelner Stunden, vielmehr erwartet man von eigner Beobachtungsgabe, von richtigem Takt und Verständnis, daß sie die ihnen anvertrauten Kinder wechselweise so mit Unterricht, Pausen und Spiel beschäftigen, wie es ihnen nach deren Fähigkeit und körperlicher Verfassung am zuträglichsten erscheint. Merkt Lehrer oder Lehrerin, daß die Kinder ermatten, flugs wird ein Liedchen gesungen, ein paar Turnübungen oder auch ein Weg in den Schulhof gemacht. Einzelne dieser Sonderschulen zählen auch stolz ein kleines

Gärtchen zu ihrem Besitz, ein Kleinod, das in diesen völkerreichen, engbebauten Stadtteilen nach jeder Richtung hin ein Kapital repräsentiert.

Die Aufnahme in die „Nebenklassen“ geschieht auf Grund eines Antrages des Rektors derjenigen Volksschule, in der sich das betreffende Kind bisher befand und durch fortgesetztes „Nichtmitkommen“ seine Unfähigkeit, dem Normalunterricht zu folgen, bewiesen hat. Personal-, Bericht- und Hauptbogen zirkulieren bei Eltern, Schularzt und Behörden, sammeln aufs sorgfältigste das nötige Material, aus dem dann die Summe gezogen wird, bis die „Ueberweisung“ erfolgt. Eine gewissenhafte Statistik, die alle möglichen Einzelbeobachtungen vom Lehrkörper, Schularzt und Schulinspektor sammelt, geht halbjährlich an die „Oberste Schulbehörde“ ab und bietet das Material zu neuen Plänen, Verbesserungen und Fortschritten. Der segensreiche Vorteil des Sonderunterrichts in den aufsteigenden Nebenklassen wird einem deutlich klar, wenn man irgendeiner Unterrichtsstunde in der am 1. April 1906 eröffneten Fortbildungsschule für Schwachbegabte beiwohnt. „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an.“ Wenn man hier Achtzehn- und Neunzehnjährige hört und sieht, die trotz engelhafter Geduld und gleichbleibender Güte des Lehrers nicht imstande sind, selbst mit konkretem Material bis — drei zu zählen oder gar bis sechs zu addieren und zu subtrahieren. Vierzehn- und Fünfzehnjährige, die schon des Sonderunterrichts früher teilhaftig geworden und sich ebenfalls hier „fortbilden“ möchten, bewältigen dagegen im Abstraktrechnen dieser selben Klasse den Zahlenkreis bis vierzig. Auch die „Schwerhörigen“ bezeigen befriedigendes Fortkommen, seit man ihnen „Sonderklassen“ schuf; lange hat es gedauert, bis man den Grund ihrer Art richtig erkannte, der oft mit verstockt, blöde, schwachsinnig verwechselt wurde. Teilweise unterrichtet man sie jetzt besonders, teils mit den Kindern der „Nebenklassen“, immer aber nach diesem Lehrplan. „Ablesen“, artikuliertes, skandiertes Sprechen sind die grundlegenden Hauptfächer der unteren Stufe; die Hörrohre werden nur ab und zu beim Klassenunterricht benutzt. Daß für diese Klassen nur ein ganz ausgesuchtes Lehrermaterial in Frage kommen kann, wird jedem einleuchten; gerade den Schwachbegabten, den Armen im Geiste gegenüber kommt es nicht nur auf eine Bildung des Geistes an, sondern auf eine Bildung des Herzens, die man nicht so leicht auf Seminarien erlernt. Die Berliner Fortbildungsschule für Schwachbegabte besitzt eine ganze Anzahl trefflicher Pädagogen, und jeder Besucher wird mit Hochachtung vor diesen Lehrern die Anstalt verlassen, die mit solcher rührender Geduld ihres schweren Amtes walten. Sämtliches Unterrichtsmaterial, großenteils auch die Gebrauchsutensilien der Kinder, beschafft die Stadt.

Unsre Bilder veranschaulichen den Unterricht an einer „Klasse für Schwerhörige“ unter Leitung des Gemeindeschullehrers Herrn E. Backhaus, eine Rechen-, Geographie- und eine Handfertigkeitslektion.



In der Rechenstunde

Abendglück

Von

C. Eysell-Kilburger

Mein Schreibtisch hier, mein großer Hund zur Seite,
Durchs Fenster hin der Blick in glatte Weite,
Der müde graue Fluß, darauf ein Nachen klebt,
Der Rotdornbusch, des Laub der Herbstwind hebt —
Und unter mir — nur dünne Bretter trennen
Uns nicht genug, um jeden Tritt zu kennen —
Der liebe Mann, zu dem ich hingeflüchtet,
Der meines Lebens wirren Knäul geschlichtet,
In leisen Händen jetzt die Spindel hält,
Mein Herr in dieser warmen Abendwelt.
Die Jugend ging, mein Herbst kommt sacht heran
Im kühlen Dämmergrau. Was ficht mich's an!
Im Herzen ist ein Lämpchen angebrannt —
So wunschlos hab' ich nie das Glück gekannt.

Lied der Fee

Von

Wilhelm Weigand

So sang mir die sinnende Fee:
„Es sehnt sich ein bangender Wille
Aus Stille zu himmlischer Stille
Durch Wunden und Wonnen und Weh —

Doch was auch dein Auge entzückt,
Was lockend die Sehnsucht dir adelt,
Was richtend dein Schauen auch tadelt
Und dumpfere Herzen beglückt: —

Dem reifenden Traume zu spät
Wird sinkend dein eigen es werden
In blühender Stille auf Erden,
Die leis wie ein Atem vergeht." —

In meiner Heimathalde

Von

Martin Lang

Sterben und Verderben
Hat herben Ton.
Tausend Vögel sterben —
Weiß kein Mensch davon.

In meiner Heimathalde
Will ich begraben sein.
Da lieg' ich, nicht weit vom Walde,
Mit meinem Stab allein.

Meinem Wanderstabe
Macht der Märzwind kalt und heiß —
Dann sproßt aus meinem Grabe
Ein frisches Buchenreis.

Es lehnt sich an den Felsen
Und wird ein rechter Wald,
Buchfinken und Bachstelzen
Ihr liebster Aufenthalt.

In die seidnen Blätter
Steigt mein leichtes Wanderblut,
Gut und böses Wetter
Schaukel ich wohlgemut.

Und fährt mir in die Krone
Ein brüderlicher Strahl —
Ich bitt' nicht lang: verschone —
Und sterb' ein zweites Mal.

Dann wird meine Asche wehen,
Von Gottes Hauch entsühnt,
Und ewig auferstehen,
Sooft die Erde grünt.



Auf der Wiese. Nach einem Aquarell von W. Spohr

Il Bazza

Eine Florentiner Idylle

von

Bernhardine Schulze-Smidt

I

Die uralte kleine Basilika der heiligen Apostel steht, von grauen Palästen eingezwängt, unweit des Arno im ehrwürdigen Florenz, über ihrem edel umrahmten Eingange ein verwittertes Freskobild. Den Mantel der Madonna erkennst du noch, wenn die Sonnenstrahlen sich morgens unter das vorspringende Schutzdach stehlen. Drinnen tragen schöne, ruhige Säulen aus dunkelgrünem Marmor die romanischen Bogenreihen auf feingeblätterten Kapitälen. Die Basen der Säulen liegen fast ganz unter dem Steinboden, weil sie vor Jahrhunderten, da der stille Friedhof rings um die Kirche zu profanem Baugrund entweiht ward, bis zur Höhe des Straßenpflasters eingesenkt wurden. Drinnen, rechts und links vom Säulengange, reiht sich Kapelle an Kapelle, und neben dem Hochaltar hat einer der drei Meister Robbia ein reizvolles Ziborium aufgerichtet. Schneeige Engel lüften graue Terrakottavorhänge vom blauen besternten Hintergrunde und zeigen das heilige Tempelchen für Christi Leib und Blut. Die Taube des Geistes breitet ihre Schwingen unter der Wölbung aus, und andre anbetende Engel neigen sich aus den Nischen vor. Alles weiß und blank glasiert, und zwei lächelnde Putten halten die Blumenvase auf der Rundbogenkrönung. Schlank und laubig wächst die blühende Rose aus Jesses Stamme daraus gen Himmel. Auch den schweren bunten Fruchtkranz, der an den wunderfeinen Pilastern des Tempelchens niederhängt, stützen liebliche Putten. Den ganzen Bau tragen abermals zwei geflügelte Himmelskinder, liegend und dennoch schwebend heben sie Kelch und Hostie empor. — Lauter Symbol und lichte, unvergängliche Kunstschönheit.

Dem Ziborium nahe schläft Oddo Altoviti seit bald vierhundert Jahren den ewigen Schlaf, von seinen aufgereckten Wappenwölfen bewacht. — Er ruht in Benedetto Rovezzanos Marmorsarge mit Totenschädeln und schlängelndem Gewürm über der Inschrift, und drüben neben der Sakristei liegt Bindo Altoviti, von der ernst lächelnden Caritas beschützt, zum Gedächtnis an seine Milde.

Auch über dem Tore des Palazzo Altoviti, der einen rechten Winkel mit der Kirche bildet, reckt

sich der Wappenwolf im Schild und darunter steht in den Stein gemeißelt: „Prioria S. S. Apostoli“. Denn über den Räumen, die noch kirchlichem Gebrauche dienen, weit, leer und hallend, wohnt der höchstehrwürdige Prälat vom Sprengel der Apostelkirche.

Damals, vor siebzig oder achtzig Jahren, als Monsignore Buti, den das Volk nur als Don Girolamo kannte, die Prälatur innehatte, behalf sich sein Sakristan mit dem Kämmerchen unter ihm zu ebener Erde. Die kleine Tür hinein stand Tag und Nacht offen für Kommende und Gehende, weil Sor Vigilio, der Sakristan, seines Höchstehrwürdigen Beichtkinder zu sichten und gleichermaßen zu sieben beliebte, denn er fühlte sich auch ein wenig als geistlicher Schafsknecht und hätte gar zu gern den Rock des Kaplans getragen statt des Laienkleides.

Die enge Verkehrsstraße des Borgo Santissimi Apostoli läuft quer am Kirchenplätzchen vorüber, und das nennt sich: Piazza del Limbo, zu deutsch: Platz der Vorhölle. —

Seit wann es diesen Namen trug? Wer wußte das? Als Don Girolamo sein Amt angetreten, hatte er sich in der ersten Mußestunde daran gemacht, eine zierliche Abhandlung über den Limbus der Alten und den seiner alleinseligmachenden Kirche in lateinische Hexameter zu fassen. Schließlich waren beide Limbi auf das nämliche herausgekommen: Vorhölle oder Vorhimmel für die Heiden und die ungetauften Kindlein, denen Christus, über Flammen und niedergetretene Teufelsbrut hinweg, seine Erlöserhände entgegenreicht. So wie Fra Beato Angelico, der Fiesolaner Mönch, es zu vielen Malen dargestellt hatte in den schönsten und lieblichsten Farben, samt dem Abbilde der ewigen Seligkeit, allwo fromme Engel die Gottgefälligen küssend und tanzend über beblümte Wiesen zu den goldenen Toren führten mit den psallierenden himmlischen Heerscharen und der thronenden Dreieinigkeit auf leuchtender Wolke. Und die Gottgefälligsten waren natürlich Kirchenväter, Bischöfe und heilige Klosterfrauen gewesen.

Dann verkrochen sich die feinen Hexameter, die den jugendlichen Prälaten weidlich ergötzt hatten, allgemach unter seinen Wust von Schriftstücken und gingen verloren. — Den alten Prälaten hätten sie nicht mehr ergötzt. — Denn so gewiß er den Vorhimmel der Güte und des Friedens in sich selber trug, duldete er gleichfalls, seit einem halben Menschenalter, die Strafen der Vorhölle, Gott sei's geklagt!

Dies Erduldenmüssen lag in der jähen Natur seiner Haushälterin, der ehrsamen Witwe: Sora Gelsomina Cleotta, aus Fiesole drüben auf dem Berge. Er wußte in Wahrheit nicht, regierte er, oder knechtete s i e sein Haus.

Die lautere Vatergüte und die angeborene Klugheit las man ihm schon aus der Ferne vom Angesichte ab. Das hatte, unter dem Käppchen, eine breite, kahle Stirn und eine mächtige Römernase mit einer zum freundlichen Munde hängenden Spitze. Ein tiefes Grübchen teilte das wohlrasierte Kinn, und die siebzigjährigen Augen blickten noch klar und blitzend durch die Schildpattbrille.

Sein Kurat und die beiden Kapläne, der feiste und der dürre, verehrten ihn wie die Jünger den Meister, und das arme, liebe Volk des Sprengels samt seinen Gebresten kannte er auch im Dunkel des Beichtstuhles so genau, wie er jeglichen Winkel seiner Sakristei kannte. Hier eine volle Lade und dort eine leere. Hier farbige Gewänder, bunt auf bunt geschichtet, dort unbeflecktes Weiß; hier ein Leidenskreuz, dort ein schwarzes Buch, von ehernen Spangen verschlossen. — Er brauchte nur die Schubfächer der Menschenherzen aufzuziehen und mit kundiger Hand hineinzugreifen, grün und rot zu sondern, das flammende Gelb der Leidenschaft in mildes Blau zu hüllen und die harmlosen Fältchen im reinen Weiß sänftiglich auszuglätten. Und wie verstand er's, die Spangen des schwarzen Buches mit schuldbeschriebenen Blättern zu öffnen; wie tröstlich hob seine Hand das Leidenskreuz von müden Schultern und legte es mitten in den Sonnenstrahl der Gottesgnade.

Allzuhart machte ihm seine Herde in den Gassen und Gäßchen des Borgo das Hirtenamt nicht. Sie war ein liebenswürdiges Völkchen, nüchtern, lebensfroh und blumig von Worten. Ging eins fehl, so ließ sich's meist unschwer vom Irrpfade zurücklenken, wennschon der treue Hirt Don Girolamo gern das Sprüchlein betätigte: „Wer langsam geht, bleibt gesund und kommt weit.“

Einmal aber mußte der Bedachtsame von seiner gemächlichen Regel abweichen und an einem Tage mehr Schritte tun wie sonst in einem Monat. Daran trug eben seine Haushälterin Schuld, seine „Perpetua“, wie der Volksmund die Pfarrhausverweserinnen zu nennen liebt, seit Alessandro Manzoni seine unsterblichen „Verlobten“ geschrieben hat. Sie war wirklich eine Perpetua, eine Beständige, denn seit dreißig Sommern diente sie ihrem geistlichen Herrn treulich. Manchmal indessen überfiel sie der Satan, so daß sie dem Hochwürdigen die siedende Hölle heizte und die Zornesflammen in seinen Friedenshimmel hineinlecken ließ. Er mochte seine Fingerspitzen noch so tief ins geweihte Wasser tauchen, um zu löschen: die Glut mußte ihre Zeit haben zum Ausbrennen, und Napf und Teller klirrten dazu. — Da er nun von je und je wußte, daß der böse Geist durch kein „Fahre aus!“ zu bannen war, sondern allgemach in sich selber erstarb, ging er als weiser Mann schweigend von dannen, ehe das Feuer ihm die Laune ansengte. Manchmal nur hinab in seine stille Kirche; da rückte er, wenn ihm kein Gebet die alten Knie beugte, gern ein wenig an den Silberleuchtern und Blumenvasen der Seitenaltäre und stand betrachtend vor dem blanken Ziborium im Winkel, beide Hände hinter sich zusammengelegt. Oder wenn draußen die Sonne fröhlich schien, holte er sich seinen Rundhut vom Haken und wanderte eine Weile fürbaß, hinweg vom dräuenden Limbus.

Zwischen der ehrwürdigen Priorei und dem grauen Palaste der Borgherini tut sich der Chiasso Borgherini auf, ein schmales, überdachtes Gäßchen. Dreieckige Steinstreben schieben sich schwerfällig unter die Wölbung, aber der Rundbogen des Ausgangs rahmte ein schönes Bildchen ein. Himmelsblau und jenseits des Arno die Häuser und Häuschen um S. Jacopo Soprarno, eigenwillig übereinander getürmt. Längs dem Flusse zieht sich der Spazierweg entlang, von Brücke zu Brücke. Ueber den

Ponte vecchio geht's, zwischen den Läden und Loggetten der Goldschmiede und Trödler hin, weiter zum Pittipalaste und dem herrlichen Boboligarten, oder die alte Römerstraße hinunter bis zur trotzigen Porta Romana. Da endete Don Girolamos Spaziergang gewöhnlich, und unterwegs mußte er stehen bleiben und einkehren, wer weiß, wie oft. Not gab's allerorten.

Dann und wann zog's ihn auch hinauf nach San Domenico di Fiesole. Da hatte er im Kloster einen leidenden Jugendfreund; der dachte gerade in diesem Gottesjahre voll Sonne und Fruchtbarkeit, da Oliven und Limonen ihre Aeste erdwärts bogen unter ihrer edeln Last, oftmals ans Sterben. Eines Tages, als ihm herzlicher Zuspruch und Freundesfürbitte nottaten, schickte er Giulian Fabbro, den Fuhrherrn von San Domenico, mit einem hübschen Wägelchen zur Piazza del Limbo, damit er den Hochwürdigsten bäte, sich auf ein Stündchen oder zwei herauszubemühen; der Hochwürdigste möge es nicht übel aufnehmen.

Don Girolamo schickte flugs hinüber zum Kuraten wegen der Vesper und rüstete sich, und dann nahm er seine Perpetua auf den Wagen. San Domenico lag schon halbwegs hinan nach Fiesole, und dort droben sollte sie endlich wieder einmal nach ihres verstorbenen Sohnes Witwe und den sieben Enkelkindern sehen. Die Frau, die Melia Cleotta, webte Strohborten für die Florentiner Hüte, war schwach und verbraucht und eine richtige Jammerbase. Die Kinder, bis auf Pia, die älteste, arteten ihr nach. Zarte, großäugige Dinger, und vom Waschen und Kämmen mochten sie nichts wissen. Sie schrien darob, und die Mutter jagte sie zur Tür hinaus. Frieden wollte sie haben und ihr hartes Los beweinen.

Nur Pia hatte ihres Vaters Erbschaft angetreten. Eine Cleotta war sie, schön und gesund, und hatte die Kinderkleidchen eben ausgezogen. Die junge Brust wölbte sich straff unterm Mieder, ihre Augen standen schwarz im bräunlichen Gesicht, und ein zarter Flaum lag über der Oberlippe. Sie zöpfte sich knapp trotz des Kraushaares und lächelte schämig, während sie knickste und die Hand des Hochwürdigen küßte, denn sie hatte die Großmutter zurück bis nach San Domenico gebracht.

Der Wagen hielt schon zur Heimfahrt bereit, und der Hochwürdige wartete auf der Bank neben der Kirche, sein Brevier auf den Knien. Allein dort beim Pferde stand diesmal nicht wie vorhin der Fuhrherr, sondern Meo Sandrini, sein Knecht, genannt „il Bazza“, weil sein Schöpfer ihm ein langes, vorspringendes Kinn zum schmalen Munde geschenkt hatte. —

Als Pia des Bazza ansichtig wurde, schoß ihr das blühende Rot heiß in die bräunlichen Wangen, wie dem Pfirsich die Sonnenglut im Hochsommer, und der Bazza warf einen verstohlenen Blick hinter sich, in dem loderte eitel Erdenfeuer, und die Mundwinkel zuckten lustig dazu. — Der Ehrwürdige sah es wohl, allein er wollte nichts davon bemerken. Still dachte er: ‚Ist sie nicht wie eine Madonnina, so holdselig und so jungfräulich, das Kind?‘ Liebe geht siegreich durch die Welt, das wissen die Einsamen so gut wie die Frohen und Gepaarten.

Sora Gelsomina hatte des Bazza Schelmenblick auch gesehen, und auch sie tat während der Fahrt den Mund nicht auf. Aber in sich kochte sie eine Suppe, die war gepfeffert und nicht schmackhaft zu essen. Daheim schob sie den Kessel gleich zu Feuer und fing wieder an, die Hölle darunter zu heizen. Als Don Girolamo noch einen Augenblick im Flur verweilte und seine väterliche Freude an dem Kinde aussprach, um seine Perpetua zu ermuntern, da schlug die Flamme empor:

„Das Ding von fünfzehn, und der Bazza streicht um sie herum wie eine Stechmücke! Gerade der! So ein wilder Bursch, der nächtens mit der Gitarre strolcht, und hat das Messer offen im Sack, und hat das Kinn spitz heraus und bärtig wie einen alten Hausgiebel — pfui, pfui, das Scheusal! Einer mit einem Spottnamen angehängt, pfui! Sankt Petrus, der Eiferer, der dem Knechte das Ohr abhieb, weil's ihn ärgerte im Garten Gethsemane, der wolle mir beistehen! Nein, er bekommt die Pia nicht, so wahr ich ihres Vaters eheliche Mutter bin — (Gott gebe ihm die ewige Seligkeit, Amen!) — Eher erwürge ich sie mit diesen meinen Händen!“

„Versündige dich nicht und zähme deine Zunge,“ sagte Don Girolamo tadelnd. „Nimm dir lieber Sankt Johannes den Liebreichen zum Beistand und lege deine Not an Mariä Herz.“ Damit ging er in sein Studio hinüber und riegelte die Tür ab.

Ueber seiner Arbeit vergaß er den Bazza, aber Sora Gelsomina vergaß ihn nicht, wennschon sie das Kesselpauken mit der Schöpfkelle unterließ und ihr Gerät sacht beiseite stellte. Die gepfefferte Suppe stellte sie auch nur beiseite: etwas Nützliches verschüttete sie nicht; sie brachte es stets an den rechten Mann zu seiner Zeit.

•

So gingen die Sommerwochen hin, und vom Bazza war nicht mehr die Rede; der Limbo lag wieder still unter dem Strahl der Morgensonne als ein rechter Friedenshimmel, und die Andächtigen in der Apostelkirche dachten: „Hier ist fein beten; kein Lärmen und kein Geschrei, und der Hochehrwürdige so mild in der Beichte; man darf sich schon ein kleines Vergehen extra erlauben oder gar zwei!“

Da jedoch legte der Arge seine Klaue abermals ins Spiel. Er schickte eine der Fiesolaner Strohflechterinnen zu Sora Gelsomina: Cisa Cecco, die Nachbarin der Cleottas. Und es ging wie durch die Kaffeemühle, so geläufig: der Bazza und der Bazza und immer der Bazza, und die Pia als Zichorie dazwischen gemengt. Das war ein lieber Besuch hinten im gewölbten Küchenkämmerchen, wo Sora Gelsomina ihr Heiligenaltärchen und den Nähkorb mit ihres Hochwürdigen Strümpfen und Leibwäsche hatte. Mit dem Stopfen und Ausflicken wurde es nicht viel, und eine schlaflose Nacht war das Ende vom bösen Werke. Schlaflose Nächte indessen brüten Gedanken aus und machen Entschlüsse reif, die eine Erlösung dünken und sind doch nur ein zwiefaches Kreuz. Allein gar mancher spürt in seinem Eifer erst nach der dritten Meile die Last, die er sich aufgeladen hat.

Am Morgen danach machte sie sich in aller Frühe aus den Federn, solange die nächtlichen Gedanken noch warm waren in ihr. Don Girolamo

hatte Messe zu lesen und netzte die Lippen nicht vor zwölf; also Zeit genug. Sie deckte die Betten auf, sprach ihr Gebet drunten in der Kirche vor dem heilsamsten Bittaltare und eilte hinweg zur Gesindevermieterin in der Straße Por San Maria. Dort machte sie der Pia einen leichten Dienst als Kindsmagd aus bei frommen Bürgersleuten. Gleich übermorgen oder am Montag anzutreten. So war die Dirne dem Bazza entrissen und ihr unter die heilsame Fuchtel gegeben. Den Namen von Pias zukünftiger Herrschaft aber durfte Melia um Gottes willen nicht zum voraus erfahren, erst sollte sie das Kind einmal in die Stadt hinunterschicken, geradeswegs zur Piazza del Limbo in die Priorei.

Sie gab der Vermieterin eine Lira als Handgeld, denn wenn ein weltliches Werk geraten soll, muß man das Geld vorn auf der Fingerspitze haben, und dann ging sie fürbaß zum Mercato nuovo, der säulengetragenen Kaufhalle, nachdem sie ihre weißen Bohnen und den Stockfisch zum Mittagsbrot eingehandelt hatte.

Im Mercato wählte sie sich einen Strauß später Rosen und früher Winterastern für ihren Bittaltar und stand darauf eine ganze Weile mit ihrem Strauße an den kantigen Eckpfeiler der Halle gelehnt, den Tischen der beiden Briefschreiber gegenüber: dem Dürren und dem Buckligen, dem Gobbo, der ein heiseres Fistelstimmchen und brennende Augen im fahlgelben Gesichte hatte.

Es herbstete schon in Florenz, und obwohl die Sonne noch alle Tage golden hinter Vallombrosa aufstieg, war es frühmorgens kalt im Schatten. — Sora Gelsomina fröstelte, zog ihr Tuch fester um Kopf und Schultern und starrte, die Lippen eingekniffen, unverwandt gegen den Gobbo hin, der da drüben schreibbereit am Tisch hockte, den Gänsekiel hinterm Ohre, das wichtige Tintenfaß, Siegellack und Petschierkopf neben den weißen Bogen. Er wartete; nur seine Augen sprachen, während der Dürre bald ein Dirnchen, bald einen Burschen anrief: „Nun, nun! Hast du kein Schwarz auf Weiß zu setzen, daß es unvergänglich wird?“ — bald einen Eseltreiber am Arme zupfte und wuchtig mit der Faust auf seine Bogen schlug, weil er sich kein Gehör schaffen konnte im Gewirr der Ausrufer. Plötzlich aber krümmte er den Zeigefinger und winkte Sora Gelsomina.

Sie sah es deutlich und es überlief sie; denn dies Zeichen hatte sie von Sankt Petrus erbeten. Langsam stieg sie das Stufchen hinab und ging zu den Tischen; allein der Dürre, der sie gleich am Rock zerrte, mißfiel ihr, und somit trat sie zum Gobbo, trotzdem er eine höhnische Miene zog und die scharfen Augen rollte.

„Ich will dir einen Brief in die Feder sagen; was forderst du dafür?“ fragte sie, als sie am Tische stand.

„Vier Soldi, so er nicht mehr als eine Seite lang wird.“

„Das ist ein Sündenlohn für zwei strenge Wörtchen an eine Tochter. Ich gebe dir drei — basta.“

Der Gobbo hob die Achseln bis über die Ohren und beharrte: „Vier.“

„Eh! — es ist ein Verbrechen, einer alten Mutter so viel abzuverlangen! Hast du nie eine Mutter gehabt, die dich gezüchtigt hat, damit dir's wohl gehe?“

„Kommt her zu mir, Sora Gelsomina, ich bin wohlfeiler,“ rief der Dürre drein und machte einstweilen einen Tintenspritzer aufs Pflaster aus seiner vollen Feder. „Legt mir drei Soldi auf zwei Seiten; und es soll mir auf einen schönen Schnörkel unter euerm Namen nicht ankommen, so wahr ich zu euerm Hochehrwürdigsten in die Beichte gehe.“

„Wer viele Worte macht, hat wenig Gedanken in sich,“ entgegnete Sora Gelsomina kurzab, kehrte ihm den Rücken, und legte dem Gobbo ihre drei Soldi auf seinen Bogen. „Schreibe mir dafür, was du vermagst,“ sagte sie und setzte sich nahe zu ihm auf den Binsenstuhl der Klienten. „Schreibe meiner Tochter, der Sora Amelia Cleotta von Fiesole, daß sie ihre Aelteste, die Pia Cleotta, zu mir in die gottgesegnete Priorei schicken soll, Piazza del Limbo. Und stehenden Fußes müsse sie kommen und ihre Habe im Bündel mitbringen. Füge hinzu, daß Sankt Petrus sie strafen werde wie Malchus, den Kriegsknecht, wenn sie nicht gehorcht.“

„Es ist dringlich genug ohne des Malchus Ohr; das kann ich für drei Soldi nicht mehr hineinbringen,“ antwortete er und zog die Feder langsam, damit sie sich besinnen und nach dem vierten Soldo in die Tasche langen könnte. Allein sie tat nichts dergleichen.

„Wenn es dringlich genug ist, so setze meinen Namen unter die Schrift und petschiere sie richtig,“ sagte sie, und er schrieb den Namen groß und deutlich samt dem Datum, brach den Bogen dreifach zusammen, schob die Schmalseiten ineinander und adressierte an die ehrsame Witwe Amelia Cleotta, Via San Francesco am Berge zu Fiesole, wie sie's ihm diktierte. Ein rotes Siegel jedoch bekam sie für ihre drei Soldi nicht. Nur eine weiße Oblate. Dann strich er sein Geld ein, und sie stand mit ihrem Briefe und musterte das ab und zu gehende Landvolk auf einen Fiesolaner zum Boten.

Endlich kam Gian Brosi, der Metzger, in seinem Kippwägelchen auf zwei Rädern, dem Baggere, vorbei, und ihm gab sie ihr Schriftstück ab.

Zufrieden und erwartungsvoll pilgerte sie heim, trug ihre Blumen mit Knixen und Bekreuzen auf den Bittaltar, rüstete ihres Ehrwürdigen einfache Mittagskost und fand noch Zeit, die Messe zu hören. Schon nachmittags saß sie auf der Lauer für die Pia und ihre Mutter — Lisa Cecco würde die Kleinen und das Kleinste derweil behüten —; aber sie machte ihre Rechnung ohne den Wirt. Denn sie wußte nicht, daß der Fiesolaner Metzger ihren Brief erst einmal drei Tage in seiner Tasche stecken ließ und dann das zerknitterte Dokument seinem Bübchen anvertraute, daß es die Botschaft an Sora Melia bringe, falls es den Auftrag nicht etwa beim Spiel in der Via S. Francesco vergäße.

Richtig — erst als am Montag der Abendstern im westlichen Himmelsrot zitterte, fühlte Giannin, der Kleine, das Papier im Hosensäckchen und besann sich, während er nach einem Stück Bindfaden zur Fangschlinge für die dummen Singvögelchen suchte, auf die Botenpflicht.

Nun erhielt Sora Melia wirklich ihren Brief, aber da sie des Lesens unkundig war, mußte sie Pias Rückkehr von San Domenico abwarten, obschon

ihr die müden Augen von Zeit zu Zeit zufielen. Sie saß also und seufzte und gähnte, bis sie den zahnlosen Mund kaum mehr zusammenbrachte.

II

Drunten, auf der schmalen Straße nach San Domenico, gerade da, wo zwischen den hohen grauen Mauern rechts und links die ferne, herrliche Domkuppel von Florenz mit dem lichten Glockenturme neben sich wie eingerahmt im Abendrot steht, über schwarzen Zypressen und silbernen Oliven, wandelte Pia langsam bergan und heim. Der Bazza hielt sie im Arm, fest und pressend, daß es ihr wohl und wehe zumute ward und sie unter seinen Küssen schauerte gleich dem Rosengerank droben auf der Mauerkrönung im Windhauch. Unter dem Vordach der verblichenen Kruzifixusfreske und dem frischen Blumenkranze am Haken standen sie noch ein paar Minuten still und drückten sich, eng umschlungen, gegen das braungemalte Mauerstück, das die Heiligennische vorstellen sollte. Ueber ihnen am Vordach schaukelte das Ampelchen mit dem Oellichtlein im roten Glase hin und her. Der Wind ward zum herbstlichen Nachtfall stärker.

Der Bazza wiegte seine Liebste hin und her in den sehnigen Armen, nahm ihr weiches Ohrläppchen zwischen die Zähne und schnaufte dazu vor Verliebtheit, bis sie sich losmachte.

„Auf Allerheiligen bin ich in Fiesole der Fuhrherr, Ninina, so wie der Giulian Fabbro in San Domenico. Er mag sich einen geduldigeren Knecht dingen!" raunte er ihr zu, und sein Atem blies ihr glühend in den Nacken. Sie schüttelte sich, lachte kichernd und rieb ihre runde Wange kosend gegen sein langes Kinn, das braunblonder Bartflaum bedeckte.

„— — ein Roß und ein Maultier für den Baggere und ein Eselchen für die Schleife — und wenn wir reich werden, noch einen Knecht und zwei Ochsen!" flüsterte er weiter, drängte sie von neuem an die Mauer und biß so heftig in ihren dicken schwarzen Zopf, daß es knirschte.

Da rief es plötzlich gleich unter ihnen, hinter der scharfen Wegbiegung: „Hü—a! via, via!" Das war des Fiesolaner Weinschenken grobe Stimme, und seinen Ochsenkarren kannte Pia am Geläut.

Mit jähem Ruck war sie frei und huschte dem Bazza davon nach Fiesole aufwärts, so hurtig wie die hurtigste Eidechse in ihr Steinversteck unter der Aloe. Als der Genarrte stand der Bazza und mußte noch dem Ochsenkarren und den vollen Chiantiflaschen ausweichen. Einen lästerlichen Fluch tat er und spuckte hinter dem Karren drein; dann riß er sich das Hemd über der Brust auseinander bis zum Gürtel und wischte sich den rauchenden Schweiß ab, dermaßen hämmerte die wilde Liebe ihm im Herzen.

Singend schlenderte er nach San Domenico zurück, und tremolierte und zog die Töne lang und klagend aus. Aber er näselte nicht wie die Kameraden. Hoch und voll klang seine starke Stimme über dem matten Lichtgeblinzel des Dorfes, und in der Klosterzelle drunten lag Don Girolamos kranker Freund fiebernd auf seinem Schragen und stöhnte zu des Bazza Singen:

„Als ich aus meiner Heimat mußte scheiden,
Hat meine Liebste weinend mich verlassen.
Sie sprach zu mir, und bitter war ihr Leiden:
‚Wann darf ich, Liebster, wieder dich umfassen?'
Die Antwort gab ich ihr mit diesem Worte:
‚Ich komme wieder, bleibt mir Gott zum Horte!'
Die Antwort hab' in Demut ich gegeben:
‚Ich komme wieder, schenkt mir Gott das Leben;'
Die Antwort gab ich ihr in starkem Hoffen:
‚Ich komme, so mich nicht der Tod getroffen!'"

— — — — — — — — — — —

„Was die Großmutter will, muß geschehen; packe dein Bündel auf morgen in der Frühe, oder ich werfe dir den Schuh an den Kopf," drohte Sora Melia und hob den mageren Fuß; aber sie gähnte todmüde zu ihrer Drohung. Sie streckte die Hand, die abends zittrig war von der langen Weberarbeit, nach ihrem Oellämpchen und löschte den Docht. Dann kroch sie auf dem Strohsack zusammen und nahm ihr Kleinstes an die Brust. Es war fast sechs Monate nach dem Tage geboren, da man Pier Clcotta, den Vater, zerschmettert aus den Steinbrüchen des Monte Ceceri heimgeschafft und seinen zerquetschten Leib begraben hatte.

Pia tappte sich zur Kammertür hin und schlüpfte aus der dumpfigen Finsternis in goldiges Licht und süße Luft. Denn ihr Kämmerchen, das nichts als das ärmliche Bett, die Weihwassermuschel und das weiße Figürchen der gebenedeiten Gottesmutter zu Häupten des Lagers enthielt, hatte einen Ausgang ins Oelgärtchen am Berg hinauf. Der Ausgang stand offen, und vom kleinen Beete vor den Oliven zog der starke Duft des Citrinastrauches herein, dessen Blätter wie die Blüte der Limonen riechen, und die gebüschelten Rosen dufteten auch und das graue Santolinokraut, das rings ums Beet wucherte mit Reseden darunter. Der Mond schien taghell, voll und rund stand er über der Gartenmauer im Blau und machte die lieben Himmelssternchen matt. Jede Olive im Gezweig hob sich aus dem Silberlaube, hier drängten sie sich schwarz zusammen und dort grün, und die herbstlichen Ranken des Weines schlangen sich als gelbe Girlanden von Stamm zu Stamm. Und oben auf der Mauer hielt die alte Aloe Wacht über Garten und Häuschen. Die starren fleischigen Blätter ragten mondbeschienen in die Luft, so schön, so weiß im Glanz, als hätte der kunstreichste Steinmetz sie aus Marmor gemeißelt.

Pia fing zu schluchzen an und wußte selbst nicht um was. Sie ließ das Türchen offen und horchte auf die einsame Zikade, die da draußen zirpte, bis ihre Tränen getrocknet waren. Es mußte wohl die allerletzte Zikade des Jahres sein, denn keine Gefährtin antwortete ihr. Immer länger schwieg das Geschöpfchen zwischen seinen wehmütigen Zirptönen — endlich verstummte es ganz, und der tröstliche Mond sank auch hinter die Mauer. Der Sommer war vorbei, und die Nacht ward dunkel.

Ein wilder Schmerz bemächtigte sich des jungfräulichen Kindes; wie ein reißender Wolf biß er sich fest in ihr und trank ihr warmes Herzblut. Sie kniete vor der Bettstatt, auf der ihr Lieblingsschwesterchen längst schlafend nach der Wand hin lag, hob die gefalteten Hände mit dem Rosenkranze zum weißen Tonbildchen auf und schluchzte und stammelte ein Ave übers andre in ihrer Not.

Nie wieder würde sie die Sommerzikade hören, die trauliche Zirperin — in Florenz gab es keine Zikaden; nie wieder in den vollen Mond sehen: in Por San Maria brannten Oellaternen, sagte der Bazza; nie wieder Citrina- und Santolinoduft einatmen: im Mercato hielt man nur Stadtblumen feil, bunte, große und weiße Tuberosen, die nach dem Friedhof rochen! Sie tat den Rosenkranz beiseite und schob sich zum Schwesterchen unter die dünne Decke, weinend, ach, so bitterlich, um ihr zukünftiges Leid und saß noch lange, als sie nicht mehr weinte, starrte ins Dunkel und suchte Ordnung in ihrer jungen Seele zu schaffen.

Endlich legte sie sich nieder und faßte das Kissen samt dem festschlafenden Schwesterchen in beide Arme, preßte ihr Gesicht auf das Schwarzköpfchen, küßte und küßte es mit brennenden Lippen und sehnte sich nach des Bazza Küssen, bis ihr die salzigen Tränen wieder heiß in die Augen sprangen.

„Ich gehe nicht nach Por San Maria — ich will nicht zu den Kindern der Fremden!“ murmelte sie abgerissen in des Schwesterchens Schwarzhaar hinein und schluchzte dazu, daß es sie stieß. Besonders, weil sie an ihren Vater dachte; denn der Bazza mußte morgen auch den ganzen langen Tag Steine am Monte Ceceri fahren: „O heilige Mutter Gottes, gib acht auf ihn! Beschütze ihn mir!“ Dann aber deckte der Schlaf ihr doch seine milde Hand über die nassen Augen, und es ward still in der Kammer.

•

In der ersten Frühe sprang die Schläferin auf, da sie ein lautes Gezeter durchs Haus gellen und die Mutter jammern hörte: „Pia! Pia! So komm doch!“

Sie kam und sah am Webstuhle das Blut in einer Lache stehen. Auf Mutters Knien saß Pippo, der Fünfjährige, weiß im Gesichtchen und schrie. Er war draußen in einen mächtigen Glasscherben getreten, unter der Sohle des nackten Füßchens klaffte die breite Wunde, und das Blut lief wie ein Bach. Pia trat flugs in die Schuhe, warf den Rock übers Hemd und hockte den kleinen Bruder auf den Rücken. Ungezöpft und ungewaschen lief sie mit ihm über die weite Piazza und das steile Gäßchen hinan zum Bader. Hinter ihren Tritten ließ des Brüderchens Blut eine Tropfenspur von Stein zu Stein.

Sor Benvenuto, der Bader, besprach das Blut, wusch die Wunde mit reinem Wasser im unreinen Becken und verband sie aufs beste mit dreierlei Kräutern in sanftem Oele und mit einem weichen Lappen.

Den ganzen Tag hatte Pia zu pflegen und zu sorgen, weil die Mutter gestern und vorgestern im Rückstand mit dem Bortenmachen geblieben war. Das mußte heute eingebracht werden, und vor der Tür haspelten Maso und Florentina das grobe Einschlaggarn auf die Spule.

Großmutters Wille und Pias Bündel, die fremden Kinder von Por San Maria; alles war über der Hausnot vergessen — nur der Bazza nicht. Ja, selbst die Mutter dachte zwischen ihrem Jammern und Seufzen einmal oder zwei: ‚Eine starke Hand in der Familie bricht manches Kreuz zu Splittern, und die Pia ist mannbar und könnte ein Haus regieren!‘

— — — — — — — — — — — — —

So ging der Uhrzeiger am Fiesolaner Glockenturm oftmals um sein Zifferblatt herum, und als die Oktobersonne müde ward und die Zikade im Oelgarten der Cleottas wieder zu schrillen anhob, trat urplötzlich Sora Gelsomina in das Haus zu ihrer Schwiegertochter. Die Verdingerin war schon gestern bei ihr gewesen im Auftrag der Bäckersfrau von Por San Maria: Weshalb die Kindsmagd aus Fiesole ihren Dienst noch nicht angetreten habe? Ob sie etwa verlange, daß man sie in der seidenen Kutsche holen lasse?

Jetzt kam Sora Gelsomina selbst, kirschrot vom beschwerlichen Gange bei ihrer Leibesbeschaffenheit, Schweißperlen in den grauen Bartstoppeln ums Doppelkinn, Wut im Herzen ob der Ehrenkränkung von einem Weibe, das für eine Lira Handgeld drei Knickse machte wie vor dem Hochaltare. Sie kam, und ohne die Pia tat sie keinen Schritt von ihrer Schwiegertochter Schwelle rückwärts. Wie Lots Frau, die zur Salzsäule umgewandelt, stand sie starr und ließ sich nicht erweichen.

„Was gesagt ist, das wird getan! Schnüre dein Bündel und eile dich, Pia; — rede kein Wort! — — und du, Melia? Hast du den töchterlichen Gehorsam bereits verlernt? Warte: ich will dich frisch belehren!“

Um den Pippo und seinen Fuß machte sie in ihrem Zorne gar kein Aufhebens: „Bah! Bah! Kinderhaut heilt über Nacht; kehre du besser vor deiner Tür, Melia; dann treten deine Kinder auch nicht in gläserne Scherben! — Addio!“

— — — — — — — — — — — —

Sora Gelsomina genoß heute einen freien Tag. Ihr Höchstehrwürdiger hatte sich sofort nach der heiligen Messe zu Tisch und dann auf einen sicheren Maultierkarren gesetzt, um bergan nach Santa Margherita a Montici zu fahren. Dort droben am Bergkirchlein von Santa Margherita auf der Höhe, jenseits San Miniato, war seit wenig Tagen Don Gervasio, sein junger Schwestersohn, als Kurat ansäßig geworden. Zu dem zog es ihn mächtig, denn er hatte ihn auch über die Taufe gehoben. — Bald hinter dem alten Tore von San Niccolò begann schon der Karrenpfad sich steinig und mühselig emporzuwinden. Vor Anbruch der Dunkelheit konnte der Höchstehrwürdige nicht wohl zurück in Limbo sein.

III

Freilich, die Auffahrt im roten Zweiradkarren mit den beiden schellenbehängten Maultieren davor und dem mürrischen Treiber daneben trottend, bot für Don Girolamo keine Belustigung. So viel stand fest: der Bazza war ihm zehnmal lieber als dieser ungestriegelte Brummbär, der schimpfte und spuckte und spuckte und schimpfte. Der Bazza sang und pfiff Liebesliedchen zum Zeitvertreib und redete mit seinem Gespann, und ließ er hie und da in seiner wilden Heftigkeit die Peitsche allzu arg auf die geduldigen Zugtiere niederklatschen, so war er mit einem Mahnworte oder einem augenfälligen Gleichnisse aus der Heiligenlegende alsbald wieder zur Singelust bewogen.



Am See

Nach einem Gemälde von Franz Hoch



Nun: auch die irdische Qual nimmt für den Gerechten ein Ende, und der Vorhang zur Seligkeit tut sich auf. — Das geschah für Don Girolamo, als das Stoßen und Kippen im Baggere überwunden war, Gottlob sonder Halsbrechen und innerliche Schadennahme, und der mauerumhegte Ausblick sich, nahe der Höhenkuppe, zum Rundblick weitete. Hinunter zur Linken in ein stilles Waldtal, wo schwarze Zypressen, spitz und hart umrissen, zwischen runden Pinien und leuchtenden Herbstbäumen wuchsen, und zur Rechten ragte die herrliche, heilige Domkuppel von Florenz wie aus goldenen Wolken, mit den weißen Marmorrippen über das Rotbraun der Ziegel gespannt und der weißen Spitze, zierlich und edel auf das riesige Halbrund gesetzt. Sonst nichts von der Stadt und dem Arno. Das alles lag verhüllt vom heißen Sonnendunste, und auch die Berge von Fiesole und Settignano hoben sich wie bläuliche Schemen am Horizonte, besät mit weißen Pünktchen: Dörfer und Villen, Klöster und Kirchen.

— — — — — — — — — — — — —

Endlich war er ganz droben, und im offenen Portale des Bergkirchleins harrte seiner der lebendige Lohn: Don Gervasio, der Kurat, dem er tags zuvor Botschaft gesandt hatte, daß er ihn heimsuchen wolle.

Da stand er auf der Vorstufe zum Thron seines kleinen geistlichen Reiches, lang von Gestalt und jugendfrisch von Angesicht; die Schwarzaugen glänzend über lachenden Lippen und kerngesunden Zähnen. Mitten im Sonnenschein stand er unbedeckten Hauptes und streckte dem Alten beide Hände entgegen. Der meinte, sein eignes jünglingsfrohes Ich träte ihm noch einmal, neuerweckt, in den Weg. Dasselbe dunkle Kraushaar, knapp gestutzt um die Tonsur, die gleiche Römernase mit den beweglichen Flügeln und der fein niedergezogenen Spitze; das nämliche Grübchen im Kinn, nur daß dieses Kinn sehr kräftig aus dem hübschen Gesichte vorsprang: ‚Auch ein Bazza!‘ dachte Don Girolamo, lachte und nickte und machte große Schritte.

„Gotte grüße dich und meine ehrfürchtige Liebe!“ rief Don Gervasio, warf sich dem Alten lebhaft in die Arme und beugte sich, um die segnende Hand auf seinem Haupte zu empfangen, „— und im harten Karren, Oheim; mir zur Freude so viel Beschwer. Wie soll ich dir das danken und gutmachen, du mein geliebter Vater?“

„So gib mir einen Wermut; die Fahrt hat mir mein Inwendiges arg durcheinander geworfen,“ sagte der Hochwürdige und strich seinen aufrührerischen Magen mit der Flachhand. „Danach müssen wir in deine Kirche gehen und bis zum Ave in deinem Gärtlein plaudern. Es ist ein Tag von Gold heute, ein gesegneter Tag.“

„Ich habe gefastet auf dich, also wollen wir Gottes Segen auch zum Mahle erbitten,“ antwortete Don Gervasio und geleitete seinen Gast sorglich am Arme zur Pforte in sein bescheidenes Heimwesen, das keine stolze Priorei war. Ueber der Tür hing noch der abgewelkte Kranz, mit dem seine Perpetua ihn zum Einzug begrüßt hatte.

„Sie ist ein Erbstück von meinem Vorgänger — der Herr erlöse seine Seele bald aus dem Fegfeuer“ —, erzählte er halblaut. „Sie jammerte mich und ich konnte sie nicht fortweisen; sie ist eine gelinde Prüfung.“ Dazu aber lächelte er vergnüglich und listig, als habe er nun gerade eine recht liebliche Ueberraschung in petto. Da jedoch erschien sie bereits unter dem Türbogen, Sora Rosa, des jungen Hochwürdigen verschrumpfte Haushälterin, hinkenden Ganges, die rechte Schulter verbogen und mehr Falten im Antlitz wie ein welker Apfel. Das alles vermochte ihr dottergelbes Kopftuch nicht in Schönheit zu verwandeln, und Don Girolamo zuckte ein wenig mit den Brauen, lächelte auch und klopfte des Neffen stützenden Arm:

„Wahrlich, wahrlich — gegen die deinige dünkt mich die meinige gleich einer Juno von Ludovisi,“ meinte er in lateinischer Sprache, und Don Gervasio rieb sich die weißen Hände und erwiderte ebenfalls auf lateinisch:

„Sage nichts, bevor du ihr Mahl gekostet hast, Oheim, und nun möge dir zum guten Anfang ihr Wermut angenehm eingehen. — Vom zweijährigen, Sora Rosa,“ fügte er heiter in der Muttersprache hinzu, „und decke uns in einer Viertelstunde den Tisch.“

Trotz der unholden Schenkin ließ Don Girolamo sich sein leeres Glas nochmals füllen, so köstlich kitzelte der duftig-derbe Kräuterwein ihm die Zunge, und so süß war der Nachgeschmack.

— — — — — — — — — — — — —

Man hätte meinen dürfen, daß zwei Jünglinge da droben im Garten beieinander säßen, eng zusammen auf dem einen der vier Terrazzobänkchen, das nach Westen gerichtet stand. Wie steinerne Diwans waren sie geformt und hoben sich ungeschlacht und verwittert vom Heckenrund aus Lorbeer und geschorenem Lebensbaume ab. Jenseits des Rondells bewachten Dante und Petrarca den Eingang zum Lusthäuschen unter schwarzen Zypressen. Sie schauten grämlich aus ihren Gesichtern, an denen die Zeit, Wind und Wetter seit Jahrhunderten nagten.

So rasteten die beiden, einer im Arm des andern, redeten viel von alten und neuen Studententagen und ein wenig von Kirchendienst und Gemeindepflege und achteten des Stundenlaufes kaum. Sie sahen nur im Entzücken und Aufblick zu Gott, wie fern über Florenz im Tale der Himmel goldener wurde und die abendliche Sonne sich den blauen Bergen entgegenneigte. Immer gedämpfter wurde ihr Gespräch, je mächtiger die Himmelsschönheit zu ihnen redete.

Erst als der Sakristan von Santa Margherita die Betglocke anschlug, dreimal ernst und langsam, dann rascher und mahnender, da sprang Don Gervasio auf und errötete, vor Schreck ob der fast versäumten Hirtenpflicht, bis in die Halsbinde hinein. Herzlich und mehrfach küßte er im verschwiegenen Dunkel des Heckenrundes seines Oheims welke Hände zum Abschied und lief ihm voraus durch den langen, rotbesonnten Blumengarten, um Wägelchen und Maultiertreiber zur Stelle zu holen. Gemächlich folgte der alte Herr und freute sich still an der leuchtenden Pracht von Astern und Monatsrosen, Narzissen und roten Nelken, zwischen denen hoher Rosmarin aufschoß. Er winkte dem Neffen nach, wie er mit fliegenden Schritten der Kirche zueilte, und als die unholde Perpetua mit einem

fest zusammengewirbelten Duftsträußchen herbeigehinkt kam, steckte er sich's lächelnd vorn in den geistlichen Rock, drückte der Spenderin ein Lirastück in die hohle Hand und fuhr von hinnen, geschmückt wie ein Bräutigam zur Hochzeit.

— — — — — — — — — — —

Er hatte einen hohlen Fuß und trat leise, weil er, seines Alters unbeschadet, wohl langsam, aber leicht ging, denn er war ein langer dürrer Herr von feinen Knochen. Noch erfüllt bis zum Herzensrande von der Schönheit seines Nachmittags wandelte er durch den Chiasso; er hatte seinen roten Wagen am Ponte vecchio heimgeschickt. Dämmrig wölbte sich der Himmel über der Piazza del Limbo, die Sterne blinkten schon, und ein grünes Halblicht war ringsum ausgegossen; die Paläste warfen lange schwarze Schatten bis zur Kirche hin. Der Mond stand noch tief; ein voller Mond würde er um Mitternacht sein.

Geräuschlos ließ der Ehrwürdige sich ein, er war kein Freund von Türschlagen und Treppenpoltern, und seinem frommen Amte ziemte es überdies nicht. Nachdenklich nahm er Stufe um Stufe, ohne mit dem Schirm aufzustoßen, und dann ging er gemächlich seinen langen Flur hinunter. Sein Studierzimmer lag der Küche schräg gegenüber, und in der Küche brannte Licht. Der helle Schein fiel hinaus auf die Strohmatte.

Drinnen waren zwei Stimmen laut. Don Girolamo blieb stehen, klemmte den Hut zum Schirm unter den Arm, strich sich mit der freien Rechten ein paarmal über die kahle Stirn, um aus seinen tiefen Gedanken aufzuwachen, und horchte verwundert. Wenn er daheim oder, wie jetzt, in naher Sicht war, pflegte seine Perpetua keinen Besuch bei sich einzulassen.

Sie sprach scharf und heftig, und eine Mädchenstimme weinte laut dazwischen: „— ich habe doch nur in Sant' Ansano beten wollen, Großmutter!"

„Du lügst! Was hast du vorauszuspringen und schleifst dein Bündel durch den Gassenstaub?"

Schluchzen — „Es war zu schwer —!"

„Du lügst! Daß der Bazza auf dich wartet, hinter Sant' Ansano, das wußtest du! Ja, ja, ja, so ist es, lüge nicht! Unsre gebenedeite Frau versehe dein Heil — ja, basta; bedanken wird sie sich! Verscherze dir's nur — du! — Du doppelzüngige Natter! Der Bazza und du — so einer und eine Dirne, der die Röcke noch alle Jahre zu kurz werden: ein wachsendes Kind!"

„Es ist nicht wahr — o heilige Katharina, — heilige Ursula, helft mir heraus! Diesen Rock trage ich im zweiten Jahr, sieh doch an, ob er zu kurz ist!"

„Wohl denn, so treibe deine Torheit mit ihm, — bis du eines Tages auf dem Platze der Annunziata stehst und die Schelle ziehst bei den Innocenti — um Nachtfall, wenn die Dunkelheit —"

Sie biß sich die Lippen, schluckte an ihrem Satze und schwieg. Die Scham überfiel sie mit einem Male — daß sie ihrem Enkelkinde Schmach und Sünde zutraute und sie mit ihren bösen Worten vor das Haus der vaterlosen Unschuldigen stellte, der Findlinge, in Lappen oder elende Windeln gewickelt.

Pia sagte keine Silbe mehr. Was wußte sie von den Innocenti? Sie hatte die Knie emporgezogen, die Arme darum geschlungen und den Kopf darauf versteckt und schluchzte.

Da stand plötzlich Don Girolamos hohe, schwarze Gestalt im Rahmen der Küchentür. Niemand wußte, ob er zu wenig oder zu viel gehört hatte. Gelassen sagte er:

„Gott zum Gruß beieinander. Was tut deine Enkeltochter noch so spät am Abend in der Stadt, Gelsomina? — Sieh auf; komm und gib mir deine Hand, Pia. Fürchte dich nicht, liebe Tochter; es liegt mir ferne, dich hinwegzutreiben."

Sora Gelsomina hatte sich gefaßt.

„Sie soll einen guten Dienst antreten, gleich drüben in Por San Maria, bei der Sora Danieli, der Bäckerin, Hochwürdigster, und sie begehrt gegen meinen Willen auf. Widerworte verdienen die Rute!"

„Nun, nun, gemach, meine Liebe," meinte Don Girolamo, lächelte und hob beschwichtigend die Linke, weil Pia seine Rechte küßte und mit ihren Tränen netzte. „Ein sittsames Jungfräulein stäupt man nicht mehr, und erst vor wenig Tagen habe ich mich an dieses Jungfräuleins sittsamen Augen erfreut. — Es ist doch wohl beim alten geblieben seitdem, Pia? Sieh mich an, mein Kind."

Sie schlug die tränenschweren Augen auf, und er nickte wieder lächelnd, legte ihr die Hand auf den Scheitel und klopfte ihr die Wange, da sie ihn so hilflos flehend ansah, wie ein gefangenes Rehchen.

„— und nun, wo lassen wir sie nächtigen?" fragte er.

„Ehrwürdigster — es ist zwar gegen den Brauch in Euer Hochehrwürden heiligster Wohnung, aber sie hat niemand als mich in Florenz," antwortete Sora Gelsomina; all ihr Zorn war verraucht. „Sie schreit weder im Traum, noch hat sie die Mondsucht und wandelt, wo man nicht wandeln soll. Dürfte sie bei mir in meinem Bette schlafen hinter der verschlossenen Tür?"

„Nein. Daß ihr redet und weint, bis es wieder tagt? Es ist nun geredet und geweint genug. Schließe ihr das Gastkämmerchen auf, es muß noch alles gerichtet sein von dazumal, als wir meinen Neffen erwarteten und er es vorzog, gleich hinaufzufahren nach Santa Margherita a Montici."

„Ehrwürdigster — das Kind vom Lande in solch ein Bett?!"

„So geschieht es, basta. — Trag mir noch einen Bissen und ein Glas Wein auf. Hast du dein Nachtmahl gehabt, liebe Tochter?"

„Es steht mir vor der Brust — ich kann nicht essen, Euer Hochwürden." Kaum brachte sie's hervor, so bedrängte sie das Weinen.

„Gut denn. Geh schlafen, sprich dein Gebet und ein Pater überher und erwache mir morgen mit einem fröhlichen Hunger. Gott schütze dich; gute Nacht, liebe Tochter."

Während Sora Gelsomina das Abendbrot für ihren Herrn bereit machte, beugte er sich zu der Weinenden nieder, zog sein rotseidenes Schnupftuch und nahm ihr Gesicht einen Augenblick liebreich zwischen seine Hände, nachdem er ihr die Tränen abgetrocknet hatte.

„Morgen früh in der Kirche oder in der Sakristei will ich dich hören. Jetzt geh schlafen. Hier hängt der Schlüssel, es ist die letzte Tür zur Linken im Gange; die niedere. Gott mit dir."

Bei den Schultern schob er sie in den Flur hinaus und wies ihr mit dem Finger ihren Weg. Langsam ging sie, den Kopf tief gesenkt, ihr Bündel am Arm. Mitten im Flur blieb sie noch einmal stehen und rief zurück: „Gute Nacht, Großmutter!“

„Gute Nacht,“ rief Sora Gelsomina unwirschen Tones. Die Ehre für das dumme Ding schien ihr viel zu groß. In der Gastkammer die Pia!

— — — — — — — — — — — —

IV

Um Mitternacht, als eben ein Trupp silberflockiger Wolkenlämmchen auf der schwarzblauen Himmelswiese vor dem Vollmond weidete, hob Don Girolamo sich vom Kissen auf den Ellbogen und horchte. Drunten unter den Fenstern der Priorei ward eine Gitarre klimpernd gezupft, und zwei oder drei Stimmen probten summend die Melodie dazu. Eine von denen, die seit Menschengedenken im toskanischen Volke umgingen und überall gesungen wurden, wo der Mond hell schien oder die Nacht heimlich und dunkel war. „Rispetti“ nannten sie sich; elfsilbige Strophen mit keckem Spiel der Reime und einem pathetischen Schlußverse. Vor den Dorfhäusern und zwischen den Mauern der Oelgärten und Rebgüter erklangen sie; am Arno hin, in sein Rauschen hinein und auf den umzirkelten Kirchplätzen, wenn die Blinden und die Lahmen vor den Kirchtüren glücklich fortgeschlurft und -gehinkt waren, um sich selbst und ihr Leid schlafen zu legen.

Zur Piazza del Limbo jedoch verirrte sich solche Musik selten, weil es nirgends in der Runde ein Feinsliebchen anzusingen gab, weder in den grauen Palästen, darinnen jetzt junge Kleriker und alte Handwerker hausten, noch in der höchstehrwürdigen Priorei, die außer Don Girolamo und dem Sakristan nur noch Sora Gelsomina beherbergte, die Graubärtige und Zornwütige. Wahrlich, etwaige Besinger ihrer Tugenden hätten dankbar sein dürfen, wenn sie mit einem Guß Schüsselspülicht über ihre Köpfe davongekommen wären zum Sangeslohn und Minnesold.

Deswegen war's begreiflich, daß Don Girolamo beim ersten Ton auf der engen, kleinen Piazza erwachte und sich selber sagte: „Eure Lust gönne ich euch, wenn ihr nicht allzu arg näselt und mit der Gurgel zittert.“ Und so lauschte er geduldig, bis die Gitarre und die Singstimmen sich miteinander geeinigt haben möchten.

Indessen nur eine Mannesstimme hob zu singen an, stark und frei, hoch und leidenschaftlich. Nicht die Gurgel, sondern das Herz zitterte in ihr. Die zweite Stimme begleitete nur summend im Baß und kämpfte mühselig wider das böse Näseln, und die Gitarre gab kurze, dumpfe Mollakkorde dazu, abgebrochenen Klagen vergleichbar.

Schon bei der dritten Strophe ward die trotzigstarke Stimme weich und zog ihre sehnsüchtigen Töne zitternd in die Länge. Und dennoch so heiß klang die Sehnsucht, daß sie wohl die dickste Wachskerze des Hochaltars in den Leuchter hinabgeschmolzen hätte, wäre sie durch ein heiliges Wunder in eine Lichtflamme verwandelt worden.

Sogar Sor Vigilio, der Sakristan drunten im dunkelsten Erdgeschoß, öffnete sein trübes Glasscheibchen hinter der Vergitterung und horchte, und droben stand Don Girolamo in der alten Soutane, die ihm als Schlafrock diente, an seinem Fenster, faßte züchtiglich die Gardinen vor seiner Nachtgestalt zusammen und spähte durchs Spältchen und die Schildpattbrille hinab.

Die starke Stimme sang also:

„Am Montag früh hast du mir wohlgefallen,
Am Dienstag mir geblüht ein kurzes Weilchen;
Am Mittwoch holder noch, dir selbst zum Ruhme,
Am Donnerstag als süßer Strauß von Veilchen!
Am Freitag als die Lieblichste von allen,
Am Samstag als die vollerschloss'ne Blume,
Am Sonntag aber, meine Dornenrose,
Erwehrst du dich und stichst mich wund, du Lose!
Doch hebt die Woche Montag an von vornen,
Bist du die Rose, die ich brach aus Dornen!“ —

— — — — — — — — — — — —

‚Wem singt er das?‘ dachte Don Girolamo und preßte die Römernase gegens Fensterglas und ließ die Vorhänge auseinanderfallen, um besser zu erkennen — ‚und wer ist's, der singt? Wahrlich — wäre der Bazza in Florenz zu Haus und nicht in San Domenico —‘

Da trat plötzlich der Mond blendendhell hinter seinen Himmelsschäflein hervor und seine goldene Leuchte warf den schwarzen Schattenriß des Sängers gegen die Kirchentür: eine Nasenspitze und ein herausspringendes Kinn unterm tiefgerückten Schlapphut.

„Der Bazza! So wahr Gott lebt, der Bazza!“

Don Girolamo wich vom Fenster zurück, setzte sich im Bett aufrecht und faltete die Hände.

Nun erst fiel ihm das weinende Kind wieder ein, die Pia Cleotta, die unter seinem Dache nächtigte, und die Sorge um sie beunruhigte seine Gedanken, bis er, treu seinem Sprüchlein vom Langsamgehen und Gesundbleiben und Weitkommen, beschloß:

„Ja — morgen, gleich nach der heiligen Messe, will ich sie Beichte hören, aber hier droben in meinem Studio hinter verschlossener Tür. In der öffentlichen Kirche könnte sie scheu vor den städtischen Betern sein.“

In Frieden entschlief er abermals, die Hände vor sich auf der Decke gefaltet.

Sora Gelsominas Kammer, lang und schmal, lag hinter der Küche, nach dem Lungarno zu. Ihr Ohr hatte nur im Traum und von fern einer bekannten Stimme lärmenden Gesang aufgefangen; Pia indessen wachte noch. An ihr Fenster hatte sie sich nicht gewagt. Sie kniete seitab auf dem Betbänkchen, den dunkeln Kopf gegen die gerungenen Hände und das eingelegte Pult gebeugt. Zwischen ihren kalten Fingern rannen heiße Tropfen nieder. Ihr fröhliches Herz wollte sich seit gestern in Tränen auflösen, und ihren Rosenkranz vergaß sie darüber; der lag längst neben ihr auf dem kalten Steinboden.

— — — — — — — — — — — —

Drunten auf der Piazza hatten sich drei der Burschen zerstreut und wanderten näselnd und gröhlend zum Gitarrenklimpern nach San Domenico und Fiesole zurück. Nur der Bazza verweilte noch vor des Sakristans Fenster, da, wo die Priorei mit ihrer Kirche zusammenstieß; rieb sein Gesicht, das von Wein und Gesang glühte, wider das Gitter und raunte und flüsterte bald heftig, bald bettelnd zu dem hinein, der dahinter stand und

seines Gewissens Stimme zu geschweigen suchte. Das Mondlicht glitzerte auf der nagelneuen Doppellira in des Bazza Hand.

Endlich schoben sich die Finger der Hand samt dem blanken Silberstücke spitz und vorsichtig zwischen die gekreuzten Gitterstäbe. Das glitzernde Rund entschwand, und da drinnen begannen zwei große Barfüße im Katzentritt zu tappen, leise — leise. Hin und her und dann hinweg ins Dunkel der Priorei. Alles totenstill, und der Bazza drückte sich mit Macht an die Regenrinne im Winkel, zog den kurzen Mantel eng um sich her und stand sonder Regung, schmal wie ein Strich, den Atem in der Kehle und das laute Pochen unterm Hemde verhaltend und bezwingend. Eine Viertelstunde verschlich ihm so und noch eine. Dann aber tat sich das Seitentürchen der Kirche lautlos von innen auf, und eine dunkle Gestalt glitt durch den gähnenden Spalt hinaus an des Harrenden Seite. Er nahm ihr das Bündel ab, faßte sie fest in seinen Mantel, und wie in eins verschmolzen, flüchteten sie, hart an der Mauer hin, zur Quergasse, dem Borgo Santissimi Apostoli. Da verschlang sie, im Gewirr der Gäßchen und Gänge, die Finsternis, weil Haus fast gegen Haus stieß und steinerne Brücken sich hoch droben von Stockwerk zu Stockwerk schwangen oder Bogenwölbungen jedes Himmels- und Erdenlicht ausschlossen. Zudem brannte nur alle fünfhundert Schritte ein trübes Oellämpchen, wenn der Mond über der Stadt schien.

So kreuzten und querten die Flüchtigen hierhin und dorthin, und wechselten nicht Wort und nicht Kuß, bevor sie die Fiesolaner Landstraße unter den Füßen und die Stadtgrenze im Rücken hatten. Da schritten sie ein wenig gemächlicher, holten das Versäumte nach, und des Bazza starke Stimme sang wieder durch die Nacht. Frei und trotzend, denn seiner Sehnsucht war er los und ledig.

— — — — — — — — — — — — — —

Sor Vigilio, der Helfershelfer, drehte den Kirchtürschlüssel behutsam zurück und ließ das Sperrzünglein behutsam ins Schloß schnappen. Alsdann zog er seine beulige Glasscheibe wieder ans Gitter, damit ja kein überflüssiger Lufthauch sein Lager träfe, verwahrte des Bazza Silberstück im Ledersäckchen unter dem Polster und legte sich bis zum ersten Läuten nochmals aufs Ohr, wie sein Hochwürdiger auch.

‚Guttat trägt Zinsen: zwei Lire sind zwanzigmal zwei Soldi, basta,' dachte er vergnüglich, bevor er sein Schnarchwerk wieder in Bewegung setzte. ‚Nach Allerheiligen erleichtere ich mein Gemüt in der Beichte, und mein Ehrwürdigster ist mir sicher. Dieweilen dasjenige, was etwa aus dem Beichtstuhl in der Leute Mäuler entweicht, dem Beichtvater auf ewiglich zu Gottes Verdammnis wird. Darauf aber läßt es mein Ehrwürdigster bei seinen hohen Jahren nicht ankommen, bedünkt mich.'

V

Sora Gelsomina gebärdete sich wie eine Rasende. Das war nicht mehr die gelinde Vorhölle, sondern die richtige, starkgeheizte. Ihre fette Morgensuppe kochte auch jählings über, und das siedende Oel britzelte vom Tiegelrand in die Herdflammen hinein, daß es einen übeln Dampf gab. Flammen, kopflos geschürt im Entsetzen ob der frühmorgendlichen Entdeckung. „Pia fort, Pia, die leibliche Enkeltochter. Solch eine liederliche Dirne — solch ein Allermannskraut — oder wie denn? Etwa eine geraubte Unschuld? Hatte etwa der Bazza letzte Nacht so unflätig gelärmt auf der gebenedeiten Piazza? Hatte er vielleicht ein Seil um den Leib getragen und sich damit seinen Schatz aus dem Kammerfenster auf die öffentliche Gasse heruntergeholt? Und nun? Wohin mit ihr? — Heiliges Blut! Der Schlag rührt mich, der doppelte Schlag, der einem den Verstand zertrümmert! Was geschieht mit dem meinigen, so mir Santa Anna nicht gnadet, die anbetungswürdige Großmutter meines Herrn Jesu Christi! Ach, ach! Ich unglückselige Großmutter! Und alles Unglück geschicht durch den Bazza: daß ihn der Satan mit heißen Zangen zwicke! — Und vor der Sora Danieli steh' ich Alte in Lug und Schanden da!"

Ein Anblick zum Erbarmen war's für Don Girolamo, als er vom Studio aus in den Oeldampf der Küche schaute, sich die feine Nase mit dem frischen Schnupftabak verwahrte und nach der Pia fragte: „Sobald sie bei der Hand ist, will ich mit dem Kinde reden; nicht erst nach der Messe, Gelsomina. — Was ist geschehen?"

— — — Wie er sich in seiner Perpetua Geheul und Wortschwall zurecht fand, das war wirklich ein Wunder Gottes; aber umsonst galt er nicht bei Freund und Feind für den gelassensten Seelenhirten von Florenz.

Er fand sich mithin zurecht und rasch genug. Ernst und streng, ohne Härte forderte er Ruhe und ehrerbietiges Gebaren, faßte darauf die zitternde Linke seiner alten Haustreue in den festen Griff seiner Rechten und zog sie flugs hinter sich drein zum Gastkämmerchen am Flurende.

Darin war einfach nichts Erleuchtendes. Kein Schemel verrückt, das Bett unberührt; das Fenster wohlverwahrt. Wie sie auch umhersuchten, die zwei Alten, sie fanden nicht eines Staubkorns Erhöhung zum Anhalt für Befürchtung oder Beruhigung. Endlich aber entdeckten Don Girolamos klare Augen dennoch etwas. Nämlich zu Füßen der schön eingelegten Betbank ein Zindelkreuzchen, wie sie an den ärmlichen Rosenkränzen aus unechten Korallenperlen hängen, und als er es vom Boden aufhob, gewahrte er auch, daß die spiegelnde Politur des Betpultes von zahlreichen runden Tränenflecken getrübt war. Er tastete darüber hin und fühlte die kaum aufgesogene Feuchtigkeit. Nicht nur mit seiner warmen Vaterhand fühlte er, nein, noch viel deutlicher mit seinem warmen Vaterherzen, und es ging ihm ein tiefer Schmerz durch die Seele um das Kind. Zu denen gehörte er nicht, die alsbald beide Hände in die Lüfte recken und „Wehe! wehe!" schreien und hinter dem Unbegriffenen gleich die schmutzigste Sünde nebst dem Höllenschwefel wittern. Allein dies Ereignis nach all der treuen Fürsorge erschreckte ihn doch mehr, als er zeigte, und natürlich war der Bazza Hebel und Gefäß der Tat in einem. Dem Bazza gedachte er ernstlich zu Leibe zu gehen und schleunigst drunten in der Nachbarschaft zu forschen und zu suchen. Das war erstens seines Amtes, und zweitens: Sor Vigilio hatte ihm ein absonderlich schiefes Maul gezogen, heut

in der grauen Frühe, da er die Kirche betrat. Diese Art Mäuler kannte er, die verschwiegen nichts Löbliches. Sor Vigilio wußte, wohin der Bazza mit seiner Gitarre geschlichen war und mit wem.

„Nun laß dein Geschrei und hebe dich vom Boden auf: knie lieber vor dem Altar in der Kirche," sagte er streng wie zuvor, schob die Brille in die Höhe und machte seine großen, blitzenden Augen, die Sora Gelsomina fürchtete. Sie kroch in ihrer sinnlosen Angst unter der Bettstatt umher und von dort mit dem halben Leibe in den dunkeln Wandschrank daneben; raffte sich empor und stand schwankend auf den Füßen und konnte sich nicht mäßigen nach ihres Ehrwürdigen Willen. So lehnte sie an der gekalkten Wand, wiegte sich hin und her und stöhnte murmelnd in ihre Schürze hinein. Die hatte sie sich vor's Antlitz geschlagen wie die hebräischen Weiber das Tränentuch.

„Auch noch dieser Tag soll dir geschenkt sein; ich will in der Trattoria speisen," fuhr Don Girolamo fort, rückte seine Brille wieder zurecht und griff in seine Tasche nach dem Ledersäckchen mit kleiner Münze. „Hier sind zehn Soldi für dich; nimm und verköstige dich damit, wie dir's gefällt, und nutze die Stunden aus. Laß Zorn, Haß und Eigensucht hinter dir und suche verständig nach dem guten Kinde. Still! Fahre mir nicht von neuem auf wie eine Rakete zur Girandola. In deinen Jahren und den meinen schickt sich kein Feuerwerk mehr. Geh in die Straße Por San Maria und laß dich den Weg hinauf bis Fiesole nicht verdrießen. Heute ist Markttag; du triffst sicherlich eine Fahrgelegenheit an: warte — ich habe eine Silberlira für dich in der andern Tasche. So, so! — Also gehe in Frieden, Gelsomina, und hüte dich, daß du mir die Geduld nicht zerreißest. Sie ist zwar kein Fädlein, sondern ein starker Faden, aber auch der möchte wohl einmal mürbe werden. — Hm, hm — wandle und bete, Gelsomina!"

Er zog sein Schnupftuch, breitete es auseinander und blies kräftig hinein, und dann entfernte er sich mit langen Schritten.

Sora Gelsomina stand noch einen Augenblick angewurzelt, und ehe sie auch ihrer Wege ging, rüttelte sie erst mit aller Macht am verriegelten Fenster, das gegen die herbstlichen Terrassengärten des Palastes hinübersah. „Der Teufel ist mit dir durch die Lüfte gefahren, Dirne!" sagte sie laut und drohte mit der geballten Linken hinaus. „Oder der Teufel hat den Bazza angestiftet, den Verruchten, und hat hinter ihm das Fenster mit dem Riegel verwahrt und ist dann selber entwichen! Wahrlich — stinkt mir der Schwefel nicht in die Nase, nun mein Höchstehrwürdiger hinweggegangen ist? — Ave Maria, gratia plena: dich ruf' ich an wider



Beim Wasserholen. Nach einem Aquarell von W. Spohr

den Bösen und wider den Bazza, sein Werkzeug! Hilf mir, heilige Gottesmutter, daß ich's ihm tüchtig einbläuen kann! Hilf mir auch wider meine Enkelin, die Undankbare: wisse, daß ich für die Dirne im Lotto gesetzt habe, ein Terno, heilige Jungfrau; meiner Jahre Zahl und die ihre und zum dritten die Zwölfzahl der Apostel. Morgen ist die Ziehung! San Giacomo, du Schutzpatron der Unmündigen, nimm auch du dich meiner Sache an, schütze die Pia, auf daß der Bazza ihr kein Härchen —"

„Geh jetzt, Gelsomina!" rief des Hochwürdigsten Stimme von der Tür des Studio aus; es hallte laut durch den gewölbten Flur, und Sora Gelsomina erschrak darob dermaßen, daß sie fast zu Fall kam jenseits der Schwelle.

Endlich band sie ihren braungeflammten Schal und das Kopftuch um, nahm den grünen Regenschirm vom Haken und verschwand. Ihres Herrn Blick folgte ihr, bevor er selber treppab stieg, im Hut und den Mantel über dem Amtskleide.

Sora Gelsomina ging flugs durch die Gäßchen zum Mercato. Der Gobbo sollte ihr einen Brief an den Bazza schreiben, einen Brief: — und wenn er die ganze Silberlira verschlänge; lieber stiege sie zu Fuß nach Fiesole hinauf, als daß sie sich ein halbes Wörtchen an den Bazza versagte.

•

Da, als sie eilends um die Säulenhalle des Mercato bog, gegen die Tische der Schreiber zu, gewahrte sie den Bazza selber, der groß und breit auf dem Klientenstuhle des Gobbo saß. Sein rostroter Pelzmantel hing ihm über der Schulter, und den Hut mit der spitzen Feder hatte er schief gerückt. Sein langes Kinn stemmte er auf beide Fäuste, und des Teufels Freude funkelte aus seinen kohlschwarzen Augen unter den dicken Brauen, als er der Herannahenden entgegensah.

Eben faltete der Gobbo ihm den fertigen Brief, und mit lauter Stimme sagte er die Adresse in des Schreibers Feder:

„An die ehrbare Sora Gelsomina Cleotta,
genannt die Parze,
welche doch nicht Meisterin der Spindel ist.
Gegeben in ihre eigne Hand."

— — — Die Kupfermünzen klappten auf den Tisch; der Bazza sprang vom Stuhl auf, schulterte den Mantel besser mit einem Ruck und warf Sora Gelsomina ihren Brief vor die Füße in den Staub der Straße.

„Adio, la Parca!" rief er ihr ins Gesicht, hob die drohende Faust und lachte zornig auf. Dann ging er mit raschen Schritten seines Weges, dem Lungarno zu.

„Lebe wohl, Parca!" So hatte er gerufen. Parze — Parca: was war eine Parca? Welchen Schimpf tat er ihr damit an, der Schlechte, daß er sie also taufte? — Nein, sie wollte niemand mehr schreiben. Der Gobbo lachte ebenso höhnisch wie der Bazza. Pfui über die Menschheit! Sie bückte sich, nahm ihren Brief mit der langen Adresse an sich und schwankte auf schweren Füßen zurück zum Limbo.

Das Blut kochte ihr im Gesicht, und es flirrte ihr bunt vor den Augen — „welche doch nicht Meisterin der Spindel ist —", murmelte sie und schüttelte den Kopf. Sie spann doch den Flachs seidenfein ihres Wissens und sonder Eitelkeit.

Zur Sora Danieli, der Bäckerin, vermochte sie nicht mehr zu gehen und nach Fiesole nun erst recht nicht. Krank fühlte sie sich. Gottes Hand lag hart auf ihr, und ihr Höchstehrwürdiger zürnte. Sie tat besser, sein geschenktes Geld nicht in die Garküche zu tragen, sondern in ihr verborgenes Spartüchlein zu knoten, sich einen Tee zu kochen und sich niederzulegen, bis um Avezeit ihr Urlaub endete. Wer aber las ihr den Schandbrief des Bazza?

Sor Vigilio fiel ihr ein. Der war des Lesens kundig. Außerdem tröstete sie sich der Zuversicht, daß er, ein Diener der Kirche, gleichermaßen von der Wichtigkeit des Beichtgeheimnisses durchdrungen sein müsse.

Als sie ihre Piazza erreichte, hatte er eben sein Gotteshaus zur heiligen Messe blank gekehrt und geputzt, stand händereibend in der Tür und freute sich des angenehmen Nichtstuns. Zögernd ging sie auf ihn zu, ihren Brief unterm Tuche versteckt; denn sie traute ihm doch nicht völlig. Ueberall sah sie an diesem unseligen Tage die Teufelsfratze grinsen und meinte, der Pferdefuß schlüge aus nach ihr.

„Beantworte mir eine Frage," sagte sie kurz.

„Deren zwei und umsonst, außer wenn es eine Gewissensfrage für den Beichtstuhl wäre."

„Ziehe dein Maul nicht wie ein alberner Narr; besinne dich lieber auf den Kalender. Welchen Tag hat die heilige Parca? Wessen Schutzpatronin ist sie? Weißt du, ob sie ihre Hand über die Spinnerinnen hält?"

„Meiner Seele — das sind drei Fragen für eine! So warte und tritt ein Augenblickchen zu mir herein, und laß mich denken."

Sor Vigilio strich sein Kinn, blinzelte gen Himmel und überlegte, allein ihm dämmerte weder Gutes noch Arges. „Weil die Abende lang werden, habe ich mir gestern vor San Lorenzo vom Karren ein Buch gekauft, hundertjährig und zweimal so dick wie mein Arm," fuhr er fort. „Es handelt von Märtyrern und Gebenedeiten — vielleicht daß die Santa Parca darunter ist. Meiner Seele, Sora; es klingt nicht: Santa Parca, und dennoch hat mein Ohr den Namen gehört und bewahrt. Laß mich denken —"

Schon hielt er die Tür für seine Nachbarin offen, da ließ er ihren Arm los und schob sie zurück: plötzlich wußte er's wieder.

„Heilige Gnade, vergib mir die Sünde!" rief er. „Jetzt besinne ich mich, Sora Gelsomina! Die Parca ist keine christliche Heilige, sondern eine heidnische Hexe. Ja, ja, ja, wahr und wahrhaftig, Sora! Droben im Palazzo Pitti hängt sie unter den Bildern samt ihrer Sippschaft: drei Spinnweiber, alt und sonder Gebiß wie du, und hängt nahe bei der allerschönsten Madonna mit dem Knaben Jesu. — Der Bazza —"

„Was weißt du vom Palazzo Pitti?" fuhr sie auf und wurde blaß vor jähem Zorn, weil er den Bazza hineinmischte. „Eher kommt des Sant' Antonio Schwein in die Kapelle, als deinesgleichen zu den Bildern in des Königs Palast!"

„Das Schwein lege ich für dich ins Salz," entgegnete er. „Geh und frage den Bazza, ob ich wahr rede oder lüge. Frage ihn: ob er nicht mit mir zusammen im Palazzo Pitti Staub gekehrt hat, damals bei der großen Reinigung, als er noch ein Bazzanino war und ich noch kein Diener im heiligen Amte! Frage ihn: ob mein Vetter Beppe, der Custode, uns nicht die Bilder gezeigt hat? — die Madonna des Großherzogs und Santa Maddalena: (Dio mio, was für ein Weib aus Rahm und Honig!) — und die Parca nebst ihren Schwestern, wie sie der Michelangelo Buonarroti gemalt hat, der aus der Via Ghibellina, vor etlichen hundert Jahren — — eh! Was ficht dich an?"

„Komm, du mußt ein Glas Wein trinken, Gelsomina." Der Hochwürdige stand neben ihnen, wie aus dem Boden emporgewachsen, und sah, daß seine Haushälterin gegen den Türpfosten lehnte, weiß wie die gekalkte Wand. Ganz zu sich selbst kehrte sie erst wieder zurück, als sie in seinem verriegelten Studio ihm gegenüber auf dem verschabten Lederpolster des großen Stuhles saß, den Dunst des starken Weines noch im Munde, und Herz und Kehle wie zusammengeschnürt vor Angst. Er jedoch lehnte gelassen am kalten Steinkamin, blickte gütig und hielt des Bazza Brief in der Hand.

Er las den Brief langsam für sich und schaute zwischen des Bazza wilden Worten auf des Gobbo weißem Papier kopfwiegend nieder auf das arme, alte Gottesgeschöpf, das da vor ihm saß, stumm und haltlos in sich selber. Was vermochte der Höllendrachen in ihr wider den starken Willen des Mannes, der liebte nach seiner rauhen Art und auf das Recht seiner heftigen Liebe nicht pochte mit dem krummen Finger, sondern paukte mit beiden rohen Fäusten? — Es war ein gut Teil von der Bestie darin, und dennoch, er, der Weißhaarige, freute sich an der jungen Kraft, die hinter dem groben Wortgepolter stand und beharrte. Ihm aber kam es zu, seiner getreuen Alten das Aergste des Aergernisses zu verhehlen, wie seine bessere Einsicht ihm gebot, und ihr nur den dunkeln Punkt vor Augen zu halten, der des Uebels Kern war: Die Selbstsucht im Gewande der Tyrannei, wenn man den Punkt durch die scharfe Brille der Erkenntnis betrachtete.

Ein halb Dutzend Sätze wählte er aus und verband sie in bedächtigem Vorlesen miteinander. Der letzte lautete so:

„— und da Ihr nun ewiglich entschlossen seid, gegen uns zu halten, sollt Ihr auch ewiglich den Namen tragen, den ich neben den Euern setze: la Parca: die, welche spinnt auf heidnische Art und hat nichts gemein mit den christlichen Geboten — und wie ich Euch diese Nacht die Pia geraubt habe ohne Mirakel, so gedenke ich auch sie ihrer Mutter zu rauben, und werde die heiligen Schützer zwingen, daß sie mir beihelfen!

Meo Sandrini, il Bazza."

Sora Gelsomina saß ganz zusammengekrümmt, barg ihr Gesicht in den Händen und weinte. Als Don Girolamo ihr seine Rechte auf die Schulter legte, zuckte sie wie im Krampf.

„So hat er mir einen Schandnamen angehängt!" schluchzte sie heiser — „la Parca — la Parca! — und ich weiß nichts von einer solchen. Mir eine Schande, und meiner Lebtage bin ich ehrbar gewesen."

„Still!" sagte er, und seine Augen hinter der Brille wurden wieder groß und durchdringend, „schüre deine Hölle nicht; ich sehe das erste Scheit schon in deiner Hand. Die Parca ist eine heidnische Dienerin heidnischer Götter, eine Schicksalsweberin hat sie denen bedeutet, die Christi Licht weder ahnten noch kannten. Wie der Bazza zu ihr kommt, ist mir unbewußt. Gleichviel: deiner Einfalt ist ihr Name ein Schandname, und darum weinst du —"

„Ja — ja!"

Ein feines Lächeln ging um seinen Mund. „Nun wohl, wer ist ohne Fehl auf Erden? Wer hat vor Gott und Menschen keinen Namen, der ihn zeichnet, außer dem, den er als unschuldiges Kindlein in der heiligen Taufe empfing, auf Hoffnung dessen, daß er seinen Paten gleichen möge? Sieh mich an, deinen Ehrwürdigen und Höchstehrwürdigen; nennen mich nicht heutzutage noch meine Gefreundeten ‚il Nasone', den Großnasigen, und haben sie nicht recht? Sieh mich an, Gelsomina, und nun geh an deine Arbeit oder in deine Ruhe, wie du willst, und zerreiße das mürbe Garn, das du gesponnen hast. Geh; bete zuvörderst drei Ave und ein Paternoster, und dann stecke einen frischen Flachs auf. Spinne dein Garn für den irdischen Weber, daß du für deine Enkeltochter und ihre ehelichen Kindlein zeitig vorsorgen magst, wie es einer Großmutter ansteht, aber hüte dich, ein menschlich Geschick zwirnen zu wollen. Das ist Gottes Tun und seiner Heiligen verdienstliche Mitarbeit. Basta! Und den Bazza und die Pia laß mich belehren. Ich will es an deine Angst wenden und selbst nach Fiesole gehen, heute noch."

„Ehrwürdigster! — Laßt mich einen Wagen schaffen!"

„Nein, nein: basta! Geh und bete; bringe in dir in Ordnung, was du mit deinem Webeschiff verwirrt hast, und halte morgen einen Fasttag zur Sühne. Ich will zu Fuß hinauf wandern; mir stockt das Blut in den Adern ob eurer Torheit, die Wanderung tut mir not. Addio; gelobe mir, daß du vor meiner Wiederkehr dies Haus und unsre Kirche nicht verlässest und daß du alsdann aus meiner Hand nehmen willst, was sie dir bringt. Mit Dank gegen Gott und der erforderlichen Demut, Gelsomina."

Sie war aufgestanden und lehnte am Türpfosten, das Gesicht in ihre gerungenen Hände gepreßt. Als ihres Herrn priesterliches Kleid sie streifte, haschte sie nach seiner Rechten und küßte sie. — Er schritt den Flur hinunter zur Sakristeitreppe, und sie schlich schwerfällig durch die Küche in ihre Kammer. Da legte sie sich auf ihr weißes Bett und nahm den Rosenkranz zwischen die Finger. Allein sie bewegte keine Perle. Sie vermochte noch nicht zu beten. Immer wieder zwang sie's, zu denken: ‚La Parca — Gelsomina Cleotta, genannt la Parca,' und es zitterte alles in ihr vor mühselig gebändigtem Zorne. Dann jedoch stieg der zweite Name auf: „Don Girolamo Buti, genannt il Nasone," und dann der dritte: „Meo Sandrini, genannt il Bazza" — und es ward ihr, als müsse sie über irgend etwas lachen, mitten in ihren zitternden Zorn hinein; als werde irgend etwas

glatt und leicht und schwände hinweg, was vor einer Stunde noch schwer auf ihr gelegen, schwer und rauh, so daß es ihr die ganze Seele wund rieb wie mit hundert Stacheldornen.

Sie setzte sich auf und schob die Füße über den Bettrand zur Erde hinab. Die Perlen zwischen ihren Fingern kamen ins Rollen. Murmelnd, die trüben Augen fest geschlossen, betete sie wohl eine Stunde und konnte sich nicht genug damit tun. Darauf erhob sie sich, machte ihr Bett säuberlich glatt, verwahrte Schal und Kopftuch und den grünen Regenschirm an ihren Plätzen und wedelte in der Küche die Herdglut mit dem Strohfächer an. Sodann setzte sie sich ein höchst mageres Wassersüppchen zu Feuer und schnitt die längst vertagten Rinden aus dem Brotkasten hinein. Den reichlichen grünen Schimmel ließ sie daran, sich selber zur Buße. Denn nun die Zornesbölle in ihr auslosch und sie mit ihrer armen Seele im Limbo stand, suchte sie brünstig nach der Himmelsleiter, empor zu Christo und seiner gebenedeiten Mutter Wohlgefallen. Keinmal aber brünstiger als heute, da ihr Höchstehrwürdiger seine kostbaren Worte an sie und ihre Niedrigkeit gewendet hatte, so viele und so gelehrte, wie sie nie zuvor vernommen.

•

Als Don Girolamo das heilige Meßopfer gebracht hatte und gedankenvoll vom Altar zur Sakristei zurückwandelte, vernahm er hart an seinem Wege ein heftiges Schnaufen aus der vordersten Reihe der spärlichen Beter, und eine Faust packte den Saum seines Gewandes. Da er betroffen stehen blieb und näher zusah, hob sich des Bazza dunkles Gesicht unter verstraubten Kraushaaren aus den Falten des rostroten Pelzmantels zu ihm auf, und seinen Hut zerknüllte er mit der freien Hand.

„Nun, nun, gemach," sagte Don Girolamo freundlich, machte sein Gewand los, beugte sich und schlug das Kreuz über den Bazza. „Was willst du, mein Sohn? Ich kenne dein Begehren, und es ist gut, wenn du heute noch deiner Sünden ledig wirst, ehe du ein neues Leben vor dich legst."

Der Bazza knickte zusammen wie ein tüchtiges Messer, schlug gleichfalls das Kreuz, kräftig mit dem rechten Daumen, stand auf und packte Don Girolamos Rock zum zweiten Male:

„Der Beichtstuhl ist zu eng; — die Brust spränge mir auseinander, wenn ich flüstern sollte — es muß da sein, wo ich laut reden kann. Denn, Hochwürdigster: Pulver knallt, und es liegt Pulver unter meinen Steinen."

„So komm mir nach, mein Sohn, daß wir deine Steine heben. Schweige und tritt sacht; in Gottes Haus wohnt Frieden."

Schwer und knarrend tappten die groben Schuhe hinter den leichten Schritten drein. In der Sakristei mußten sie vorerst Halt machen, weil Sor Vigilio an seinem geistlichen Herrn herumhantierte und der Kurat noch dies und jenes zu bereden hatte. Starr und steif stand der große Bursch zwischen Tür und Angel, nur seine Augen glühten wie Feuer, die weiten Nüstern blähten sich in raschem Spiel und das lange Kinn bebte unterm kräuselnden Bartflaum vor Erregung. Sor Vigilio rollte ihm verstohlen die Augen zu, als wollte er sagen: „Verrate mich und meine nächtlichen Taten um Jesu willen nicht," und zehnfach liebevoll bediente er den Hochwürdigen, nachdem er gesehen, daß der Bazza zwei Finger seiner braunen Hand gehoben und hin und her damit durch die Luft gestrichen hatte: „Beruhe dich, meine Lippen sind weise."

Endlich trat der Kurat aus der Sakristei in die Kirche zurück — über seinem Eifer vergaß der Bazza ganz, ihm geziemend zum Durchgang Platz zu machen —, Sor Vigilio folgte, und Don Girolamo winkte dem Ungeduldigen wieder:

„Komm und laß mich hoffen, daß du unterweilen ein wenig Wasser auf dein Pulver geschüttet hast. Trage mir einen Sessel nach, mein lieber Sohn, damit wir es gemächlich bereden."

— — — — — — — — — — — — —

Sor Vigilio hatte gut seine Ohren lang machen und an die verschlossene Tür der leeren Sakristei legen, allwo sein geistlicher Herr mit dem Bazza Zwiesprache hielt, ein volles halbes Stündchen. Des Bazza laute Worte schienen hallend und zerflatternd durch den weiten Raum zu irren; für die leisen, die ihnen folgten, war die Tür zu stark von Holz und Eisen. Der Horcher vernahm weder seine eigne Schande noch die andrer Leute; enttäuscht machte er sich von dannen und stellte sich an sein offenes Fenster, damit ihm wenigstens Gehen und Kommen nicht verloren gingen.

VI

‚Wenn du mich heimrufen willst, mein Gott, so höre meine Bitte und laß mich zuvor dies gute Werk vollenden,' dachte Don Girolamo in herzlichem und dringendem Gebete, während er, hinter San Domenico, die stille Fiesolaner Straße für Karren und Fußgänger bergan klomm. Die alten Beine waren ihm heute schwer; der letzten Tage unruhiges Hin und Wider lastete auf ihm, und der unbeschreiblich herrliche Sonnenschein blendete ihm die Augen, ungeachtet der breiten Krempe des Rundhutes. Zu lange hatte er wach gelegen in der vergangenen Mondnacht.

Die Straße wand sich zwischen begrünten Mauern hin und vorüber an prangenden Gärten. Zypressen schatteten mächtig vor hellen Villenportalen und rankende Rosen kletterten an hohen Gittertoren hinauf mit wilder Waldrebe vermischt, die silbergraue Federbüschelchen über schwarzgrünem Laube trug. Jenseits der Mauern lag das Hügelland herbstlich mit bunten Blättern und umgebrochenen Rebgeländen. Die Olivenernte war im besten Gange; Plaudern und Singen von rechts und von links. Daß inmitten all dieser frohen Arbeit und Lebensschönheit da droben in der Fiesolaner Witwenhütte Leid und Streit herrschten, deren Urheberin er drunten in seinem heiligen Bau gefangengesetzt, das betrübte des Weißhaarigen liebreiches Herz, und es betrübte ihn auch, daß er nicht rascher wandern und Frieden und Freude vor sich hertragen konnte wie ein Triumphator.

Dort, vor Sant' Ansano, wo von altersher des Fiesolaner Bischofs Villa die geistlichen Hirtenbrüder zum Rasten einlud, bis die ochsenbespannte Schleife von San Domenico für sie zur Auffahrt anlangte, setzte der Ehrwürdige sich auf die Steinbank an der Mauer, nahe dem plätschernden



Abschiedsszene bei der Ausweisung der Ordensschwestern aus Frankreich

Nach einem Gemälde von Jean Béraud



Tränkbrunnen, legte die Hände um den Rosenkranz zusammen und erwartete den Bazza.

Der hatte sich's besonders erbeten, ihn hinan begleiten zu dürfen; er mußte nur zuvor sein Hab und Gut bei Giulian Fabbro abholen, weil er noch heute in sein eignes Häuschen einziehen wollte. Ein kleines, neues, das sich samt dem Stalle für Kippwägelchen und Maultier hinter dem Fiesolaner Dome gegen die gewaltige Etruskermauer des Städtchens lehnte. Rings darum her Wiesenlänge, die voll Tausendschön standen, ehe der Winter kam. Im Frühling, wenn der gelbe Safran mit der weißen Sternnarzisse um die Wette blühte und das Gras noch fahl und spärlich war, trat hier ein graues Quadergefüge hervor und dort eine flache Stufe; tiefer hinab abermals eine, und es klang hart und dumpf gegens Grabscheit. So, als lägen dort unter der grünen Decke und festgestampften Erde gleichfalls Römer- und Griechenschätze verborgen und harrten kundiger Hände, wie die grauen Schätze im Forum der heiligen Roma.

Endlich vernahm Don Girolamo nahe unter sich, die Straße bergan, des Bazza Singen, weich und schmelzend, daß es den Ohren gerade so lieblich einging wie frischer Honigseim dem Munde. Zwei- oder dreimal hielt der Sänger zwischen den Strophen inne, und es kam ein greller, jauchzender Laut, als ob das Glück gewaltsam aus der engen Menschenbrust herausschreien müsse. Dann wurde jählings Dur aus dem Moll, in dem alle die Rispetti gehen, und der greise Lauscher droben erhob sich von des Bischofs Ruhesitz, neigte sich lächelnd vor und nickte dem Emporkommenden entgegen. Der winkte auch, aber mit der Linken, denn seine Rechte hielt das große Bündel fest, das er auf dem Rücken trug. Trotzdem aber sang er schmetternd, und die Last fiel von des alten Mannes Seele.

Wahrlich: Freude ist keine Krankheit und dennoch eine; sie steckt an und läßt genesen in ein und derselben Stunde!

‚Mariä anbetungswürdige Keuschheit behüte euern jungen Brautstand, mir zum Frieden,‘ dachte Don Girolamo und bekreuzte sich, weil der Bazza solch ein Schelmenlied zum begehrlichen Augenfunkeln sang.

Also ging es:

„O Süße, die schon längst mein Herz besessen,
Wählst du zum Gatten mich, du wählst dir Jammer,
Der Reue bittre Krusten wirst du essen,
Nie schlafst du friedlich mehr in deiner Kammer!
Willst du noch Kind sein und die Mutter küssen:
‚Eiapopeia‘ wirst du lernen müssen;
Willst du noch Kind sein und zur Mutter springen:
‚Eiapopeia‘ mußt du selber singen!“ —

— — — — — — — — — — — — —

„Gemach, gemach, mein Sohn! Noch lange nichts vom Eiapopeia,“ sagte Don Girolamo verweisend und legte, im langsamen Weitersteigen, seine Hand zur Stütze unter das große Bündel. „Du weißt, daß zuvor die gebenedeite Gottesmutter ihrem geliebten Weihnachtskindlein in der Krippe das Eiapopeia singen muß, und die heiligen drei Könige müssen ihre Schätze dargereicht haben zu Epiphanias, ehe ich euch Ring und Segen vor dem Altare geben darf. Singe also unterweilen ein ander Lied, lieber Sohn, und jetzt laß uns bis Fiesole den Atem nicht mehr vergeuden: es geht steil zur Höhe.“

Der Bazza gehorchte, obwohl es ihn sauer ankam, nicht zu singen, und er in Ermangelung dessen nach seiner Gewohnheit beträchtlich schnaufte, um sein volles Herz ein wenig zu erleichtern.

Nur einmal mußte er stillstehen, sich den Schweiß trocknen und dann seine grobe Hand auf die feine legen, die von Zeit zu Zeit bei des Weges Beschwer einen Halt an seinem bepackten Arme suchte.

„— wisse, Hochwürdigster, daß ihr Schutzengel mit ihr gegangen ist diese Nacht —“ sagte er und blickte unter den dichten Wimpern herauf verstohlen in Don Girolamos Gesicht.

„Möge er immer nahe zur Hand sein, bei Tag und bei Nacht, und seinen Feind dämpfen, mein Sohn,“ entgegnete Don Girolamo, und schweigend vollendeten sie ihren Gang empor, bis die große Piazza mit der Baumreihe zur Rechten und der Klosterschule zur Linken sich vor ihnen auftat, hell in der Sonne. Gerade vor ihnen lag die graue Kathedrale, und da hinein gingen sie zuerst, obwohl sie's in der Kirchenkühle schauderte. Denn den Heiligen ist wohlgefällig, was der Menschheit unbequem erscheint.

„Nun will ich dein neues Heimwesen sehen, ob du eine Frau hineinführen kannst,“ meinte Don Girolamo, und der Bazza geleitete ihn eifrig mit viel blumigen Worten den sachten Hang hinab.

Das neue Häuschen lag schon im Schatten. Ueber ihm nickten die silbernen Federbüschel der Waldrebenranken vom etruskischen Mauerzuge nieder, und rings um die uralte Steinstufe, die, bröckelnd und moosig, aus dem Herbstgrase hervor ans Licht trat, leuchteten große, rotspitzige Tausendschön im Kranz.

Die Haustür stand der frischen Luft offen; drinnen war nichts als der Herd und Bank und Tisch, nebst dem Schemel aus tannenem Holz. Es duftete gut nach Harz und Sonne. In der Ecke die Bettstatt; der gesprenkelte Vorhang verbarg die Türklappe in der Wand und den Leitertritt zum Stall hinunter. Im Stall lehnte der blanke, rote Baggere, des Bazza Stolz, am Mäuerchen, und die beiden Maultiere schnoberten vor der Krippe ins Heu hinein und hatten die Tränkbutte zwischen sich. Alles mußte der Hochwürdige genau betrachten. Im Stall hantierte ein dürrer Bube, dreizehnjährig, lang, und hohl von Wangen, mit schwarzem Strobelhaar und Schwester Pias prächtigen Augen. Er schnaufte, nach des Bazza Muster, beim ungewohnten Schaffen und mußte sein zerfetztes Höschen immer wieder in die Höhe zerren, weil der Hauptknopf beim Bücken und Heben vom Gurt gesprungen war.

„Meine Braut, deine Schwester, muß morgen einen starken Zwirn für dich ins Nadelöhr fädeln, Masettino,“ sagte der Bazza stolz, wies den Buben an, in der Streu nach seinem verlorenen Knopfe zu suchen, und stellte ihn dem geistlichen Herrn vor:

„Es ist ihr Bruder, mein Schwager, Ehrwürdiger. Wir führen den Haushalt zusammen und schlafen in einem Bette, bis sie einzieht! Das Heiligenbild wird sie aus ihrer Kammer hereinbringen; eine Madonnina, weiß wie Zucker, Ehrwürdigster, und die Weihwassermuschel nebst zwei

kunstvollen Blumenstöcken, der Lilie und der Rose. Wo meinst du, daß wir es alles hintun sollen, Ehrwürdigster, und wie gefällt es dir in unserm Hause?"

„Gut, mein lieber Sohn, und stellt die Madonna ja recht nah an die Tür, daß ihr heiliges Wesen bei euch ist, sobald ihr eintretet. Haltet auch alles so rein wie heute, damit es Gott und der Menschheit fort und fort wohlgefällig bleibt," sagte Don Girolamo, stieg aus dem Stalle ins Häuschen zurück, über die Bettstatt hinweg, und setzte sich noch ein paar Minuten auf den Schemel zum Ausrasten.

Dann erhob er sich, ein wenig steif und schwerfällig. Müdigkeit lag auf seinem Gesichte, aber er sagte heiteren Tones:

„Bleibe nun zurück und striegle dein Maultier, Meo, daß du mich später heimfahren kannst, einspännig und gemächlich, wenn es mir not tun sollte. In einer halben Stunde von jetzt an magst du bei den Cleottas vorsprechen. Eher nicht: ich will es so. Addio bis dahin, mein Sohn."

Langsam stieg er den sanften Hang zur Kathedrale wieder hinan und sah nicht seitwärts noch rückwärts, obwohl sein Amtsbruder, der Domprior, ihn mit Hutschwenken grüßte, verwundert, daß er keinen Gegengruß empfing. Mit einer Hand die Soutane schürzend, die andre über den Augen, der Sonnenblendung wegen, stieg er die steile Gasse San Francesco empor bis zum Häuschen der Witwe.

Sie saß der Tür abgekehrt, die Hühner um sich her, zum Schlaf aufgeplustert, ihr schlummerndes Kleinstes im Schoß; die andern spielten noch draußen. Sie hielt ihr Antlitz gestützt, und an der tiefen Neigung des Hauptes und den eingekrümmten Schultern sah er's, daß die Sorgen sie niederzogen.

„Melia!" sprach er sie an, gedämpft, damit das Kindchen nicht erschrecken sollte, und da sie sich wendete und ihn aus schwimmenden Augen anstarrte, schlug er über ihr und dem Kleinen das Kreuz und legte ihr die Hand auf den Scheitel:

„Sieh, hier bin ich, daß ich selbst deine Tochter einem Rechtlichen anverlobe, dem Meo Sandrini, dem Bazza. Willst du ihn in einer halben Stunde aus meiner väterlichen Hand annehmen, als Sohn und Stützer deines Unvermögens, so wie deine Mutter ihn von mir anzunehmen gelobt hat?"

„Ja, ja! — ich trage schwer!" sagte sie und wiegte ihr Bübchen auf und ab, weil es anfing zu schreien. Ein Dankeswort fand sie in ihrer Verbitterung nicht, und Don Girolamo verlangte auch keines.

„Wo ist Pia?" fragte er, und da sie hinaus und nach oben wies, nickte er und drückte sie auf den Binsenstuhl zurück, aber so, daß sie nicht mehr ins Dunkel des Hausraums mit dem Webstuhl und den Hühnern auf der schmutzigen Bank schauen mußte, sondern in den Abendglanz. Dann wandelte er die Straße weiter hinan gegen das Kloster zu, wo vor den Treppenstufen an der Wegbrüstung die drei Zypressen bei den alten Steinbänken ragen und der Blick hinüber zu blauen Bergketten und hinunter ins Arnotal geht. Da hingen die ersten feinen Nebelschleier der kommenden Nacht um die weißen Häuserzellen von Florenz und breiteten sich über den schlängelnden Fluß. Nur drei Himmelsweiser ragten daraus empor: der graue Zinnenturm des Palazzo vecchio, die herrliche, gottgesegnete Domkuppel und der schimmernde Campanile. Gleich mußten die Glocken drunten und droben zum Ave zusammenläuten.

Don Girolamo hatte die Wegmüdigkeit von sich geworfen. Sein Segenswerk trug ihn freudig. Pia, die er suchte, gewahrte er schon von weitem. Im Haus hatte er eine vergrämte Mutter gefunden, auf dem Hügel fand er ein verzweifelndes Kind. Das kauerte dort vor der Bank als ein wahres Häuflein Unglück, mit gerauftem Haar und gerungenen Händen, schluchzte wild gegen den stummen Stein und hatte die schöne Erdenwelt und den guten Gottvater im Himmel vergessen.

Gottvaters Stellvertreter im heiligen Rock stand erst noch einen Augenblick abseits und machte dem frommen Pater, der eilig seine Klostertreppe herabkam, ein Zeichen: „Bleibe du fern, ich will trösten!"

Dann trat er vor die Schluchzende hin, rührte sie an und nannte sie bei Namen: „Pia!"

Zum Tod erschrocken sprang sie vom Boden auf, und er empfing sie mit beiden Armen an seiner väterlichen Brust. Da drückte er ihr junges Haupt an sich und faltete seine Hände schützend um die dunkeln Zöpfe. So betete er tief in seinem Herzen für sie, ohne die Lippen zu regen, und mit seiner Vaterliebe einte die allbeglückende Sonne über den Bergen ihre letzten, schönsten Strahlen.

„Liebe Tochter," sagte er, „ich bin von Florenz zu euch heraufgekommen, weil du keinen Vater mehr hast und junger Kinder Glück sicherer in Vaterhänden liegt als in weichen Mutterhänden. Schaue mir recht in die Augen, mein Kind: der Bazza sagt mir, daß dein Schutzengel mit dir gegangen sei, letzte Nacht, da du mir und deiner Großmutter das Leid antatest — basta! — basta! — Weine nicht mehr, liebe Tochter, bezeuge mir ohne Furcht und Lüge, ob der Bazza die Wahrheit gesprochen hat."

Ihre kindlichen Augen blickten das „Ja" auf seine Frage, die lieblichen Lippen zuckten und versuchten zu lächeln. Dann jedoch drückte sie ihr Antlitz noch heftiger gegen das alte Herz und flüsterte bebend:

„— — Ach! ach! — — Aber sein Wille ist stärker als der meine, ehrwürdigster Vater!"

„So nimm du zu dem deinigen Gottes Gebot und die Kraft deiner Jungfräulichkeit, dann wirst du dreieinig obsiegen," entgegnete er, und blickte sie, die nach des Liebsten Liebe dürstete, ernstlich mahnend an, während sie zusammen bergab stiegen.

Auf der Hausflur blitzten ihr des Bazza Augen entgegen, und die Mutter stand harrend auf der Schwelle.

•

Nicht der Bazza, sondern Masettino, der Schwager, durfte den Ehrwürdigen im neuen Baggere hinunter nach Florenz fahren. Der abgeplatzte Knopf war wieder am Hosengurt; das gab zwei freie Hände für den Maultierlenker, und Don Girolamo befahl sein irdisches Teil während der tollen Fahrt mehrfach der gebenedeiten Jungfrau und allen heiligen Nothelfern.

•

Als die Dämmerung fiel und das Aveläuten verklungen war, saß Melia Cleotta, voll neugestärkten Vertrauens zu den Himmlischen und den Irdischen, vor ihrer Haustür, weil die Luft nach Sonnenuntergang wieder lind und weich fächelte. Sie flocht mit geübten Fingern eine Strohborte im Halbdunkel und hielt fleißig Umschau, ob nicht Cisa Cecco des Weges daher kommen und sie um den Schwiegersohn für die Fünfzehnjährige beneiden möchte. Denn Marta, Cisas Einzige, ging auf dreißig und hatte noch keinen Freier erwischt.

Pia saß zu der Mutter Rechten und der Bazza zu ihrer Linken, weil sich's geziemt, daß die bräutlichen Liebesblicke an der Mutter Augen vorbeigehen und die bräutlichen Liebesworte durch der Mutter Ohren. ‚Von den heimlichen Küssen steht nichts geschrieben, Lob sei Gott!‘ dachte Pia.

Sie faltete ihre braunen Mädchenhände müßig im Schoß und sah so selig aus wie ein leibhaftiger Halleluja-Engel, der Bazza hingegen konnte seine Finger unmöglich stillhalten, er zupfte die Saiten der Gitarre. Allein trotz des Hochwürdigsten fand er heute kein andres als sein Schelmenlied in der Kehle:

„O Süße, die schon längst mein Herz besessen,
Wählst du zum Gatten mich, du wählst dir Jammer!
Der Reue bittre Krusten wirst du essen,
Nie schläfst du friedlich mehr in deiner Kammer!
Willst du noch Kind sein und die Mutter küssen:
‚Eiapopeia‘ wirst du lernen müssen;
Willst du noch Kind sein und zur Mutter springen:
‚Eiapopeia‘ mußt du selber singen!“

Schmelzend und wiegend sang er's, und seine schwarzen Augen warfen, um die hagere Gestalt der Schwiegermutter herum, lodernde Blicke zur Braut hinüber. Die indessen mußte immerfort an das alte liebreiche Herz denken, an dem sie, vor einer Stunde erst, ihr Herz ausgeweint und ihr Glück empfangen hatte. Verstohlen streckte sie, hinter der Mutter Rücken, die Hand aus, so weit sie konnte, und koste mit den Fingerspitzen zärtlich ihres Liebsten brennende Wange. Dann aber stand sie von der Schwelle auf, ging, stolz wie eine kleine Königin, in ihrer Mutter Haus und zog von drinnen die Tür zu.

— — — — — — — — — — — —

„Gute Nacht, Meo, und gehabe dich wohl bis morgen, Schwiegersohn,“ sagte die Mutter. „Es wird Schlafenszeit; deine Braut ist schon hineingegangen, wie du siehst.“

Don Girolamo hatte indessen ein Wörtchen von hundert Silben mit seiner widerborstigen Haustreue geredet, die seit etlichen Wochen besser sein Hauskreuz zu heißen verdient hätte.

Nun war alles schlicht geworden, der Höllenbrodem verdampft, und die liebenden Herzen, die des Zornsfeuers Flackerflammen getrennt, hatten sich aus dem Limbo in ihre Seligkeit gerettet.

Der Hochwürdigste stand allein in seiner dunkelstillen Kirche vor dem geliebten Ciborium von Meister Giovanni oder Andrea, die Hände hinter sich zusammengelegt. Wohl hatte er Frieden, aber wahrlich, er war todmüde von dieses langen Tages Last. Allzusehr jedoch drängte es ihn, hier, am geweihten Orte, noch eine Bitte für das liebe Kind seiner Sorge zu tun.

Beim matten Schimmer des ewiges Lichtes auf dem Winkelaltare beugte er seine bejahrten Knie vor dem schneeweißen Tempelchen, darin des Geistes reine Taube inmitten schwebte, und betete:

„Um Mariä willen breite deine Flügel über sie; lasse sie unbefleckt in ihr Glück eingehen, heiliger Geist — —!“

Da sahen seine traumschweren Augen ein himmlisches Wunder. — Die steinernen Engel in des Tempelchens Nischen neigten sich gegeneinander, hoben die Hände anbetend zur Taube des Geistes auf und sprachen mit klingenden Stimmen im Chor: „Amen! — So geschehe es!“

Die Wolke

Von

Hans Müller (Wien)

Einmal wieder jung und selig sein,
Lachend auf zum lichten Himmel schauen!
Einmal wieder opfern schwerem Wein,
Heißgeküßt von vielen schönen Frauen!
Welt, du blühst in Wundern und bist mein.

Einmal, einmal! Ach, mein dunkler Kahn
Kennt die Insel nicht der Seligkeiten.
Eines armen Lebens kurze Bahn
Muß er, wunschbeladen, abwärtsgleiten.
Und die Ufer trauern, die ihn sahn.

Ferne glänzt der Strom in goldnem Licht,
Fern, in unbesieglich tiefen Weiten.
Weinend starr' ich hin: du Glück! — Da spricht
Eine Wolke: Glück ist nur im Gleiten.
Sieh auf mich, fahr hin und klage nicht.

Ein Besuch bei Frau Hitt

Von

Louis Humpeler-Innsbruck

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von M. Peters in Innsbruck)

„Und droben sitzt, ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergeroll
Und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
Ins Land so grausenvoll.“

Wer kennt nicht das Wahrzeichen Innsbrucks, jenes stolze Felsgebilde der Nordkette? Wohl jeder, der zum erstenmal diese Stadt betritt, blickt neugierig hinauf zur sagenumwobenen, weitberühmten, aber auch berüchtigten Frau Hitt. Herrlich ist sie anzuschauen, wenn sie erglänzt im Morgensonnenstrahl, lieblich, wenn das scheidende Tagesgestirn zum letzten Male ihren Scheitel küßt, grausig aber, wenn droben das Gewitter tobt, das Rollen des Donners ihre Grundfeste erzittern macht und grelle Blitze ihr Haupt umzucken. Sie ist ein kokettes Weib, das die Kletterlustigen geradezu herausfordert, sich mit ihr zu messen. Wie die meisten Frauen hat auch sie ihre schwache Seite, und das ist der gewöhnliche Aufstieg, von uns die „Wendeltreppe“ oder „Altweiberweg“ genannt. Doch noch andre Aufstiege gibt es, so der „Alpenklub-Einstieg“, der „Delagoweg“ und der schwierigste, der „Rennerkamin“. Hier entfaltet sie ihre ganze Schönheit, und wehe dem, der hier gegen ihre weiblichen Reize nicht gefeit ist! Dann heißt's von ihm: „Und wo der Tritt und Griff ihm fehlt, da stellt zur rechten Zeit der Flug sich ein.“ Mancher hat schon daran glauben müssen — zerschmettert liegt er im öden Kar, und höhnisch lacht das steinerne Riesenweib ihm nach. Schon oft hab' ich ihr den Schuh glücklich auf den Nacken gesetzt, doch einmal hätte sie mich beinahe abgeschüttelt, und das kam so:

Auf dem Wege zur Frau Hitt

Der Frühling war erst vor kurzem ins Land gezogen, als ich mich mit zwei Bekannten aufmachte, der Frau Hitt den ersten Besuch in diesem Jahre abzustatten. Es war Ende April. Wir wanderten gemächlich an einem schönen Nachmittag durch die Höttingergasse, an der Kirche vorbei bis zum Wallfahrtskirchlein „Höttingerbild“. Dort bogen wir rechts ab und erreichten bald den „Gramartboden“, einen vielbesuchten Ausflugsort der Innsbrucker. Von hier wendet sich der Weg direkt aufwärts und mündet in einen Saumpfad, bekannt unter dem Namen „Roßfalle“. Es geht von dort noch ein bequemerer Weg in großen Serpentinen zur „Höttinger Alm“ (1480 Meter). Wo man auch wandern mag, immer hat man die stolze Gestalt der Frau Hitt vor Augen.



Der „Alpenklub-Einstieg“



Das Gipfelwandl

Es war schon spät geworden, als wir bei den Almhütten ankamen, aber eine herbe Ueberraschung erwartete uns. In solchem Zustande hab' ich wohl noch keine Almhütte getroffen. Keine Tür, kein Fenster, kein Tisch, kein Stuhl — rein nichts; der Herd war demoliert und, o Jammer, nicht einmal Holz! Endlich nach langem Suchen fanden wir ein paar Stücke; sie waren zum Teil noch naß, und so kostete es manchen Schweißtropfen und manche Träne, die der Rauch verursachte, bis ein lustiges Feuer aufflackerte, an dem wir uns einen warmen Abendimbiß bereiteten. Dann rauchten wir unser Pfeifchen und legten uns ums Feuer, so daß wir auf der einen Seite halb gebraten wurden, während es uns auf der andern Seite fror. Unter solchen Umständen war natürlich an Schlaf nicht zu denken. Wir vertrieben uns deshalb die Zeit, so gut es ging.

Endlich ist's vier Uhr geworden. Schnell noch einen Schluck Tee getrunken, und dann stürmten wir über den Almboden hinauf, am Almkreuz vorüber, in eine Lawinenrinne, die bei den sogenannten „Gufeln" (stark überhängende Felsen) ihren Anfang nimmt. Wir hatten vor lauter Eile gar nicht auf ein heranziehendes Gewitter geachtet, und so bemerkten wir es erst, als wir auch glücklich schon mitten drin waren. Plötzlich fingen die Pickel an zu surren; so schnell wir konnten, legten wir sie und alles, woran Eisen war, weg und flüchteten unter einen Ueberhang. Und da brach auch schon das Gewitter in seiner ganzen Gewalt los. Schlag auf Schlag folgte nun, und jeder Blitz, der in die Felsen fuhr, machte unsre Nerven erschüttern, fürchterlich rollte der Donner und weckte in den Wänden tausendfaches Echo. In wenigen Minuten war alles tief mit Schnee bedeckt.

So schnell wie das Unwetter gekommen, so schnell war es auch wieder verschwunden. Wir suchten unsre Hüte, Schuhe und Pickel zusammen und wateten im Neuschnee weiter. Frau Sonne schaute auch wieder hinter den Wolken hervor und machte uns noch gehörig warm. Es gingen infolge der Hitze an diesem Tage eine Menge Lawinen nieder, die uns oft in Gefahr brachten. Doch kamen wir ohne Unfall am Fuße der Figur an. Nicht weit davon ist ein Felstürmchen. Nachdem wir diesem noch einen Besuch abgestattet hatten, machten wir's uns bequem und sorgten fürs leibliche Wohl. Während nun die andern sich „nur ein Viertelstündchen" niederlegten, zündete ich mir meine Pfeife an und stieg etwas höher hinauf, um die Aussicht besser genießen zu können.

Ganz still ist's da heroben in der erhabenen Einsamkeit, kein Laut in der Runde, nur das Ticken der Taschenuhr kann man vernehmen. Diese friedliche Stille greift gar mächtig ans Herz. Horch, da drüben poltert ein Stein in die Tiefe — dann ist's wieder totenstill. Es war wie ein Pulsschlag des Gebirges.



An der Wendeltreppe

Vor mir ragt in dämonischer Schönheit der Riesenleib der Frau Hitt empor. Gegen Osten ist die Aussicht begrenzt durch die wild aufragenden Sattelspitzen, im Norden erblickt man das Gipfelmeer des Karwendels und Wettersteins und weiter bis zur bayrischen Hochebene. Im Westen ragen die furchtbar zerrissenen Nordwände des hinteren und vorderen Brandjochs empor. Am schönsten ist die Aussicht nach Süden. Da sind die Zillertaler, der Tuxer Hauptkamm, die Serles, der Habicht, die zerklüfteten Kalkkögel, die Dolomiten Nordtirols, und dahinter schimmern im Sonnenglanz die herrlichen Stubaierferner. Unten liegt die Stadt und das herrliche Inntal, die vielen Ortschaften, Schloß Ambras und das Mittelgebirge. Da drunten ist Lärm und Streit, hier oben Friede und Ruhe!

Ein fröhlicher Juchzer weckte mich aus meinen Betrachtungen. Der schwere Kampf begann. Schnell waren die „Genagelten" mit den Kletterschuhen vertauscht, alles Unnötige weggelegt, das Seil umgehängt, und los ging's.

Wir wählten den schwierigsten Aufstieg, den „Rennerkamin". Die untere Hälfte ist verhältnismäßig leicht, erst später kommt das schwierigste Stück, die sogenannte „Mäusefalle". Es ist da ein großer Block eingezwängt, über den man sich hinaufschwingen muß. Ich probierte zuerst, ob er wohl fest war, und schlang dann das Seil darum. Ich versuchte nun, so gut es ging, hinaufzustemmen, doch es ging nicht, es ging halt nicht! Plötzlich merk' ich, daß meine Kräfte mich verlassen; ich ruf' hinunter: „Marl, ich kann nicht mehr!" Zufällig erwisch' ich noch einen Griff, an dem ich mich



Ein kecker Juchzer



Bei den Gufeln

halten kann. Mein Freund stürmt herauf und ergreift das andre, frei herabhängende Seilende, da — Herrgott — der Block gibt nach, er kippt um, und schon sehen wir uns im nächsten Augenblick hinuntergerissen in die Tiefe; aber, Gott sei Dank, saust der Block hart an uns vorüber, schlägt vor meinem Freund das Seil durch und zerschellt, so daß ein Stück ihm noch gerade die linke Hand zerquetscht, und verschwindet in der gähnenden Tiefe, während die beiden Seilenden frei herabhängen. Schreckensbleich starren wir hinunter; hätte der Block das Seil nicht durchschlagen, so lägen wir jetzt zerschmettert unten und eine dritte Tafel würde die Figur zieren. Wir steigen nun aus dem Kamin heraus auf die sogenannte „Schulter", wo das Gipfelwandl ansetzt, und erholen uns allmählich von dem ausgestandenen Schrecken.

Das nun folgende Stück, das Gipfelwandl, erfordert gute Muskeln. Auf dem Bilde ist die Tafel sichtbar, worauf zu lesen ist, daß hier Otto Ortner abgestürzt ist — ein ernstes „Memento mori". Glücklich kamen wir über dasselbe empor, dann noch durch ein kurzes Kamin, und endlich stehen wir auf dem Gipfel, den eine Stange mit dem Tiroler Adler ziert (2272 Meter). Es war ein heißer Kampf, schwer ist er uns geworden, aber gesiegt haben wir doch!

Gar viele Menschen halten es für Torheit, den gefährlichen Weg zu nehmen, während gar



Frau Hitt. Nach einer Aufnahme von M. Peters

nicht weit davon ein leichter zum gleichen Ziele führt. Aber allen diesen fehlt, wenn ich so sagen darf, das ethische Moment des Bergsteigens. Solchen Menschen ist die Anstrengung als solche kein Genuß, sie haben keine Freude an der bloßen Ueberwindung von Schwierigkeiten. Aber gerade das ist es, was den wahren Bergsteiger ansporut. Die Stunden der schweren, harten Arbeit sind gar bald vergessen, aber die Minuten des reinsten und schönsten Glückes haften für immer im Gedächtnis.

Manch kecken Juchzer und manches fröhliche Lied ließen wir auf der lustigen Spitze erschallen. Doch bald drängte die Zeit zum Abstieg. Nachdem wir uns über das Gipfelwandl abgeseilt, gelangten wir wieder zur „Schulter". Von da klettern wir nicht durch den „Rennerkamin" hinunter, sondern wählen den sogenannten „Alpenklub-Einstieg". Am Ausgang desselben ist eine Mosaiktafel angebracht zum Andenken an Hugo Ascher, der hier abgestürzt ist.

Am Nordfuße der Figur befindet sich ein kleiner See, der Frau-Hitt-See genannt. Als wir ihn passierten, schwammen noch Eisschollen darin umher, und er war so klein, daß er nicht einmal zu einem Fußbad für die Frau Hitt ausgereicht hätte.

Durch eine Lawinenrinne fuhren wir nun ab und kamen naß bis auf die Haut auf der Alm an, wo wir am Feuer dann unsre Kleider trocknen konnten.

Allmählich begann es zu dunkeln. Von der Stadt herauf tönt der Abendglockenklang. Langsam kriecht das Abendrot an den Bergen hinauf, bis es endlich erlischt.

Einen letzten Blick werfen wir noch hinauf zur stolzen Frau Hitt, dann steigen wir hinab zur Stadt.



Die Brandjochspitzen, von der Frau Hitt aus

Aphorismen

Von

Peter Sirius

Wenn die Not am kleinsten ist, ist der Teufel am nächsten.

*

Wunderkinder sind fast immer wunde Kinder.

*

Die Kultur hat es zuwege gebracht, daß wir am Kinde strafen müssen, was wir im Grunde bewundern.

*

Es gibt Kurorte, von denen man sehr schnell kuriert wird.

Schwache Punkte gehören zur Interpunktion jedes Menschen.

*

Zum Entzweien braucht's meist drei.

*

Ein Titel ist die vorgesetzte Ziffer, die manche Null erst zu einer Zahl macht.

*

Besser ein Herz voll Schmerzen als ein leeres Herz.



Vor dem Spiegel
Nach einem Gemälde von Raimund Germela





Max Halbe

Von

E. von Keyserling

(Hierzu sieben Abbildungen)

Die Wandlung, die in den achtziger Jahren über das deutsche Drama kam, die resolute Wendung zum Realismus war im wesentlichen eine Gebietserweiterung. Das Leben sollte dargestellt werden „so wie es ist“, hörte man sagen, als ob es das gäbe! Als ob das Leben, wie es ist, je in die Kunst aufgehen könnte, als ob Kunst nicht in jedem Fall eine Umrechnung wäre; eine Gebietserweiterung wollte diese Kunst. Nicht mehr durch große Schicksale bedeutender Menschen, die auf den Höhen des Lebens stehen, sollte das Seelenleben in das Erhabene gesteigert, hinausprojiziert werden. Die Dichter wollten die Tragik in der Enge, im Alltag aufsuchen, in Menschen, die keine großen Schicksale haben, sondern nur unglücklich sind. Es handelte sich nicht mehr um Helden, die



Dorfstraße in Güttland, der Heimat des Dichters

nach Hegel stolz darauf sind, schuldig zu sein, sondern um Menschen, die Opfer sind. Der große Schuldige in diesen Dramen spielt unsichtbar mit. Es ist die Gesellschaft, das Milieu. Nicht ein Schicksal wie bei den Griechen, vor dem sich selbst die Götter beugen, sondern ein Schicksal auf der Anklagebank. So ist es bei Hauptmann, bei Tolstoi. Diese Dramen werden Dichtungen der Anklage und des Mitleids.

Als um 1893 in einer Matinee des Berliner Residenztheaters das Stück eines jungen Dichters, Max Halbe, „Jugend“ aufgeführt wurde, klang plötzlich in die Tragik der Anklage und des Mitleids ein Ton hinein, der zugleich verblüffend und befreiend wirkte. In all die düstere Verneinung klang es hinein wie ein helles, keckes „Ja“.

Auch hier die Tragik in der Enge, im Alltag. Ein stilles Pfarrhaus, in dem der joviale Pfarrer mit Annchen und Amandus, seinen Schwesterkindern, haust. Annchen ist ein Landkind, das frisch und stark zwischen den Feldern und Wiesen erblüht. Amandus, der Schwachsinnige, ist der getreue Kamerad der Kälber und Hühner des Pfarrhofes. Ein junger Kaplan ruft zuweilen in den fetten Frieden dieses Lebens seine fanatische Mahnung hinein. Er gönnt Annchen nicht der Welt, er will sie in ein Kloster retten. Da kommt Hans, ein angehender Student, in das Pfarrhaus, und die beiden Kinder, Annchen und Hans, werden unwiderstehlich zueinander hingetrieben. Ohne Zaudern, ohne einen zweifelnden Gedanken, als könnte es nicht anders sein, nehmen sie von ihrem Recht auf Liebe Besitz. Es wird Kaffee getrunken und Wein; die Liebenden küssen sich und streiten sich; der Pfarrer gedenkt wehmütig seiner Jugend. Aber mitten in allen kleinen Ereignissen des stillen Lebens steht etwas, das erregt und spannt wie Frühlingswind, die Luft schwül macht und in diesen Alltag einen festlichen Glanz legt. Es ist die unerbittliche Logik des jungen Blutes. Als im dritten Akt Annchen und Hans einander schuldbewußt gegenüberstehen, sehen sie sich mit angstvollen und erstaunten Augen an; sie begreifen nicht die Macht, die sie unwiderstehlich zueinander zwang, sie begreifen nicht, warum sie schuldig sein müssen. Sie haben keine großen Worte und Klagen. Ratlos stehen sie vor dem gebieterischen Geheimnis des



Max Halbe als Student

Lebens. Dann kommt die Schlußkatastrophe, anscheinend willkürlich brutal alle Fäden abschneidend. Der schwachsinnige Amandus, eifersüchtig auf Hans, weil dieser verwöhnt wird, weil für ihn Kuchen gebacken werden, die er, Amandus, nicht essen darf, legt ein Gewehr, mit dem er im Garten Spatzen schießen sollte, auf Hans an, und Annchen, die schützend vorspringt, wird getroffen. Ein Zufall, der sich der Hand eines Schwachsinnigen bedient. Und doch, warum empfinden wir diesen Zufall hier nicht als gewaltsam, empfinden ihn fast als etwas Logisches? Weil nicht die Menschen hier die Haupthandelnden sind, sondern die Macht des Lebens, das in seiner Verschwendung die Menschen mit Seligkeiten beschenkt und sie zerstört, um neue Seligkeiten und neue Schmerzen zu gebären. Es ist nicht tragisch, wenn



Max Halbe zur Zeit, als er die „Jugend" schrieb

dieses junge Mädchen gerade in dem Augenblicke stirbt, da es vom Leben am reichsten beschenkt zu sein glaubt. Hier ist nicht von Schuld und Strafe, nicht von Anklage und Mitleid die Rede. Dieses Drama ist keine Tragödie, sondern ein Hymnus an das Leben, und das gibt ihm seine ganz besondere Stellung und epochemachende Gültigkeit in unsrer Literatur.

•

In der „Jugend" finden wir den Grundton, der aus allen Dichtungen Halbes hervorklingt: dem Leben recht geben, ihm gehorchen, das Recht auf Leben mit Anspannung aller Kräfte durchsetzen. Die Menschen in Halbes Dramen resignieren nicht. Fest stehen sie auf ihrem Platz, verteidigen ihn, sterben für ihn. Sie sterben nie am Leben, sondern für das Leben.

In den drei großen ländlichen Dramen „Mutter Erde" (1897), „Haus Rosenhagen" (1901) und „Der Strom" (1903) ist die Erde, die Heimatserde die Macht, welche die Menschen beherrscht, sie treibt, sie ist ihr Pathos, um ihren Besitz kämpfen sie bis zum Untergang — die fette, kostbare Werdererde der Heimat des Dichters.

In „Mutter Erde" glaubt der Gutsbesitzerssohn draußen in der Welt dem Banne der heimatlichen Erde entronnen zu sein. An der Seite seiner klugen Frau kämpft er für Frauenrechte und nimmt an der großen Kulturarbeit teil. Als er aber als Besitzer in das Landhaus zurückkehrt, nimmt ihn die Heimaterde wieder ganz gefangen — unwiderstehlich. Seine Frau, die Arbeit für die Menschheitsinteressen verlieren ihn, er gehört wieder der Heimaterde. Und als wie eine Inkarnation dieser Heimaterde seine Jugendliebe erscheint, die jetzt einem andern Mann gehört, da finden sich die beiden; sie fühlen, daß sie unlöslich verbunden sind wie Bäume, die unter der Erde ihre Wurzeln ineinander verflochten haben. Weil das Leben sie trennt, sterben sie miteinander dort auf der Heimaterde. Wenn sie durch die Winternacht zusammen über den gefrorenen See dem Tode entgegenreiten, machen sie den Tod noch zu einer Liebesnacht.

Im „Haus Rosenhagen" kämpfen der junge Gutsbesitzer und der alte Bauer um ein Stück Land, kämpfen auf Tod und Leben. Dieses Stück Land nimmt eine seltsame Bedeutung an, wird zu einer unheimlichen Gewalt, welche die beiden Menschen festhält und sie zwingt, an ihr zugrunde zu gehen.

Im „Strom" endlich das einsame Haus des Deichhauptmanns an den Ufern des Weichselstroms. Um den Besitz des Landes ist ein Verbrechen geschehen. Der Deichhauptmann hat ein Testament unterschlagen und seine beiden Brüder betrogen. Nun stehen die drei Brüder sich gegenüber und kämpfen um ihre Rechte, aber nicht nur um ihr Recht. Mitten unter ihnen steht die schöne Frau des Deichhauptmanns, und alle drei lieben sie. In der stillen, winterlichen Stube des Landhauses entsteht ein zähes, leidenschaftliches Ringen um die Güter des Lebens, um das Land, um das Weib. Zuweilen horchen sie hinaus auf die Stimme des Stromes. Jeden Augenblick soll das Eis brechen. Sie vergessen dann ihren menschlichen Kampf, um sich auf den Kampf gegen den unheimlichen Feind da draußen zu rüsten.

In allen diesen Dramen liegt das starke dramatische Element in dem eigensinnigen, leidenschaftlichen Festhalten der Menschen an den Gütern des Lebens, am Land und am Weibe. Die explosive Kraft in ihnen ist das Drängende und Treibende der Handlung. Halbe sieht dramatisch; allein es sind auch stark epische und lyrische Momente, die er dramatisch bindet. Er malt seine Bilder gern breit und behaglich aus, wie das köstliche Totenmahl in „Mutter Erde", die Natur schaut durch alle Fenster herein. Sie spricht mit, sie handelt mit und wird zuweilen zur Hauptperson des Dramas. Die moderne Malerei hat die Luft für das Bild erobert. Das moderne Drama bringt die Luft auf die Bühne. Jedes dieser Dramen hat seine eigne Luft. Sie ist es, die Farbe und Stimmung gibt, ja, die in die Menschen den Rausch der Leidenschaften hineinlegt. Sie ist es, die diesen Dramen ihren seltsam herben Reiz verleiht.

•



[illegible] Perscheid, Leipzig, phot.

Max Halbe

Nach einer Aufnahme aus jüngster Zeit

In dem „Haus Rosenhagen“ tritt eine alte Frau auf, die wie ein Symbol des eigensinnigen Lebensdurstes der Menschen in Halbes Dramen hingestellt ist. Sie ist fast neunzigjährig, aber sie denkt nicht daran, die Erde zu verlassen. O nein, sie will noch eine gute Weile bleiben. Es wird zwar ein wenig eintönig, dieses lange Leben, immer dasselbe, aber immerhin! In den Sommernächten geht sie in den Garten hinaus, schaut nach den Sternen und sucht sich den Stern aus, auf dem sie weiterleben will, wenn es einmal doch hier zu Ende sein soll.

Diesem zähen Festhalten am Leben hat Halbe in einer Novelle „Frau Meseck“ (1897) den definitiven Ausdruck gegeben. Die alte Gutsbesitzerin heiratet ihren jungen Inspektor. Böse und knurrend wie ein Raubtier seine Beute hält sie ihr Gut und ihren Mann fest. Sie weiß es, er wartet auf ihren Tod; aber sie lebt, allen zum Trotz. Es gibt ein Wettleben zwischen ihr und dem Manne, und die Alte siegt. Im Bann dieses düsteren Alters wird er alt, das Leben wird farblos und freudlos; er gibt endlich die Partie auf und macht seinem Leben ein Ende. In die Gestalt dieser Greisin, in die einfache Tatsache dieses unbeugsamen Lebensbildes hat der Dichter eine wunderbar unheimliche Spannung, die bedrückende Stimmung eines Alpdrucks gelegt. Der nackte Begriff des Lebens nimmt hier die Bedeutung einer rätselhaften dämonischen Macht an.

Frau Luise Halbe mit ihrer Tochter

In einer Reihe von Dramen kompliziert Halbe sein Thema. Er zeigt Menschen, die ihr Leben gewaltsam gestalten, die es zwingen wollen. In den früheren Dramen stehen die Menschen fest auf dem Boden, den das Leben ihnen angewiesen hatte, und kämpfen wild gegen alles, was sie vertreiben will. Hier sind es Menschen, die von dem Leben verlangen, es soll ihnen gehorchen.

In den „Heimatlosen“ (1899) ist es das junge Mädchen, das sein Elternhaus verläßt, um sich sein Schicksal selbst zu zimmern, und nun, zu schwach für dieses selbstgeschaffene Schicksal, darunter zusammenbricht. Aber besonders intensiv ist das Thema des Menschen, der für sich ein Ausnahmsleben verlangt, in dem „Tausendjährigen Reich“ (1900) behandelt.

Der Schmied Drewfs ist das Haupt der Chiliastengemeinde. Er fühlt sich als Auserwählten Gottes. Das Tausendjährige Reich soll anbrechen. Er arbeitet nicht mehr, er sorgt nicht mehr für irdische Güter. Sein Hausstand verarmt, seine Frau geht ins Wasser, seine Tochter läuft ihm davon. Aber er glaubt und wartet. Als er vom Friedhof kommt, auf dem sie seine Frau zu Grabe getragen haben, und die Leute ihn feindlich und murrend umstehen, da rühmt er sich laut, da pocht er auf Gott, der ihn auserwählt hat. Aber Gott gibt ein Zeichen; der Blitz schlägt in die Schmiede, Gott hat sich gegen ihn erklärt. Da bricht in dem alten Manne alles zusammen, Glaube und Hochmut, er verliert alles in einem Augenblick und macht umnachteten Geistes seinem Leben ein Ende.

Der Dichter hat an dieses Drama seine sattesten Farben gewendet. Der erste Akt in der Schmiede, die Versammlung der Gemeinde mit dem betenden Blinden sind wundervolle Bilder. Der Dramatiker Halbe wußte es wohl, daß die Seelentragödie des alten Mannes ein äußeres Zeichen haben mußte, um dramatisch zu werden. Die innere Wandlung mußte von außen motiviert werden. Allein der Blitz zieht jäh einen Vorhang vor die geheimnisvolle Seele des Helden. Das Wunder dieses Glaubens ist durch ein Wunder zerstört. Das Drama erhält etwas Aphoristisches, und dennoch wirkt es seltsam erregend mit der Erregung, die wir empfinden, wenn uns die unlösbaren Rätsel der Menschenseele nahekommen.

„Der Eroberer“ (1898) ist ein Renaissancedrama, die Ehetragödie des Kondottiere Lorenzo und seiner schönen Gemahlin Agnes. Lorenzos Leben ist Kampf, Ehrgeiz, der Ruhm; er will Reiche gründen, er will herrschen. Kehrt er aber heim, so findet er sein schönes Weib, die Reinheit einer treuen, starken Liebe. Das alles steht für ihn bereit und wartet wie das Heiligenbild im heiligen Schrein. Hier bringt er das Beste und Reinste seiner Seele

dar. Agnes weiß wohl, daß sie ihn mit dem Ruhm und dem Kampf teilen muß, aber seine Liebe soll ihr ganz allein gehören. Für Lorenzo sind Weib und Kind zwar heiliges Land, allein er ist nicht gewohnt, an einem Genuß vorüberzugehen, der flüchtige Rausch einer sündigen Stunde ist auch sein Recht. Das kann Agnes nicht verstehen. Es ist der ewige Gegensatz zwischen Mann und Weib in ihrer Stellung zur Liebe. Als Agnes sieht, daß Lorenzo der schönen Ninon seine Gunst schenkt, empört sie sich. Sie läßt die Nebenbuhlerin vergiften und tritt vor ihren Gemahl hin, um ihm zu sagen: „Das habe ich um dich getan." Er aber wendet sich mit Widerwillen und Verachtung von ihr ab, und ihre Tat beschwört auf ihren Gemahl Unheil und Tod herab.

Der Konflikt ist aus unserm modernen Empfinden heraus gedacht, und das muß er auch sein. Das Empfinden des Quattrocento können wir nicht nacherleben. Das historische Milieu ist hier Symbol. Es soll den Menschen neue Ausdrucksmöglichkeiten geben. Die Synthese des historischen und des modernen Empfindens ist die schwierige Aufgabe jedes historischen Dramas, eine Aufgabe, die auch hier bei Halbe nicht ganz gelöst erscheint. Das historische Kolorit wirkt erkältend auf das warme Leben, das in diesem Drama pulsiert. Das Kostüm drückt auf das Leben. Die Aufgabe ist vielleicht vollkommen nur mit Hilfe des Verses zu lösen. Der Vers hebt das Historische und das Gegenwärtige über sich hinaus und ermöglicht so ihre rastlose Verschmelzung.

In jüngster Zeit hat Halbe zwei Dramen geschrieben, die seltsam mißverstanden worden sind, Dramen, in denen er das Lebensproblem, das er in den andern Werken mit so entschiedener Leidenschaftlichkeit behandelt, distanziert, in Farbe und Spiel auflöst. Im „Walpurgistag" (1902) sehen wir das heitere Städtchen Eckardsbronn, in dem es nach Blumen, nach Wein, nach guten Speisen duftet. Die lustigen Bürger haben jährlich einen Dichterwettkampf und wählen einen Dichterkönig. Dem neuen König jubeln sie zu, den vorjährigen, ist er unterlegen, werfen sie zu den Toten und verspotten ihn. Der junge Dichter Ansgar ist solch ein abgesetzter König, und er trägt schwer daran; er glaubt es seinem Publikum, daß es nun aus sei mit seiner Dichterlaufbahn. Da kommt ein schönes Mädchen in der Postkutsche angefahren, die an den Dichter glaubt und die ihn liebt. Sie begeistert ihn, am Wettkampf teilzunehmen, und als er siegt und die Eckardsbronner ihm wieder zujubeln, wirft er ihnen ihren Beifall vor die Füße und fährt mit seiner Schönen durch die Mondnacht in die Welt hinaus. Aus diesem Drama hat man den Groll des Dichters herauslesen wollen. Aber in dieser behaglichen Romantik ist doch alles in eine heitere Freude am bunten Spiel des Lebens aufgelöst.



Max Halbe im Kreise seiner Familie

So auch in der „Insel der Seligen" (1905), diesem Treibhaus für Individualitäten, das Wiegand, der frühere Prinzenerzieher, Pastor und Sozialdemokrat, angelegt hat, um einen Fleck Erde zu schaffen, auf dem sich freies Menschentum frei ausleben kann. O, sie schießen üppig ins Kraut, alle diese wunderlichen Individualitäten. Sie lieben sich und streiten sich und vergällen sich nach Herzenslust die neue Seligkeit. Ja, sie verschwören sich gegen Wiegand, das Haupt der Gemeinde; sie wollen ihn absetzen, sie vergiften ihm das Leben, bis er befreit und lächelnd ihnen die Insel schenkt und mit seinem tapferen Weibe und seinem Knaben neue Wege sucht.

Diese Dramen ergänzen uns bedeutsam das Bild der Dichterpersönlichkeit. Die Liebe zu allem Starken, Heißen, Kampfbereiten in der Menschenseele tönt voll und echt aus allen Werken Halbes uns entgegen. Sie bestimmt den Stil, seine Intensität und das Nachdrückliche der Akzente. Sie ist es, die den Gestalten ihr kräftiges Relief und ihre Blutwärme gibt. Nun tritt auch noch ein reifes und lächelndes Gewährenlassen und Ueberwinden der Torheiten des Lebens hinzu. Recht für das Leben auf der ganzen Linie.

Max Halbe wurde am 4. Oktober 1865 in Westpreußen auf dem im Danziger Werder gelegenen Gute seines Vaters geboren. Niederdeutsches und polnisches Blut mischen sich in ihm, und das mag seinem Wesen das Gespannte und Gegensätzliche geben, das wie die notwendige Vorbedingung für die Eigenart seines Talents erscheint. Der versonnene und leidenschaftliche Knabe wuchs einsam auf ohne Spielgefährten. Eine Schwester war zehn Jahre jünger als er. Auch als er nach Marienburg auf das Gymnasium kam, hielt er sich abseits. Sehr fleißig, war er stets der Erste in der Klasse. Fest schloß er sich an einzelne Freunde. Im ganzen jedoch ging er seine eignen Wege. In diesem Jüngling wohnte zwar der feste Entschluß, von allem Schönen und Großen des Lebens Besitz zu ergreifen, aber er mußte sich sehr gründlich und hart mit dem Leben, sich selbst und den Menschen auseinandersetzen. Es war, als erfreute ihn nur das, was er sich erkämpft und erobert hatte.

In Heidelberg, Berlin und München studierte er Geschichte und promovierte 1888 zum Dr. phil. Dann heiratete er und lebte in Berlin seinen schriftstellerischen Arbeiten. 1893 kam der große Erfolg der „Jugend", und mit ihm erhielt dieses Leben seine festen definitiven Linien. In einem glücklichen Familienleben an der Seite seiner schönen, klugen Frau, im Kreise zahlreicher Freunde lebt er seinem dichterischen Schaffen. Der versonnene, etwas verbissene, einsame kleine Gymnasiast von Marienburg hat sich die Sonnenseite eines berühmten Dichterlebens erobert.



O. Gulbranssen fec.

Max Halbe in der Karikatur

Aus der „Galerie berühmter Zeitgenossen" des „Simplicissimus"



In der Tribuna der Uffizien-Galerie zu Florenz
Nach einer Zeichnung von Hans Mützel

Zwerge der Urwelt

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Die Vorwelt ist das Reich der Riesen! Dieser Gedanke ist alt. Er wurde zuerst im Völkermärchen auf den Menschen selbst angewandt. Wir Lebenden waren ein kleiner Nachwuchs; je älter die Tage, desto heroischer wurden die Leute; im Grau der Urzeit kämpften haushohe Titanen mit den Göttern. Noch heute lebt das fort in dem gangbaren Glauben, daß die Helden des alten Rom, die Ritter der mittelalterlichen Turniere größer und stärker gewesen seien als unsre Durchschnittssoldaten von heute.

Schon das ist aber nicht der Fall. Und die moderne Forschung hat den gewiß überraschenden Sachverhalt aufdecken dürfen, daß gerade die zwerghaft kleinsten Menschenrassen der heutigen Erde, die Zwergvölker des dunkelsten Afrika, wie sie Schweinfurth und Stanley entdeckt, die winzigen Weddas auf Ceylon, wie sie die Gebrüder Sarasin beschrieben haben, das größte Anrecht auf ein hohes Alter und auf eine wohlkonservierte Aehnlichkeit mit dem Urtypus des Menschengeschlechts besitzen. Seit gar Professor Kollmann von Basel aus vorgeschichtlichen Tagen selbst, nahe vom Rande der Eiszeit, in Schweizersbild bei Schaffhausen die Skelette einer echten oberrheinischen Zwergbevölkerung ausgegraben hat, neigen auch skeptischere Gelehrte dazu, uns statt eines riesenhaften einen sehr bescheidenen Anfang zu geben.

Gleichwohl schien es eine Weile, als sollte die absolute Riesentheorie an einer andern Stelle um so sieghafter gerade mit der neueren Naturforschung durchbrechen. Jenseits des Menschen sollte die Tierwelt durch ein Weltalter gegangen sein, wo sie allgemein wahre Orgien der Größe feierte. Als die ersten Tiernamen sich aus der jungen Geologie wie Schlagworte in das große Publikum hinein verbreiteten: Megatherium, Megalosaurus, alle mit dem griechischen Worte Megas, groß, versetzt — als die ersten fürchterlich anzuschauenden Bilder von kämpfenden Ichthyosauriern im Jurameer, rasend einhersausenden Flugdrachen (Pterodaktylen) und elefantengroßen Riesenfröschen (Labyrinthodonten) in die volkstümlichen „Schöpfungsgeschichten" und „Wunder der Urwelt" kamen —, da schien die Erde nur zu beben, das Meer zu schäumen unter lauter Riesen von damals. Vergebens erhoben schon früh einzelne Sachkenner ihre Warnstimme gegen solchen „urweltlichen Größenwahnsinn". Der Ichthyosaurus sei durchweg nicht größer gewesen als unsre allbekannten Delphine, der Pterodaktylus nicht riesiger als eine Möwe oder höchstens ein Albatrosvogel, das Mammut kaum so stark wie unsre Elefanten. Die Stimmen verhallten. Und als sie eben etwas verstärkt sich Geltung schaffen wollten, kamen die wunderbaren neuen Fundstätten versteinerten Lebens in Nordamerika zutage und lieferten von eng konzentriertem Fleck wirklich Riesengeschlechter, wie sie selbst amerikanischer Reporterhumbug nicht zu erfinden gewagt hätte: den Brontosaurus mit 20000 Kilogramm Gewicht und 70 Fuß Länge, schwimmende Mosasaurier mit weit über 100 Fuß langem Seeschlangenleib, auch echte Flugdrachen mit 20 Fuß Flügelspannweite. Seitdem ist, in Wort und Bild verbreitet, die urweltliche „Gigantomachie" wieder so populär und scheinbar gesichert, daß der Laie lächelt, wenn man von „urweltlichen Zwergen" sprechen will. Was er nicht weiß, ist aber folgendes.

Unsre Ueberlieferung aus den vergangenen Epochen der Erdgeschichte, beschränkt auf gewisse versteinerte und versteinerbare Knochenreste und Abdrücke, ist eine außerordentlich lückenhafte. In diesem ungleichen und fragmentarischen Material war aber stets die Wahrscheinlichkeit, erhalten zu bleiben, größer für die Knochen der großen und derben Tiere als für die Leibesteile der zarten, weichen und kleinen. Wo solche Knochen im Gestein zutage kamen, zogen auch noch wieder die größten zuerst die Aufmerksamkeit auf sich, und so füllten sich die ersten Sammlungen fast ausschließlich mit solchen. Im Eise Sibiriens hätten gefrorene Mäuse- oder Spatzenkadaver lange liegen können, ohne daß einer sich darum kümmerte; als aber aus diesem Eise ganze Mammutleichen mit Haaren und Stoßzähnen heraustauten, da wurde selbst der beschränkteste Untertan in der fernsten Ecke von Väterchen Zars Riesenreich unruhig und berichtete an die Behörde.

Zweitens aber ist das verhältnismäßig Geringe, das der Geologe überhaupt noch findet von jenen Vorweltsdingen, der durchgesiebte Abhub ungeheuerster Zeiträume, ungezählter Millionen von Jahren, in denen noch viel ungezähltere Generationenfolgen der Tiere über die Erde gezogen sind. Im Verlaufe dieser Millionenfolgen haben nun immer einmal wieder einzelne Tiergeschlechter es vorübergehend zu gewissen Extremen, Extravaganzen kann man geradezu sagen, der Körpergröße gebracht. Der Trieb zu solcher Extravaganz scheint auf gewissen Punkten der tierischen Entwicklung fast überall gelegentlich bestanden zu haben. Auch heute sehen wir ihn unter den lebenden Formen an verschiedenen Stellen gerade in seiner Hochblüte. Eine solche extreme Riesengestalt ist unter den lebenden Seesäugetieren unser Grönlandwalfisch. Unter den Affen spielt eine ähnliche Rolle der Gorilla, der nach den neuesten Nachrichten in einer Art $2^1/_2$ Meter hoch werden soll. Die Giraffe gehört als Wiederkäuer hierher; wir haben neben ihr noch das lebende Okapi, dessen



Das Hamburger Bismarck-Denkmal
Von Bildhauer Hugo Lederer und Architekt Emil Schaudt

Hals und Höhe keineswegs dieses fast unsinnige Maximum erreicht haben, obwohl es sonst durchaus auch ein Giraffentier ist. Die afrikanischen Elefanten am Kilimandscharo mit „zweihundertpfündigen Stoßzähnen pro Zahn“, die neuerdings Schillings beschrieben hat, zählen dazu. Von wirbellosen Tieren der Kraken, der Riesentintenfisch. In der Millionenfolge der Erdgeschichtsjahre haben nun auch sonst bald diese, bald jene Tiergruppen so ihren „Tag des Extrems“ gehabt. Vor vielen Millionen war das Volk der Reptilien in gewissen Ordnungen gerade an der Reihe: Produkt sind jene allerdings ganz extravagant schweren und langen Brontosaurier und Konsorten.

Durchweg hatten gerade solche Riesenausläufer aber keine günstigen Chancen im Daseinskampf. Sie unterlagen besonders leicht irgendeinem einzelnen Unheil, versanken in Sumpf und Flugsand, gingen ein bei geringem Nahrungsmangel durch eine Dürre, kurz, sie verschwanden meist rasch wieder. Aber ihre Knochen häuften sich gerade so an gewissen Lokalitäten an. Und war jedes Einzeltier schon fast ein wandelnder Berg, so gab das Grab riesige Katakombenhügel, wie sie an den berühmten Saurierfundstätten in Nordamerika tatsächlich unberührt bis heute liegen geblieben sind und jetzt unsre Museen mit Schaustücken füllen.

Zu keiner Zeit aber sind diese Riesen einmal das Gros der Tierwelt gewesen. Niemals hat eine allgemeine „Riesenzeit“ bestanden, von deren Höhe dann die gesamte Tierentwicklung wieder heruntergesunken wäre. Auch jenen extremsten Kolossen der Urwelt sind in dieser gleichen Urwelt selber schon sehr viel kleinere Vorfahren vorausgegangen, lange, lange Ketten kleiner und ganz kleiner Tiere. Und stets hat neben ihnen zu ihrer Zeit eine Masse kleinerer Verwandten fortbestanden. Ja, diese Kleinen haben meist viel länger weitergelebt als die Riesen. Es gibt heute in den Reihen des Lebendigen auf Erden eine gewisse Zahl von Tiergattungen, die man mit Fug und Recht als „lebende Fossilien“, überlebende Urweltler selbst, bezeichnen kann. Und gerade sie sind merkwürdigerweise unter ihren entfernten Verwandten von heute durchweg keineswegs groß. Ein solcher unveränderter Urweltler, der auf ein paar Millionen zurückschaut, ist der Tapir; er ist kleiner als seine Neffen Nashorn und Pferd. Ebensolche Urweltsreliquien sind die geradezu winzig kleinen Zwergmoschustiere. Klein ist das nachweislich älteste Säugetier unsrer deutschen Heimat: der Igel. Ein wunderbares Tier aus Palästina und Afrika, dessen genaueren Stammbaum wir zwar noch nicht ganz sicher kennen, das aber seinem ganzen Bau und Zusammenhang nach auch nur eine Reliquie aus den grauesten Anfängen des Huftierstammes sein kann, ist der sogenannte Klippschliefer oder Klippdachs, das „Kaninchen in den Felsen“ der Lutherschen Bibelübersetzung. Dieses Geschöpf ist wirklich nur so groß wie ein Kaninchen. Wie sehr aber erstaunte der große Anatom Cuvier, als er seinerzeit feststellen mußte, daß diese Klippschliefer trotz ihrer Pygmäengestalt den ungeschlachten Riesen, den Nashörnern, nahe verwandt seien. Welche Vorstellung: sich ein Nashorn in der Urwelt eingeschrumpft zu denken zur Größe eines Kaninchens! Es sollte der neueren Geologie vergönnt sein, diese ungeheuerliche Vorstellung, die fast das paradoxe Wort von der Maus, die zum Elefanten wird, umkehrt, auf einem kleinen Umwege zur buchstäblichen Wahrheit zu erheben. Unser schönes Roß sowohl wie auch das Nashorn und jener Tapir sind in der Urwelt Sprossen eines und desselben Stammes. Dieser gemeinsame Grundstamm aber führt, wenn auch nicht direkt zu Klippschliefern, doch zu fast oder ganz so kleinen vorweltlichen Ahnenstufen zurück. Im ersten Drittel der sogenannten Tertiärzeit lebten (durch wohlerhaltene Skelette für uns noch erwiesen) winzige „Urpferdchen“, einige nur noch wie ein Fuchs, die allerkleinsten gar nur mehr wie ein Marder groß. Das kleinste Fohlen von heute würde mitleidig auf sie herabsehen, ein erwachsenes Rhinozeros sie mit dem Tritt eines einzigen Fußes zerquetschen.

Kaum größer als diese Klippschliefer und Kaninchenpferdchen ist aber auch das älteste Säugetier, das (allerdings in vielfach degenerierter Form) überhaupt auf der Erde noch fortlebt: das australische Schnabeltier, das seine Jungen noch in einer Eihülle zur Welt bringt und in seinem Zahnbau beweist, daß es zu den reptilienähnlichen Vor- und Ur-Säugetieren der entlegenen Triasperiode noch unmittelbare Beziehungen besitzt. Auch diese ersten Säuger waren klein und glichen Mäusen und Kaninchen, aber nicht Mastodonten und Megatherien; gerade sie erlebten jene Extravaganzzeit der Saurier noch vollständig mit, kletterten als winzige Elfchen auf den Bäumen, unter denen die Brontosaurier einherstapften, ohne damals ihr Liliputermaß selber zu ändern. Aber auch das älteste Reptil selber, das bei uns überlebt, der einzige leibhaftige Ursaurier von heute: das geheimnisvolle Tier Hatteria von Neuseeland, das man anfangs für eine simple Eidechse hielt, bis man es als verschlagenen Gast der noch älteren Permzeit erkannte — es ist kein Brontosaurus und noch nicht einmal ein Krokodil an Größe, sondern noch nicht einen Meter lang im stärksten Exemplar. Die unmittelbar daran anschließenden versteinerten Ur- und Anfangsreptile aus dem Plauenschen Grunde bei Dresden bleiben sogar noch unter dem halben Meter. Mit solchen bescheidenen Maßen setzten die Ichthyosaurier, die Brontosaurier, die Pterodaktylen, die a l l e in der Millionenfolge der Jahre j ü n g e r sind, also selber zuerst ein!

Gerade die letzten Beispiele lehren das Entscheidendste. Die kleinen oder wenigstens mittleren Formen sind jederzeit die Uebergangsformen in der ansteigenden Entwicklung gewesen; sie haben das Amphibium zum Reptil, das Reptil zum Säugetier geführt; auch der berühmte Urvogel Archäopteryx, der vom Reptil zum Vogel vermittelte, besaß nur die Größe einer Taube. Diese kleineren Formen waren die eigentlich bildungsfähigen, während in den großen Extremen der Fortschritt zeitweise brach und erstarrt lag. Mit ihren Zwergen ist die Urwelt emporgestiegen, in ihren gelegentlichen Riesen hat sie pausiert, gespielt, vergeudet. Man nimmt der Vorwelt ihren wirklichen tatkräftigen Kopf- und Handarbeiter, wenn man bloß an die Brontosaurier und Mastodonten denkt! Das räumlich absolut Größte auch an „versteinerter Masse“ aber, was uns überhaupt aus dieser Urwelt überliefert ist,

verdanken wir erst recht ihren allerzwerghaftesten Bewohnern. Wir verdanken es der gemeinsamen Arbeit ihrer Korallen und Urtiere, der Arbeit von Geschöpfen, bei denen das Einzelwesen sehr oft geradezu mikroskopisch klein war. Wer die Dolomitalpen mit ihren himmelragenden Zinken, die noch als verwitternde Trümmer wie die Säulen eines wirklichen Titanenschlosses ragen, besucht, der wird auch das kolossalste Beingerüst eines Brontosaurus wie ein Spielzeug daneben empfinden. Und doch steht auch er vor tierischer Urweltsleistung: enormen Korallenriffen jener Triaszeit, die einst fleißige Tiere in rascher Generationenfolge — winzig kleine Tiere! — aufgemauert haben. Noch kleinere Urweltwesen, die nur das Mikroskop enthüllt, bilden die schönen weißen Kreidefelsen Rügens. An solcher Stelle, wo das Tierleben der Urwelt „gebirgsbildend" auftritt, Berge aufgetürmt hat, die den Titanen der Sage zu schwer gewesen wären, wird die Macht des „Kleinen" in der Weltgeschichte überwältigend. Der Riese tritt zurück — und wir erinnern uns, daß in dem Häufchen grauer Hirnsubstanz unter einem kleinen Menschenschädel die ganze geistige Persönlichkeit Goethes Raum gefunden hat — Raum und Kraft, um auf Jahrtausende die menschliche Kultur entscheidend zu beeinflussen. Diese ganze Person lag aber einst sogar in einer einzigen Zelle. In einer einzigen ersten Zelle kann das gesamte Leben der Erde einmal gesteckt haben. Einer mikroskopisch winzigen Zelle! Hier setzt die wahre Größe der Natur ein, gegen die der extravagante Fettleib des Brontosaurus mit seinen 20000 Kilogramm Gewicht nur als der häßliche Spuk eines verlorenen Moments erscheint. Es ist mit diesen lebendigen Größen wie mit den rein mechanischen. Die Natur wirkt gelegentlich auch mit stürmischen Katastrophen, die den Eindruck eines dramatisch zugespitzten Gigantenkampfes der Elemente machen. So haben wir in diesem Jahre die Eruption des Vesuv, das Erdbeben von San Francisco erlebt. Aber die wirklich schaffenden wie zurückgebenden Kräfte liegen nicht hier, heute so wenig wie in der Urwelt. Sie liegen bei einer unendlich stillen, aber unendlich zähen Tätigkeit wie der des fallenden Tropfens, der endlich Gebirge abträgt. Wer diesem Tropfenfall zu lauschen versteht, der erlebt das Weltdrama, und er lächelt über das Feuerwerk der Katastrophe, das doch nur einen Moment rot bestrahlt, wie er über den Brontosaurus, unter dem der Boden nachdonnert, lächelt gegenüber dem ungeheuern Schritt der wahren Weltgeschichte: der Entwicklung.

Unbekannte Aphoristen

Von

Otto Weiß

Ein Philosophieprofessor: „Es gibt Trugschlüsse, ohne die der Mensch nicht leben kann."

•

Ein Stiefelputzer: „Prächtig glänzt mancher Schuh, dessen Sohle zerrissen ist!"

•

Ein Gefängnisaufseher: „Die Freiheit der meisten besteht darin — nicht eingesperrt zu sein."

•

Ein Arithmetiker: „Die Natur verlieh allen Menschen die Gabe, sich in wichtigen Dingen zu verrechnen."

•

Ein Apotheker: „Auf allen Gebieten gibt's Medikamente, deren Nutzen darin besteht, daß man an sie glaubt."

•

Eine Hebamme: „Wenn sie ihre Zukunft kennten — ich bin überzeugt, viele würden sich weigern, auf die Welt zu kommen."

•

Ein Schornsteinfeger: „Manch häuslicher Herd wärmt wenig — und raucht viel."

•

Ein Musiktheoretiker: „Was ist das Ende vom Liede? . . . Ein Trauermarsch!"

Ein Irrenarzt: „Wenn ein Mensch seinen Egoismus verloren hat — dann ist er unheilbar."

•

Ein Hotelier: „Neuvermählte gibt's, die glücklich sind, solang sie im Hotel wohnen."

•

Ein Kaufmann: „Solang man jung ist, schenkt man dem Leben großen Kredit; später jedoch, da kommt der Bankrott — dann sind wir froh, wenn das Schicksal sich mit uns auf dreißig Prozent ausgleicht."

•

Ein Dachdecker: „Wenn man die Menschen von einem *sehr* hohen Standpunkt aus betrachtet — kann man leicht das Genick brechen."

•

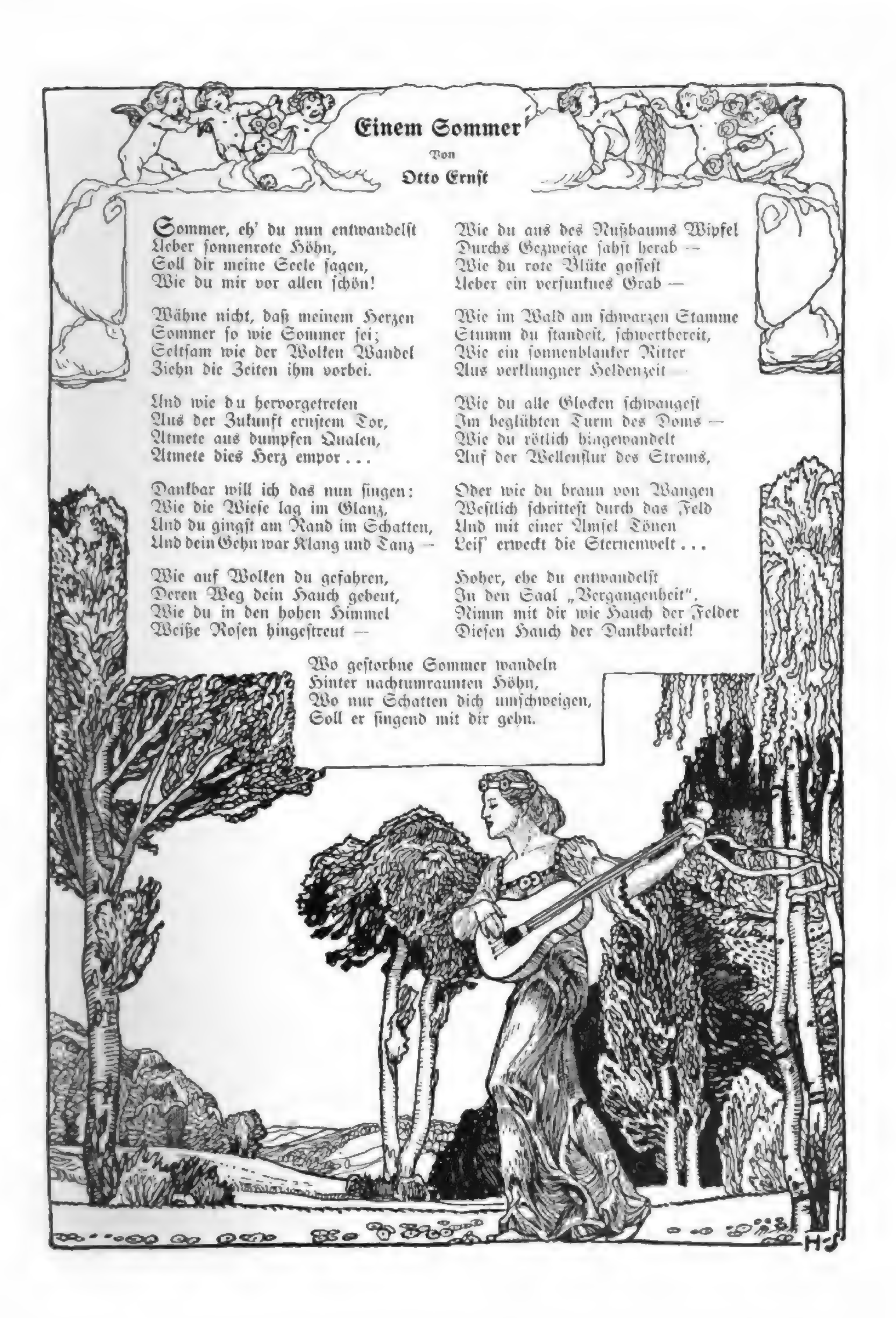
Ein Turnlehrer: „Durch eine gerade Haltung geriet schon mancher in eine schiefe Lage."

•

Ein Börsianer: „Das ganze Universum wird von dem Prinzip beherrscht: ‚Ich geb', ich nehm'!'"

•

Ein Verleger: „Gewisse Schriftsteller wollen mit ihrem idealen Streben viel Geld verdienen — und wollen außerdem, daß wir *so* lange annoncieren, bis sie unsterblich sind."



Einem Sommer

Von

Otto Ernst

Sommer, eh' du nun entwandelst
Ueber sonnenrote Höhn,
Soll dir meine Seele sagen,
Wie du mir vor allen schön!

Wähne nicht, daß meinem Herzen
Sommer so wie Sommer sei;
Seltsam wie der Wolken Wandel
Ziehn die Zeiten ihm vorbei.

Und wie du hervorgetreten
Aus der Zukunft ernstem Tor,
Atmete aus dumpfen Qualen,
Atmete dies Herz empor ...

Dankbar will ich das nun singen:
Wie die Wiese lag im Glanz,
Und du gingst am Rand im Schatten,
Und dein Gehn war Klang und Tanz —

Wie auf Wolken du gefahren,
Deren Weg dein Hauch gebeut,
Wie du in den hohen Himmel
Weiße Rosen hingestreut —

Wie du aus des Nußbaums Wipfel
Durchs Gezweige sahst herab —
Wie du rote Blüte gossest
Ueber ein versunknes Grab —

Wie im Wald am schwarzen Stamme
Stumm du standest, schwertbereit,
Wie ein sonnenblanker Ritter
Aus verklungner Heldenzeit —

Wie du alle Glocken schwangest
Im beglühten Turm des Doms —
Wie du rötlich hingewandelt
Auf der Wellenflur des Stroms,

Oder wie du braun von Wangen
Westlich schrittest durch das Feld
Und mit einer Amsel Tönen
Leis' erweckt die Sternenwelt ...

Hoher, ehe du entwandelst
In den Saal „Vergangenheit",
Nimm mit dir wie Hauch der Felder
Diesen Hauch der Dankbarkeit!

Wo gestorbne Sommer wandeln
Hinter nachtumraunten Höhn,
Wo nur Schatten dich umschweigen,
Soll er singend mit dir gehn.

Literatur

Bereits vor Schluß der Veranstaltung selbst ist unter dem nicht übel gewählten verlegerischen Schlagwort „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“ bei der Verlagsanstalt F. Bruckmann in München der erste Teil der offiziellen Publikation erschienen, die der „Deutschen Jahrhundert-Ausstellung“ gewidmet sein soll. Der stattliche Folioband (Preis 20 Mark) führt den Titel „Ausstellung deutscher Kunst aus der Zeit von 1775 bis 1875 in der Königlichen Nationalgalerie Berlin 1906. Herausgegeben vom Vorstand der Deutschen Jahrhundert-Ausstellung. Auswahl der hervorragendsten Bilder mit einleitendem Text von Hugo von Tschudi“. Vorangestellt ist diesem ein Vorwort von Alfred Lichtwark, der darin kurz über die Vorarbeit berichtet, die für die Ausstellung nötig war. Ueber diese selbst, die mit vollem Recht eine nationale Tat genannt werden darf, braucht an dieser Stelle Ausführlicheres nicht mehr gesagt zu werden; den in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatzen Hans Rosenhagens sei bei dieser Gelegenheit auf Wunsch der Verlagsanstalt Bruckmann nur noch die Bemerkung angefügt, daß nach ihren photographischen Aufnahmen auch die Mehrzahl der Abbildungen hergestellt werden konnte, die in „Ueber Land und Meer“ nach Ausstellungswerken erschienen sind. Der vorliegende Band vereinigt der Zahl nach 451 Abbildungen, für deren Auswahl die der ganzen Veranstaltung zugrunde liegende Tendenz gleichfalls maßgebend gewesen ist. Der naheliegende Versuch, in einem solchen, für weitere Kreise bestimmten Werke eine objektive Wertung der Entwicklung mehr in den Vordergrund zu rücken, ist nicht gemacht worden. So kann es denn allerdings nur als ein Mißverhältnis erscheinen, daß von den wie gesagt 451 Abbildungen des Bandes beispielsweise 41 (unter ihnen 10 nach Wasmann) bestimmt sind, die Bedeutung Hamburgs in der deutschen Kunst des angegebenen Zeitraums darzutun, Wien sich mit der gleichen Zahl abzufinden hat und auf München, für dessen Vertretung, gleichwie für Düsseldorf, die Ausstellung gewisse Entwicklungsstadien ganz vernachlässigt hat, 60 Abbildungen entfallen. Indes: derlei abwägende Erörterungen werden den Kunstfreund nicht quälen, ihm kann der vornehme Band nicht mit Unrecht ein gern gesehenes Bilderwerk sein, wie anderseits er dem, der ihn studienhalber genießt, ein oft benutztes Handbuch sein wird. Die Ausstattung des Werkes verdient hohes Lob, das sich zu rückhaltlosester Anerkennung steigert, wenn man erwägt, in welch kurzer Zeit das Buch fertiggestellt worden ist und wie mancherlei Schwierigkeiten bei der Herstellung der für den Bilderteil grundlegenden photographischen Aufnahmen zu überwinden gewesen sein mögen. Kleine Widersprüche zwischen Bilderteil und Text seien en passant erwähnt, so in dem Umstand, daß des Schwaben Theodor Schüz „Mittagsruhe bei der Ernte“ in dem vornehmsten Verfahren, das der Band aufweist, ganzseitig reproduziert ist, während die Einleitung Tschudis, deren klare Darstellung und knappe Sachlichkeit gerühmt sei, das Werk ein „übrigens mäßiges Bild“ nennt. Dann in der Tatsache, daß hie und da Schöpfungen nur um des Namens willen ganzseitig oder überhaupt aufgenommen sein dürften, so beispielsweise zwei ziemlich unbedeutende Bildnisse Kügelgens, wohl weil sie Schiller und Goethe darstellen. Ueberraschend wirkt es beim Durchblättern des Bandes überhaupt, um noch vom Porträt an sich zu reden, wie sehr dies in den Vordergrund tritt. Nicht weniger als 130 solcher Darstellungen sind zu zählen: ein vielleicht ungewollter Beweis gleichsam dafür, daß das menschliche Bildnis doch nun einmal das Alpha und Omega aller Malerei ist. Der bei solchen zusammenhängenden Bilderwerken leidige Umstand, daß die Größe der Wiedergaben nicht immer in dem richtigen Verhältnis zur Größe der Gemälde selbst gewählt werden kann, beziehungsweise diese auszudrücken vermag, wäre zu umgehen gewesen, wenn man sich entschlossen hätte, die Maßangaben für die Originale aus dem Verzeichnis der Werke, wo sich schwer irgendwelche Vorstellung mit ihnen verbindet, herauszunehmen und sie den Abbildungen selbst beizusetzen. Vielleicht kommt diese Praxis unter Fortlassung der für die Benutzung des Buches eigentlich zwecklosen Katalognummern der Ausstellung oder deren Verweisung in das Register bei dem für den Herbst vorgesehenen zweiten Bande der Publikation zur Anwendung, der bestimmt ist, mit weiteren 1200 Abbildungen den großen illustrierten Gesamtkatalog der Ausstellung abzuschließen, und der die farbenanalytische Beschreibung der Bilder auch für die im ersten Band bereits gegebenen Werke bringen wird.

„Jungfräulichkeit“. Roman von Joseph Ponten (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, geb. 6 M.). Mit diesem Buche tritt ein ernst denkender und sehr ernst zu nehmender junger Schriftsteller von echtem, kraftvollem Talent zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit, die dem Manne wie seinem Werk sehr bald ihr lebhaftestes Interesse zuwenden wird. Der Verfasser hat sich an einen Stoff gewagt, der sich mit einem vielerörterten, in der berühmten „Kreutzersonate“ niedergelegten Stück Tolstoischer Ethik nahe berührt und auch die Künstlerhand eines Tolstoi erfordert. Im Mittelpunkt der Handlung, deren Schauplatz der streng katholische westliche Teil der Rheinprovinz mit dem Hohen Venn ist, steht ein aus dem Volke hervorgegangener, hochgebildeter junger Mann, in dem sich ein starkes, leidenschaftliches Empfinden für individuelle Freiheit und gesundes Sichausleben mit einem idealen Streben nach wahrer, reinster Sittlichkeit vereinigt. Doch die Anfeindungen, die er sich durch seine Anschauungen bei der von Unverstand und Vorurteilen beherrschten Bevölkerung seines Heimatortes zuzieht, erschweren und verbittern ihm sein Leben und Wirken immer mehr, und als er in seinem hochgespannten Idealismus mit einem gleichgesinnten, edeln Mädchen einen Ehebund schließt, in dem beide geloben, so lange jener von Tolstoi aufgestellten Forderung nachzuleben, bis ihre Liebe sich bewährt hat und sie würdig sind, den letzten Endzweck der Ehe zu erfüllen, da wendet sich, durch die gehässige Fama aufgehetzt, die Volksmoral mit furchtbarer Brutalität gegen sie. Tragische Katastrophen folgen, die schweres Leid über die Liebenden bringen, und als diese endlich nach beendeter Prüfungszeit den Hohepunkt irdischer Seligkeit erreichen und die junge Frau sich Mutter fühlt, da bricht durch deren jähen Tod beider Glück für immer zusammen. Großartig und erschütternd schildert das Schlußkapitel, wie der Held sich mit der Leiche seiner Frau, deren Einäscherung das fanatische Volk mit Gewalt verhindert hat, in seinem Hause verbrennt. Ohne Zweifel wird Pontens Roman — ebenso wie seinerzeit die „Kreutzersonate“ — mit seinem ethischen Grundmotiv mehr oder weniger lebhafte Einwände hervorrufen; aber jeder Urteilsfähige wird anerkennen müssen, daß der junge Autor den Einzelfall, den er behandelt, mit wahrhaft gewaltiger, überzeugender dichterischer Kraft zu gestalten verstanden hat und daß der Roman nicht nur ein psychologisch fein durchgeführtes Charaktergemälde, sondern auch ein vortreffliches, großzügiges Kulturbild ist.

— Was soll unser Kind werden? Diese Sorge tritt mit der Entlassung der Kinder aus der Schule dringender vor die Eltern. Ist es doch schwierig, die rechte Wahl zu treffen, namentlich auch, weil man über die wenigsten Berufsarten näher unterrichtet ist. Da ist denn ein bereits vielfach empfohlenes Büchlein eine rechte Hilfe, das „Berufsbüchlein“ von Pfarrer Elsenhans (Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart). Soeben in neuer Auflage erschienen, gibt es Auskunft über den erforderlichen Bildungsgang, Kosten und Aussichten aller Berufsarten, und zwar für Söhne und Töchter aller Stände. Das Büchlein kann den Eltern, Geistlichen und Lehrern empfohlen werden.

Wer eines zuverlässigen, auf der Höhe der Zeit stehenden Konversations-Lexikons bedarf und sich nicht eine der bekannten großen, kostspieligen Enzyklopädien mit ihren sechzehn oder zwanzig Bänden kaufen mag, der kann gegenwärtig nichts Besseres tun, als sich die neue, fünfte Auflage von Brockhaus' Kleinem Konversations-Lexikon anzuschaffen, deren erste Lieferungen wir vor einiger Zeit hier besprochen haben. Der erste Teil dieses praktischen zweibändigen Hausbuchs liegt jetzt vollständig vor (Preis geb. 12 Mark); er behandelt auf 1042 Seiten in Lexikon-Oktav-Format die Buchstaben A—K in fast 40000 knapp gefaßten Artikeln, in die zur Ergänzung und Veranschaulichung ein überaus reiches, größtenteils geradezu musterhaft ausgeführtes und zusammengestelltes Material an Textillustrationen, Karten, Tafeln und Textbeilagen eingefügt ist. Wir erachten das Werk seiner ganzen Anlage nach für so zweckmäßig und haben die Informationen, die der vorliegende Band gewährt, bei fortgesetzter Benutzung in allen Fällen so vortrefflich gefunden, daß wir den nach längerer Pause verjüngt wieder auf den Plan tretenden „Kleinen Brockhaus“ nur aufs neue unsern Lesern angelegentlichst empfehlen können. Schade ist es, daß der inneren Gediegenheit des Werkes seine äußere Erscheinung nicht so ganz entspricht; bei der Wahl des Einbandes ist der Verlag diesmal entschieden nicht gut beraten gewesen.



Phot. Hofatelier Eugen Kugler, Tuttlingen

Zum achtzigsten Geburtstag des Großherzogs von Baden



Zu den Jubiläumstagen am badischen Hofe

Einer der verehrungswürdigsten deutschen Fürsten, Großherzog Friedrich von Baden, begeht im September im Zeitraum eines halben Monats drei Jubiläen der seltensten Art: am 5. September das fünfzigjährige Jubiläum seiner Thronbesteigung, am 9. seinen achtzigsten Geburtstag und am 20. das Fest der Goldenen Hochzeit. Der hervorragende Anteil, den der Großherzog an der Einigung Deutschlands gehabt hat, seine vorbildlichen Herrschereigenschaften und die edle, vollendete Humanität seiner ganzen Persönlichkeit tragen in gleichem Maße dazu bei, die Jubiläumstage am badischen Hofe zu Festtagen des ganzen deutschen Volkes zu machen, das dem greisen Fürsten von Herzen noch ein langes gesegnetes Wirken wünschen wird.



Phot. Rude, Trondhjem

Kaiser Wilhelm und König Haakon



Phot. Th. Jürgensen

Kaiser Wilhelm an Bord des „Sleipner"

Von der Nordlandreise des Kaisers

Von Kaiser Wilhelms II. diesjähriger Nordlandfahrt bringen wir u. a. auch eine Aufnahme, die den Monarchen mit dem norwegischen Königspaar auf dem am 9. Juli unternommenen Ausflug nach dem Fjeldsaeter bei Drontheim zeigt. Die Majestäten waren bei dieser Partie vom Wetter sehr begünstigt und genossen von der Höhe oberhalb Fjeldsaeter, die sie zu Fuß erstiegen hatten, eine herrliche Rundsicht. Leider zog sich Königin Maud bei diesem Ausflug trotz des schönen Wetters eine Erkältung zu, so daß sie sich außerstande sah, an der Galatafel, die abends auf der „Hamburg" stattfand, teilzunehmen. Für Drontheim hat Kaiser Wilhelm offenbar eine besondere Vorliebe; wenigstens nahm er auf der Rückreise dort wieder einen zweitägigen Aufenthalt, mußte aber, da Regenwetter eintrat, seine Absicht, zum zweitenmal einen Ausflug nach Fjeldsaeter zu unternehmen, aufgeben. Von Drontheim traf der Kaiser an Bord der „Hamburg" am 21. Juli in Molde ein. Unterwegs entsandte der Monarch das Depeschenboot „Sleipner", um den Prinzen Adalbert an Bord zu holen, der abends eintraf. Während der Fahrt von Drontheim nach Molde hörte der Kaiser einen Vortrag des leitenden Ingenieurs über Dampfturbinen, wie er überhaupt auf der Reise so manche Stunde dafür zu erübrigen weiß, sich durch fachwissenschaftliche Vorträge über die verschiedensten Themata anregen oder orientieren zu lassen. Von Molde, wo die Ankunft abends 7 Uhr erfolgte, traf die „Hamburg" mit dem auf der Manöverfahrt dort angekommenen ersten Geschwader der deutschen Marine zusammen, und der Kaiser begab sich am nächsten Tage auf das Linienschiff „Kaiser Wilhelm II.", auf dem Großadmiral von Köster seine Flagge gesetzt hatte.



Reichstagsabgeordneter Dr. Karl Sattler †



Von der Nordlandreise des Kaisers: Das norwegische Königspaar mit dem Kaiser auf dem Fjeldsaeter bei Drontheim

Dr. Karl Sattler †

In dem am 13. Juli in Berlin verstorbenen Geheimen Regierungsrat Dr. Karl Sattler hat die nationalliberale Partei einen ihrer bedeutendsten und bekanntesten Führer, der Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus eines ihrer verdientesten Mitglieder und einen ihrer besten Redner verloren. Dr. Sattler, der am 26. Januar 1850 zu Varel in Hannover geboren war, bezog, nachdem er das Gymnasium in Celle absolviert hatte, 1869 die Universität Göttingen, um Geschichte und Nationalökonomie zu studieren, nahm dann am deutsch-französischen Kriege teil und beendigte 1873 seine Studien. 1874 trat er in den preußischen Archivdienst ein und wurde, nachdem er in den Staatsarchiven zu Magdeburg, Düsseldorf, Königsberg, Posen und Hannover in verschiedenen Stellungen tätig gewesen war, 1886 zum Geheimen Staatsarchivar, 1896



Zur Krisis in Rußland: Eine der letzten Sitzungen der Duma



Der König von Sachsen im Kreise von Offizieren des Linienschiffs „Wettin"

zum zweiten Direktor der preußischen Staatsarchive ernannt. 1900 erhielt er den Titel eines Geheimen Regierungsrates. Sein parlamentarisches Wirken begann er als Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Melle-Diepholz, den er von 1884 bis 1888 vertrat; seit 1885 gehörte er auch dem Abgeordnetenhause als Vertreter der Stadt Hannover an. Seit 1898 vertrat er im Reichstag den hannoverschen Wahlkreis Stade-Blumenthal. Sattler war ein hervorragender Etatstechniker und neben Eugen Richter der beste Kenner des preußischen und des Reichsetats, was er insbesondere durch sein Buch „Das Staatsschuldenwesen in Preußen und im Deutschen Reich" bewies. Im preußischen Abgeordnetenhause behandelte er außerdem im Kampf gegen das Zentrum mit besonderer Sachkenntnis die Fragen kirchenpolitischer und schulpolitischer Natur. Zu der Zeit, da Bassermann dem Reichstag nicht angehörte, war Sattler der erste Vorsitzende der nationalliberalen Reichstagsfraktion. Unter den historischen Arbeiten Sattlers sind besonders die „Geschichte der Hansa", „Die flandrisch-holländischen Verwicklungen" und „Dodo von Knyphausen" hervorzuheben.

Der König von Sachsen in Kiel

Nach mehrtägigem Aufenthalt in Hamburg begab sich König Friedrich August von Sachsen mit seinem Gefolge am 5. Juli vormittags nach Kiel. Noch am selben Nachmittag besichtigte der Monarch das 1. Seebataillon, à la suite dessen er steht; der Besichtigung wohnte auch Prinz Heinrich von Preußen bei, der von dem König aus Anlaß seines Besuches zum General der Infanterie in der sächsischen Armee, und zwar à la suite des 2. Grenadierregiments Nr. 101 Kaiser Wilhelm II., König von Preußen, ernannt wurde. Nach der Besichtigung des Bataillons wurden die in demselben dienenden Sachsen, etwa 150 Mann, vor die Front gerufen, und



Phot. Jaeger & Goergen, München

Vom Festzug beim Deutschen Bundesschießen in München: Der Wagen mit der Tölzer Jugend

der König unterhielt sich in leutseliger Weise mit ihnen. Hierauf begaben sich der König und Prinz Heinrich nach der Kaiserlichen Werft, um die dortigen Anlagen zu besichtigen, später an Bord der Stationsjacht „Carmen“. Beim Setzen der Königsstandarte auf „Carmen“ gaben die im Hafen liegenden Kriegsschiffe einen Salut von je 21 Schuß ab. Am nächsten Tage stattete der König dem im Hafen liegenden Linienschiff „Wettin“ einen Besuch ab, wobei ihn Prinz Heinrich bis zur Barbarossa-Brücke begleitete. „Wettin“ ist das zweitälteste Linienschiff der „Wittelsbach“-Klasse; es ist 1901 vom Stapel gelaufen, hat eine Wasserverdrängung von 11 900 Tonnen, eine Besatzung von 650 Mann und Maschinen von 14 500 Pferdekräften; seine Armierung besteht aus 4 schweren, 18 mittleren, 12 leichten Geschützen und 20 Maschinengewehren, dazu kommen 6 Torpedorohre.

Vom XV. Deutschen Bundesschiessen

Die Stadt München, in der wieder wie vor fünfundzwanzig Jahren die deutschen Schützen sich zu einem großen gemeinsamen Fest zusammengefunden haben, hat den Gästen einen glänzenden Empfang bereitet und alles aufgeboten, um ihnen die frohen Tage zu verschönern. Gleich der erste Tag, der 15. Juli, brachte in dem großen Festzuge, der sich durch die innere Stadt an der Residenz und dem Rathause vorüber nach dem Festplatz bewegte, eine jener prächtigen festlichen Veranstaltungen, in denen München dank seinen Künstlern und dem kunstfrohen Sinn seiner Bevölkerung noch immer unerreicht ist. Die Straßen, durch die der Zug seinen Weg nahm, waren von einer Anzahl der besten Künstler Münchens in einheitlicher Weise aufs großartigste ausgeschmückt, und zwar in der Weise, daß in jeder Straße eine bestimmte Farbe oder Farbenkombination dominierte. Zwischendurch leuchtete überall das frische Grün von Tannenzweigen an den in vielgestaltiger Architektur hergestellten Triumphbogen sowie auf improvisierten Sockeln allerlei vergoldete Gipsskulpturen, wie z. B. Putten, jagdbare Tiere und vor der Feldherrnhalle in gigantischen Maßverhältnissen ein vergoldeter Nimrod.

Zur Auflösung der Duma

Schwere Zeiten hat Rußland hinter sich, schwereren geht es entgegen; denn so wie die Verhältnisse liegen, wird die Auflösung der Duma, wiewohl der Zar formell zu diesem Akt berechtigt war, die Kluft zwischen dem herrschenden Regime und der freiheitlichen Mehrheit des Volkes in verhängnisvoller Weise erweitern, und ob es dem guten Willen des Zaren gelingen wird, diese Kluft noch einmal zu überbrücken, ob er noch die Macht besitzt, seine Autorität den entfesselten Leidenschaften der großen Massen gegenüber zu behaupten, ist sehr fraglich, um so mehr, als die lange Frist, die für die Wiedereinberufung der Volksvertretung gesetzt worden ist, in der Tat geeignet ist, das Mißtrauen gegen die Regierung bei den mißvergnügten Elementen zu vermehren.

Das Jubiläum des bayrischen Kadettenkorps

Das Königlich bayrische Kadettenkorps in München beging am 14. Juli d. J. das Jubiläum seines 150 jährigen Bestehens in festlicher Weise. Gegen vierhundert ehemalige Angehörige des Instituts, darunter als Aeltester der General Graf Verri della Bosia, der im Jahre 1842 das Kadettenkorps absolviert hat und als Generalkapitän der Leibgarde der Hartschiere noch im aktiven Dienste steht, waren von nah und fern erschienen, um an der Feier teilzunehmen.



Phot. Michael Dietrich

Die Mitglieder des bayrischen Königshauses bei der Feier des 150jährigen Bestehens des Kadettenkorps in München

1. Prinz Alphons; 2. Prinz Ludwig; 3. Prinzessin Ludwig Ferdinand; 4. Prinzessin Ludwig; 5. Prinz Leopold; 6. Prinzregent; 7. Prinzessin Leopold; 8. Prinz Ludwig Ferdinand; 9. Prinz Rupprecht

Zur Rehabilitierung des Majors Dreyfus

Die unselige Dreyfus-Affäre, die lange Jahre Frankreichs inneren Frieden so schwer gestört und das ganze Land in zwei feindliche Lager gespalten hatte, hat endlich durch den Spruch des französischen Kassationshofes ihren definitiven Abschluß gefunden; dem ungerecht Verurteilten ist ebenso wie seinen mutigen Verteidigern vor aller Welt die Ehre wiedergegeben worden, und wenn ihn auch niemand für die furchtbaren Leiden entschädigen kann, die er als Gefangener auf der Teufelsinsel durchzumachen gehabt hat, so ist doch nichts versäumt worden, was geschehen konnte, um das an ihm begangene Unrecht wieder gutzumachen. Dreyfus hat nicht nur seinen früheren Rang in der Armee wieder erhalten, sondern ist, seinen Dienstjahren entsprechend, zum Major befördert und obendrein zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden, eine Auszeichnung, die ihm, den gesetzlichen Bestimmungen gemäß, schon früher von selber zuteil geworden wäre, wenn seine militärische Karriere keine Unterbrechung erfahren hätte. Die denkwürdige Zeremonie seiner Dekorierung fand bei beschränkter Oeffentlichkeit in dem kleinen Hof des Artilleriepavillons im südlichen Flügel der Ecole Militaire statt, nicht weit von dem großen Ehrenhof dieses militärischen Instituts, auf dem Dreyfus vor zwölf Jahren in so empörender Weise öffentlich degradiert und entehrt worden war. Anwesend waren außer seinen Regimentskameraden und andern Offizieren seine Frau, seine Schwiegermutter und sein Sohn, dann von seinen Freunden und Verteidigern der jetzige General Picquart, der Senator Arène, der Deputierte Joseph Reinach, Anatole France und so weiter. Kürassiere und Artilleristen bildeten im Hofe ein Viereck, der General Gillain schritt ihre Reihen ab und inspizierte die neuen Uniformen der Artilleristen, dann trat er in die Mitte und zog den Säbel. Dreyfus und sein Freund, Major Targe, der gleichzeitig mit ihm dekoriert wurde, traten vor den General, und dieser rief mit lauter Stimme: „Im Namen des Präsidenten der Republik und kraft der mir gewordenen Vollmacht mache ich Sie, Major Dreyfus, zum Ritter der Ehrenlegion!"



Phot. Chusseau-Flaviens

Das Ende der Affäre: Major Dreyfus in Uniform im Kreise seiner neuen Kameraden

Das Dorastift in Ilsfeld

Die furchtbare Brandkatastrophe, die den württembergischen Ort Ilsfeld beinahe völlig zerstörte, wird unsern Lesern noch im Gedächtnis sein. Seitdem hat man rüstig am Wiederaufbau gearbeitet und vor kurzem wurde dort das Dorastift, das von Professor Karl Vollmöller in Dresden, einem geborenen Ilsfelder, auf dem Platze seines bei dem großen Brande zerstörten Elternhauses erbaut und der Gemeinde geschenkt wurde, in Gegenwart des Ministers von Pischek, der Spitzen der Behörden und einer großen Anzahl geladener Gäste eröffnet. Dasselbe ist nach seiner Frau Dora, geborene Mirus, benannt und enthält eine Kleinkinderschule, eine Badeeinrichtung mit Hydrotherapie nach Professor Dr. Winternitz in Wien, Wohnung der Kinderschwester und eine Anzahl von Zimmern, die für ähnliche Zwecke zur Verfügung bleiben. Das schöne, hochgelegene Gebäude mit seinem hübschen Kindergarten bildet die Zierde des neuerstandenen Ilsfeld.



Das neue Dorastift in Ilsfeld (Württemberg)

Der deutsche Botschafter in Washington als amerikanischer Ehrendoktor

Freiherr Speck von Sternburg, der deutsche Botschafter in Washington, ist kürzlich von der Staatsuniversität von Illinois (Urbana-Champaign) zum Ehrendoktor der juristischen Fakultät ernannt worden. Die Ernennung fand bei einem Besuch statt, den der Botschafter der Hochschule Anfang Juni d. J. abstattete, und vollzog sich in sehr bemerkenswerter Weise. Bei seinem Eintritt in die Universitätsanlagen wurde der Botschafter seinem Rang entsprechend mit neunzehn Kanonenschüssen begrüßt, und es wurde ihm eine Ovation dargebracht, wie sie noch selten einem Besucher der Hochschule zuteil geworden ist. Als der Rektor der Universität, Dr. Edmund J. James, ein bedeutender Nationalökonom und Pädagoge, der in Halle a. S. promoviert hat, die Ernennung des Freiherrn von Sternburg zum Ehrendoktor der Universität verkündete, erhoben sich die Zuhörer, mehr als 3000 an der Zahl, wie ein Mann, und tausend deutsche Flaggen in den Händen der begeisterten Studenten wehten dem Gast ihren Gruß zu, während ein donnerndes Hoch durch das Gebäude dahinbrauste. Die Einwohner von Urbana-Champaign nahmen ebenfalls an der Feier Anteil, indem sie ihre Läden und Häuser ausschmückten und dem Botschafter ein öffentliches Diner gaben, auf dem in einer Reihe von Ansprachen die Freundschaft der Amerikaner für ihre deutschen Vettern jenseits des Ozeans sowie die Leistungen des deutschen Volkes auf dem Gebiet des Krieges, der Literatur und der Wissenschaft lebhaft betont wurden.



Der deutsche Botschafter in Washington Freiherr Speck von Sternburg als Ehrendoktor der Universität von Illinois mit zwei Professoren

Die Vintschgaubahn

Ein neuer ins Herz Tirols führender Schienenstrang, die Vintschgaubahn, die Meran mit Mals, dem Hauptort des oberen Etschtales, verbindet, ist am 1. Juli dem Verkehr übergeben worden. Die 60,6 Kilometer lange Bahn, deren Bau im Jahre 1903 begonnen wurde, weist acht große Brücken und drei Tunnels auf, von denen besonders der 600 Meter lange Marlinger Tunnel wegen des anzubohrenden Materials große Schwierigkeiten bot. Die Höhendifferenz zwischen den beiden Endpunkten beträgt 700 Meter. Durch die neue Bahn ist das Ortlergebiet erheblich leichter zugänglich geworden; ihre volle Bedeutung wird sie aber erst erhalten, wenn sie bis Landeck zum Anschluß an die Arlbergbahn ausgebaut sein wird. Diese bereits abgesteckte Strecke wird die Verbindung zwischen dem Bodensee und dem Adriatischen Meere bedeutend kürzer gestalten als bisher.



Phot. G. Müller, Bozen

Von der Eröffnung der Vintschgaubahn Meran—Mals durch Erzherzog Eugen: Ansprache des Pfarrers in Marling



Phot. Chusseau-Flaviens, Paris

König Alphons mit seiner Gemahlin in Schloß La Granja

Schloss La Granja

Das Schloß La Granja, in dem König Alfons XIII. und seine Gemahlin einen Teil ihrer Flitterwochen zugebracht haben, liegt zwei Stunden von Segovia entfernt auf dem Abhang der Sierra de Guadarrama, 1991 Meter über dem Meere. König Philipp V. ist der Gründer dieser königlichen Sommerresidenz, einer Nachahmung von Versailles, die jedoch noch großartiger ist als das Original. Karl III. baute das Schloß weiter aus. Der königliche Palast ist ein rechteckiger monumentaler Bau im klassischen Renaissancestil. Bedeutsam ist der Park, der 146 Hektar umfaßt.

Das Volkstrachtenfest in Butzbach

In dem altertümlichen oberhessischen Städtchen Butzbach fand am 17. Juni ein mit einer Ausstellung verbundenes Volkstrachtenfest statt, an dem zahlreiche Bewohner der Umgegend teilnahmen. Nachmittags trafen auch der Großherzog von Hessen und seine Schwiegereltern, das Fürstenpaar von Solms-Lich, ein. Der aus 38 Gruppen bestehende Festzug, der u. a. einen Hochzeitszug aus dem Ebsdorfer Grund, eine „Spinnstube" aus Griedel, einen Erntewagen aus Ober-Morlen, einen Rosenwagen aus dem Rosendorf Steinfurt und so weiter vorführte, bot ein prächtiges Bild. In den zehn Räumen der Ausstellung waren typische Interieurs, Volkstrachten, kunstgewerbliche Erzeugnisse, Wandmalereien und dergleichen aus Oberhessen zusammengestellt.

Von der bayrischen Jubiläumsausstellung

An der Jubiläumsausstellung in Nürnberg hat der bayrische Staat, dem nationalen und geschichtlichen Charakter der ganzen Veranstaltung entsprechend, hervorragenden Anteil genommen und tritt selbst unter Beteiligung sämtlicher Ministerien als Aussteller auf. Das mächtige staatliche Ausstellungsgebäude, dessen von Assessor Ullmann entworfene eigenartige Fassade unser Bild zeigt, wirkt außerordentlich imposant und geschmackvoll. Obenan steht unter den vom Staat veranstalteten Schaustellungen das Museum für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen mit seinen höchst anschaulichen Modellen von Arbeiterwohnhäusern und Arbeiterkolonien. Sehr interessant ist auch die von der Stadt Nürnberg in einem eigenen Gebäude veranstaltete Ausstellung alter Kunst aus heimischem Besitz.

Das lenkbare Luftschiff der Brüder Lebaudy

Die seit längerer Zeit in verschiedenen Kulturländern angestellten systematischen Versuche, das große Problem des lenkbaren Luftschiffs zu lösen, haben zuerst in Frankreich zu positiven Ergebnissen geführt. Dem Brasilianer Santos-Dumont gelang es am 19. Oktober 1901, mit seinem Ballon den Eiffelturm in Paris zu umschiffen, womit er den von dem Sportsfreund



Phot. Metz & Lang, Darmstadt

Vom Volkstrachtenfest in Butzbach in Hessen



Von der Nürnberger Ausstellung: Gebäude des bayrischen Staates, entworfen von Bauamtsassessor Ullmann

Henry Deutsch ausgesetzten Preis von 100000 Franken gewann. Noch erfolgreicher waren die Brüder Lebaudy, die im Vereine mit dem in ihren Diensten stehenden Ingenieur Juillot schon seit Jahren daran gearbeitet haben, ein lenkbares Luftschiff herzustellen, und große Summen dafür geopfert haben. Schon am 24. Juni 1903 führten sie mit ihrem „Dirigeable“ nach einem vorher aufgestellten Programm die Fahrt von Lavancourt nach Vormières und zurück (im ganzen eine Entfernung von 49 Kilometern) in 2 Stunden 46 Minuten ohne Unterbrechung aus. Seitdem ist es ihnen gelungen, ihre Konstruktion noch weiter erheblich zu verbessern, und die letzten vor dem französischen Kriegsminister mit dem Luftschiff angestellten Versuche haben erwiesen, daß dieses jetzt tatsächlich für Kriegszwecke brauchbar ist. Da die Brüder in vorbildlichem Patriotismus die Errungenschaften ihrer Arbeit dem französischen Staat unentgeltlich zur Verfügung gestellt haben, so werden von jetzt an bei einem künftigen Kriege die Gegner Frankreichs mit der Erfindung zu rechnen haben, ein Umstand, der Kaiser Wilhelm II. veranlaßt hat, die Initiative zur Gründung einer Studiengesellschaft zu ergreifen, die unsre militärischen Behörden in ihren Bemühungen, gleichfalls ein völlig kriegsbrauchbares lenkbares Luftschiff herzustellen, tatkräftigst unterstützen soll. Zu den Komiteemitgliedern der Studiengesellschaft, deren Stammkapital zunächst eine Million Mark beträgt, gehören außer den Vertretern der einschlägigen militärischen Behörden Admiral z. D. von Hollmann und eine Anzahl von Großindustriellen und Finanzmännern, darunter die Herren J. Loewe, Paul Schwabach, James Simon,



Von der Nürnberger Ausstellung: Der Saal für kirchliche Kunst im Pavillon der Stadt Nürnberg

W. Rathenau. Der „Dirigeable" der Brüder Lebaudy, den unsre Abbildung zeigt, wiegt nur wenig über 100 Kilogramm, so daß er von wenigen Soldaten leicht auf den Schultern aus seiner Halle herausgetragen werden kann, wobei noch einige zwanzig Mann ihn an Stricken festhalten müssen, um den Winddruck zu paralysieren. Das Bild läßt deutlich das Gitter von Drahtseilen erkennen, das den Ballon fest mit der darunter befindlichen Plattform verbindet.


Die Versuche mit dem lenkbaren Luftschiff „Lebaudy" in der Festung Toul

Die Deutschböhmische Ausstellung in Reichenberg

In der in einem herrlichen Talkessel zwischen dem Iser- und Jeschkengebirge gelegenen Metropole Deutschböhmens, der hochinteressanten alten Stadt Reichenberg, wurde am 17. Mai im Beisein des hohen Protektors, Erzherzog Karl Ferdinand, die Deutschböhmische Ausstellung eröffnet. Dieses mit einem Kostenaufwande von mehr als 2½ Millionen Kronen geschaffene Unternehmen ist keine Ausstellung in gewöhnlichem Sinne, sondern eine bedeutsame wirtschaftliche, nationale und politische Tat, die offenkundig beweisen soll, daß das deutsche Volk in Böhmen einer der vornehmsten Träger der wirtschaftlichen Wohlfahrt des Reiches ist und die wirtschaftliche Macht der Tschechen weitaus überragt. Und fürwahr glänzend ist dieser Beweis erbracht worden. Die „Deutschböhmische Ausstellung" zeigt nicht nur, auf welch gewaltiger Höhe Industrie, Gewerbe, Kunst und Landwirtschaft in Deutschböhmen stehen, sondern sie ist auch eine der schönsten, reichhaltigsten und geschmackvollsten Ausstellungen des letzten Jahrzehnts, sowohl im In- wie im Auslande. Das zirka 400000 Quadratmeter große Ausstellungsgelände weist außer dem mächtigen Industriegebäude mit seiner vornehmen, im Arkadenstil ausgeführten, mit imposantem Kuppelbau gekrönten Stirnseite und den fünf fingerförmigen riesigen Hallen noch eine Menge künstlerisch schöner Repräsentationsbauten und über fünfzig Pavillons auf, die inmitten prachtvoller gärtnerischer Anlagen zum Teil auch Restaurationszwecken oder dem Vergnügen dienen. Besonders interessant ist das in kulturgeschichtlich bedeutsamem Stil aufgeführte „Haus der Stadt Reichenberg", das außer bildlichen und geschichtlichen Darstellungen, besonders aus der Wallenstein-Zeit, eine rückschauende Ausstellung und ein historisches Tuchmacherstübchen enthält. Hier ist auch noch die wertvolle Gemäldegalerie des verstorbenen Mäcens der Stadt, Freiherrn Heinrich von Liebig, untergebracht, die dieser der Stadt vermachte und die nun zum ersten Male der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Außer diesem sehenswerten Gebäude seien aus der Menge der übrigen nur noch einige erwähnt: die Vereinigten deutschen Sparkassen Böhmens, das Muster-Einfamilienhaus, die Musterselcherei und Bäckerei (beides im Betriebe), die Pavillons mit der Ausstellung Die Kunst im Leben des Kindes, der Wohlfahrtseinrichtungen, des Jagd- und Forstwesens und so weiter. In einem eignen Kunstpavillon hat die deutschböhmische Künstlerschaft eine glänzende Sammlung ausgestellt. In den mächtigen Hallen des Industriegebäudes bilden neben den Erzeugnissen der Eisen- und Textilindustrie


Von der Deutschböhmischen Ausstellung in Reichenberg: Das Hauptgebäude mit der Seeterrasse

die der Gablonzer und Haidaer Glasindustrie Sehenswürdigkeiten ersten Rangs. Märchenhaft ist die Pracht dieses Teiles der Ausstellung, und das Arrangement zeigt neben hohem Kunstsinn und feinstem Geschmack so recht augenfällig den österreichischen Schick, welcher der ganzen Ausstellung in allen Teilen ein so eigenartiges Gepräge gibt. Die weit und breit berühmten deutschböhmischen Brauereien, wie Pilsener, Maffersdorfer, Hohenelber, Gablonzer und so weiter, haben prächtige Restaurationsgebäude, die Reichenberger Sektion des Alpenvereins ein höchst originelles Alpenpanorama, die Gruppe der Croda da Lago in den Dolomiten, aufgeführt.

W. Kneschke-Schönau



Phot. Karl Fischer, Köln

Das neue „Reichswaisenhaus am Rhein“ bei Niederbreisig

Ein neues Reichswaisenhaus

Die Deutsche Reichsfechtschule, von dem früheren Generalagenten, jetzigen Rentner Heinrich Nadermann am 13. Oktober 1880 zu Magdeburg gegründet, beging in aller Stille vor einiger Zeit ihr Silbernes Jubiläum. Während der fünfundzwanzig Jahre ihres Bestehens haben die Freunde der guten Sache über zwei Millionen Mark zusammengebracht und mit diesen Mitteln in den nach und nach errichteten vier Reichswaisenhäusern vielen Hunderten von Kindern das verlorene Elternhaus ersetzt. Eine sinnige Festgabe ist dem Gesamtverein zu seiner Jubelfeier von dem unter dem Protektorate Seiner Durchlaucht des Fürsten zu Wied stehenden Verband Köln in dem von ihm zu Niederbreisig am Rhein errichteten fünften Reichswaisenhause dargebracht worden. Die Mittel zum Bau und zur Einrichtung dieses Hauses, 150000 Mark, wurden durch einen Ausschuß, an dessen Spitze Oberlandesgerichtspräsident a. D. Wirklicher Geheimer Rat Exzellenz Dr. Hamm steht, in fünf Jahren bei den Bewohnern der Rheinprovinz ohne Unterschied des Standes und der Konfession zusammen „gefochten“. Das „Reichswaisenhaus am Rhein“, eine Zierde der herrlichen Gegend, ist nach den Plänen und unter Leitung des Architekten H. Wildenblanck-Aachen errichtet worden und gewährt fünfundzwanzig Knaben und fünfundzwanzig Mädchen Aufnahme.

Der chinesische Tauchervogel als Fischfänger

Zum ersten Male konnte man in Deutschland dressierte chinesische Wassertauchvögel (Kormorans) sehen, die ein



Copyright by Dannenberg & Co.

Chinesische Tauchervögel als Fischfänger: der Fischer schüttelt dem Vogel die Beute aus dem Kropf



Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

Aus dem alten Karzer der Universität Jena

chinesischer Fischer namens Tse Kimming im Zirkus Schumann in Berlin vorführte. Scheu und gefräßig von Natur, wird der Kormoran in China von dem Fischer in früher Jugend dressiert. Er muß sein angeborenes Talent, Fische zu fangen, im Dienste seines Brotherrn, dem er Angel und Netz ersetzt, ausnutzen. Er darf den Gewinn aber nicht für sich behalten, soll ihn vielmehr prompt abliefern, dafür bezieht er später einen gewissen Prozentsatz von der Einnahme. Die prächtig dressierten Vögel tauchen, schnappen nach dem Fang, den sie unverzüglich ihrem Herrn bringen. Die gänsegroßen Kormorans sind treu wie Hunde; sie hören auf den leisesten Wink ihres Herrn und lassen sich ruhig die Fische aus dem Schlund schütteln, bis das Faß, darin man den Fang bewahrt, gefüllt ist. Jeder Vogel trägt um den Hals ein loses, rotes Bändchen. Es hat den Zweck, zu verhindern, daß die Kormorans die gefangenen Fische hinunterschlucken, anstatt sie vorschriftsmäßig auszuhändigen. Die chinesischen Fischer benutzen gewöhnlich Bambusflöße, auf denen sie behend mit ihren Wasservögeln dahinrudern und die geeignetsten Stellen des Flusses aufsuchen. Nachdem der Fischzug vorüber, wird den Kormorans das seidene Sperrband gelöst und sie schlucken die von dem Fischer herausgesuchten, zum Verkauf weniger geeigneten Fische als wohlverdiente Tantieme. Wie hoch die Arbeitsleistung dieser Tauchervögel eingeschätzt wird, beweist der Umstand, daß sich die Steuerbehörde des Reiches der Mitte recht angelegentlich mit ihnen beschäftigt. In China muß der Fischer für jeden Kormoran, den er sich hält, eine Steuer bezahlen. Jeder Vogel wird bei seiner Geburt wie bei seinem Absterben in ein Register der Steuerbehörde eingetragen. Wie der Ibis der heilige Vogel Aegyptens und mit der Anbetung von Isis und Osiris eng verknüpft war, so ist seit Menschengedenken in China der heilige Vogel der Tauchervogel (Wasserrabe) oder Loo Che (Kormoran).

Die Studentenkarzer in Jena

Eine Sehenswürdigkeit der alten Studentenstadt Jena bilden die Karzer der Universität. Ihre Wände sind bedeckt mit Sinnsprüchen, studentischen Kraftausdrücken und grotesken, meist primitiven Handmalereien. Die alten, längst nicht mehr benutzten Karzer enthalten eine Anzahl von lebensgroßen Karikaturen der damaligen Universitätsprofessoren und ihrer Frauen, die von dem Studenten Tischli, späterem Karikaturenzeichner, im Juli des Jahres 1822 ausgeführt worden sind. Sie wurden bald berühmt, und Goethe soll sich um ihre Erhaltung verdient gemacht haben. Die neuen Karzer, in denen noch heute die Jenenser Studenten für übermütige Streiche Buße zu tun pflegen, doch ohne dabei auf alle Fidelität verzichten zu müssen, enthalten weniger künstlerische als burschikose Malereien und Inschriften, die einen charakteristischen Einblick in das fröhliche Leben voll überschäumender Jugendlust, wie es auch die Studenten unserer Zeit noch führen, gewähren. Leider sind diese originellen Karzer dem Untergange geweiht, denn die alten, zur Universität gehörigen Gebäude, in denen sie liegen, sollen in längstens zwei Jahren durch neue Gebäude ersetzt werden, die vielleicht überhaupt keine Karzer mehr enthalten werden.



Wandmalereien im neuen Karzer der Universität Jena



Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

Chamberlain dankt für die ihm an seinem 70. Geburtstag dargebrachten Huldigungen

Von Chamberlains Geburtstagsfeier

Drei Tage lang ist Chamberlains siebzigster Geburtstag in Birmingham, dem Ausgangspunkt und Zentrum seines politischen Wirkens, von seinen Getreuen festlich begangen worden, und mit jugendlicher Frische hat der Gefeierte, der offenbar noch eine große politische Zukunft vor sich zu haben glaubt und dem man seine Jahre in der Tat nicht ansieht, die Gelegenheit benutzt, um neue Propaganda für seine Ideen zu machen, unter denen zurzeit der Imperialismus und die Reichsschutzzölle obenan stehen, wiewohl er sich dabei noch immer als Demokrat fühlt. Die Feier schloß am 9. Juli mit einer Versammlung in der Bingleyhalle ab, wo über 10000 Personen dem Staatsmann eine Huldigung darbrachten. Chamberlain sagte in feuriger Rede den baldigen Sieg der Fiskalreform voraus, befürwortete die Reichseinheit und geißelte den Arbeiterführer Keir Hardie, weil er den Zulunegern den Sieg über die weißen Kolonisten wünschte. Viele Tausend seiner Anhänger geleiteten, Laternen und Fackeln tragend, von welch letzteren sich später herausstellte, daß sie — made in Germany waren, Chamberlain und seine Gattin auf der Heimfahrt nach Schloß Highbury. Königin Alexandra, der Prinz und die Prinzessin von Wales und drei koloniale Gouverneure hatten telegraphisch Glückwünsche gesandt.

Die Taufgeräte des preussischen Königshauses

Zu der Taufe des jüngsten Thronerben wird eine silberne Taufschale und eine aus schlesischem Gold hergestellte Taufkanne verwendet werden. Beide Geräte sind wiederholt bei den Taufakten im deutschen Kaiserhause benutzt worden. Das silberne Taufbecken wurde zuerst bei der Taufe des nachmaligen Kaisers Friedrich III. eingeweiht. Auf der Rückseite der Schale sind die Namen eingraviert, welche die Zahl 30 bereits übersteigen. Der jüngste Hohenzollernsproß ist die vierte Generation, bei der sie zur Taufe benutzt wird. Sie ist ein ganz hervorragendes Kunstwerk und wurde im Jahre 1835 fertiggestellt. Die Beckenöffnung ist mit der Taube, dem Symbol des Heiligen Geistes, geschmückt. Den 11 Zentimeter breiten Rand zieren 43 aus freier Hand getriebene und ziselierte Figuren, die das Wort Christi: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht," versinnbildlichen. Die Taufkanne wurde auf Befehl König Friedrich Wilhelms IV. 1855 hergestellt. Die Entwürfe zu diesem Prachtstück rühren von Peter Cornelius und Geheimrat Stüler her und weisen etruskische Motive auf. Auf der Rundung der Kanne ist die Taufe Christi durch Johannes dargestellt. Links davon sieht man die jüdische Bundeslade und den siebenarmigen Leuchter sowie eine weibliche Gestalt mit den Tafeln des Dekalogs, rechts eine Personifikation des Jordan, der aus einem Kruge Wasser gießt. Der Henkel besteht aus Weinlaub mit Trauben. Auf seiner Spitze kniet ein Engel, der aus einem antik geformten Gefäß Wasser in die Kanne schüttet. Die Kanne wurde zum ersten Male bei der Taufe der ältesten Tochter des Prinzen Friedrich Karl in Gebrauch genommen. Der Bauch der Kanne ist aus einem Stück ohne Naht getrieben. Beide kostbare Gefäße werden im Tresor der Königlichen Hof- und Garnisonskirche zu Potsdam aufbewahrt und von da aus an den Ort gebracht, an dem sie gebraucht werden. So wurden sie schon nach Hannover und nach Kamenz transportiert, nun werden sie ihren Dienst bei der Taufe des künftigen fünften Kaisers tun.

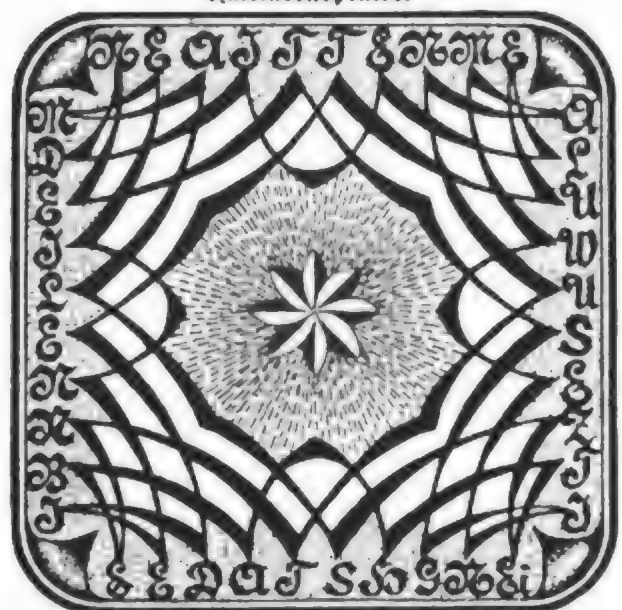


Copyright by Carl Dannenberg

Die Taufgeräte des preußischen Königshauses

Für müßige Stunden

Kaleidoskoprätsel



Welchen Text ergeben, richtig aneinandergereiht, die Buchstaben der vorstehenden Figur? H. B.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. I

Gespielt im IV. allrussischen Turnier zu Petersburg am 9. Januar 1906 (27. Dezember 1905)

Weiß: B. Blumenfeld (Kowno); teilte mit A. Rubinstein (Lodz) den 2. und 3. Preis.

Schwarz: E. Hellbach (Petersburg).

Schottische Partie

Weiß.	Schwarz.		
1. e2–e4	**e7–e5**	8. Dd1–g4	g7–g6
2. Sg1–f3	**Sb8–c6**	9. Dg4–f4	d7–d6
3. d2–d4	**e5×d4**	10. Lf1–c4	Sc6–e5
4. Sf3×d4	Lf8–c5	11. 0–0[3])	Lc8–e6
5. Lc1–e3	Dd8–f6	12. Lc4×e6	f7×e6
6. Sd4–b5[1])	Lc5×e3	13. Sb1–c3	Ke8–d7[4])
7. f2×e3	Df6–d8?[2])	14. Ta1–d1	Kd7–c8[5])
		15. Df4×e5[6])	Aufgegeben.

[1]) Ein Angriff von zweifelhaftem Wert. Die übliche Fortsetzung ist 6. c2–c3.

[2]) Ke8–d8 war hier der richtige Zug: Schwarz hätte dann später von seiner besseren Bauernstellung Vorteil gezogen. Allein auch Weiß hatte inzwischen vermöge seiner freieren Stellung gute Aussichten (8. Sb1–c3 a7–a6 9. Sb5×c7; 8. . . . Sg8–e7 9. Sc3–d5 und so weiter).

[3]) Zug für Zug ein Entwicklungszug mit unmittelbarem Angriff.

[4]) Schwarz sollte sich hier mit a7–a6 Luft verschaffen. (Nicht c7–c6 wegen 14. Sb5×d6† Dd8×d6 15. Ta1–d1 und so weiter.)

[5]) Falls Se5–c6, so 15. Sb5×d6. Am besten war noch Kd7–e7, worauf indessen Weiß mit 15. Df4–g5† Ke7–e8 (falls nach d7, so 16. Dg5×e5) 16. Sb5×c7† Ke8–d7 (oder Dd8×c7 17. Sc3–b5) 17. Dg5×e5 Kd7×c7 18. Td1×d6 ebenfalls gewinnt.

[6]) Kurz und bündig.

Aufgabe I

Von Dr. F. Binder in Weimar

(Neu)

Schwarz (6 Steine)

Weiß (9 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Silbenrätsel

1.

Ich schütze dich vor vielem Ungemach,
Bin bald gewölbt, bald spitzig und bald flach.
Als Dichter galt ich viel zu meiner Zeit,
Und manches meiner Lieder lebt noch heut'.

2.

Mich zeigt dir die Natur millionenfach,
Bald kantig und bald rund, bald spitz, bald flach,
Bald bin ich wertlos, bald ein kostbar Ding,
Mein Ruhm im deutschen Volk ist nicht gering.

Das Ganze.

Ich bin sehr groß und absolut nicht flach,
Mir wird nicht Herr, wer in den Beinen schwach,
Doch wer die Kraft besitzt, mich zu bezwingen,
Den wird der Sieg dem Himmel nahe bringen. Eta.

Wechselrätsel

Thüringen, wo meinen Engel ich fand,
Thüringen, bist mir das herrlichste Land!
Leser, du ruhst nicht gewiß, bis du weißt,
Wie meines Herzblättchens Vorname heißt:
Wenn du zwei Zeichen, die stehen zuletzt,
Anders gereiht vor das Uebrige setzt,
Hast du vor Augen, zwar kopflos, die Stadt,
Welche mein Liebchen zum Wohnsitze hat. Dr. F. B.

Worträtsel

Wenn unserm Worte man Zeichen hinzufügt oder sie wegnimmt,
Wird es wie selber es heißt. Wort, ei wie narrend du bist!
Frühere Trachten, verglichen mit unsern heutigen, waren
Sie wie es meldet das Wort — unbestimmt nur allerdings.
Tropft es seit Tagen vom Himmel, dann klagt man: „Ach, möchte das Wetter
Werden entsprechend dem Wort! Sonne, erfreu unser Herz!"
Seltsam fürwahr ist das Rätsel, weil jeder, der fand seine Lösung,
Meint dann, es müsse wohl doch anders die richtige sein.
Dr. F. B.



„Ich glaube, Mama, der Graf macht endlich Ernst!"
„So! Hat er sich denn erklärt?"
„Noch nicht! Aber im Gespräch mit mir blies er beim Rauchen fortwährend Ringe in die Luft."

Literatur.

Ein altbewährtes Handbuch, **Meyers Kleines Konversationslexikon** (Leipzig, Bibliographisches Institut), hat vor kurzem in siebenter, gänzlich neubearbeiteter und vermehrter Auflage zu erscheinen begonnen. Die neue Auflage bringt dem großen Kreise derer, die den „Kleinen Meyer" seit vielen Jahren benutzen und schätzen, eine vor allem andern bemerkenswerte Ueberraschung, insofern sie in **sechs** Bänden (à 12 Mark), das ist im doppelten Umfange der sechsten Auflage, erscheint; sie wird im ganzen mehr als 180000 Artikel und Nachweise auf 5800 Seiten (sechste Auflage 2600 Seiten) mit etwa 520 (sechste Auflage 168) Illustrationstafeln, Karten und Plänen und etwa 100 Textbeilagen enthalten. Das Werk repräsentiert also in Zukunft einen Mitteltypus zwischen den großen, sechzehn- bis zwanzigbändigen Nachschlagewerken und den Handbüchern von knappstem Umfange, in deren Spezies offenbar Brockhaus' zweibändigem „Kleinen Konversationslexikon" von jetzt an die Alleinherrschaft überlassen werden soll. Obwohl einstweilen nur die erste Lieferung der siebenten Auflage vorliegt, darf man doch schon jetzt sagen, daß der neugeschaffene Mitteltypus seine großen Vorzüge hat und vielen, denen die großen Enzyklopädien zu umfangreich oder zu teuer, die kleinen Handbücher nicht ausführlich genug sind, sehr willkommen sein wird; ebenso darf man nach den bisherigen glänzenden Leistungen des Verlags auf dem enzyklopädischen Gebiet und nach den Proben, welche die erste Lieferung bietet, das Vertrauen haben, daß der „Kleine Meyer" auch in seiner neuen Gestalt den höchsten Anforderungen, die heutzutage an ein Nachschlagewerk gestellt werden können, vollauf entsprechen wird.

— Zum Rembrandt-Jubiläum hat **Bruno Jacobi** ein sehr dankenswertes **„Verzeichnis der durch Photographie und Kunstdruck reproduzierten Arbeiten des Meisters"** erscheinen lassen, das auch über den engeren Kreis des Kunsthandels hinaus Beachtung verdient, da es dem Kunstfreund schätzenswerte Hinweise für die Verwendung Rembrandtscher Bilder als Wandschmuck liefert. Das Büchlein ist zu beziehen von der Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst, Berlin W., Elßholzstraße 15, die bekanntlich selbst durch ihre großen schönen Photogravüren, deren weiche Technik zur Wiedergabe der malerischen Werte so recht geeignet ist, auch viel zur Verbreitung Rembrandtscher Kunst beigetragen hat. Eine wertvolle Bereicherung seiner Kollektion hat sich dieser Verlag gerade jetzt, gewissermaßen auch als Festgabe zur Rembrandt-Feier dadurch geschaffen, daß er den schon existierenden zwei Einzelbildnissen aus den „Staalmeesters", die — sie lassen die Köpfe lebensgroß erscheinen — mit Recht „die besten Vermittler der Schönheit der Originale" genannt sind, drei weitere Details gleicher Art hinzugesellt hat. Die neuen Blätter kosten, wie die früheren, je 10 Mark. — Einen **Rembrandt-Band** hat jetzt auch die Monographiensammlung **„Die Kunst"** herausgebracht (Berlin, Bard, Marquardt & Co., Preis 1,25 Mark). Sein Autor ist Richard Muther, dessen Schaffensart eine von Flüchtigkeitsfehlern freie Darstellung freilich auch hier nicht zugelassen hat. Immerhin

kann es gewiß nur lebhaftes Interesse erwecken, wenn ein so vielgelesener Schriftsteller sich, unsers Wissens zum dritten Male, mit dem Thema Rembrandt eingehender auseinandersetzt: sachlicher und weniger schwulstig, als es vor Jahren in der „Geschichte der Malerei“ geschah. An sonstigen neuen Bändchen der „Kunst“ sind zu notieren: Band 44: „Benvenuto Cellini“ von W. Fred; Band 45: „Präraffaelismus“ von Jarno Jessen; Band 46: „Donatello“ von W. Pastor; Band 47: „Felicien Rops“ von Franz Blei.

— Eine ganz eigenartige Erscheinung auf dem Gebiete der deutschen Zeitschriftenliteratur ist das Monatsblatt „Kindergarderobe“, das bei John Henry Schwerin, Berlin W. 35, erscheint und bereits eine Auflage von über 300 000 Exemplaren erreicht hat. Wie der Titel besagt, wendet das Blatt seine Hauptaufmerksamkeit der Bekleidung unsrer lieben Kleinen zu. Alles, was eine sorgende Mutter braucht, um ihre Lieblinge recht schön erscheinen zu lassen, findet sie hier in Wort und Bild beschrieben. Daß Schnittmuster zur Selbstanfertigung beiliegen, versteht sich eigentlich von selbst. Ein Kindermoden-Panorama in Farbendruck gereicht jeder Nummer zu besonderem Schmuck. Die Beilagen — jede Nummer enthält deren sechs — erweitern den Rahmen des Blattes aber beträchtlich. In ihnen ist nicht nur von der Bekleidung des äußeren Menschen die Rede, sondern jung und alt findet reichlichen Stoff zur Unterhaltung und vielfache Anregung zu Spiel und Kurzweil.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen dem Papierkorb.

Welchen Kurs nimmt die neue Richtung für Möbel? Der Stimmen, die die Fortentwicklung der neuen Richtung verneinen, sind wenige. Zwar ist ein gewisser Rückschlag, wie in allen Vorwärts-Bewegungen insofern bemerkbar, als die allerreichsten, allerteuersten Sachen wieder mehrfach strenger im „Stil“ gemacht werden, und zwar aus dem Grunde, weil das Neue für Prunkräume zu einfach geworden ist. Hauptkennzeichen der neuen Richtung sind heut Einfachheit, Zweckmäßigkeit, Gemäßheit des Materials, fein abgestimmte Verhältnisse. Das Bunte, Krause im Raum weicht mehr und mehr der Harmonie. Behaglichkeit und Ruhe wird gesucht; schreierisch aufdringliche Formen will man nicht. Wir machen damit die ähnliche Erfahrung, die wir bei den Farben gewonnen haben; wir haben gesehen, daß die letzteren in demselben Maße sanfter und ruhiger werden, wie die Möbel. — Das bedeutet einen ungeheueren Fortschritt, denn dadurch wird man für feinere Stimmungen im Raum Verständnis gewinnen. Zweifellos zum Vorteil des Bewohnenden, denn schon dessen äußere Erscheinung wird sich in einem derartig ausgestatteten Raum vorteilhaft abheben. — Wir glauben bestimmt, daß diese Wendung der neuen Richtung von großer Dauer sein wird, denn ganz allmählich sind wir dazu gekommen, außerdem aber schließen wir eigentlich da an, wo wir mit der vernunftgemäßen Entwicklung eines Stiles vor 70 Jahren aufgehört haben, beim „Biedermeier“. Keinenfalls werden wir wieder in ein Kopieren dieses Stils verfallen, wir werden ihn zeitgemäß fortentwickeln. — (Das ist ein Auszug aus der kleinen Schrift: „Wie richte ich meine Wohnung ein?“ der Firma Dittmar, die kostenfrei versandt wird.) Das Haus Dittmar's Möbel-Fabrik, Berlin C., Molkenmarkt 6, wird in Kürze Gelegenheit nehmen, wohlfeile Muster-Wohnungen, in denen alles von Künstler Geist und Hand wohl abgestimmt ist, vorzuführen. — Die Schriften und Preisverzeichnisse der Firma stehen auf Wunsch kostenfrei zu Gebote.



Eingegangene Bücher und Schriften

Bormann, Edwin, Francis Bacons Reim-Geheimschrift. Leipzig, Edw. Bormanns Selbstverlag.

Flugblätter für künstlerische Kultur. Heft 1: Rée, Joh., Habe ich den rechten Geschmack? Heft 2: Dreßler, Willy O., Kultur der Feste. Heft 3: Moritz, Neue Theaterkultur. Einzelpreis je M —.80; Subskr.-Preis je M —.60. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Friedmann, Fritz, Ilonka. M 2.—. Berlin, Verlag Continent.

Griebens Reisebücher: Rügen M 1.50, Dresden und Sächsische Schweiz M 2.—, Karlsbad M 1.50. Berlin, Albert Goldschmidt.

Hackenberg, Karl E., Rembrandt als Germane und Protestant. Leipzig, Julius Bädeker.

Haek, D., Der Geschäftsreisende. Handbuch für deutsche Geschäftsreisende im Deutschen Reiche und im Auslande. I. Teil. Berlin, C. Regenhardt.

Heller, Leo, Garben. Berlin, Harmonia-Verlagsgesellschaft.

Höcker, Paul Oskar, Dodi. M 5.—. Berlin, Gebr. Paetel.

Kempf & Schuster, Das Freiburger Münster. Gebd. M 3.—. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung.

v. **Kotze**, St., Schwarz in Schwarz. M 2.—. Berlin, Verlag Continent.

Kubel, Die Apotheke zu Angerbeck. Gebd. M 5.—. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler.

Lanz, H., Wie sollen wir sprechen? Wien, Szelinski & Co.



Beim Wort genommen

„Ich fahre nie mehr in solchen vollgepfropften Wagen."
„Gnädiges Fräulein sagten doch vorhin daß Sie das Leben in vollen Zügen genießen möchten."





Briefmappe

J. Z. in Malmö. Die Zeremonie der Fußwaschung findet in München jedes Jahr am Grundonnerstag statt. Es werden dafür zwölf arme alte Männer vom Lande, die sogenannten Apostel, ausgewählt und in ein besonderes Habit mit weißblauen Schnüren gekleidet. Der Prinzregent wäscht und trocknet ihnen — natürlich nur andeutungsweise — in Gegenwart des Hofes die Füße. Den Fußkuß erteilt er ihnen nicht persönlich, sondern läßt ihnen denselben durch einen hohen Geistlichen geben. Jedem der Apostel hängt er ein Beutelchen mit Geld um den Hals. Nach der Zeremonie werden die „Apostel" bewirtet. Die Apostel dieses Jahres standen im Alter von 80 bis 96 Jahren, darunter befand sich ein neunzigjähriges Zwillingspaar. Auch am österreichischen und russischen Hofe besteht der Brauch noch.

Ein entthronter Negerkönig

Das ehemalige Königreich Dahome an der Neu-Guineaküste ist seit 1893 französische Besitzung. Sein letzter Herrscher Behanzin hat es schwer zu büßen gehabt, daß er den Franzosen, die sich seit 1878 an mehreren Küstenorten des Landes festgesetzt und 1890 von ihm selber die Abtretung der ganzen Küste gegen die ansehnliche Summe von 20 Millionen Franken erlangt hatten, in dem Glauben, von ihnen übervorteilt zu sein, im Frühjahr 1892 den Krieg erklärte. Sein kriegerisches Heer wurde von einem französischen Expeditionskorps unter Oberst Dodds wiederholt geschlagen und seine Hauptstadt Abome besetzt. Der König ergab sich am 25. Januar 1894 und wurde nach Martinique abgeführt; an seine Stelle wurde ein willfähriger Verwandter namens Genthili gesetzt, der aber nur noch als Scheinkönig anzusehen war, da das Land der französischen Kolonie Golfe de Bénin einverleibt und wie die übrigen nordwestafrikanischen Besitzungen Frankreichs dem in St. Louis residierenden Generalgouverneur von Westafrika unterstellt wurde. Es läßt sich denken, daß es dem König, der vordem als Gottheit verehrt worden und absoluter Herrscher über Leben und Eigentum seines Volkes gewesen war, hart ankam, sich mit der so erheblich weniger angesehenen Stellung eines unfreiwilligen französischen Staatspensionärs zu begnügen, jedenfalls war er mit seinem Aufenthaltsort, obwohl die französische Regierung ihn so viel wie möglich nach seiner gewohnten Fasson leben ließ, höchst unzufrieden, und es ist ihm daher die Erlaubnis erteilt worden, sein Leben fortan in der am Fuß des Atlas gelegenen festen Stadt Blidah in Algier zu verbringen. Auf der Reise dorthin berührte er kürzlich Marseille. Das Gefolge der schwarzen Majestät bestand aus seinen vier Frauen Etioni, Viloté, Menoussai und Cenocou, drei Töchtern, einem zweiundzwanzigjährigen Sohne und vier Dienern. Die Frauen trugen nicht übermäßig viel Kleider, und die Zuschauer hatten Gelegenheit, die bronzefarbenen nackten Schultern der Damen zu bewundern. König Behanzin, der jetzt sechzig Jahre alt ist, trug über einem langen Rock einen großen, mit Goldborten besetzten Mantel. Von seinen alten Sitten und Gebräuchen hat er noch nichts aufgegeben. Als er mit seinem Gefolge nach der Ankunft den Bahnsteig betrat, schlug er mit einem axtähnlichen, aus Elfenbein bestehenden Zepter, das er nie von sich

legt, sehr zeremoniös dreimal auf den Boden, worauf sich seine vier Frauen auf die Erde warfen und die Stelle küßten, die der Negerkönig berührt hatte. Am Bahnhofe bestieg der König nach dem Empfang durch die Behörden mit den vier Frauen einen großen Landauer, und während der Wagen davonrollte, zündete sich Behanzin eine türkische Pfeife an. Eine seiner Frauen hielt mit den Händen einen weißen porzellanenen Spucknapf, in den der König, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, mit großartiger Fertigkeit spie. Jedesmal nach einem solchen Spuckmanöver wischte ihm eine seiner andern Frauen mit einem seidenen Taschentuch sorgfältig den Mund. Große Ehrerbietung legt der Sohn, der eine europäische Erziehung erhalten hat und fertig Französisch spricht, gegen den Vater an den Tag. So wirft er sich jeden Morgen, wenn er das Zimmer des Königs Behanzin betritt, nach dahomeischer Sitte auf den Boden und steht erst auf, wenn ihm sein Vater Erlaubnis dazu gibt. Diese Förmlichkeit im persönlichen Verkehr mit seinen Angehörigen beruht übrigens nicht bloß auf der Gottähnlichkeit des Königs, sondern das Volk der Dahomeer zeichnet sich überhaupt durch die zeremoniellste Höflichkeit aus.



Der entthronte König Behanzin von Dahome mit seinen Frauen in seinem neuen Wohnort Blidah in Algier

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Ernst Z. in W. Neben ausgesprochenem Sinn für Höheres und Ideales haben Sie auch viel Freude an Bizarrerie und sind in Gefahr, sich in Extravaganzen und Gesuchtheit zu verlieren, das heißt darüber den Kern der Sache zu vergessen. Sie legen somit zuviel Gewicht auf Aeußerlichkeiten, sind auch geistig eitel und ziemlich selbstbewußt, können sich aber von einem gewissen inneren Zwang nicht immer freimachen und sich so unmittelbar geben, wie Sie gerne möchten.

Martha (für städt. O.-Assist. Wilh. L.). Resolut, energisch, bestimmt. Dominiert gern in häuslichen Angelegenheiten. Empfindungsfähig, aber ohne jegliche Sentimentalität. Sparsam, einteilsam, tüchtig, leistungsfähig. Wohl resistenzfähig und reell, aber anderseits auch ohne Weichheit und Nachgiebigkeit. Recht schwierig.

M. F., Sissek. Ein gewandter, fixer Korrespondent, ein rascher, genauer Arbeiter. Pünktlich und genau in fast pedantischer Art und Weise. Gleichmäßig in der Stimmung, heiter und harmonisch im Wesen. Anpassungsfähig, kulant, höflich.

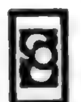
R. J., Oranje-Freistaat. Sie sind lebhaft und impulsiv, rasch von Entschluß, in Wort und Tat. Innerlich erregbar und unruhig, werden Sie leicht heftig und fahren unvermittelt mit Ihrer Ansicht heraus, immerhin streben Sie nach Vorsicht und Ueberlegung und tun Ihren Gefühlen oft gewaltigen Zwang an. Sie scheuen den Kampf und die Diskussion nicht und sind recht schlagfertig. In Ihrer Auffassung der Dinge zeigt sich Nüchternheit und Sachlichkeit. Doch sind Sie kein Materialist. Von der Schablone des Schulmäßigen haben Sie sich schon längst freizumachen gewußt.

F. J. in Steiermark. Ihre Schrift zeigt ein eigenartiges Gemisch von Gewandtheit und Ungewandtheit, von Anpassungsfähigkeit einerseits und von Mangel derselben anderseits. Gerne vermeiden Sie Unnötiges und Ueberflüssiges nach Möglichkeit, knausern aber keineswegs, sondern geben und brauchen reichlich. Geschmeidigkeit und Biegsamkeit fehlen; Sie sind langsam, gründlich, auch eigensinnig, beharrlich, aber nicht speditiv. Reell, wahr, und gerade bis zur Rücksichtslosigkeit. Weder ein Gesellschaftsmensch noch ein kluger Diplomat.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag, Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.









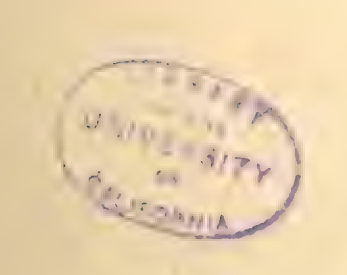


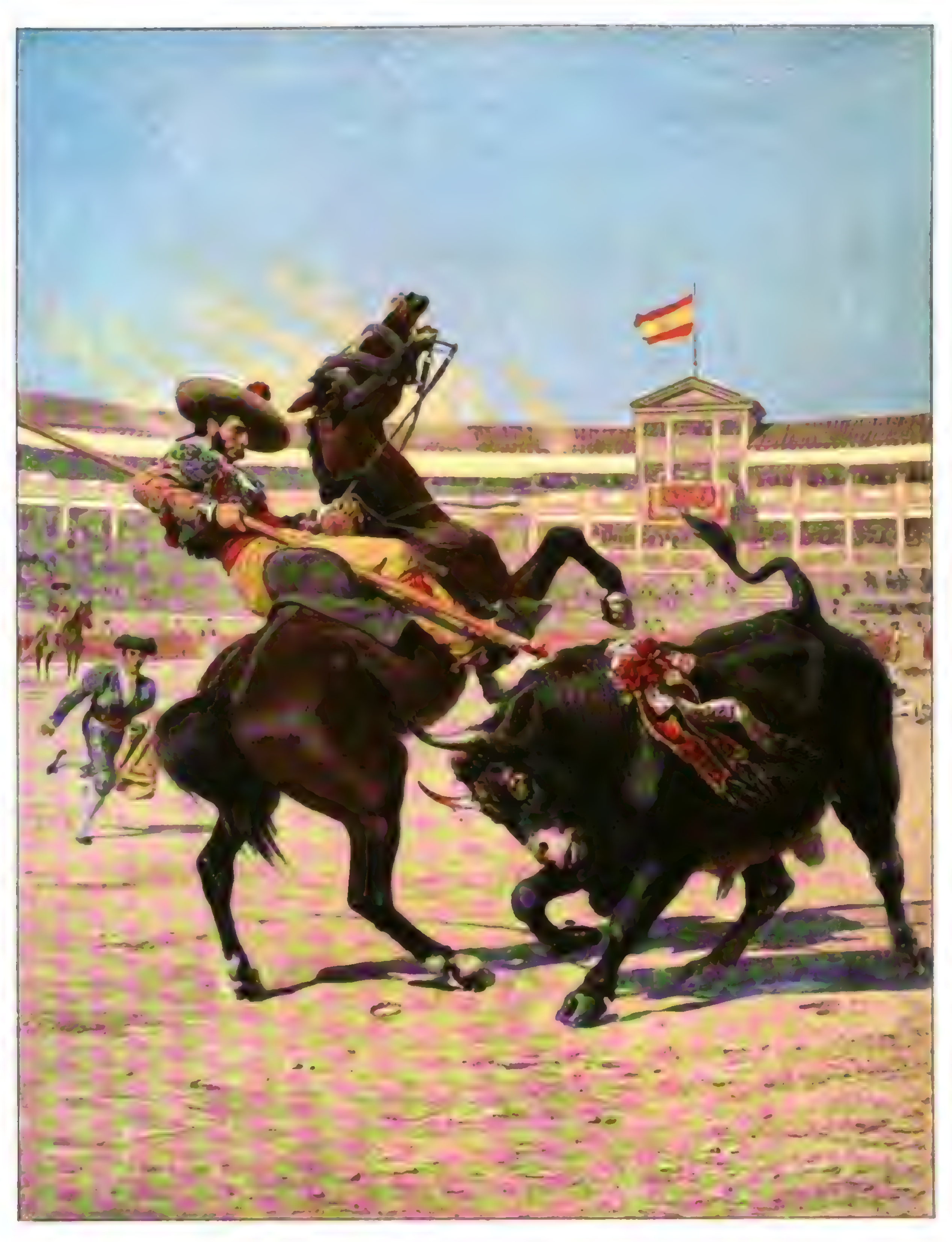












Stierkämpfer

Nach einem Gemälde von Alexander von Wagner

Bassia Budny

Erzählung

von

Carl Busse

I

Bassia Budny hatte die beiden Ziegen, die weiße und die schwarze, angepflockt. Dann hatte sie sich unweit der Quelle in den Schatten gelegt und sich lang ausgestreckt.

Durch den Wald ging kaum ein Rauschen. Es war heiß und still. Manchmal schienen die Nadeln der hohen Kiefern in der Hitze knisternd zu sengen. Dann blinzelte sie nach oben, und ihre Nasenflügel zitterten kaum merklich, als sauge sie den stärkeren Duft ein, der dann von den breiten Wipfeln ausging.

Vor ihr lagen die Wiesen, die dem einzigen Großbauer des Dorfes gehörten, dem reichen Andreas Prus, der alljährlich eine ganze Reihe von Pferden der Remontekommission verkaufte und dessen Zucht im Regierungsbezirk und weiter hinaus berühmt war. In Hürden weideten die edeln Tiere, ihre langen unbeschnittenen Schweife wehten, und neugierig blickten sie auf das Treiben der Leute, die den ein wenig verschlammten Bach, der durch die Wiesen ging und sich in den See ergoß, reinigten.

Bassia Budny brauchte sich nicht aufzurichten. Sie wußte, ohne hinzuschauen, wie es drüben aussah. Dreister als die andern kam wohl ein Brauner mit glänzendem Fell an den Bach heran und legte seinen feingeformten Kopf auf die Schulter von Bogumil Prus, dessen harte Stimme hin und wieder herübertönte. Und sie wußte auch, daß Bogumil dann die Ulanenmütze mit kurzer Bewegung weiter aufs Haar schob, sich über die schweißige Stirn fuhr und den Braunen tätschelte. Denn zu den Pferden war er gut ...

Aber sonst war er ein wüster Mensch und der Schrecken aller Dirnen. Wer konnte zählen, wie viele er unglücklich gemacht?

Auf der gebräunten Stirn erschien ein Fältchen, daß die scharf gezogenen Brauen sich einander näherten. Aber gleich darauf huschte ein Lächeln um den Mund, und das Mädchen dehnte sich im Grase. Der Mai war zu heiß und zu schön — keine guten Aussichten für die Ernte. Eine Glut wie im Juli. Man wurde matt selbst im Liegen und bekam Durst. Aber sie war zu faul, aufzustehen und aus dem Quell zu trinken. Die Augen fielen ihr zu ... sie hörte wieder Nadeln knistern, sie hörte ihre Ziegen, die Kraut und Gras zwischen den Zähnen zermahlten, während ihr Bart über all das Grüne streifte.

Was noch? Wieherte ein Pferd? Hämmerten Spechte? Rief jemand? Oder war das alles nur das Fallen des Quellwassers?

Eine Fliege, grün schillernd, setzte sich auf den nackten Fuß. Er zuckte leise. Die erwärmte Luft brodelte eintönig, und in den Ohren sang ein ewig fortgesetztes fernes Rauschen, das immer heimlicher ward ...

Da meckerte die weiße Ziege Valeria — denn sie sowohl wie die schwarze hatten richtige Namen — und da fuhr Bassia Budny empor. Sie zog die Füße unters Kleid zurück und machte die Augen weit auf.

Richtig: die Ulanenmütze nach hinten gerückt, die blanken Schweißtropfen auf der Stirn, stand da Bogumil Prus. Nicht vornehm wie am Sonntag, wo er den Kavalier machte, sich eine Blume hinters Ohr steckte und als gefährlicher Räuber den Mädchen nachstellte, sondern heut wie jeder Komornik, das Hemd kaum zugeknöpft, daß man die perlenden Schweißtröpfchen auch auf der stark gewölbten Brust sah, die schlammbespritzte Hose vom Ledergurt gehalten, dabei hochgekrempt bis zum Knie, weil er im Bach gewatet war. Den reichen Bauernsohn konnte man nur an der schweren silbernen Kette erkennen, die, am Gürtel befestigt, sich in der Tasche verlor und an der die Uhr hing.

Als das Mädchen sich aufrichtete, flog ein Lächeln über sein Gesicht. Man merkte es ihm an, daß er keine besondere Hochachtung vor den Dorfschönen hatte — immer war ihm der Sieg zu leicht geworden. Er brauchte nur zu wollen — hei, wie flogen sie an seinen Hals! Und das gab ihm von vornherein eine so große Ueberlegenheit.

„Ausgeschlafen, Paninuchna?" rief er 'rüber und kniff das linke Auge zu. „Immer schon denk' ich: seit wie lange hast du das Kindchen nicht gesehen! Sonntags: das Kindchen ist nicht da. Wochentags: das Kindchen fehlt wieder. Da muß man hierherkommen, um es zu finden."

Sie blieb sitzen, riß einen Halm ab und zog ihn durch die Zähne. Er kränkte sie immer. „Paninuchna" nannte er sie — kleines Fräulein!

Und Kindchen! Weil sie jünger war als die andern und die Röcke ihr noch knapp übers Knie fielen, als er zu den Soldaten gegangen war.

Seitdem waren jedoch Jahre verflossen — er aber tat zum Spaß, als wär' sie noch ein Schulmädchen. Und während sie den Halm zerbiß, sagte sie kurz:

„Auf der Straße, wo du liegst, lieg' ich nicht. Ist auch gut so."

„Hui, Bassia, Basjenka, Kindchen, friß mich nur nicht auf."

„Keine Angst. Möcht' nicht schmecken."

Da lachte er sie an, und sie lachte mit. Er trat mehr in den Schatten, wischte sich den Schweiß von der Stirn und schimpfte über die glühende Hitze. Die Zunge im Munde konnte einem trocken werden.

„Dafür gibt's Wasser," sagte Bassia Budny. Und weil sie selber Durst hatte, ging sie zur Quelle, fing in den hohl gewölbten Händen das kühle Rinnsal auf und trank mit leisem Schlürfen, während das Wasser ihr durch die Finger rann.

Bogumil Prus hatte gleichgültig zugesehen. Aber als sie sich beugte, als sie trank, spielten Lichter in seinen Augen. Durch den losen und leichten Rock sah man die Linien ihres geschmeidigen, kaum mehr kindlichen Körpers bei jeder Bewegung. Der Bursch ließ den Blick nicht von ihr. Er pfiff leise durch die Zähne.

„Die Zeit vergeht. Aus Kindern werden Leute! Sei so gut, Bassia!"

„Was willst du? Trinken?"

Sie gab ihm die Quelle frei. Aber er fragte nur: „So?" und streckte ihr die Hände hin. Hände und Arme bis zum Ellbogen zeigten die Spuren seiner Tätigkeit. „Sei so gut," bat er noch einmal.

Und da hatte er den Blick, dem keine widerstand. Heiß, schmeichelnd, zutraulich und spitzbübisch war er gleichzeitig. Die Dirnen, die er so anschaute, schämten sich und lächelten und taten ihm alles zuliebe, ob eine jede doch nachgerade wußte, daß viel Falschheit darinnen war.

Auch Bassia widerstand nicht. Ein leichtes Rot lief über ihr Gesicht.

„Da," sprach sie nur. Und auf ihre neu gefüllten Hände bückte er sich herab und trank daraus.

Sie mußte sie jetzt wohl nicht fest genug zusammenhalten, denn im Nu war das klare Wasser immer durch die Ritzen gesickert, und jeden Augenblick mußte sie neues fangen und halten.

Der Bursch schien unersättlich. Er trank, als hätt' er Jahre gedürstet. Und als sie ihm so die Arme entgegenstreckte, daß er sich herabbeuge auf die Muschel ihrer Hände, hörte er ihre Brust ein wenig stärker atmen, und ein kurzer Blick und Blitz fuhr nach oben zu ihr, in ihr Antlitz.

Sie sah es. Sie zuckte. Und mit rascher Bewegung spritzte sie ihm das Wasser, das sie noch trug, ins Gesicht, schüttelte ihre Hände von den Tropfen frei und drehte sich um.

„Valeria . . . psia krew! Wirst du wohl!"

Die weiße Ziege hatte den Pflock glücklich aus der Erde gezogen und graste, ihn mitschleifend, tiefer im Walde. Wie ein Pfeil flog Bassia dahin. Ihre Röcke wehten; wenn der Fuß den weichen Waldboden berührte, schien er zurückzufedern, und Valeria, die meckernd auszureißen versucht hatte, war bald wieder gefangen.

Erhitzt kam Bassia zurück. An der Schläfe standen ihr ein paar lose Härchen vor. Und sie schüttelte den Kopf:

„Sie ist noch zu jung. Wenn sie erst so alt sein wird wie Eusebia, wird sie nicht mehr wegrennen."

„Das ist so mit der Jugend, Paninuchna . . . die jungen Pferde, die jungen Ziegen, die jungen Menschen. Und du selbst — wenn man dich so laufen sieht —"

Er schmunzelte.

„Gottes Segen, sagt Väterchen Karbowiak und kratzt sich."

„Brauchst ja nicht hinzugucken. Mir scheint überhaupt, drüben bist du nötiger als hier."

„Nein," sprach er und ließ sich ins Gras gleiten. Er drehte sich so, daß er bequem auf dem Bauch lag, die Ellbogen aufstützen und grad in ihr Gesicht schauen konnte.

„Hier bin ich vonnöten, Kindchen. Immer kann ich dich nur ansehen. Seit wann bist du so schön geworden, Basjenka?"

Unwillkürlich fuhr sie sich mit der Hand nach der Schläfe, wo die Haarsträhnen schief vorstanden, und strich glatt darüber.

„Großes Lob," nickte sie spöttisch.

„Ist es auch, Kindchen. Wer sollte das verstehen, wenn nicht meines Vaters Sohn?"

Sie brach einen Halm mit breiter Scheide, legte ihn zwischen die beiden Daumen und versuchte darauf zu blasen.

„Starr mich nicht so an," sagte sie plötzlich halb lachend, halb ärgerlich.

„Warum nicht? Gott will, daß man nicht achtlos an seinen Wundern vorübergeht."

„Daß du reden kannst, wissen viele. Aber von deinen Reden ist noch keine glücklich geworden."

Unverwandt von der Erde aus sah er sie an.

„Ich möcht' wissen, Basjenka, wenn man dich küßt, ob man dann an deinem Mund die Scharte fühlt. Vieles hab' ich schon geküßt — noch nie ein Hasenlippchen wie deines."

Das Blut schoß ihr ins Gesicht.

Sie hatte an der Unterlippe eine feine Scharte. Nur so, als hätte ein haarscharfes Messer sie geritzt. Aber ob es sie auch nicht entstellte, sondern ihrem Gesicht nur eine stärkere Eigentümlichkeit

gab, wollte sie doch nicht daran erinnert sein. In der Schule hatten sie ihr deshalb „Kaninchen" nachgerufen.

Nun stellte sie zornig die Zähne über die Unterlippe und blickte ihn finster an.

Er jedoch, ohne sich darum zu kümmern, sprach ruhig, fast flüsternd, mit seiner etwas harten Stimme:

„Das will ich wissen. Keine Nacht, Paninuchna, schlaf' ich, bis ich es weiß."

„Narr!" erwiderte sie kurz.

„Schon möglich. Es kann einen zum Narren machen, das Hasenlippchen."

„Dann hab' ich ein Mittel, Pan Bogumil."

Ihr Fuß spannte sich, daß sich das Knie leise hob. Darauf setzte sie ihre Faust.

„Und das heißt?"

„Hier," sagte sie.

„Wie kleine Hände du hast, Kindchen!"

„Aber feste ... o, das glaubt niemand!"

Und als wollt' sie es beweisen, schlug sie mit der kleinen harten Faust sich selbst aufs Knie, daß es ihr beinahe weh tat.

Der Bursch jedoch holte wie zum Vergleich eine seiner mächtigen Pranken hervor und hielt sie sich breit vor Augen.

„Ich glaub', man sieht sie gar nicht darin ... Basjenka, deine Faust. Zeig her ... alles muß man prüfen."

Und er sprang auf, trat zu ihr, hielt ihr seine braune, wenig saubere Hand hin.

„Laß doch!" wehrte sie und legte die Arme auf den Rücken.

„Sei so gut" ... und wieder der Blick ... der Blick, der sie alle weich und willfährig machte.

Langsam legte Bassia Budny die harte kleine Faust in seine Hand.

Er umschloß sie fast mit den Fingern, er bog sie spielend hin und her.

Aber er sah plötzlich nicht mehr auf die Hand, sondern auf die feine Scharte an ihrem Munde.

„Basjenka," flüsterte er ... „kleine Bassia ..." Und sein heißer Atem mischte sich mit der schweren, heißen Luft und verfloß mit ihrem schwülen Brodeln. Es war, als gebe es nichts mehr rings außer diesem heißen Atem, als schwimme er durch den ganzen Wald. Bassia Budny machte einen Versuch, ihre Faust zu lösen, aber seine mächtige Pranke gab sie nicht frei — sie schien nicht nur mehr von der Hand, sondern von ihrer ganzen Person Besitz zu nehmen.

Sie fühlte auch ganz genau: jetzt umarmt er dich. Sie dachte: ‚Wehr dich!' Aber der Atem ward immer heißer, ihre Lippen zitterten, auf ihren Lippen brannten die des Burschen. Gleichsam suchend preßte er seinen Mund auf ihren; wie unzerbrechliche Klammern, die sich immer enger zusammenschraubten, umspannten seine Arme ihre Gestalt; ihr Körper schauerte darin, und willenlos küßte sie den Mund wieder, der schon so viele belogen und betrogen.

„Bassia, Basjenka ..." Seine harte Stimme konnte nicht gut flüstern.

Und doch flüsterte er ... in ihr Ohr flüsterte er Worte, die immer wilder wurden.

Aber mit einem Male, tief aufatmend, als sprenge sie eine Kette, hob das Mädchen die Arme, machte sich, die Ellbogen mit Gewalt nach links und rechts zurückreißend, frei und flog in wilden Sätzen hinüber zu den Ziegen.

Als wäre sie hier zwischen der weißen Valeria und der schwarzen Eusebia geschützt, blieb sie stehen, drückte beide Hände vor die Brust und blickte, während sie die Unterlippe wieder hinter die Zähne schob, kurz und ungleich atmend zu Bogumil Prus hinüber.

Er stand noch immer auf dem alten Fleck, schüttelte den Kopf und schob die Ulanenmütze ein paarmal hin und her. Der Ausgang paßte ihm nicht. Er wußte auch nicht recht, was er dazu sagen sollte.

Da kam die Paninuchna ihm zuvor.

„Deine Nachtruhe wirst du nun haben," sprach sie, noch mit spröder Stimme. „Aber, Pan Bogumil, vergiß nicht eins. Ich bin nicht die Josepha Hoffmann, ich bin nicht die Maria Kossak, ich bin nicht die Veronika und die Ludmilla und wie deine Liebchen geheißen haben — ich bin die Bassia Budny!"

Sie wiederholte: „Die Bassia Budny!"

„Kenn' dich doch," erwiderte er mit halbem Lachen.

„Vielleicht auch nicht," gab sie zurück.

Und als er sich wieder heranschmeicheln wollte, reckte sich die geschmeidige Gestalt hoch auf — ordentlich groß konnte die Paninuchna aussehen — und ihre Faust zitterte und ihre Augen drohten mit so bitterer Entschlossenheit, daß der Bursche nichts mehr unternahm.

‚Man muß nicht zu stürmisch sein,' dachte er. ‚Morgen ist wieder ein Tag. Und die Kleine kommt mir doch, wie mir die andern gekommen sind.'

Wie sie dastand! Und die Scharte — psia krew!

„Hasenlippchen," rief er. „Maria Joseph, nichts, was besser schmeckt."

Lächelnd raffte er ein paar Blumen zusammen — Grasnelken und was sonst dort stand.

Er hielt's unter den Quell, er warf es ihr zu.

„Danke," sprach sie, und fütterte die Ziegen damit.

Dann löste sie die Pflöcke und wandte sich, Valeria und Eusebia hinter sich drein ziehend.

„Grüß Väterchen Karbowiak," rief Bogumil Prus ihr nach.

„Werd's besorgen. Hast du sonst noch was? Nein? Dann hab' ich noch etwas für dich!"

Sie wußte nicht, wie sie es sagen sollte. Sie sah sich um.

„Hüt dich!" rief sie dann, nicht laut.

„Vor dir?"

Sie schüttelte den Kopf. Da lachte er geringschätzig.

„Vor den andern? Kindchen, Kindchen!"

Und er hob nur einmal den Arm und die mächtige Pranke und ließ sie durch die Luft sausen.

II

Väterchen Karbowiak saß in der Sonne. Es fror ihn immer, und selbst an den heißesten Tagen legte er den Schafspelz nicht ab.

Niemand wußte, wie alt er war, er selbst auch nicht. Er saß weiß, gekrümmt, mit von Arbeit und Gicht krummgezogenen Fingern auf dem Bänkchen vor der Tür und war manchmal schon ein wenig kindisch. Dann mahlten seine Kiefer beständig, und er kicherte wohl und sprach für sich unverständliches Zeug. Meist jedoch war er noch klar und sah mit den trüben, geröteten Greisenaugen in die Welt, über die ebenen Wiesen und wenigen Felder fort, auf denen sein ganzes langes Leben verlaufen war. Und dann murmelte er vieles vor sich hin, worin die letzte Weisheit dieser Erde lag — denn seit er nichts mehr tun konnte, war er ein Philosoph geworden, mit dem sich jeder, der vorüberkam, ein Weilchen unterhielt. Man lächelte wohl über ihn, aber man lächelte mit Respekt.

Er erfuhr alles, was im Dorfe vorging, obgleich er sich kaum vom Flecke rührte. Nichts blieb ihm verborgen. Denn an den Sommerabenden, wenn die Sterne kamen und bläuliche Schatten über die ganze Ebene fielen, versammelten sich die Mädchen des Dorfes oft vor seiner Tür, lachten und neckten ihn, sangen Lieder zusammen, die keiner sie gelehrt hatte und die doch jede kannte, sprachen von ihren fernen Liebsten und stahlen sich wohl auch hinab zum See, um zu baden.

„Komm mit, Väterchen," schmeichelten sie und wiegten sich vor ihm.

Er aber schüttelte den Kopf und hob die welke Hand.

„Vierzig Jahre," sagte er, „sind es wohl her, daß ich nicht gebadet habe. Gott hat mich erhalten. Warum also jetzt?"

Und die freche, flinke Ludmilla lachte: „Väterchen, und wenn's wegen der Beißerchen ist! Hui, weg sind sie — auf einmal."

Der Philosoph jedoch ließ sich nicht umstimmen.

„Alles ist von Gott. Alles will leben. Was der Baum trägt, was das Vieh trägt, warum soll es der Mensch nicht tragen? Solange sie bei mir sind, werd' ich leben. Immer nur sind sie bei Gesunden. Gott wolle sie mir belassen bis zum Tode."

Und er juckte sich und sah den lachenden Dirnen nach, die im Mondschein über die Wiesen liefen und verschwanden. —

Er wohnte in dem Häuschen von Bassia Budny. Eine Bretterwand trennte den Raum, in dem er schlief, vom Ziegenstall. Miete bezahlte er nicht. Wovon auch? Das Mädchen hatte ihn aufgenommen, als ihre Mutter vor zwei Jahren gestorben war. Es war doch ein Mensch, mit dem sie reden konnte — anders als mit Valeria und Eusebia, die höchstens meckerten. Und er war doch auch ein Schutz und Wächter, wenn sie einmal fortging. Die Hütte lag allein, am Ende des Dorfes, unweit vom Walde. Der reiche Andreas Prus war happig darauf, denn es gehörte eine schöne Wiese dazu, die sich gerade in sein Land hinein erstreckte und die ihm der Abrundung wegen gut zu Passe gekommen wäre. Aber Bassia Budny hatte davon so wenig wissen wollen wie ihre Mutter. „Geld fliegt," hatte die gesagt. „Es ist weg wie die Tauben. Aber Boden bleibt. Er hat keine Beine und läuft nicht." Aehnliches meinte auch Väterchen Karbowiak.

Und Bassia Budny ernährte sich ganz gut. Milch und Käse hatte sie von den Ziegen; Brot buk sie im Backofen selber. Ein Gärtchen gab ihr Obst, Gemüse, Kartoffeln. Und was sie sonst brauchte, das fiel von der Korbflechterei ab. Immer wässerten Weidenruten im Hofe, daß sie geschmeidig blieben. Und beim Schälen und Flechten half auch der Philosoph, so gut es noch gehen wollte.

Ihm und Bogumil Prus war der Sommer lieber als der Winter. Ihm, weil er schon vom Herbst ab gar zu sehr fror; dem Bauernsohn, weil besonders im Sommer sein Weizen blühte. Denn da zum Dorfe viel mehr Wiese als Feld gehörte, da die Bewohner arm waren und die vorhandenen Hände knapp Beschäftigung fanden, so zog im Spätfrühling fast die gesamte männliche Bevölkerung, die unverheirateten Burschen voran, nach Westen. In großen Scharen wurden die „Sachsengänger" von Agenten zur Bahn geführt und nach ihrem Bestimmungsort verladen. So war es im Sommer gar still im Dorfe, und voll Sehnsucht warteten die Mädchen auf den Herbst, der die Burschen zurückbrachte. Den Beutel voll harter Taler kamen sie an. Fast eine Woche lang wurde im Krug getanzt, gefeiert und aus dem Vollen gelebt. Das war die Glanzzeit des ganzen Jahres, in der auch die meisten Hochzeiten stattfanden. Dann kam ein langer und nicht sonderlich kurzweiliger Winter, bis wieder der Auszugstermin herannahte.

Wenn so das Dorf leer war und alle andern Burschen ihr Bündel geschnürt hatten, dann hielt Bogumil Prus Erntezeit. Er räuberte wie der Wolf in unbewachten Hürden. Kein Mädchen war vor ihm sicher. Und mit der Zeit war der Ruf seiner Gefährlichkeit sein bester Verbündeter

geworden. Kamen die Burschen im Herbst zurück, so hatte er in kluger Weise alles so gedreht, daß er den Kopf gerade noch aus der Schlinge ziehen konnte. Die einen band er dadurch an sich, daß er sie freihielt; die andern, daß er ihnen schmeichelte, und wer trotzdem das Maul aufriß, der bekam was drauf, daß ihm Hören und Sehen verging.

Seit er vom Militär zurück war, schien er ganz aus Rand und Band zu sein. In allen Dörfern der Umgegend gab es Dirnen, die seinetwegen verweinte Augen hatten. Er trieb es auch gar zu toll. Und immer höher schwoll der Haß gegen ihn in den Herzen. Diese hatte er belogen und verlassen, jene mußten ähnliches befürchten — die gemeinsame Not schweißte die so verschiedenen Mädchen zusammen. In ihrer Verzweiflung hatte Jadwiga Rej einst schon das Messer gegen ihn gezückt — er hatte es ihrer Hand entwunden und lachend in weitem Bogen fortgeworfen. Eine andre hatte, ihn gell beschimpfend, sein Gesicht zerkratzt, ehe sie zur Seite flog. Es war ihm, dem bärenstarken Menschen, nicht beizukommen, und solange die Burschen im Westen waren, fühlte er sich doppelt sicher.

Und einst, als sich mehrere Dirnen vor dem Bänkchen des alten Karbowiak getroffen hatten, brach, als sein Name genannt wurde, der Haß stromgleich hervor, und sie sahen alle, daß ihre Herzen von gleichem Zorn erfüllt waren. Jede wußte andres zu erzählen, und „Väterchen", das gerade kindisch war, kicherte und murmelte Unverständliches, während Bassia Budny mit hochgezogenen Knien auf der Schwelle hockte und beiden zuhörte: dem Alten und den Mädchen.

Damals war zuerst der Gedanke durch sie alle gezogen, daß sie nur etwas ausrichten könnten, wenn sie sich zusammentäten. Wunderliche Pläne tauchten auf: vergiften wollte ihn die eine, erschießen die andre. Aber die beiden, denen sich die übrigen wie auf Verabredung fügten, schüttelten die Köpfe: so töricht dürfte man nicht sein. Quälen mußte man ihn bis zur Erschöpfung, höhnen, verspotten, peinigen. Und Josepha Hoffmann, deren Haß sich am lautesten gebärdete, schwelgte schon in dem Gedanken, während sich Barbara Paszewska still verhielt. Aber ihre Augen funkelten böse, und sie stand schweigend, groß und aufrecht unter den Mädchen, alle um einen Kopf überragend, mit dem gemmenhaft streng geschnittenen Gesicht. Als man sie fragte, sprach sie nur: „Ich werd' euch schon rufen!"

Und sie rief.

Es war Juni geworden. Die Akazien blühten, und von den voll weißer Trauben hängenden Bäumen trieb der süßliche Duft wandernden Wolken gleich dahin.

Da saß Bassia Budny vor der Tür und starrte in die Ebene hinaus — immer hinüber zu den Hürden der Prus und zu dem stattlichen Bauernhaus. Die Unterlippe versteckt, die Augen weit auf, die Hände um die Knie verschlungen — so saß sie und dachte, was nun geschehen würde.

Den Bogumil wollten sie strafen! Heute oder morgen oder übermorgen! Wann sie ihn zu fassen kriegten! Und sie sollte dabei sein.

Sie sah wieder die Barbara Paszewska, wie sie vorhin dagestanden und gesprochen hatte. Kurz, klug, den Kopf erhoben wie die gnädige Gräfin aus dem Schlosse. Eine neue Schandtat hatte der Bogumil Prus begangen. Das Maß war voll. Er hatte die Badenden erschreckt und geängstigt, und es war kein Zweifel, daß er nun, wo er sie einmal ertappt hatte, sich öfter den Spaß machen würde . . .

Er sollte es nur tun. Ein für allemal sollte ihm die Lust dazu vergehen. Mit allen hatte die Barbara schon gesprochen. Nun sprach sie mit denen, die vor der Hütte waren.

Auf ihr, der Bassia, hatten die Blicke geruht. Sollte sie es wissen? Sollte sie mit?

Aber die Paszewska hatte sie herangerufen.

„Seht sie doch an!" hatte sie gesagt. „Es wird die erste sein, an die der Bogumil sich 'ranschleicht."

Und so war sie eingeweiht worden.

Seitdem hatte sie schwere Gedanken. Sie tat nichts, sie saß nur immer da.

„Paninuchna," sagte der Philosoph, „tu den Willen Gottes. Jugend soll arbeiten, Alter denken. Das Denken ist nur gut, wenn das andre schon vorbei ist."

Aber sie hörte nicht auf den Rat. Sie erhob sich und schritt langsam den Hürden zu, als würde sie von einem Willen, der nicht der ihre war, gezogen.

Sie ging daran entlang, zerriß Gräser und Zweige, die sie achtlos brach, streckte ein Büschel abgerupftes Gras und Laub wohl auch den glänzenden Pferden zu, die ihren Kopf über den Zaun legten und nach ihr schauten.

Plötzlich stockte ihr Fuß. Sie hatte die harte Stimme gehört, die sie kannte.

Und weiter drüben sah sie den Bogumil Prus.

„Jesus Maria!" schrie sie auf. Denn zuerst glaubte sie, er fliege. Aber er raste nur auf einem jungen ungebärdigen Rappen dahin, die Ulanenmütze ins Genick geschoben, die Hände in der langen Mähne des Tieres.

Sie glaubte zu sehen, wie seine Schenkel mit eisernem Druck das scheue Pferd zwangen und regierten.

Und ein Schauer überlief sie vor seiner unbändigen Kraft, daß sie sich duckte. Den Kopf vorgestreckt, spähte sie lange hinüber.

Weshalb war sie hierher gegangen? Sie wußte es selber nicht recht. Nur, um ihm noch einmal das „Hüte dich!" zuzurufen?

Ach, er hätte wieder nur hohnlachend gefragt: „Vor wem?"

Und als sie sah, wie seine Kraft und Gewandtheit mehr und mehr den Gaul beherrschten, hätte sie selbst fast gelacht. Den wollten sie strafen, den wollten sie überwältigen?

Nein, die Warnung war nicht nötig. Das war einer, an den niemand heran konnte — der stärkste unter den Menschen!

Mit kurzem Ruck drehte sie um und schritt zurück. Immer nur sah sie das Bild vor sich: Bogumil Prus auf dem sattellosen Pferde.

Und mit leisem Schauer dachte sie an die Quelle. Er hatte sie geküßt. Auf das Hasenlippchen, das er spüren wollte. Keines, hatte er nachher gesagt, schmeckte besser.

Ihre Zunge lief spielend über die feine Scharte hinweg. Sie lächelte.

Es war mancher Tag seitdem vergangen. Was hatte er seither getan?

Und plötzlich schlug zornige Röte in ihr Gesicht. Andre geküßt, andern den Weg verstellt! Hasenlippen oder nicht, Bassia Budny oder eine andre — es war ihm gleich.

Die kleinen braunen Fäuste zuckten. Es war doch gut, daß sie ihm nicht mehr das „Hüte dich!" gesagt hatte. Er verdiente es nicht.

Und sie hatte den brennenden Wunsch, daß der Plan der Barbara Paszewska gelingen möchte.

III

Das Schilf rauscht. Hin und wieder ein leichtes Gurgeln im See. Der Mond schlägt goldene Brücken über das Wasser.

An einer Stelle tritt der Wald bis an das Ufer heran. Scheu ziehen die Rehe hier zur Tränke.

Und hier pflegen auch die Dorfschönen in den heißen Sommernächten zu baden. Lachend und kreischend spritzen sie sich gegenseitig an. Wenn der Jäger vorüberkommt, bleibt er einen Augenblick stehen und ruft ihnen ein derbes Witzchen zu, während die Dirnen in dem glitzernden Wasser bis zum Hals untertauchen und kichern. Dann geht er, denn er ist ein gesetzter und verheirateter Mann.

Aber wenn Bogumil Prus das Glück hat, die Mädchen zu überraschen, dann geht er so bald nicht.

Jede weiß, welcher Fährte er seit Tagen folgt. Barbara Paszewska hat es ihm wieder angetan. Er hat sie vor langer Zeit geküßt und verlassen. Seitdem ist sie eine große Schweigerin und Hasserin geworden. Und verstohlen sieht jeder ihr nach, als wär' sie eine verwunschene Königin.

Verstohlen hat ihr auch der Bogumil nachgeschaut. Früheres wird lebendig. Und nun findet sie ihn oft auf ihren Wegen und sie weiß, daß er sie umschleicht, daß er nur auf eine Gelegenheit wartet, sie zu stellen und sie wieder in seinen Bann zu ziehen.

Barbara Paszewska steht jetzt am See — mutterseelenallein. Gegen die gleißende, mondbeschienene Fläche steht ihre große, aufrechte, volle Gestalt. Sie hebt die Arme über den Kopf und löst langsam, wunderlich langsam das Haar.

Aus dem Walde tönt das Pfeifen der Eule, tönen die feinen, raunenden Stimmen der Nacht.

Bricht ein trockener Zweig? Glüht ein helles Pünktchen? Klingt ein Schritt?

Es blitzt auf in den Augen des Mädchens. Sie horcht. Und schneller löst sie das Haar und schüttelt es, daß die Strähnen sie umfliegen.

Bogumil Prus ist hinter ihr. Bogumil Prus geht in die Falle.

Er schlendert rauchend näher. Seit seiner Militärzeit raucht er Zigarren wie die feinen Leute.

Leise ruft er sie an.

Die hohe Gestalt scheint zu erschrecken, springt zurück, schreit auf. Aber er bittet so bescheiden — o wie zärtlich kann die harte Stimme sein! — und kommt ihr näher und näher.

Wie er sich nach ihr gesehnt hat! Ob sie ihm böse sei von früher? Und schmeichelt und lockt und wirbt, während der Wald und der See leise rauschen.

Barbara Paszewska scheint zu zittern und zu erglühen. Sie wehrt sich, und ihr langes Haar nimmt sie weit mit der Hand zurück, und lacht leise und weint und erinnert ihn an all die andern.

Jeden Namen nennt sie: Josepha Hoffmann und Maria Kossak und alle andern.

Bei jedem lacht der Bursch kurz auf. „Die Gans," sagt er nur. Oder: „Die Närrin!"

Zuletzt nennt ihm Barbara auch Bassia Budny.

„Was willst du von dem Kinde? Fürchtest du das Hasenlippchen?"

„Nein," sagt sie, „nein." Und leise erschauernd: „Bogumil!"

Es ist ein Rufen und Werben, ein Verzeihen und Gewähren. Mit unterdrücktem Jubel springt er auf sie zu. Aber mit leisem girrenden Lachen fliegt sie wie ein Pfeil vorwärts, dem Walddunkel zu. Selig, die Lichter in den Augen, Bogumil ihr nach. Zwischen zwei Stämmen spannt sie ihre Arme, um wie ein neckender Kobold ihm zu entweichen. Er will die Enteilende fassen — da plötzlich schlägt er mit leisem Fluch hin . . . über Wurzelwerk oder einen Ast oder eine quer gespannte Leine — und ehe er sich aufraffen kann, ehe er zur Besinnung kommt, ehe er weiß, was überhaupt vorgeht, haben ihn zwanzig Hände gepackt, sind seine Beine oberhalb der Füße zusammengeschnürt, sind die Arme, mit denen er instinktiv um sich geschlagen hat, niedergezwungen. Stricke schneiden ins Fleisch, immer fester werden sie angezogen. Auf seiner Brust kniet jemand: Barbara Paszewska, und funkelt ihn an mit den brennenden Augen und höhnt mit dem sonst so schweigsamen Mund, und die gelösten Haare fallen fast bis auf sein Gesicht herab und kitzeln ihn.

Ist das Ernst? Was soll der Spaß?

„'runter!“ ſchreit er — „Pſia krew!“ Er will ſich werfen, aufſpringen, die Arme dehnen.

Aber er iſt gefeſſelt, daß er ſich nicht rühren kann. Und Barbara lacht wie der Teufel.

„Nicht ein Liebchen, Bogumil Prus, kommt zu dir ... alle haſt du ſie!“

„Auf unſern Armen, Räuber, tragen wir dich — nun, wie gefällt das dem Herrn? Schöne Mädchen ... lauter ſchöne Mädchen. Du ſelbſt haſt es jeder geſagt!“

Er verſtand ſie nicht mehr, denn zehn, zwanzig ſchrien dazwiſchen. Und dann ein Schrei ... ein triumphierender Jubel: „Hoch mit ihm! Schleppt ihn!“

Und wie ein Stück Holz ward er von zehn, zwanzig Armen emporgehoben, geſtoßen, herabgetragen zum See.

„Nehmt die Leine mit,“ rief Barbara Paszewska, die wie verwandelt war. „Die Leine, über die der Räuber fiel.“

Jemand ſchnitt ſie ab.

Wie ein Stier brüllte der Gefeſſelte auf. Erſt jetzt verſtand er.

Sie hatte ihn in die Falle gelockt. Gelockt mit dem flatternden Haar, dem girrenden, verheißenden Lachen ... Die Mahnung der Paninuchna fiel ihm ein: Hüte dich!

Wie ein Raſender warf er ſich herum. Er ſchäumte vor Wut. Seine Muskeln ſpannten ſich, als wollten ſie ſpringen, ſein Geſicht war verzerrt. Aber je mehr er tobte, um ſo geller ſcholl das Triumphgeſchrei der Dirnen, um ſo feſter packten ihn harte Fäuſte.

Ein Weiberſpott war er geworden — er, vor dem ſie alle im Staube gelegen hatten!

„An den See!“ befahl Barbara. „Ins Waſſer!“ jauchzten die Stimmen.

Noch einmal ſchrie der Gebundene in wilden, kaum verſtändlichen Flüchen. Plötzlich wurde er ſtill.

Die Große mit dem fliegenden Haar und den ſtrengen herriſchen Zügen rief ihn an:

„Bogumil Prus, noch fünf Minuten!“

Auch die andern verſtummten, nur die ungebändigte Joſepha Hoffmann jubelte: „Zu den Fiſchen!“

„Geſtern wir — heute du! Ein Wort — und das Waſſer ſteht über dir. Verſuch's, herauszukommen, Räuber!“

Ein leichter Aufſchrei: „Pani!“

Er ward kaum beachtet. Das Kind hatte ihn ausgeſtoßen — die Paninuchna!

Bogumil Prus regte ſich nicht mehr. Seine Augen waren klein, tückiſch; ſie ſchielten hinunter auf das Schilf. Sie würden es nicht wagen, ihn zu töten. Und wenn ſchon — keinen Laut würden ſie hören. Aber ein Zittern lief durch ſeinen Körper und kalter Schweiß ſtand ihm auf der Stirn.

Schon packten ihn und trugen ihn die Hände weiter ... er hörte das Gurgeln des Waſſers ... er hörte den Schrei der Joſepha Hoffmann, die ihn einſt ſo wild geküßt hatte: „Worauf wartet ihr? Los!“

„Pſia krew!“ ſtieß er durch die Zähne.

Aber Barbara Paszewska breitete die Arme aus: „Zurück! Was ſoll er ſterben? Leben ſoll er und ein Spott für uns ſein, wie wir's für ihn geweſen ſind! Bindet ihn an den erſten Baum! Und morgen kann das ganze Dorf ausmarſchieren und zuſehen, was Bogumil Prus macht!“

Sie bezwang alle. Unter neuem Jubel ward der Gefangene zur erſten Kiefer geſchleppt. Die einen hielten ihn, die andern banden ihn an den Stamm. Von den Schultern an bis zu den Knöcheln umſchnürten ihn die Stricke. Steif wie ein Stock mußte er ſtehen und konnte nur mit den Zähnen knirſchen.

Wie Raſerei und Trunkenheit aber ſchien es über die Mädchen zu kommen. Sie faßten ſich an den Händen und umtanzten ihn, höhnten, ſchnitten Grimaſſen. Wie ein Hexenſabbat ſah es aus, phantaſtiſch wogten die Linien der ſich beugenden und ſchüttelnden Körper und der wehenden Röcke im Mondlicht vor dem dunkelnden Wald und dem glitzernden See. Und wo Barbara Paszewska war, wo ihre Haare wie Schlangen flogen, war der Tanz am wildeſten.

Sie war auch die erſte, die plötzlich links und rechts die Hände der Gefährtinnen losließ und mit vorgeſtreckten Armen auf den Gefeſſelten zuſprang.

„Ich lach', Bogumil Prus,“ rief ſie. „Ich lach' jetzt ſo viel, wie ich damals geweint hab'. Ich hab' auf die Stunde gewartet — ich werd' an die Stunde denken. Und immer, wenn ich daran denken werde, werd' ich lachen wie jetzt. Und immer auch werd' ich die Hand ſtreicheln, die dir ins Geſicht ſchlägt.“

Und mit der lockeren Hand, die ſie gar nicht ballte, hieb ſie in ſein Antlitz.

Das Antlitz war rot, wutverzerrt. Immer von neuem wollte der Burſch los; er ſcheuerte ſich nur blutig dabei.

„Bogumil Prus,“ ſchrie ſie dann und wilder flog ihr Haar, „warum haſt du mich betrogen?“

Es ſauſte durch die Luft. Einen oft geknoteten Strick ſchwang ſie.

„So betrüg' ich dich! So rächt ſich Barbara Paszewska, dein Liebchen! So ſollſt du ein Spott ſein, wie ich ein Spott für dich war! So ſollſt du dich ſchämen, wie ich mich geſchämt hab'. So dich verkriechen wie ich!“

Und dreimal ſauſte der Strick pfeifend durch die Luft, dreimal ſchlug er auf den Gebundenen nieder, dreimal kreiſchten die Dirnen jubelnd auf.

Dann trat Barbara zurück. Ihre Augen

waren fröhlich wie lange nicht mehr. Sie hatten das brennende Funkeln verloren. Als wäre sie erlöst und befreit, ging sie ein paar Schritte. Zu Bogumil Prus sah sie nicht mehr hin; er interessierte sie nicht mehr. Sie warf den Strick der Josepha Hoffmann zu: „Nun gehört er euch!"

Und mit raschen Griffen nahm sie ihr Haar hoch und band es auf.

Josepha Hoffmann hatte den Strick gefangen. Sie hatte eine große Rechnung mit dem Burschen abzumachen. Hatte er nicht noch vorhin, als Barbara ihren Namen genannt, kurz gelacht: „Die Gans!"

Und Maria Kossak, die er „Närrin" gescholten, wollte auch an die Reihe. An die Reihe wollten alle andern. Fast stieß eine die andre fort. Jede schlug ihm die Faust ins Gesicht, jede ließ den verknoteten Strick dreimal auf ihn niederfallen, als löschten sie damit jeden Schimpf, den er ihnen getan. Und das gelle Schreien, mit dem jeder Schlag begleitet wurde, tönte durch die geheimnisvolle Stille der Mondnacht.

Zuletzt war noch eine übrig: Bassia Budny. Immerfort hatte sie auf den Gefesselten gestarrt — seitab von den andern. Und immer, wenn die Leine sauste, zuckte sie.

Bogumil Prus hatte sich in sein Schicksal ergeben. Röchelnd von vergeblicher Anstrengung, den Kopf mit aller Kraft gegen den Stamm gepreßt, stand er da mit geschlossenen Augen. Er war jetzt bleich. Im Lichte des Mondes bekam sein Gesicht einen grünlichen Schimmer. Der Unterkiefer hing lose herab. Speichel floß ihm aus den Mundwinkeln.

Aber kein Schrei ward hörbar — kein Laut. Er schien fühllos.

Er schlug die Augen auch nicht auf, als die andern Bassia Budny näherdrängten.

Sie war so bleich wie er. Sie wollte daran denken, was er den andern getan. Wollte daran denken, daß er sie spöttisch immer als Kind behandelt hatte. Daß er ihr „Hasenlippchen" geküßt hatte und dann weitergelaufen war zu andern.

Aber sie hatte heut den ganzen Tag schon zu viel gedacht: Väterchen Karbowiak hatte doch wohl recht, daß das Denken für die Jugend nichts sei. Wie ein Wasserfall brauste es ihr im Kopfe.

„Schlag zu!" rief Josepha Hoffmann ermunternd.

Und mechanisch hob sie die Hand und ließ sie auf sein Gesicht fallen.

Da schlug er die Augen auf. Vielleicht weil die Hand leichter und linder gewesen war und ihn nur gestreift hatte.

Er erkannte das Mädchen wohl. Er sah, wie sie unter dem wilden Rufen der andern den Strick hob.

„Paninuchna!" sagte er.

Sie schlug. Es war, als hätte sie sich selbst geschlagen.

„Weiter, weiter!" mahnte Maria Kossak.

Und von neuem fuhr der Strick empor.

„Was hab' ich dir getan, Basjenka?"

Sie schlug. Das Herz tat ihr weh.

Und zum drittenmal hob sie den Strick. Bogumil Prus sah ihr groß in die Augen.

Dann spie er ihr ins Gesicht und schloß die Augen wieder.

Bassia Budny jedoch schlug zum drittenmal nicht. Sie warf den Strick fort, wischte sich mit dem Aermel das Gesicht und ging davon — purpurrot.

Hinterdrein der Zug der andern.

Die Mädchen hatten sich untergefaßt und sangen. Ueber das üppige Gras der Wiesen schritten sie dem Dorfe zu. Dann schwiegen die Stimmen. Eine leise Ernüchterung kam über sie, je mehr sie den Häusern sich näherten. Aber bald versuchten sie durch lauteres Triumphieren ihrer Herr zu werden.

„Habt ihr die Bassia gesehn? Wo ist sie? Nicht schlagen hat sie wollen, psia krew. Angsthase . . . Furcht hat sie vor der Rache des Räubers!"

Nur Barbara Paszewska, die aufrecht, mit stolzem Haupt voranschritt, schüttelte den Kopf.

„Sieh, sieh," sagte sie nur, „die Paninuchna!"

Sie allein drehte sich auch ein paarmal um, als ob sie das Kind suche.

Aber Bassia Budny war nirgends mehr zu sehen.

IV

Anstatt zu schlafen, meckerte Valeria, die weiße Ziege, kläglich aus dem Stalle heraus.

Anstatt zu schlafen, kauerte Väterchen Karbowiak fröstelnd auf der Bank vor der Tür. Er wollte warten, bis die Paninuchna wieder da wäre, und um sich wach zu halten, schimpfte und murrte er leise vor sich hin.

„Bist du endlich da?" sagte er grämlich, als sie kam. Er blickte sie mit den trüben Augen an und schüttelte den Kopf. „Wer des Nachts viel läuft, muß am Tag viel schlafen."

Mit einem gespannten, aber seltsam fremden Blick streifte sie ihn und setzte sich — wieder in der schweren Gedankenarbeit — auf die Schwelle.

Aber Väterchen war unzufrieden.

„Die Jugend läuft, läuft, läuft," murmelte er; „stille jedoch sitzt das Alter. Läuft zum Liebsten . . . hihi . . . küßt das Täubchen, herzt das Täubchen, hält das Täubchen warm. Ich aber friere und sitze hier und denke: wenn sie in die Jahre kommen, kann man sie nicht mehr anbinden."

Erst da fuhr Bassia auf. Sie hatte nur das letzte Wort recht gehört: „anbinden".

„Von wem sprichst du?" fragte sie heftig.

„Gott weiß alles — ich jedoch nicht. Wie sollt' ich wissen, wie dein Liebster heißt . . . küßt das Täubchen, herzt das Täubchen, hält das Täubchen warm."



Kartenorakel. Nach einem Gemälde von Hans Buchner



„Schweig," sprach sie unmutig. Sie zog die Knie heran, stützte die Ellbogen darauf und preßte ihr Gesicht gegen die Hände.

Der Alte jedoch folgte ihr nicht.

„Bald muß ich schweigen für immer," erwiderte er. „Warum schon jetzt? Solange man lebt, soll man reden. Du wirst noch lange reden, ich noch kurz. Das hat Gott so eingerichtet. Ich war da, bevor du auf Erden gewesen bist; dafür wirst du sein, lange wenn ich schon fort bin. Was, Basjenka, ist das für ein Unterschied? Ich ein bißchen früher, du ein bißchen später. Erst die Kirsche, dann die Birne — schnell geht der Sommer über beide hin, und es ist im Winter ganz gleich, wer früher oder später war. Sterben müssen wir alle, hat Gott beschlossen. Immer, wenn ich ein Kindchen seh', wie das die Beine hebt, geh' ich heran, streich' ihm über den Kopf: ‚Du kannst achtzig Jahre alt werden, neunzig, hundert, aber auch an dich kommt die Reihe, Brüderchen!' Die Maslowa hat geschimpft — töricht sind manche Menschen. Hab' ich nicht recht? Die Pflanzen und die Tiere, alles muß weg. Hab' als Junge Nester ausgenommen — lebt noch ein Vogel von damals? Keiner! Neue singen, neue bauen Nester. Das ist mal so ... Und du, Basjenka, läufst jetzt weg und bist heiß ... dich auch werden die Würmer fressen. Eine Zeit im Leben ist für die Liebe, die andre für den Tod. Nicht immer kommt die erste, so sehr man wartet. Immer jedoch kommt die zweite."

Er brummelte noch vieles ... geheimnisvoll, halb raunend, und sein Kopf wackelte, und er fror.

Bassia Budny hatte aber nichts verstanden. Wie ein murmelndes fallendes Wasser war es ihr eintönig am Ohr vorbeigerauscht. Immer starrte sie in die Nacht. Immer horchte sie nach dem See.

Und plötzlich schrak sie empor: „Was ist das?"

Väterchen Korbowiak hatte nichts vernommen. Es war wohl wirklich nur ein Vogelruf gewesen.

Die Paninuchna jedoch ging ins Haus, nahm ein Messer und schärfte es an der Kante einer irdenen Schüssel. Dann schlich sie sich hinten herum, an den Ziegenställen vorbei, damit Väterchen nichts merkte, zum See hinab.

Es war seit vorhin etwas Fremdes und Großes und Furchtbares in ihr.

Sie hatte mit den andern gemeinsame Sache gemacht, fast ohne nachzudenken. Was ging sie Bogumil Prus an? Ja, sie war trotzig gewesen und hatte ihm einen Denkzettel gewünscht, weil er von ihr fortgelaufen war zu andern, weil das, was für sie ein großes Ereignis war: der Kuß an der Quelle, für ihn ein Scherz, so rein gar nichts gewesen war.

Aber als sie mit den andern verborgen im Walde gelauert hatte, war schon eine leise Bangnis und Beklemmung über sie gekommen.

Dann hatte sie mit angehaltenem Atem auf die Worte gelauscht, die Bogumil Prus zu Barbara Paszewska gesprochen. Neben ihr hatte Josepha Hoffmann gekauert. Als die gehört hatte, wie er höhnisch „die Gans!" von ihr gesagt, hatte sie ihr, der Bassia, fast den Arm zerkniffen vor Wut, die nicht laut werden durfte.

Und dann hatte die Paninuchna auch die ihr geltenden Worte vernommen. Leiser Spott war darin: „Was willst du von dem Kinde? Fürchtest du die Hasenlippchen?"

Da hatte sie die Hände zusammengepreßt. Ein kurzer Zorn war jäh in ihr aufgestiegen. Und mit den andern dachte sie: ‚Warte, du Räuber!'

Aber als sie ihn hatten und hielten, als sie ihn banden und höhnten, als sie ihn trugen und stießen, hatte ein unverständliches Weh ihr die Brust zusammengeschnürt. Sie hatte keine Freude daran. Sie hatte Angst, sie empfand einen wunderlichen Schmerz, sie preßte die Hand aufs Herz, in dem sich etwas empörte.

Das kühne Bild sah sie vor sich: den bärenstarken Burschen auf ungesatteltem Pferde.

Und derselbe Bursch nun von Weibern besiegt, gebunden, verhöhnt.

Voll Grauen starrte sie auf die Paszewska und ihr fliegendes Haar. Die Kraft des Hasses, die von ihr ausging, schlug wie eine Woge auch über die andern hin. Und als sie das grausame Spiel spielten und ihn den Fischen vorwerfen wollten, hatte sie aufgeschrien.

Nur mechanisch hatte sie dann alles mitgemacht. Vor den andern scheute sie sich; sie durfte nicht zurückbleiben. Unter den anreizenden Rufen hatte sie die Hand erhoben und sie in das Gesicht von Bogumil Prus fallen lassen.

Aber nicht wie die übrigen hatte sie ihn angeschrien: „Warum hast du mich betrogen?"

Hatte er es denn? Wodurch?

Sie wollte nicht denken. Sie wollte nur tun, was die andern getan. Sich in die gleiche Wut und Entrüstung hineinversetzen. Kind — Paninuchna — Hasenlippchen: mit Gewalt dachte sie an seine Worte.

Vergebens. Keine Empörung straffte ihr den Arm. Aber Maria Kossak und Josepha Hoffmann schrien sie an: „Schlag zu!" Da schlug sie.

Doch als sie zum drittenmal den Strick erhoben hatte, als Bogumil Prus, der ihr nichts getan, sie anspie und dann die Augen schloß wie in Ohnmacht und Ekel, da ging ein Brausen durch ihr Herz, und der erhobene Arm sank, und der dritte Schlag ward nicht getan, und in irrem Schmerz wußte sie, daß sie den da liebte — liebte — liebte.

Was sie nicht erkannt, als der Stolze und Starke das wilde Pferd lachend gebändigt, das erkannte sie, als er am tiefsten gedemütigt und verhöhnt war.

Und in brennender Scham, in einem Weh, das ihr Herz zerkrampfte, in einem Glück, das wie eine Flamme sie durchglühte, war sie davongestürzt, von den übrigen kaum beachtet — immer weiter, mit keuchender Brust, wie gehetzt und verfolgt, und im dichtesten Gras hatte sie sich hingeworfen, in die Kräuter gebissen und geweint, gestöhnt, geschrien. Ihre Finger gruben sich in den weichen Boden. Sie faßten einen Stein. Und als müsse sie sich wehtun — weher noch, als sie Bogumil Prus getan —, hatte sie diesen Stein in einer kindischen Wut gegen ihre Stirn und ihr Gesicht geschlagen, und jeder Schmerz war eine Wohltat für sie gewesen.

So war sie zurückgekehrt, hatte starren Auges auf der Schwelle gehockt und bei dem Geplapper des Alten nur gehorcht, ob kein Schrei vom See herüberkam.

Die ganze Nacht, wie ein Verbrecher gebunden, sollte Bogumil Prus dort stehen. Es würde noch finsterer werden, vielleicht kämen die Nebel vom See und den Wiesen, vielleicht regten sich Enten im Schilf, und der Wyl schliche heran, das hagere Gespenst, das in den Wäldern sich barg.

Und plötzlich war Bassia Budny da aufgestanden. Sie ging zu Bogumil Prus, ob er sie auch töten mochte.

Auf den Wiesen lag fahles Mondlicht. Alles ward gelber darin: der Hahnenfuß mit den goldenen Krönchen, der letzte Löwenzahn, der verspätet hier und dort noch blühte, während er sonst schon überall die runde Federkappe trug, die rote Lichtnelke, an deren Gelenken der Kuckucksspeichel hing, die Riedgräser und was sonst in üppiger Fülle ringsum wucherte.

Bassia Budny sah nichts. Sie lief, so schnell sie konnte. Erschreckte Vögel stoben vor ihren Füßen auf, manchmal ward der Boden sumpfig, daß der Fuß einsank — aber immer näher kam der See, der wie eine blankgeschliffene Scheibe, auf der irre Lichtreflexe spielen, dalag.

Bogumil Prus mochte sich leicht heiser gerufen haben. Er rief nicht mehr. Es war Stille wie sonst, als ob kein Mensch hier litt.

Keuchend hielt die Paninuchna inne. Sie ertrug diese unheimliche Ruhe nicht mehr. Sie wußte doch, daß unweit von hier noch jemand war — aber nur das Rauschen und Raunen der Nacht.

Hätte sie ein Stöhnen gehört, einen Fluch, einen Schrei — voll Jubel hätte sie geantwortet.

Nichts —!

Da rief sie selber. Die eigne Stimme erschreckte sie; sie konnte fast verfolgen, wie der Schall zum Walde und über den See lief, wie er in der Mitte des Sees erstarb, als wäre er in die Tiefe gesunken.

Und wieder keine Antwort.

Sie zögerte nicht; sie lief in verzweifelten Sätzen dem Baume zu, an den sie Bogumil Prus gebunden hatten.

Gott sei Lob und Dank — da war er noch!

Und wie an den Boden gefesselt, blieb sie zwanzig Schritte vor ihm stehen, die Hände mit dem Messer gegen die Brust gedrückt.

Sie sprach seinen Namen. Ihr ganzes Herz zitterte in dem Worte. Aber auch jetzt noch die Stille. Nichts regte sich.

Und mitten in dieser Stille kam ihr ein furchtbarer Gedanke. Wenn er tot war —! Wenn er nicht mehr antworten konnte! Wenn sie zu lange mit seiner Befreiung gezögert hatte —!

Einen kurzen Schrei stieß sie aus wie ein Tier. Sie sprang auf ihn zu, schüttelte ihn, so gut sie es bei der engen Verschnürung konnte.

Da sah sie, daß er sie finster anblickte.

Jäh ließ sie ab von ihm. Sie musterten sich schweigend. Und dann begann sie die Stricke zu durchschneiden.

Es war eine langwierige Arbeit. Sie wollte die Leine nicht ganz unbrauchbar machen und löste sie ab. Dazu mußte sie oft um ihn herumgehen. Wenn eine neue feste Verknotung sie aufhielt, hatte sie, dicht zu ihm gebeugt, lange zu arbeiten.

Und keiner sprach ein Wort.

Am engsten waren die Handgelenke von den Stricken umschnürt, die tiefe rote Striemen darum gezogen hatten. Vergebens mühte Bassia Budny sich ab, die Verknotung zu lösen. Schon wollte sie auch hier mit dem Messer vorsichtig schneiden, als sie stutzte.

Vielleicht ging es mit den Zähnen.

Und sie kniete nieder und versuchte mit dem festen weißen Gebiß ein Ende der Leine zu fassen und zu lockern. Ihre heißen trockenen Lippen berührten dabei manchmal die Handwurzel des Burschen. Dann zuckte sie zurück.

Aber endlich gelang es ihr.

Und dann riß sie die Stricke heran zu sich: Bogumil Prus war frei.

Er hatte alles geschehen lassen, ohne mit der Wimper zu zucken, ohne sich zu rühren. Er hatte, als die Arme schon frei waren, sich nicht erhoben und gedehnt.

Jetzt aber setzte er einen Fuß vor den andern, kam der Paninuchna näher und stand einen Augenblick schwankend vor ihr.

„Danke!" sagte er, hob langsam die Hand und schlug ihr mit aller Kraft ins Gesicht.

Sie schrie einmal auf. Funken tanzten ihr vor den Augen. Doch sie blieb reglos stehen mit demütig geneigtem Haupt, als warte sie auf weitere Schläge.

Er jedoch drehte sich um, bückte sich ächzend mit den steifgewordenen Gliedern nach dem verknoteten Strick, mit dem die Dirnen ihn geschlagen hatten, und steckte ihn zu sich.

Dann ging er, etwas taumelnd und unsicher, als hätte er getrunken, zurück. Im Dunkel des Waldes verschwand er.

Der See blitzte, ein Fisch schnellte empor, man hörte durch die Nacht auch die sich entfernenden Schritte.

Bassia Budny hatte das Hasenlippchen wieder mit den blanken Zähnen verdeckt. Die Backe, auf die er sie geschlagen, brannte und tat ihr weh. Aber sie wäre ihm am liebsten nachgelaufen und hätte ihn angefleht: Schlag mich weiter!

Denn ihr war, als würde durch dies Brennen und Schmerzen einer der Schläge, die sie gegen ihn geführt, gesühnt, und ihr war weiter, als täten die beiden andern, die er noch nicht gerächt und zurückgegeben, viel mehr weh.

Sie ging zurück, achtlos über die Wiesen. Väterchen Karbowiak war auf sein Lager gekrochen — sie schlich in ihre Stube. Die Luft war dumpf und heiß darin. Ein Nachtschmetterling purrte von außen an die Scheiben, drinnen saßen die Fliegen in dichten Scharen schlafend an Wand und Decke.

Aber Bassia Budny schlief nicht ein. Sie hätte das Denken heut nicht erst anfangen sollen — nun wollte es nicht zur Ruhe kommen. Es war in ihrem Kopf wie ein Räderwerk, das, einmal aufgezogen, nicht unterbrochen und gehemmt werden konnte, sondern ablaufen mußte. Und je mehr sie dachte, um so fassungsloser wurde sie, und sie verstand es nicht, daß kein zuckender Blitz alle Uebeltäterinnen und sie selber mit getötet hatte. Denn ein dumpfes Gefühl, das sie nicht hätte ausdrücken, geschweige denn begründen können, sagte ihr, daß sie eine große Sünde begangen hatten. Eine Kugel mitten in das Herz von Bogumil Prus — ja! Aber ihn, den Riesenstarken, hinterrücks zu binden, ihn zum Gespött der Schwachen zu machen, ihn in Schande zu ziehen — das war ein Frevel nicht nur gegen ihn, sondern auch gegen Gott und die ewige Ordnung der Dinge. Gegen Gott, der nun einmal bestimmt hat, daß der Mann immer über dem Weibe stünde, der dem Manne deshalb die Kraft gegeben hatte, die dem Weibe versagt war.

Bassia Budny machte sich das nicht so klar. Sie fühlte es nur dunkel und es lastete schwer auf ihrer Brust, und die brennende Scham färbte ihr Antlitz auch jetzt in dem stockfinsteren Raume, wenn sie daran dachte, daß sie, die Mädchen, ihn, den Burschen, gebunden und gezüchtigt hatten.

Spät erst schlief sie ein. Sie stöhnte im Schlaf, als würde sie geschlagen.

Aber sie träumte im Gegenteil davon, daß sie schlug.

V

Bleigrau und flimmernd wölbte sich seit Tagen die Feste des Himmels. Sie schien herabzudrücken auf das Dorf und die Felder. Sie schien mit jeder Stunde heißere Glut auszuatmen. Ein feiner Dunst lag in der Luft, die kein Windhauch kühlte. Die Erde dörrte aus. Eine widerstandslose Schlaffheit war über alle Wesen gekommen. Träge taten sie die nötigsten Schritte. Die Pferde in den Hürden des reichen Andreas Prus glänzten in der Hitze, als hätten sie gebadet, und drängten sich im Schatten eines Baumes zusammen. Auf der Dorfstraße lagen die Hunde lang ausgestreckt auf der Seite, keuchten und ließen die Zunge aus dem offenen Maule hängen. Die Bäume schienen die Kraft verloren zu haben, ihre Blätter zu halten: sie hingen schlaff nieder. Und selbst Valeria, die weiße Ziege, sprang nicht, zog den Pflock nicht aus der Erde: sie lag, kaute langsam und ohne Freudigkeit und meckerte fast kläglich.

Es geschah sogar, daß Väterchen Karbowiak für die Mittagsstunden den Schafspelz ablegte, ohne daß er deshalb gefroren hätte. Und immer von neuem richteten sich aller Blicke auf den Himmel, ob nicht endlich schwere Wolken mit violetten Rändern sich ballen und erlösende Gewitter Kühlung bringen wollten.

Immer jedoch war die Hoffnung und der Aufblick vergeblich.

Selbst wenn die Nacht sich senkte, spürte man nichts von erfrischender Kühle. Die Spannung hielt an. Sorgenvoll schauten die Kätner und Eigentümer auf ihr Land. Scheuer noch schlichen die Mädchen umher, die sich doch sonst nichts so leicht anfechten ließen. Und wie auf Verabredung trafen sie sich alle — Abend für Abend — vor der Hütte von Bassia Budny.

Väterchen Karbowiak hatte sich zuerst sehr geschmeichelt gefühlt und lange über Liebe und Tod philosophiert. Aber er merkte bald, daß die Dirnen ihm nicht zuhörten. Wie eine Schar Rebhühner, über denen der Raubvogel steht, duckten sie sich zusammen, sahen sich an, seufzten, flüsterten, schwiegen.

Schon am Morgen nach der Rache, die sie an Bogumil Prus genommen hatten, verwünschten sie sich selber, daß sie dem Rate der Barbara Paszewska gefolgt waren. In Angst und Grauen dachten sie dessen, was nun kommen würde. Der zu wahnsinnigster Wut gereizte Bursch schlug vielleicht jede nieder, die er traf! Am hellen Morgen sah alles so ganz anders aus, als am Abend vorher ...

Keine hatte sich auch getraut, das Dorf zu verlassen und nachzuschauen, wie es dem Gefesselten am Baume ginge. Nur Barbara Paszewska, die jetzt den Kopf hoch trug und wieder lachen und schwatzen konnte, war in ihrer freien und stolzen Art dem See zugeschritten.

Als sie zurückkam, lachte sie kurz auf.

„Der Vogel ist weggeflogen. Mag er! Aber wer hat ihn befreit?“

Keine — sie beteuerten es alle. Es war glaubhaft. Denn keine hätte sich an ihn herangewagt.

Da zuckte Barbara die Achseln.

„Armes Kaninchen," sagte sie spöttisch. „Es ist die Paninuchna."

Auch den übrigen blitzte das auf. Und als der Abend kam, waren sie alle draußen — vor Bassia Budnys Hütte.

„Hast du ihn losgeschnitten?"

„Ja," sprach das „Kindchen".

„Und was hat er gesagt?"

„Nichts. Er hat mich geschlagen."

Sie erzählte es mit Absicht. Sie schämte sich nicht. Ihr war, als befreie sie ihn auch damit von einem kleinen Teil der Schande, die ihm widerfahren war. Und die Mädchen nickten: ja er schlug, er war ungeheuer stark! Totschlagen konnte er jede einzelne! Und jede einzelne erinnerte sich nun einer Begebenheit, bei der er seine Riesenkraft gezeigt hatte. Wie er einmal mit drei Burschen des Nachbardorfes fertig geworden war! Wie er den Hengst gebändigt hatte! Wie er den schweren Wagen allein gehoben hatte!

Flüsternd erzählten sie das, und immer unheimlicher ward ihnen zumute, immer mehr wuchs ihre Angst. War es nicht Wahnsinn gewesen, gerade ihn so zu reizen?

Daneben jedoch erfüllte sie eine große Bewunderung für Bassia Budny, die es gewagt hatte, vor ihn hinzutreten. Niemand hätte ihr das zugetraut. Man hatte sie gar nicht recht ernst genommen. Sie war immer doch das Kindchen gewesen.

Und nun hatte gerade sie solchen Mut bewiesen. Barbara Paszewska war nicht da; Josepha Hoffmann, die sonst das größte Mundwerk hatte, war sehr kleinlaut und nicht weniger bedrückt wie die übrigen — so kam es ganz von selbst, daß plötzlich die Paninuchna der Mittelpunkt des ganzen Kreises ward, daß sich alle um sie drängten, daß alle von ihr Rat und Hilfe erwarteten. Denn sie hatte doch Bogumil Prus nach dem großen Ereignis schon gesehen, sie mußte doch wissen, wie er war, was er plante, was geschehen würde.

Bassia Budny hatte mit merkwürdigen Augen zugehört, als die Mädchen von der Riesenkraft des Burschen erzählten. Ihre Zunge lief lose und leise einmal über die feine Scharte der Lippe. Wie einen wunderbar lindernden Trank schlürfte sie die Worte ein. Und als es dann still wurde und alles auf sie blickte, erhob sie sich, strich sich links und rechts das Haar zur Seite und sprach, während sie aufgerichtet dastand: „Niemand kann sich mit ihm messen." Sie schüttelte eigen dabei das Haupt, und plötzlich, als müsse sie ihre Worte begründen, begann sie zu erzählen.

Eine Geschichte von Bogumil Prus, eine Geschichte, in der er eine wunderbare Tat vollbracht hatte.

Ihre Zunge war ungelenk, ihr Kopf brauste. Denn sie log. Sie log mit schwerer Mühe etwas Außergewöhnliches zusammen, das niemand recht glauben konnte. Aber als sie fertig war, als sie triumphierend fragte: „Was sagt ihr nun?", da wagte niemand eine Widerrede, und nur schwere Seufzer stiegen aus den verängsteten Herzen. Immer gewaltiger erschien der Geliebte und Gehaßte, der Gezüchtigte und nun doppelt Gefürchtete vor ihnen. Und zu dem äußeren Druck, der auf ihnen lag durch die sengende Glut und Schwüle, die auf ein Unwetter wartete, kam ein viel schlimmerer innerer Druck. Es war ihnen sicher, daß der Frevel, den sie getan, furchtbare Sühne finden mußte, daß sie der Rache von Bogumil Prus nicht entgehen konnten, daß etwas über ihnen stand, was vielleicht schon im nächsten Augenblick über sie hinbrausen würde.

Die Ratlosigkeit vergrößerte sich noch, als in der Frühe des nächsten Tages Barbara Paszewska, das Bündel in der Hand, Abschied nahm. Ihr Zweck war erfüllt; nichts hielt sie mehr. Wenn sie westwärts zog, hatte sie besseren Verdienst. Da brauchte man kräftige Arme zur Ernte.

„Von dem Räuber," sagte sie, „kann ich nicht Abschied nehmen. Er bleibt im Loch wie der Maulwurf. Grüßt ihn von mir und sagt ihm, daß ich immer lachen werd', wenn ich meine Hand anseh'."

So war sie gegangen. Und mit ihr hatten die Dirnen gleichsam allen Halt verloren. Die Kraft des Hasses, die in dem stolzen, großen Geschöpf gelebt, hatte sich ihnen mitgeteilt. Man war gewöhnt, in ihr die Führerin zu sehen. Und hatte man vorher der Folgen gedacht, so konnte man die Achseln zucken: das würde Barbara Paszewska schon in Ordnung bringen. Und nun war sie weg! Und doppelt schwer mußte die Rache des Burschen, da die Verführerin nicht mehr zu erreichen war, auf die Verführten fallen.

Nur eine war froh darüber, daß Barbara verschwand: Bassia Budny. Sie hätte nicht einmal sagen können, weshalb. Doch ihre Stirn, auf der jetzt oft Furchen standen vom vielen Grübeln, ward glatter und heller. Aufmerksam hörte sie zu, als ihr die andern den letzten Gruß berichteten. Und sie zuckte kurz bei den Worten: „Er bleibt im Loch wie der Maulwurf."

Es war nicht gelogen: Bogumil Prus, den man sonst am Tage ein paarmal erblickt hatte, ließ sich nicht sehen.

Halb besinnungslos war er damals in den Wald hineingetaumelt. Er stieß an Stämme, er riß sich an scharfen Aesten. Dann fiel und rauschte etwas, und neben ihm dehnten sich die mondbeschienenen Wiesen.

Das war die Quelle ... die Quelle, wo er das Hasenlippchen geküßt. Das Hasenlippchen hatte ihn befreit.

Wie ein Stier brüllte er plötzlich auf, denn die ganze Gewalt der Schande drang auf ihn ein. Er faßte sich ins Gesicht: da hinein hatten die Weiber ihn geschlagen. Er tastete seine Glieder entlang: darauf war der Strick niedergesaust — der Strick, den er, ohne selbst zu wissen warum, mitgenommen hatte. Er fühlte seine Arme, Gelenke, Knöchel — überall hatte die Leine, die ihn gefesselt, rote Striemen gezogen. Der Blutumlauf war gehemmt worden, noch immer war ihm alles steif und starr.

Und zum zweitenmal dieser wilde, unartikulierte Schrei: wie ein Wahnsinniger schlug er um sich. Seine Muskeln spannten sich zum Zerspringen, er hieb sinnlos mit den Fäusten auf Moos und Nadeln, bis er keuchend, zu Tode erschöpft, liegen blieb.

Von Weibern gehöhnt und geschlagen: Er! Das begriff er nicht. Das ging nicht in seinen Kopf.

Er, der Sohn des reichsten Bauern, der stärkste von allen; er, dem dieselben Dirnen zitternd und selig am Hals gehangen hatten!

Ungeheuerlich war die Tat; ungeheuerlich die Schande, die er trug.

Hätten ihn die Burschen überfallen, ihn halb tot geschlagen, ihn mit gebrochenen Gliedern liegen lassen — es war Kampf, es war natürlich, es hatte seine Art.

Aber von Weibern besiegt —!

Niemals und durch nichts war diese Schande abzuwaschen. Blindwütig hätte er zuerst aufspringen, ins Dorf laufen, jede einzelne zerschmettern mögen, daß kein Mund mehr da war, der verraten konnte, was geschehen war.

Aber würden die Fenster, die im Mondschein blitzten, nicht klirren, weil lachende, höhnende Gesichter dahinter hervorlugten? Würden die Häuser und Hütten nicht tausend Augen haben? Würde ein spöttisch Lachen nicht um alle Türen fliegen und ihm folgen: Bogumil Prus, was hört man? Bogumil Prus, ist denn das wahr?

Da blieb er liegen. Und nach dem Toben und Schreien kam die Erschlaffung. Nicht eine, die ihn schlafen ließ. Er wachte. Aber eine Erschlaffung, die ihm alles dunkler zeigte, als es war.

Seine Ulanenmütze nahm er ab. Schief hatte man sie ihm auf den Kopf geschlagen, als sie abgefallen war. Es war sein großer Stolz gewesen. Keiner im Dorfe, der bei der Kavallerie gedient hätte. Alles Feldhopser, Fußlatscher! Ihn, den Sohn des „Remontebauern", hatte man auf seine Bitte zum Reiter gemacht. Schwarzweiß flatternde Fähnchen, wiehernde Pferde, Federbüsche, Blitzen und Glänzen — wie oft waren sie so ausgeritten! Und alle Mädels verrückt nach den Lanzenreitern! Schwer war es, sehr schwer, die Uniform auszuziehen. Die Mütze hatte er behalten. Sie versinnbildlichte gleichsam die ganze Zeit.

Und ihn, den Ulanen, der stolz die Mütze trug, ihn hatten Weiber geschlagen!

Wenn sie das wüßten im Regiment! Und wer konnte vorhersagen, ob nächstes Jahr nicht Michael Sarbka zum Regiment kam?

Er stöhnte. Nichts wusch die Schande ab. Was sollte er tun? Die Dirnen töten? Konnte er denn das? Ach, er war schon halb von Sinnen. Sie schlagen, bis das Blut sprang? Psia krew, wurde dadurch Geschehenes ungeschehen gemacht? Und die Weiber schlug man nur aus Liebe — etwa seine Frau, seine Braut —, nicht aber aus Wut und Haß.

Nur eins war möglich: das Dorf verlassen, fortgehen, alles im Stich lassen — so weit laufen, daß die Schande hinter ihm blieb. Es war die einzige Rettung. Und dann schon gleich. Nicht erst den Tag abwarten, wo sie alle ihn angrinsten.

Er stand auf. Schwerfällig ging er vorwärts. Er ging durch die Hürden, weil er wußte, daß er dort keinen traf. Aber er suchte selbst hier den Schatten und lief durch das blanke Mondlicht scheuer und schneller. So kam er unangefochten ins Haus. Aber er war zu zerschlagen, um heut noch einen Entschluß fassen zu können.

Als der Morgen mit grausamer Helle durch die Scheiben schien, hätte Bogumil Prus in Verzweiflung schreien mögen. Sein Gesicht war blau und grün, verschwollen; er sah fürchterlich aus. Und wenn sie ihn fragten, wo er das her hätte? Ja, dem Vater konnte er schon was vorreden! Aber draußen den Knechten — nein! O, sie würden nichts sagen, nur vor sich hinpfeifen! Aber das war genug!

Er blieb in der Stube. Es war fürchterlich für ihn, der an die Freiheit, an Flur und Feld gewöhnt war. Er kühlte sein Gesicht und zählte die Stunden — sie krochen wie die Schnecken dahin.

Jetzt wußten es die Nachbarn wohl schon, jetzt lief Barbara Paszewska wohl herum und erzählte es triumphierend!

Er grub die Fingernägel in das Fleisch der Hand.

Und ein zweiter Tag — — das Gesicht ward besser, es sah schon wieder leidlich aus. Aber die furchtbare Schwüle — nicht zum Aushalten war es. Der Alte schimpfte. Der Alte wollte ihn auf die Wiese jagen. Es war schrecklich. So dumpf wurde der Kopf. Und er wartete doch jede Minute, daß einer käme und ihn erstaunt und höhnisch ansähe.

Es kam keiner. Doch wenn draußen ein Lachen scholl, fuhr er drinnen zusammen: sie

lachen über dich, weil die Unterröcke dich gehöhnt und gezüchtigt haben!

Der dritte Tag — immer stärker ward die gewaltige Spannung draußen, und noch immer kein Gewitter. Der Alte tobte jetzt: was dem Sohne denn einfiele! Zigarren hatte er auch nicht mehr. Aber über die Dorfstraße zum Krug gehen ... zum Krug, in dem Maria Kossak diente?

Nein — es gab nur eins: fort von hier! Nur laufen, laufen, laufen! Sein Vater konnte ihm dann Geld nachschicken. Er brauchte auch keines. Im Sommer war leichtes Verdienen.

Er schnürte sich ein Bündel, und als es dunkel war und Spätabend, schlich er sich hinaus.

Wieder ging er durch die Hürden. Es wetterleuchtete von fern. Blaugelber Schein zuckte über den ganzen Horizont. Die Pferde waren unruhig; Gräser, Sträucher, Bäume standen unbeweglich, wie in Stein gehauen.

Und Bogumil Prus ging. Schleppend, langsam. Es war ihm merkwürdig wild und weh zumute. Es war ihm, als wäre dieses Gehen gar nicht sein Ernst, als täte er es nur mechanisch und als stünde dahinter schon ganz was andres.

Er sah sich sonderbar um. Er nickte. Hier ging er nun fort. Von den Hürden und den Pferden, vom See und vom Walde, von den Wiesen und dem Boden, der den Prus seit unausdenkbarer Zeit gehörte.

Jetzt schnaufte es hinter ihm. Eines der Pferde, die er gebändigt hatte und die den Herrn in ihm liebten, war nähergekommen. Es schnupperte an seiner Tasche. Es ließ sich von ihm den Hals klopfen. Es legte seinen Kopf ihm auf die Schulter.

„Ja, ja," sagte er nur. Und dann: „Ich geh' jetzt!"

Da merkte er, daß die Nüstern und Flanken des Tieres leise zitterten, als hätte es Furcht vor etwas Kommendem und als müsse es bei ihm Schutz suchen.

Das Wetter lag wohl schon in der Luft und ward von dem Gaul geahnt.

Bogumil Prus jedoch sah in die großen braunen Augen und plötzlich schlang er beide Arme um den Hals des Tieres und lehnte seinen Kopf an das glänzende Fell.

Er wußte, daß er nicht fortgehen konnte. Daß hier seine Heimat war. Daß er mit allen Wurzeln an diesen Boden und an diese Scholle gebunden war.

Er hatte das nie gefühlt. Denn es war so selbstverständlich, daß er hier leben und sterben würde. Er war das einzige Kind — ihm fiel der Hof zu. Alles ganz natürlich ...

Und erst jetzt, wo das Pferd in dem leisen Zittern vor ihm stand, wo er fortgehen wollte in die Welt, in die Fremde, schwoll übermäßig das Heimatsgefühl empor.

Seltsam: wie viel Neues, seitdem die Schande über ihn gekommen war, sich in ihm regte! Er hatte gar nicht gewußt in seinem Glück und Uebermut, was alles in ihm schlummerte. Ein Verwundern überkam ihn. War er noch derselbe, der er vor ein paar Tagen gewesen war?

Immer fester schmiegte er sich an das Pferd.

Er konnte nicht fort. Es war ganz fest und sicher. Aber was dann? Hier in Schande leben? Unmöglich! In die Welt ziehn? Ausgeschlossen. Was blieb? Hier sterben.

Hier sterben ...

Seiner bäuerischen Natur lag das ewig fern. Aber es gab keinen andern Weg.

Er starrte vor sich hin. Da zuckte ein neuer Wetterschein am Horizonte empor. Er erhellte den See, den Zipfel des Waldes, den Baum, wo das damals geschehen war.

Mit offenem Munde blickte Bogumil Prus hinüber. Als hätte ihm der Himmel die Stelle seiner Schande zeigen wollen! Sie lag jetzt längst wieder im Dunkeln.

Aber er sah sie vor sich ... ganz genau. Und er schleppte sein Bündel ins Haus zurück, holte etwas und schritt dann, ohne sich umzusehen, ohne auf die unruhigen Pferde zu achten, vorwärts, als hätte er ein sicheres Ziel.

VI

Bassia Budny ging gewöhnlich mit den Hühnern zu Bett. Es war im Dorf so üblich. Beleuchtung war teuer, und morgens mußte man so wie so früh aus den Federn.

Seit abends die Mädchen sich vor ihre Tür schlichen, ward es später. Und wenn sie gegangen waren, wollte die Paninuchna auch noch nicht ins Haus. Schlafen konnte sie doch nicht. Die Schwüle war zu groß, und zu schwer trug sie an ihren Gedanken.

Immer mehr, gerade weil der Bursch sich nicht sehen ließ, war die Furcht der Mädchen gestiegen. Und jeden Abend bemühte sich Bassia, sie noch zu verstärken, indem sie von seiner Kraft erzählte. Unerträglich ward den Dirnen dieser Zustand ewiger ängstlicher Erwartung. Maria Kossak hatte schlaff die Arme hängen lassen.

„Ich wollt'," hatte sie gesagt, „der Bogumil hätt' mir meinen Teil schon gegeben."

Und ähnlich fühlten die andern auch. Ratlos, halb schon stumpf und matt von der ewigen Angst blickten sie auf Bassia, ob die denn gar keinen Rat wußte.

Nein, sie wußte keinen. Sie konnte seufzend nur immer sagen: „Warten ... warten!" Nur eins hatte sie sich versprechen lassen: jede sollte unverbrüchliches Schweigen beobachten. Sie machte ihnen klar, daß dies die einzige Möglichkeit war, den Haß des Burschen zu lindern. Sie sahen es auch ein und hielten den Mund, ja, sie stritten

die Tat ab, wenn jemand sie fragte. Denn immerhin hatten einige wenige durch Barbara Paszewska davon gehört. Diese wenigen jedoch wurden nun unsicher, als die übrigen Dirnen leugneten; Barbara selbst war über alle Berge, und so hielten sie selbst die ganze Geschichte bald für ein Märchen. Es war ja auch kaum denkbar: der riesenstarke Bogumil ...

Die Paninuchna aber machte ein ganz andres Gesicht, wenn sie allein war, als wenn sie unter den Mädchen saß. Vor den andern schien auch sie gewaltige Furcht vor dem Burschen zu haben. Saß sie allein, so schüttelte sie den Kopf; sie hatte nicht Furcht vor ihm, sondern für ihn.

Warum ließ er sich nicht blicken? Warum saß er wie der Maulwurf in seinem Loch? Brütete er wirklich Rache? Pah, die Wut frißt warm, Rache will heiß essen. Schon aber waren drei Tage vergangen. Niemand, der ihn gesehen hätte!

Und da fiel ihr allerhand ein. Die Prus, der alte wie der junge, waren empfindlich. Da hatte es hier mal einen Bauern gegeben, der in einem Jahre bessere Remontepferde gezüchtet hatte. Und ein ganzes Jahr hielt der alte Prus das Haupt gebeugt und betrat kaum den Krug, bis die Scharte ausgewetzt war. Oder was man sich vom Bogumil erzählte ... Im Nachbardorf hatte er mal eine gehabt, die ihn betrog und auslachte. Lange hatte er das nicht verwinden können, und nie hatte er das Dorf mehr betreten. Erst seit die Militärzeit herum war, ging er wieder hin. Es konnte ihn auch furchtbar kränken, wenn einer, den er grad freihalten wollte, das ablehnte.

So ein merkwürdiger Mensch war der Bogumil. Wie mochte er sich da erst die Schande zu Herzen genommen haben!

Sie starrte in die Nacht.

Und plötzlich hatte sie eine furchtbare Angst. Vielleicht war er schon tot. Vielleicht hatte er sich getötet. Vielleicht sah man ihn deshalb nicht.

Maria Joseph! Ihre Hände falteten sich und preßten sich zusammen. Das Hasenlippchen zitterte.

Nein, nein — dann wüßte sie es doch schon!

Aber der Gedanke machte sie ganz irr. Mit starker Macht drang es auf sie ein, wie sie ihn liebte. Und ohne Besinnen lief sie seinem Hause zu.

Es war Torheit. Sie merkte es selbst und stand still. Auf die Dorfstraße kam er gewiß nicht. Höchstens ging er in die Hürden, zu seinen Pferden. Die Pferde liebten ihn ja so sehr.

Sie schlich zurück. An einer Stelle, wo sie die Hürden überschauen konnte, kauerte sie sich ins Gras. Es war sonst feucht hier, aber jetzt nach der dörrenden Hitze ganz trocken.

Und da saß sie und wartete.

Als der Bogumil kam, als sie ihn sah, wunderte sie sich gar nicht. Nur eine ungestüme Freude schwoll in ihr empor, daß ihr Herz ganz unsinnig schlug. Er lebte! Er lebte! Weiter wollte sie ja nichts.

Und während sie den Atem anhielt, verfolgten ihn ihre Blicke, soweit es das Dunkel erlaubte.

Immer schneller folgte sich am Himmel das zuckende Aufleuchten. In der sekundenlangen Helle sah sie seine Gestalt deutlich. Er schritt rüstig vorwärts, als hätte er einen Gang zu tun. Er verließ die Hürden. Jetzt schritt er ein paar Meter weit an ihr vorüber.

Langsam richtete sie sich auf. Wie von einem stärkeren Willen getrieben, folgte sie ihm. Wie eine Katze war sie hinter ihm drein.

Sie achtete es nicht, daß ein kurzes Surren und Sausen durch die Wipfel ging, die sich schauernd bogen. Sie sah nur geradeaus, um in dem Aufleuchten, das jede Minute über den Himmel flog, die vorwärtsstrebende Gestalt zu finden.

Alle ihre Freudigkeit war verflogen. Ein beengendes Gefühl drückte auf ihr Herz. Vielleicht war es die schwarze, unheimliche Nacht, die ewig durchblitzt war. Kein Vogel flog oder rief. Kein lebendes Wesen war weit in der Runde. Nur die Fledermäuse zogen durch die Helle der Blitze lautlos und gespenstisch dahin.

So waren sie bis zum See gekommen. Der Bursche hielt. Weiter entfernt hielt Bassia Budny.

Als sich ein blendend Feuermeer über den Horizont ergoß, sah sie ihn an dem Baume stehen, an den die Dirnen ihn gebunden hatten. In kurzem Krampf zog sich ihr Herz zusammen.

Mit einemmal wurde es ganz still. Das Sausen in den Wipfeln verstummte. Die abgebrochenen Stöße des Gewitterwindes hörten auf. Ein paar schwere, merkwürdig große und ganz vereinzelte Tropfen fielen.

Wo war Bogumil Prus? Sie hatte ihn beim letzten Leuchten nicht gesehen. Und nun blieb es stockdunkel, als hätte auch der Wetterschein ausgesetzt.

Da kam eine unerklärliche, sie ganz erfüllende Angst über sie. Sie warf sich auf die Knie, sie rang die Hände, sie sah zum Himmel empor: „Blitz — leuchte — zeig mir ihn!"

Sie wollte näherlaufen.

Doch jäh, überraschend, jedes Auge blendend, brannte in dieser Sekunde der ganze Himmel, und durch die glänzende Helle flammte, heller noch, in scharfem Leuchten der Zickzacklauf eines Blitzes, dem ein Rollen und Grollen folgte, das in einem gewaltigen Schlage verlief. Und gleichzeitig brauste der Sturm los und peitschte heulend den Regen vor sich her. Die Wolken droben barsten und brachen; die Wipfel des Waldes wurden herumgerissen und bogen sich, als rase die wilde Jagd darüber hinweg. Wenn der Feuerschein aufflammte, sah man wohl den Wirbel sturmgebrochener Aeste.

Die Paninuchna hatte sich zitternd bekreuzt. Nur zwinkernd konnte sie vorwärts sehen.

Und plötzlich wollte sie schreien und schrie nicht. Wollte laufen und lief nicht. Den Mund weit aufgerissen, mit Augen, die sich noch immer erweiterten und die plötzlich auch das blendendste Licht zu ertragen schienen, starrte sie zu dem Baume hin ...

Da war Bogumil Prus.

Er stand nicht. Er lag nicht.

Er hing!

Das grelle Leuchten zeigte es ihr. Sie sah sogar, daß er schaukelte. Den Schrei, der sich ihr jetzt doch entrang, begrub der Sturm. Mit ausgestreckten Händen flog sie vorwärts, schlug hin, raffte sich auf, jagte weiter, bis sie zur Stelle war.

Mit einem Blick nahm sie alles auf: er hing am Baum, nicht hoch. Der Strick, der verknotete, mit dem die Mädchen ihn geschlagen hatten, war kurz umgelegt. Er hatte sich am Aste hochziehen müssen, um den Kopf in die Schlinge zu stecken. Sein Gesicht war blaurot ...

Seinen Namen schreiend, die Heiligen anrufend, betend war Bassia Budny in ihrer Todesangst herangetreten. Ein Messer hatte sie nicht. Und sie wußte, daß es sich nur um die kleinste Spanne Zeit handeln konnte, wenn er überhaupt noch zu retten war.

Instinktiv umklammerte sie seine Knie und hob den mächtigen Körper an, so weit sie nur konnte. Mit einer Hand tastete sie an seinen Taschen hin, ob auch er kein Messer darin hatte. Sie fühlte eins. Sie bekam es heraus. Sie mußte den Burschen noch einmal langsam in die Schlinge gleiten lassen.

Doch blitzschnell, im gleichen Moment, wie eine Wildkatze war sie auf dem Baume, hing am selben Aste wie er und schnitt den Strick durch.

Schwer, wie ein Stück Holz, fiel der Körper auf die Erde.

Kein Atmen, kein Zucken — nichts. Sie schleppte ihn aus dem Schutze des Baumes heraus mitten in den niederplätschernden Regen hinein und begann mechanisch und ohne Aufhören ihn zu kneten und zu reiben. Sie hatte das gesehen, als voriges Jahr im See der Knecht ertrunken war.

Ihr Haar, vom Regen durchnäßt, vom Wind zerwühlt, von Büschen und streifenden Zweigen aufgerissen, hing ihr in schweren nassen Strähnen herunter. Die unaufhörlich herabgießenden Fluten durchweichten die leichten Kleider vollständig; in feuchter Glut klebte ihr alles am Leibe. Ihre Arme fühlte sie nicht mehr — so rieb sie ihn, keuchend, verzweifelnd, hin und wieder einen abgebrochenen Laut ausstoßend und irr betend: „Lebe!"

Immer dumpfer ward ihr; immer schwerer senkte es sich auf sie herab. Sie konnte nicht mehr. Sie wollte hören, ob ein Fünkchen Leben in ihm war: sie vermochte es nicht, denn zu wild und laut war ihr eigner Herzschlag, zu stürmisch das stoßweise Atmen ihrer erschöpften Brust.

Da begann der Körper unter ihren Händen zu zucken, mit leisem Röcheln, unverkennbar, setzte der Atem ein — die letzte Kraft nahm sie zusammen: das Gesicht bekam mehr und mehr seine natürliche Farbe, und da bewegten sich die Lider.

Sie wollte aufjubeln. Sie stöhnte nur. Sie hatte bis jetzt auf den Knien vor ihm gelegen. Sie wollte sich aufrichten, aber sie sank zusammen. Schlaff, in einer Ermattung, die kein Wille mehr besiegen konnte, fielen ihr die Arme. Die zitternden Knie hielten sie nicht mehr. Sie lag lang neben dem Geretteten auf dem nassen Boden. Und ihr stoßweiser, fliegender, keuchender Atem tönte in das schwere Röcheln des Burschen.

Die Wut des Unwetters schien sich noch zu steigern. Als wären es Ruten, bog der Sturm die Bäume, schmetterte Aeste ineinander zu unlösbarer Verschlingung, peitschte die Wellen im See, daß sie schwarz aufstiegen mit weißen glänzenden Schaumkronen und lang über die Ufer schlugen, schleuderte die großen Tropfen mit Prasseln weiter, daß es den Gesichtern weh tat, und heulte dazu sein irres Triumphlied. Dazu das Krachen des Donners, das nicht aufhörte. Es schien, als wären sich zwei Gewitter begegnet, die nun miteinander kämpften und von denen keines weichen wollte. Die ganze Gegend lag fast ununterbrochen in einem gelben, fahlen Licht, und in seltsamen Feuerlinien, wie jäh züngelnde Schlangen, warfen sich fortwährend Blitze durch die Helle — aber nicht nur überm Walde niederzuckend, sondern fast im gleichen Moment, ohne sichtbare Verbindung, auch über dem See flackernd.

Das dauerte lange.

Da richtete sich Bogumil Prus mühsam auf, als begriffe er noch nicht ganz, wie er hierher käme. Und als wäre der gleiche Wille auch in ihr tätig, erhob sich Bassia Budny.

Der Bursch legte die eine Hand — auf die andre stützte er sich — an seinen Hals, als schmerze es ihn da. Mit einemmal wurden seine Augen fahrig, irrten ab, glitten scheu zu dem Mädchen hinüber und senkten sich, während sein Atem stärker ging.

Er erkannte in dem Glanz des Wetterscheines die Paninuchna wohl, obwohl sie ganz anders aussah als sonst — fast wie Barbara Paszewska mit dem gelösten, in schweren Strähnen herabfallenden Haar.

Und als sie beide nun schwiegen, sich ansahen, fortblickten und schwer atmeten, drückte Bogumil Prus plötzlich die Faust gegen die Brust.

Er schämte sich, und die Scham gebar immer die Wut bei ihm. In dieser Wut wollte er aufstehen.

Was in aller Welt sie mit ihm zu schaffen habe? Wie sie dazukäme, sich in seine Angelegenheiten



Ahasver
Nach einem Gemälde von Werner Schuch

zu mischen? Was sie jetzt um diese Zeit und bei diesem Wetter hier draußen wolle? Und daß er sie niederschlagen würde, wenn sie ihm partout immer in den Weg laufe. Er brauche nichts und niemand — am allerwenigsten sie, das Kind!

Aber das alles brodelte wohl in seinem Herzen auf, doch es wollte nicht kochen und überschäumen wie früher. Er war nicht mehr der alte. Es war etwas zerbrochen in ihm. Er brachte nichts mehr so recht heraus, besonders jetzt nicht, wo er in ihre Augen sah.

Und er schüttelte sich nur, daß ein Teil des Wassers von ihm abspritzte, und sagte schwer, mit Groll in der Stimme:

„Ich danke dir nicht, Bassia Budny!"

„Hat noch niemand verlangt," erwiderte sie. Es kränkte sie doch, daß er jetzt, wo sie so viel Sorge, Not und Mühe seinetwegen gehabt, gar kein andres Wort fand. Lieber hätte er schweigen sollen. Und während ihre Stirn sich furchte und sie das Haar zusammennahm, das sie auswand, als wäre es ein Tuch, setzte sie herb hinzu: „Du bist mir ein Schöner!"

„Und du," gab er zurück, „bist immer da, wo du nicht sein sollst."

„Wüßt' ich nicht. Nur einmal ... an der Quelle ..."

Als müsse er sich besinnen, schwieg er.

„Ach, damals. Das ist lange her, Pani. Seitdem ist vieles passiert."

Und als käme mit diesen Worten Scham und Schande, Bitterkeit und Verzweiflung zurück, preßte er die Lippen zusammen.

„Warum verfolgst du mich denn? Warum bist du immer hinter mir? Warum hast du mich nicht hängen lassen und bist ins Dorf gelaufen: ‚Spannt an ... Draußen hängt der Bogumil Prus'?"

Sie lachte kurz auf.

„Und inzwischen, psia krew, hättst du geschaukelt, und wenn dein Vater gekommen wäre, wär's alle gewesen. Nur der Tischler hätt' eine Bestellung gekriegt. He?"

„Das sollt' er, Pani, und das wär' gut gewesen. Ich hätt's lieber gehabt."

„Und ich?" schrie sie auf. Auch sie war jetzt in Zorn gekommen. Ihre Augen blitzten.

Doch als hätte sie zuviel verraten, wurde sie rot und sagte heftig:

„Glaub nur nicht, es ist deinetwegen. Aber jeder Christenmensch hat die Pflicht, einen andern vor ewiger Verdammnis zu retten."

Da schwieg er. Er blickte sie immer nur an. In Verwirrung und Verwunderung und halbem Verstehen sah er in ihre Augen. Immer noch lag ihr Schrei in seinem Ohr: „Und ich?"

Was ging es denn *sie* an, ob er lebte oder tot war? Was hatte denn die Paninuchna?

Der Kopf war ihm noch zu dumpf. Der Gedanke ging vorüber. Aber ihm war, als wäre die Brust zum erstenmal seit Tagen ihm freier geworden.

Da tastete sich der Bursch vorwärts: „Ich geh'!"

Sie nickte nur. Sie wandte sich nach dem Baume. Sie hob den Strick auf.

Er sah es und zuckte zusammen. Fortwährend befiel ihn der Schwindel. Es kreiste so merkwürdig vor seinen Augen. Er mußte die Hände ausstrecken, um etwas zu fassen, weil sich rundum alles drehte.

Und doch wäre er gefallen, wenn Bassia Budny nicht, als wäre es selbstverständlich, ihn gehalten und gestützt hätte.

Er wehrte zornig ab: „Laß mich! — Geh!"

Aber sie sagte kurz: „Dann hättest du die Unvernunft vorher lassen sollen! Komm!"

Und widerwillig, während etwas in geheimer Wut in seinem Innern widerstrebte, schritt er, schwer auf ihren Arm und ihre Schulter gestützt, unsicher vorwärts.

War *er* denn das, Bogumil Prus, der Stärkste des Dorfes? Gehalten von dem Kindchen?

Wie eine Schmach wühlte die eigne Schwäche in ihm. Er machte hastig ein paar Schritte allein, er lief, er taumelte und hielt sich zähneknirschend an einem Stamm fest, bis das Mädchen wieder neben ihm war.

„Es geht noch nicht," sprach sie ruhig, doch ohne Spott, und führte ihn weiter.

Seine ohnmächtige Wut gegen sich selbst aber richtete sich mehr und mehr auf seine Helferin. Immer verbissener ward seine Miene. Er war so ganz in ihrer Hand. Er, Bogumil Prus, in der Hand der Weiber und Kinder. Und immer wieder die zornige Frage: Warum hatte sie ihn abgeschnitten? Jetzt wäre alles schon gut, alles längst vorbei! Nur immer schwerer wurde das Leben. Das Leben, das er jetzt *der* zu danken hatte, die neben ihm ging.

Was er vorgehabt, war eine große Sünde gewesen. Keine Frage — er wußte das allein! Aber zu groß war die Schande. Er ertrug sie nicht. Und besonders jetzt, wo noch dazukam, daß die Paninuchna erzählen konnte: da geht *er*, der Bogumil Prus, den ich *zweimal* vom Baum geschnitten!

Maria Joseph ... nein, nein! Lieber noch einmal die kurze Not und Angst. Es dauerte gar nicht lange, dann fühlte man nichts mehr; nur ein Brausen, wie das Meer brausen mußte, hörte man.

Und als wisse er, daß er seiner Führerin und Begleiterin damit weh täte, als könne er so seine aus Gram und Scham geborene Wut an ihr auslassen, sagte er:

„Der Tischler kommt um seine Arbeit doch nicht. Das merk dir nur. Und morgen kann er schon anfangen. Die Mühe, Paninuchna, war umsonst."

Auch „Paninuchna" nannte er sie, um sie zu kränken.

„So?" sprach sie nach einer Pause. „Dann wär's ... wirklich vorhin ... nicht nötig gewesen."

Kurz und gepreßt lachte sie auf.

Aber plötzlich kam sie in Wut. Ihre Augen funkelten, ihre Stimme ward hart und gell, ihre Hände packten den Burschen an den Schultern und schüttelten den noch Unsicheren.

„Bist du denn des Satans? Was fällt dir denn ein? Was willst du denn tun, du Lumpenkerl? Weshalb denn? An keinen denkt er — nicht an seinen Vater, nicht an die Pferde, nicht an das Land, nicht an sich! Ewig will er verdammt sein. Weshalb denn? Sprich doch ... so sprich doch!"

Durch all ihren Zorn schrie noch vernehmlicher die Furcht.

Bogumil Prus hörte das. Und wieder kam die Verwunderung von vorhin über ihn, wieder der Gedanke: ‚Was geht denn dich es an, ob ich leb' oder tot bin?', wieder das Verstehen, in dem ihm leichter ward. ‚Sieh, sieh,' dachte er, ‚so eine bist du!' Er hatte gar nicht gewußt, daß jemand seinetwegen so viel Geschichten machen würde.

Und in dieser Verwunderung hatte er sich willenlos und ohne sich zu wehren von ihr schütteln lassen. Es tat ihm fast wohl.

Als sie dann aber schwieg und ihn böse anblitzte, machte er sich mit einer kräftigen Handbewegung frei.

Achselzuckend wandte er das Gesicht fort von ihr.

„Wozu die Fragen? Ich glaub', du weißt genug. Ich brauch' im Dorf die Schande nicht erst auszuschreien. Das besorgen andre. Und weshalb der Bogumil Prus hängt, wird jeder wissen."

Und dann wurde er zum Ankläger und schrie sie an in Hohn und Verzweiflung: „Was soll ich denn tun? He, Prinzessin? Herumgehen und den Kopf einziehen, wenn die Leute lachen? Den Hut abnehmen und ‚danke' sagen, wenn sie mich treffen und verspotten? Psia krew, das willst du wohl, deshalb hast du mich abgeschnitten. Aber ich lauf' mein Lebtag nicht 'rum mit der Schande; ich will nicht, daß es heißen soll: da geht der Bogumil Prus, den die Weiber geschlagen haben! Oder soll ich euch töten? Ins Gefängnis spazieren? Haha, mein Täubchen, dazu ist der Bogumil Prus auch jetzt noch zu gut. Also? Weißt du was Besseres?"

Er schwieg. Es zuckte bitter um seinen Mund. Dann spuckte er aus: „Das kann ein Weib nicht verstehen."

Bassia Budny war ganz still und klein geworden. Ihr Gesicht hatte sich vor Scham gefärbt. Sie antwortete lange nicht. Erst viel später sprach sie ruhig, fast demütig:

„Niemand im Dorfe lacht. Denn niemand weiß es."

Er stutzte.

„Lüg nicht!" rief er dann schroff. „Bei so viel Weiberzungen — —"

Aber sie sah ihn groß an und wiederholte:

„Niemand weiß es!"

Er wollte es nicht glauben, er trat einen Schritt vor, er schien sie mit den Blicken zu durchbohren.

Dann hob er die Hand. „Erzählen kann man viel. Das wär' ein Wunder. Wie sollt' das wohl sein?"

„Nicht schwer! Ich hab' das ... schon so gemacht. Sie haben es mir alle versprochen."

„Du und immer du!" sagte er kopfschüttelnd. „Ich hab' nicht gedacht, daß du so viel kannst. Dacht' immer, du bist noch das Kindchen."

Und da lief zum erstenmal ein gutmütigspöttischer Zug um seinen Mund.

„Nutzt aber nichts. Sie folgen dir doch nicht. Und wenn alle folgen — Barbara Paszewska nicht. Sie lacht, Basjenka. Lacht und hat alles längst über die Straße weggerufen."

„Barbara Paszewska ist fort."

„Fort? Seit wann?"

„Gleich den Tag darauf."

„Und kommt nicht wieder?"

„Nie!"

Er stand plötzlich groß und aufrecht da wie früher. Er schwankte nur leise. Dann aber packte er mit eisernem Griff ihre Hände. Um die Knöchel griff er, als wollte er sie zerdrücken.

„Sprich!" sagte er nur, rauh, spröde.

Es tat ihr weh, doch machte sie keinen Versuch, sich zu befreien. Und stockend erzählte sie. Daß Barbara das Dorf verlassen und was sie gesprochen hätte. Daß die andern nun ohne Halt und vor Furcht ganz irre wären.

Sie merkte, wie seine Augen aufleuchteten. Da malte sie ihm aus, wie es abends vor ihrer Hütte herginge. Was man von seiner Kraft berichte, was man von seiner Rache fürchte, und daß alle, die ihn damals geschlagen hätten, bereit wären, alles zu tun, was er verlange, wenn er ihnen nur verzeihe, wenn sie der Angst ledig wären.

So dicht hielt er sie, daß sie das leise, zurückgehaltene Keuchen seines Atems hörte. Er nahm ihr die Worte von den Lippen. Mit jedem, schien ihm, fiel etwas Schweres von ihm. Als befreie ihn jemand von dem größten Teil einer ungeheuern Last, die er getragen und die seine Kräfte überstieg, atmete er auf. Ihm war zumute, als füge sich Gebrochenes wieder zusammen, als könnte es doch noch einmal heilen.

Und eine grenzenlose Dankbarkeit schwoll in ihm auf. Er merkte wohl, daß dieses Kindchen hier, die Bassia Budny, das Hasenlippchen, das meiste getan und die Angst der Mädchen nach Kräften geschürt hatte. Und einen Augenblick spannten sich seine Muskeln, als wolle er sie noch näher an sich heranziehen und sie an seine Brust reißen. Doch im selben Moment gab er sie frei.

„Es ist gut," sprach er nur.

„Und wird der Tischler noch immer Arbeit bekommen?"

Er zuckte die Achseln.

Sie jedoch sah ihn groß an und streckte ihm die Hand hin.

„Du sollst mir versprechen, Bogumil Prus, daß du nicht wieder die Unvernunft begehst. Schlag ein! Ich denk', ich hab' ein Recht darauf."

„Du?" wollte er fragen. Er ließ es. Er legte zögernd seine Hand in ihre — die mächtige Pranke in die kleine feste. Er lächelte dabei. Er mußte an die Quelle denken.

„Wohl, ich versprech's. Solange niemand erfährt, was heut . . . geschehen ist."

„Da kannst du ruhig sein. Ich bin kein Kind mehr."

Er blickte sie an.

„Nein, Pani — kein Kind mehr. Heut hab' ich viel gelernt. Auch das! Warum lernt man immer am meisten in der Not?"

Ein Zittern lief durch ihren Körper. Es war Freude. „Pani" hatte er gesagt. Sie war für ihn dasselbe wie die andern. Nicht mehr die Paninuchna, nicht mehr bloß das Kindchen.

„Friert dich? Es muß spät sein."

„Mir ist warm. Und jetzt will ich gehen."

„Bis wann? Es ist viel zu besprechen noch."

Er wollte hinzufügen, daß sie ihm helfen müsse — er verschluckte es. Da versprach Bassia Budny, ihn morgen wieder zu treffen.

Und als er ging, drehte er sich noch einmal um.

„Was habt ihr aus mir gemacht!" sagte er und schüttelte den Kopf. Ohne eine Erwiderung abzuwarten, schritt er durch die Hürden.

Auch Bassia Budny ging ihrem Häuschen zu. Sie atmete tief die reine Luft ein. Als hätten Sturm und Gewitter alles Kranke und Schwüle beseitigt, drang herb-frischer Ruch aus Wiesen und Feldern. Die Kräfte der Erde schienen durch den Regen geweckt zu sein und aus Millionen Poren emporzudampfen. An Halmen, Büschen und Bäumen hingen noch die blanken Tropfen, doch regnete es nicht mehr. Der Himmel war hell und grau. In der Ferne zwinkerte auch, wie ein Katzenäugchen, ein Stern.

Bassia Budny hatte noch die letzten Worte des Burschen im Ohr.

Was sie aus ihm gemacht hätten!

Aber sie war nicht traurig darüber. Sie summte vor sich hin. Sie rupfte einen hochstehenden Halm und biß darauf. Sie war so still-fröhlich, als sähe sie eine Aufgabe vor sich.

Und ihr Herz war voll großer Liebe, als müßte sie die Arme dehnen und etwas an die Brust nehmen.

Wen? Sie lachte laut auf. Väterchen Karbowiak? Oder einen Besenstiel?

Ihre Kleider und Schuhe waren nicht trockener geworden, doch ihr war warm und beinahe heiß. Sie ging auch nicht gleich zu Bett. Sie schlich leise in den Ziegenstall.

Warmer Dunst schlug ihr entgegen. Die Tiere lagen da, in der Dunkelheit leuchteten ihre großen Augen. Sie beugte sich zu ihnen hinab und drückte sie fest an sich. Ihr war, als müsse sie die Liebe, die sie in sich trug, noch irgendwem bezeugen.

Pani Eusebia, die ältere, schwarze, meckerte leise und ließ sich die Liebkosung auch wohlgefallen. Pani Valeria jedoch, die verzogene, weiße, wollte stoßen. Ihr mochte die Zeit für den Besuch nicht passen, oder die Nässe, die das Mädchen hereinbrachte, war ihr peinlich.

Da brachte Bassia Budny ihr Räson bei. Sie kam sich sehr wichtig und vor sich selber groß vor, seit auch Bogumil Prus hatte eingestehen müssen, daß sie kein Kind mehr war.

VII

Die Arbeiter, die den Bach ausbaggerten, stießen sich an und schüttelten die Köpfe.

„Als hätt' er den Wyl gesehen, den bösen Geist," murmelte ein Alter, der bis über die Waden im Schlamm stand.

Und heimlich, mit einem Seitenblick, streifte er Bogumil Prus' Gesicht.

Bogumil Prus arbeitete wieder. Am Morgen nach dem furchtbaren Unwetter war er in den Hürden erschienen. Es war kühl und trübe, doch aber schauten die Leute verwundert auf: was machte er mit einemmal für Moden? Ein Halstuch, psia krew, trug man doch nicht im Sommer bei der Arbeit!

Und wo war die freche Lustigkeit? Der Bogumil war kein leichter Herr. Konnte selber für zehne schaffen und verlangte das von jedem. Da hatte es jeden Augenblick einen Fluch gesetzt, der saftig über die Häupter zog.

Seit er jedoch ein paar Tage gefehlt, war er wie verwandelt. Einen bösen forschenden Blick von unten her hatte er über die Leute geworfen, jedes Gesicht gleichsam sekundenlang belauernd. Aber kein Wort. Weder ein Fluchen war zu hören noch ein freches Liedchen, wie es sonst wohl die Stunden verkürzt hatte. Niemand konnte sich daraus einen Reim machen.

Und mit dem ernsten Gesicht schaffte er, ohne sich Ruhe zu gönnen, ohne aufzusehen. Als wäre er mit dem Kopf ganz wo anders.

Seltsam und unerklärlich! Es war eigentlich keinem recht, daß er nicht fluchte und schimpfte. Das hatte mal dazu gehört und war eine Abwechslung gewesen. Und nun das ewige Schweigen.

Hin und wieder kurze Anordnungen. Niemand durfte da widersprechen. Er wurde jetzt gleich dunkelrot, als wittere er etwas dahinter. Und auch wenn dieser und jener lachte, hob er zusammenschreckend den Kopf und fixierte den Fröhlichen.

Auf der Dorfstraße ließ er sich auch jetzt nicht blicken. Aber Abend für Abend schlich er durch die Hürden zum Quell. Und Abend für Abend fand er dort Bassia Budny.

Das waren die Stunden, wo er frei atmete und jeder Druck von ihm wich.

Er brauchte nur Bassias Gesicht zu sehen, ihre festen, vertrauenden, gleichsam aufrichtenden Augen, und sein Herz ging leichter. Oft sagte er sich: weshalb?

Weil sie ihn dem Leben gerettet? Das Leben war ihm noch nicht wieder behaglich genug, daß er dafür hätte danken mögen.

Es war nur, weil sie die einzige war, mit der er über alles reden konnte. Und sie hatte so eine Art, ihn zu stählen, ihn wieder stolz zu machen — psia krew, die Paninuchna, die Paninuchna!

Die Paninuchna? Nein, die Pani.

Sie saß gewöhnlich im Walddämmer am fallenden Quell, hatte die Knie herangezogen und die Arme darum gelegt. Im Dunkeln sahen ihn ihre Augen an.

„Wie lange," fragte sie, „wird Barbara Paszewska noch recht behalten, daß du im Loch bleibst wie der Maulwurf?"

Er aber machte nur eine Handbewegung und schwieg. Es war nun einmal so: er wollte auf die Straße nicht recht hinaus. Allmählich glaubte er ihr ja, daß die Dirnen vor Angst und Scheu zitterten. Aber sie nur sehen, war schrecklich. Denn mit den Zeugen seiner Schande kam die Schande selbst auf ihn zu und warf ihn zu Boden.

Bassia fühlte wohl, was in ihm vorging. Und mit jedem Worte, das sie sprach, stärkte sie sein Selbstgefühl. Doch merkte sie bald, daß sie damit allein noch nicht zum Ziele kam. Sie mußte auf eigne Faust handeln.

Eins vor allem drängte sie dazu. Auf die Dauer waren die Mädchen nicht in dem Zustande der Furcht und Bedrücktheit zu erhalten. Als Tag für Tag verstrich, ohne daß Bogumil Prus sich sehen ließ und regte, schwand leise die dumpfe Erwartung. Nicht lange, und alles mußte wie früher sein.

Vergebens strengte sich Bassia Budny an, diese natürliche Entwicklung aufzuhalten. Ihre Worte zogen nicht mehr. Selbst die Andeutung, daß der Bursch Schreckliches plane, verfing nicht mehr mit aller Macht.

Es war ein Freitag Abend, und die Dirnen hatten sich wieder vor ihrer Hütte versammelt, als sie das stärker denn je fühlte. Es tat ihr weh und ihr war, als zerrinne ihr etwas unter den Händen, was sie mühsam gebaut, und als geschehe nicht nur ihr, sondern auch Bogumil Prus ein Leids damit.

Sie konnte das Schwatzen der Dirnen nicht aushalten und schlich sich ins Haus. Als sie zurückkam, hatte sie die Lippen fest aufeinandergepreßt. Schweigend lehnte sie sich gegen die Mauer mit einem ernsten und sorgenvollen Gesicht.

Bald fiel es den andern auf. Sie scherzten mit Väterchen Karbowiak.

„Hu, ein Gesicht, Basjenka! — Hast du heut nacht geträumt? — Ist dir einer untreu? — Was redst du nicht?" schwirrte es durcheinander.

Sie schüttelte nur den Kopf.

„Lacht nur! Sonntag werdet ihr nicht lachen, sondern weinen."

„Alles egal," kicherte der Philosoph auf dem Bänkchen, „beides geht vorbei — schön vorbei, schlecht vorbei, immer jedoch vorbei. Aber wenn man jung ist, denkt man, es bleibt."

Niemand kümmerte sich um Väterchen. Nach einer kurzen Stille und Spannung war Bassia Budny umdrängt.

„Was ist los? — Weißt du was?"

„Nicht viel und nicht hier."

Damit schritt sie etwas nach der Seite, und wie Tauben, von denen jede das erste und beste Korn erpicken will, flatterte der Schwarm ihr nach.

„Ich sagte schon," sprach sie, „ich weiß nicht viel. Nur dies, daß ihr Sonntag weinen werdet. Denkt ihr an das Gewitter? Es hat Tage und Wochen in der Luft gelegen, ehe es kam. Dann jedoch kam es um so schlimmer."

„Wovon sprichst du, Bassia?"

Josepha Hoffmann, welche die Frage tat, war blaß.

„Von Bogumil Prus," antwortete sie.

Da schwebte wieder der Raubvogel über ihnen. Nun, wo ein so fester und naher Termin genannt wurde, senkte sich wie ein Alp die fast schon abgeschüttelte Furcht von neuem auf sie herab. Als trügen sie Scheu, laut zu reden, tuschelten sie. Und immer wieder: Sonntag ... Sonntag!

Plötzlich aber sprang Maria Kossak auf Bassia zu und packte sie an beiden Armen.

„Sprich," sagte sie, fast heiser, während die Angst in ihren unruhigen Augen saß — „was will er uns tun?"

Die Paninuchna zuckte die Achseln.

„Ich bin nicht seine Vertraute."

„Aber du weißt es doch von ihm?"

„Gut geraten. Von wem sonst? Hab' auch weiter gefragt wie Maria Kossak: was willst du tun? Aber er hat mir zur Antwort gegeben: Es hat auch mir keiner gesagt, welchen Plan ihr damals hattet."

Das war richtig. Dagegen ließ sich nichts einwenden. Und verwirrt, verängstet, ratlos sah eine zur andern, bis aller Blicke wieder auf Bassia Budnys Antlitz haften blieben.

Etwas Dunkles war über ihnen — doppelt furchtbar, weil niemand auch nur ahnen konnte, was eigentlich geplant war. Und aus Not und Bestürzung erhob sich die eine Frage: Wer hilft? Wer schützt uns?

Nur eine konnte das: die Paninuchna.

„Basjenka," flehten sie mit erhobenen Händen, „was sollen wir tun? Rat uns, laß uns nicht im Stich!"

Josepha Hoffmann riß sich die gelbe Kette vom Hals: „Nimm sie, nimm sie, nur hilf uns."

„Ich? Kann ich hexen?"

„Ja, ja — nur du sprichst mit ihm, du hast ihn befreit." Und von allen Seiten drangen sie auf sie ein.

Das Hasenlippchen zuckte.

„Nicht möglich. Zu schwer haben wir ihn gekränkt. Sollen wir hingehen und sagen: ‚Verzeih uns, Bogumil Prus, daß wir dich höhnten und schlugen‘? Ins Gesicht wird er uns lachen. Löschen Worte Schläge aus? Das müßt ihr einsehen. Schlag gegen Schlag. Jeder bekommt, was er gibt."

Ja, sie sahen es ein, sie nickten.

Und Bassia Budny setzte ihnen auseinander, daß es nur eins gebe, was das größere Unheil abwenden könne: freiwillig sollten sie alle vor ihn hintreten. Nicht nur bitten: verzeih uns, was wir getan, sondern die Schuld auch auf sich nehmen: schlag uns, wie wir dich geschlagen. Hier sind wir!

Wann? Natürlich noch vor dem Sonntag, also morgen. Wo? Etwa vor dem ganzen Dorfe? Nein, wo kein andrer es sah. Die große Schwierigkeit: wer konnte bewirken, daß der Bursch verständigt wurde und kam? Niemand bekam ihn zu Gesicht, niemand hätte sich auch an ihn herangewagt.

Und wieder ruhten aller Augen flehend auf der Paninuchna.

„Gut," sprach sie, „ich will zusehen. Doch nun laßt mich. Es ist nicht leicht, was ich soll."

Ihre Augen blitzten lächelnd über die Schar hinweg, die sich nach kurzem Abschied dem Dorf zuwandte. Und auf dem ganzen Weg gab es nur eine Stimme: Das war eine! Wer hatte noch so viel Mut und Tatkraft wie das Kindchen? —

Bassia Budny jedoch sah den Davonschreitenden nach, bis sie ihren Blicken entschwanden. Dann ging sie rasch nach der andern Seite.

„Du kommst spät," sagte Bogumil Prus an der Quelle.

„Besser als gar nicht."

Sie beugte sich, trank und benetzte die Stirn.

„Hast du Schmerzen?"

„Ach . . . man denkt allerlei."

Er hob die Hand.

„Das ist das schlimmste," erwiderte er. „Immer das Denken. Niemand erfreut es, nur Väterchen Karbowiak. Noch nie in meinem Leben hab' ich so viel gedacht wie jetzt. Tags, nachts . . . selbst bei der Arbeit."

Und als ob er mühsam nach dem Ausdruck dessen ringen müsse, was ihn bewegte, fügte er mit fast schmerzlichem Gesicht und schwerfällig hinzu:

„Das Denken . . . macht die Schande . . . noch bitterer."

„Ja," sprach sie ernst und mit so starker Betonung, daß er unwillkürlich den Kopf hob.

Da mußte er lächeln.

„Was weißt du davon?" Er hätte sie sogar beinahe wieder „Kindchen" genannt.

„Hab's gehört. Von vielen, die so in bitterer Schande waren. Die haben geweint und geschrien, und immer gedacht, gedacht, gedacht, Tage und Nächte."

Er nickte nur und schwieg.

Die Paninuchna jedoch fuhr fort, als erzähle sie etwas Nebensächliches:

„Ich hab's gehört von der Josepha Hoffmann, ich hab's gehört von der Barbara Paszewska, ich hab's gehört von der Maria Kossak, ich hab' — — aber das weißt du ja. Alle haben sie die Schande gehabt und haben viel leiden müssen. Weißt du, durch wen?"

Er sah sie nur an.

„Durch dich, Bogumil Prus. Hast du nie daran gedacht?"

Eintönig fiel die Quelle. Es war still im nächtigen Walde. Man hörte von sehr weit jeden Laut. Ein Rauschen der Büsche, ein Knicken trockener Zweige. Rehe mochten da wechseln.

„N . . . nein," antwortete der Bursch nach langer Pause. „Ich hab' wohl daran gedacht. Aber nicht so, wie du es jetzt sagst."

Und als kreise der neue Gedanke, den sie da ausgesprochen, nun ohne Unterlaß in seinem Hirn, als könne er damit nicht fertig werden, verharrte er in dem schweren Schweigen.

Da stand Bassia Budny auf, um fortzugehen.

„Kommst du morgen?" fragte er. Es sollte so hingesagt sein, aber die flehende Bitte klang hindurch.

„Sicher," nickte sie. „Gerade morgen."

Er rief ihr noch nach. Er fragte, was das heißen solle. Aber sie hob nur die Hand und ging schnell, mit ihren federnden Schritten, weiter. —

Vierundzwanzig Stunden später.

Vorn, zwischen den ersten Stämmen, stand Bassia und spähte über die Wiesen.

Hinter ihr regte sich nichts. Nur wie ein schweres Atmen schwamm es durch die Luft. Hin

und wieder eine leise Frage: „Kommt er?“ Ein Kopfschütteln jedesmal die Antwort.

Bis die Paninuchna plötzlich den Arm hob und etwas zurücktrat. „Er kommt!“

Ihre Lippen zuckten; ihre Augen suchten den sich Nahenden. Und rascher ging ihre Brust. Sie spielte ein gewagtes Spiel.

Aber entschlossen und ohne zu zittern schritt sie dem Burschen entgegen.

„Gelobt sei Jesus Christus!“

Er stutzte. Sie grüßte ihn sonst anders.

„In Ewigkeit, Ewigkeit. Amen,“ antwortete er zögernd.

Und sie, während sie dicht an ihn herantrat, seine Hände faßte und ihm in die Augen sah:

„Ich dank' dir, Bogumil Prus, daß du gekommen bist. Ich und wir alle haben dich schwer gekränkt und gehöhnt. Ich und wir alle wissen, daß du morgen noch schwerer uns treffen willst mit deiner Rache ...“

„Pani,“ sagte er erstaunt, verständnislos.

„Noch schwerer uns treffen willst mit deiner Rache,“ wiederholte sie mit aller Bestimmtheit und lauter, als es sonst ihre Art war. Sie trat noch näher, daß ihre Körper sich fast berührten, sah flehend in seine Augen und drückte seine Hände.

„Du hast ein gutes Recht dazu. Ich aber bitt' dich, und wir alle bitten dich: Verzeih uns, Bogumil Prus — schlag uns, wie wir dich geschlagen, aber verzeih uns!“

Sie ließ seine Hände los. Sie hob flehend die Arme.

Und Rascheln und Knittern, Schluchzen und Stöhnen, Murmeln und Bitten: „Verzeih uns!“

Es kam aus den Büschen. Es war um ihn.

„Bassia!“ schrie er auf.

Da drängten sie sich vor: alle, die er zuletzt in der furchtbaren Stunde gesehen hatte, da sie ihn schlugen. Und alle hoben sie die Hände und baten und stöhnten und boten sich dar: „Schlag uns, wie wir dich geschlagen, aber verzeih uns!“

Die Schande kam wieder mit ihnen. Die Wut verzerrte sein Gesicht. Er keuchte. Er ballte die Hände und die Finger krümmten sich, als wären sie mordgierig.

Er wollte etwas sagen — nur einen Schrei bekam er heraus.

Und während er so stand und zitterte, drängte sich eine nach der andern heran: „Verzeih uns“ und ganz dicht stand plötzlich wieder Bassia Budny und hielt ihm den verknoteten Strick hin: „Räch' dich!“

Er nahm ihn. Mechanisch nur. Das ungestüme Brausen des Blutes schien noch alles Denken und Fühlen zu unterbinden.

Und wie in Erwartung des ersten Schlages, den er führen würde, schwoll das Murmeln, Seufzen, Flehen der Mädchen stärker zu ihm empor.

Da geschah es ihm, wie schon einmal: was alles auch in ihm brodelte, es wollte nicht kochen und überschäumen wie einst. Es sank zurück und ward ruhiger.

Von einem Gesicht blickte er zum andern. Jedes angstvoll, demütig, das Urteil von ihm erwartend.

Und die Gedanken kamen wieder, die seit gestern abend sich durch seinen Schädel gewälzt hatten, unverscheuchbar, ewig von neuem ihn bedrängend: daß er so viele, fast alle diese, in bitteres Leid und Schande gestürzt.

Er wußte jetzt, wie das war. Er hatte schon die Nacht, als er sich in seinem schweren Bauernbett gewälzt, den seltsamen Gedanken gehabt, daß sie eigentlich quitt waren: Leid für Leid, Not für Not, Schande für Schande.

Doppelt quitt jetzt, wo sie alle in Harren und Qual seine Verzeihung erbaten und büßen wollten für ihre Schuld.

Und gleichzeitig, stärker noch, überbrauste ihn ein andrer Gedanke: daß er nun wieder frei die Augen heben, lachend durchs Dorf gehen, jeden offen anschauen könne, wie er die jetzt anschaute, die vor ihm standen.

Wie eine Freudenwelle schlug das durch sein Herz. Er mußte an sich halten, um nicht aufzujubeln, um nicht ein Strahlen in seinen Mienen zu haben.

Er hob den Strick.

Totenstille ward. Zitternd duckten sie sich alle.

Aber weit flog der Strick über ihre Häupter.

„Es ist gut,“ sagte Bogumil Prus.

Sie verstanden es nicht. Sie glaubten, er wolle nicht verzeihen. Sie fragten.

Mit offenem Munde standen sie da.

„Und nichts, nichts brauchen wir mehr zu fürchten?“

„Nichts. Nur von dem Damals und dem Heut soll keiner erfahren.“

Dann aber brach der Jubel los. „Keiner,“ schwuren sie bei Maria und allen Heiligen. Josepha Hoffmann, in der die alte Liebe erwacht zu sein schien, wollte ihm durchaus die Hände küssen. Jede hatte nur Blicke für ihn.

Nur Bassia Budny stand abseits, mit einer Furche auf der Stirn. Sie hatte es sich anders gedacht.

Am liebsten würden nun die glücklichen Mädchen den versöhnten Bogumil Prus im Triumph ins Dorf geschleppt haben, aber er schüttelte den Kopf.

„Wenn ihr so gut sein wollt ... geht, meine Lieben ... Laßt mich ein bißchen! Man kann nicht mit allen reden. Nur eine laßt mir hier. Wer hat euch hergebracht?“

„Die Paninuchna ... wer sonst?“

Er schmunzelte. „Also die Bassia. Schön, schön!“

Unter Lärm und Gelächter zogen die Dirnen

ab. Sie wagten es aber doch noch nicht, den beiden, die allein zurückblieben, Neckereien zuzurufen.

Es war wunderlich, wie die Stimmen der sich Entfernenden, die das leise Rauschen des Wassers weit übertönt hatten, allmählich ferner klangen, wie es stiller und stiller ward und der Quell nun allein wieder sein Recht behielt.

Die beiden sahen sich an.

Was er oft gesagt, sagte Bogumil Prus auch jetzt: „Du, und immer wieder du!"

Jetzt leuchteten seine Augen in Glück und Dankbarkeit. Er ging ungeschickt auf sie zu.

Da sah er ihre Miene und blieb stehen.

„Nun dank' ich dir doch," sprach er. „Du bist so viel jünger als ich, und immer lern' ich von dir. Wie du das wieder gemacht hast!"

Ein Lächeln flog um ihren Mund.

„Es wär' sonst zu spät gewesen," erwiderte sie. „Du hättest dich zu tief im Loch vergraben und die Dirnen hätten gespottet. Was wär' schließlich auch das schlimmste gewesen? Du hättest mich und die andern geschlagen. Gut. Ich ... ich ..."

Und plötzlich fuhr sie auf: „Warum hast du das nicht getan?"

„Weil wir quitt waren," sagte er. Und er erzählte, worüber er jetzt Nacht und Tag nachgedacht hätte.

Sie mußte einsehen, daß sie selbst durch ihr gestriges Gespräch sein heutiges Benehmen veranlaßt hatte. Und in der vollen Absicht, daß er nicht zu rachsüchtig sei, hatte sie gestern auch von seiner Schuld angefangen. Aber in dem Egoismus ihrer Liebe hatte sie doch auch dabei nur an ihn gedacht; er sollte nicht durch Maßlosigkeit seine Lage verschlimmern. Doch daß er zurückgab, was er empfangen hatte, den Schlag ins Gesicht, die drei Schläge mit dem Strick, das schien ihr selbstverständlich.

Er war zu milde gewesen.

„Gut," erwiderte sie endlich. „Das mußt du wissen. Leid gegen Leid. Aber ich? Was hast du mir getan, Bogumil? Und hab' ich nicht auch dich geschlagen? Wir beide sind noch nicht quitt. Und ich will mein Recht."

Sie schritt suchend ins Dunkel hinein. Mit dem verknoteten Strick, den er vorhin über die Häupter der Dirnen geschleudert, kehrte sie zurück.

Er lachte. Laut auf lachte er, so frei, wie die ganze letzte Zeit nicht mehr.

„Sieh, sieh, ein merkwürdiges Geschöpf Gottes bist du. Es hat sich noch keine sonst zu Schlägen gedrängt."

Sie zuckte die Achseln. Sie konnte nicht ausdrücken, was in ihrem Gefühl lebte. Es arbeitete in ihrem Gesicht.

Alles an ihr wollte ihn, den Geliebten, erhöhen. Groß sollte er dastehen vor allen andern, vor den Mädchen, vor ihr selbst. Und so hatte sie den furchtbaren Schlag, den er ihr damals ins Gesicht gegeben, als Wohltat empfunden, und die beiden Schläge, die sie gegen ihn getan, ohne daß er sie dafür bestraft hätte, brannten und taten ihr weh und schrien nach Sühne. Als der Herr ihr gegenüber sollte der Geliebte strafend sich erweisen.

Aber das wogte nur als großes Gefühl durch ihr Herz, und aus diesem großen, dumpfen Gefühl heraus streckte sie selbst ihm den Strick hin — nicht bittend, sondern fordernd: „Schlag!"

Und als er immer noch zögerte, den Kopf schüttelte und lächelte, preßte sie die Lippen zusammen.

„Zwei Schläge zuviel ... ich will nicht, daß sie weiter brennen. Mit den andern bist du fertig — gut. Nun mach unsre Rechnung auch glatt."

Er hatte den Strick schon erhoben, um ihr leise und lächelnd den Willen zu tun. Plötzlich aber ließ er ihn sinken.

„Mit den andern bin ich fertig," sagte er, als spräche er ihr nach. „Und so soll ich mit dir auch fertig werden. Wenn ich mit dir aber nicht fertig werden *will*?"

Stärker erschien die Falte auf ihrer Stirn. Ueber das Hasenlippchen setzten sich die weißen Zähne.

So sah sie ihn an.

„Bogumil Prus, du willst nicht? Die Schläge sollen brennen?"

Er nickte.

Da trat sie noch dichter an ihn heran, als ob sie etwas sagen wolle. Doch sie blickte ihm nur schweigend und trotzig ins Gesicht.

Worauf sie plötzlich sich wandte und davonging.

„Bassia," rief er ihr nach, „Basjenka!"

Keine Antwort.

„Kommst du morgen?"

„Nein," rief sie hart und ohne sich umzuschauen.

VIII

Sie kam nicht. Morgen nicht, übermorgen nicht, überübermorgen auch nicht.

Bogumil Prus ging durchs Dorf, von den Mädchen lächelnd und schämig begrüßt. Er ging durch die Hürden, und die feinen Köpfe der Pferde streckten sich ihm entgegen. Er sah hinüber nach dem Häuschen, aber nur selten erblickte er die schmale Gestalt. Fast immer war's nur Väterchen Karbowiak, der auf dem Bänkchen hockte. Und der Fleck an der Quelle blieb erst recht leer. Selbst die beiden Ziegen waren dort nicht mehr angebunden; sie weideten auf dem Streifen Land, der ins Besitztum der Prus eingesprengt war und den der alte reiche Bauer niemals hatte bekommen können.

Oefter als es gerade unbedingt nötig war, machte sich Bogumil in der Nähe zu schaffen. Doch

als wäre er Luft, sah Bassia Budny, wenn sie zufällig die Ziegen an- oder abpflöckte, über ihn hinweg.

Er lächelte in sich hinein: was sie für ein Starrkopf war! Und er ärgerte sich auch ein wenig über sie und ihren Trotz. Daneben schlug immer wieder die warme Welle der Dankbarkeit über sein Herz. Dann dachte er an ihre festen Fäuste — die kleinen braunen —, die alles wieder eingerenkt hatten. Und am Abend manchmal, wenn ein kühleres Wehen ihm vorn ins offene Hemd blies und die Paninuchna, die doch kein Kind mehr war, mit den beiden Ziegen abzog, folgten seine Blicke ihr lange. Wie geschmeidig und sehnig sie war! Wie ihr Schritt federte! Sie hatte immer Mühe mit Pani Valeria, der weißen Ziege, die, als ob sie während des ganzen Tages nicht genug gefressen hätte, noch durchaus die fetten Gräser, an denen sie vorüberkam, mitnehmen wollte. Dann tönte durch die warme, stille Abendluft Bassias Stimme; sie schalt über den Vielfraß, der immer von neuem ein Maul voll abgrasen mußte und sich am Strick hinterherzerren ließ.

Bogumil Prus jedoch hatte dann die Lichter in den Augen — nicht mehr die bösen von früher. Sie hatten wärmeren Schein. Und er reckte sich wohl, lächelte und gab einem Pferde, das sich ihm genaht, liebkosend einen Schlag gegen die Flanken.

Nur wenn der Abend weiter fortschritt, ward er unruhig. In die Schenke wollte er nicht. So legte er sich ins Gras. Fast täglich spielte irgendein Knecht Harmonika. Das klang schön und weich herüber, und die Grillen zirpten dazu unter den Steinen im Rasen.

Aber der Bursche hörte dazwischen auch ein Rauschen, als rieselte die Quelle, die doch so weit entfernt war, daß auch das schärfste Ohr ihr Fallen nicht hätte vernehmen können.

Und es war ganz natürlich, daß er von der Quelle wieder auf Bassia Budny kam.

Seit er sie abends nicht mehr traf, wußte er nichts Rechtes mehr mit dieser Zeit anzufangen. Und ihm war, als hätte er ungeheuer vieles und Wichtiges mit ihr zu bereden. Unlustig wälzte er sich im Grase, und jedesmal kam ihm der Gedanke, einfach zu ihr hinzugehen. Vor ihrer Tür schwatzten so viele — warum nicht er?

Von Tag zu Tag kämpfte er das Gefühl, das ihn zu ihr trieb, nieder. Aber Tag für Tag kam es stärker zurück.

Und einst schlenderte er mißmutig umher.

„Ich geh' nicht!" sagte er trotzig. „So ein Kindchen . . . nachher wird sie sich noch was einbilden."

Aber da war er schon auf dem Wege nach ihrem Häuschen.

Einsam lag es da. Nur Väterchen Karbowiak drehte die Daumen davor.

An ihm schlich sich Bogumil Prus vorbei. Er spähte um die Mauer, und in dem Garten, in dem Sonnenblumen verblühten und reiften, fand er Bassia Budny.

Sie kniete und buddelte in der Erde. Und als wisse sie genau, welche Schritte sich da näherten, hielt sie die Blicke unverwandt vor sich auf den Boden gerichtet.

Um den Garten lief ein alter, wackliger Zaun. An manchen Stellen war er niedergebrochen, an andern war ein Flechtwerk aus Reisig hergestellt, ein geringes Endchen schützten auch lebende Hecken.

An den Zaun lehnte sich Bogumil Prus. Er sah dem arbeitenden Mädchen zu, rückte die Mütze von rechts nach links und machte sich durch ein Hüsteln bemerkbar.

Sie schaute nicht auf.

„So fleißig noch, Pani? Keine Zeit mehr, zu arbeiten."

Er wartete. Nicht mal den Kopf hob sie.

„Hinterm Walde kommt bald der Mond vor. Er wird sich wundern. Fleißige Hände sieht sonst nur die Sonne."

Nun ward er doch leicht ärgerlich, als sie sich wieder nicht rührte.

„Arme Paninuchna," sagte er spöttisch. „Taub ist sie nun auch noch."

Und er seufzte.

Da hielt sich die Basjenka nicht mehr. Mit zornigen Augen blitzte sie ihn an.

„Ruf über den Zaun, was du willst," sprach sie kurz. „Ich red' nicht mit dir."

„Und warum nicht, Prinzeßchen?"

„Weil's keine Ehre ist, mit dir zu reden. Wir haben noch eine Rechnung, Bogumil Prus. Eh' die nicht klar wird, kenn' ich dich nicht."

Er lachte.

„Immer willst du noch die Prügel. Warum nicht, wenn's dein Wille ist? Komm her!"

Mit einer prachtvoll ungestümen Bewegung sprang sie auf:

„Ich will nicht," rief sie, „daß es heißt, der Bogumil Prus hätt' sich ungestraft von Weibern schlagen lassen."

Er schüttelte den morschen Zaun, an dem er stand, so, daß er barst und brach. Er trat ihn ganz nieder, er schritt darüber hinweg.

Wieder standen sich die beiden gegenüber, Auge in Auge. Das Mädchen mit den halb aufgestreiften Aermeln und den erdigen Fingern. Der Bursch mit einer leichten Röte im Gesicht und den Lichtern in den Augen.

„Du!" sagte er nur, halb drohend.

Sie wich nicht um Haaresbreite; sie zuckte nur die Achseln.

Und da packte er, ohne daß sie sich dessen versehen hätte, plötzlich ihre Hände an den Gelenken und drückte sie mit eisernem Griff zusammen, drückte sie nieder.



Sommerblumen
Nach einem Gemälde von Hermann Seeger

Kein Laut kam über Bassia Budnys Lippen. Es tat weh. Sie erschauerte. Sie biß die Zähne zusammen. Ihre Augen schwammen feucht und wurden unnatürlich groß in der Anstrengung, die Tränen zu verhalten. Und alle Kraft, die sie besaß, wandte sie an, sich ohne Regung in ihrer Stellung zu erhalten.

Sie konnte es nicht. Vor dem eisernen Druck, dem jeder Widerstand weichen mußte, sank sie in die Knie. Sie brach zusammen, ohne daß man von dieser oder jener Seite überhaupt ein Kämpfen und Ringen gesehen hätte. Ihr Mund öffnete sich leicht; blutrot leuchtete das Hasenlippchen.

Durch die bloße Kraft seiner Finger, die ihre Handgelenke umklammert hielten, bog er sie so weit hintenüber, daß sie in sein Gesicht sehen mußte. Und plötzlich nahm er ihre Hände zusammen, umspannte sie beide mit einer seiner mächtigen Pranken und riß mit der Rechten einen Stengel der Sonnenblume ab, der meterhoch mit den scharfhaarigen Blättern neben ihm stand.

Ihn schlug er zweimal der Besiegten leicht und lose ins Gesicht, daß das Blattwerk gerade ihre Backen streifte und küßte.

Er erhob ihn zum drittenmal.

„Willst du noch mehr?"

Es war das erste, was er während des Ringens und nachher sprach.

Sie schloß die Augen. Sie nickte. Wunderlich vermischten sich Weh und Wonne in ihrem Antlitz. Ihr Widerstand hatte längst aufgehört. Willenlos und fügsam, jedem Drucke seiner Hand gehorchend, lag sie zurückgebogen auf den Knien.

Da warf er den Stengel der Sonnenblume fort, zog die Basjenka an den Händen in die Höhe und sagte:

„Wirst du mir jetzt antworten?"

„Ja," erwiderte sie. Ihre Knie zitterten. Gehorsam blickte sie ihn an.

Und er umschlang sie, bog sie zurück und suchte mit seinem Munde das Hasenlippchen. Er preßte ihn so fest an, als wolle er die feine Scharte im Kusse fühlen.

Dann nahm er die ganze Gestalt empor in seine Arme.

Und Bassia Budny, die jetzt doch die Paninuchna, das „Kindchen" war, zog sich mit den um seinen Nacken geschlungenen Armen an ihm höher.

Ueberm Walde war der Mond aufgestiegen. Wie ein japanischer Lampion, mit einem phantastischen Rot, hing er in der Dunkelheit des Himmels. Sterne waren nicht zu sehen. Man mußte schon lange suchen, ehe man an der weiten Wölbung der Feste ein strahlenschwaches Pünktchen erblickte.

Aber im Garten der Bassia Budny suchte man nicht danach.

— — — — — — — — — — — — —

Bald darauf wurde der alte Prus durch den Hufschlag eines scheuen Pferdes so unglücklich verletzt, daß es nichts Rechtes mit ihm war. Mit dem Gleichmut des Bauern schickte er sich in das Unvermeidliche und bereitete sich auf den Tod vor. Mit seinem Sohne hatte er ein kurzes Gespräch: Es sei nun wohl Zeit zu heiraten. Er, der Alte, möchte die Hochzeit noch erleben. Mit dem Heiraten war Bogumil auch einverstanden, nicht aber mit der schwer reichen Braut, die sein Vater ihm zugedacht hatte. Er erklärte kurz und glatt, er nehme nur eine einzige, mit oder ohne Einwilligung: Bassia Budny.

Der Alte bekam einen Wutanfall. Es nutzte nichts. Täglich stießen die beiden schweren Bauernschädel zusammen. Als es zum Herbst ging, wurde es mit Prus senior schlimmer. Erst da ward er mürbe. Er sah ein, daß er nichts über seinen Sohn vermochte und daß doch auch bei diesem Unglück ein Glück war: auf diese Weise ward der Besitz endlich einmal abgerundet. Denn nur so bekam man das in die Wiesen der Prus eingesprengte Budnysche Land.

So gab er seine Einwilligung.

Und einen Tag vor der Hochzeit — es ging schon dem Abend zu — führte Bassia Budny ihre Ziegen, die weiße und die schwarze, aus dem Stall. Fast alle Dirnen des Dorfes hatten sich vor dem Häuschen versammelt. Singend zogen sie zum Dorfe. Voran die Paninuchna. Nur Väterchen Karbowiak blieb zurück. Niemand wollte ihm mehr zuhören. So sprach er jetzt immer zu sich selbst, murmelnd, die Lippen regend. Er sprach von Hochzeit und Tod, von arm und reich, vom weichen Bett und vom harten Bett, und von der Welt, in der ewig Altes stirbt und Neues wächst.

Je mehr der Zug der Mädchen sich entfernte, um so stiller ward der Alte. Er nickte zuletzt nur, kicherte, und seine Gedanken verwirrten sich.

Da tönte ein heller Juchzer, der von den Stimmen der Mädchen aufgenommen ward. Bogumil Prus grüßte seine Braut.

Sie zog die Ziegen schneller hinter sich drein, und sie folgten willig. Selbst Pani Valeria rupfte und zupfte die Gräser nicht, sondern meckerte fröhlich, als wüßte sie, daß sie nun einen besseren und wärmeren Stall kriegte und hier, hinter der Herrin drein, einen guten Weg ginge.





Mitternachtssonne in den Schären

Unter der Mitternachtssonne

Von

Karl von Dahlen

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Dr. Albert Segin)

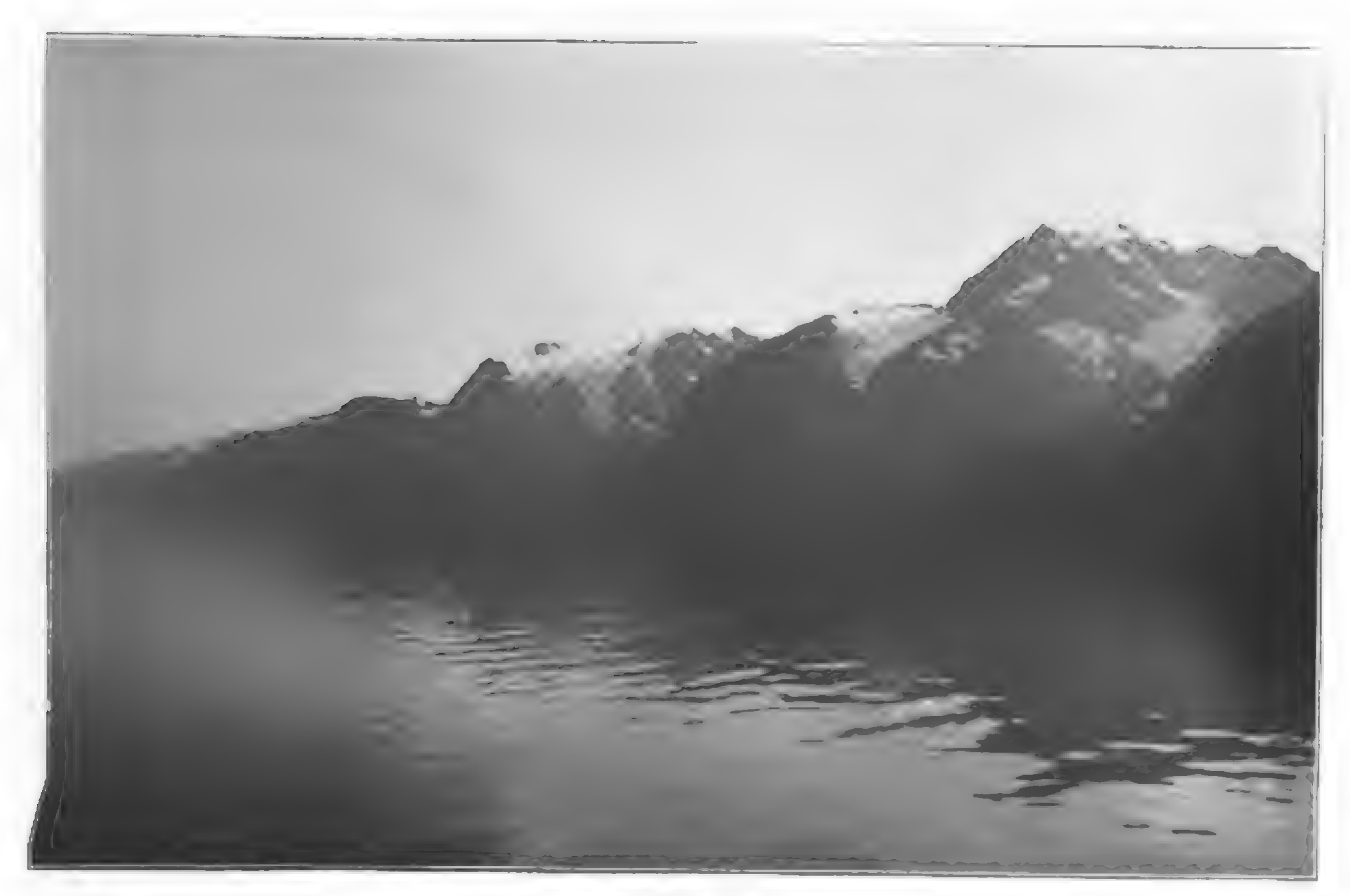
Im Lappland-Expreß! Behaglich sitzt eine kleine Reisegesellschaft im Rauchsalon beisammen. Aus allen Teilen der Welt hat der Zufall sie zusammengeführt, und in der Gemeinschaft einer zweitägigen Eisenbahnfahrt ist man schnell miteinander vertraut geworden. Draußen liegt der Glanz der nordischen Nacht über der eintönigen Wildnis. Wald, Wald, so weit das Auge reicht, aber nicht der schöne, hochstämmige Wald, der Freund des Menschen, der den Wanderer liebevoll in seine Arme schließt, jener endlose, weglose Wald, das grausamste Bild des harten Kampfes ums Dasein, wo das Kleine das Große niederringt und die kümmerlichen Tannen, ganz bedeckt von silbergrauen Moosen und Flechten, zwischen riesigen Granitblöcken gleichsam hoffnungslos ihren langsamen Tod erwarten. In der spukhaften Helligkeit der Nacht erscheint die Landschaft völlig erstorben und wesenlos; es ist, als führe man über die weiten Flächen eines erloschenen Sterns. Der behagliche schwedische Doktor mahnt zwar zur Ruhe, aber die weiße Nacht läßt uns nicht schlafen. Hält der Zug, um Wasser oder Kohlen einzunehmen, dann ist es doch zu verlockend, zur mitternächtlichen Stunde hinauszutreten in das schweigende Land. Man ist so fern von dem, was eigentlich Europa ist, und die paar Schritte die Böschung hinab, um Moose oder Beeren zu sammeln, führen gleich ins Unbekannte. Nach und nach erstirbt die Vegetation unter der harten Hand des nordischen Himmels, kleiner und kleiner werden die Bäume, bald entdeckt mein pflanzenkundiger Begleiter die erste Gletscherbirke mit ihrem feingezackten Laub, nur die Blumen leuchten dort oben mit helleren, hektischen Farben, in der Ferne aber schimmert der Zebraschnee wie die Riesenfetzen eines zerrissenen Leichentuches. So geht es weiter durch Lappmarken, vorbei an den Erzstädten Gellivara und Kiruna, die einen ganz amerikanischen Eindruck machen. Welche Stunde die Uhr auch zeigen mag, an jedem Bahnhof steht die Bevölkerung bereit, uns zu begrüßen. Langsam klettert der Zug bergauf. Der nackte Granit tritt immer mehr zutage, und obwohl wir nur ein paar hundert Meter über dem Meeresspiegel sind, hat die Gegend ringsum völligen Hochgebirgscharakter. Dieselbe ergreifende Oede wie auf den Alpenpässen, aber ins Riesenhafte,

Unendliche gesteigert! Hier und dort schimmern kleine Seen zwischen dem Gestein, die Bäche stürzen sich toll von den Höhen, und zur Rechten schimmert der langgestreckte Silberstreif des Torne Träsk, des größten Binnensees im schwedischen Norden. Ueber dem Gebirge am andern Ufer liegt eine dunkle Wolkenwand, aber Wasserfall neben Wasserfall scheint gleichsam aus den Wolken herabzubrausen, und ihre Silberstreifen glänzen hell auf den tiefblauen Bergwänden. Hier und dort weiden einzelne Rudel Renntiere und fliehen schwerfällig, wenn die Pfeife der Lokomotive ertönt. Um die Mittagszeit erreichen wir die Grenze von Schweden und Norwegen. Riksgränsen heißt stolz der Name der kleinen Station. Auf dem Bahnhof herrscht reges Leben; ein paar junge Schwedinnen mit herrlichem Blondhaar sind soeben von einer Fußtour aus dem Innern Lapplands zurückgekehrt. Sie tragen den lappischen Bandschuh, den Alpenstock in der Hand, die Botanisierbüchse auf dem Rücken und machen so einen sehr unternehmenden Eindruck. Ihre ganze Begleitung ist ein junger, kaum der Schule entwachsener Student. Unwillkürlich fallen einem da die Stellen aus Goethes Briefen aus der Schweiz ein, die von den umfassenden Vorbereitungen, von den sorgfältigen Nachforschungen beim alten Saussure erzählen, ehe sich die Reisegesellschaft entschließt, im Spätherbst in das Chamounixtal bis an den Fuß des Montblanc vorzudringen. Welch ein Unterschied! Heute trifft man die jüngste Jugend fast unbehütet auf der Wanderung durch eine weglose Wildnis hart an der Grenze der arktischen Welt. Von Riksgränsen geht es in zahlreichen Kehren durch viele Tunnels hinab ans Meer. Grüner und grüner färbt sich wieder das Land. Endlich: Thalatta, Thalatta! Aus der Tiefe blinkt der stille Spiegel des Rombakefjord, in den von allen Seiten sich weißschäumende schmale Wasserfälle ergießen. Bald ist Narwik erreicht. Wir verlassen den Zug, und Anna, die Köchin des Speisewagens, die uns jeden Morgen mit so höflichem Knicks begrüßte, schwenkt zum Abschied ihre weiße Mütze.



Die Meridiansäule in Hammerfest

Jetzt müssen wir uns den Göttern des Meeres anvertrauen, und manchem der Reisegenossen sinkt das Herz in die Unaussprechlichen, als er den kleinen Dampfer — „Hadsel“ ist sein Name — der Vesteraalen-Kompanie erblickt, der uns bis zur äußersten Spitze unsers Kontinents bringen soll. Zwergenhaft klein liegt er neben den großen Dampfern, die das in Kiruna gewonnene Erz hier verladen, und die starren, himmelragenden Wände des Fjords lassen überhaupt jedes Menschenwerk jämmerlich zusammenschrumpfen. Dafür sind wir aber auch nur eine ganz kleine Reisegesellschaft — wenig mehr als ein Dutzend —, und in fröhlichster wagemutiger Stimmung lichten wir die Anker und dampfen gen Norden. Um uns welch seltsame, märchenhafte Welt! Die höchsten Spitzen der Berge sind in dunkeln Wolken verborgen, die Felswände leuchten in tiefem Blau, grüngrau schimmert die See. Weit und breit kein Dampfer, nur ein paar Fischerboote, genau so gebaut wie die alten Drachenschiffe der Wikinger, hinten und vorn mit hochragendem Bug und rostbraunen Segeln, kreuzen unsern Kurs. Aber im Wasser wird es lebendig: Delphine umspringen das Schiff, bald sieht man ihre plumpen Leiber durch die Luft fliegen, bald kann man in der klaren Flut ihre blitzschnellen Bewegungen verfolgen. Die Lumme taumelt vor uns her, ängstlich versucht sie sich zum Fluge zu erheben und stürzt sich dann kopfüber in die Tiefe. Die Möwe stößt ihre schrillen Schreie aus, und der Kormoran streicht mit stillem Flügelschlag vorüber. Soweit das Auge reicht, reihen sich Inseln an Inseln, der Baumwuchs wird spärlicher, aber noch bedeckt ein leuchtendes gelbliches Grün die steilen Wände. Dichter und dichter bezieht sich der Himmel, und in dem unsicheren Zwielicht gewinnen diese felsigen Eilande immer phantastischere Formen. Bald hat es den Anschein, als wären wir von einer ungeheuern Herde fabelhafter vorsündflutlicher Riesentiere umlagert, die, zur Hälfte im Wasser verborgen, plötzlich sich auf uns werfen könnten, um unsre Nußschale zu zerschmettern. Kimmerische oder hyperboreische Stimmung! Man lernt auch wieder an Scylla und Charybdis glauben. Wenn die Sonne aber durch den Schleier bricht und ein frischerer Windstoß vom Eismeer her die Wolken auseinander jagt, dann sieht man plötzlich ringsum Spitzen und Zacken und hoch oben leuchten Gletscher in schneeiger Weiße. So stampft unser kleiner „Hadsel“ mühsam seinen Weg. Nicht jedem Passagier ist die Fahrt ein ungetrübter Genuß; meistens schützt uns zwar die vorgelagerte Inselkette, aber wenn an offenen Stellen die lange Dünung des Ozeans unser Schifflein erreicht, tanzt es lustig auf und nieder, und manch einer beugt sich stumm diesen höheren Gewalten. Als wir kurz vor Mitternacht beim Grogglase — es sind nur ein paar Grad über Null — in der Kajüte zusammensitzen, da glitzern plötzlich die Fenster-



Im Lyngenfjord



Im Lappenlager

scheiben, das Messingzeug blinkt hellauf, das Licht fängt sich in den Gläsern auf den Tischen und tanzt auf unsern Gesichtern, dann mit einem Male ist wieder alles fahl und kalt: der erste flüchtige Gruß der mitternächtigen Sonne!

Unser Weg führt uns vorüber an einem der mächtigsten Vogelberge des Nordens. Schon von weitem hört man das Kreischen der scheuen Tiere, näher gekommen, sieht man sie in zahllosen Reihen an der Felswand kauern. Jetzt lösen wir einen Böllerschuß, und etwas Wunderbares geschieht. Der Berg scheint geplatzt zu sein wie etwa ein Daunenkissen. Wolkengleich umhüllen uns plötzlich Millionen und Millionen von Vögeln, es ist ein ohrenbetäubender Lärm, und wer aufwärts sieht, glaubt in das dichteste Schneegestöber zu blicken. Wir nehmen unsern Kurs wieder auf, aber lange noch umschwärmen die aufgeschreckten Vögel in dichten Wolken ihren Felsen. Endlich taucht das Nordkap vor uns auf. Scharf wie der Sporn eines Panzerschiffes dringt es in die Unendlichkeit des Meeres vor. Unser „Hadsel" umfährt es langsam und wirft dann in einer von Felsen rings umschlossenen Bucht Anker. Die Gestade der Vergessenheit! Das Meer liegt beinahe ganz leblos, die steilen Wände glänzen feucht, ihre Farbe ist ein dunkles Stahlgrau, auf den Höhen lagern dichte Wolken, ein Schneefeld zieht sich in einer Ecke herab und entsendet einen kleinen Wasserlauf, der mit dumpfem Murmeln ins Meer fällt. Sonst tiefe Stille! Im Hintergrund der Bucht eine kleine Hütte, kaum sichtbar: darin wohnen ein paar Fischer und ein Deutscher, der den sommerlichen Touristen oben auf der Höhe Ansichtspostkarten und Schaumwein verkauft. Mühsam erklimmen wir die ziemlich steile Wand. Zwischen dem Schneefeld und dem Zickzackwege breitet sich ein wunderlicher Blumenflor. In der langen Helle des Sommers sprießen die Blumen hier zwischen Schnee und Eis mit zauberhafter Kraft hervor. Da gibt es eine ganz seltsame Art von gefüllten Ranunkeln, gelbe Veilchen wuchern am Boden, überhaupt sind Gelb und Weiß die vorherrschenden Farben. In der furchtbarsten Oede die heißeste Sehnsucht zum Leben! Als wir gerade das Plateau erreicht haben, hüllt eine Wolke den ganzen Gipfel ein. Einen Augenblick sehen wir gar nichts. Allmählich gewöhnt sich das Auge an das Zwielicht, und nun wandern wir an einem Drahtseil entlang zur äußersten Spitze unsers Kontinents. Weiß glänzt der Granit am Boden, dazwischen leuchtet eine kleine rosa Nelke. Schneehühner gehen vor uns auf und verschwinden im Nebel. Immer lauter wird die Brandung und bald stehen wir am Pavillon, wo man zur Feier des Momentes ein Gläschen Sekt zu trinken pflegt. Aber wo ist die Sonne? — Schon mahnt die Dampfpfeife zur Rückkehr. Da plötzlich kommt Bewegung in die uns umlagernden Massen, schneller und schneller ziehen die Nebelstreifen, mit einem Male klafft ein breiter Spalt, und fern am Horizont, dicht über dem phosphoreszierenden Meere steht der leuchtende Sonnenball. Dann fällt der Vorhang wieder, und froh des genossenen Schauspiels, das nicht allen Nordkapfahrern beschieden ist, treten wir den Abstieg an.



Mitternachtssonne über dem Eismeer

Unser „Hadsel" steuert nun wieder südwärts. Hammerfest wird kurz besucht, das ohne Sonne unter regenschwerem Himmel einen unendlich melancholischen Eindruck macht. Aber dann kommt ein Glanzstück der Fahrt: der Lyngenfjord. Hier vereinen sich Meer und Gebirge zu mächtigem Naturbild. Langsam fährt der Dampfer an den steilen Felswänden dahin, und während wir in stummer Bewunderung auf dem Verdeck sitzen, zieht Gletscher auf Gletscher an uns vorüber, tiefblau hangen sie oben an den Graten und bis in das dunkle Wasser reicht ihre Eiszunge. Bald hinter Tromsö eröffnet sich dann die eigentliche Wunderwelt des Nordens. Die Felswildnis der Lofoten nimmt uns auf. Es ist schwer, mit Worten auch nur ein einigermaßen überzeugendes Bild von diesen sinnverwirrenden Szenerien zu geben. Ein versunkenes Gebirge oder eine neu aus dem Meer auftauchende Welt? Der schönste von allen Lofotenströmen ist



Die Mitternachtssonne vom Floifjeld bei Tromsö aus gesehen



Die Mitternachtssonne vom Plateau des Nordkaps aus gesehen

der Raftsund. Ein breiter Wasserlauf mitten durch das Herz einer imposanten Gebirgswelt: hier erschließen sich dem Auge Bilder, die sonst nur der Bergsteiger nach mühevoller Wanderung erblickt. Der Troldfjord ist das Wunderbarste in dieser Wunderwelt. Das Schiff fährt direkt auf eine senkrechte Felswand zu, dann eine kleine Wendung, und in vorsichtiger Fahrt gleiten wir durch einen schmalen Spalt zwischen glatten, blanken Granitwänden hindurch. Nun schwimmen wir auf einem kleinen, tiefgrünen Alpensee tief unten in einem Gebirgskessel. Rings Schnee und Eis, ein Wasserfall wirft sich mit dumpfem Brausen in den See, aber unbeweglich glatt bleibt sein Spiegel. Rotschimmernde Algen rudern durch die klare Flut, die Lumme taucht auf und verschwindet wieder, die schwarzen Seeschwalben flattern um die Wände. Sonst Totenstille! Alles hält hier unwillkürlich den Atem an. Troldfjord nennen die Norweger diese Stelle, und etwas Spukhaftes liegt in der Luft, Gespensterstimmung waltet umher. Hierher hätten die Griechen den Eingang in die Unterwelt verlegt.

Soolvär, der Hauptort der Lofoten, ist unsre letzte Station. Dort verlassen wir unsern kleinen „Hadsel", um mit einem größeren Schiffe der Vesteraalen-Kompanie die Fahrt nach Süden fortzusetzen. In der alten Krönungsstadt Trontheim steigen wir wieder ans Land. Noch umfängt uns die ernste Natur des Nordens, aber nach dem Grausig-Schönen, das unser Auge erblickt, will uns hier die Landschaft gar lieblich und friedlich erscheinen. Wieder gießt die weiße Nacht ihren Schimmer über Land und See. Es ist beinahe Mitternacht, als wir aus der Stadt hinauswandern über Berg und Wald. Junge Burschen und Mädchen kommen uns entgegen, sie halten sich an der Hand und sind mit Blumen geschmückt. Ein Pärchen nach dem andern; die Nacht ist ja so wunderhell. Frischer Heuduft liegt in der Luft. Und wie wir uns nun umsehen und hinabblicken auf den silbernen Fjord, da ist uns, als fühlten wir nach der Totenstarre des Nordens zum erstenmal wieder den lebendigen Pulsschlag der liebenden Mutter Natur.

Parkbild

Von

Eugen Stangen

Beratmendes Schweigen — dämmernde Stille,
Blühende Jugend in üppiger Fülle,
Tief im Gebüsch eine steinerne Bank,
Fern eines Brunnens verschlafener Sang;
Rankende Winden über dem Zaun,
Heimlich lächelt und lacht der Faun.

Mit kleinen Händen ein Streicheln und Kosen,
Mit glühenden Lippen wie leuchtende Rosen
Ein zärtliches Flüstern in süßer Scheu
Von selbstloser Liebe und — ewiger Treu...
Zerflatternde Blüten über dem Zaun,
Heimlich lächelt und lacht der Faun...



Der Hafen von Soolvär, Hauptort auf den Lofoten



Spalierobst: Palmettenformen der Butterbirne an der Gartenplanke

Der moderne Obstbau

Von

Dr. Ernst Voges

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wenn die lichten Sonnenstrahlen durch das Laub des Obstbaumes gleiten und kosend die roten Backen seiner Früchte umspielen, eine Frucht noch pausbackiger und goldiger als die andre aus dem Grün der Blätter hervorlugt und die Kinder sich fröhlich unter den Bäumen tummeln, jeden gefüllten Obstkorb mit Jauchzen begrüßen: wo gibt es ein köstlicheres und lieblicheres Bild, bei dessen Anblick das Gemüt nicht froh gestimmt würde? Die Segnungen des Obstbaus sind eben nicht nur materieller und wirtschaftlicher, sondern auch geistiger und ethischer Art. Wann und wo er zuerst betrieben wurde, das läßt sich schwer feststellen. Nur so viel wissen wir, daß er uralt ist. In Indien und Aegypten, in diesen ursprünglichen Kulturländern, sind auch wohl die ersten Fruchtbäume kultiviert worden. Wenigstens geben die Abbildungen in den Felsengräbern von Beni-Hassan in Aegypten, die sich auf den Acker- und Gartenbau beziehen, sowie die Schilderungen des griechischen Geschichtschreibers Megasthenes, der um 300 vor Christi Geburt als Gesandter am Hofe des indischen Königs Sandrokottos weilte, und des indischen Heldengedichtes Râmâyana über die herrlichen Gärten der Stadt Ajodjha hiervon Kunde. Und zwar ist es der Mangobaum, nächst der Mangostana die feinste, pfirsichähnliche Steinfrucht Indiens, welche die alten Schriftsteller zu Lobpreisungen begeisterte. In der Bibel wird bereits des Obstbaues in belehrender Weise gedacht. Es heißt im 19. Kapitel des 3. Buches Moses: Bei der Pflanzung werden die Bäume beschnitten, darauf sind sie drei Jahre unbeschnitten zu achten, im vierten Jahre sollen alle Früchte heilig sein, und erst im fünften Jahre ist der Genuß derselben erlaubt! Ebenso erwähnt Homer wiederholt den Obstbau. In welcher Wertschätzung er bei den Griechen stand, geht daraus hervor, daß die Athener den Fruchtdiebstahl mit dem Tode bestraften. Und unter Cyrus, dem großen Perserkönig, wurden schon die Landstraßen, die aus den Provinzen nach der Hauptstadt führten, mit Obstbäumen bepflanzt. Die persischen Könige schätzten überhaupt den Obstbau so hoch, daß sie es nicht unter ihrer gottähnlichen Würde hielten, an geweihten Stätten bei besonderen Anlässen höchsteigenhändig Obstbäume zu pflanzen. Gleiche Pflege

widmeten die Römer der Obstzucht. Man suchte sich zu überbieten in der Hervorbringung von Pracht- und Schauobst, das in den marmorgetäfelten Obstzimmern der luxuriösen Landhäuser ausgestellt wurde. Und Plinius, der naturwissenschaftliche Kompilator seines Zeitalters, zählt schon 25 Aepfel-, 36 Birnen- und 8 Kirschsorten auf. Von Italien verbreitete sich die Obstkultur als die friedvolle Gefolgschaft der römischen Kriegszüge nach Frankreich und Deutschland. Ihre sinnigste Heimstätte fand sie später in den Klöstern. Wo hätte auch wohl der Obstbaum eine verständnisvollere Wartung und Pflege finden sollen als hinter den stillen Klostermauern! Hier, wo die frommen Brüder den selbstgestellten Aufgaben ohne jede Ablenkung mit aller Hingabe lebten. Wir können es uns vorstellen, wie ihr Ideengang und ganzes Sein sich neben dem Gotteskult nur um ihre Pfleglinge drehte, gleichwie die Kinder die Gedankenwelt der Mutter ausmachen. Ihr Sinnen und emsiges Bemühen war vor allem darauf gerichtet, köstliche Früchte und schöne Baumformen zu erzielen. Das waren die Anfänge der Formobstzucht. Die Klosterbrüder kannten auch schon das Geheimnis, wie man durch Pfropfen der Edelreiser auf die schwachwüchsigen Quitten-, Doucin- und Paradiesunterlagen eine größere Fruchtbarkeit der Bäume und eine vollkommenere Ausbildung der Früchte erreicht. Wohin die Mönche kamen, da führten sie die Obstkultur ein, und die Klostergärten wurden zu Mustergärten für den Gartenbau.

Einen weiteren Aufschwung nahm der Obstbau, als sich das Interesse der Fürsten ihm zuwandte. Vorbildlich wurde in dieser Hinsicht Kaiser Karl der Große, der strenge Weisungen für die Obstbaumanpflanzungen gab auf seinen Gütern und Hoflagern. Ihm folgten in den späteren Jahrhunderten andre einsichtsvolle Fürsten, welche die hohe volkswirtschaftliche Bedeutung des Obstbaus erkannten. Ebenso eigenartig wie praktisch war das Gebot des Kurfürsten August von Sachsen und des Großen Kurfürsten von Brandenburg, die anordneten, daß bei jeder Eheschließung eine Anzahl Obstbäume gepflanzt werden mußten. Ferner wissen wir vom König Friedrich dem Großen, vom Markgrafen Friedrich von Baden, Herzog Eberhard im Barte und Herzog Christoph sowie späteren Herrschern des Württemberger Landes, daß sie der Verbreitung des Obstbaus die größte Sorgfalt widmeten. Waren bisher die frommen Klosterbrüder die Apostel des Obstbaus, so übernahmen jetzt die Großen der Erde ihre Kulturaufgabe. Und vom sechzehnten Jahrhundert an traten an die Stelle der Klostergärten die Hofgärten als Zentralstätten für die Obstzucht.

Um diese Zeit begann man auch dem Obstbau eine gewisse wissenschaftliche Grundlage zu geben. Das waren die ersten Anfänge der Pomologie, der Obstkunde. Nachdem im Jahre 1555 Kurfürst August von Sachsen sein „Künstliches Obstgartenbüchlein" geschrieben hatte, folgte Olivier de Serres 1600 mit einer Arbeit, worin er 46 in Frankreich kultivierte Apfel- und 69 Birnsorten beschrieb. Knoop in Holland, 1760, und Sickler 1794 in Deutschland traten mit weiteren Publikationen an die Oeffentlichkeit, bis dann im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert eine stetig zunehmende Literatur des Obstbaus entstand, dem in der Jetztzeit geradezu ein Studium zugrunde liegt. Wie in der Bienenzucht, so war es auch in der Obstzucht ein Geistlicher, der sich hier die größten Verdienste erwarb. Was auf bienenwirtschaftlichem Gebiete der schlesische katholische Pfarrer Dzierzon leistete, das vollbrachte auf pomologischem Gebiete der hannoversche lutherische Superintendent Oberdieck. Sein „Illustriertes Handbuch der Obstkunde", das er im Verein mit Lucas, Jahn und Engelbrecht vom Jahre 1858 ab herausgab, ist grundlegend für die Lehren vom Obstbau geworden, zumal für die Systematik der Obstsorten. War durch diese methodische Behandlungsweise der Obstkunde das wissenschaftliche Fundament für die Obstbaukenntnis gelegt, so ist man jetzt an dem Ausbau des Wissensgebäudes beschäftigt. Es ist mit der Zeit ein gar umfangreiches

Verrier-Palmette der Goldreinette von Blenheim.



Die Anbringung von Schutzzelten durch dafür gebaute Triebwerke

Bauwerk geworden, wozu die Naturwissenschaften und die Technik das Material liefern.

Sie geben in ihren Errungenschaften die Hilfsmittel für den modernen Obstbau her. Die Physik und Meteorologie, die Chemie, Botanik und Zoologie, die Mechanik, Photographie und Elektrotechnik sind in seinen Dienst gestellt. Was ist nicht alles erforderlich für einen rationellen Betrieb des Obstbaus! Wir müssen in die Geheimnisse der Bodenkunde und der Düngerlehre eingeweiht sein, den künstlichen und natürlichen Dünger in seinen Anwendungsweisen und Wirkungen studieren, die Ent- und Bewässerung der Kulturgelände, die Maschinen und sonstigen technischen Hilfsmittel zur Bodenbearbeitung, zur Obstbaumpflege und Obstverwertung; wir müssen den Organismus des Baumes nach seinem Bau und nach seinen Funktionen als Wurzel, Stamm und Blatt sowie seine Krankheiten und die Naturgeschichte seiner Schädlinge und die Mittel zu ihrer Bekämpfung kennen. Um all das kümmerte man sich früher recht wenig. Der Baum, meist ein Hochstamm mit kesselförmiger Krone, wurde in den Grasgarten oder Baumhof gepflanzt und dann seinem weiteren Schicksal überlassen. An eine regelmäßige Düngung und besondere Pflege dachte niemand. Höchstens wurden die Bäume im Spätherbst mit einem Kalkanstrich versehen, das trockene oder überflüssige Holz in der Baumkrone ward ausgesägt, auch wohl die Grasnarbe um den Baum entfernt und eine Baumscheibe gemacht, und damit hatte, wer auf Ordnung hielt, der Baumpflege Genüge getan. Heute ist das anders! Die gemütlich-patriarchalische Weise des Obstbaus oder die in Sorten- und Formenspielerei ausartende Obstzucht unter einer Rokokostimmung ist einer rationellen Obstkultur gewichen. Und der Impuls dazu ging von Amerika aus, dem Lande der einzig und allein auf Erwerb und Gewinn gerichteten praktischen Arbeit und des Dollars. Das war das eine treibende Moment, das lehrreiche Beispiel des Amerikaners, der den deutschen Markt mit seinen Obstwaren zu überschwemmen trachtet. Das andre war die Erkenntnis, daß Deutschland alljährlich rund 60 Millionen Mark für Obst an das Ausland zahlt, eine ungeheure Summe, die dem Lande erhalten bleiben sollte.

Von dieser unsrer Zeit an datiert mit dem neuen Aufschwung eine neue Periode in der Entwicklung und der Geschichte des deutschen Obstbaus. Waren anfangs, wie vorhin geschildert, die Klostergärten, dann die fürstlichen Gärten die Ausgangs- und Zentralstätten für die Verbreitung des Obstbaus und für die Kenntnis der Obstkultur, so sind es jetzt die Provinzialobstbaumschulen, staatliche Lehrinstitute und private Unternehmungen. In diesem Wechsel der Träger eines Kulturfaktors, wie es der Obstbau ist, der zum Volkswohlstand beiträgt, spiegelt sich zugleich die geistige, wirtschaftliche und politische Lage der jeweiligen Zeit wider.

Was nun den modernen Obstbau gegenüber dem alten schon äußerlich kennzeichnet, das ist sein räumlicher Umfang. Er ist aus den engeren Grenzen des Gartens hinausgerückt auf das Feld. Aus den Obstgärten von höchstens einigen Morgen Größe sind jetzt Obstplantagen von 40 bis 100 und mehr Morgen Ausdehnung geworden. Sodann, auch ein äußerliches Kennzeichen, ist man zu einer andern Baumform und zu einer zweckmäßigeren



Der Kampf gegen die Schädlinge: Orangenbäume werden mit Schutzzelten versehen

Sortenwahl übergegangen. Statt des bisher beliebten Hochstammes nimmt man für den feldmäßigen Obstbau den Halbhochstamm und den Buschbaum, die einen früheren Ertrag, bequemere Behandlung und größeren Schutz gegen Stürme gewährleisten. Und statt der früheren zahlreichen Sorten, die in den Obstgärten vertreten waren, beschränkt man sich jetzt auf einige Obstsorten, die für die jeweilige Gegend geeignet sind. Als zugkräftige marktfähige Ware gelten große Früchte von schönem Aussehen. Die Obstzüchtung ist denn auch hierauf gerichtet. Weitere Eigenschaften, worauf der Züchter bei der Auswahl der Sorten in erster Linie zu sehen hat, sind: ein früher und regelmäßiger Ertrag, festes Fruchtfleisch und Wohlgeschmack. Während man die robusteren Sorten feldmäßig meist in Buschform baut, werden die empfindlicheren Obstsorten, wie weißer Winterkalvill und die feineren Reinettenarten, sowie die Winter-Dechantsbirne und Herzogin von Angoulême, Diels Butterbirne, Hardenponts-, Holzfarbige Butterbirne und andre mehr, die anspruchsvoller an Boden und Klima sind, in künstlichen Baumformen an Spalieren, an Mauern und Planken gezogen. Durch den Schutz, den das Gerüst, die Mauern und Bretterzäune, woran der Baum mit seinen Zweigen befestigt ist, ihm gegen die Witterung bieten, und durch einen regelrechten Baumschnitt erhalten die Früchte eine vollkommenere Ausbildung als freistehend. Ueberaus zahlreich sind nun die Formen, worin der Baum gezogen wird, regelmäßige und unregelmäßige, allgemein eingeführte und Phantasieformen nach dem eignen persönlichen Geschmack. Als praktisch haben sich der senkrechte Kordon und die U-Formen, zumal an dem Doppelspalier, sowie die Palmettenformen bewährt, die bei dem Wachstumszwange, dem der Baum unterworfen wird, noch am ehesten eine Gleichgewichtslage im Wachstum und der Saftzirkulation ermöglichen.

Wenn auch verschieden in der Baumform, die Pflege der Bäume ist die gleiche. Da gilt es zunächst den Boden bearbeiten, zu welchem Zweck der Amerikaner, der oft Hunderte von Morgen Buschobst in der Kultur hat, uns höchst praktische Geräte an die Hand gab, wie die Spatenegge Cutaway Harrow, die Radhacke Planet jr. Kultivator und andre. Auf Unkrautentfernung und Bodenlockerung hat vor allem der Obstzüchter zu halten, damit die Atmosphärilien, Licht und Luft in die Erdkrume dringen, und damit ferner die Bodenbakterien, diese mikroskopischen Lebewesen, welche die nützlichsten Mitarbeiter bei der Bodenzubereitung sind, ihre zersetzende Tätigkeit an den Dungstoffen vornehmen können, um sie aufnahmefähig für die

nahrungsuchenden Wurzeln zu machen. Der Dünger — so drückte sich ein landwirtschaftlicher Redner weniger geschmackvoll als wohlgemeint aus — ist die Seele der Landwirtschaft. Von der Düngung hängt die Rentabilität des Obstbaus ab. Sowohl natürlicher Dünger, der Stallmist, wie Kunstdünger, als Kainit, Thomasmehl, Superphosphat, Kalk und so weiter, wird verwendet. Je systematischer, das heißt je zweckmäßiger der Obstzüchter in der Auswahl und Anwendungsweise der verschiedenen Dungmittel verfährt, um so sicherer kann er bei einer entsprechenden Baumpflege auf gute Erträge rechnen.

Zur Pflege der Bäume gehört neben der Düngung ihr Schnitt und die Bekämpfung ihrer Schädlinge. Der Baumschnitt bezweckt die Erzielung eines regelmäßigen und erhöhten Fruchtertrages durch die Bildung des gleichmäßig an den Zweigen verteilten Fruchtholzes, wozu der Baum eben durch den Schnitt gezwungen wird. Außerdem soll bei den Formobstbäumen noch die vollständige Raumausnutzung der gegebenen Schutzflächen, wie Spaliere, Mauern, Planken und Hauswände, durch die Zweige erreicht werden. Ohne gerade ein Fanatiker des strengen Schnittes zu sein, der das Baumgerüst in die Zwangsjacke geometrischer Formen steckt, muß doch jeder, der seine Formobstbäume vor einer Zweigverwilderung im Zaum halten und gleichmäßig verteiltes Fruchtholz haben will, regelrecht das Messer anwenden nach dem Laubfall und ferner im Frühjahr und Sommer das Entspitzen und Brechen der jungen Triebe vornehmen. Bei den Buschbäumen genügt ein Auslichten der Baumkronen von überflüssigem Holze, damit Luft und Licht ungehemmt die Zweige umspielen können. In der Formobstzucht macht nun zumal der Anfänger die unliebsame Erfahrung, daß sie um nichts leichter ist als die Kindererziehung. So eigensinnig und widerspenstig, so willig und fügsam, so eigen geartet und veranlagt, so ungleich untereinander, wenn schon Sprößlinge derselben Eltern, so gefährdet und trotz sorgsamer Obhut und Pflege dennoch mißraten wie manche Kinder: so sind auch unsre Pfleglinge. Und da heißt es denn nach eigner Wahrnehmung und Methode handeln. Denn die allgemeinen Regeln der Erziehung und Pflege, wie sie in den Handbüchern und Fachzeitschriften über den Obstbau gegeben sind, lassen uns gegenüber den lokalen Verhältnissen nicht selten im Stich.

In dem Kampfe gegen die Obstbauschädlinge war es nun wiederum der praktische Amerikaner, der uns mit mancher neuen erfolgreichen Waffe



Vertilgung der Schädlinge durch Verdunsten von Blausäure

und Kampfestaktik bekannt machte. Zumal sind es Giftpräparate, wie Kupfervitriol, Arsenik, Blausäure, Schwefel und so weiter, die unter der Bezeichnung Insektizide als Bekämpfungsmittel gegen Insekten und als Fungizide gegen Pilze angewandt werden. Um was alles hat sich nicht der Obstzüchter zu sorgen und zu mühen! Da sind es die Bodeneigenschaften, das Klima der Gegend, die Eigenart der Obstsorte und die individuelle Anlage des Baumes, ferner die Gunst oder Ungunst der Witterung zur Blütezeit und zur Zeit des Fruchtansatzes, die Holzreife während des Nachsommers und Herbstes, sodann die mannigfachen Krankheiten und Gefährdungen der Bäume, ihrer Wurzeln, der Rinde, der Blätter und Blüten und Früchte durch Pilze, Frost, Pflanzenläuse, Verletzungen, Erdratten- und Raupenfraß, wovon der Obstbauer abhängt. Gewiß, unzählige sind der Feinde, die über seine Schutzbefohlenen hereinbrechen. Die heimtückischsten sind die Pilze, vor allem das Fusikladium, das die Fleckenkrankheit der Blätter und die Schorfkrankheit der Zweige und Früchte verursacht, so daß die letzteren rissig und vielfach ungenießbar werden. Zu seiner Vernichtung dient die Bordelaiser Brühe, das ist eine Mischung von Kupfervitriollösung und Kalkmilch, womit die Bäume mehreremal mittels besonderer Spritzen überspritzt werden. Von den Insekten ist der gefürchtetste Schädling die Obstmade, die Raupe eines Kleinschmetterlings, des Apfelwicklers. Sie frißt sich in das Fruchtfleisch ein, nach dem Kernhause hin, und bewirkt, daß das Obst „wurmstichig“ wird. Ihr geht der amerikanische Obstzüchter mit Arsenpräparaten zu Leibe. Entweder ist es Schweinfurtergrün, das arsensaures und essigsaures Kupfer enthält, oder es sind andre Arsenverbindungen, durch deren Genuß dem Schädling der Tod gebracht wird. Um ihm das Gift beizubringen, werden die Bäume mit der arsenhaltigen Flüssigkeit bespritzt, und zwar zu dem Zeitpunkt, wenn die Blumenblätter der Blüte abfallen und die Fruchtbildung beginnt. Um diese Zeit bilden die Kelchblätter, die späterhin nach aufwärts dachartig gegeneinander klappen, eine Schüssel, welche die giftige Flüssigkeit aufnimmt beim Spritzen. Das vergiftete Blattzipfelversteck auf der Spitze der Frucht, welches das Räupchen in der Regel aufsucht, nachdem es aus dem an die Apfelschale gelegten Eichen hervorgegangen ist, wird ihm nun zur Totenkammer. Sowie sich nämlich der kleine Inquilin von seinem Schlupfwinkel aus durchfressen will nach dem Kernhaus der Frucht, verzehrt er mit jedem Bissen den Giftstoff, woran er zugrunde geht. Der deutsche Obstzüchter benutzt



Kalifornische Pflaumen



Buschbaum, The Queen, Königin-Apfel, ebenso breit wie hoch

die Arsenpräparate weniger als Kampfmittel gegen die Obstmade. Er bedient sich mehr des Fanggürtels. Das sind aus Wollstoffen oder aus Heu, Stroh, Holzwolle, Wellpappe und so weiter hergestellte Bänder, die im Nachsommer um den Baumstamm gelegt werden. Diese Gürtel suchen die Raupen zum Unterschlupf auf, um darin zu überwintern. Sie beherbergen oft 50 bis 200 Stück der schädlichen Obstmade, die nun leicht unschädlich zu machen sind, indem man den Gürtel mit seinen Bewohnern zum Verbrühen in heißes Wasser wirft. Aber nicht nur mit Arsenik, auch sogar mit Blausäure hantiert der Amerikaner. Mit diesem schärfsten Gifte räuchert er die Schildläuse zu Tode, und zwar in der Weise, daß die infizierten Bäume mit dicht schließendem Segeltuch umgeben werden, in welch geschlossenem Raume alsdann die Blausäure verdunstet, die in einem am Boden stehenden Gefäße aus Cyankalium, Wasser und Schwefelsäure hergestellt wird.

Von den Hunderten der Obstbauschädlinge, die das Pflanzen- und Tierreich stellen, sind hier nur einige erwähnt, um zu zeigen, wie der Obstzüchter sich ihrer erwehrt. Aber all sein Mühen hilft nur wenig, wenn schließlich nicht die Natur seine Bundesgenossin im Kampfe gegen die Schädlinge wird. Sie, welche die Plagegeister rief, weiß sie auch zu bannen. Entweder durch Witterungseinwirkungen oder durch feindselige Organismen. Und so kommt wieder Ordnung und Gleichgewicht in den Haushalt der Natur. Ein harmonisches Gleichgewicht ist das freilich nicht!



Eine Kordon-Pyramide der Winter-Gold-Parmäne

Unbekannte Aphoristen

Von

Otto Weiß

Ein Hausmeister: „Manche Tür, die verschlossen scheint, ist offen — und manche, die offen scheint, ist verschlossen."

•

Ein Gastwirt: „Wüßten die Leute, wie manches zubereitet wird — es würde ihnen weniger schmecken."

•

Ein Fremdenführer: „Gut verstehen's viele, sich für das zu interessieren, was sie langweilt."

•

Ein Laternenanzünder: „In jedem Staat gibt's so und so viel Leute, die am liebsten alle Lichter auslöschen möchten."

•

Ein Rosselenker: „Gar mancher ist Kutscher, der Pferd sein sollte."

Ein Gymnastiker: „Ehemänner gibt's, die jahraus, jahrein Seitensprünge machen."

•

Ein Briefträger: „Liebesbriefe verbreiten weniger Glück als Geldbriefe."

•

Ein Schneider: „Fortwährend flickt der Mensch an seinem Glück herum; und kaum ist eine gerissene Naht ganz, platzt schon wieder eine andre."

•

Ein Clown: „Gar viele lachen, wenn geohrfeigt wird!"

•

Ein Diener: „Es muß auch Herren in der Welt geben. Warum also bin ich keiner?"

Koloniale Eingebornenpolitik

Von

Dr. Ernst Erdmannsdörffer

Mit der Zunahme der Opfer an Gut und Blut, die dem deutschen Volke aus der Unterwerfung der Aufstände in unsern afrikanischen Kolonien entstanden sind, ist das Gefühl der Verantwortlichkeit und die schmerzliche Erkenntnis, daß die bisher beschrittenen Pfade der Kolonialpolitik sich als Hohlwege und Sackgassen erwiesen haben, in den Köpfen und Herzen der leitenden Staatsmänner und Kolonialpolitiker an Stärke und Lebhaftigkeit gewachsen. Das weite Feld der Kolonialpolitik hat sich zu einem wahren Tummelplatz für Reformvorschläge aller Art herausgebildet. Jeder höhere Verwaltungsbeamte und Offizier im Kolonialdienste, der längere oder kürzere Zeit „drüben" gewesen ist, hält sich moralisch für verpflichtet, durch mehr oder weniger gute und wohlgemeinte, an die Adresse der Regierung gerichtete Ratschläge sein Scherflein auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen. Wer in den letzten Monaten aufmerksam den Stimmen gelauscht hat, die durch den deutschen Pressewald bald im Flüsterton, bald wie ein brausender Orkan hindurchgeklungen haben, oder die Gelegenheit genutzt hat, sich durch Vorträge über kolonialpolitische Fragen belehren zu lassen, dem muß die Tatsache aufgefallen sein, daß hier eine Meinungsverschiedenheit herrscht, die einen Vergleich mit der sagenhaften babylonischen Sprachenverwirrung nicht unzutreffend erscheinen läßt. Nur über einen Punkt ist man sich einig, daß nämlich die gedeihliche Entwicklung unsrer Kolonien auf einer gesunden Eingebornenpolitik fußen müsse, das heißt auf Lösung des Problems, wie man die Neger, ohne ihre vitalsten Interessen allzusehr zu schädigen, durch geeignete Maßnahmen unsern Zwecken dienstbar machen und gleichzeitig der moralischen Verpflichtung gerecht werden kann, die idealen Güter europäischer Zivilisation und Kultur weit in die Lande zu tragen. Ueber die Ausführung dieser Ziele gehen freilich die Ansichten weit auseinander. Es gibt kaum eine koloniale Frage, für die man nicht so und so viel Antworten, kein Problem, für das man nicht viele Lösungen in Bereitschaft hätte, und jede Antwort, jede Lösung tritt mit dem Anspruch auf, allein richtig und wirksam zu sein. So versprechen sich manche die besten Erfolge von möglichst humaner Behandlung der Schwarzen. Andre hingegen erblicken in der bisher geübten, vom Neger stets als Schwäche ausgelegten Milde die Hauptursache der großen Aufstände und treten darum für unnachsichtige Strenge ein. Ihnen stehen die Politiker der mittleren Linie gegenüber, die für die Behandlung der Eingebornen das Prinzip der wohlwollenden Gerechtigkeit, Milde gepaart mit Strenge, aufgestellt haben. Demselben Meinungsstreit begegnen wir auch bei der Beurteilung der Ursachen der Aufstände in den Kolonien. So wird der ostafrikanische Aufstand von gewissen Kennern des Landes den Umtrieben der Zauberer und Medizinmänner zugeschrieben, andre erblicken die wahre Ursache in der rigorosen Beitreibung der Hüttensteuer, im Arbeitszwang und andern gouvernementalen Maßnahmen.

Durch die endgültige Beruhigung von Südwestafrika, die nur eine Frage der Zeit ist, und durch den auch für Ostafrika zu erwartenden Frieden tritt die Frage, welche praktischen Konsequenzen aus den Kolonialkriegen zu ziehen sind, und mit ihr die Eingebornenpolitik, die sich mit der Regelung des Verhältnisses der Eingebornen zu Staat und Kirche, der Arbeiternot, der Besteuerung, der Bewaffnung und andern wichtigen Problemen zu befassen hat, in den Vordergrund des Interesses. Alle Reformpläne müssen, sollen sie nicht in der Luft schweben, eine genaue Kenntnis der Charakterveranlagung der Neger als unerläßliche Vorbedingung für eine gesunde Kolonialpolitik zur Grundlage haben. Unsern bisherigen Erfahrungen in Kriegs- und Friedensarbeit ist schon heute die Lehre zu entnehmen, daß Optimismus den Negern gegenüber durchaus nicht am Platze ist. Das Beispiel Witbois hat gezeigt, wie viel auf die Treue der Schwarzen, selbst der besten unter ihnen, zu geben ist, und wird dazu beitragen, uns vor derartigen Täuschungen in Zukunft zu bewahren.

Es war eine Zeitlang Mode, die Neger als gutmütige Naturburschen im Lichte Cooperscher Romane zu betrachten, die „von Edelmut triefen" und in „grenzenloser Dankbarkeit" zu dem Weißen emporschauen, der ihnen die Segnungen der Kultur gleichsam auf dem Präsentierteller überreicht. In realer Beleuchtung, entkleidet aller romantischen Bemäntelung, erscheinen sie als krasse Egoisten und nüchterne Realpolitiker, die instinktiv in den Angehörigen der weißen Rasse den Feind wittern und von Sentimentalitäten so viel verstehen wie der Blinde von den Farben. Ueber die Magenfrage hat sich die Lebensphilosophie des Naturnegers noch nicht erhoben. Sein Urteil über die Dinge, die an ihn herantreten, richtet sich danach, ob sie „eßbar" (chakula) oder „nicht eßbar" (hapana-nyama) sind. Diese auf das Reale und die nüchterne Wirklichkeit gerichtete Charakterveranlagung würde den Neger zu einem vorzüglichen Kaufmann machen, wenn ihm nicht die klimatischen Einflüssen zuzuschreibende Faulheit und Indolenz, angeborne Bedürfnislosigkeit und der Umstand, daß ihm die notwendigste Nahrung in den Mund wächst, ein Leben behaglicher Muße und ruhiger Beschaulichkeit dem rauhen Kampf ums Dasein, dem unermüdlichen Hasten nach Erwerb vorziehen ließe. Ist es dem Neger schwer, sich zu aktiver Energie aufzuraffen, so besitzt er dagegen, von der Natur zum Sklaven prädestiniert, im hohen Grade jene passive Energie der Ausdauer, die jedes Leid als eine



Dorfstraße. Nach einer Naturaufnahme von Hans Hildenbrand, Hofphotograph in Stuttgart



Fügung des Himmels betrachtet und unfähig ist, sich ihr Lebensschicksal selbsttätig zu gestalten.

Auch die vielgepriesene Gutmütigkeit des Negers bedarf nach dem Urteil der Kenner von Land und Leuten einer Einschränkung und ist dahin zu präzisieren, daß er ein vortrefflicher Kamerad ist. So kochen die Schwarzen stets gruppenweise zusammen, ohne daß es jemals zu Streitigkeiten kommt. Kaum wird sich jemand weigern, den letzten Bissen zu teilen, und auch bei beschränktestem Obdach wird für den Späterkommenden zusammengerückt. Wenn der Europäer, so entnehmen wir den ungedruckten Aufzeichnungen eines hohen Verwaltungsbeamten in Deutsch-Ostafrika, auf dem Marsche eine nach seinen Begriffen ausgerauchte Zigarre oder Zigarette dem hinter ihm marschierenden Soldaten oder Diener reicht, tut dieser nur einen Zug und gibt sie weiter, so daß ein solcher Stummel meist bis ans Ende der Karawane gelangt. Ja, reißt die Marschreihe ab, dann wird das Kleinod für den Nächstfolgenden sorgsam in einen Astwinkel gelegt. Doch all dies kommt, wohlverstanden, nur dem Kameraden oder Landsmann zugute. So besteht zum Beispiel zwischen dem Neger des Innern und den Angehörigen fremder Stämme eine bittere Feindschaft. Man tut daher stets unrecht, einem bewährten und liebevollen Diener, einem gewissenhaften farbigen Unteroffizier die Verteilung der Lebensmittel ohne sehr eingehende Instruktion zu überlassen. Standesgenossen und Landsleute werden nicht schlecht dabei fahren, aber dem armseligen landfremden Träger wird eine knappe Handvoll Mais oder Erbsen zugeworfen, oft noch mit höhnischen Worten. Denn der Soldat, der „boy", lächelt über den Europäer, der für den Buschnigger, den Wilden ebenso sorgt wie für den gebildeten, wohl gar mohammedanischen Küstenneger.

Neben krassem Egoismus, Arbeitsscheu und einer gewissen Gutmütigkeit muß der Hang zur Lüge als ein hervorstechender Zug im Charakter des Negers bezeichnet werden. Der Neger lügt nicht aus Prinzip, denn der Wille zum Lügen ist ihm meist nicht bewußt. Wie der Asiate aus Höflichkeit lügt, die ihm selbst über die Wahrheit geht, so lügt der Eingeborne instinktiv darum, weil er so am besten fährt, da tatsächlich im Naturzustande die Lüge für die Selbsterhaltung vorteilhafter ist als die Wahrheit. Und die bequemste Form der Lüge, weil im Notfall die ungefährlichste, ist das Vorgeben, nichts zu wissen, das stereotype siyni bana (ich weiß nicht), das manchen Neuling in den afrikanischen Kolonien zur Verzweiflung gebracht hat, besonders wenn er genau wußte, daß der Gefragte ihm sehr wohl hätte Auskunft erteilen können. Bei dieser auf natürlichen Instinkten beruhenden Neigung zur Lüge ist es begreiflich, daß man auf die absolute Treue von Eingebornen im Dienste der weißen Rasse nicht allzu große Hoffnungen setzen darf. Es ist darum erstaunlich, wie lange man sich hierüber hat täuschen können. Den Schwarzen, wie allen Völkern einer niedrigen Kulturstufe, imponiert nur eins. Und das ist: Macht und Stärke. Ferner: Reichtum, der sich in einer gewissen Machtentfaltung äußern muß. Das schließt nicht aus, daß ein Neger Treue hält, solange er seine Rechnung dabei findet. Erblickt er aber seinen Vorteil auf andrer Seite, so wird er sich kein Gewissen daraus machen, zur andern Seite überzuschwenken. Das ist nicht sehr moralisch — ganz gewiß! Aber das ist ungemein praktisch und weltklug. Das ist die Realpolitik des Negers in wahrer Beleuchtung.

Dem Umstand, daß die Neger ihrer ganzen Veranlagung nach für den Mohammedanismus geschaffen sind, entspricht es, daß sie dem Transzendentalen im Christentum wenig Verständnis entgegenbringen, während sie dagegen die Tätigkeit des Missionars in den Volks- und Handwerkerschulen zu schätzen begonnen haben. Charakteristisch dafür ist folgendes Beispiel aus der Erinnerungsmappe eines alten Afrikaners: Ein junger Häuptling, ein erstaunlich kluger und energischer Knabe von zehn Jahren, der ein hervorragendes Kulturwerkzeug zu werden verspricht, erschien auf der nahegelegenen Mission, um am Unterricht teilzunehmen, hielt sich mehrere Tage musterhaft und wandte kein Auge von dem Missionar ab. Am vierten oder fünften Tage aber stand er auf und erklärte: „Herr, ich habe dir so lange zugehört. Was du von deinem Gott erzählst, ist gut und schön. Ich aber bin gekommen, um Lesen und Schreiben zu lernen." Sprach's und verließ die Mission. Dies Beispiel, das zugleich für den im Grunde rein praktischen und realen Sinn des Negers charakteristisch ist, sollte ein Fingerzeig für die wahren Aufgaben der Mission sein.

Da die Kenntnis der Charakterveranlagung eine unerläßliche Vorbedingung für eine gesunde Kolonialpolitik ist, so mußten diese kurzen Bemerkungen hierüber vorausgeschickt werden, bevor wir uns nun der Erörterung einiger beachtenswerter kolonialer Reformvorschläge zuwenden. Die Hauptaufgaben und Fragen, mit denen sich jede Reformpolitik auf kolonialem Gebiete zu beschäftigen haben wird, sind: die sehr wichtige Bewaffnungsfrage, das Thema der Arbeiterfrage, die Grenzen der Machtbefugnisse der angestammten Häuptlinge, die Frage der Beschränkung der Handelsfreiheit und die Frage des Strafvollzugs. Wir folgen in unsern Ausführungen den privaten Mitteilungen eines seit einem Dezennium im Kolonialdienst tätigen Bezirksamtmanns, die, zwar speziell auf Deutsch-Ostafrika bezogen, in den wesentlichsten Punkten auch für die andern Kolonien in Afrika zutreffend sind.

Die Grundsätze der Bewaffnungsfrage sind international geregelt. Während innerhalb der Grenzen des konventionellen Kongobeckens, zu dem Deutsch-Ostafrika gehört, die Ausgabe von Hinterladern an nicht zur bewaffneten Macht gehörige Eingeborne verboten ist, verschafft dem Gouvernement das Einfuhrmonopol von Vorderladern eine reiche Einnahmequelle, die zu stopfen im Hinblick auf die beschränkten Mittel des Schutzgebietes ein bedeutendes Maß von Selbstverleugnung erfordern würde. Die alten Schießrohre sind kaum 3 Mark wert und werden zum Preise von 20 bis 30 Mark abgegeben. Die Zahl der in den Händen der Farbigen befindlichen Flinten ist, solange die Ergebnisse der nunmehr angeordneten Stempelung noch nicht vorliegen, naturgemäß schwer zu schätzen, dürfte aber 200 000 Stück zum mindesten betragen. Ob die Stempelung eine wirksame Kontrolle gibt, kann bezweifelt werden. Zunächst fehlen, von einigen Küstenbezirken

abgesehen, noch die zu einer konsequenten Durchführung erforderlichen Machtmittel. Die Folge wird sein, daß die Gutgesinnten ihre Stempelgebühr erlegen, die Uebelgesinnten aber ihre Waffen verstecken. Immerhin kann das Ergebnis günstig sein, wenn die Energie in der Durchführung der Verordnung nicht mit der Zeit erlahmt. Wichtiger jedoch ist es, das finanzielle Interesse des Gouvernements an der Waffeneinfuhr auszuschalten, indem auf irgendeine Weise bewirkt wird, daß die Einkünfte aus dem Monopol nicht zu den eignen Einnahmen des Schutzgebietes fließen. Vor allen Dingen muß der Zwischenhandel erdrosselt werden. Heute ist es noch möglich, daß ein Händler Hunderte von Gewehren beim Zentralmagazin in Dar es Salam kauft und in einem beliebigen Bezirke wieder absetzt. Das ist nicht nötig, denn auf jedem Bezirksamt, auf jeder Station findet ein Verkauf statt, wenn auch kein Bezirkschef Bedenken tragen wird, ihn notwendigenfalls einzustellen. Solange aber der völlig unbehinderte und an die Bezirksgrenzen nicht gebundene Zwischenhandel besteht, können die Eingebornen sich unter den Augen und gegen den Willen ihrer Chefs bewaffnen, da letzteren nicht einmal ein Notverordnungsrecht zusteht. Es müßte bestimmt werden, daß Vorderlader und Munition nicht mehr vom Zentralmagazin, sondern nur noch von den lokalen Verwaltungsbehörden an zuverlässige Bezirkseingesessene einzeln beziehungsweise in geringen Mengen abgegeben werden dürfen und daß jede unerlaubte Weitergabe oder Verbringung in einen andern Bezirk strafbar ist. Die Gefahr eines heimlichen Imports aus dem Auslande ist nicht sehr groß, da unsre Nachbarn aus Gründen der eignen Sicherheit es in diesem Punkte an Aufmerksamkeit nicht fehlen lassen dürften.

Eine der brennendsten Kolonialfragen vom Aequator bis zum Kap ist die Arbeiterfrage. Die Hauptübel, an denen Süd- und Ostafrika kranken, sind der Arbeitermangel und die hohen Löhne, die in der Bedürfnislosigkeit der Schwarzen ihren Grund haben. In Afrika ist die Arbeiterfrage nicht wie anderswo mit der Lohnfrage gelöst, da man mit Erhöhung der Löhne durchaus nicht beliebig viel Arbeiter erhalten kann. Wie ein Blick auf die Lohnsätze in den britischen Kolonien zeigt, sind kleine Münzeinheiten in den Kolonien von erheblich praktischer Bedeutung. So würde die Einführung der Markwährung mit Leichtigkeit eine Herabsetzung aller Löhne um 25 vom Hundert gestatten, was bei den enormen Löhnen an der Küste auf den Plantagen Usambaras bedeutend ins Gewicht fallen würde. Dort bezahlt man 15 bis 20 Mark und mehr im Monat, so daß eine Plantage, die monatlich 100 Mann mit je 10 Rupien lohnt, durch die Markwährung jährlich an 14 000 Mark, das heißt die Gehälter des europäischen Personals, sparen würde. Diese hohen Löhne beruhen nicht allein auf der das Angebot weit übersteigenden Nachfrage, sondern auch auf nachwirkenden Fehlern der ersten Kolonialjahre. Als der ostafrikanische Aufstand uns zwang, eine geeignete Truppe gewissermaßen aus dem Boden zu stampfen, konnte naturgemäß die Lohnfrage um so weniger eine Rolle spielen, als die Sudanesen nur für einen Lohn zu haben waren, der den ägyptischen Verhältnissen entsprach. Bei der großen Zahl und dem flotten Leben dieser Kriegsknechte, die bald die besten Käufer und Zahler wurden, bekam der Eingeborne an der Küste und dann auch in den Verkehrsmittelpunkten im Innern die Vorstellung von einem ungemein hohen Geldwert seiner Arbeit und seiner Produkte. Leider hat man später, als die Sudanesen mehr und mehr durch Eingeborne aus den Kolonien ersetzt wurden, die Löhne nicht energisch genug herabgesetzt. Daß diese hohen Soldatenlöhne wesentlich zu der allgemeinen Lohnkalamität beitragen, kann nicht zweifelhaft sein. Die Behauptung, daß unter den gegebenen Verhältnissen eine allgemeine Soldherabsetzung ausgeschlossen sei, ist unbegründet. Bei einem Anfangslohn von 7½ Rupien, der etwa dem britischen Satze entspräche, würden sich geeignete Leute ebensogut wie in Zentralafrika finden. Man könnte für alle neueintretenden Askari eine Soldskala festsetzen, die mit 7½ Rupien beginnt und bei tadelloser Führung alle zwei Jahre um 2½ Rupien steigt. Zurückversetzungen auf eine niedere Stufe müßten bei ungeeigneten Leistungen und als Disziplinarstrafen statthaft sein, ausnahmsweise auch Vordatierungen bei hervorragenden Leistungen, z. B. mit jeder Beförderung unter Aufgabe der besonderen Soldsätze für Chargen im Aufrücken um zwei Jahre verbunden sein. Nach dieser Skala würde der Soldat nach zehn Dienstjahren auf dem Satze stehen, den er heute schon nach drei Monaten erhält. Hiermit in Verbindung müßte die Einführung einer kleinen Pension stehen. Denn sobald der Mann den braunen Rock ausgezogen hat, ist er wieder der Nichtstuer, der er vorher war und für den vierteljährlich 3 Rupien Wert genug haben, um ihretwegen unverdrossen zum Bezirksamt zu pilgern oder sich gar in dessen Nähe anzusiedeln. Auf diese Weise würde man die gewünschte Kontrolle über die entlassenen Soldaten haben, denen man unschwer die Verpflichtung auferlegen kann, sich im Notfalle als Reservisten bei der Fahne einzufinden. — Der herrschenden Arbeiterkalamität kann nur durch irgendeine Form des Arbeitszwanges abgeholfen werden, wobei besonders drei in ihrer Wirkung und der Möglichkeit ihrer Ausführung verschiedene Maßnahmen in Betracht zu ziehen wären. Ein langsam wirkendes, aber natürliches Mittel, einen Arbeitszwang herbeizuführen, besteht in der Erzielung einer so großen Volksdichtigkeit, daß die Schwarzen wie in Europa einem harten Kampf ums Dasein gegenübergestellt sein würden. Um dieses Ziel zu erreichen, müßte sich die Verwaltung zu einigen tiefgreifenden Reformen entschließen, wie zur Bekämpfung der enormen Kindersterblichkeit, der Notstände, der Seuchen, der Vielweiberei, vielleicht auch zum Steuernachlaß für kinderreiche Familienväter, sowie zum Ausbau der öffentlichen Wohlfahrtspflege, die bis jetzt in Afrika noch mehr als Zwang denn als Wohltat empfunden wird. Ferner wäre die Einberufung des erwachsenen männlichen Negers zu einer ein- oder zweijährigen Arbeitsdienstpflicht nach dem Muster etwa unsrer Militärpflicht in Erwägung zu ziehen, und schließlich müßte ein indirekter Zwang durch systematische und energische Besteuerung oder entsprechende Arbeitsleistung ausgeübt werden.

Die Hauptaufstandsgefahr ist weniger in den

angestammten Häuptlingen zu erblicken, wie man vielfach glaubt, als besonders in den entlassenen Askari, die nicht unsre Stärke, sondern unsre Schwäche kennen gelernt haben. Bei den vielen Versetzungen weiß jeder Rekrut nach drei Monaten, daß es nur zwölf Kompagnien und wenige Polizeiabteilungen von knapp zweitausend Mann sind, die sechs Millionen auf einem doppelt so großen Raume wie Deutschland im Zaum halten sollen. Er kennt den Sicherungsdienst, die Signale und die Marschordnung und weiß ganz genau, in welchem Augenblick man sich niederzuwerfen und zum Schusse zu erheben hat. Unsre Politik hat den Häuptlingen und Sultanen ihre Macht genommen und ihnen dafür die beschwerlichsten Pflichten auferlegt. Statt sie noch mehr zu unterdrücken, würde sich im Gegenteil eine Erweiterung ihrer Machtbefugnisse empfehlen. Diese Machtlosigkeit wird von manchen Häuptlingen so tief empfunden, daß, wo früher blutige Fehden um die Thronfolge stattfanden, jetzt hin und wieder schon Thronflucht eintritt. „Als ich erfuhr," so erzählt unser Gewährsmann aus seinen Erinnerungen, „daß mein farbiger Diener eigentlich ein kleiner Dorfhäuptling von der Küste sei, drückte ich meine Verwunderung aus, daß er die dienende Stellung seiner angestammten Würde vorziehe. ‚Herr,' antwortete er in der drastischen Sprache des Negers, lieber will ich eine Ziege sein als ein Jumbe. Alle Wochen wird man gemahnt, die Steuern beizutreiben, alle Monate muß man aufs Bezirksamt, um sich wegen seiner Faulheit schelten zu lassen. Schlägt ein Mann im Dorfe den andern tot, so ist der Jumbe schuld, wenn der Verbrecher nicht ergriffen werden kann. Laufen die Leute vor dem Steuererheber weg und der Jumbe bleibt, so wird *sein* Vieh beschlagnahmt. Teilt ihr Saaten für neue Kulturen aus, so muß der Jumbe die Hacke in die Hand nehmen. Denn wer täte es sonst? Wer gehorcht mir denn noch, seitdem ich nicht mehr strafen kann?'" Es wird hierzu bemerkt, daß dieser Jumbe von Haus aus ein wohlhabender Mann ist, bald vierzig Jahre zählt und an Umsicht, Fleiß, Nüchternheit, Ehrlichkeit und Herzensbildung einen Idealneger darstellt.

Um dem gemeingefährlichen Treiben der als Wucherer verschrienen Inder, die im Verkehr zwischen den Eingebornen und den europäischen Firmen als Zwischenhändler dienen, eine Schranke zu setzen und das Interesse der Eingebornen zu schützen, dürfte eine Beschränkung der Handelsfreiheit das erste Erfordernis einer weisen Eingebornenpolitik sein. In dieser Erwägung versuchte Ende der neunziger Jahre das Bezirksamt, Markt- und Auktionszwang für landwirtschaftliche Produkte einzuführen, und es gelang auch dadurch, daß der Kommunalverband des Bezirks als Mitbieter auftrat, allen Ringbildungen und Intrigen zum Trotz gesunde Preise für die Produzenten zu erzielen. Aber leider setzte der in seinen Interessen bedrohte Handelsstand durch, daß diese Beschränkung der Handelsfreiheit wieder aufgehoben wurde. Desgleichen würde ein Verbot des Tauschhandels den Verhältnissen am Platze gerecht werden und im Interesse sowohl der Verwaltung, der an Barzahlung gelegen ist, als auch der Neger sein, an dem zurzeit doppelt verdient wird, an der Ware und an der Bezahlung.

Den Eingebornen gegenüber ist Strenge im Bunde mit wohlwollender Gerechtigkeit bei Ausübung der Strafpflege am Platze. Die jetzigen Strafen sind überaus milde im Vergleich zu dem Zustande vor der Besitzergreifung. So ist zum Beispiel die Kettenstrafe als durchaus zweckmäßig zu erachten, wenn man bedenkt, daß diese Strafe dem Neger, soweit er nicht den allerersten Klassen angehört, kaum als entehrend gilt. Ehemalige Kettensträflinge wurden von ihrer früheren Gesellschaftssphäre anstandslos wieder aufgenommen. Jedenfalls haben die Ketten in Afrika ein hübsches Stück Kulturarbeit geleistet, und es ist namentlich ihr Verdienst, wenn unsre Küstenstädte mit ihren sauber beschatteten Straßen und schattigen Alleen Schmuckkästchen genannt werden. Was ferner die Prügelstrafe betrifft, so wird sie fast von jedem Beamten und Kolonisten für unentbehrlich gehalten als einziges wirksames Mittel, die verletzte Autorität schnell und sicher wiederherzustellen. Die im Namen der Humanität geltend gemachten Bedenken wiegen hier nicht allzu schwer. Für den Neger, der kaum auf der Stufe unsrer Vorfahren vor zweitausend Jahren steht, kann das nicht entwürdigend sein, was noch vor hundert Jahren unsre Väter, noch vor fünfzig Jahren der Soldat über sich ergehen lassen mußte, was in Oesterreich erst 1867 abgeschafft, in Dänemark wieder eingeführt wurde, in England noch heute als Kriminalstrafe in Anwendung kommt und für gewisse Fälle auch in Deutschland von einer zahlreichen Partei gewünscht wird.

Die kleine Stadt

Von

Clotilde von Schwartzkoppen

Der Großstadtlärm ist nicht mehr zu ertragen,
Ich sehne mich nach friedlichem Behagen,
Mir träumt von einer stillen, kleinen Stadt,
Wo die Elektrische nicht durch die Straßen sauset,
Man nicht in lauten Mietskasernen hauset,
Wo man sich selbst auch einmal wieder hat.

Ich fand die kleine Stadt, die ideale,
In einem stillen, weltentlegnen Tale,
Und Wochen, Monde folgten friedlich sich,
Doch wie, seh' ich am hellen Tag Gespenster?
Ein graues Weiblein droht mir durch das Fenster —
Die Langeweile — Gott behüte mich!

Der Deutsche Schriftstellerinnen-Bund

Von

L. Kurt

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

In diesem Frühjahre feierte der Deutsche Schriftstellerinnen-Bund das Gedächtnis seiner zehnjährigen Gründung. Den Lesern und Leserinnen dieses Blattes sind viele Namen aus der Mitgliederliste dieser Vereinigung schriftstellernder Frauen



Agnes Harder

wohlbekannt. Und sicherlich wird es ihnen interessant und erfreulich sein, sich aus dem Gesamtbilde und aus den Einzelbildern ihre Lieblinge herauszusuchen, soweit sie ihnen nicht schon aus früheren Reproduktionen in diesen Blättern bekannt und vertraut geworden sind.

Es ist eine feststehende Tatsache, daß es außerordentlich schwierig ist, gerade schriftstellernde Männer und Frauen zu einem festen Verband zusammenzuschließen. Die Interessen des Schriftstellers sind nach vielen Beziehungen Einzelinteressen, und um sich für das Gesamtinteresse des ganzen Schriftstellertums zu erwärmen und auch praktisch dafür tätig zu sein, dafür mangelt es den einzelnen an Initiative, oft genug leider auch an praktischer Lebensweisheit. Die Erkenntnis, daß gerade die schriftstellernden Frauen den praktischen Anforderungen, welche die Verwertung ihrer Arbeiten an sie stellt, oft genug fremd und hilflos gegenüberstehen, und der Wunsch, einen Mittelpunkt zu bilden, wo sich die Gleichstrebenden und -arbeitenden stets zusammenfinden könnten, veranlaßten vor zehn Jahren Frau Dr. Helene Wachsmuth zur Gründung des Bundes, der zunächst mit schweren Entwicklungsstörungen zu kämpfen hatte. Es ging hier, wie es bei allen derartigen Vereinigungen zu gehen pflegt, die Erfolgreichen, die Satten und die Gutbezahlten haben hier noch viel mehr als anderswo keine Veranlassung, sich zur Interessengemeinschaft zusammenzuschließen. So fanden sich die schwer Ringenden und Kämpfenden zuerst zu der neuen Vereinigung, der auch in mancher andern Hinsicht allerhand Kämpfe und Widerwärtigkeiten nicht erspart blieben. Ganz langsam wurden dann die bedeutenderen Frauen auf den Bund aufmerksam. Das Solidaritätsgefühl, das in der Neuzeit die Frauen so fest zusammenschließt zum erfolgreichen Kampf um die Befreiung von so vielen durch Gewohnheit und Vererbung überkommenen Lasten und Vorurteilen und zur Verbesserung ihrer Lebensbedingungen, erwachte bei der schriftstellernden Frau in der Tat ziemlich spät. Allerdings, schon genau fünfzig Jahre vor Gründung des Bundes, im Jahre 1846, versuchten drei Schriftstellerinnen, ihre Mitschwestern einmal zu gemeinsamer Besprechung zusammenzurufen. Das waren Bettina von Arnim, Charlotte Birch-Pfeiffer und Louise Mühlbach. In Weimar wurde eine Versammlung deutscher Schriftstellerinnen veranstaltet, und die Präsenzliste weist über achtzig Namen auf, darunter Annette von Droste-Hülshoff, Ida Gräfin Hahn-Hahn, Betty Paoli, Adele Schopenhauer und



Anselma Heine

Helmine von Chézy. Dieser Schriftstellerinnentag war eine Demonstration gegen die kurz vorher aus Leipzig von Laube, Biedermann und Kühne an die männlichen Kollegen der Feder ergangene Einladung zu einer Versammlung zu Weimar, von der die Frauen ausgeschlossen bleiben sollten. Daß es so etwas geben konnte, ist ja freilich für uns Lebende des zwanzigsten Jahrhunderts befremdlich. Indes, gerade die Schriftsteller, die doch eigentlich in dieser Beziehung an der Spitze der neuzeitlichen Bewegung stehen sollten, sind hier auch heute noch merkwürdig rückständig. Nimmt doch selbst die größte Vereinigung von Schriftstellern und Journalisten in Deutschland heute noch keine Frauen als Mitglieder auf. Damals entrüsteten sich die Damen gewaltig, und leidenschaftlich wurde in den Sitzungen im Stadthaussaal und in den geselligen Zusammenkünften im Gasthof „Zum Erbprinzen" in Weimar die Gleichberechtigung der schriftstellernden Frau mit dem schriftstellernden Manne verlangt und begründet. Und die Erregung löste sich erst in Heiterkeit, als Helmine von Chézy beim Festmahl die Reihe der Toaste also begann:



Gabriele Reuter

„Ich seh' die Männer schon die Nase rümpfen,
Weil wir zu gutem Werke uns versammelt.
Verächtlich reden sie von blauen Strümpfen
Und hätten gern uns Tür und Tor verrammelt.
Die blauen Strümpfe wahrlich sind zu loben,
Ganz Deutschland sieht, wie sie sich heut erproben." —

Es ist übrigens charakteristisch für die damalige Anschauung von der Bedeutung und Berechtigung der schriftstellernden Frau, daß, obwohl Bettina von Arnim zu den Teilnehmerinnen der Versammlung gehörte, doch Goethes Arbeitszimmer den Besucherinnen verschlossen blieb.

In diesen fünfzig Jahren hat sich nun manches verändert. Die verzweifelte Gegenwehr der Männer von dazumal hat ihnen wenig genutzt. Die Frau hat sich die Berechtigung und Gleichstellung gerade im und zum Schriftstellerberuf so völlig erkämpft, daß wohl heute einem Schriftstellerinnen-Bunde keine Tür,



Antonie Andrea-Carel



Marthe Renate Fischer

die sich überhaupt irgendeinem Besucher öffnet, verschlossen bleiben dürfte. Uebrigens auch damals schon hat es sich trotz des Widerstandes der Männer recht lebhaft im deutschen Dichterinnenwalde geregt, denn Gräfin Ida Hahn-Hahn machte die mißbilligende Bemerkung: „On trouve des talents lyriques partout," worauf indes Bettina von Arnim die echt frankfurterische Antwort gab: „Ja, aber zwischen Aeppelwein und Aeppelwein ist ein Unterschied."

Heute führt die Liste des Deutschen Schriftstellerinnen-Bundes etwa 200 Mitgliedernamen auf, und wenn auch einzelne hervorragende Namen noch fehlen, so wird in weiteren fünf oder zehn Jahren wohl kaum noch eine Lücke zu finden sein. Seit fast drei Jahren trägt die Vorsitzende des Bundes einen Namen, der unsern Lesern wohlbekannt ist. Unsre langjährige Mitarbeiterin Louise Schulze-Brück leitet den Bund, nachdem die erste Vorsitzende, Helene Wachsmuth, ihre langjährige Arbeit beendet hatte, um sich der wohlverdienten Ruhe hinzugeben. Die Vortragsabende und Feste des Bundes erfreuen sich in Berlin einer sehr großen Beliebtheit und meist eines förmlichen Massenbesuches. Ist es ja auch so natürlich, daß jeder einmal gern die Gelegenheit benutzt, seine Lieblinge von Angesicht zu Angesicht zu sehen und einige von ihnen ihre Werke vortragen zu hören. Augenblicklich plant der Deutsche Schriftstellerinnen-Bund die Errichtung eines Feierabendheims für ruhebedürftige und erwerbsunfähige Mitglieder, und der Erlös seiner Veranstaltungen soll diesem Zwecke dienstbar gemacht werden.



Helene von Monbart (Hans von Kahlenberg)

Wie sehr der Bund den Bedürfnissen des einzelnen in bezug auf die Beantwortung praktischer Fragen wie auch auf ideelle Güter entgegenkommt, das beweist am besten sein gewaltiges Anschwellen. Konnten doch im letzten Jahre sechsundfünfzig neue Mitglieder aufgenommen werden.

Von unsern Lesern wohlbekannten Mitgliedern nennen wir zunächst Klara Blüthgen, deren Bild wir bereits früher brachten, Katharina Zitelmann, der unser Blatt so manchen wertvollen Beitrag über Indien und den fernen Osten überhaupt verdankt, Hedwig Schobert, Klarissa Lohde, Emma Böhmer, Rose Litten, Sabine Clausius, Anna Hundertmark, die bekannten Romanschriftstellerinnen, Erika Kraft, die verdiente Schriftführerin des Bundes und vornehme Lyrikerin, Ilse Franke, die feine Dichterin und begabte Tochter Gertrud Franke-Schievelbeins, Annemarie von Auerswald, Dorothee Goebeler mit ihren tiefen und schweren Versen, von den Neuen, Himmelstürmenden Thekla Skorra, Julia Virginia, Frida Grauel, Marie Louise von Bançels.

Nicht vergessen sei auch Klara Braune, eines der ältesten Mitglieder des Bundes, deren Tätigkeit sich auf einem vielen unsrer Leserinnen gewiß außerordentlich sympathischen Gebiete bewegt. Sie ist nämlich die Verfasserin unzähliger wunderbarer Kochrezepte und einer ebenso ungezählten Reihe hauswirtschaftlicher Artikel, die jeder Hausfrau sicherlich schon einmal in ihrem Leben nützlich und angenehm geworden sind.

Auf dem Gesamtbilde konnte natürlich nur ein Teil der Mitglieder, die sich zu einem Gesellschaftsabend versammelt hatten, zur Darstellung kommen. Die Liste der bekannten Namen könnte noch um ein gut Teil verlängert werden. Im Vordergrunde haben zwei langjährige hochverdiente Vorstandsdamen Platz gefunden, die geschäftsführende zweite Vorsitzende Frau Martha Friedemann und die Kassenführerin Fräulein A. Helene Brix.

Von den übrigen schriftstellernden Frauen, die wir teilweise im Einzelbilde unsern Lesern vorführen, seien noch einige kurz charakterisiert. Frau Gertrud Franke-Schievelbein ist unsern Lesern durch ihre tiefgründigen, den ernstesten Problemen nachgehenden Schöpfungen genugsam bekannt. Von ihr erschien 1898 in diesen Blättern der Roman „Die Hungersteine", der wohl ihr bekanntester ist, 1900 „Der Unkenteich", sowie in der Deutschen Romanbibliothek 1901 „Der Gottüberwinder". Ihre weiteren Schöpfungen, die Romane „Ri", „Kunst und Gunst", „Liebeswerben", „Stark wie das Leben" und „Die Sehnsüchtigen" tragen alle denselben Stempel des Suchens und Ringens nach dem Höchsten und Reinsten und sind Werke einer durch und durch vornehmen, in sich gefesteten und keuschen schöpferischen Kraft. Frau Franke-Schievelbein ist im Jahre 1899 nach fast zwanzigjährigem Aufenthalt in Göttingen und Wiesbaden in ihre Heimat zurückgekehrt und lebt in Charlottenburg als Gattin des Direktors der Königlichen Universitätsbibliothek zu Berlin, Dr. Joh. Franke.

Gabriele Reuters Bild deckt sich wohl in hohem Grade mit der Vorstellung, die sich der Leser von der Autorin der Bücher „Aus guter Familie", „Ellen von der Weiden", „Frau Bürgelin und ihre Söhne" zu machen pflegt. Gabriele Reuter ist die berufene Schilderein der modernen Frau mit all ihren differenzierten Empfindungen, ihrem komplizierten Geistes- und Gefühlsleben und der daraus sich ergebenden Probleme. Sie geht dem allem bis



1. Hedwig von Grolmann; 2. Sabine Clausius; 3. Anselma Heine; 4. Klarissa Lohde; 5. A. H. Brix, Kassiererin; 6. Gertrud Franke-Schievelbein; 7. Louise Schulze-Brück, erste Vorsitzende; 8. Martha Friedmann, zweite Vorsitzende; 9. Dorothee Goebeler; 10. Ellen Otto-Fulda; 11. J. A. Pfuhl; 12. Rose Litten; 13. Klara Blüthgen (C. Eysell-Kilburger); 14. Katharina Zitelmann; 15. Marthe Renate Fischer; 16. Lotte Gubalke; 17. Anna Hundertmark (August Mark); 18. Clara Braune; 19. Agnes Harder; 20. Annemarie von Auerswald; 21. Ilse Franke; 22. Frida Ballin (Frida Grauel); 23. Elisabeth Krickeberg; 24. Julia Scheuermann (Julia Virginia); 25. Hedwig von Bode (H. Schobert); 26. Antonia Andrees-Carel (Ant. Andrea); 27. Klara von Sydow; 28. Marie Louise von Bançels; 29. Thekla Skorra; 30. Julia Jobst; 31. Erika Kraft, Schriftführerin; 32. Emma Bohmer



Elisabeth Krickeberg

zum verborgensten Ursprung nach und reißt uns mit, ob wir wollen oder uns sträuben. Die Autorin lebt ebenfalls seit langem in Berlin.

Auch Hans von Kahlenberg (Helene von Monbart) ist eine solche Kennerin der modernen Frau, aber auch diejenige unsrer Schriftstellerinnen, die das ganze moderne Leben, seine sozialen Strömungen, seine Höhen und Tiefen, seine Schäden und Wunden am tiefsten und stärksten erfaßt hat. Die Entwicklung dieser noch jungen Schriftstellerin ist seltsame Wege gegangen. Ueber die „Familie von Barchwitz“ und „Die Sembritzky's“, zwei Romane, die in militärischen Kreisen spielen und das Milieu mit unbarmherziger Schärfe beleuchten, über das so viel genannte und verkannte „Nixchen“ bis zu der zarten, feinen und innerlichen „Ulrike Dhuym“, dem mystischen „Fremden“ und ihren beiden letzten Romanen, „Die starke Frau von Gernheim“ und „Der Weg des Lebens“, der groß angelegte Schilderungen unsrer ganzen Zeitepoche enthält, ist Hans von Kahlenberg beständig und unbeirrt weitergeschritten, und man wird von ihr noch manche interessante Schöpfung erwarten dürfen.

Agnes Harder kennen unsre Leser aus vielen reizvollen, feinen Novellen und Skizzen. Von ihren Romanen ist „Der Siebenschläfer“ besonders interessant, außerdem hat sie ein reizendes Kinderbuch „Engelchen und Bengelchen“ und ein gedankentiefes ethisches Werk „Liebe“ herausgegeben. Die Künstlerin ist geborene Ostpreußin, lebt aber in Berlin. Auch Antonie Andrea ist unsern Lesern eine Alt- und Liebvertraute. Viele ihrer höchst reizvollen italienischen Novellen sind in diesen Blättern erschienen, einige ihrer Romane außerdem im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt. Nach langen Reisejahren, die ihr die intime Kenntnis italienischer Verhältnisse vermittelten, lebt sie jetzt in Charlottenburg als Gattin des Professors Dr. G. Carel. Ebenfalls in Charlottenburg und in nächster Nähe Antonie Andreas hat Elisabeth Krickeberg ihr Heim, die einen ihrer letzten Romane, „Dore“, in der „Deutschen Romanbibliothek“ veröffentlicht hat. Elisabeth Krickebergs Werke haben einen etwas schwermütigen Grundton. Sie liebt es, dem Schicksal seltsam veranlagter Menschen nachzugehen und sich in seine Irrgänge zu vertiefen. Einen ganz bestimmten Kreis für solche Studien hat Marthe Renate Fischer, das Thüringer Land, das sie kennt, liebt und mit feinstem Reiz schildert wie kaum ein andrer. Ihre Lieblinge sucht sie überall, im Altersheim, wo die uralten Männlein und Weiblein nach unruhvollem, schwerem Leben und manchem Schiffbruch gelandet sind und mitten im geborgenen Ausruhen doch noch in ihrer Art am Leben teilnehmen mit großen und kleinen Erlebnissen, Freuden und Leiden; unter den jungen Mädchen und Burschen des Dorfes, die in der Liebe Lust und Leid ihr Höchstes finden, und unter den reifen, zusammengefaßten Männern und Frauen, bei denen unter scheinbar ruhiger Oberfläche doch so vieles Erschütternde sich begibt. Marthe Renate Fischer ist eine Dichterin im wahrsten Sinne des Wortes. Auch sie lebt in Berlin, jedoch nur einen Teil des Jahres, die übrige Zeit verbringt sie in ihrem geliebten Thüringen.

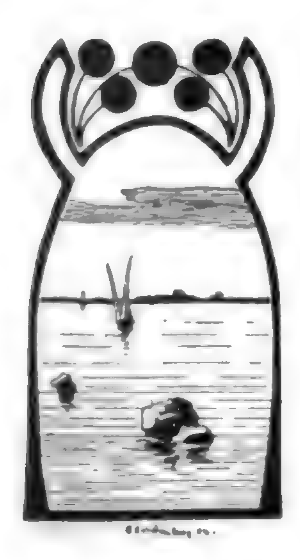
Das benachbarte Hessenland ist Lotte Gubalkes Geburtsstätte, und im Hessenland und unter hessischen Menschen begeben sich auch die oft seltsamen Dinge, die Lotte Gubalke schildert. Bei dieser Heimatkünstlerin im besten Sinne des Wortes hat die starke Schilderungskunst meist noch einen mystischen Einschlag und einen innigen Zusammenhang mit dem Weltganzen, der ihren immer anziehenden Geschichten einen schweren und tiefen Unterton gibt. Selbst in den scheinbar harmlosesten kurzen Skizzen



Gertrud Franke-Schievelbein

schwingen solche Untertöne stets mit, oft nur dem ganz aufmerksamen Leser deutlich fühlbar, oft sehr stark hervortretend, aber immer den Lauf der Geschehnisse bestimmend, ihnen eine nachhaltige Wirkung und tiefe Bedeutung verleihend. Sie nennt auch einmal ihre Geschichten, von denen viele in der „Deva“-Roman-Sammlung zusammengefaßt sind, „Von seltsamen Leuten“. Lotte Gubalke hat spät zu schreiben begonnen, aber ihre Kunst ist dafür um so reifer und ausgeglichener. Als Pfarrersfrau hat sie jahrelang in hessischen und thüringischen Dörfern gelebt und mehr Einblick in Leben und Schicksale der Bevölkerung gewonnen, als es andern möglich war. Das wirkt in ihren Geschichten stark mit und macht sie so ganz besonders lebendig und ergreifend. Jetzt lebt auch sie als Witwe in Berlin. Louise Schulze-Brück ist geborene Rheinländerin, Eiflerin, und hat auch die Jahre ihrer ersten Ehe am Rhein gelebt, ehe sie, zum zweitenmal verheiratet, nach Berlin übersiedelte. Auch sie hat in ihrem Heimatboden ihre besten Wurzeln, und ihre größeren Novellen spielen alle am Rhein unter rheinischen Menschen, die mit dem lebhafteren Temperament des Westdeutschen und seinem stark humoristischen Element doch starke Leidenschaften einen.

Aus allen Gauen unsers großen Vaterlandes finden sich die Schriftstellerinnen in Berlin zusammen. Mag man in mancher Beziehung auch eine solche Zentralisation nicht gutheißen können — „draußen im Reich“ ist man eifersüchtig genug auf diese Anziehungskraft Berlins —, für die Künstlerinnen selber hat sie doch unendlich viel Wertvolles, besonders wenn sie sich in einem Mittelpunkt zusammenschließen können. Das hätte in der Millionenstadt seine unüberwindlichen Schwierigkeiten, wenn nicht der „Bund“ diesen Mittelpunkt bildete. Zu wissen, daß man an bestimmten Tagen Kolleginnen trifft, Gleichschaffende, Gleichstrebende, Gleichgestimmte, das ist für die schriftstellernde Frau nicht nur angenehm, es ist notwendig, notwendiger als für den arbeitenden Mann, der doch noch immer — trotz aller „Emanzipation“ — ganz anders mitten im Getriebe des Lebens steht. Und so ist der Deutsche Schriftstellerinnen-Bund seinen Gliedern zu einer Notwendigkeit geworden, die sie nicht mehr missen mögen, und ist bestrebt, es noch immer mehr zu werden.



Sehnsucht

Von

Reinhard Volker

Die Regenwolken jagen
Südwärts, die nebelgrauen,
Um dir die heißen Wangen
Mit Tränen zu betauen.

Die starken Eichen brausend
Südwärts die Arme breiten
Und rufen deinen Namen
Wehklagend in die Weiten!



Der Reife

Von

Fritz Erdner

Wo der Sturm ihn einst umkracht,
Fühlt er heute nur ein Fächeln;
Speer und Schwert aus mancher Schlacht
Pflanzt er auf, um Flachs zu hecheln.
Was er innig einst belacht,
Was das Aug' ihm feucht gemacht,
Was zum Rasen ihn gebracht,
Lockt ihm auf die Lippen sacht
Heute nur — der Teufel segn' es! —
Ein zufriedenüberlegnes,
Mattes,
Sattes,
Unausstehlich reifes Lächeln.

Frau Ferne

Von

Gertrud Freiin le Fort

Frau Ferne ist eine Zauberin,
Sie fährt über alle Lande hin,
Sie fährt so schnell, wie die Winde wehn,
Doch keiner hat ihre Rosse gesehn. —
Jüngst stieg ich zu Berge auf schwindelndem Pfad,
Da sah ich sie hoch auf dem wilden Grat.
Sie winkte mit wehendem Wolkenflor
Und schwebte höher und höher empor.
Doch endlich war mir's, als hielte sie ein,
Da riß ihr der Schleier am Felsengestein:
Ich schaute im siegenden Morgenstrahl
Tief unten ein dämmerndes, duftendes Tal,
Darinnen mein eigenes kleines Haus,
Am Fenster Frau Ferne — sie lachte mich aus.

Wie es auf dem Monde aussieht

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer

(Hierzu sechs Abbildungen)

Vor nicht langer Zeit teilten die Zeitungen uns mit, daß ein amerikanischer Astronom einen vulkanischen Ausbruch auf dem Monde oder wenigstens die Entstehung eines neuen Kraters beobachtet habe. Das ist nun eine sehr merkwürdige, ja beinahe bedenkliche Sache, denn wer nicht gerade zu den Eingeweihten gehört, könnte am Ende meinen, der gute alte Herr da oben könne uns am Ende bei seinen nächtlichen Spaziergängen einmal mit vulkanischen Bomben bewerfen, wie denn noch bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts selbst einige Astronomen geglaubt haben, die Steine, die gelegentlich mit Donnergetöse aus dem Himmel fallen, kämen vom Monde her. Da haben nun allerdings die Rechner bald ihr Veto eingelegt, indem sie zeigten, daß die vulkanischen Kräfte auf dem Monde in ganz unvorstellbarer Weise gewaltiger sein müßten als bei uns, damit sie solche Steine aus der Anziehungssphäre unsers Begleiters hätten schleudern können. Außerdem erwies sich die Geschwindigkeit jener Meteoriten, wie man die vom Himmel gefallenen Steine nennt, so groß, daß sie wenigstens in vielen Fällen überhaupt nicht durch die Anziehungskraft der Körper unsers Sonnensystems allein erklärt werden kann, sondern daß wir annehmen müssen, sie kommen nicht nur nicht vom Monde, unserm nächsten Nachbar im himmlischen Gebäude, sondern sogar aus den unausmeßbar großen Fernen der Fixsternwelt.

Die Mondsichel

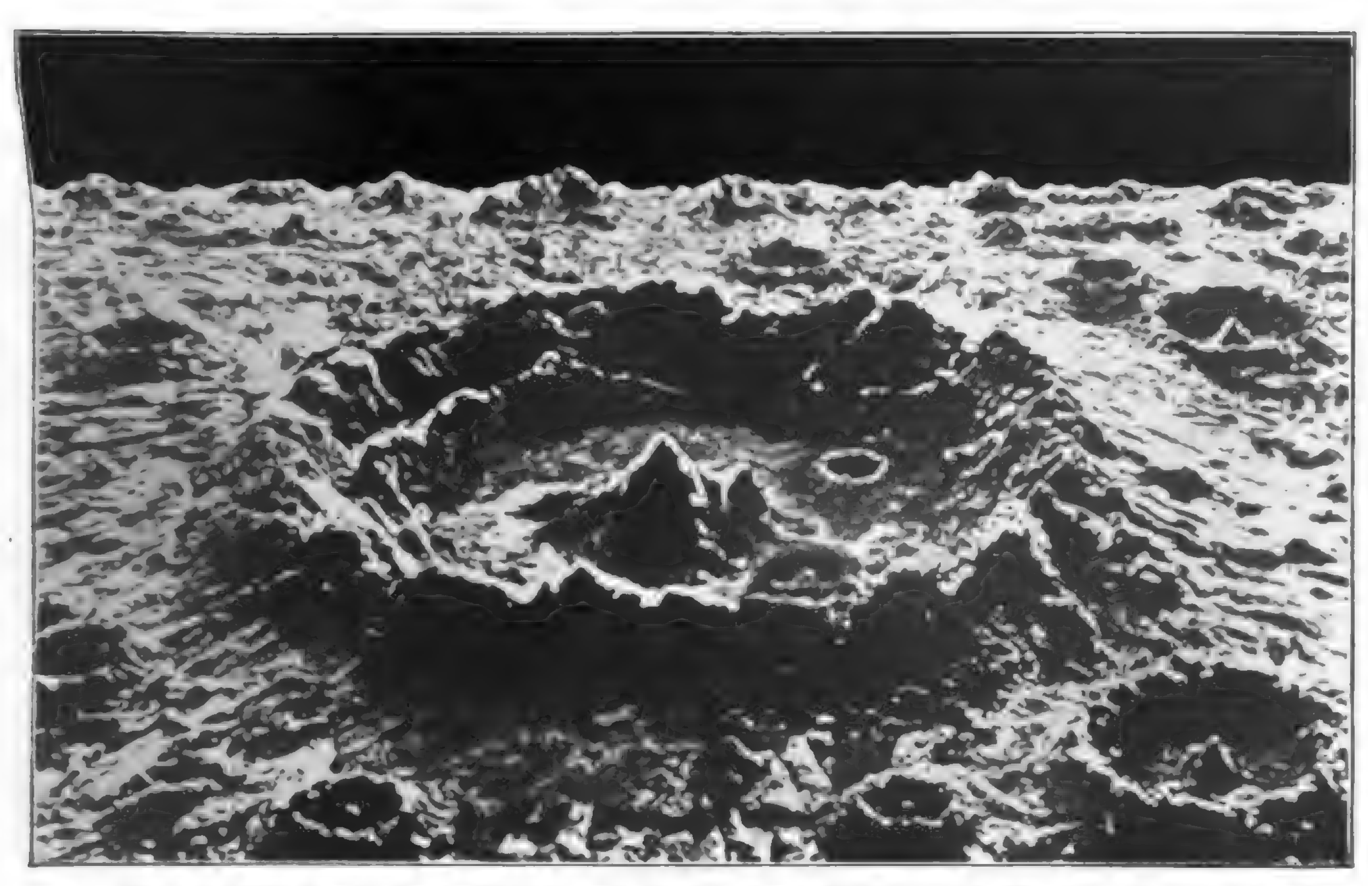
Jedenfalls aber mag es uns interessieren, den Mond ein wenig näher anzusehen. Wenn es dort Vulkane gibt, so ist er wohl auch sonst unsrer Erde ähnlich? Wollen wir ihm nicht einen kurzen Besuch abstatten? Das Fernrohr und der photographische Apparat führen uns ja so leicht dorthin.

Die 350 000 Kilometer, die uns nur vom Monde trennen, sind gegenüber den Dimensionen, an die man sich gewöhnen muß, wenn man sich mit astronomischen Dingen befaßt, ein Katzensprung, und wenn wir uns auf eines jener Teilchen setzen könnten, die beständig von einem Stückchen Radium ausgeschleudert werden, so wären wir schon in wenig mehr als einer Sekunde dort oben.

Seltsam Aehnlichem mit dem, was wir von unserm irdischen Wohnsitz her kennen, würden wir



Der Mondkrater „Theophilus“ und Umgebung



Mondlandschaft mit Kraterbildung, wie sie sich einem Besucher des Mondes zeigen würde

dort wohl begegnen, aber auch seltsam Fremdartigem. Man sehe sich die oben abgebildete große Mondlandschaft an. Sie ist keine Phantasie des Künstlers. Man kann die Karte des Mondes genauer entwerfen wie irgendeine Karte der Erde, und man mißt bis auf wenige Zehner von Metern die Höhe jedes Mondberges aus. Deshalb kann man auch ein Relief seiner Oberflächenbeschaffenheit herstellen. Ein solches hat man von der Seite photographiert und sieht es nun vor sich, als ob man die betreffende Gegend des Mondes von einem seiner hohen Berge aus betrachtete.

Ungeheure Kratergebilde liegen vor uns, weit größere, als sie die Erde aufweist, während doch bekanntlich die Oberfläche unsers Begleiters vierzehnmal kleiner ist als die der Erde. Auch sonst zeigen sich manche Unterschiede dieser Mondkrater von unsern Vulkanen, und ich bin deshalb mit andern der Meinung, daß diese Gebilde auf ganz andre Weise entstanden sind als unsre Feuerberge. Die Meteoriten, von denen man, wie gesagt, glaubte, sie kämen von den Vulkanen des Mondes, sind wahrscheinlich die Ursache ihrer Entstehung, indem sie ganz umgekehrt auf den Mond fielen. In unsrer irdischen Atmosphäre werden diese Steine durch die Gegenwirkung des Luftdrucks aufgehalten, so daß die ungeheure Geschwindigkeit von oft mehr als 50 Kilometern in der Sekunde, mit der sie an die Grenzen unsrer Lufthülle gelangen, durch ihren Widerstand völlig aufgehoben wird und sie schließlich nur mit gewöhnlicher Fallgeschwindigkeit die Erdoberfläche erreichen, wenn sie nicht bei der gewaltigen Reibung an der Luft durch die entstehende Hitze vorher in Dampf verwandelt worden sind. Anders stehen aber die Dinge auf dem Monde, der keine Lufthülle besitzt, jedenfalls nicht, soweit sie als Schutz gegen dieses himmlische Bombardement in Betracht kommen könnte. Die Meteoriten treffen direkt die Mondoberfläche mit kosmischer Geschwindigkeit und schlagen Löcher in dieselbe. Oft werden sie dabei die ganze feste Kruste des Mondes durchdringen bis zu seinem feuerflüssigen Innern, denn auch er muß wie die Erde einen Kern aus flüssigem Gestein besitzen. Echte vulkanische Erscheinungen mögen dann Folgeerscheinungen solcher Durchbrüche sein.

Wir haben im übrigen nicht nötig, die Steine, teils von Kilometergröße, die diese Kraterlöcher geschlagen haben sollen, im Falle des Mondes aus den fernsten Gebieten des Weltraumes kommen zu lassen, wie wir es bei den auf die Erde fallenden Meteoriten beobachten. Der Stoff, aus dem sich einst der Mond formte, bildete ursprünglich einen Ring um die Erde; aber dieser Ring bestand nicht aus einer zusammenhängenden Masse, sondern aus einzelnen für sich um die Erde laufenden festen Körpern, aus einer unzählbaren Menge von kleinen Monden, so wie es auch heute noch bei den Saturnringen der Fall ist. Diese kleinen Monde stürzten nach und nach auf den größten unter der ganzen Schar, und von diesen Zusammenstößen sehen wir die Spuren in jenen Ringgebirgen des Mondes.

Die ganze Oberfläche ist davon überdeckt wie mit Pockennarben. Und seltsam! Von einigen dieser gewaltigen Löcher gehen nach allen Richtungen helle Streifen, Strahlensysteme, aus, wie



Photographische Aufnahme der Mondoberfläche vom 12. Oktober 1900

man auf obiger Photographie des Mondes sehen kann, die am 12. Oktober 1900 in Paris aufgenommen ist und zu den besten überhaupt gehört. Diese merkwürdigen Strahlen treten immer erst recht hervor, wenn die Sonne ziemlich senkrecht auf sie herabscheint, also zur Vollmondszeit. Sie sind keine Erhöhungen oder Vertiefungen, sondern es ist an diesen Stellen nur das Erdreich auf dem Monde heller als in ihrer Umgebung. Man kann sich die Erscheinung gar nicht anders erklären, als daß hier beim Aufsturz eines solchen größeren Körpers, der das Kraterloch schlug, die Mondkruste zersprungen ist wie eine Glaskugel, auf die man einen Stein wirft, und daß dann gleich darauf das glühend flüssige Mondinnere in die Risse floß, um sie wieder auszufüllen. Schnell erkaltete Lava wird zu einem Glasfluß, der die Sonnenstrahlen stark reflektiert. Deshalb erscheinen die Risse bei senkrechter Beleuchtung so hell.

Noch ein paar andre Mondgegenden wollen wir besuchen. Die eine abgebildete Partie des Mondes befindet sich ziemlich nahe an seinem Rande, wie man schon an der elliptischen Form der Krater sehen kann, welche nur eine Folge der perspektivischen Verkürzung ist. Man nennt die drei Hauptkrater Petarius, Vendelinus und Langrenus. Das Bild ist eine Vergrößerung einer direkten Aufnahme, die 1890 auf der Lick-Sternwarte in Kalifornien gemacht wurde. Nicht besser wie hier auf dem Bilde würde man die Oberfläche unsers Begleiters in unsern besten Fernrohren bei gutem Luftzustande sehen, etwa zwei bis drei Tage nach Vollmond. Die Sonne geht hier allmählich wieder unter; die Schatten der Berge und Ringwälle erfüllen schon fast zur Hälfte die Kraterböden.

Nicht weit von dieser Gegend befindet sich die ungeheure Wallebene des Mare Crisium. Sie besitzt über 400 Kilometer im Durchmesser, was etwa der Entfernung von Berlin bis Frankfurt a. M. entspricht. Wo würde man auf der Erde auch nur annähernd so große Vulkane finden! Diesen Wallebenen des Mondes eigentümlich ist, daß sie tiefer liegen wie ihre Umgebung. Die Böden alter Einsturzkrater auf der Erde aber liegen immer höher als die Ebene außerhalb des Kraterwalles. Alle diese Umstände sprechen für eine verschiedene

Entstehungsweise dieser Mondgebilde gegenüber den irdischen Vulkanen. Dagegen wird es zweifellos auch echte Vulkane auf dem Monde geben, die aber meist nur klein sein werden, das heißt von etwa den Dimensionen der unsrigen.

So haben wir auch die Erscheinung zu verstehen, die, wie ich anfangs sagte, letzthin als ein vulkanischer Ausbruch auf dem Monde gedeutet worden ist. Der eifrige amerikanische Mondforscher W. Pickering sah nämlich zuerst am 31. Juli 1904 auf dem Boden des großen Ringgebirges Plato, der von einer ganzen Anzahl kleiner Kraterchen besetzt ist, einen unter denselben, der sicher vorher dort noch nicht beobachtet wurde. Er erschien zuerst verwaschen, als ob eine weiße Wolke über der Gegend lagerte. Da sonst auf dem Monde überhaupt keine Wolken vorkommen, so könnte man also an Dampf denken, der von dem neuentstandenen Krater ausgeworfen wurde. Nach einigen Tagen aber verschwand der Nebel, und nun sah man deutlich ein dunkles elliptisches Kraterchen von etwa 5 Kilometern Durchmesser. Das nennen wir nun schon ein Kraterchen auf dem Monde; auf der Erde wäre es ein ungeheurer Vulkan, der den größten überhaupt einzureihen wäre.

Die Aufnahme des Mondes als ganz schmale Sichel bietet noch ein ganz besonderes Interesse für uns. An den Spitzen der Sichel stehen einzelne Lichtflecke völlig getrennt von der übrigen leuchtenden Oberfläche. Das sind Bergspitzen, die bereits von der Sonne beleuchtet sind, während es unten im Tal noch Nacht ist. Auf der Erde würde aber die beleuchtete von der dunkeln Oberfläche sich keineswegs so scharf abgrenzen, weil zwischen beiden die Dämmerungszone liegt. Auf dem Mond gibt es also keine Dämmerung, weil es gänzlich an Luft fehlt, in der die Sonnenstrahlen sich brechen und fangen. Auch Wasser gibt es dort nicht, vielleicht aber Eis. Es ist dort alles öde und tot, denn ohne Luft und Wasser kann ja kein Leben nach unsern Begriffen existieren. Nur Spuren davon mögen noch aufzufinden sein, vielleicht eine schnell aufwuchernde Flechtenvegetation breitet sich während der dort vierzehn unsrer Tage andauernden Tagesbeleuchtung durch die Sonne in den ringumschlossenen Tiefebenen der Krater aus, wo auch noch etwas Luft und Wasser dann anzutreffen sein werden. Wechselnde Schattierungen der Oberfläche deuten darauf hin.

Einst mag das Leben auf dem Monde dem der Erde ähnlich gewesen sein. Aber jetzt hat er, der kleinere Weltkörper, seine Bestimmung längst erfüllt, denn ihm war von vornherein weniger Lebenswärme, weniger Lebenskraft zuerteilt worden. Der Erde auf ihren Wegen nach unabänderlichen Gesetzen folgend, harrt er des Augenblicks, da sich alles einmal wieder erneuern muß. Ein fürchterlicher Weltuntergang wie derjenige, den wir vor einigen Jahren im Sternbilde des Perseus sahen, als im Laufe von wenigen Stunden ein Stern hell aufflammte und sich in eine Nebelwolke auflöste, wird dann zugleich zu einer Auferstehung dieser Welt, in der die ausgelebte Materie zu neuen Kreisläufen aufwirbelt.



Das sogenannte „Mare Crisium“



Kraterbildungen am Mondrand (Petarius, Vendelinus und Langrenus)



Der Prolog

Humoreske

von

Gustav Falke

Sie hatten alle ihre Geschichte zum besten gegeben. Der dicke Doktor Küsterle vom Volksblatt hatte das Thema angeschlagen: Die erste Liebe. Es waren recht harmlose Geschichten, wenn auch die alten Herren sie mit einem so pfiffigen Lächeln erzählten, als wären sie alle rechte Don Juans gewesen, damals als das Herz noch jung war. Nur der kleine Doktor Goldammer von der Morgenpost war seine Geschichte noch schuldig. Er lutschte vergnügt an seiner langen Holländer und liebäugelte mit der weißen Binde auf seiner Stange Pilsener Urquell.

„Wenn Sie denn noch was vertragen können," fing er bedächtig an. „Erlebt hat man ja auch sein Teil. Wenigstens hab ich's damals genau so weit gebracht wie unser guter Küsterle, der beinah einen Kuß gekriegt hätte. Das hätte ich auch, ja noch mehr, ich hätte beinah eine Braut bekommen. Und mein Leben stand auch auf dem Spiel dabei."

„Nanu," lachte einer. „Quartanerduell um die blonde Meta mit den blauen Zopfbändern?"

„Sie haben doch immer einen guten Riecher, Böckchen, die reine Reporternase. Mit dem Quartaner ist es nun freilich nichts. Ich schrieb damals schon Leitartikel. Und mit den Zopfbändern ist es auch nichts. Aber Meta hieß sie wirklich, und blond war sie auch."

„Darauf kam es mir auch nur an," sagte Bock mit Genugtuung.

„Aber Leitartiklers erste Liebe, mein Verehrtester?" wandte Doktor Küsterle ein. „Wir erwarteten eigentlich etwas Jugendlicheres."

„Einmal habe ich meinen ersten Leitartikel schon in sehr jugendlichem Alter geschrieben, und dann ist mir vor dieser Zeit leider nichts Nennenswertes in der Liebe passiert. Also müssen die Herren schon mit diesem Spätling vorlieb nehmen."

„Wie alt waren Sie denn, Kleiner, als Sie Ihren ersten Leiter verfaßten?" fragte Bock spöttisch.

„So an die zweiundzwanzig 'ran."

„Da kann man ja noch einigermaßen Knabe sagen."

„Nun also! Jugendliebe war es auf alle Fälle noch," fuhr Goldammer fort. „Oder soll ich sagen Jugendverirrung?"

„Das lassen Sie uns entscheiden, Goldchen. Erst erzählen Sie mal."

„Bitte mich aber nicht zu unterbrechen. Die Geschichte spitzt sich tragisch genug zu. Es ist nun – ja wie lange mag es her sein — so ungefähr zwanzig Jahre. Ich hatte damals gerade meine erste Redaktionsstelle in einer kleinen norddeutschen Stadt angetreten. Wir waren zwei, mein Chef, der die Politik hatte, äußere und innere, und ich, der das Feuilleton redigierte. Das Lokale und die Annoncen besorgte der Besitzer, der zugleich der Drucker war, selbst."

„Ich meine, Sie schrieben damals schon Leitartikel?" sagte Peterzani, der Oberlehrer.

„Ganz recht. Vertretungsweise. Doch das ist alles gleichgültig und tut nichts zur Sache. Sie wollen ja eine Liebesgeschichte hören und kein Kapitel aus der Geschichte des deutschen Zeitungswesens. — Wie gesagt, ich war noch in recht jugendlichem Alter, und der Bart, den Sie jetzt alle so an mir bewundern —"

Ein allgemeines Gelächter unterbrach den Erzähler, dessen dünner, blonder Backenbart nur eben noch Anrecht auf den Namen eines solchen machen konnte.

„Sie lachen. Aber hätten Sie diesen Bart früher gekannt, würden Sie vor der Energie, mit der er sich herausgemacht hat, Respekt bekommen. Damals freilich war er schüchtern, wagte sich nicht an die Oeffentlichkeit. Hier und da guckte ein vereinzeltes Haar neugierig und doch so ängstlich, so unmännlich heraus, daß ich mich schämte, andern dieses jämmerliche Gebilde zu zeigen. Ich ließ mich also zweimal in der Woche rasieren. Glatt geschabt konnte ich es, was Gefälligkeit des Aeußeren anbelangt, ganz gut mit andern aufnehmen. Und Auguste, die rundliche Magd unsers Prinzipals, die uns jeden Morgen den Frühstückstee ins Lokal brachte — es herrschten ganz nette, patriarchalische Zustände bei uns —, Auguste mochte mich wohl leiden. Im allgemeinen haben wir Männer ja nicht dafür den Scharfblick wie die Weiber. Aber so täglich versetzte Blicke dringen schließlich durch die dickste Haut. Uebrigens gleich gesagt — auch Auguste hat mit meiner Geschichte weiter nichts zu tun. Ich erwähne ihre stille Zuneigung bloß, um meine Bemerkung über mein gefälliges Aeußere zu erhärten.

Daß ich mich manchmal nach der Zierde des Mannes sehnte, leugne ich nicht. Aber wenn ich nach jedem Versuch, mir den Bart stehen zu lassen, aussah wie eine verbrauchte, lückenhafte Zahnbürste, so ergab ich mich wieder in mein Schicksal und ging zum Barbier.

Solcher nützlicher Künstler waren zwei im Ort. Der eine wohnte ganz am Ende der Stadt, der

andre in der Nähe unsers Bureaus. Zu diesem ging ich natürlich. Er war ein kleiner, beweglicher, gesprächiger und intelligenter Mann, der sogar auf der Stadtverordnetenliste stand. Er galt für den feinsten der beiden Scherkünstler, war es auch, was seine Stube anlangte. Die war mit mehr Komfort ausgerüstet als beim Konkurrenten, und seine Lesemappe war erster Klasse, sauber, wie sie ihm der Buchhändler schickte. Obendrein war er dreifacher Abonnent unsrer Zeitung. Ein Exemplar für die Kunden, eins für seine Familie und eins für einen überseeischen Bruder.

Leider war es mir nur selten vergönnt, von diesem vortrefflichen Mann behandelt zu werden. Er bediente seine vornehmere Kundschaft außer dem Hause selbst, und die Stunde, die ich meinem Bart opfern konnte, fiel unglücklicherweise gerade in die Zeit seiner Abwesenheit. ‚Unglücklicherweise‘ darf ich gar nicht mal sagen, denn sein Gehilfe stand ihm als Künstler um nichts nach und war ihm, was äußere Erscheinung und Auftreten betrifft, sogar noch überlegen. Sie werden neulich alle in der ‚Woche‘ Kainz als Tasso gesehen haben. So war er, genau so. Ein hübscher, brünetter, bartloser Mensch mit dunkeln, schwermütigen Augen und einem Benehmen, das zwischen der gemessenen Würde eines spanischen Granden und der Nonchalance eines gelangweilten Zahlkellners die Mitte hielt. Er war übrigens aus Zwickau gebürtig.

Er behandelte mich mit großer Aufmerksamkeit, sprach nie anders als im Plural der tiefsten Ehrfurcht. — ‚Herr Doktor haben, Herr Doktor befehlen, Herr Doktor sollten,‘ und verbarg mir nicht den Grund seiner Hochachtung: er las alle meine Feuilletons mit Bewunderung und Liebe. Er wagte es manchmal sogar, mir seine Meinung darüber zu sagen, bescheiden und von wenig Gedankenblässe angekränkelt. Der Klügste war er nicht, das merkte ich bald, aber er war Idealist, Enthusiast, Gemütsmensch und, wozu ihn seine Aehnlichkeit mit Kainz besonders prädestinierte, Vorstand eines Theaterklubs, in dessen Bühnengeheimnisse er mich dann und wann diskret einweihte. Sie sehen, ein lieber, guter Mensch, dem ich keine Veranlassung hatte, böse zu sein! Nur mit einem fiel er mir auf die Nerven. Er hatte sich eine lächerliche Redensart angewöhnt und trieb den größten Mißbrauch damit: ‚Wenn ich mir erlauben dürfte, zu bemerken.‘ Er wandte sie freilich nur an, wenn das Thema der Würde solchen Ausdrucks entsprach, das heißt, wenn wir über etwas ‚Höheres‘ unsre Gedanken austauschten. Dieses ‚Höhere‘ war fast immer das Theater, dem er leidenschaftlich frönte.

Was er aber auch in andern Unterhaltungen reichlich verausgabte, was ihn überhaupt nur oben zu erhalten schien auf dem Strom des Gespräches, wie ein paar Schwimmblasen, das war sein albernes ‚sozusagen‘. ‚Ist Schiller nicht sozusagen der Lieblingsdichter des deutschen Volkes?‘ ‚Haben Herr Doktor gestern nicht sozusagen herrliches Wetter gehabt in der Waldschenke?‘ ‚Diese Bartwichse ist sozusagen die beste, die es gibt.‘

Denken Sie sich dazu Kainz mit der Schwermut Tassos und einem ausgeprägt sächsischen Dialekt. Dazu hieß der Mensch noch August Winsel.

Eins trug er mir nach — wenigstens erfüllte es ihn mit geheimem Kummer, daß ich ihn noch nicht in seinem Klub bewundert hatte. Er hatte ganz im Anfang unsrer Bekanntschaft mal darauf angespielt und mir Karten angeboten. Aber ich konnte nicht und mochte nicht. Von Zeit zu Zeit hatte er dann mal wieder nachgefühlt und ich hatte es ihm versprochen: ‚gelegentlich‘, ‚später mal‘.

Da kam die Zeit, wo der Klub sein fünfjähriges Stiftungsfest feiern wollte. ‚Erato‘ glaub' ich, hieß er. ‚Erato von 1880‘.

Die Wochen vorher können Sie sich ausmalen. Mein Kainz Winsel sah aus, na, wie soll ich sagen, wie Tasso, dividiert durch Hamlet. Ich weiß nicht, ob Sie sich das vorstellen können."

„O, sehr gut, wenn Sie ihn nicht noch mit Lear multiplizieren," sagte Bock trocken.

Goldammer warf dem Sprecher einen geringschätzigen Blick zu und steckte sich eine neue Holländer an.

„Wo bleibt denn das Mädel?" fragte Peterzani, der einzige, der vorhin eine etwas unmoralische Geschichte erzählt hatte.

„Sie erleben es noch, ich werde Ihnen doch keine Geschichte ohne Mädel erzählen," beruhigte ihn Goldammer, das ‚Ihnen‘ maliziös betonend.

„Weiter, bitte weiter!" mahnten die andern und der Erzähler fuhr fort:

„August, wie ich ihn jetzt immer kurz nennen will und wie er auch von der Kundschaft genannt wurde, August hatte mir anvertraut, daß er als Vorsitzender und einziges literarisch etwas mehr gebildetes Mitglied es übernommen hätte, den Prolog zu dichten.

‚Was?‘ rief ich. ‚Donnerwetter! Dichten können Sie auch?‘

‚Ein bißchen,‘ sagte er mit bescheidenem Stolz.

‚Und das haben Sie mir nie gesagt?‘

‚Wie werde ich?‘ lächelte er melancholisch. ‚Herr Doktor sind doch sozusagen der weitaus größere Dichter.‘

Hätte er mich nicht unterm Messer gehabt, ich hätte ihm wahrhaftig eine dankende Verbeugung gemacht für dieses überzeugungsvoll dargebrachte Kompliment. So begnügte ich mich mit einem halbgeröchelten: ‚Das wohl. Aber dennoch —‘

Er hatte meinen Kopf gerade sanft hintenüber gedrückt, um mir die Kehle zu schaben, und ich mußte meinem Bewunderer eine Weile wortlos stillhalten.

‚Leicht ist es nicht,‘ meditierte August indessen. ‚Etwas Gutes soll es sein, und als Präses darf ich mich nicht blamieren.‘

Keinesfalls, dachte ich und ließ mir den Kopf nach rechts drücken.

‚Und dann ist es diesmal sozusagen ein besonderer Ehrenpunkt für mich.‘

‚Hm?‘ brummte ich.

‚Wie meinen Herr Doktor?‘ fragte er, und da ich nicht antwortete, drückte er meinen Kopf sanft nach links und sagte: ‚Meinen Herr Doktor nicht auch? Sind Jamben nicht das beste? So wie Schiller im Don Carlos:

„Die schönen Tage von Aranjuez sind vorüber."

Ich würde meinen Prolog ähnlich anfangen:

„Die schönen Tage sind vorüber, Freunde."‘



Bildnis der Tänzerin Cléo de Merode

Nach einem Gemälde von Fr. August von Kaulbach



Seine Stimme zitterte vor Inbrunst, und seine Hand ließ mich, Gott sei Dank, los, denn er war mit seiner Deklamation doch meinem Zwerchfell so bedenklich nahe gekommen, daß ich fürchtete, ich könnte ihm mit einer plötzlichen Lachsalve in die Klinge fallen. Das hätte ihn gekränkt und mich verletzt.

Ich richtete mich im Stuhl auf und atmete tief und befreit.

‚Meinen Herr Doktor nicht auch?‘ fragte er nochmal zögernd.

‚Ach so, Sie meinen die Jamben? Ja, warum nicht. Jamben machen sich immer gut.‘

‚Ich danke Ihnen, Herr Doktor,“ sagte er erfreut, ‚Sie haben mich sozusagen neu geboren.‘

Na, ich war nur froh, daß diese Neugeburt ohne besondere Wehen für mich vonstatten gegangen war, warf mein Geld auf den Teller und wünschte ihm zum Gelingen seines Prologes viel Glück.

August Winsel als Dichter. Warum nicht? Mir waren in puncto Poesie schon die wunderlichsten Hühner über den Weg gelaufen. Das Gegackel und dann die Eier!

Ich dachte an August erst wieder, als ich das nächstemal meine Schritte nach seinem Barbierladen lenkte; dann war meine erste Frage freilich: ‚Na, was macht Ihr Prolog?‘

Er wurde rot, sah mich mit einem Blick hilfloser Schwermut an und sagte nichts als ‚danke schön‘. Als er mich aber erst unterm Messer hatte, merkte ich, wie es in ihm wühlte.

Seine Hand zitterte nicht, das muß ich zu seiner Ehre erwähnen, er hatte das leichte, sichere Handgelenk wie immer. Aber seine Stimme zitterte, und seine Rede war stockend, einsilbig. Ich kam bald dahinter, was ihn bewegte. Er konnte mit seinem Prolog nicht fertig werden und druckste nun mit der Absicht herum, mich um Rat und Hilfe zu bitten.

Endlich faßte er sich Mut, brach in Vorwürfe aus gegen die Muse, die sich so spröde erwies, gegen das Geschäft, das ihn ablenkte, und gegen sich selbst, daß er sich auf die ganze Sache eingelassen hatte. Aber zurück könne er nicht wieder. Seine Ehre wäre ‚sozusagen‘ verpfändet; ja noch mehr: Fräulein Murrjahn sollte den Prolog sprechen. ‚Sie kennen doch Fräulein Murrjahn?‘ fragte er erregt.

Ich kannte sie damals noch nicht. Er schilderte sie in den glühendsten Farben. Sie war die älteste Tochter vom Töpfermeister Murrjahn in der Marktstraße. Das schönste und talentvollste Mädchen im ganzen Klub. Eine Luise hätte sie gespielt in ‚Kabale und Liebe‘, geweint hätten die Leute. Und sie, Fräulein Meta Murrjahn, hätte Zweifel in sein Können gesetzt, und er hätte ihr sein Wort, seine Ehre verpfändet. Den Prolog müsse er liefern, oder er wäre bei Fräulein Murrjahn und dem ganzen Klub ‚Erato‘ für alle Zeit blamiert. Und in vierzehn Tagen solle das Fest doch schon sein. Fräulein Meta — er verbesserte sich —, Fräulein Murrjahn hätte schon nach dem Prolog gefragt. Ach, sein Kopf sei ganz wüst. Ob ich ihm nicht helfen könne. Ob er mir den Prolog nicht mal zeigen dürfe. ‚Warum nicht? Zeigen Sie mir Ihre Verse,‘ sagte ich. ‚Das wollen wir schon deichseln‘.

So richtete ich ihn wieder auf, und er war gleich Feuer und Flamme, das heißt in seiner elegischen, gedämpften Art, so etwa wie ein düster brennendes Nachtlicht unter roter Glaskuppel. Ich hatte mal so 'n Ding.

Am andern Tag hatte ich dann seinen Prologtorso in Händen. Er hatte ihn mir in Kuvert in meine Wohnung geschickt. Der Anfang war so, wie er mir schon gesagt hatte. Genau kann ich das Opus natürlich nicht mehr zusammenkriegen, aber es ging ungefähr so in Ton und Stil:

> ‚Die schönen Tage sind vorüber, Freunde,
> Und was vorüber ist, kehrt niemals wieder.
> Wir in ‚Eratos‘ zauberschönem Kreise,
> Wo Jüngling sich und Jungfrau froh vereint,
> Gedenken mancher göttervollen Stunde
> Und fragen alle wie aus einem Munde:
> Wo blieb sie? Wo? Und unser Herze weint.‘

So ging es noch in ein paar wundervoll geschwollenen Phrasen weiter und schlug dann plötzlich ins ganz Banale um. Diese letzte Strophe haftet mir noch fest im Gedächtnis:

> ‚Geehrte Damen und geehrte Herren,
> Mitglieder ihr und werte Festgenossen,
> Heut ist der Tag, heut feiern wir ihn hier,
> Wo vor fünf Jahren wir uns gründeten,
> Uns, das heißt unsern lieben Klub Erato.‘

So weit war August Winsel gekommen, da verließ ihn die Muse. Verdenken kann ich es ihr nicht.

Nun sollte ich ja Musenstelle an ihm vertreten. Was er da zusammengereimt hatte, konnte ich natürlich nicht gebrauchen. Ich bestieg ein ganz neues Roß und ritt aus in die gefährlichen Reimwälder, worin so mancher arme Ritter von dem schrecklichen Riesen ‚Blödsinn‘ totgeschlagen wird.

Na, ich kam heil heraus, wie Sie sich denken können. Ich hatte einen recht artigen Prolog geschrieben. Er gefiel mir wirklich gut, und August war hingerissen.

‚Das hätte ich nicht gekonnt,‘ sagte er.

‚So geben Sie Fräulein Murrjahn nur diesen Prolog und sagen ihr ausdrücklich, ich hätte ihn gelesen, ich, Doktor Theobald Goldammer, und hätte gesagt, die Verse wären großartig!‘

‚Aber wenn sie mir nun nicht glaubt?‘ stotterte er.

‚Wieso? Haben Sie ihr denn schon mal was vorgelogen?‘

‚Aber Herr Doktor! Nie! Ich versichere Sie. Ich wäre ja sozusagen nicht wert, daß sie mich noch ansähe.‘

‚Na, also!‘

‚Ja, aber —,‘ sagte er gedehnt.

‚Was noch?‘

‚Sie — ich meine Fräulein Murrjahn — sie wird's doch nie erfahren? Ich darf doch sicher sein?‘

Ich stellte mich erst etwas gekränkt über seine Zweifel und gab ihm dann die Hand darauf, daß ich reinen Mund halten würde.

‚Aber nicht wahr, Herr Doktor, Sie kommen? Diesmal dürfen Sie nicht nein sagen. Der ganze Klub wird sich sozusagen geehrt fühlen.‘

Und dann führte er mir zuletzt nochmal Fräulein Murrjahn in bengalischer Beleuchtung vor.

Ich versprach denn auch zu kommen. Die Sache machte mir doch Spaß. Und dann hatte ich auch inzwischen erfahren, daß Fräulein Murrjahn wirklich

eine recht hübsche Blondine wäre. Die Blonden waren immer mein Faible.

Anderseits stieß ich mich etwas an dem Namen Meta. Wir hatten nämlich mal im Elternhaus ein Dienstmädchen dieses Namens. Und immer verbindet sich mir seitdem mit dem Namen Meta die Vorstellung von Küchendunst und Staubbesen. Das ist ja Unsinn. Aber wir sind ja solchen Einflüssen alle unterworfen. So war ich denn angenehm enttäuscht, als ich in Fräulein Meta Murrjahn, älteste Töpfermeisterstochter aus der Marktstraße, wirklich einen ganz niedlichen blonden Käfer kennen lernte. Etwas reichlich kleinbürgerlich im ganzen Habitus, trotz des Festgewandes. Aber als sie vor dem weißen, verblichenen Vorhang der kleinen Bühne stand, schämig errötete und nach Ueberwindnng der ersten Befangenheit meinen Prolog wirklich ganz niedlich sprach, mit Verständnis und ohne pathetischen Singsang, applaudierte ich so laut, daß sich alle mir zuwandten und August Winsel mir aus seinen schwermütigen Tassoaugen einen ängstlich fragenden Blick zuwarf.

Ich sah es ihm an, er fürchtete, der Erfolg könnte mich berauschen, und ich könnte doch noch meinen Lorbeer reklamieren.

Ich nickte ihm zu, klatschte gegen ihn gewandt noch lebhafter, und es gelang mir, die allgemeine Aufmerksamkeit auf den geehrten Herrn Verfasser des schönen Prologs hinzulenken. Blutrot stand er da und ließ den Beifallssturm über sich ergehen.

In diesem Augenblick gefiel er mir, wie nie wieder. Er war nicht eitel. Sonst hätte er sich wenigstens in dieser sicheren Stunde im Glanz auch eines erschlichenen Ruhmes gebläht. Ich nickte ihm nochmal freundlich zu, um ihn in seinem Vertrauen zu meiner Verschwiegenheit zu stärken, und er lächelte melancholisch zurück.

Mit der Schilderung der andern ‚Darbietungen‘, wie das Lieblingswort eines früheren Kollegen lautet, will ich Sie nicht langweilen. Es war wie immer bei solchen Festen. Musik, Prolog, ein albernes Lustspiel — worin übrigens mein Kainz und seine Meta gar nicht übel waren — na, und nachher der übliche Tanz. Es war aber ganz nett im Klub Erato von 1880. Es herrschte ein netter, solider, bürgerlicher Ton. Und da ich doch Fräulein Murrjahn noch gern mein Kompliment sagen wollte, blieb ich im Saal.

Das Glück wollte, daß ich einen Tisch in der Nähe vom Töpfermeister erwischte, und als August Winsel nach der Aufführung zu mir kam, stellte er mich sogleich Herrn Murrjahn und seiner Familie vor. Es waren Vater, Mutter und Sohn, ein blasser, semmelblonder Seminarist mit dem mir fürchterlichen Namen Hugo. Er war aber ein bescheidener, schüchterner Jüngling, der aus lauter Verlegenheit alle Augenblicke an seinem Glas Bier lutschte. Na, kurz und gut, die Murrjahns waren eine ganz nette Bürgerfamilie. Und als nun Fräulein Meta auch kam, war ich mit meinem Schicksal für diesen Abend zufrieden. Ich küßte ihr artig die Hand, was sie nicht gewohnt zu sein schien, denn sie wurde sehr verlegen und sah sich um, ob es auch jemand gesehen hätte. Gesehen hatten es natürlich viele, unter anderm auch August, der als Präses und Festordner mitten im Saal zu tun hatte. Er war alle Augenblicke von andern Dämchen umringt, und ich sah, daß er bei ihnen beliebt war. Auch darin ganz Kainz. Er wandte aber kein Auge mehr von unserm Tisch, als gerade nötig war. Und jetzt kam er nach dem Handkuß sofort heran und sagte hastig: ‚Wenn ich mir sozusagen erlauben darf, zu bemerken — Sie wissen, Fräulein Murrjahn, bei der Polonaise habe ich die Ehre. Ich meine nur, daß kein Irrtum entsteht, sozusagen. Wir haben nämlich leider keine Tanzkarten,‘ wandte er sich entschuldigend an mich.

Beruhigt, daß ich ihm sein Polonäsenmädchen nicht weggeschnappt hatte, kehrte er zu seinen Pflichten zurück.

Natürlich war ich längst dahintergekommen, daß mein guter Tasso Winsel in Fräulein Meta seine Leonore verehrte. Ja, daß er etwas eifersüchtig veranlagt war. Aber schon gewillt, ihn nicht zu verletzen, war ich doch nicht gesonnen, mir mein harmloses Vergnügen an dem naiven Geplauder der niedlichen Blondine ganz stören zu lassen, und geradezu für meine Pflicht erachtete ich es, wenigstens einmal einen Walzer mit ihr zu tanzen. Das ging dann so famos, daß ich Lust auf einen zweiten bekam, und da ich ein guter Tänzer war — lächeln Sie nicht so mokant, Böckchen! — und Vater und Mutter Murrjahn nur so mit Herr Doktor hinten, Herr Doktor vorn um sich warfen und den Stolz, einen studierten Ehrengast des Klubs an ihrem Tisch zu haben, weithin leuchten ließen, so hatte ich auch bald bei Fräulein Meta einen Stein im Brett. Und wie es so geht — zuletzt hatte ich selbst Feuer gefangen, ohne es zu merken. Tasso aber war vom Hof von Ferrara verbannt, oder vielmehr, ich hatte ihn ahnungslos hinausgegrault. Ich muß sagen, ich hatte in meiner Poussierfreude meinen guten August bald wieder vergessen, und als ein feindlicher Blick von ihm mich wieder an ihn mahnte, dachte ich, was will er denn? Ich werde mir doch seinetwegen keinen Kummer machen. Dank ist er mir auch schuldig. Das fehlte noch, für meinen Prolog hier fünftes Rad am Wagen zu spielen.

Als das Vergnügen aus war, bekam mein Blondchen dann noch einen Handkuß. Ich half ihr ins Jäckchen, hielt ihren Schirm und machte sonst den Ritter. Der alte Murrjahn knurrte etwas von großer Ehre und die Mama sagte: ‚Besuchen Sie uns auch mal.‘

Und dann ging ich ganz sentimental im Mondschein nach Hause und deklamierte im Bett noch:

Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein.

Na, das stimmte ja auch alles, wenn man das schön auf hübsch milderte und das hold nicht gar zu minneselig hoch griff.

Am andern Morgen dachte ich freilich wieder etwas kühler über Fräulein Meta Murrjahn. Gewiß, ein niedlicher Käfer! Aber die alten Töpfermeisters! Und dann hatte Fräulein Meta immer Gratulat-zi-ohn und Reputat-zi-ohn und Honoratzi-ohren gesagt, und die Alte hatte von Penn-si-ohn gesprochen. So was tut ja freilich der Liebe keinen Abbruch. Aber meinen Gefühlen für Fräulein Meta wollt' es doch einigen Abbruch tun. Also war es wohl keine Liebe, was mich beseelte.

Dennoch dachte ich in den nächsten Tagen oft an das niedliche Frätzchen, die guten blauen Augen, das naive Geschwätz, die weichen Hände, die ich geküßt hatte, und sah mich auf der Straße auch mal um, ob nicht zufällig Fräulein Murrjahn daherkäme.

Das tat sie denn auch. Und Meta sehen und Meta wieder lieben, war eins. Sie sah so niedlich aus in ihrem hellen Jäckchen, hielt sich so adrett und wurde — was den Ausschlag gab — so rot, daß sie mich damit ansteckte. Die Frucht dieser Begegnung war ein Epigramm:

Dein Vater ist ein Töpfer, Kind,
Ein leerer Topf sein Sohn,
Du aber bist ein Kunstgebild
Aus seinem besten Ton."

„Donnerwetter! Geistvoll!" unterbrach Böckchen.

„Lassen Sie diese überflüssigen Unterbrechungen, Böckchen! Wenn man verliebt ist, ist man immer geistvoll. Erhöhtes Seelenleben. Dieses Epigramm bekam Nachfolger. Tasso bekam auch seinen Teil:

Die Brandung meines Herzens bäumt
Und brüllt nach dir, begreife
Das ganz, doch wenn der andre schäumt,
O Lieb, so ist es Seife."

„Sie waren sehr verliebt, Doktor, das muß man sagen," lachte Küsterle.

„Das war ich," sagte Goldammer. „Wenn ich mich auch jetzt dieser Verse schäme.

Aber hören Sie weiter. Mit der Liebe wuchs auch mein Bart und erinnerte mich, daß es auch einen August Winsel auf der Welt gäbe.

Vor dem ersten Wiedersehen graute mir etwas, das muß ich sagen. Aber ich hatte Glück. Statt seiner traf ich den Meister selber. Der hatte sich den Fuß ein wenig verletzt, nicht schlimm gerade, aber August mußte doch für ihn die Kunden aus dem Haus bedienen.

Nun hinkte der redselige Meister, Pinner hieß er übrigens, fällt mir grad ein, um mich herum, rasierte und schwatzte abwechselnd und freute sich anscheinend ganz außerordentlich, mich mal wieder zu sehen. Er hatte natürlich erfahren, daß ich im Klub Erato gewesen war und daß sein Gehilfe einen so schönen Prolog gedichtet hatte. ‚Na, nu sagen Sie mal, Herr Doktor, wie war es denn? Nett? Ja? Und sagen Sie mal, der August hat ja wohl geradezu was gedichtet! Wer hätte das gedacht! Ich will nicht sagen, daß ich mir's nicht gedacht hätte, nein, so was Aehnliches hab ich ihm schon zugetraut. Ich dacht', er würd' am Ende noch mal auf die Bühne gehen. Aber nun geradezu was dichten! Nee, das hätte ich nicht gedacht. War's denn was? Sagen Sie mal, kann er denn wirklich was?'

Sollt' ich meine eignen Verse schlecht machen? Ich lobte sie natürlich und damit auch ihren unglücklichen Pflegvater.

‚Sehen Sie, das will ich ihm doch sagen,' sagte Meister Pinner, ‚daß Sie seine Verse gelobt haben. Vielleicht bringt's ihn wieder 'n bißchen in die Höh'! Er läßt nämlich den Kopf so hängen in diesen Tagen, als wenn er was hätt'!'

‚Was soll er haben,' sagte ich. ‚Er macht wahrscheinlich neue Verse.'

Der Alte machte ein Gesicht, als mißbillige er das. Er mochte an seine Kunden denken. Und recht hatte er ja. Hat doch nicht nur Apollo den Marsyas geschunden, sondern so manche seiner Söhne auch andre Sterbliche. Ob es ratsam ist, sich von einem Dichter barbieren zu lassen? Mir würde er schon nichts tun. Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus."

„Die Krähen, nee. Aber die Dichter? Das soll doch vorkommen."

„Kann sein, Küsterle. Meine sind aber noch vorhanden, obgleich mein Freund das nächstemal, wo ich ihn wieder antraf, einen etwas seltsamen Eindruck machte. Ganz Kainz-Tasso, aber diesmal noch mit irgend etwas multipliziert, um Böckchens Witz zu Ehren zu bringen. Es war so etwas Fremdes noch dabei, nichts Vertrauenerweckendes.

Ich tat ungezwungen, sagte ihm jovial guten Tag und ließ mich etwas kräftiger als sonst in den Sessel fallen.

‚Etwas frisch heute,' sagte ich und rieb mir die Hände. Er antwortete nicht. Er drehte mir den Rücken zu — ich konnte ihn im Spiegel kontrollieren — und schärfte das Messer.

Ich räusperte mich möglichst gleichgültig und befahl ihm — so eine plötzliche Eingebung —, mir die Fliegenden Blätter zu geben. Da mußte er ja nun gehorchen, und ich sah in ein unbewegtes Gesicht. Nur die Augen hatten mehr Glut als sonst, und der Mund war fester zusammengekniffen.

Nun kam mir sein stummes Gebaren aber doch albern vor und ich sagte: ‚Na, Sie sind ja so schweigsam heute! Fehlt Ihnen was?' Es dauerte eine Weile der Ueberwindung, bis er antwortete.

‚Nichts, Herr Doktor, gar nichts.'

Er stand jetzt mit dem Frisiermantel hinter mir, und da gewahrte ich im Spiegel einen so brennenden Blick des Hasses, daß mir mit einmal höchst ungemütlich wurde. Auch das Multiplikationsexempel löste sich mir. Das war Tasso dividiert durch Hamlet mal Othello.

Nein, dacht' ich, dem vertraust du deine Kehle heute nicht an. Wenn die Mordchronik deines Blattes um einen sensationellen Fall bereichert werden soll, willst du doch nicht selbst den Stoff dazu liefern.

‚Erlauben Sie,' sagte ich hastig. ‚Da fällt mir gerade ein, ich habe was Wichtiges vergessen. Ich muß eben noch mal in die Redaktion. Mein Kollege weiß sonst nicht ein noch aus.'

Damit sprang ich auf, riß meinen Ueberzieher vom Haken und rief ihm zu: ‚In einer halben Stunde bin ich wieder da.'

Als ich draußen war, schämte ich mich aber doch. Was war nur in mich gefahren! Wie konnte ich so töricht sein! Eifersüchtig war er ja, und einen Haß hatte er auch auf mich. Aber von da bis zum Gurgelschnitt — ich schämte mich fürchterlich. Feigling! schalt ich mich.

Ich mußte wieder hin, mußte tun, als hätt' ich wirklich nur etwas vergessen gehabt. Ich lief ein paar Straßen auf und ab, wurde immer ruhiger über ihn und ärgerlicher über mich, schob alles auf einen plötzlichen Nervenchok, machte kehrt und trat wieder bei ihm ein.

Er sah mich eigentümlich an. Ein leichter Anflug von Hohn schien mir über sein düsteres Gesicht zu laufen.

‚Da bin ich wieder,‘ sagte ich möglichst leicht; ‚ärgerlich, solche Vergeßlichkeiten.‘

Ob er mich wohl durchschaut hatte? Er hatte so einen wunderlichen Ausdruck. Dann hatte ich mich aber unsterblich blamiert. Um jeden Preis mußte ich diesen Gedanken wieder bei ihm verwischen. Ich ließ mich ostentativ langsam und sanft in den Sessel gleiten und sagte dabei so nonchalant als möglich: ‚Na, hat Herr Pinner Ihnen erzählt, daß ich neulich Ihren Prolog bis in die Puppen gelobt hab'?‘

Er sah mich mißtrauisch an.

‚Nein,‘ sagte er kurz.

‚Na, ich hab' Sie aber ordentlich rausgestrichen,‘ entgegnete ich. ‚Das müssen Sie doch gemerkt haben? Zeigt er nicht einen tüchtigen Respekt vor Ihnen?‘

‚Wenn ich mir erlauben dürfte zu bemerken, ich finde es nicht hübsch, daß der Herr Doktor seinen Spott mit mir treiben,‘ sagte er elegisch.

‚Spott treiben? plagt Sie der Deubel?‘ schalt ich. Ich hatte jetzt Ueberwasser und benutzte es, ihm den Kopf zu waschen.

‚Es war nicht recht von mir,‘ sagte er, und seine Stimme zitterte. ‚Ich hätte mich nicht mit Ihrem Prolog brüsten sollen.‘

‚Dummes Zeug! Das haben Sie ja gar nicht. Sie waren in einer Zwangslage,‘ beruhigte ich ihn.

‚Durch meine Schuld. Und dann das andre,‘ seufzte er förmlich.

‚Welches andre?‘ fragte ich.

Er schwieg und fing an zu schaben. Ich merkte, seine Hand war nicht ruhig. Aber ich wollte es nicht merken. Du fängst wieder an, nervös zu werden, schalt ich mich.

Aber welches andre mochte er meinen?

Natürlich, das mit dem Mädel. Und plötzlich kam mir der lächerliche Gedanke, das heißt, damals war er mehr fürchterlich — wenn er dir jetzt die Kehle abschneidet, weiß kein Mensch nachher, daß du den Prolog gemacht hast.

Mein Gott, wie viele Motive hatte dieser Mensch, mir die Gurgel abzurasieren! Nun, das sind keine angenehmen Gedanken, während das Messer immer so schab-schab um Kinn und Kehle kratzt. Aber es verlief unblutig. Er half mir sogar in meinen Rock hinein und öffnete mir die Tür. Als ich draußen war, fing ich aber noch einen Blick auf, den hatte die Hölle geboren.

Von jetzt an gehst du doch lieber hin, wenn der Alte da ist, nahm ich mir vor, kam aber nachher auf den klugen Gedanken, mir den verliebten Jüngling mal mit Humor zu kaufen und ihm in aller Güte auseinanderzusetzen, daß der liebe Gott Fräulein Meta Murrjahn nicht für ihn allein geschaffen hätte. Er sollte einsehen, daß jeder ein Recht hätte, sie niedlich zu finden, ihr den Hof zu machen und sie eventuell zu heiraten, wenn sie ihn haben wolle. Aber von Eifersucht ließe ich mir nicht imponieren. Aber nun denken Sie sich, klopft es da am nächsten Tag nach Feierabend an meiner Tür, und herein tritt mein Tasso; blaß, schwermütigen Groll in den dunkeln Augen und ganz in Wichs.

Er fing auch gleich an zu sprechen, atemlos, ich weiß nicht, waren es die Treppen oder die drängende Fülle seines Busens.

‚Herr Doktor verzeihen — ich habe — sozusagen — sozusagen was Wichtiges, was mich — was mich hierher treibt.‘

‚Bitte, was ist es denn? Nehmen Sie erst mal Platz,‘ forderte ich ihn auf.

‚Ich muß danken, ich danke — das heißt — ich kann mich nicht eher setzen —‘

‚Aber was haben Sie denn, was ist denn?‘ fragte ich. Er hatte sich trotz seiner Ablehnung mechanisch gesetzt, stand aber sofort wieder auf und trat dicht an meinen Schreibtisch heran.

‚Sie haben einen sonderbaren Begriff von mir bekommen gestern morgen‘ — sagte er langsam und düster.

‚Wieso? Nicht daß ich wüßte,‘ heuchelte ich.

‚Doch, doch, das müssen Sie. Ich fühl' es.‘ Er sah finster vor sich hin. ‚Es hat mich übermenschliche Anstrengungen gekostet.‘ Er wurde feierlich. ‚Ein zweites Mal würde ich diesen Sieg nicht über mich erringen.‘

Also doch! dachte ich. Mir wurde auch etwas feierlich zumute. Dieser Mensch! Warst du wirklich seinem tödlichen Schnitt überantwortet?

‚Aber was soll ich tun?‘ fuhr er fort. ‚Was soll ich nun tun? Ich wollte Sie bitten, nicht wieder zu kommen. Aber das darf ich nicht! Ich habe Pflichten gegen meinen Prinzipal. Sozusagen. Ich wollte kündigen. Aber ich habe eine Mutter.‘

‚So, so,‘ sagte ich teilnahmsvoll.

‚Ja, eine Mutter,‘ wiederholte er und schwieg vor innerlicher Bewegung.

‚Aber was beabsichtigen Sie, was wünschen Sie? Was haben Sie auf dem Herzen?‘ fragte ich etwas unwillig.

‚Ich könnte Sie fordern,‘ sagte er schwermütig. ‚Ich wollte es. Ich komme eigentlich deswegen, sozusagen. Zweifeln Sie nicht an meinem Mut. Aber der Prolog! Der unglückliche Prolog hält mich zurück. Und meine Mutter! Meine unglückliche Mutter!‘

Jetzt brach ich aber in ein schallendes Gelächter aus, so daß er mich ganz verstört ansah.

‚Sie sind ja ein ganz verrücktes Huhn!‘ schrie ich ihn an. ‚Sie wollen mich fordern, mich, Ihren Wohltäter?‘

Bei dem ‚Wohltäter‘ zuckte der arme Kerl zusammen. ‚Ja, Wohltäter!‘ wiederholte ich grausam. ‚Das sage ich Ihnen: Bevor einer von uns die Erde mit seinem Blut düngt, erfährt die Welt, wer der Verfasser Ihres berühmten Prologs ist.“

Er fuhr wie gestochen auf und lief im Zimmer hin und her.

‚Das ist es ja! Das ist es ja! Ich bin in Ihrer Hand! Sie können mich vernichten! Aber mein Herr!‘ Er pflanzte sich dicht vor mir auf — ‚dies ist ein fühlendes Herz. Auch ich bin den beseligenden Gefühlen der Liebe sozusagen zugänglich. Auch ich liebe, auch ich leide!‘ Und dabei schlug er sich immer aufs Herz, da, wo es meiner Meinung nach gar nicht sitzen konnte, so ungefähr unter der letzten Rippe. Ich pflege an dieser Stelle meine Taschenuhr zu tragen und würde die solchen temperamentvollen Schlägen nicht aussetzen.

Sonderbarerweise fesselten mich von seinem leidenschaftlichen Ausbruch diese Herzschläge am meisten, und ich sah immer auf die seitwärtige Partie seiner Magengrube, die er so unsanft behandelte.



Waldinneres

Nach einem Gemälde von Josef Damberger

Da ich nichts sagte, schwieg auch er zuletzt und sah mich düster an.

‚Hören Sie mal, lieber August,‘ unterbrach ich das gegenseitige Anstarren. ‚Sind Sie denn so rasend verliebt in das Mädel?‘

‚Sie meinen Fräulein Murrjahn,‘ sagte er in verweisendem Ton. ‚Ja, ich liebe sie, ich liebe sie!‘ rief er und schlug sich wieder auf die Magengegend

‚Na, dann heiraten Sie sie doch,‘ lachte ich.

‚Heiraten?‘ fragte er verständnislos, als hätte ich ihm zugemutet, dem Mond Locken zu brennen. ‚Herr Doktor! Wie könnte ich! Dieses reine Mädchen, das so hoch über mir steht.‘

‚Na, holen Sie sie man 'n bißchen weiter runter. So hoch stehen sie alle nicht, daß sie nicht gern heirateten,‘ ermunterte ich ihn.

‚Sie, ja Sie sind ein gelehrter Mann, ein Dichter, ein Poet sozusagen! Aber ich, was bin ich?‘

‚Ein großes Schaf, lieber August,‘ sagte ich, ärgerlich über seine albernen Tiraden. ‚Nun will ich Ihnen aber ernstlich was sagen. Diese Geschichte langweilt mich. Das muß ein Ende haben. Entweder Sie oder ich. Das sehe ich ein, das sehen Sie ein. Gut. Zwei Wege gibt es nur. Entweder wir schlagen uns, ich bin bereit; wir können uns auch schießen — das ist mir einerlei. Aber vorher erfährt die Welt — Sie wissen, was ich meine.‘

Er zuckte nicht mit den Wimpern, als ich von Schlagen und Schießen sprach, sondern sah nur unendlich schmerzlich zu Boden. Aber als ich den Prolog erwähnte, fuhr er zusammen.

‚Nein! Niemals!‘ rief er pathetisch.

‚Gut! Also der andre Weg. Das ist der, daß einer von uns Fräulein Murrjahn heiratet. Ich liebe sie auch, daß Sie es nur wissen. Ja, ich auch.‘ — Dabei schlug ich mir auch ein paarmal auf den Magen. — ‚Aber ich weiß, Sie haben ältere Rechte. Das geb' ich zu. Also gut. Gehen Sie hin, morgen, gleich morgen, und halten um ihre Hand an.‘

‚Herr Doktor!‘ rief er wie verzweifelt. ‚Morgen?‘

‚Wenn Sie nicht wollen, daß ich Ihnen zuvorkomme. Denn übermorgen gehe ich hin,‘ erklärte ich mit aller Bestimmtheit, die mir in dieser komischen Situation zu Gebote stand.

‚Und sie erfährt nie, wer den Prolog gedichtet hat?‘ fragte er beschwörend.

‚Nie, sozusagen!‘ beteuerte ich.

‚Gut, ich gehe, ich halte um sie an. Aber ich weiß, sie verschmäht mich. Was kann ich ihr bieten? Sie wird lieber Frau Doktor werden. Sie verdient es auch. Sie ist ein Engel!‘

In der Tür blieb er noch einmal stehen.

‚Wenn ich mir erlauben dürfte zu bemerken — wenn sie nun ja sagt?‘

‚Ihrem Glück werde ich nichts in den Weg legen.‘

‚Danke, danke. Herr Doktor! Aber sie sagt nein, ich weiß es, sie sagt nein!‘

Das war auch meine Meinung. Ob er wohl wirklich hingehen wird, dachte ich.

Aber wirklich, er ging hin, und ich war baff — sie nahm ihn."

„Kluges Mädel," sagte Bock. „Einen Schaumschläger hätte sie auf alle Fälle bekommen. Da nahm sie den hübscheren."

„Etwas unglaublich, Ihr guter Seifen-Tasso," meinte Doktor Küsterle.

Goldammer strich sich seinen spärlichen Bart. „Aus der Entfernung, ja. Aber ich hab' ihn erlebt. Er war so. Ich hoffe, daß meine Reputat-zi-ohn als Erzähler bei Ihnen nicht unter dieser Geschichte gelitten hat."

„Prost, Goldchen, trinken Sie mal aus," rief Bock. „Und freuen Sie sich der geretteten Gurgel, indem Sie noch eins durchgießen. — Piccolo! Noch 'n Pilsner für Doktor Goldammer!"



Stilles Wasser. Nach einem Gemälde von Max Kurzweil



Schnellfeuergebirgsgeschütz mit Bedienung

Die jüngste europäische Armee

Etwas über Bulgariens Wehrkraft

Von

Dr. Gallenberg

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die bulgarische Armee ist die jüngste Heeresbildung Europas. Ihre Anfänge reichen kaum neunundzwanzig Jahre zurück. Im Jahre 1877, kurz vor dem Beginn des Krieges gegen die Türkei, meldeten sich zahlreiche bulgarische Freiwillige im russischen Hauptquartier zu Kischinew und baten um Aufnahme in die Reihen der Bruderarmee: gemeinsam mit ihr wollten sie kämpfen und ihr Leben für die Befreiung ihres Vaterlandes opfern. Die russische Heeresverwaltung erfüllte die Bitte. Es wurden aus den Freiwilligen einige bulgarische Bataillone gebildet und ihnen die Bezeichnung „Bulgarsko Opultschenije“ (etwa „Bulgarische Hilfstruppen“) beigelegt. Bis zum 12. April 1877 wurden so in Kischinew die zwei ersten bulgarischen Freiwilligenbataillone aufgestellt, der Stamm der bewaffneten Macht des heutigen Fürstentums. Nach der Kriegserklärung ward die Zahl der Freiwilligenmeldungen noch größer. Bei dem Uebergange der russischen Armee über die Donau waren schon sechs Infanteriebataillone und eine Kavallerieabteilung vorhanden, die man zu einer besonderen Brigade vereinigt hatte. Die Bataillone 1, 2, 3 und 5 wurden nach dem Donauübergange den Vortruppen des Generals Gurko zugeteilt und beteiligten sich tapfer an den Kämpfen von Estara-Sagora, Kasanluk und Schipka. Im weiteren Laufe des Krieges stieg die Zahl der bulgarischen Freiwilligenbataillone auf zwölf. Kadres für deren Bildung wurden dem russischen Heere entnommen. Nach dem Friedensschlusse erfolgte auch die Entlassung der bulgarischen Freiwilligen, die Bataillone wurden jedoch nicht aufgelöst, sondern als Grundlage für den Ausbau der Wehrmacht Neubulgariens verwendet. Laut den Bestimmungen des San-Stefano-Vertrages sollten die der türkischen Herrschaft entrissenen Länder ein der Oberhoheit der Pforte unterstelltes Fürstentum mit eignem Heere bilden. Demgemäß wurde denn auch der Befehl erlassen, etwa 60 Infanteriebataillone, 30 Kavallerieabteilungen und 30 Batterien zu errichten. Doch befanden sich in Makedonien noch türkische Truppen, auch waren die Bezirke Pirot, Nisch und Wranja von den Serben in Besitz genommen, daher gelangte die geplante Organisation nicht in vollem Umfange zur Ausführung. Man mußte sich begnügen, in Nord- und Südbulgarien nur 30 Infanteriebataillone, 6 Kavallerieabteilungen, 8 Batterien, 2 Pionierkompagnien und 1 Kompagnie Belagerungsartillerie zu bilden. Sie wurden als „Bulgarisches Landheer“ bezeichnet. Als Gemeine wurden die im Jahre 1878 zum ersten Male ausgehobenen Leute einberufen. Mit deren Ausbildung wurden einstweilen russische Instrukteure (Offiziere und Unteroffiziere) beauftragt. Ein

ständiges Offizierkorps sollte aus den im gleichen Jahre in Plowdin und etwas später auch in Sofia gegründeten Lehrkommandos hervorgehen. Die Ausbildung von Unteroffizieren wurde zur Aufgabe des in Turnowo errichteten Lehrbataillons gemacht.

Das neugebildete bulgarische Landheer bestand nur kurze Zeit. Im Frühjahr 1879 wurde das eben erst ins Leben gerufene Großbulgarien durch den Berliner Vertrag in fünf Teile gespalten, von denen aus Nordbulgarien das der Türkei tributpflichtige heutige Fürstentum, aus Südbulgarien die autonome Provinz Ostrumelien gemacht wurde, während Makedonien der unmittelbaren Oberhoheit des Sultans unterstellt und Dobrudscha Rumänien, die Bezirke Pirot, Nisch und Wranja Serbien zugesprochen wurden. Das Heer selbst wurde in der Weise verteilt, daß 21 Infanteriebataillone, 4 Kavallerieabteilungen, 8 Batterien, 1½ Pionierkompagnien und eine Kompagnie Trainartillerie die bewaffnete Macht des Fürstentums, die übrigen 9 Infanteriebataillone, 3 Kavallerieabteilungen, eine halbe Pionierkompagnie und eine neugebildete halbe Batterie die Miliz Ostrumeliens ausmachten. Beide Heere haben bis zum 6. September 1885 vollkommen unabhängig voneinander bestanden und sich entwickelt, und zwar war das Heerwesen Ostrumeliens durch die Verfassungsurkunde der Provinz genau geregelt, während dasjenige des Fürstentums durch keine gesetzlichen Bestimmungen normiert wurde, sondern von den Anschauungen des jeweiligen Kriegsministers abhängig blieb. Beide Heere zusammen waren etwa 100000 Mann, mit der Landwehr des Fürstentums etwa 110000 Mann stark.

Das gegenwärtige Heerwesen des Fürstentums ist durch das Wehrgesetz von 1904 geregelt worden. Nach diesem besteht die bewaffnete Macht Bulgariens aus der gesamten männlichen waffenfähigen Landesbevölkerung bulgarischer Stammesangehörigkeit. Die Dienstzeit dauert vom 20. bis zum 46. Lebensjahre einschließlich. Die Armee zerfällt in aktives Heer und Landwehr 1. und 2. Aufgebots. Eine Reserve wie in manchen fremdländischen Heeren gibt es nicht. Diese Einteilung würde ermöglichen, schon am Beginn des Krieges die gesamte waffenfähige Landesbevölkerung in die Reihen des aktiven Heeres einzuschließen. Die Dienstzeit im aktiven Heere dauert in der Infanterie bis zum 40., für die andern Waffen bis zum 39. Lebensjahre einschließlich. Dieselbe zerfällt in Dienst bei der Fahne (zwei Jahre in der Infanterie, drei Jahre in den übrigen Truppenteilen) und Dienst in der Reserve des aktiven Heeres. Im Frieden sind die Reservisten des aktiven Heeres und die Landwehrleute 1. Aufgebotes zur Teilnahme an Uebungen von höchstens drei beziehungsweise einer Woche verpflichtet. Die Manövertage werden dabei nicht gerechnet. Die Landwehrleute 2. Aufgebotes können



Bulgarische Offiziere im Manöver



Rast auf dem Marsche

zu Kontrollzwecken für drei Tage einberufen werden; ihren Unterhalt haben sie selbst zu bestreiten.

Jeder bulgarische Untertan im Alter von 20 bis 46 Jahren ist dienstpflichtig. Personenersatz ist unzulässig. Für die jungen Leute mohammedanischen Religionsbekenntnisses wird die persönliche Dienstpflicht durch zehnjährige, sich nach den Vermögens- und Familienverhältnissen des Betroffenen richtende Militärsteuer im Betrage von 10 bis 1000 Lewa (1 Lew = 0,81 Mark) ersetzt. Alljährlich stellen sich vor den Ersatzbehörden ungefähr 40000 im Aushebungsalter stehende junge Leute, von denen durchschnittlich 30000 als tauglich befunden und zum aktiven Dienste eingestellt werden. Da die Rekruten, die nicht bloß die Volksschule, sondern auch einige Gymnasialklassen beendet haben, im bulgarischen Heere verhältnismäßig zahlreich sind, so begegnet auch die Rekrutierung des Unteroffizierkorps keinen besonderen Schwierigkeiten.

Die meisten bulgarischen Offiziere gehen aus der Militärschule in Sofia hervor. Der Generalstab besteht aus Offizieren, die im Auftrage des Kriegsministeriums ausländische Kriegsakademien mit Erfolg besucht haben. Die Aspiranten müssen mindestens drei Jahre aktiv gedient haben und die festgesetzten Konkursprüfungen bestehen. Nach Ab-



Ausschuß zur Verteidigung der Hauptstadt bei einer Uebung im Witoschagebirge

solvierung seiner ausländischen Studien hat der Aspirant Probedienst zu leisten und wird schließlich zum Generalstabsoffizier ernannt. Die meisten Generalstabsoffiziere des Fürstentums haben ihre Ausbildung in Rußland oder Italien, einige auch in Belgien erhalten.

Die Beförderung zum nächstfolgenden Grade erfolgt nach dem Dienstalter oder für besondere Verdienste. Nach dem Dienstalter wird nach vier- bis fünfjähriger Dienstzeit, zuweilen erst nach Vakanzeröffnung befördert. Die Beförderung zu dem ersten Stabsoffiziersgrade ist vom Bestehen theoretischer und praktischer Prüfungen abhängig gemacht. Die bulgarischen Offiziere sind verhältnismäßig jung: die ältesten haben kaum ihr 50. Lebensjahr zurückgelegt. Die Reserveoffiziere werden in den zwei Reserveoffiziersschulen ausgebildet. Beide Lehranstalten haben sich bisher gut bewährt, daher glaubt man, daß durch ihre Errichtung die so wichtige Reserveoffizierfrage eine völlig richtige Lösung erfahren hat. Alljährlich wird ein Teil der Reserveoffiziere zu Sommerübungen einberufen (es wird dafür gesorgt, daß binnen vier Jahren alle Reserveoffiziere zu diesen Uebungen herangezogen werden), um sich dann an den großen Herbstmanövern zu beteiligen.

Nach der Verfassungsurkunde des Fürstentums steht der Oberbefehl im Frieden und im Kriege dem Fürsten zu. In Kriegszeiten wird der Fürst von dem Generalstabschef unterstützt. Die Ausführungsgewalt hat der Kriegsminister inne. Derselbe handelt immer auf die unmittelbaren Anweisungen des Fürsten hin und ist für die Kriegstüchtigkeit der Armee dem Fürsten und der Volksversammlung verantwortlich.

In dem Armeestab ist der ganze Generalstabsdienst vereinigt: Organisation und Ergänzung des Heeres, Untersuchung und Beschreibung des eignen Landes, Sammeln von Nachrichten und statistischem Material über fremde Heere, Entwerfen und Ausarbeiten der Pläne für die Mobilmachung, Beförderung und Zusammenziehung der Armee nach den verschiedenen Grenzen hin, Vorbereiten der voraussichtlichen Kriegsschauplätze, Kartenlegung, Redaktion der amtlichen Militärzeitschriften. Der Kriegsrat ist Beratungsorgan des Kriegsministers.

Die Infanterie wird aus 36 Infanterieregimentern zu 2 Bataillonen gebildet. Das Bataillon zerfällt in 4 Kompagnien. Jedes Infanterieregiment besitzt eine nicht in der Front dienende Kompagnie. Die Infanterieregimenter bilden 18 Infanteriebrigaden beziehungsweise 9 Infanteriedivisionen. In Kriegszeiten besteht das Infanterieregiment aus 4, im Notfalle auch aus mehr Bataillonen. Die Feldartillerie umfaßt 9 Artillerieregimenter zu zwei bespannten und einer nichtbespannten Abteilung von je 3 Batterien. Die Artillerieregimenter sind unter die 9 Divisionen verteilt. In Kriegszeiten wird jedes Feldartillerieregiment in eine Feldartilleriebrigade zu 18 Batterien verwandelt. Die Gebirgsartillerie besteht aus einer Gebirgsartilleriebrigade mit 3 Gebirgsartillerieabteilungen zu 3 mit Schnellfeuergeschützen ausgerüsteten Batterien. In Kriegszeiten besteht die Gebirgsartilleriebrigade aus 6 Abteilungen zu 3 Batterien. Die Festungsartillerie umfaßt 3 Bataillone zu 4 Kompagnien. Im Kriegsfalle wird jedes Festungsbataillon in die erforderliche Zahl Batterien umgestaltet. Außerdem verfügt das bulgarische Heer über 5 Feldhaubitzbatterien.



Bulgarischer Infanterist in feldmarschmäßiger Ausrüstung

Die Kavallerie umfaßt 5 Kavallerieregimenter, worunter 4 zu 4 Eskadrons und 1 (fürstliche Leibgarde) mit 3 Eskadrons, 6 Kavallerieabteilungen zu 2 Eskadrons und 1 Eskadron Reitkurse, also 32 Eskadrons. Im Kriegsfalle wird man voraussichtlich die Kavallerieabteilungen in Kavallerieregimenter zu 4 Eskadrons umwandeln, so daß die gesamte Kavallerie 44 Eskadrons betragen wird. Die Ingenieurtruppen bestehen im Frieden aus 9 Pionierbataillonen, 1 Eisenbahnbataillon und 1 Brückenabteilung. Die Infanterie ist mit dem Gewehre Mannlicher Modell 88 und 95 ausgerüstet. Die Offiziere und Feldwebel sind mit Degen und Revolver bewaffnet. Die Kavallerie ist mit Karabinern und Säbeln bewaffnet. Die Unteroffiziere tragen statt der Karabiner Revolver. Die Artillerie steht unmittelbar vor ihrer Neubewaffnung mit Schnellfeuergeschützen. Gegenwärtig ist sie mit weittragenden Geschützen Krupp, Kaliber 8,7 Zentimeter und 7,5 Zentimeter, ausgerüstet. Die Gebirgsartillerie ist mit Kruppschen 7,5-Zentimeter-Schnellfeuergeschützen ausgerüstet. Die Festungsartillerie besitzt die erforderlichen Festungs- und Belagerungsgeschütze. Als Krieger bekundet der Bulgare leichte Auffassung, ist gut diszipliniert, ausharrend, gewissenhaft. Alles dies sind Voraussetzungen, die jenen kriegerischen Geist erzeugen, der ein Heer tüchtig macht.



Von der bulgarischen Armee: Gruppe von Generalstabsoffizieren

Der Naturforscher

Novellette

von

Wolfgang Kirchbach

Dr. Hans Leunis aus Halberstadt hatte sich ursprünglich als praktischer Arzt in Vororten von Berlin niedergelassen. Trotzdem er mehrfach seine Wohnung gewechselt hatte im Laufe der Jahre, waren die Kranken nur sehr selten zu ihm gekommen, so daß er, als sein mütterliches Vermögen anfing, in sich zusammenzuschmelzen, suchen mußte, einen einträglicheren Lebensberuf zu finden. Er hatte sich anfangs einem Kreise von Vegetariern angeschlossen, hatte eine Broschüre über Christus geschrieben, der ein Gegner des Fleischgenusses gewesen sein sollte, war dafür aber durch mehrere protestantische Geistliche des Vororts von der Kanzel herab heftig angegriffen worden, so daß seine Hoffnung, eine vegetarische Heilanstalt einrichten zu können, zunichte wurde. Statt dessen aber gelang etwas andres. Jene Angriffe hatten seinen Namen wenn auch nicht im großen Berlin, so doch in den kleinen Blättern des Vorortes herumgetragen. In dieser Zeit verfiel er, angeregt durch so viele Vortragsveranstaltungen in Berlin, auf den Gedanken, für gebildete Laien und Freunde der Natur Führungen im Freien mit erklärenden Vorträgen zu unternehmen. Es sollte Pflanzenkunde und Zoologie, auch Mineralogie und Geologie beim lebendigen Einherwandern in der Umgegend von Berlin getrieben werden. Vom Frühling bis zum Herbst kündigte er drei Zyklen an, wo jeden Sonntag ein gemeinsamer Ausflug der Teilnehmer in den Grunewald, an die Havelseen, in den Machnower Forst, auf die Höhen des Teltowlandes stattfinden solle, ein Frühlingskursus, Sommerkursus, Herbstkursus. Der Preis für die Teilnahme wurde ziemlich hoch angesetzt, um besonders gebildete, reiche Töchter und wohlhabende Naturfreunde aus Berlins Westen anzuziehen. Und der Erfolg der ersten Ankündigungen war überraschend. Die ersten Spaziergänge geschahen zwar nur mit zehn Teilnehmern, dann aber stieg die Zahl rasch, woran einige ältere und jüngere Damen teilhatten, die, ganz abgesehen von der Naturwissenschaft, in dem sanften, stillen Doktor mit seinem christusähnlichen Blondbart und den langen Christushaaren ein unbestimmtes Ideal zukünftiger Möglichkeiten sahen, das auch für eigne unbestimmte Ahnungen oder mütterliche Wünsche sympathetische Empfindungen erweckte. In diesem Punkte nun sind edle Frauen in Berlin stark. Sie wußten immer neue Teilnehmerinnen und Teilnehmer zu gewinnen,

so daß der Doktor sehr bald fast gar nichts dazu zu tun brauchte.

Er hatte sehr bald eingesehen, daß man bei wißbegierigen jungen Damen von Berlin, obwohl die meisten die Schriften des Verfassers vom „Liebesleben in der Natur“ gelesen hatten, möglichst wenig Kenntnisse der Natur von Pflanzen und Tieren voraussetzen dürfte. Eigentlich war alles, sogar der Spatz am Straßengraben, eine interessante Neuheit, wenn man ihn nur richtig in Augenschein nahm. So geschah es, daß man in dieser Zeit auf der Potsdamer Landstraße vor Berlin einmal eine Ansammlung von Herren und Damen sah, die ein Bauernwägelein, das zufällig auf der Straße hielt, in weitem Kreise umstellt hatten und sehr befriedigt einen christushaarigen Redner anhörten, der unter bezeichnenden Gebärden auf das Pferd hin sich in Erörterungen über Einhufer und Zweihufer erging, von Säugetieren im allgemeinen sprach, dann aber unter den Einhufern die Gattung Equus oder Pferd des näheren beschrieb. Viele der Herumstehenden erfuhren zu ihrer größten Verwunderung, daß der brave Karrengaul nur eine einzige Zehe habe am Fuße, die vom Hufe umgeben sei. Indem der Doktor dem Pferde die Lippen aufklappte, bewies er, daß es in jedem Kiefer sechs Vorderzähne und sechs Backzähne habe; da es eine Stute sei, fehlten aber die Eckzähne, die selbst bei den Männchen nicht immer entwickelt seien. Er erklärte, daß das Pferd zufolge seines edeln Charakters das am meisten geachtete Haustier des Menschen sei, vorwiegend zum Wagenziehen und Reiten diene und drei Gangweisen habe, Schritt, Trab, Galopp, wozu sich dann auch noch der Schnellauf geselle. Er setzte auseinander, daß der Schlaf des Pferdes nur kurz sei und wenige Nachtstunden genügten, daß viele Pferde nur stehend schlafen, während andre liegen und wieder andre abwechseln. Weiße Pferde nenne man Schimmel, die schwarzen Rappen; Isabellen, Falbe, Brandfüchse, Grauschimmel, Rot- und Apfelschimmel, auch Schecken und Tiger gebe es, von Rassen unterscheide man als edelste die arabische, dann spanische, englische, Walliser, Schottländer, Mecklenburger, Holsteiner und andre.

Gar vieles von dem, was er sagte, war den alten und jungen Damen neu, denn wenn schon jede einen Rappen und Schimmel zu unterscheiden gelernt hatte, so war es mancher doch völlig unbekannt, daß das vorgestellte Bauernpferd nur eine einzige Zehe haben sollte, auf deren Spitze auch noch jeder Fuß stand. Was die Zahnverhältnisse anlangt, so erregte es große Verwunderung, daß ein Ochse, weil er ein Wiederkäuer mit zwei Zehen sei, nur zwei obere Vorderzähne besitze. Die nächste Kuh, die auf der Landstraße herangetrieben kam, wurde unter Verlassung des Standpunktes daher von der ganzen Gesellschaft eine Weile verfolgt, weil der Doktor den Unterschied der Einhufer oder Solidungula von den Zweihufern oder Bisulca weiter anschaulich zeigen wollte und daher im Eifer der wissenschaftlichen Auseinandersetzung hinter der Kuh mitlief.

Diese zwanglose Art naturwissenschaftlicher Belehrung aber ermöglichte ihm, sowie vom nächsten Ahornbaume der Landstraße ein munterer Finke auf den Fußsteig vor der Gesellschaft hinhüpfte und sich dann wieder in die Wipfel schnellte, die Gesellschaft anzuhalten, die nun dem schmetternden Schlage des Finken lauschte, während über die Wiesen aus den Bankeniederungen mit ihren Erlen-, Weiden- und Buchenständen der Ruf des Kuckucks erschallte. Da war es nun gleich am Platze, daß der Naturerklärer einen geistigen Abstecher in die dritte Ordnung der Vögel machte und von den Singvögeln handelte. Der Buchfink oder Fringilla coelebs wurde, wenn er ruhig sitzen blieb, so daß es alle sehen konnten, als oben braun, unten weinrot beschrieben und die gelbe und weiße Querbinde auf den Flügeln gezeigt. Flog er auf und ließ von oben in die Gesellschaft etwas fallen, was Verwirrung unter den Damen stiftete, so wußte der Doktor ganz sachlich zu erklären, daß der Buchfink im Freien von Insekten und Körnern lebe, während man ihn in der Gefangenschaft mit Rübsamen und Hanfsamen füttere. Die Lerche stieg nebenan im Felde auf, und der Doktor wußte zu berichten, daß sie an der Erde ein einfaches Nest aus Grashalmen und Haaren mache, in das sie drei, auch fünf weißlich-grüne Eier mit graubraunen Punkten lege. Darüber verwunderten sich dann die Damen, daß die Eier nicht von den Katzen gefressen würden, zumal doch leider so viele Lerchen von den Menschen gefangen und als Delikatesse verzehrt würden. Der Erklärer hatte dann rasch eine Aufklärung darüber bereit, warum Katzen sich im ganzen an Lercheneiern weniger als an jungen Mäusen versuchten. War dann vom Kuckuck, von den Meisen im Grunewald im einzelnen anschaulich gesprochen worden, so faßte der Doktor auf einem grünen Platze im Walde, wo man sich zwanglos lagerte, die Ergebnisse des Tages in eine allgemeinere naturphilosophische Betrachtung zusammen, wo vom Gesamthaushalt der Natur, von der wechselseitigen Bedingung des Pflanzenreichs und Tierreichs, des Bodeneinflusses, der geologischen Verhältnisse auf Pflanze und Tier gesprochen wurde. Es wurden die höheren Gesichtspunkte der Biologie, die Rätsel der Umwandlung der Arten, die Wunder der Fortpflanzung und des Liebeslebens von Pflanzen und Tieren beleuchtet. Das befriedigte Damen und Herren außerordentlich, und man sah ein, daß diese Art, gesunde Körperbewegung mit Bereicherung oder Auffrischung von Naturkenntnissen zu verbinden, überaus anregend war und zur Abwechslung mit Musikgenuß, Theaterpremieren, Besuchen der großen Warenhäuser für einige Zeit sehr viel versprach. So war der Erfolg des Doktors gesichert, und die Teilnehmerschaft vermehrte sich so, daß es den Unternehmer bescheiden, aber sicher ernährte.

•

Es war eine schöne Abenddämmerung im Mai. Die Sonne war hinter den Havelbergen niedergegangen, Purpur wuchs hinter den dunkeln Waldkämmen in den Himmel hinein.

An einem aufgeschütteten Haufen von Feldsteinen auf dem Rande der Landstraße stand wie traumversunken in den Anblick des schönen Abends ein stiller Mann, ganz von Naturandacht erfüllt. Er mochte gänzlich verloren sein in das schöne Schauspiel, denn er schien nicht einmal zu bemerken, daß seiner Hand ein schwärzlicher Gegenstand ent-

glitt, der in den Steinhaufen rollte, ohne daß der stille Schwärmer sich weiter regte. Es sah aus, als habe er den Gegenstand vorher im nächsten Steinhaufen gefunden, nichts Besonderes daran bemerkt, und nun sei er ihm achtlos aus der Hand entschlüpft. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Niemand achtete des Einsamen.

Lange noch stand dieser wie regungslos gebannt vom Anblick des Sonnenunterganges und der Purpurreflexe auf den Wolkensäumen. Dann warf er wie verträumt einen Blick auf den Steinhaufen, sah gedankenlos, was seiner Hand entfallen war, und ging ein paar Schritte weiter. Und dann schien ihn nur die Zahl eines Kilometersteines zu beschäftigen, der ein paar Schritte vom Steinhaufen entfernt war.

Gedankenvoll und langsam ging Dr. Hans Leunis darauf seinem Vororte zu nach Hause, indem er die bisherigen Ergebnisse seiner naturwissenschaftlichen Wandervorträge erwog. So erfolgreich und glänzend die ganze Unternehmung sich anließ, so hatte sich ein Umstand herausgestellt, der ihn schon wiederholt in wissenschaftliche Verlegenheit gebracht und woran er beim Beginn seiner Tätigkeit gar nicht gedacht hatte. In seiner Heimat und dem Harz hatte er in Wald und Feld, in den Bergen die reichlichste Ausbeute von interessanten Mineralien, Pflanzen, Schmetterlingen und Kerfen überall gefunden. In Jena, wo er einen Teil seiner Studienzeit verbracht, in Tübingen — überall hatte eine reiche Natur seine naturwissenschaftlichen Beobachtungen unterstützt. Es hatte dort nirgends an wichtigen Mineralien und Gesteinsarten gefehlt, er hatte alle wichtigen und interessanten mitteleuropäischen Pflanzen, er hatte auch im Tierreiche Auswahl genug zur lebendigen Beobachtung gefunden. Im Durchwandern der mittelmärkischen Waldungen mit seinen Hörern war ihm statt dessen die große Dürftigkeit der Blumenwelt, das Fehlen so vieler Schmetterlinge und Kerfe aufgefallen, und ganz zum Verzweifeln war es, daß vom Gesteinsgrunde des Landes unter dem Sandboden nur wenig zutage lag. Auf den Straßen sah man nur Basaltsplitter, die von Schweden zur See befördert und nun zum Straßenbau aufgeschüttet waren, Porphyr- und Granitbröckchen, die vom Wasser glattgewaschen waren zum Gerölle. Aber kein Stückchen Roteisenstein, nicht einmal hübscher Glimmer, kein Marienglas, kein Opal, kein Amethyst, die in andern deutschen Gegenden noch im Steinbruch offen dalagen, wurde hier gefunden. Und ebenso war es mit den Pflanzen. Dürftige Skabiosen, Strohblumen, Sauerampfer — aber kaum, daß an meilenweit versteckten Orten die Hainanemone blühte. Da gab es keinen Aronstab, da fehlten die schönsten Orchideen meilenweit. Und das alles wäre nötig gewesen, um sozusagen ein sensationelles Interesse der Zuhörer zu erzielen und damit eine Vergrößerung ihrer Zahl! Ja, als infolge der Ankunft eines Redaktionsmaikäfers in einer Berliner Tageszeitung unter der Zuhörerschaft auf dem letzten Spaziergange das Gerücht aufgekommen war, es sei ein Maikäferjahr und deshalb müsse der Doktor über den Maikäfer sprechen, war diese wissenschaftliche Absicht daran gescheitert, daß sie nicht einen einzigen Maikäfer finden konnten. Sie hatten eine ganze Kirschenallee abgeschüttelt zwischen Zehlendorf und dem Grunewald, aber die Maikäfer mieden beharrlich die grau-grünen Auen des Teltowlandes, und Leunis fühlte sich in der Seele seines berühmten Namensvetters wissenschaftlich zurückgesetzt, daß dieses eigentümliche märkische Land ihm die besten Hilfsmittel der Wissenschaft hartnäckig entzog. Im Domgärtchen zu Hildesheim, wo der tausendjährige Rosenstock in voller Blüte stand, hatte der Doktor vor einem Jahre am Grabe des berühmten Leunis gestanden, der Pflanzen und Tiere so fleißig klassifiziert hatte. Er war sehr gerührt gewesen, daß er, ohne mit ihm verwandt zu sein, denselben berühmten Namen trug. Er empfand es tief, daß er unter seinen Zuhörern dem Ansehen dieses Mannes schon jetzt viel näher hätte kommen können, wenn ihn die Natur selbst mit mehr interessanten Naturfunden unterstützt hätte. Denn wie viel trägt ein merkwürdiger Gegenstand dazu bei, daß auch ein Redner merkwürdig, ja verehrungswürdig für gebildete Frauen und wissenschaftlich strebende junge Damen wird! Es kam dazu, daß die Hörer zu Hause auch selbst weiterlasen und viele Fragen stellten, ob sie nicht einmal einen ordentlichen Findlingstein, eine Kreuzotter oder eine schöne Eidechse zu sehen bekommen könnten. Aber Kreuzottern gab es hier überhaupt nicht, und wer jemals eine schönere Eidechsenart in den Sand- und Kiefernwäldern des Teltowlandes belauscht hat, der ist ein Glückskind gewesen. Allmählich hatten solche Fragen dem Wanderredner leise Beklemmungen gemacht, er sah sich in der Lage eines Wettermachers, der kein Wetter machen kann. Er kam nach dem schönen Sonnenuntergang mit geheimnisvoller Beängstigung heim und hatte einen sehr sorgenvollen Schlaf.

Am andern Vormittag aber war auf dem Morgenausfluge, nachdem zuerst auf dem Waldwege die glückliche Aufspürung eines Rudels von Rehen im Grunewald eine wissenschaftliche Aufregung erzielt hatte, die der Doktor durch pietätvolle Schilderung der Lebensgewohnheiten dieser Tiere befriedigte, ein geologisches Ereignis zu verzeichnen gewesen. Nachdem man aus dem Walde auf die Landstraße hinausgetreten war, hatte sich die Gesellschaft in der Nähe eines Kilometersteins um einen Steinhaufen versammelt, während der Doktor auseinandergesetzt hatte, daß, soweit diese Geröllsteine nicht zu Schiff eingeführt seien, sie das Gletschergeröll aus der letzten großen Eiszeit wären, die durch ihre Gletscher die Mark mit den schwedischen Granitgebirgen verbunden habe. Dadurch seien Moränenschutt, Gebirgstrümmer als Findlingsteine und auch diese Waschsteine auf den Grund der Mark allmählich über die erstarrte Ostsee herübergekommen, in Lawinen ins Land gerollt, bis dann wieder der Sand sich darüber einige Meter hoch gedeckt habe. Dabei stocherte der Doktor mit seinem Spazierstock im Steinhaufen herum und warf einen schwärzlichen Gegenstand achtlos beiseite.

Friederike Lenz war eine braunäugige, braunlockige Dame mit einem wundervoll geheimnisvollen Blick unter ihren dunkeln, langen Wimpern. Sie fehlte bei keinem Vortrag des Herrn Hans Leunis, und ihre Rätselaugen pflegten unverwandt auf dem schönen Christusbart des verehrten Lehrers zu ruhen. Geheimnisvoll war auch jetzt ihr Augenaufschlag, als sie die schwere schwarze Masse aufhob, sie dem

Doktor reichte und fragte: „Was ist wohl das, Herr Doktor? Es ist wie ein Metall.“

Der Herr Doktor nahm das Stück, sah es achtlos an und meinte: „Was wird es sein? Irgendeine Fabrikschlacke, die hier hereingeraten ist.“ Damit wollte er es wieder wegwerfen.

Die schönen dunkeln Augen sahen ihn fast flehend und wie ein Märchen an.

„Sollte es für eine Schlacke nicht zu schwer sein?! Es ist doch ganz anders! Wir müßten es mineralogisch bestimmen.“

Jetzt wurde der Naturforscher aufmerksam. Er wog es in der Hand, prüfte, feilte mit seinem Taschenmesser daran herum, glaubte zu erkennen, wurde wieder mißtrauisch, während die schönen Augen wie weltvergessen an seinem Tun hingen. Auch die andern Zuhörer wurden gespannt, und endlich rief der Doktor: „Und am Ende ist es doch so!“

Und damit hielt er von seiner Uhrkette einen kleinen Kompaß an die schwarze Metallmasse. Die Zunächststehenden sahen, daß im Augenblick die Magnetnadel nach der andern Seite herumflog und heftig hin und her zitterte.

„Wahrhaftig! Magneteisenstein!“ sagte der Doktor mit einer stillen Feierlichkeit. „O mein Fräulein, welch großes Finderglück haben Sie gehabt!“

Und nun wurde in der Runde herumgezeigt wie die Magnetnadel wie besessen in der Nähe dieses Steines herumschlug und vibrierte. „Und das findet man auf der Straße!“ sagte Friederike wie verträumt. „O, wie reich ist selbst die arme Mark!“

„Es ist kein Zweifel, meine Damen und Herren, daß dieses Stück reines Eisen in der Eiszeit aus Schweden selbst im Gletscherschutt hierhergekommen ist, denn der Magneteisenstein wird ja besonders in Schweden gefunden. Da aus andern Gebirgen nichts derart hierherkommen kann, so sind wir zu der Annahme gezwungen, daß infolge der großen Revolutionen der Vorzeit auch dieses Stück hierhergeraten ist. Und das, meine Damen und Herren, führt uns auf das Wunder der magnetischen Kraft, auf den Nordpol und den magnetischen Pol der Erde, auf die herrliche Erscheinung des Nordlichts, in dessen Beleuchtung uns der ganze Organismus der Natur gewissermaßen hehrer, feierlicher erscheint.“

Der Redner sprach eine halbe Stunde glänzend, während er das Vibrieren der Magnetnadel wiederholt vorführte, von den Magneten, an denen Mohammeds Sarg hängt, vom Nordlicht und den Theorien über dieses, von zusammenhängenden kosmischen Vorgängen und von der sensationellen Bedeutung, die der zufällige Fund des verehrten Fräuleins Friederike Lenz für ihre gemeinsamen naturwissenschaftlichen Exkursionen habe. Das Märchenantlitz errötete leicht, und daraus zogen einige ältere Damen, während ihre wohlbeleibten Kleiderröcke sich etwas tiefer nach unten ausdehnten, wohlwollende Schlüsse für den geistvollen Forscher und die glückliche Finderin.

Als sich um Mittag die Gesellschaft zerstreut hatte, um zu ihren Behausungen und zu ihren Mahlzeiten zu kommen, trank Dr. Hans Leunis in seinem Restaurationsgarten ganz gegen seine Gewohnheit vor dem Essen einen starken Kognak.

Wenn ein Mensch einen solchen einmal getrunken und er die gehoffte Wirkung getan hat, dann trinkt er wohl auch einen zweiten, und was man zum zweitenmal tut, das kann sogar zu einer heimlichen Gewohnheit werden. Es ist aber nicht gut, daß der Mensch solche heimlichen Gewohnheiten habe, selbst aus Gründen der Wissenschaft. Es geht das drittemal oft ganz anders aus als das erstemal.

•

Einer der schönsten Käfer Deutschlands unter den sogenannten Laufkäfern ist der Goldkäfer, auch Goldschmied genannt. Wie schön ist es, wenn wir im Laubwalde ruhen, wo auf Moos und Blumengrund durch das Laubdickicht die Sonnenflecke fallen, wenn unter einem Stein über feuchtem Moosgrunde auf langen, schlanken Beinen ein goldgrüner Käfer vortastet, glänzend wie Gold und Kupfer und Malachit im Wechselspiel der Sonnenstrahlen! Rasch hastet er durchs Moosgrün über die welken Buchenblätter und die Blumenkelche weg, um Raupen, Larven, Schnecken zu suchen, denn von solchen nährt er sich und ist dadurch trotz seiner Schönheit einer der nützlichsten Käfer. Nur eine unangenehme Eigenschaft hat er. Wer ihn als Knabe im Wald und Sommersonnenschein gefangen hat, weiß, daß er von Mund und After einen übelduftenden Saft absondert, der nicht leicht wieder verfliegt. Und weil der schöne Käfer, nachdem er uns erst wie ein Juwel angelockt hat, uns durch diesen Schutzsaft beschmutzt, treten viele Leute ihn tot und hindern, daß er uns nutzt.

Dr. Leunis hatte es für angemessen gehalten, über diesen in allen süddeutschen, mitteldeutschen und andern Wäldern bekannten Laufkäfer unter den fünfzehigen Käfern zu sprechen und bei Auffindung eines solchen im Grunewald sich dabei über den Haushalt der Natur zu verbreiten, den sie erhalte durch die nützliche Tätigkeit so vieler Käferarten. Besonders aber wollte er sprechen über den Kunsthaushalt der Natur, die durch die Schönheit so vieler Käfer und Schmetterlinge den Gesamtschönheiten einer Blumenwiese, eines Waldgrundes noch besondere Glanzstellen schaffe zur Konzentration der Schönheitsbetrachtung.

Er bereitete sich vor, indem er am Tage vorher im Grunewald spazierte, um Stellen zu suchen, wo er hoffen konnte, Laufkäfer zu finden. Aber er war nicht glücklich. Auch sie sind nicht häufig, und obwohl er sich vergewissert hatte, daß sie vorkommen, war seine Landeskenntnis doch noch nicht groß genug, um einen Waldgrund zu finden, wo sie vorhanden waren. Unterwegs aber traf er einen Trupp Knaben, Gymnasialschüler unter einem studentischen Führer, die als sogenannte Altwandervögel den Wald durchstreiften. Er hielt sie an und fragte: „Jungens, wißt ihr nicht, wo es hier im Walde Laufkäufer gibt? Von den schönen grüngoldenen!“

„O ja,“ sagte ein Kleiner. „Aber das ist weit. Zwei Stunden! Meinen Sie solche?“

Damit öffnete er seine Botanisiertrommel, aus der sogleich ein grüner schöner Goldschmied sich heraushaspeln wollte, so daß der Junge schnell wieder zuklappen mußte.

„Ei, das ist schön,“ sagte der Naturforscher. „Kannst du mir den verkaufen? Ich brauche gerade so einen.“

Das Knäbchen errötete. Es machte die Klappe wieder auf, holte den Käfer heraus und hielt ihn dem Doktor hin. Der führende Student sagte:

„Herr Doktor, ein richtiger Wandervogel verkauft keine freien Geschöpfe der Natur; den Goldkäfer schenkt Ihnen unser Kamerad. Wenn Sie aber für unsre gemeinsame Wanderkasse einen kleinen Beitrag stiften würden —“

„Aber mit Vergnügen —“ sagte der Doktor, indem er dem Bachanten — das war der Name des Wanderführers — ein zufriedenstellendes Geldstück in die Hand drückte. Er erhielt den Käfer und hüllte ihn, da er kein Kästchen bei sich hatte, in sein Taschentuch ein.

„Ich spreche im Namen unsrer Wandervögel und im Namen unsers Bachantschaftsrates unsern verbindlichsten Dank aus!“ sagte der Student. Darauf rief die Wanderhorde dem Doktor ein einstimmiges Heil! zu, und bald waren die Knaben in den Kiefernhallen des Waldes verschwunden. Dr. Leunis aber ging mit seinem Laufkäfer im Taschentuche wieder etwas bedrückt nach Hause.

•

Man hatte sich an einer sonnenschattigen Stelle im Grunewald unter einer alten großen Eiche hingelagert, wo im Grasgrunde eine Kolonie von Farnkräutern sich angesiedelt hatte. Auf einer nahen großen Föhre hatte ein Specht gehämmert und den Boden umher mit Borkensplittern und Holzmehl übersät. Wenn die Gesellschaft still war, hörte man ihn wieder anfangen und oben im Baume klopfen. Doktor Leunis hatte davon gesprochen, wie Schwarzspecht und Grünspecht an ihrer Zungenspitze ein hornartiges Widerhäkchen haben, mit dem sie Insekten anspießen, und wie sie durch dieses im allgemeinen Waldhaushalt so nützlich wären durch Vertilgen von Baumschädlingen unter den Kerfen. Es wäre nun, da man hier einen leibhaftigen Specht gesehen hatte, für die Rede ein höchst angemessener Uebergang gewesen, wenn von ungefähr zwischen die hingelagerte Gesellschaft ein goldiger Laufkäfer sich verirrt hätte, an dem man zeigen konnte, wie auch hier der Haushalt der Natur gerade oft in den schönsten, farbenreichsten Wesen wie Grünspecht und Goldkäfer sich verwirkliche.

Herr Dr. Leunis erhob sich daher, indem er den Zuhörern beruhigend sagte, sie möchten sitzen bleiben, sie wollten hier an dieser Stelle das Zusammenleben von Pflanzenarten und Tierarten, die aufeinander angewiesen seien, noch weiter beobachten.

Da die Spechte von Insekten lebten, so seien hier jedenfalls auch allerhand interessante Insekten an Bäumen und unter Steinen, vermutlich auch jene prachtvollen Laufkäfer, über die er schon berichtet hätte. Er erhob sich und ging eine Weile suchend umher, während die Zuhörer plauderten, bis er endlich sich nahe hinter die alte Eiche verfügte, die ihn völlig vor den jenseits Sitzenden verdeckte. Dort kniete er nieder.

Friederike Lenz hatte sich, da sie in einem stillen Hange ihrer Seele dem bewunderten Manne abgesondert von den andern zuhören wollte, ganz allein auf der andern Seite der Eiche niedergelassen. Hier war das Gras hoch, und eine kleine Landwelle verbarg die Hingelagerte, so daß nur ihr Kopf zwischen den Farnkräutern und Hochgräsern hervorsah. So konnten ihre Märchenaugen ungestört an dem Sprechermund mit dem schönen Christbart hängen, so brauchte sie nicht die Schmeicheleien zu hören, die ihr Herr Friedrich Schultze sagte, Inhaber einer blühenden Apotheke, der bei ihrer Mutter drüben saß.

Und jetzt sah sie mit einer seligen Empfindung, wie der verehrte Mann, der so reizvoll über den Specht gesprochen hatte, ohne sie im Grase zu bemerken, hinter der hundertjährigen altmärkischen Eiche niederkniete und einen dort liegenden Stein, unter dem es feucht war, beiseite schob, und wie er darauf, ermüdet vom Reden, sein Taschentuch behutsam aus der Tasche zog und lustig zusammengeschlagen leicht an seine Stirn führte! O, wie gern hätte sie selbst seine Stirn mit diesem Tuche betupft, um ihn zu kühlen!

Und dann sah sie, wie er sich flüchtig umsah und rasch das Taschentuch über seine Hand ausschüttete, wobei ein wunderschöner goldener Käfer aus dem Tuche in seine Hand fiel. Nun faßte er den Käfer behutsam mit zwei Fingern, machte ein kleines Loch im Erdboden, legte den Käfer hinein und deckte schnell den Stein darüber, dann wartete er ein kleines Weilchen. Und dann rief er laut:

„Ach, kommen Sie doch einmal her, meine Herrschaften! Kommen Sie schnell! Ich glaube —“

Sogleich sprangen auf der andern Seite der Eiche Herren und Damen auf und kamen um die Eiche herum mit neugierigen Gesichtern. „Meine Damen und Herren, ich glaube, unter diesem Stein sitzt ein ganz prächtiger Laufkäfer, wir sind an der richtigen Stelle —!“

Jetzt hob er langsam den Stein, und siehe da, ein schöner, großer Goldkäfer haspelte sich langsam aus dem Grase herauf und stieg mit seinen starken Schenkeln bedächtig zwischen den alten Eichenblättern vom Vorjahre hervor. Er hielt still, fühlte mit seinen Fühlhörnern und Tarsen in der Luft herum, um sich klar zu werden, was mit ihm vorging, während die Versammlung ihn mit Bewunderung betrachtete. Auf einmal wollte er mit der Schnelligkeit eines Radfahrers auf seinen langen Beinen weiterrennen, da aber erfaßte ihn der Doktor blitzschnell, sprang vom Boden auf, lehnte sich gelehrt mit dem Rücken gegen den alten Eichenstamm und sagte:

„Meine Damen und Herren! Das Glück ist uns heute besonders günstig in Verbindung mit den Notwendigkeiten des natürlichen Haushalts! An sich konnte es nach den Gesetzen dieses Haushalts ja nicht fehlen, daß wir hier in der Nähe des Spechtes auch einen prachtvollen Laufkäfer finden würden, aber daß wir ihn auch fanden, war denn doch das Ergebnis wissenschaftlichen Zutrauens zu den Gesetzen der Natur in Verbindung mit einigem Glück! Hier ist nun also Carabus auratus aus der ersten Familie der Pentamera oder fünfzehigen Käfer, die an allen Füßen fünf klar erkennbare Tarsenglieder haben!“

Und damit begann ein lehrreicher Vortrag über das schöne Wesen, über den Haushalt der Natur, über Specht und Laufkäfer, so daß die ganze Ge-

sellschaft aufs höchste befriedigt und über den Gedanken des notwendigen Zusammenlebens von Pflanzen und Tierarten aufs tiefste überzeugt war. Zuletzt setzte der Doktor den Käfer auf den Eichenstamm ab, wo er zur Bewunderung der Gesellschaft hin und her krabbelte, bis die Gesellschaft angenehm angeregt weiterging.

Friederike Lenz erhob sich erst, als alle schon ein Stückchen vorangegangen waren. Ihr war alles wie ein Traum gewesen. Ihre schönen Augen sahen ganz ratlos drein. Sie begriff nicht, wie der Laufkäfer in das Taschentuch gekommen und dann erst unter dem Stein verschwunden war. Sie hielt sich in stiller Entfernung von der Gesellschaft, und in der Nacht grübelte sie lange über den Rätseln der Natur. Dann aber, kurz vor dem Einschlafen, war ihr alles klar geworden. Und sie lebte nun in den nächsten Tagen durchaus in einer leise elegischen Stimmung, deren Grund ihre Mutter in keiner Weise erraten konnte.

•

Das Ansehen des Doktors war durch die sichere Art, mit der er die Zusammenhänge des Naturlebens unter Gottes freiem Himmel darzustellen und durch lebendige Beispiele auch sinnenfällig zu beweisen wußte, sehr gestiegen. Sein Glück schien gemacht. Kleine Nachhilfen, die im Bereiche wissenschaftlicher Möglichkeiten lagen, sollten zwar gelegentlich vorgekommen sein, wie nachmals Fama behauptete, aber wer wollte es beweisen? Man sprach einmal in Kreisen der Hörer davon, daß einer der berühmtesten Biologen Deutschlands eine solche Nachhilfe in einem seiner Werke dadurch geübt habe, daß er, weil in der Druckerei eine Verwirrung entstanden war, eine falsche Abbildung einer Mollusle zur Ausfüllung einer ganz anders benannten untergeschoben habe. Kein Mensch habe es gemerkt und sein Ruhm habe nicht gelitten, weil es wissenschaftlich zweckmäßig war. Man rühmte bei Dr. Leunis, daß bei ihm, schon weil alles in der freien Natur vor sich ging, an solche Sachen nicht zu denken sei.

Auch Friederike Lenz hatte jene Tatsache vernommen. Und die Liebe paßt sich so leicht an, die Liebe ist so nachsichtig, wo sie Zwecke sieht. Die Liebe versteht so innig, wenn Bewunderung, Ruhm, gute Einnahmen, welche die Möglichkeit stiller Träume und Hoffnungen nähren, zusehends wachsen. Die Liebe hilft so gerne, unerkannt, ungeahnt, wenn sie erst den Zweck von so manchem ahnt und versteht, was Menschen ihren Mitmenschen als Rätsel für die Beurteilung ihres offenen und heimlichen Tuns aufgeben! Bis denn doch zuletzt die Katastrophe eintritt und die unausweichliche Konsequenz unsrer Taten uns in dasselbe Verhängnis hineinreißt, das wir sicher zu vermeiden glaubten.

Schon öfters hatte Dr. Leunis bemerkt, daß es aussah, als läge etwas in den Augen des Fräuleins Friederike, was wie ein traulicher Wink aussah. Diese traulichen Winke der Augen bezauberten ihn. Die Augenlider gingen erst so weit auf und dann wendeten sich die Augäpfel in einer Richtung und dann klappten die Lider oder flackerten unruhig, daß er fühlte, das habe besondere Bewandtnis. Da er aber nicht erriet, so war es ein Zauber ganz im allgemeinen, der auch bei ihm unbestimmtes Hoffen nährte.

Und nun ereigneten sich ab und zu kleine Wunder. Einmal hatte er in einer wilden Rose an der Havel ein wunderschönes Herrgottsschäfchen gefunden, das er selbst bisher nur in Käfersammlungen gesehen hatte, so groß und reich war es punktiert. Er war selbst erstaunt, wie es dahin kam, man hätte es eigentlich durch einen Naturalienhändler aus Italien kommen lassen müssen. Nun war es sicher auch durch einen Zufall auf diese wilde Rose an der Havel gekommen, und es war willkommener Anlaß, ein Wort den Herrgottsschäfchen und den Ausnahmen von der Regel zu widmen, welche die Natur ja überall zeigte. Hinter dem Rosenbusche hatte Friederike gestanden, und ihr Antlitz hatte wie eine rote Zentifolie zwischen den wilden Dornenzweigen ausgesehen.

Und ein andermal hatte man im Ufersande des Hundekehlensees, wo Muschelschalen lagen, während der Doktor von Schnecken und Muscheln sprach, eine sogenannte Wendeltreppe gefunden, wie man sie sonst nur an den Schiffsrümpfen der Seeschiffe im Salzwassermeer kennt. Eine blonde junge Dame hatte sie im Uferwasser gesehen und herausgefischt. Herr Dr. Leunis hatte sie entgegengenommen, vermied es aber, darüber zu reden, aus inneren Gründen. Wunderbar enttäuscht hatten ihn dabei zwei große schöne Augen angesehen.

Die Katastrophe aber verhielt sich folgendermaßen: Der Doktor hatte davon gesprochen, daß er das nächstemal von den Fischen sprechen werde, von einheimischen und auswärtigen, von den Goldfischen Japans und Chinas, von den Rotfischen der Seine und der deutschen Flüsse, um in ihrer Vergleichung einige Gesichtspunkte vorzuführen über die Lebensgewohnheiten der Fische überhaupt, die man dann mit eignen Augen in den Grunewaldseen, an der krummen Lanke, am Schlachtensee beobachten wollte. Am Riemeistersee mit seinen kleinen Schilflachen sollte die Fahrt ihren Ausgang nehmen.

An einem schönen goldigen Herbstnachmittag war die Gesellschaft in „Onkel Toms Hütte“ versammelt und ging dann in Gruppen nach dem Riemeistersee hinunter. Der Doktor bemerkte, daß sich sehr erstaunt an einer kleinen Lache die Damen versammelten und in Ausrufe größten Erstaunens verfielen. Leicht aufgeregt eilte er hin; es schien hier ein interessanter Fund gemacht. Die Leute hatten das Schilf niedergetreten und starrten in die Lache. Leunis trat rasch heran. Ebenso schnell fuhr er zurück und blieb eine Weile sprachlos.

In der Lache schwammen einige Kaulquappen. Unter ihnen aber leuchteten drei schöne rotgoldene alte Goldfische aus dem glitzernden Wässerchen herauf und schwammen geheimnisvoll hin und her. Und alles staunte über das Rätsel.

Das war dem Doktor zu arg. Erst war er still und wollte seine Empörung unterdrücken. Dann aber brach er los:

„Und ich verbitte mir das! Wenn die Herrschaften hier mit meiner Wissenschaft ihren Ulk treiben wollen, so können Sie sich einen andern Vortragszyklus suchen. Zu solchen dummen Späßen bin ich aber nicht zu haben. Goldfische! In einem





Die letzten Tage des Erasmus von Rotterdam. Nach einem Gemälde von Felix Cogen

Grunewaldsee. Ja, in Berlin, in den Aquarien, wachsen welche. Aber ich bitte Sie — in einem Grunewaldsee! Wer die hier ausgesetzt hat, der ist jedenfalls einer der größten Hornschröter gewesen, die jemals einem Rhinozeroskäfer ähnelten! Und wenn die Herrschaften es nur wenigstens nicht gar so dumm gemacht hätten! Wenn man in dieser Weise die Natur korrigiert oder vervollständigt, so muß man es doch wenigstens so machen, daß es nach den botanischen und zoologischen Möglichkeiten des Landes wahrscheinlich ist und daß das Geschäft nicht kompromittiert wird. Aber was soll denn ich mit diesen Fischen hier anfangen! Auf so etwas fallen wir nicht herein, meine Herrschaften! Kommen Sie!"

Und damit brach er auf an der Spitze seiner Gesellschaft, um nach der krummen Lanke zu eilen und lieber dort seine Demonstrationen zu beginnen. Nur flüchtig hatte er bemerkt, daß bei dem raschen Worte vom Rhinozeroskäfer ein schönes Antlitz jäh erbleicht war und zwei träumerische Augen wie die Augen einer Sterbenden sich von ihm abgewendet hatten.

•

Einige Tage war gesellschaftliche Stille. Am sechsten Tage erhielt der Doktor von Frauenhandschrift gesendet die Anzeige, die Frau Geheimrat Lenz über die Verlobung ihrer Tochter Friederike mit Herrn Apothekereibesitzer Friedrich Schultze versendete. Es war die Handschrift der Frau Geheimrätin selbst. Am zweitnächsten Ausflugstage aber fehlte der größte Teil der schönen Teilnehmerinnen und der Teilnehmer aus dem Westen. Er war schwer verwundert. Er fragte endlich einen lustigen jungen Kaufmann, wie das käme.

„Ach," sagte der beiläufig, „da ist so eine Geschichte mit einem Laufkäfer herumgekommen und noch ein paar ähnliche. Aber mir macht das nichts aus, Herr Doktor! Ihre Rednergabe bleibt für mich doch glänzend. Na, und so ein bißchen mogeln — das muß ja doch wohl jeder!"

Am folgenden Ausflugstage war die Teilnahme so gering geworden, daß Dr. Hans Leunis erklären mußte, er sei zu seinem Bedauern genötigt, seine Vortragsfahrten über Naturwissenschaft im Freien einzustellen. Und wenige Tage darauf verreiste er, um sich in Berlin überhaupt nicht mehr sehen zu lassen. Und es lag Weisheit darin.

Denn Dr. Hans Leunis arbeitete in weiser Verteilung seiner Vortragsersparnisse in einer mitteldeutschen Residenzstadt, wo er zurückgezogen lebte, eine Spezialschrift über die Fauna und Flora des märkischen Teltowlandes aus, die ihm schon im nächsten Sommer die Berufung als Assistent am naturwissenschaftlichen Kabinett der betreffenden Residenzstadt eintrug. In dieser Schrift war merkwürdigerweise das Vorkommen der Laufkäfer in märkischen Wäldern mit keiner Silbe erwähnt. Indessen bei ihrem sonstigen Werte hat das niemand beachtet. Und darüber vergaß der Herr Doktor diese wissenschaftliche Episode seines Lebens in Berlin, um sehr bald einen Ruf an eine benachbarte Universität als besonderes Licht seiner Wissenschaft zu erhalten. Nur zwei schöne weggewendete Augen konnte er nie vergessen.

Die letzten Tage des Erasmus von Rotterdam

(Zu dem vorangehenden Einschaltbilde von Felix Cogen)

Basel war ein besonderer Lieblingsort des großen Humanisten, dem wir die Neubelebung der klassischen Studien in Deutschland zum größten Teil verdanken. So weit ihn das Leben auch herumtrieb — ruhelos zog er von Ort zu Ort, und wir finden ihn bald in Italien, bald in Frankreich, bald in England, immer kehrte er gern zu der alten Rheinstadt zurück, und im Kreise seiner Freunde genoß er mit innigem Behagen die wenigen Mußestunden, die ihm seine unermüdlichen Studien ließen. Hier wirkte er im Verein mit Oecolampadius, Beatus Rhenanus, Gloreanus und wie die lateinisch-griechischen Namen der Gelehrten jener denkwürdigen Tage alle heißen mögen, und die Baseler Zeit seit dem Jahre 1521 bedeutet wohl den Höhepunkt seiner literarischen Tätigkeit. Hier fand er auch tatkräftige Freunde, die für die Verbreitung seiner Schriften sorgten; seit 1516 wurde alles, was aus seiner Feder floß, hier gedruckt und nahm von Basel aus seinen Lauf durch die ganze gebildete Welt. Als im Jahre 1529 auch in Basel die Reformation ihren Einzug hielt, wich der allen Neuerungen abholde Gelehrte, der in dem ganzen Kirchenstreit keine sehr rühmliche Rolle gespielt, diesen Umwälzungen aus und zog sich nach dem nahen Freiburg, einer Hochburg des Katholizismus, zurück, konnte sich aber dort gar nicht einleben. Gern folgte er daher einer Einladung der Statthalterin der Niederlande, und auf der Reise nach seiner neuen Heimat zog er zum letztenmal in sein geliebtes Basel ein. Er wollte seine Freunde noch einmal sehen und den Druck seiner „Ecclesiastes" (die erste nach festem Plane ausgeführte Homiletik) beschleunigen. Er kam dort im August an und wurde mit großer Begeisterung aufgenommen. Da ihm sein Zustand die Fortsetzung der Reise nicht gestattete, beschloß er, einige Tage in Basel zu verweilen, wo er bei seinem Drucker, dem bekannten Froben in der Baumgasse, gastfreundliche Aufnahme fand. Aber seiner Reise wie seinem Leben war hier ein Ziel gesetzt. Trotz der Gicht, die ihn zwang, den ganzen Winter im Bett zu verweilen, arbeitete er ununterbrochen, und als die Fieber ihn gänzlich verzehrt hatten, verschied er in der Nacht vom 11. zum 12. Juli 1536 mit dem Mute des Philosophen und der Hoffnung auf ein künftiges Leben inmitten seiner Freunde. Die große Mehrzahl der Persönlichkeiten, die das Gemälde zur Darstellung bringt, sind Porträte, die nach den Bildern in den Museen zu Basel und Zürich gemalt und von denen einige nach den bekannten Bildnissen von Holbein ausgeführt wurden.



Pont Alexandre III; im Hintergrund die beiden Kunstpaläste

Die Seine in Paris

Von

Karl Eugen Schmidt

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

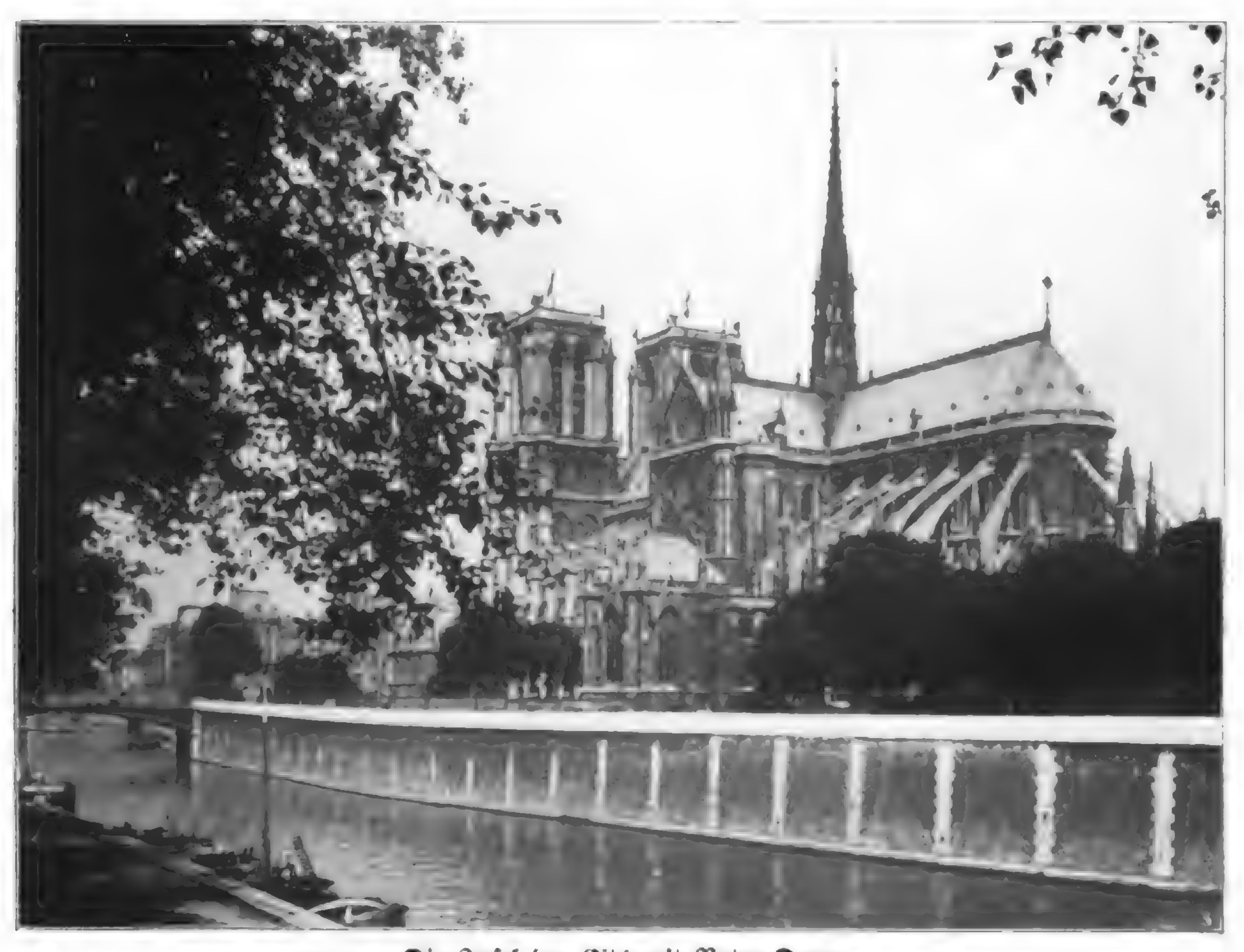
In keiner andern Millionenstadt hat ein Fluß die Bedeutung der Seine in Paris. An Wien fließt die Donau vorbei, ohne sich in der Stadt aufzuhalten, und wenn sie nicht da wäre, würde sich das Bild von Wien weiter nicht viel ändern. In Berlin merkt man die Spree kaum, und erst in der Umgebung, wo sie die eigenartigsten und stimmungsvollsten Landschaftsbilder schaffen, gewinnen Spree und Havel ihre Bedeutung für die Stadt. London freilich wäre ohne die Themse nicht gut denkbar, aber mit der Seine läßt sich der Vater Thames nicht vergleichen. Dieser Vater Thames ist ein schmutziger Geselle, ein Arbeitsmann, ein Kohlen- und Sackträger, ein ekliger Kerl, mehr nützlich als erfreulich. Die Seine aber ist ein munteres, heiteres Mädchen, neckisch und hübsch, wie von Watteau oder von Willette gezeichnet. Und so ist die Seine mitten in Paris, und das findet man bei keinem andern Flusse in einer Großstadt. Die Themse wird nämlich auch hübsch und nett, aber dazu muß man die eigentliche Stadt verlassen und hinaufgehen nach Chiswick, Kew und Richmond. Wenn man sieht, was die Pariser mit ihrem Flusse gemacht haben, möchte man die Hände zusammenschlagen vor Jammer über die praktische Nüchternheit der Londoner und der New-Yorker. Die Pariser haben in der ganzen Länge ihres Flusses auf beiden Seiten herrliche, von stattlichen Bäumen bepflanzte Schattenwege angelegt, wunderbare Promenaden, die den Fluß nicht nur von seinem Eintritt bis zu seinem Austritt aus den Stadtmauern begleiten, sondern die sich auch außerhalb der Stadt nach beiden Richtungen viele Meilen weit fortsetzen. Die Londoner aber und die New-Yorker können an ihre Ströme überhaupt nicht herankommen. Die Themse ist wie der Hudson und der East River nur Lastknecht, nur Arbeiter. Man kann in der Stadt selbst überhaupt nicht an sie heran, denn die Ufer sind von Warenhäusern und so weiter besetzt. Erst hinter diesen hohen und häßlichen Bauten, welche die Aussicht auf den Fluß versperren, laufen die Straßen her, und wenn man den Fluß sehen will, muß man auf eine Brücke gehen. Und das ist, besonders was New York anlangt, sehr schade, denn die Ufer des Hudson und der ganzen Bai bieten von Natur aus eines der anziehendsten und hübschesten Landschaftsbilder, die man sich nur vorstellen kann. Die Menschen hätten da nicht etwa verschönern oder schaffen müssen; es galt nur, das von der Natur Gebotene zu erhalten, und das hat man mit praktischem Ingrimm zerstört.

Die Pariser haben die Schönheit ihres Flusses nicht nur nicht zerstört, sondern erhöht, und obgleich die Seine auch arbeitet und unzählige Frachtkähne und Dampfer trägt, deren einige sogar direkt aus London kommen, geht sie doch in ihrer Arbeitsrolle so wenig auf wie der reizende Trottin Willettes oder die nicht weniger hübsche Wäscherin Steinlens. Die Seine repräsentiert recht eigentlich Paris und seine Bewohner, wie die Themse den Londoner vertritt. Gearbeitet muß werden, aber der Mensch ist nicht geboren, um nur zu arbeiten, er soll sich auch amüsieren, und wenn er recht klug ist, richtet er es so ein, daß ihm die Arbeit selbst ein Vergnügen ist. Und so gleicht die Seine ganz den schmucken, netten, frohgemuten Pariserinnen, die man zur Mittags- und Abendstunde aus den Geschäften der Stadt strömen und nach Hause eilen sieht. Es sind Arbeiterinnen, die täglich zehn

Stunden in der Werkstatt oder im Laden eingesperrt sind, aber sie freuen sich des Lebens, sie scherzen und lachen und sind ohne Zweifel wie Voltaires Philosoph Panglosse fest überzeugt, in der besten aller möglichen Welten zu leben. Wenn ich dagegen an die Arbeitstiere denke, die um die nämliche Stunde durch die Straßen der Londoner City rennen! Ach Gott, manchmal gefällt es mir nicht besonders in Paris, und ich möchte mir einen andern Wohnort suchen, fern von den französischen Schwätzern und Phrasenmachern. Aber wenn ich dann an die Londoner denke, bekehre ich mich schleunigst. Menschen, die nur leben, um zu arbeiten, um Geld zu verdienen. Nein, da sind mir die Pariser Windbeutel denn doch noch tausendmal lieber! Die leben nicht, um zu arbeiten, sondern sie arbeiten, um zu leben, und das ist ein gewaltiger Unterschied, ganz zu ihren Gunsten.

In London wollte ich einmal auf der Themse hinauffahren bis nach Kew. Ein abscheuliches, schmutziges, unbequemes Dampfboot besorgt diesen Verkehr, und nur alle halbe Stunden geht es von London Bridge ab. In Paris aber gibt es gar kein schöneres Vergnügen, als sich auf einen der kleinen sauberen, schmucken Dampfer zu setzen und in irgendeiner Richtung den Fluß entlang zu fahren. Kein größeres und kein billigeres Vergnügen ist in Paris zu haben. Vom Louvre aus kann man nach beiden Seiten bis weit vor die Stadt fahren. Seineaufwärts bis in die Mündung der Marne, abwärts bis nach Suresnes unterhalb von St. Cloud, und wem das noch nicht genug ist, der kann im Sommer bis nach St. Germain fahren. Und zwischen Suresnes und Charenton huschen die flinken Boote unablässig auf und ab, so daß man nur an besonders schönen oder an Sonn- und Feiertagen länger als drei Minuten auf einen Dampfer zu warten braucht. Die Fahrt ist so schön im Sommer, daß an den Sonntagen die Schiffe immer überfüllt sind, und um ein allzu starkes Drängen zu verhüten, hat man an der Hauptstation vor dem Louvre ein Hürdensystem erbaut. Die Wartenden treten in diese Hürden, deren jede gerade so viele Menschen aufnimmt, wie ohne Gefahr auf einen Dampfer gehen. Das ist lustiger anzusehen als mitzumachen, und wenn es Ihnen recht ist, machen wir unsern Ausflug nicht an einem Sonntag, sondern in der Woche, und obendrein benutzen wir nicht die vom Louvre nach Sèvres, St. Cloud und Suresnes gehende Linie, sondern wir steigen an der Brücke von Austerlitz ein und fahren nur bis ans Ende der Stadt, den sogenannten Point du Jour in Auteuil.

Warum die Brücke von Austerlitz ihren Namen führt, brauche ich den Lesern so wenig zu verraten wie das Geheimnis des Namens der Brücke von Jena, unter der wir nachher auch noch durchfahren werden. Die Austerlitz-Brücke liegt im Osten der



Die Insel der Cité mit Notre Dame

Stadt am Pflanzengarten, also in einer Gegend, die von den Boulevardiers nie besucht wird. Den Pflanzengarten haben wir bei der Abfahrt zur Linken, und gleich darauf kommen wir rechts an der Insel St. Louis vorbei, einst das vornehmste Viertel der Stadt und heute noch viele Palastbauten aus dem siebzehnten Jahrhundert enthaltend. Vor dritthalb Jahrhunderten ging die vornehme Welt von Paris nicht in den Champs Elysées und im Bois de Boulogne spazieren, sondern man promenierte auf dem linken Seineufer, wo jetzt der Kai von Tournelle liegt, und alle vornehmen Familien, die auf der Insel oder am linken oder rechten Seineufer wohnten, hatten ihre prächtig geschmückte Gondel, die damals ungefähr das bedeutete, was heute das Automobil für das Tout Paris ist. Jetzt sind diese Stadtteile ganz verarmt. In dem Palaste des berühmten Ministers Colbert, der am linken Ufer noch steht, sind zwanzig oder dreißig arme Familien eingerichtet, und ebenso ist es all den andern Palästen ergangen, sofern sie nicht ganz verschwunden sind. Die Gärten der Paläste aber haben Mietskasernen und Arbeiterwohnungen Platz gemacht.

Hinter der Insel des heiligen Ludwig kommt jetzt die Insel der Cité heraus, die sich von dieser Seite nicht ganz so erfreulich zeigt wie von der andern. Zwar hebt sich der schlanke Chor von Notre Dame mit seinem zierlichen Strebersystem malerisch aus dem Baumgrün, aber davor wird das Auge durch einen häßlichen und niedrigen Bau aufgehalten, der unangenehme Gefühle erweckt. Das ist die Morgue, wo alltäglich viele Tausende ihre Neugier befriedigen und die aufgebahrten unbekannten Leichen der Verunglückten, der Selbstmörder und der Ermordeten beschauen. Der linke Seinearm wird hier von den Seinedampfern nicht benutzt. Er dient als Hafen, während wir den rechten Arm hinabfahren und bald zur Rechten



Die Freiheitsstatue auf der Brücke von Grenelle

das Rathaus und die beiden Theater am Chateletplatze, zur Linken das Hotel-Dieu, das älteste Krankenhaus der Stadt Paris, und den Justizpalast mit seinen mittelalterlichen Türmen hinter uns lassen. Jetzt haben wir die untere Spitze der Insel der Cité erreicht und fahren unter dem Pont neuf durch. Dieses Ende der Insel ist sehr lustig, denn man hat es in einen spitz auslaufenden Garten mit hohen Bäumen verwandelt. Ueber den Baumeswipfeln ragt die Brücke empor, die hier das Standbild Heinrichs IV. trägt. Unter der Revolution wurde die Statue zerstört und das Erz zum Gusse von Kanonen verwandt, unter der Restauration des Königtums aber stellte man den königlichen Reiter in neuer Gestaltung wieder an seinen Platz. Hinter diesem Standbilde steht ein Haus, das uns auch noch an die Revolution erinnert. Darin wohnte der Goldschmied Phlipon, und hier ist seine Tochter, die spätere Madame Roland, geboren.



Der Pont neuf mit der Statue Heinrichs IV.

Wenn man alle die Reminiszenzen niederschreiben wollte, die uns die Seinefahrt erweckt, dann müßte man aus dem einzigen kurzen Ausflug ein dickes Buch machen, so reich und bedeutungsvoll für die ganze Menschheit ist die Geschichte von Paris. Aber jetzt nähern wir uns einer Brücke, die nur für Fußgänger bestimmt ist und die uns an etwas andres erinnert, nicht an die Revolution oder an die Pariser Geschichte, sondern an einen unsrer liebenswürdigsten deutschen Erzähler, an Wilhelm Hauff. Diese Brücke ist der Pont des Arts, der Schauplatz einer der hübschesten und anmutigsten Novellen Hauffs. Rechts haben wir jetzt die fast einen Kilometer lange Fassade des Louvre, links mündet der Pont des Arts vor dem Kuppelbau des Instituts. Unter dieser Kuppel sitzen die vierzig Unsterblichen der französischen Akademie, die schon bei Lebzeiten dermaßen unsterblich sind, daß die Namen der großen Hälfte selbst gebildeter Franzosen, geschweige denn den Ausländern, gänzlich fremd und unbekannt sind. Zu beiden Seiten sind hier die Kaimauern von Bücherkästen bedeckt, und die Bücherfreunde, die nicht viel Geld haben, suchen in diesen Kästen herum und finden oft für wenige Pfennige, was sie im Laden mit ebensovielen oder mehr Talern bezahlen müßten. Besonders im Sommer, wenn die mächtigen Platanen ihren Schatten spenden, während die Seine in der Sonne glänzt, ist das Bummeln am Kai und das Kramen in den alten Büchern ein Genuß, den man nirgends in der Welt wiederfindet.

Rechts begleitet uns immer noch der Louvre und nach ihm die Mauer des Tuileriengartens, links kommen wir an der Kunstschule und an dem neuen Bahnhofe von Orleans vorbei, während wir unter den Brücken Carouffel, Royal und Solferino durchfahren. Dann haben wir links die Gärten der



Der Pont des Arts mit dem Palais der französischen Akademie



Am Point du Jour bei Auteuil; im Hintergrund der Trocadero, ganz rechts der Eiffelturm



Auf dem Seinekai

deutschen Gesandtschaft, den Palast der Ehrenlegion und die Deputiertenkammer, der rechts die Place de la Concorde mit ihren Städtestatuen, darunter die zum Symbol des Patriotismus gewordene Statue von Straßburg, gegenüberliegt. Und nun sind wir in einem neuen Stadtteil, wo nichts mehr von dem alten Paris, von seinen Königen, von seiner Revolution spricht. Alles ist hier neunzehntes Jahrhundert, anfangend mit Napoleon I., an den wir beim Erscheinen der Esplanade und der vergoldeten Kuppel der Invaliden wie beim Durchfahren der Jenabrücke denken, endend mit der dritten Republik, die uns durch die Alexander-Brücke, durch die beiden von der letzten Weltausstellung übriggebliebenen Kunstpaläste und durch den Eiffelturm an ihre Bautätigkeit mahnt.

Und haben wir auch den Eiffelturm und den Trocadero hinter uns, sind wir aus der eigentlichen Stadt schon heraus, so stellt sich die Republik noch einmal vor auf der Brücke von Grenelle. Dort steht die nämliche Statue der Freiheit, die man aus dem Hafen von New York kennt. Nur ist das Pariser Exemplar nicht so groß. Die französische Freiheit kann sich eben noch lange nicht mit der amerikanischen messen. Nachdem die Franzosen den Amerikanern die Statue im Hafen von New York geschenkt hatten, revanchierten sich die Amerikaner mit dieser etwas kleineren Kopie, deren Schöpfer, der Elsässer Bartholdi, dank dieser vielbesprochenen Arbeit, seinen Namen der Nachwelt länger überliefern wird, als seine Kunst es verdient. Hinter dieser Brücke wird schon die liebliche Landschaft sichtbar, die anmutigen Höhen von Meudon, Sèvres und St. Cloud, wo die hübschen Landhäuser aus den grünen Gärten herablugen auf die in der Sonne lachende Seine, während im Hintergrunde der ungeschlachte und plumpe Mont Valérien, der „Bullerian“ der deutschen Soldaten bei der Belagerung von Paris, seine schwere Masse zeigt. Vor der zweistöckigen Brücke, die hier über die Seine geht und unten den Fußgängern und Fuhrwerken, oben der Eisenbahn dient, steigen wir am Point du Jour aus. Fröhlicher Lärm schallt uns aus zahlreichen Buden und Baracken entgegen, die uns an die deutschen Jahrmärkte erinnern. Diese Buden begleiten die der Seine folgende Straße bis hinaus vor Wall und Graben, wo sich die dem großen grauen Gefängnis der Stadt entronnenen Ausflügler bei allerlei Spielen und Scherzen in den zahlreichen Gartenwirtschaften vergnügen. Hier entfaltet sich echte, ungezwungene gallische Fröhlichkeit, wobei das weibliche Element wie immer im schönen Frankreich eine ganz besonders große Rolle spielt. Mit diesem lustigen und harmlosen, echt pariserischen Bilde wollen wir unsern Ausflug beschließen, der uns Paris von seiner hübschesten, angenehmsten und liebenswürdigsten Seite gezeigt hat. Wenn Sie aber, wie ich nicht zweifle, Vergnügen an dieser Seinefahrt finden, so rate ich Ihnen, Ihre nächste Fahrt bis nach Sèvres fortzusetzen, und vielleicht findet sich noch Gelegenheit, daß wir auch diesen Ausflug zusammen machen können.





Blick auf die Seine und Notre Dame vom Pont des Tournelles aus

Die deutsche Arbeiterversicherung

Von

W. Morgenroth

Als Kaiser Wilhelm I. die soziale Versicherungsgesetzgebung des Deutschen Reiches durch seine denkwürdige Botschaft vom 17. November 1881 einleitete, hat wohl niemand so recht vorausgesehen, welches soziale Riesenwerk in kurzer Zeit aus ihr erstehen und welche wohltätigen wirtschaftlichen Wirkungen sie mit sich bringen sollte. Ja, wenn man sich damals umhörte im Lande, fand man in allen Erwerbsständen, bei den Arbeitern, den kleinen Unternehmern und den Fabrikanten, häufiger Stimmen des Tadels als der Anerkennung über das neue Unternehmen, das sich auf keine anderwärts gemachten Erfahrungen stützen konnte und den meisten als „ein Sprung ins Dunkle", als ein gewagtes Experiment mit zweifelhafter Aussicht auf Erfolg erschien.

Heute sind erst zwanzig Jahre seit Einführung der staatlichen Arbeiterversicherung in Deutschland verflossen; seit dem 1. Dezember 1884 besteht die Krankenversicherung, seit dem 1. Oktober 1885 die industrielle Unfallversicherung, seit dem 1. Januar 1891 die Invaliditäts- und Altersversicherung. Und doch hat sie schon einen solchen Umfang angenommen und so vielseitige und umfassende Wirkungen gezeitigt, daß sie fast unser ganzes Volksleben in sozialer und wirtschaftlicher Beziehung berührt. Ihre nützlichen und segensreichen Folgen sind so offensichtlich hervorgetreten, und die befürchteten Nachteile haben sich als so wenig maßgeblich erwiesen, daß in Deutschland niemand mehr daran denkt, das Geschaffene zu beseitigen, sondern daß man allerwärts nur bestrebt ist, es weiter auszubauen und zu verbessern.

Es erscheint nützlich, sich im Hinblick auf diese Entwicklung die jetzige Bedeutung und die hauptsächlichsten Wirkungen des großen sozialen Versicherungswerkes kurz zu vergegenwärtigen.

Die deutsche Arbeiterversicherung umfaßt heute die ganze untere Schicht der arbeitenden Bevölkerung. Rund 10½ Millionen Arbeiter sind durch sie gegen Krankheit, 18 Millionen gegen Unfälle, 13½ Millionen gegen vorzeitige Invalidität und gegen die Not des Alters sichergestellt. Jahr für Jahr erfordert sie jetzt einen immer noch weiter steigenden Aufwand von mehr als einer halben Milliarde Mark, und insgesamt sind seit ihrer Begründung, das ist vom Jahre 1885 ab bis 1904, schon weit über 6 Milliarden Mark dafür aufgebracht worden, also bereits erheblich mehr als die Kriegskontribution, die Frankreich 1871 an Deutschland zu zahlen hatte. Für ihre Einrichtungen ist ein Vermögen von 1½ Milliarden Mark angesammelt worden. Alle diese Aufwendungen, von denen im Jahre 1901 die versicherten Arbeiter durch ihre laufenden Beiträge nur noch 37,6 Prozent aufzubringen hatten (gegen 46,4 Prozent im Jahre 1891), während der Rest aus den Beiträgen der Arbeitgeber, dem Zuschuß des Reichs und durch Zinsen der gesammelten Kapitalien gedeckt wurde, sind, abgesehen von den Verwaltungskosten und Vermögensrücklagen, sämtlich der Arbeiterschaft in Form der mannigfachsten Unterstützungen unmittelbar zugute gekommen. Im letzten Jahre allein wurden mehr als 400 Millionen Mark an hilfsbedürftige Arbeiter und Arbeiterinnen ausgegeben, und zwar an über 4 Millionen Erkrankte, an ca. 800000 durch Unfälle Verletzte, an fast 600000 Invalide und an mehr als 200000 Altersrentner.

Eine gewaltige Summe von Not und Elend kann alljährlich durch diese Wohltaten gelindert werden, die auch weiterhin eine Fülle von segensreichen Wirkungen zur Folge haben müssen. Noch keine frühere Zeit hat so umfassende sozialreformatorische Versuche gesehen. Auch kein andres Kulturvolk macht heute so große Aufwendungen für die Arbeiter und die wirtschaftlich Schwächeren, wie sie die deutsche Sozialversicherung bietet. Erst nach und nach folgt man auch in andern Ländern zögernd dem deutschen Vorangehen auf diesem Gebiete. In Oesterreich, Ungarn, Italien, Luxemburg, Belgien, Holland, Schweden, Norwegen, Finnland und Rußland sind so Teile der sozialen Versicherung, besonders der Unfallversicherung und teilweise auch der Krankenversicherung, unter Nachahmung des deutschen Musters eingeführt worden. Aber sie stehen überall an Bedeutung noch sehr hinter dem deutschen Beispiele zurück. Noch weniger ausgebildet ist die Arbeiterfürsorge in den Staaten, die wie Großbritannien und Frankreich gar keine zwangsweise durchgeführte Arbeiterversicherung haben. Durch die wirtschaftliche Selbsthilfe freier Arbeiterorganisationen, die dort alles zu leisten hat, ist erfahrungsgemäß nur ein sehr kleiner Teil der Lohnarbeiter, meist nur die Elite der an sich schon besser gestellten Arbeiterschaft zu gewinnen; gerade den Arbeitern, denen die Hilfe am nötigsten tut, bietet sie nichts.

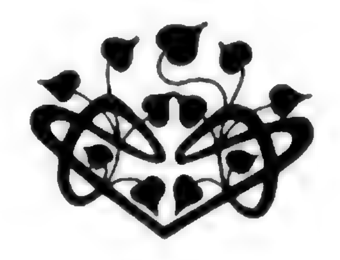
Es ist natürlich, daß die Wirkungen der Arbeiterversicherung mit den geschilderten unmittelbaren Zuwendungen an die Arbeiter nicht abgeschlossen sind, sondern daß sie noch einen weit darüber hinausreichenden Einfluß für die Arbeiterschaft sowohl wie für die Unternehmer und die gesamte Gesellschaft gehabt haben. Dieser Einfluß äußert sich in mannigfachster Hinsicht.

So erfuhr namentlich die materielle Lage der Arbeiter durch die Sicherstellung ihrer Existenz bei Krankheit, Unfall, Invalidität und im Alter eine erhebliche Förderung, die sich in enger Verbindung mit einer Hebung der Lage der unteren Volksschichten überhaupt vollzog. Aus der Zunahme der Arbeitslöhne, die trotz der Arbeiterversicherung noch stark gestiegen sind, aus dem wachsenden Verbrauch der besseren Lebensmittel, der Steigerung des allgemeinen Wohlstandes und andern Symptomen geht dies zur Genüge hervor.

Bei unverschuldeter Not fällt der Arbeiter heute seltener den drückenden Almosen der öffentlichen Armenpflege anheim als früher, in vielen Fällen gibt ihm jetzt die Versicherung einen erworbenen und verbrieften Anspruch auf Unterstützung. Viel ist ferner durch die Arbeiterversicherung in gesundheitlicher Beziehung zum Besten der arbeitenden Bevölkerung geschehen; die hygienischen Verhältnisse haben sich wesentlich gebessert infolge der schnelleren und besseren ärztlichen Behandlung, die ihnen jetzt bei Erkrankungen aller Art durch alle drei Zweige der Versicherung in Krankenhäusern, Volksheilstätten, Rekonvaleszentenanstalten oder in der eignen Wohnung zuteil wird, sowie durch die vorbeugende oder verhütende Tätigkeit unsrer Versicherungseinrichtungen, die eine immer größere Bedeutung erlangt. Viele Fortschritte auf dem Gebiete der Volkshygiene, besonders die Erfolge, die bei der Bekämpfung weit verbreiteter Volksseuchen wie der Lungentuberkulose erreicht worden sind, müssen in der Hauptsache auf die segensreiche Tätigkeit der Versicherungseinrichtungen nach dieser Seite hin zurückgeführt werden. Manche andre im Gesamtinteresse der Arbeiterschaft liegende Bestrebungen wurden endlich mit Hilfe der durch die Versicherung angesammelten Kapitalien gefördert, so der Bau von Arbeiterwohnungen, die Verbesserung der öffentlichen hygienischen Anlagen, die Gründung von Sparvereinen und so weiter. Zu alledem traten günstige Wirkungen für die Arbeiter in ethischer und sozialpädagogischer Hinsicht, welche die Versicherung durch die rechtliche Besserstellung des Arbeiters und durch seine Teilnahme an der Verwaltung und Rechtsprechung in Versicherungssachen mit sich gebracht hat. Sitzen doch Arbeitervertreter in fast allen Versicherungseinrichtungen, im Vorstand und in den Generalversammlungen der Krankenkassen, in den Schiedsgerichten, den Invalidenversicherungsanstalten und im Reichsversicherungsamt neben den Unternehmern und den Beamten mit gleicher Stimme. Alles das ist nicht ungeeignet, auch zur Hebung der geistigen und sittlichen Interessen der Arbeiter mit beizutragen.

Den Unternehmern hat die Arbeiterversicherung freilich nicht unerhebliche Lasten aufgebürdet; die Kosten müssen sie zum weitaus größeren Teil aufbringen, ungeachtet der Lasten, die ihnen außerdem an ehrenamtlicher und andrer Arbeit bei der Durchführung der Versicherung zugefallen sind. Doch hat erfreulicherweise diese Belastung die Leistungs- und Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie und des Handels nicht zu schwächen vermocht. Die industrielle Erzeugung und Ausfuhr sind unter der Herrschaft der sozialen Versicherungsgesetze nicht zurückgegangen, sondern haben sich stark weiter entfaltet. Ebenso haben diese Lasten die freiwillige soziale Tätigkeit der Unternehmer im Interesse ihrer Arbeiter nicht eingeschränkt. Viele Großunternehmungen haben zur Ergänzung der staatlichen Versicherungsleistungen den Arbeitern eine über das gesetzlich geforderte Maß hinausgehende Fürsorge zuteil werden lassen. Immerfort mehren sich die Anzeichen einer zunehmenden privaten Wohltätigkeit der Unternehmer zugunsten ihrer Arbeiter. Nach Zusammenstellungen der Zeitschrift „Der Arbeiterfreund“, die hinter der Wirklichkeit noch sehr zurückbleiben, ermittelte man zum Beispiel, daß in den Jahren 1898 bis 1902 fast 300 Millionen Mark freiwillige Spenden von Unternehmern für ihre Arbeiter gegeben wurden. Den Folgen der Arbeiterversicherung für die Klassen der Unternehmer und Arbeiter reihen sich dann manche andre an, die im Interesse der Gesamtheit des Volkes heilsamen Einfluß äußern.

Gewiß hat die Arbeiterversicherung neben diesen günstigen Wirkungen, die hier im einzelnen nicht näher verfolgt und ergänzt werden können, auch einige weniger erfreuliche Ergebnisse gezeitigt. Wie bei jedem ganz neuen Unternehmen sind auch hier eine Reihe unvorhergesehener Schwierigkeiten und Härten aufgetreten; sie treten aber weit zurück hinter ihren großen Vorzügen. Es sind erträgliche und verbesserungsfähige Mängel, welche die weitere Ausgestaltung der sozialen Gesetzgebung auch noch beseitigen wird. Wir brauchen uns deshalb die Freude an unsrer Arbeiterversicherung nicht nehmen zu lassen. Auf den beiden letzten Weltausstellungen in Paris und in St. Louis, auf denen sie durch zahlreiche bildliche Darstellungen, Modelle und amtliche Denkschriften über ihre Einrichtung und ihre Wirkungen den Besuchern vor Augen geführt worden war, errang sie sich die ungeteilte Anerkennung aller fremden Nationen. Man sah, daß sie unter allen den Versuchen der modernen Kulturvölker, die man unternommen hat, um die herrschenden sozialen Gegensätze in der Gesellschaft etwas zu versöhnen und das Gesellschaftsleben auf eine höhere Stufe zu erheben, zweifellos das brauchbarste Mittel zur baldigen Erreichung dieses Zieles darstellt. Für uns ist sie wohl die beste der vielen Errungenschaften gewesen, die das neue Deutsche Reich uns gebracht hat.





1. Trachyphyllia amarantum; 2. Mussa regalis; 3. Symphyllia radians

Wunderbauten vom Meeresgrund

Von

K. Diederichs-Eutin

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers im Lübecker Naturhistorischen Museum)

Denken wir uns einmal, wir wären wie im Märchen im Besitz von Aladins Wunderlampe, deren Kraft es uns ermöglicht, im Fluge an den entferntesten Punkt der Erde zu gelangen. Wir wünschen uns, auf einer der schönen Palmeninseln zu sein, die wie die Kanten eines Kraters aus den Fluten des Indischen Ozeans zahlreich hervorragen. Und im Nu sind wir dort! — An der Peripherie dieser Ringinseln, die nach dem Indischen „Atolle" genannt werden, zerschellt das brandende Weltmeer seine Wogen, die in weißem Gischt am Strande emporspritzen, während im Innern der Insel ein smaragdgrüner See, die Lagune, die majestätischen Kronen der Palmen und Pandanusbäume wiederspiegelt. Sanft und allmählich fällt das Ufer ab bis zum Grunde der Lagune, und was dort durch den klaren Spiegel des Wassers unser Auge erblickt, ist von so unbeschreiblicher Herrlichkeit, von so blendender Farbenfülle und Farbenglut, daß Worte nicht im entferntesten ausreichen, diese Pracht zu schildern. Der Meeresboden gleicht einer farbenreichen Blumenmatte des Hochgebirges. Zwischen dem Smaragdgrün des Grases leuchtet das feurige Rot der Alpenrosen, das satte Gold des Bergmohns und das tiefe Blau des Enzians. Da — ein Steinblock hat sich unter unsern Tritten gelöst und ist aufplätschernd im Wasser versunken. Wie auf ein Zauberwort ist die ganze Schönheit dort unten am Grunde verschwunden. Erst allmählich erscheint hier und dort wieder ein Blütenbeet, bis nach geraumer Zeit die ganze Pracht wieder aufgeblüht ist. Wir aber sehen, daß es nicht Blumen sind, die dort unten wachsen. Und tatsächlich ist dies bunte, feenhafte Farbengewimmel unter blauer Flut nichts andres als eine



Madrepora acuminata (Apia)

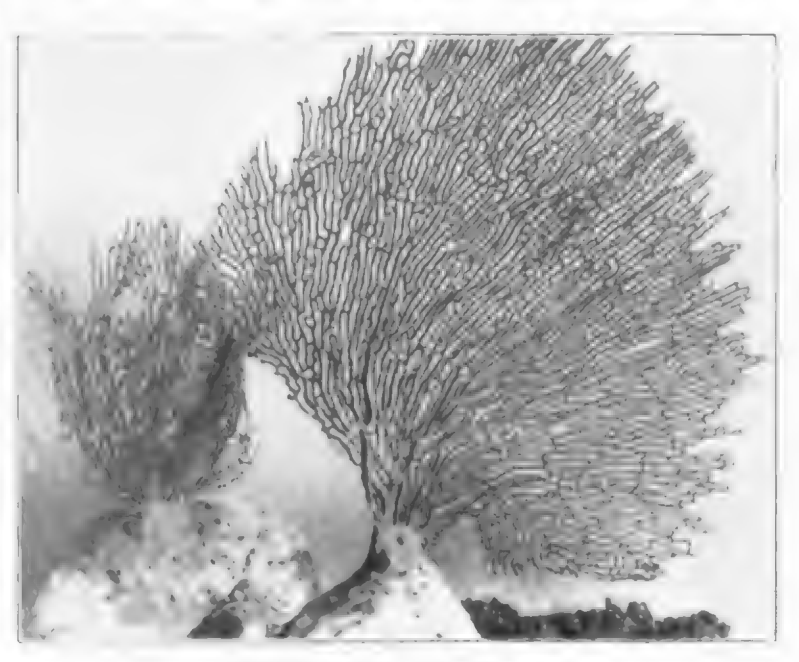


1. Rhipidigorgia flabellum; 2. Plexaura mutica (Westindien)

Tierwiese im Reiche Okeanos'. Wir befinden uns am Rande einer Korallenbank, deren Wunder sich unsern erstaunten Augen erschließt.

Brechen wir uns mit kühner Hand einen Korallenzweig ab, um denselben näher zu betrachten. Korallen sind Polypen (von polypus, Vielfuß). Aus den Aquarien der Großstädte und vom Meeresstrande her kennen wir die Polypen. In ersteren sehen wir sie als prachtvoll gefärbte Seerosen (Aktinien), Seenelken und so weiter gierig ihre nesselbewehrten Fangarme nach Beute ausstrecken und im Badeort am Meer als leichtbeschwingte Quallen die blaue Flut durchziehen. Aber sowohl die Aktinien wie die Quallen sind Polypen ganz andrer Art wie unsre Korallen. Die ersteren sind meist große dauernd festsitzende Einzeltiere, während sich die letzteren im erwachsenen Zustande von der Scholle losgelöst haben und das weite Reich des Ozeans frei durchstreifen. Die kleinen Korallenpolypen aber sind wieder dauernd festsitzend. Sie bilden in den allermeisten Fällen einen großen Verband von Einzeltieren, der oft viele Millionen Einzelindividuen umfaßt. Am wesentlichsten aber unterscheiden sie sich von den Aktinien und Quallen dadurch, daß sie sich ein festes Haus aus Kalk bauen. Dieses Kalkgerüst, in dem die vielen Korallenpolypen leben, nennt man den Korallenstock. Die ganze Insel, auf der wir uns befinden, ist aus solchen Korallenstöcken aufgebaut. Unser Fuß, der im weißen Sande knirscht, zertrümmert bei jedem Tritt die zierlichen Kunstwerke dieser winzigen Baumeister. Jahrtausende sind vorübergezogen, ehe die Korallen vom tiefen Meeresgrund herauf dies Atoll über die brandende Meereswoge hinaus aufgebaut haben. Und Jahrtausende sind abermals verflossen, ehe die ersten Palmen ihre Kronen in der salzgeschwängerten Luft wiegten, ehe der Mensch seinen Wohnsitz auf diesen weltfernen Inseln aufschlug. Die kleinen Korallenpolypen aber bauten und bauen immer weiter, Kinder und Enkel auf den Leichen der Vorfahren zu immer neuem Leben.

Durch einen unsrer heutigen Wissenschaft noch in manchem verhüllten Prozeß saugen die Korallenpolypen den im Meerwasser gelösten Kalk auf, um denselben in bestimmter Form wieder auszuscheiden und ihre Wohnungen daraus zu bauen. Sie beginnen damit auf einem Fels, der sich als Urgestein im Meere befindet, denn ihre Lebensfähigkeit erstreckt sich nur bis zu verhältnismäßig geringen Tiefen. Wohl gibt es Tiefseekorallen, und die ruhmreiche deutsche Tiefsee-Expedition der „Valdivia" hat eine ganze Anzahl derselben aufgefunden. Aber niemals sind das Korallenriffe bildende Polypen. Diese gehen selten über hundert Meter in die Tiefe hinaus. Die seltsame Erscheinung erklärt sich aus dem Licht- und Wärmebedürfnis der Riffkorallen, die ohne diese beiden Faktoren nicht zu existieren vermögen. Nun haben aber Bohrungen und Messungen auf unserm Atoll ergeben, daß seine äußeren Wände teils über zweitausend Faden tief ins Meer herabstürzen, ehe man den Urfels trifft. Darwin hat uns dies neue Wunder erklärt: Ursprünglich lag jener Fels der Meeresoberfläche weit näher, ja es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß er ehemals selbst eine Insel gewesen ist, die wieder in den Schoß des Meeres zurücksank. Die Korallenpolypen fingen an, ihre Kalkwohnungen auf diesen seichten Felsen zu erbauen, bis sie der Meeresoberfläche ganz nahe kamen, in deren brandenden Wogen ihnen am wohlsten ist. Aber auch dort unten am Meeresgrund finden Niveauveränderungen statt. So wie auf Erden die Menschen zu allen Zeiten mit Schrecken die Erdbeben und Bergeinstürze erlebten, so drückte auch eines Tages eine Gigantenfaust den Fels tiefer hinab. Die Korallenpolypen waren gezwungen, durch Wachstum in die Höhe ihr Wohnelement in den oberen Wasserschichten wiederzuerobern. Sie


Rhipidigorgia stenobrachis



Pterogorgia pinnata (Westindien)

bauten kühn auf ihren abgestorbenen Vorfahren weiter. So wurde der Senkung des Riffes stets durch den gleichen Betrag von Wachstum in entgegengesetzter Richtung die Wage gehalten. Aber noch sind sie nicht über den Spiegel des Meeres hinaus. Und ebensowenig wie diese Meerestiere, die Kinder des Lichtes sind, in die stygische Finsternis der Tiefsee hinabsteigen, haben sie gelernt, sich dem Luftleben anzupassen. Alles, was unser Auge als Korallenfels sieht, was unser Fuß als Korallensand zertritt, ist einst ein paar Meter tiefer im Meere selbst erbaut. Aber wie auf unsrer Erde der Sturm Bäume entwurzelt und Felsen losreißt, so riß hier die donnernde Meereswoge, vom Zyklon gepeitscht, Korallenblöcke los und schleuderte sie auf die Inselkante hinauf, die so eines Tages über den Meereswellen erschien. Der Anfang war gemacht! Wohl starben die farbenschönen Polypentiere ab, aber nur um neuem Leben Platz zu machen. Die Korallengerippe, ihre Bauwerke, zerfielen zu Sand, Lücken und Ritzen ausfüllend, bis ein fester, dauerhafter Grund dem Ansturm der Brandung trotzte. Sandkrabben, deren Larvenformen noch im Meere leben, fingen an, den kahlen, unfruchtbaren Korallensand durch Anhäufen natürlicher Dungmittel für die Ansiedlung von Vegetation vorzubereiten. Eine Kokosnuß aus fernem Land wurde ans Ufer gespült. Ihre steinharte Schale, die der Nuß die lange Meerreise überdauern half, zersprang. Der Kern keimte, und auf dem Korallensand begann neues Leben. Eine Kokospalme sandte ihre Wurzeln tief und immer tiefer in den Korallenboden. Aus der einen wurden mehrere. Den Sandkrabben folgten Landkrebse und andre Tiere, bis in dieser weltfernen Einsamkeit des ewigen Meeres die ganze Koralleninsel in ihrer heutigen Pracht dastand, mit ihren Palmenhainen, ihren Pandanuswäldern, ihrem Lianengewirr, den Hütten der Eingebornen und so fort. Und am Rande blühen immer weiter die herrlichen Polypenkelche der Korallen, uns beständig einen Einblick gewährend in das Getriebe einer der gewaltigsten Werkstätten der Natur und uns die Macht des Kleinen in ihrer ganzen Größe vor Augen führend. Einzeln vergänglich, vereint unsterblich!

Lange hat es gedauert, bis so ein Korallenatoll entstand. Und lange dauerte es, ehe man sich klar war, was überhaupt Korallen waren. Die Forscher der alten Schule glaubten allgemein, die Korallen seien pflanzlichen Ursprungs. Noch um das Jahr 1703 spricht Rey von den Korallen als Pflanzen ohne Blumen von harter, steinigter Natur. Man nannte sie Lithophyten, das heißt Steinpflanzen. Als der Naturforscher Peyssonel wirklich die wahre tierische



Corallium (Pleurocorallium) secundum (Japan)



Turbinaria peltata (Singapore)

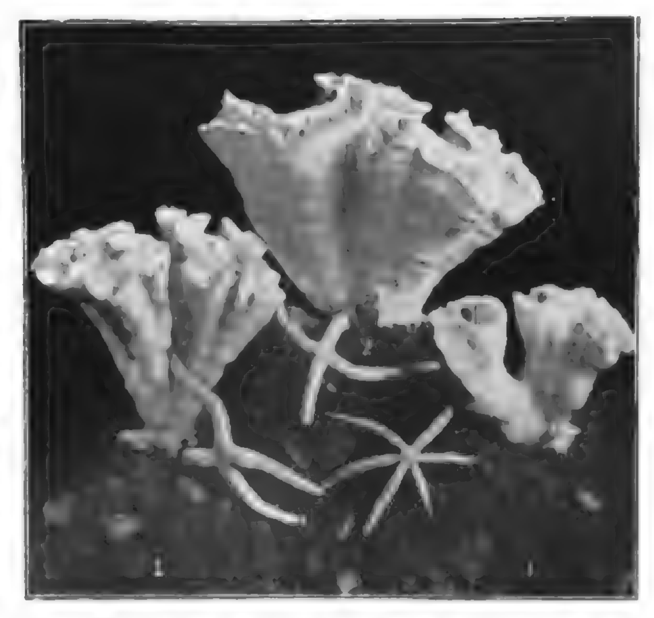
Natur der Korallen erkannte, wagte es der damalige Berichterstatter der Pariser Akademie, Réaumur, nicht, den Namen Peyssonels bekanntzumachen, aus Furcht, er möchte sich seines „seltsamen Irrtums halber" lächerlich machen. Erst viel später, im Jahre 1813, beschrieb Ehrenberg die Korallen als Tiere.

Nehmen wir aber unser abgebrochenes Korallenstück wieder zur Hand. Wenn dasselbe wieder ins Wasser gesetzt wird, kann man beobachten, wie sich allmählich die kleinen Polypen wieder hervorwagen und ihr Kalkgerüst beleben. Bei näherer Untersuchung entdecken wir, daß alle Einzelpolypen durch eine gemeinsame Leibessubstanz miteinander verbunden sind. Genau wie im Bienenstaat ist auch die Korallenkolonie zur Arbeitsteilung geschritten. Bloß mit dem Unterschiede, daß die Korallen nicht frei sind, sondern zusammenhängen wie die Blüten einer Blumendolde. Aber auch hier gibt es einzelne Individuen, die hauptsächlich als Nährpolypen fungieren, indem sie mittels ihrer nesselnden Fangarme Nahrung erhaschen und dieselbe zubereiten, so daß sie als Nährsuppe den ganzen Stock durchkreist. Andre dienen lediglich der Fortpflanzung, während noch andre als Trinkpolypen den Stock mit Wasser durchpumpen. So bilden viele, viele Einzelindividuen ein großes Ganzes, oft sind es gar mehrere Millionen, die einen solchen Riesenstock zusammensetzen, der sich durch Sprossung beständig vergrößert. Es entstehen auf diese Weise jene wunderbaren Korallenbauten, wie sie uns die Photographien zeigen. Da sind die massigen Madreporenstöcke, die nicht selten über einen Meter groß werden. Hervorragende Felsbauer, bilden sie durchweg die unermeßlichen Korallenriffe der Ozeane. Mehr wie 1000 englische Meilen Korallenriffe sind zum Beispiel der Ostküste Australiens vorgelagert. Ueber 32 Inselatolle sind in der Südsee von ihnen erbaut, und die gesamte Fläche, die von Korallenbänken im Stillen und im Indischen Ozean bedeckt ist, beträgt Hunderte von Quadratmeilen. Zwischen den Madreporen wachsen Büsche der schönen roten Kronen- und Griffelkorallen, amethystfarbene Porenkorallen und große flache Pilzkorallen. Am Grunde der Abhänge sehen wir die wuchtigen braunen Hirnkorallen und gelbe Sternkorallen, während wiederum schwefelgelbe, flach ausgebreitete Turbinarien die Brandungszone bevorzugen. Zwischen all dieser Pracht ein Gewirr der schönen, zierlichen Rinden-



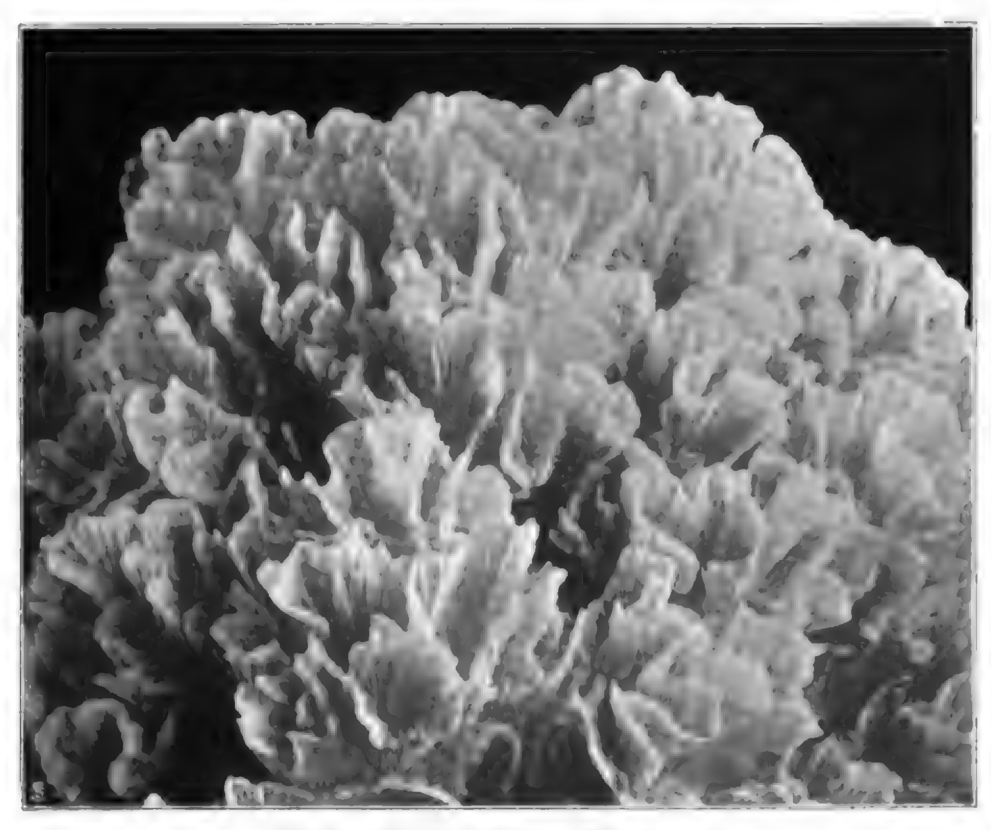
1. Fungia integra; 2. Madrepora echinata; 3. Gyrosmilia interrupta

korallen, Gorgoniden, die in allen Farbtönen schillern, vom zartesten Elfenbeinweiß bis zum tiefsten Rot. Einige Tiefseearten, die Chrysidogorgien (sie leben in den ungeheuern Tiefen von 3000 bis 4000 Metern) glänzen selbst prächtig wie poliertes Gold und Perlmutter. Alle Gorgoniden bilden stets eine innere Achse, die von den Polypentieren überzogen wird. Reich verzweigt gleichen diese wunderbaren Korallengebilde am täuschendsten zierlichen Pflanzenformen, wie die schöne, reinweiße Platygorgia palma oder die violette Pterogorgia pinnata. Am häufigsten sind unter den Gorgoniden die „Venusfächer", Rhipidigorgia flabellum, vertreten, die oft ganze untermeerische Wälder bilden. Ebenfalls zur Familie der Gorgoniden gehört die am meisten geschätzte rote Edelkoralle (Corallium rubrum), deren schönes rotes Kalkgerüst seit uralten Zeiten zu den mannigfachsten Schmucksachen verarbeitet wird. Heute noch wie vor Jahrtausenden wird dieser im Schoße des Mittelmeeres ruhende Schatz immer in derselben Weise gehoben. Ein großes, schweres Holzkreuz, mit altem Netz- und Tauwerk umwunden, wird von den Korallenfischern über den Meeresgrund gezogen. Neben vielem andern Getier fangen sich die Aeste der Koralle in dem Strickgewirr und werden so an die Oberfläche gezogen. Der Gewinn der Korallenfischerei, die vorwiegend von Italienern betrieben wird, ist kein geringer. Es werden durchschnittlich zirka 50 000 Kilogramm erbeutet, die einen Wert von annähernd 4 Millionen Mark haben. In den Städten Livorno, Genua und Neapel werden diese Schätze zu Schmucksachen verarbeitet, ein großer Prozentsatz der Rohware geht nach Indien. Die Händler unterscheiden vier verschiedene Korallenqualitäten: die des Blutschaums, der Blume des Blutes und die vom ersten und zweiten Blut. Am meisten geschätzt sind die rein rosafarbenen Stücke. Die Priester schmückten ihre Kleider, die Krieger ihre Schilder damit zum Schutze gegen Gefahren, weil sie der Koralle große Macht zuschreiben:



1. Euphyllia turgida; 2. und 3. Euphyllia fimbriata (China)

„Vor dem Blitz, den Wirbelstürmen und schweren Gewittern
Schützt sie Nachen und Dach . . .
Auch dämonischen Schatten und Schrecken thessalischen Zaubers
Bannt sie . . ."



Tridacophyllia lactuca (Singapore)

Literatur

Der um die literarische Bildung des deutschen Volkes hochverdiente Verlag von Max Hesse in Leipzig hat seiner weitverbreiteten Sammlung wohlfeiler Klassikerausgaben nun auch die sämtlichen Werke Annette von Droste-Hülshoffs eingereiht. Es verdient bemerkt zu werden, daß die westfälische Dichterin die einzige Frau ist, deren Namen wir in dieser jetzt gegen vierzig der besten älteren Autoren umfassenden Sammlung finden; damit ist schon an die überragende Stellung erinnert, welche die Droste in der deutschen Frauenliteratur lange völlig unbestritten einnahm und aus der sie auch in der neuesten Zeit, obwohl diese uns mehrere unzweifelhaft hervorragende Dichterinnen gegeben hat, noch nicht verdrängt worden ist. Freilich scheint dem Urteil der Literaturgeschichte über die bedeutende Frau, der wir die „Heidebilder", „Das geistliche Jahr", „Die Schlacht im Loener Bruch", den „Spiritus familiaris des Roßtäuschers", „Die Judenbuche" und so manche herrliche Ballade verdanken, die Zahl der Leser, die diese Werke in unsrer Zeit finden, kaum recht zu entsprechen, und so darf man wohl anläßlich des Erscheinens der Hesseschen Ausgabe allen ernsten Literaturfreunden ans Herz legen, der edeln, reichbegabten Dichterin, die sich mit ihren besten Schöpfungen vollauf den Namen einer Klassikerin verdient hat, wieder die ihr gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden und sich in ihre kraftvolle, kerndeutsche Poesie zu vertiefen. Die Hessesche Ausgabe, die dafür in jeder Hinsicht aufs beste empfohlen werden kann, ist von Eduard Arens besorgt und mit einer ausführlichen biographisch-ästhetischen Würdigung der Dichterin eingeleitet; sie ist gut ausgestattet und umfaßt sechs Teile, die, in zwei Bände gebunden, 3 Mark kosten.

— So seid Ihr! Aphorismen von Otto Weiß. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, gebd. 4 Mark). Zur Empfehlung dieses kleinen Buches wird vielen schon die Bemerkung auf dem Titel genügen: „Mit einem Vorwort von Georg Brandes." Der große dänische Kritiker würde nicht bei einer Publikation Pate stehen, der er innerlich seine Zustimmung versagen müßte; aus seinem Vorwort aber sehen wir, daß er mit aufrichtigem Vergnügen und herzlichem Beifall die Aphorismen des geistreichen Frankfurters gelesen hat, den er „einen für diese philosophisch-künstlerische Sonderart merkwürdig begabten Mann" nennt. — Aphorismen sind vielleicht kein Gericht für die breitesten Kreise; wie sie nur da zur Vollendung gedeihen können, wo eine ganz besondere Begabung für knappe, klare Form mit einem großen Reichtum an Lebenserfahrung und Menschenkenntnis zusammentrifft, so wird auch nur der sie ganz genießen und würdigen, der für literarische Ziseleurarbeit Sinn hat und selber das Leben und die Menschen genügend kennt, daß es zwischen ihm und dem Autor nicht vieler Worte bedarf, um sich über die wichtigsten Dinge, oft scheinbar nur mit einem Blick und einem Lächeln, zu verständigen. Daß also gute Aphorismen geschrieben werden und daß sie verständnisvolle Leser finden, ist immer ein Zeichen einer verfeinerten literarischen und sozialen Kultur, nicht minder wie das Bedürfnis und die Fähigkeit, eine geistig belebte und dabei doch leidenschaftlose Konversation über Gegenstände des geistigen Interesses zu führen. Denn, wie es in einem von Brandes in der Vorrede zitierten Worte heißt: „Die Lektüre von Aphorismen ist keine Arbeit, sondern ein Surrogat für Gespräche." Der Leser der Weißschen Aphorismen — das vorliegende Heft von „Ueber Land und Meer" bringt deren neue, bislang ungedruckte — wird rasch herausfühlen, daß ein glänzender Causeur zu und mit ihm spricht, ein Plauderer und Beobachter, dessen Blick durch Vorurteilslosigkeit geschärft, dessen Wort durch prägnanten Witz geschliffen ist. Und um so anregender ist diese Unterhaltung, als Weiß einer ironischen Ausdrucksweise den Vorzug gibt, die den Leser gleichsam den letzten Teil der geistigen Arbeit, die in dem einzelnen Aphorismus steckt, selbst ausführen läßt. Wenn er etwa sagt: „So viele Schuldner klagen über die Undankbarkeit ihrer Gläubiger!" oder: „Kinder lügen nicht so viel wie Erwachsene; sie sind eben noch nicht erzogen;" oder: „Der Aberglaube wird von vielen nicht nur gehegt — auch belächelt!" Ob Weiß nun aber sich der Ironie oder einer andern Form des Witzes bedient — immer darf man ihn mit seinem eignen Wort loben: „Der wahre Witz ist der, der etwas aufklärt." Was den Inhalt seiner Aphorismen betrifft, so hat Brandes ihn treffend bezeichnet, indem er sagt, daß sie vorwiegend eine Psychologie des täglichen Lebens geben. „Sie behandeln nicht die Geheimnisse des Daseins, gehen aber zuweilen tief im Aufsuchen der Wurzel menschlicher Gefühle, Handlungen und Gesinnungen. Sie drehen sich nicht nur um Freundschaft und Ehe, Religion und Moral, Politik und Gelehrsamkeit, sondern auch um das Verhältnis zwischen Armen und Reichen, um Kunst und Theater, um alle Arten der Verstellung und des Irrtums."

— Ludwig Börnes Berliner Briefe. Nach den Originalen mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Ludwig Geiger (Fontane & Co., Berlin). Diese Briefe Börnes aus Berlin, an Jeannette Wohl gerichtet, sind in ihrer ursprünglichen und unverkürzten Gestaltung noch nirgends erschienen. Sie waren allerdings früher — aber sehr gekürzt — in einer seit längerer Zeit vergriffenen Ausgabe nachgelassener Schriften Börnes gedruckt gewesen. Alle Rücksichten, die vor zirka sechzig Jahren Auslassungen und Veränderungen nötig machten, sind jetzt fortgefallen, und die Texte sind buchstäblich getreu den Originalen kopiert. Wer also nur das geringste Interesse für Börne besitzt, wird in diesen Briefen vieles finden, was ihm den Dichter noch näher bringt, sein eigentliches Sein und Wesen ihm in zwangloser Natürlichkeit vor Augen führt. Das ganze Berliner Leben im Jahre 1828 steht wieder auf mit seinen geistreichen Männern, seinen feinsinnigen Frauen. Das Haus Mendelssohn mit seinem anregenden Verkehr tritt uns entgegen. Berlin war damals schon Mittelpunkt alles geistigen Verkehrs in Deutschland, und Börne stand nicht allein mitten darin, sondern er berichtete auch jedes kleinste Vorkommnis getreulich seiner verständnisvollen Freundin. Aber dieser werden nicht nur die großen Ereignisse auf geistigem Gebiet mitgeteilt, nicht nur Theater- und Pressezustände geschildert, es gibt da auch eine Menge interessanten Klatsches zu lesen. Was alle diese Bekenntnisse so interessant macht, ist ihre Unmittelbarkeit, ihre absolut private Natur; sie sind nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt und geben gerade in ihrer Ungezwungenheit ein buntes, lebensvolles Bild des damaligen Berlin und seiner hervorragendsten Persönlichkeiten. Aber auch Börnes eigne Person heben diese unmittelbaren Ergüsse aufs vorteilhafteste hervor. Seine kleinen Bosheiten gegen andre und seine witzige Selbstironie nehmen nicht minder für ihn ein als seine geistreiche Betrachtung der großen Stadt und ihre Kulturbewegung, als die feinen Bemerkungen über bildende Kunst, Musik und Literatur.

— „Rom und die Campagna" von Dr. Th. Gsell-Fels, dieses klassische und in jeder Beziehung einzig dastehende Reisebuch ist unlängst (Leipzig, Bibliographisches Institut, gebunden 12½ Mark) in sechster Auflage und damit neuer, zeitgemäßer Bearbeitung erschienen, die Professor Dr. R. Schoener im Sinne und nach den bewährten Grundsätzen des inzwischen verstorbenen früheren Herausgebers besorgt hat. Der seit vielen Jahren in Rom ansässige Gelehrte gilt als einer der besten Kenner der „ewigen Stadt" und ihrer Kunstschätze und beherrscht in man darf wohl sagen einwandfreier Weise den gewaltigen Stoff des großzügig angelegten Buches, das seiner Natur nach Anspruch darauf machen kann, Interessenten eine ganze Bibliothek zu ersetzen. Mit seinen topographischen, geschichtlichen, kunsthistorischen und literarischen Ausführungen und mit seinem reichlichen und trefflich ausgewählten Kartenapparat ist dieses Reisewerk für alle, die Rom in längerem Aufenthalt kennen lernen wollen, der lehrreichste und beste Begleiter. Aber auch dem Kunstfreund, der das Buch nicht als Cicerone für eine Romfahrt erwirbt, ist „Gsell-Fels' Rom und die Campagna" ein Quellenwerk von hohem Werte. In den fünf Jahren, die seit der letzten Auflage des Buches verstrichen sind, hat sich in Rom vieles verändert, der Kundige wird an Stichproben merken, daß der neue Bearbeiter mit emsigem Bemühen alle Angaben kontrolliert und wenn nötig verbessert hat, mit besonderer Freude aber auch wird er, gerade zur Beurteilung der jetzigen Qualität des Buches auch in dieser Hinsicht, konstatieren, daß die kunstwissenschaftliche Forschung der letzten Jahre in ihren Ergebnissen aufs sorgsamste berücksichtigt ist. Als praktische äußerliche Neuerung an dem Buche ist seine Zerlegbarkeit in fünf selbständige Teile mit jeweils besonderem Inhaltsverzeichnis zu erwähnen, die den Reisenden der Notwendigkeit enthebt, auf seinen täglichen Streifzügen stets den ganzen Band bei sich zu führen.



Hofphotogr. Th. Schuhmann & Sohn, Karlsruhe

Zu den Jubiläumsfeiern am badischen Hofe:
Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise von Baden



Zur Goldenen Hochzeit des badischen Grossherzogspaares

Am 20. September jährt sich zum fünfzigsten Male der Tag, da Großherzog Friedrich von Baden und Prinzessin Luise von Preußen den Bund fürs Leben schlossen. In die Zeit ihrer Vermählung führt uns das kleine Bild zurück, das wir auf dieser Seite unsern Lesern zeigen und das eine anziehende Ergänzung bildet zu dem umstehend wiedergegebenen Doppelporträt des hohen Jubelpaares. — Neugekräftigt vom sommerlichen Aufenthalt im Engadin und auf der schönen Mainau kehrt das großherzogliche Paar nun zurück, um inmitten der ihm in Liebe und Verehrung ergebenen Bevölkerung in Badenweiler das einzig schöne Familienfest zu feiern, an dem auch Kaiser Wilhelm II. teilnehmen wird als Neffe der Großherzogin, aber auch als Vertreter des ganzen deutschen Volkes, das in Großherzog Friedrich einen allezeit echt deutsch gesinnten Fürsten, in seiner Gemahlin besonders auch die einzige Tochter unsers unvergeßlichen „alten Kaisers" ehrt.

Kuno Fischers Rücktritt

Lange schon hielten die Gebrechen des Alters den Nestor der deutschen Philosophieprofessoren vom akademischen Katheder fern, aber noch immer wiegten sich seine Schüler und Freunde in der Hoffnung, die bekannten scharfen Züge des verehrten Lehrers wieder in dem Auditorium maximum der Heidelberger Universität auftauchen zu sehen. Diese Hoffnung hat sich als trügerisch erwiesen. Der Großherzog von Baden hat das Abschiedsgesuch Fischers in Gnaden bewilligt, und die alte Ruperto Carola hat ihren bekanntesten Lehrer für immer verloren. Mit ihm scheidet ein Mann aus dem akademischen Leben, der nicht nur über eine ungeheure Summe von Gelehrsamkeit verfügte, der seinen Stoff mit souveräner Meisterschaft beherrschte, der ihm auch eine klassische, künstlerische Form zu geben wußte, der nicht nur ein Gelehrter, sondern auch eine Persönlichkeit ist. Die Schriften Kuno Fischers werden seine akademische Lehrtätigkeit noch lange überdauern, und die Generation, der es nicht mehr vergönnt war, selbst den beredten Worten des genialen Lehrers zu lauschen, wird aus ihnen noch für Jahre und Jahre Belehrung und Erbauung schöpfen. Sein Hauptwerk ist bekanntlich die „Geschichte der neueren Philosophie", in der er den Leser mit meisterhafter Kunst der Darstellung von Descartes bis Schopenhauer führt. Neben eigentlichen fachphilosophischen Arbeiten verdanken wir Fischer aber auch eine ganze Reihe von Schriften über unsre deutschen Klassiker, die sich gleichermaßen durch ihren Gedankenreichtum wie durch ihre künstlerische Form auszeichnen.


Kuno Fischer


Hofphotogr. Th. Schuhmann & Sohn, Karlsruhe

Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise von Baden als Jungvermählte

Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg

Am 16. September begeht Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg seinen achtzigsten Geburtstag. Die Zahl der Achtzigjährigen in dem Kreise deutscher Bundesfürsten steigt damit auf vier. Herzog Ernst, der seinem Vater, dem Herzog Georg, im Jahre 1853 folgte — seine Mutter war eine Herzogin von Mecklenburg-Schwerin —, ist königlich preußischer und königlich sächsischer General der Infanterie, er steht à la suite des 1. Garderegiments zu Fuß und des Thüringischen Husarenregiments Nr. 12 und gehört außerdem manchen andern Regimentern an. Am 28. April 1853 vermählte er sich mit Prinzessin Agnes von Anhalt, die im Jahre 1897 starb. Da dieser Ehe nur eine Tochter entsproß, die mit dem Prinzen Albrecht von Preußen vermählte Prinzessin Marie, die bereits im Jahre 1898 starb, so ist der mutmaßliche Thronfolger im Herzogtum zunächst sein Bruder Moritz, der aber nur drei Jahre jünger ist als der Herzog selbst. Da aber seiner Ehe mit der Prinzessin Auguste von Sachsen-Meiningen Kinder entsprossen sind,

die selbst schon wieder Kinder haben, so ist die Thronfolge in dem schönen Herzogtum bis auf weiteres gesichert. Seinen Untertanen ist Herzog Ernst stets ein liebevoller Landesvater gewesen, und das ganze altenburgische Land begeht den Tag mit aufrichtigen Gefühlen des Dankes und der Verehrung.



Hofphot. Paul Winkler, Altenburg

Zum achtzigsten Geburtstag des Herzogs Ernst von Sachsen-Altenburg

Besuch König Eduards von England

Die langandauernde Mißstimmung zwischen Kaiser Wilhelm II. und seinem königlichen Oheim, Eduard VII. von England, die im vorigen Jahr, als der König auf der Reise nach Marienbad sozusagen direkt am Kaiser vorbeifuhr, am auffälligsten bekundet wurde, scheint nunmehr wieder den für so nahe Verwandte normalen Beziehungen Platz machen zu sollen. Eduard VII. hat den im vorigen Jahre unterlassenen Höflichkeitsakt nachgeholt und mit dem Kaiser in dem schönen Schlosse Friedrichshof bei Cronberg, dem Witwensitz und Sterbeort der Kaiserin Friedrich, eine Zusammenkunft gehabt, die vor allem einen familiären Charakter hatte, aber auch zu politischer Aussprache Gelegenheit gab. König Eduard VII. traf am 15. August morgens in Cronberg ein und fuhr am 16. früh nach Marienbad weiter; der Nachmittag des 15. wurde zu einem Ausflug auf die Saalburg benutzt, an dem auch die übrigen in Cronberg anwesenden Fürstlichkeiten teilnahmen. — Die Monarchenzusammenkunft wird hoffentlich dazu beitragen, das in der letzten Zeit wieder freundlicher gewordene Verhältnis zwischen England und Deutschland noch günstiger zu gestalten.



Hofphotogr. T. H. Voigt, Homburg

Beim Tee im Prätorium der Saalburg

1. König Eduard; 2. Kaiser Wilhelm; 3. Kronprinzessin von Griechenland; 4. Sir Frank Lascelles; 5. Gesandter von Rucker-Jenisch



Hofphotogr. T. H. Voigt, Homburg u. Frankfurt a. M.

Nach Ankunft auf der Saalburg

1. König Eduard; 2. Kaiser Wilhelm; 3. Großfürstin Maria von Rußland; 4. Prinzessin Friedrich Karl von Hessen; 5. Prinz Friedrich Karl von Hessen; 6. Kronprinzessin von Griechenland; 7. Graf Hohenau; 8. Kronprinz von Griechenland; 9. Gesandter von Rucker-Jenisch; 10. Graf Reischach; 11. General Löwenfeld; 12. Graf Eulenburg; 13. General von Scholl



Dr. Felix Carl Raimund Weber †

Dr. Felix Carl Raimund Weber †

Der deutsche Buchhandel hat einen seiner besten Vertreter verloren. Der Seniorchef der bekannten Leipziger Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber und zugleich langjähriger Herausgeber einer unsrer bekanntesten und bedeutendsten illustrierten Wochenschriften, der „Leipziger Illustrierten Zeitung", Dr. Felix Carl Raim. Weber, ist am 20. August auf seinem Landsitze in Naunhof bei Leipzig verschieden. Der Verstorbene, auf dessen Schultern während seines ganzen Lebens eine enorme Arbeitslast ruhte, hat ein Alter von nur 62 Jahren erreicht. Seine Haupttätigkeit widmete er der genannten Zeitschrift, auf deren künstlerische Richtung er bestimmend einwirkte. In seinen Mußestunden war Dr. Weber auch selbst schriftstellerisch tätig.

Die Tausendjahrfeier der Stadt Weilburg

Die Tatsache, daß im Jahre 906 zum ersten Male die heutige Stadt Weilburg — damals eine Feste, Wilineburch — aus dem Dunkel der Vergangenheit auftaucht, gab der reizend gelegenen Lahnstadt Veranlassung, in diesem Sommer, am 18. und 19. August, das Fest ihres tausendjährigen Bestehens zu feiern. Von 993 bis 1195 gehörte Weilburg den Wormser Bischöfen, denen Kaiser Otto III. es geschenkt hatte; dann kam es, erst als Pfand, 1294 aber definitiv an das nassauische Grafengeschlecht und wurde nach und nach der Hauptort Nassaus. Ein stattliches Schloß, malerisch über der Stadt aufragend, war jahrhundertelang Sitz der Fürsten von Nassau-Weilburg. 1866 kam Weilburg, mit dem übrigen Herzogtum Nassau, an Preußen. Es ist eine kleine, aber blühende, freundliche Stadt, die ihren tausendsten Geburtstag so würdig und glänzend feierte, wie es viele ihrer größeren und jüngeren Schwestern in Deutschland auch nicht besser könnten. Der erste Tag der Feier fand seinen Höhepunkt in einer glänzenden Illumination, der zweite, zu dem an Stelle des ursprünglich angesagten Kronprinzen Prinz Eitel Friedrich eingetroffen war, brachte als Hauptnummern ein ergreifendes Festspiel, von Dr. Spielmann (Wiesbaden) verfaßt, das im efeugrünen Schloßhof zur Aufführung kam, und einen imposanten Festzug, von Kunstmaler Ohlsen sorgfältig und kunstsinnig arrangiert. — Prinz Eitel Fritz, der im Schlosse als Gast des Großherzogs von Luxemburg sein Absteigequartier genommen hatte, reiste noch am Sonntag abend wieder ab; die Festlichkeiten fanden erst am folgenden Tag mit einer Reihe volkstümlicher Veranstaltungen ihren Abschluß.



Phot. Albert Hoffmann, Berlin

Prinz Eitel Friedrich (X) und Oberpräsident von Windheim

Das Landgrafen-Denkmal in Homburg v. d. H.

Am 16. August wurde in der freundlichen Badestadt, die einst Haupt- und Residenzstadt der kleinen Landgrafschaft Hessen-Homburg gewesen ist, das Denkmal, das Kaiser Wilhelm II. der Erinnerung an das im Jahre 1866 erloschene Fürstengeschlecht geweiht hat, in Anwesenheit des hohen Stifters feierlich enthüllt. Die landgräfliche Linie, eine Nebenlinie von Hessen-Darmstadt, begann mit Friedrich I. 1622 und erlosch im März 1866 mit Landgraf Ferdinand, dem jüngsten von fünf Brüdern, die alle kinderlos starben. Der berühmteste der homburgischen Landgrafen ist Friedrich II. „mit dem silbernen Bein", der brandenburgische Feldmarschall (1681 bis



Phot. Peter Zinn, Weilburg

Aus dem historischen Festzug zur Tausendjahrfeier der Stadt Weilburg

1708), der in der Schlacht von Fehrbellin den Sieg des Großen Kurfürsten entschied und — in völlig freier poetischer Darstellung — in Heinrich von Kleists populärstem Drama verherrlicht ist. — Das Landgrafen-Denkmal, ein Werk des Berliner Bildhauers Fritz Gerth, ist in Form eines Obelisken gehalten, der auf Vorder- und Rückseite die Reliefbildnisse des letzten Landgrafen, Ferdinand, und Friedrichs, des Kleistschen „Prinzen von Homburg", zeigt, auf den andern Seiten die Namen der übrigen homburgischen Landgrafen, Devisen und künstlerische Embleme trägt.



Phot. Alb. Hoffmann, Berlin
Das Landgrafen-Denkmal in Homburg v. d. H.
Entworfen von Bildhauer Fritz Gerth

Ferdinand von Saar †

Ein tragisches Geschick hat Deutsch-Oesterreich eines seiner hervorragendsten und geschätztesten Dichter beraubt. Ferdinand von Saar, der liebenswürdige Novellist und feinsinnige Lyriker, ist am 24. Juli einer Verletzung erlegen, die er, seit langer Zeit von einem schweren, unheilbaren Leiden gequält, tags zuvor sich beigebracht hatte. Der Dichter war am 30. September 1833 in Wien geboren. Er war erst einige Monate alt, als er Waise wurde, und ward von seinem Großvater und Paten Ferdinand von Nespern erzogen. Auf dessen Wunsch trat Saar nach Absolvierung des Gymnasiums in die Armee, verließ aber nach dem Kriege von 1859 den Heeresdienst und widmete sich ganz der literarischen Tätigkeit, zu der er sich schon seit Jahren hingezogen gefühlt hatte. Seine Jugendlyrik stand unter dem Einflusse Lenaus; in seinen ersten Theaterstücken und seinen ältesten Novellen ist eine leichte Anlehnung an Grillparzer zu bemerken, der den aufstrebenden jungen Dichter als ein vollgültiges starkes Talent anerkannte und sein Trauerspiel „Kaiser Heinrich der Vierte" mit rückhaltlosem Lobe bedachte. Auf der Bühne ist dieses Stück Ferdinand von Saars, wie die Mehrzahl seiner andern Stücke, nicht erschienen. Dem großen Publikum war Ferdinand von Saar weit mehr als Novellist und als Lyriker bekannt, denn als Dramatiker. Als Perle seiner novellistischen Schöpfungen gilt „Innozenz"; daran reihen sich die „Novellen aus Oesterreich", „Schloß Kostenitz" und die Novellensammlungen „Schicksale" und „Traumbilder". Die lyrischen Schöpfungen Saars sind in verschiedenen Sammlungen erschienen; das Bedeutendste darunter sind die „Wiener Elegien". Vor einigen Jahren hat der Dichter noch ein Buch „Nachklänge", das neue lyrische Gedichte, zwei dramatische Fragmente und drei Novellen enthielt, und vor einigen Monaten einen Novellenband veröffentlicht.



Phot. Carl Strempels Nachf., Wien
Ferdinand von Saar †

Prinzessin Mathilde von Sachsen-Koburg †

Die am 6. August einem schweren Lungenleiden erlegene Prinzessin Mathilde von Sachsen-Koburg war eine Tochter des Prinzen Ludwig und der Prinzessin Maria Theresia von Bayern. Am 17. August 1877 geboren, vermählte sie sich am 1. Mai 1900 mit dem Prinzen Ludwig von Sachsen-Koburg-Kohary, der als Hauptmann im österreichischen 1. Kaiserjägerregiment in Innsbruck lebt. Im Winter 1905 erkrankte die Prinzessin während eines Aufenthalts in ihrer Vaterstadt an einer Influenza, aus der sich dann die schwere, zu einem so frühen Ende führende Krankheit entwickelte. Der Tod der Prinzessin, die zwei Kinder in zartem Alter zurückläßt, hat in den weitesten Kreisen besonders auch der Münchner Bevölkerung tiefes Mitgefühl wachgerufen. Durfte sich doch Prinzessin Mathilde schon als junges Mädchen, dank ihrer frischen, blühenden Schönheit und ihres wahrhaft sympathischen Wesens, allgemeiner Beliebtheit erfreuen.



Hofphot. Gebr. Lützel, München
Prinzessin Mathilde von Sachsen-Koburg †



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft
Vom Jubiläum der Universität Greifswald: Begrüßung des Prinzen August Wilhelm durch den Bürgermeister

Das Jubiläum der Universität Greifswald

Die Universität Greifswald beging am 3. und 4. August das Fest ihres 450jährigen Bestehens. Ihr Begründer war der Bürgermeister Heinrich Rubenow, auf dessen Betreiben Papst Calixtus III. unterm 29. Mai 1456 die Stiftungsbulle erließ, worauf am 17. Oktober desselben Jahres die Universität mit Rubenow selbst als erstem Rektor im Beisein des Herzogs Wratislaw IX. eröffnet wurde. Dem Jubiläum, das mit einem Festzuge begann, wohnte als Vertreter des Kaisers Prinz August Wilhelm bei; er verlas beim Festakte eine kaiserliche Botschaft, welche die Glückwünsche des Kaisers zu dem Jubiläum aussprach. Es folgte die Ueberreichung von Adressen und Stiftungen und die Verkündigung von 37 Ehrenpromotionen. Beim Festmahl brachte der Prinz das Hoch auf den Kaiser aus. Kultusminister Studt hob in seiner Ansprache ausdrücklich hervor, der Satz der Verfassung: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei", sei eine unverbrüchliche Richtschnur für ihn wie für jeden preußischen Unterrichtsminister und für die Unterrichtsverwaltung überhaupt. Prorektor Professor Sartorius dankte dem Minister. Das Bekenntnis des Ministers zu dem Satze, daß die Wissenschaft und ihre Lehre frei sei, müsse man festhalten; so müsse es sein und in alle Zeit bleiben, denn nur auf solcher Grundlage könnten Preußens Universitäten, könne die wissenschaftliche Forschung gedeihen.

Wallots Ständehaus in Dresden

Mit eifersüchtigen Augen bewachen die Dresdner die Schönheit ihres Elbflorenz, und besonders die weltbekannte Brühlsche Terrasse ist zugleich der Gegenstand ihres Stolzes und ihrer liebevollen Fürsorge. Es erhob sich damals auch kein kleiner Sturm der Entrüstung, als auf der Terrasse mächtige Baugerüste emporwuchsen und die Meinung sich verbreitete, der Erbauer des Reichstagsgebäudes, Paul Wallot, würde die Reize dieses durch landschaftliche Schönheiten wie durch historische Erinnerungen aller Art ausgezeichneten Platzes zerstören. Diese Befürchtungen haben sich als übertrieben erwiesen. Man kann über die Wallotsche Kunst geteilter Meinung sein, und seit der Zeit, da er im Wettbewerb um den Neubau für den Deutschen Reichstag den Ersten Preis erhielt, hat sich die moderne Architektur gar mannigfach gewandelt, neue Richtungen, neue Männer sind aufgetreten. Wallot aber hat auch in diesem neuesten Werk seine Meisterschaft in souveräner Behandlung wuchtiger Massen und der Erzielung einer gewissen Monumentalität bewährt, ohne dadurch die umliegenden Bauten in der Wirkung zu sehr zu beeinträchtigen. Unter den Monumentalbauten der letzten Zeit nimmt das Dresdner Ständehaus eine der ersten Stellen ein, der Fortschritt unsrer Architektur dokumentiert sich aber seit geraumer Zeit schon nicht mehr in den großen Gebäuden für die Zwecke des öffentlichen Lebens im Staat und in der Kommune, die modernen Warenhäuser und die große Zahl der Landhäuser sprechen klarer und deutlicher das aus, was die moderne Architektur heute will und wirkt.



Phot. H. Ernemann
Das von Paul Wallot erbaute Ständehaus in Dresden



Hofphot. C. Jagerspacher, Gmunden

Friederike Goßmann (Gräfin Prokesch-Osten) †

Friederike Gossmann †

Das für viele Ehrgeizige so schmerzliche Wort, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht, läßt sich der Hauptsache nach gewiß nicht anfechten; aber oft erfährt es doch eine wohltuende Milderung: gar manchen Bühnenkünstlern bewahrt wenigstens die Mitwelt noch Dankbarkeit und Bewunderung, wenn sie, selbst nach verhältnismäßig kurzer Laufbahn, schon längst von der Bühne Abschied genommen haben. Zu diesen Glücklichen gehörte Friederike Goßmann, die als Gräfin Prokesch-Osten in der Nacht vom 14. zum 15. August in Gmunden gestorben ist. Die Gräfin Prokesch nahm dank ihrer Anmut, Güte und Liebenswürdigkeit eine feste, ehrenvolle Stellung in der Wiener Gesellschaft ein; aber ihren besonderen Zauber verlieh ihr doch der Glanz der Erinnerung an die Jahre, da sie als jugendliche „Naive“ sich die Herzen der theaterfreudigen Wiener im Sturm erobert, als „Grille“ in dem längst vergessenen Stück der Birch-Pfeiffer unvergeßliche Triumphe gefeiert hat. Am 23. März 1838 in Würzburg geboren, betrat sie schon 1853 in München die Bühne, gastierte 1856 im Burgtheater, dem sie von 1857 bis 1861 angehörte, verbreitete noch nach ihrer Verheiratung ihren Ruhm auf ausgedehnten Gastreisen, erschien 1875 wieder in Wien, diesmal auf dem Stadttheater, und nahm Anfang der achtziger Jahre ihren definitiven Abschied von der Bühne als „Nora“.

K. F. W. Wassmannsdorff †

Ein um die deutsche Turnersache hochverdienter Mann ist mit dem am 5. August verstorbenen Dr. Karl Friedrich Wilhelm Waßmannsdorff dahingegangen. Waßmannsdorff, der im Jahre 1821 zu Berlin geboren war, veröffentlichte seine ersten schriftstellerischen Beiträge über Turnwesen noch während seiner Studienzeit, nach deren Abschluß er 1845 einem Ruf an das Gymnasium in Basel folgte. 1847 ging er als Turnlehrer einer Reihe von Anstalten, darunter auch der Universität, nach Heidelberg, wo er schriftstellerisch wie praktisch eine ungemein reiche Tätigkeit entfaltete. Ganz besondere Verdienste hat sich Waßmannsdorff um den Ausbau und die Weiterbildung der Turnsprache erworben.



Hofphot. E. Schultze, Heidelberg

Dr. Karl Waßmannsdorff †

Zu den Unruhen in Finnland

Unter den Meutereien in Heer und Flotte, die nun schon seit Jahresfrist die russische Wehrmacht erschüttern, haben die Revolten von Sveaborg und Kronstadt den stärksten Eindruck gemacht, weil sie besonders deutlich zeigten, wie sehr der letzte Pfeiler der russischen Autokratie schon unterwühlt und ins Wanken geraten ist. Bei den Unruhen in Sveaborg, der Inselfestung, die der Hauptstadt Finnlands, Helsingfors, gegenüberliegt, wurde die Lage noch komplizierter, indem mit dem Aufstand der russischen Truppen in der Festung ein revolutionärer Ausbruch in Helsingfors parallel ging. Die „Rote Garde“, die Kampforganisation der finnischen Revolutionäre, die schon den aufständischen Soldaten ihre Hilfe geliehen hatte, wollte gleichzeitig in Finnland einen Generalstreik erzwingen und rächte sich für das Scheitern dieses Planes durch Gewalttätigkeiten. Die „Blaue (oder „Weiße“) Garde“ konnte die Ruhe nicht aus eigner Kraft herstellen; es mußten Polizei und Truppen herbeigezogen werden, denen es denn auch gelang, den Widerstand der „Roten“ zu brechen.



Phot. G. Gribayedoff, Paris

Von den Unruhen in Finnland: Verhaftung von Mitgliedern der „Roten Garde“ in Helsingfors



Freiherr von Riedel †

Minister a. D. Freiherr von Riedel †

In der Nacht vom 13. auf 14. August starb in München der frühere bayrische Finanzminister Dr. Emil Freiherr von Riedel. Emil Riedel war als Sohn eines Pfarrers am 6. April 1832 in Kurzenaltheim geboren. Aus dem kinderreichen Pfarrhaus konnten ihm keine irdischen Schätze mit auf den Lebensweg gegeben werden, wohl aber verdankt er dem Vorbild der Eltern und den einfachen Verhältnissen, in denen er heranwuchs, vieles von den Eigenschaften, die seine Laufbahn so rasch zu hohen Zielen und großen Erfolgen brachten. Nach beendigtem Studium der Rechte trat Riedel als Bezirksassessor in Ansbach in den bayrischen Staatsdienst, wurde 1859 Hilfsarbeiter im Ministerium des Innern, 1870 Ministerialrat, 1872 Bundesratsbevollmächtigter, am 26. November 1877 Finanzminister. Ueber siebenundzwanzig Jahre hat er dies hohe Amt bekleidet, und die Zeit seiner Amtsdauer bedeutet zugleich eine Periode großen finanziellen Aufschwungs und fruchtbringender gesetzgeberischer Tätigkeit für das Königreich Bayern, das er, die steigenden wirtschaftlichen Konjunkturen mit meisterhafter Umsicht ausnutzend, nach Jahrzehnten des Defizits zu einer Aera glänzender „Ueberschüsse" führte. Die Konversion der bayrischen Staatsschuld, durchgreifende Reformen besonders im Forst- und im Steuerwesen sind ihm zu danken. An heftiger politischer Gegnerschaft von seiten des bayrischen Zentrums hat es dem liberal gesinnten Minister nie gefehlt; persönlich aber erfreute er sich großen Ansehens, ja einer Popularität, wie sie gewiß gerade Finanzministern selten zuteil geworden ist. Trotz all den hohen Auszeichnungen, die er erfuhr — 1892 erfolgte seine Erhebung in den erblichen Freiherrnstand —, ist er stets seiner einfachen Art treugeblieben; dabei besaß er jene feine Weltklugheit, die sich mit harmlosem Humor und Bonhomie zu paaren versteht. In der Geschichte des zweitgrößten der deutschen Bundesstaaten wird Riedels Name immer einen ehrenvollen Klang behalten; aber auch an der Gesetzgebung des Deutschen Reiches hat Freiherr von Riedel, der frei von allem engherzigen Partikularismus war, tätigen Anteil genommen.

Max Eyth †



Max Eyth †

Vor wenigen Monaten erst sind dem verdienten Gründer der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, dem unermüdlichen Wanderer und liebenswürdigen Schriftsteller, allseitig die herzlichsten Glückwünsche zum siebzigsten Geburtstage dargebracht worden, und schon heute müssen wir ihm ein paar Worte des Abschieds in die Grube nachrufen. Unerwartet schnell hat eine kurze schwere Krankheit Max Eyth, den Jüngling im weißen Haar, dessen Arbeitskraft auch auf der Abendseite des Lebens noch ungeschwächt war, auf sein letztes Lager gestreckt. Viel zu früh für seine Freunde und für die vielen, die von seiner heiteren, lebensfrohen Kunst noch aus den Jahren wohlverdienter Muße manche schöne Frucht erwarteten, ist er plötzlich geschieden. Sein siebzigster Geburtstag, der ihm Ehrungen aus allen Teilen der Welt in Hülle und Fülle einbrachte, bot Gelegenheit genug, die Einzelheiten dieses reichbewegten Wanderlebens zu betrachten, es ist nicht mehr nötig, noch einmal darauf zurückzukommen. Seine Schriften werden die Erinnerung an Max Eyth auch noch über das Grab hinaus lebendig erhalten.

Von der oldenburgischen Grossherzogsfamilie



Phot. Max Damm, Bad Harzburg

Großherzogin Elisabeth von Oldenburg mit ihren Kindern

Großherzogin Elisabeth von Oldenburg hat diesen Sommer mit ihren drei Kindern, dem Erbprinzen Nikolaus und den Herzoginnen Ingeborg und Altburg, zwei Monate in Bad Harzburg geweilt. Während die hohe Frau in Oldenburg infolge ihrer vielen repräsentativen Pflichten wenig mit ihren Kindern zusammen sein kann, konnte sie sich in Harzburg diesen ganz widmen und machte mit ihnen große und kleine Touren zu Wagen oder zu Fuß; häufig sah man auch die Kinder reiten und die Großherzogin nebenher gehen. Der Aufenthalt in Harzburg ist den fürstlichen Gästen vorzüglich bekommen. Der Großherzog von Oldenburg war mehrfach in Harzburg, um die Seinen zu besuchen. Großherzogin Elisabeth, eine Tochter des verstorbenen Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg, ist die zweite Gemahlin des Großherzogs Friedrich August von Oldenburg, dessen einziges Kind aus erster Ehe bekanntlich die Prinzessin Eitel Friedrich von Preußen ist.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Französische Aerzte in Berlin: Gruppenaufnahme beim Besuch des Langenbeck-Hauses (× Geheimrat von Bergmann)

Französische Aerzte in Deutschland

Fünfunddreißig französische Aerzte, von einigen Damen begleitet, haben im August eine Studienreise durch Deutschland unternommen, deren erste Stationen die großen Rheinstädte, wie Düsseldorf und Köln, waren und die dann über Frankfurt a. M. nach Berlin, von da nach Dresden und Baden-Baden führte. Besonders haben den fremden Gästen die sanitären Einrichtungen Berlins, wie zum Beispiel das Rudolf-Virchow-Krankenhaus, imponiert. Freudig zu begrüßen ist es, daß sich die herzlichsten kollegialen Beziehungen zwischen den französischen Aerzten und ihren deutschen Gastgebern anknüpften

Das lenkbare Luftschiff des Majors von Parseval

Der Militärluftschiffahrt wird jetzt von allen Staaten vermehrte Beachtung geschenkt. Eine Erfindung jagt die andre, immer neue Konstruktionen tauchen auf, und wenn wir dem Urteil erfahrener Techniker sowohl wie kriegserprobter Militärs trauen dürfen, so dürfte der Augenblick, da das lenkbare Luftschiff als tätiger Faktor in der modernen Kriegsführung auf den Plan tritt, nicht mehr allzu fern sein. Jahrelang behauptete Frankreich in der Aeronautik einen unbestrittenen Vorrang vor allen andern Staaten. Die pfadfinderische Begabung der Franzosen auf dem Gebiete der Technik bewährte sich auch in dieser Hinsicht vortrefflich, und wie es ihnen gelungen war, das erste kriegsbrauchbare moderne Unterseeboot zu konstruieren, so waren es auch französische Techniker und Offiziere, die das erste Luftschiff erbauten, mit dem das Problem gelöst wurde, in horizontaler und vertikaler Richtung zu steuern und nach Belieben zu landen. Ueber das Juillot-Lebaudysche Luftschiff wurde bereits an dieser Stelle eingehend berichtet. Verhältnismäßig spät erst trat Deutschland in den äronautischen Wettbewerb ein, und der in letzter

(Fortsetzung auf Seite 211)

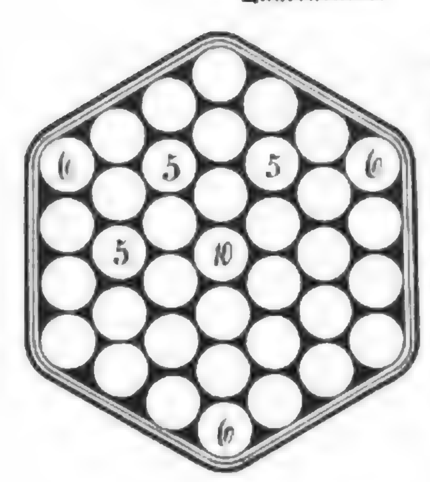


Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

Uebungsfahrt des von Major von Parseval konstruierten Luftschiffs über dem Tegeler Schießplatz

Für müßige Stunden

Zahlenrätsel



In die freien Felder der nebenstehenden Figur sind die Zahlen 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 14 und 15 je dreimal derart einzusetzen, daß die Summe jeder senkrechten, jeder rechts- und jeder linksschrägen Reihe 40 beträgt. Wie kommen die Zahlen zu stehen?

H. B.

Silbenrätsel

Es nimmt zu friedlich stillem Schlummer
Dich auf das erste Silbenpaar.
Doch sitzen oft in ihm auch Leute.
Die halten Reden immerdar.

Die dritt' und vierte Silbe streifen
Mit frohem Sinne durch das Land.
Auch üben sie im strengen Dienste
Im deutschen Heere Aug' und Hand.

Das Ganze bringt im ersten Paare
Gar vielen Tieren Tod und Weh:
Doch schießt es nicht mit Schrot und Pulver.
Auch pirscht es nicht auf Hirsch und Reh. F. M.-S.

Arithmogriph

12345678 — eine Blume, die wild und im Zimmer gedeiht.
2712562 — eine Kaiserin war es in neuer Zeit.
372125 — eine Insel mit schönem waldigen Strand.
48823 — als Fluß, als Vogel, als Frucht bekannt.
5784 — so hieß ein König im alten Rom.
655 — ergießt sich in einen deutschen Strom.
75 — wird oft als Vorsilbe angewandt.
8 — zum Schluß bleibt nur noch ein Konsonant.

F. M.-S.

Scharade

Ach, ich warb mit heißem Streben
Um das Glück an manchem Ort,
Doch in meinem ganzen Leben
Hatte ich verkehrtes Wort
— Streich vorher die ersten drei —
Segen und Erfolg dabei.

Gestern aber, als ich grollte,
Weil das Glück mir nichts beschert,
Fand ich endlich, was ich wollte,
Fand ich, was ich lang begehrt:
Rätselworte, ungezählt,
Bunt, wie sie mir stets gefehlt.

Aber mitten in dem Glücke
Wacht' ich auf und war erschreckt,
Denn nur eines Traumes Tücke
Hatte grausam mich geneckt.
Und nun seufz' ich fort und fort:
Ach, es war ja nur ein Wort. Dr. Sch.

Palindrom

Vorwärts in Italiens Gauen
Ist es als alte Stadt zu schauen:
Oestreicher und Franzosen waren
Dort im Kampfe vor hundert Jahren.

Rückwärts aber es viele Heiden
Mit ihrer Hand sich selbst bereiten,
Um dann davor hinzutreten
Und als Gottheit es anzubeten. F. M.-S.

Homonym

Seht doch den jungen Chemiker dort:
Er sucht zu finden das Rätselwort,
Das in der weißlichen Masse steckt,
Die widerlich riecht und bitter schmeckt.

Doch seine Gedanken schweifen fort —
Er sieht das liebliche Rätselwort,
Das er erst gestern noch hielt im Arm
Und das ihn küßte so süß und warm. F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 1:

Des Kaleidoskoprätsels: „Die Leute, die niemals Zeit haben, tun am wenigsten." (Lichtenberg)
Des Silbenrätsels: Dachstein.
Des Wechselrätsels: Marie, Weimar.
Des Worträtsels: Anders.

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe II

Von H. Vater in Weimar
(Neu)

Schwarz (5 Steine)

Weiß (8 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe I

W. 1. Lh3—g2
S. 1. Ke5×d5
W. 2. Te4—e5†
S. 2. Kd5—c4, c6, b6
W. 3. Lg2—e1, Db2—b6 matt.

A.

S. 1. Th7—h6
W. 2. Te4—d4 und
W. 3. Db2—b4, ×b6 matt.

B.

S. 1. d7—d6
W. 2. Db2—b4†
S. 2. Ke5×d5
W. 3. Db4—c4 matt.

C.

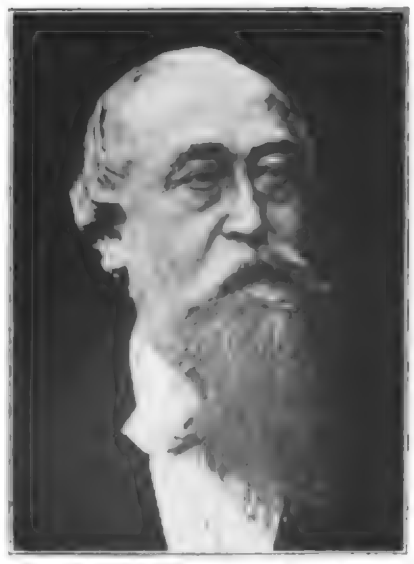
S. 1. belieb. anders
W. 2. Db2—b6†
S. 2. Ke5×d5
W. 3. Te4—d4 matt.



Krämer (zum Jungen, der einen Topf Sirup bei ihm geholt hat): „Nun, wo hast du denn 's Geld?"
Junge: „'s Geld wär' im Toppe, hat meine Mutter gesagt."

Zeit allzu stark hervortretende Konservativismus unsrer Militärtechniker zeigte sich auch hier. Jetzt ist es aber dem bayrischen Major von Parseval gelungen, ein Luftschiff zu konstruieren, das dem französischen zum mindesten ebenbürtig, wenn nicht überlegen ist. Bei den verschiedenen Versuchen glückte es dem Erfinder, in einer Höhe von 200 bis 300 Metern mehrere Male eine vollkommene Acht zu fahren und auch sonst die Richtung beliebig zu wechseln. Man kann auf die Ergebnisse der weiteren Probefahrten, die von der gesamten Technik mit Aufmerksamkeit verfolgt werden, gespannt sein.

Otto Mühlbrecht †



Verlagsbuchhändler Otto Mühlbrecht

In Groß-Lichterfelde ist am 26. Juli Otto Mühlbrecht, einer der bekanntesten und angesehensten deutschen Verlagsbuchhändler, Mitinhaber der Firma Puttkammer & Mühlbrecht, im neunundsechzigsten Lebensjahre gestorben. Mühlbrecht hat besonders auf einem Gebiete, auf dem das Schaffen des Buchhändlers und das des Gelehrten oder Literaten in engstem Zusammenhange miteinander stehen und einander ergänzen, auf dem Gebiet der Bibliographie, eine hervorragende Initiative und eine lebhafte schriftstellerische Tätigkeit entfaltet. Seine Jugend- und Lehrzeit führte ihn von Braunschweig, wo er am 28. Februar 1838 geboren war, nach Göttingen, Kiel und Elberfeld, dann 1862 nach Amsterdam, wo er viel für deutsche Zeitungen und Zeitschriften korrespondierte. Nachdem sich sein Plan, in Singapore eine eigne internationale Buchhandlung zu errichten, zerschlagen hatte, ging er 1865 nach London, dann nach Paris und 1866 nach Leipzig. 1867 kam er nach Berlin und gründete hier im folgenden Jahre mit Albert Puttkammer eine Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaft, die bald einen bedeutenden Aufschwung nahm und gegenwärtig als die erste in ihrem Spezialfache gelten kann. Die Firma ist Lieferantin der Königlichen Bibliothek in Berlin,

Kommissionärin der Bibliothek des Kaiserlichen Reichsrates in Petersburg, Verlegerin der Veröffentlichungen des Kaiserlich deutschen Statistischen Amtes u. a. Mühlbrecht selbst war Mitglied der Königlich preußischen literarischen Sachverständigenkommission sowie der historischen Kommission und des Urheberrechtsausschusses im Börsenverein deutscher Buchhändler. Unter seinen bibliographischen Werken steht obenan die von ihm herausgegebene „Allgemeine Bibliographie der Staats- und Rechtswissenschaften“, von der bis jetzt 38 Bände vorliegen. Einen wertvollen Auszug aus diesem gewaltigen Repertorium der juristischen und kameralistischen Fachliteratur gab Mühlbrecht in seinem zweibändigen „Wegweiser durch die neuere Literatur der Rechts- und Staatswissenschaft“, der eines der wichtigsten und brauchbarsten bibliographischen Hilfsmittel unsrer Zeit darstellt. Von sonstigen schriftstellerischen Publikationen Mühlbrechts sind zu nennen: „Beethoven und seine Werke. Eine biographisch-bibliographische Skizze“ (1866); „Die Bücherliebhaberei in ihrer Entwicklung bis zum Ende des 19. Jahrhunderts“, besonders aber „Erinnerungen aus 30 Jahren, 1860 bis 1890“ (1890—1903) und „Aus meinem Leben“ (1898).

Briefmappe

W. P. K. Da Sie unsre Meinung über Ihre Gedichte zu hören wünschen, so wollen wir Ihnen nicht verhehlen, daß wir sie herzlich dilettantisch und die „Ritterliebe“ unangenehm sentimental und süßlich finden.

H. K. in Delmenhorst. Das um die Weihnachtszeit des Vorjahres in dieser Zeitschrift besprochene kaufmännische Handbuch war „Obst, Das Buch des Kaufmanns“ (Leipzig, Poeschel & Trepte). Die beste Empfehlung dieser vortrefflichen Enzyklopädie dürfte darin liegen, daß bereits jetzt eine zweite Auflage nötig geworden ist. Das Buch kostet gebunden 20 Mark, die neue Ausgabe soll zunächst in 17 Lieferungen à 1 Mark erscheinen.

S. 100. Eine Heimstätte für studierende oder in irgendeinem Beruf tätige Damen bietet in Leipzig das Marien-Heim. Es befindet sich in einem geräumigen, ruhig gelegenen, von einem kleinen Garten umgebenen Hause in der Salomonstraße Nr. 2. Der Pensionspreis beträgt monatlich 60 bis 75 Mark. Schriftliche und mündliche Anmeldungen werden von der Vorsteherin entgegengenommen. Auch Damen, die sich nur kürzere Zeit in Leipzig aufzuhalten wünschen, finden im Marien-Heim Aufnahme.

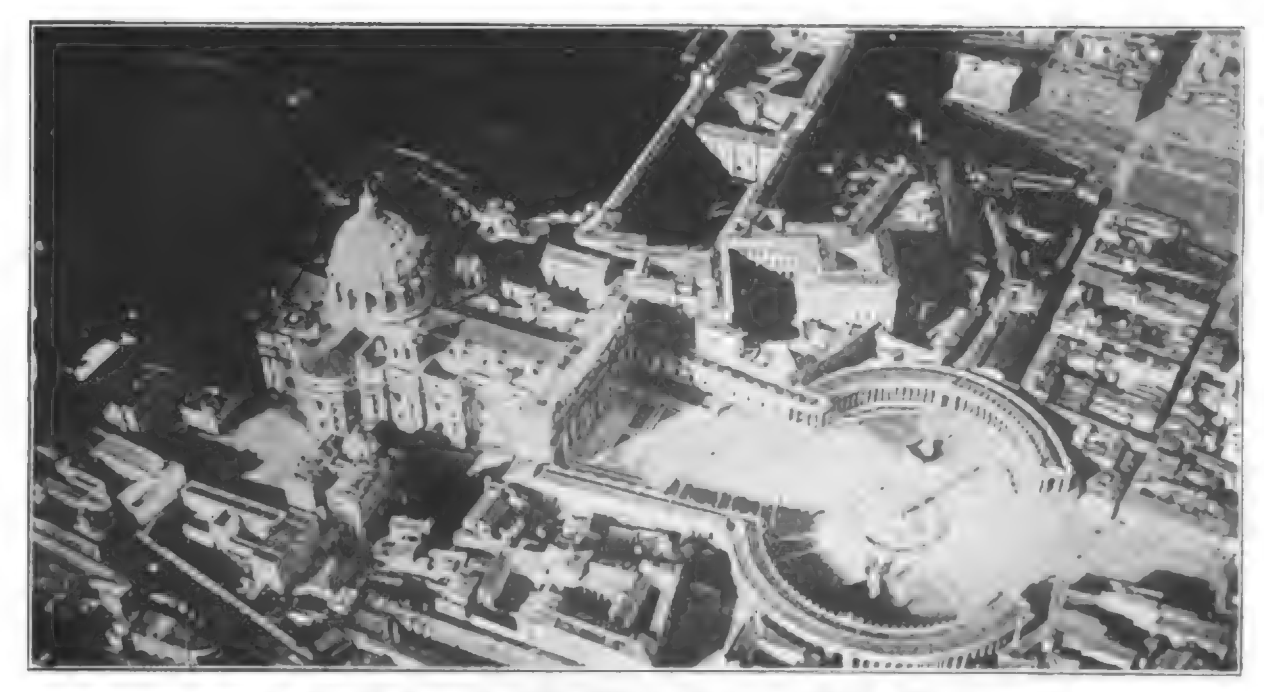
Aux quatre peupliers blancs. Die uns eingesandten Rätsel akzeptieren wir gern und bitten, uns eventuell Ihre Adresse mitzuteilen.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Auch in England beginnt man seit kurzer Zeit der Frage einer rationellen Zahnpflege der Schuljugend näher zu treten, indem man in den ersten Schulen Londons, Edinburgs 2c., wie Wellington College, Marlborough College, Harrow College 2c., Schul-Zahnärzte anstellt, welche die Zähne der Kinder untersuchen und den Eltern regelmäßig Mitteilung über den Zustand der Zähne ihrer Kinder machen. Eine regelmäßige Mundpflege mit einem allen Anforderungen der modernen Hygiene entsprechenden unschädlichen Zahnputzmittel, wie es z. B. das seit Jahren bestbewährte Kalodont darstellt, ist zur Erhaltung unseres Allgemeinbefindens unerläßlich und kann den Eltern nicht genug empfohlen werden.

Merkmale neuzeitlicher Schönheit in Möbeln. Kurz zusammengefaßt geben wir in Folgendem die Lehre, die man bis heut für Möbel aus der neuen Bewegung im Kunstgewerbe logischer Weise ziehen muß. Ein Möbel soll folgende Eigenschaften haben: 1. Zweckmäßigkeit, d. h. jedes Möbel muß seinem Zweck so gut entsprechen, als der Preis und sonstige Umstände es zulassen. — 2. Gemäßheit des Materials, d. h. Holzmöbel sollen wie Holzmöbel aussehen. — 3. Stimmung zum Ganzen. Im Zimmer soll Harmonie herrschen. Also kein Stück darf „herausfallen“ resp. auffallen. Genau so sei es mit den Ornamenten, Schnitzereien am Möbel selbst. — 4. Großzügigkeit. Uebersichtlich, klar geteilt sei Raum wie Einzelmöbel. — 5. Gelegentlicher Schmuck sei der vornehmste, d. h. der, den die Gelegenheit bietet, als z. B. das Material, die Konstruktion, die örtlichen Verhältnisse, Licht und Schatten, die persönlichen Beziehungen des Besitzers zum Gegenstand und andere. — 6. Einfachheit. Das Fortissime des Chors der Ornamente ist der ruhigen Fläche gewichen. Feinere Töne und Stimmungen werden wieder wahrnehmbar. — Vorstehendes ist den Schriften von Dittmar's Möbel-Fabrik, Berlin C., Molkenmarkt 6, entnommen. Diese Firma sendet die Schriften gern kostenfrei unseren Lesern auf ihren Wunsch.



Die Peterskirche und der Petersplatz in Rom, vom Ballon aus gesehen



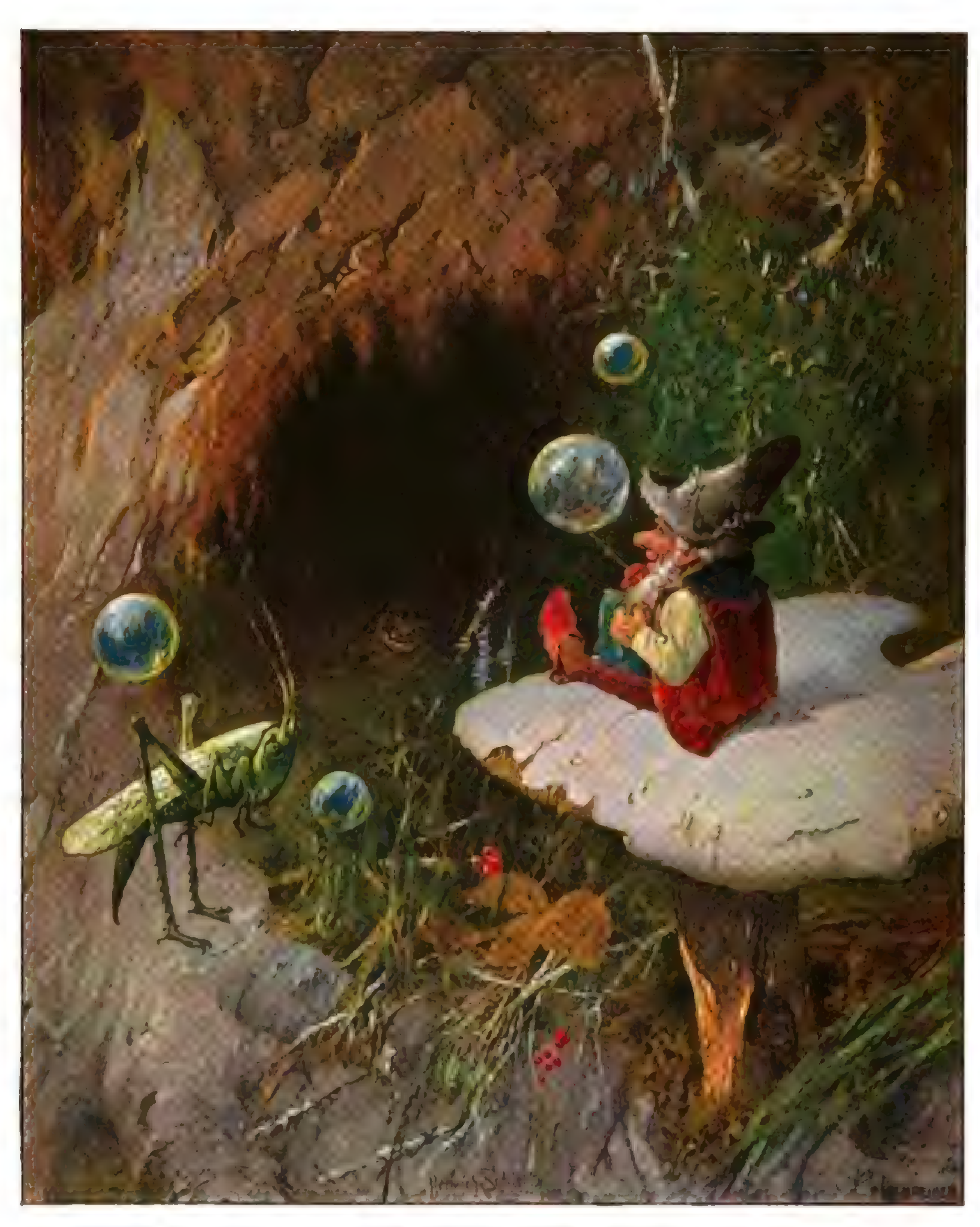
Zum Erdbeben in Chile: Das zerstörte Kriegerdenkmal in Valparaiso

Das Erdbeben in Chile

Das furchtbare Erdbeben am 18. April, das San Francisco, die Perle des Pacific, in Trümmer legte, hat soeben in Südamerika ein trauriges Gegenstück erhalten. Diesmal hat Valparaiso, den großen chilenischen Hafen, der Schicksalsschlag getroffen. Die ersten genauen Nachrichten über die Katastrophe kamen über Nordamerika. Die seismographischen Instrumente des meteorologischen Instituts in Washington verzeichneten am Abend des 16. August eine sehr starke und deutlich bemerkbare Erderschütterung, die um 7 Uhr 5 Minuten 22 Sekunden einsetzte. Man konnte genaue Aufzeichnungen von Bewegungen der Erdrinde erzielen, die sich sowohl von Norden nach Süden wie von Osten nach Westen erstreckten. Die Erschütterungen waren verhältnismäßig langsam, die einzelnen Stöße aber ganz besonders heftig, und jeder Stoß dauerte ungefähr 18 bis 40 Sekunden. Die Bewegungen dauerten ohne Unterbrechung mehrere Stunden und endeten gegen Mitternacht. Dieses Erdbeben entschied über das Schicksal von Valparaiso und Santiago. Weitere Stöße in den folgenden Tagen haben dann das Zerstörungswerk vollendet. Ein Augenzeuge schildert die Katastrophe folgendermaßen: „Ein heftiger, lang anhaltender Erdstoß rief eine allgemeine Panik hervor. Die Bevölkerung floh ins Freie, mehrere Gebäude stürzten ein. Dann ein zweiter, und plötzlich lagen ganze Stadtteile in Trümmern. Tiefe Finsternis breitete sich zugleich über die unglückliche Stadt, bis ein paar Augenblicke später überall die Flammen der Feuersbrünste aufloh̄ten. Ein Anblick, der von der geängstigten Bevölkerung wie eine Art von Erlösung empfunden wurde." Valparaiso, die am härtesten betroffene Stadt, ist der Mittelpunkt des gesamten chilenischen Handels und eines der größten Verkehrszentren des ganzen südamerikanischen Kontinents. Ein Erdbeben bereitete ihr übrigens bereits im Jahre 1835 ein ähnliches Schicksal, aber dank der vortrefflichen Lage an einer großen Bucht hat sie sich bald wieder erholt. Sie ist der Ausgangspunkt der sogenannten transandinischen Bahn und war bis jetzt eine mit allen technischen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattete Großstadt. Die fast beispiellose Energie und der rastlose Eifer, mit dem die Yankees San Francisco wieder aufbauen, wird gewiß auch die Tatkraft der Chilenen, des rührigsten Volkes in Südamerika, gewaltig anstacheln.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag, Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.





Lustiger Zeitvertreib

Nach dem Gemälde von Heinrich Schlitt (München)

Lukas Hochstraßers Haus

Roman

von

Ernst Zahn

I

Die Glocken von Herrlibach hatten ausgeläutet. Zum zweiten Male heute. Zweimal hatten sie mit ihren schönen klaren, hallenden Stimmen ein „Es ist vollbracht" über das Dorf gesungen, das erstemal am Morgen, und das vollbracht war, war das Leben der Frau Regula Hochstraßer, das zweitemal eben jetzt um die Einnachtezeit, und was sich jetzt erfüllt hatte, war ein reicher, strahlender Tag. Ein Menschenleben und einen Menschentag hatten die Glocken von Herrlibach zu Grabe gesungen. Jetzt lag über der weiten Hügelgegend, über dem weißen Dorf und dem langen blauen See zu seinen Füßen, auch über dem in mächtigem Bogen über alles sich spannenden Himmel die tiefe Glut, welche die scheidende Sonne entzündet. Die waldgekrönten Hügel erschienen dunkel und scharf umrissen, über ihnen lag das Abendglühen als sanfter rosenfarbener Hauch; der Himmel aber brannte, und der See in der Tiefe trug flammende Streifen, als schwämmen da und dort sturmvertragene Feuerbrände über der Flut. Im Nordwesten lief eine breite, goldengrell leuchtende Linie aus dem roten Abend in das weiße Licht des Horizonts aus. Das war die Lemat, der Fluß, der aus dem St. Felix-See kam und gegen Norden zog.

Vor seinem Hause im Herrlibacher Berg stand Lukas Hochstraßer, der Witwer, hielt die breite Hand über die Augen, sah nach dem leuchtenden Streif unten im Talgrund, der sich im Glanz der Ferne verlor, und hatte Gedanken, wie er sie nie in seinem Leben gehabt hatte, und hatte ein seltsames, ihm selbst kaum klares Gefühl, als hätte er heute, an diesem Tag, an dem er seine Frau verloren hatte, ein Leben zu Ende gelebt und beginne ein neues, obwohl er kein junger Mensch mehr war. Das rote Licht lag auch über seiner zweistöckigen, stattlichen Gestalt, über seinem Hause, dem mit Reben bewachsenen Berg und seinem ganzen frei und hochgelegenen Besitztum. Mensch, Gebäude und Berg zeichneten sich wie daraus hervorgehauen vom Purpurgrund des Abends ab. Der Mensch trug dunkles, bäuerlich schlichtes, schweres Gewand und stand da wie einer der hohen Bäume, deren braune Stämme man oben am Waldsaum in Reih und Glied stehen sah. Seine Schultern waren breit, und auf ihnen saß ein schöner Kopf mit beinahe noch schwarzem, vollem Haar, gleichfarbigem Bart, der an die starke Brust rührte, dichten Brauen über scharfen Augen, starker Nase und breiter brauner, furchiger Stirn. Aufrecht wie der Mensch standen das weiße geräumige, zweiteilige Haus mit dem großen schwarzen Schindeldach, den dunkelgrünen Läden und der schweren messingbeschlagenen, grünen Tür, daneben die braune große Scheune. Wein wuchs an der Halde, auf deren Höhe das Haus stand, Wein war in Spalieren an zweien seiner Mauern gezogen, und über der Tür auf grauen Sandsteinbogen gemalt war sein Name „Zur Weinlaube" zu lesen. Es war etwas Freies, Festes um das Haus, es sah aus, als könnten keine Schulden darauf lasten, stand ehrlich, breit und behäbig da. Es war das Haus, das zu Lukas Hochstraßer, dem Mann, paßte. Hinter dem großen Gebäude stieg der Hügel höher, trug neue Rebberge, mit Obstbäumen bestandene Matten als grüne Vierecke dazwischen gelegt und oben auf seinem Saume die geraden hohen Tannen. Zwischen den Stämmen der letzteren brach da und dort das blitzende Blau eines Stückleins Himmel hindurch — jenseitiges Land.

Aus dem Hause kam ein Büblein gefahren, vierjährig vielleicht, blondhaarig und mit kecken Augen, in Gewand von städtischem Schnitt gekleidet. Es schoß von hinten auf Lukas Hochstraßer zu und prallte so heftig wider ihn, daß es, mit den Händen sich gegen seine Beine stemmend, mit dem Kopf zwischen diesen hindurchfuhr. Der schwere Mann aber stand ruhig, als ob nichts ihn berührt hätte.

„Hoho," sagte er mit seiner vollen, tiefen Stimme und lachte, einen Augenblick sich niederbeugend, in sich hinein.

Der Bub sah aus seiner drolligen Stellung

zu ihm auf und jauchzte vor Uebermut. „Großvater, Ihr sollt kommen,“ sagte er.

Lukas Hochstraßers Blick war über den Knaben hinweg wieder nach dem hellen Westen gegangen. Er schien nicht davon loskommen zu können.

Der Bub drängte. „Wir müssen bald gehen, sagt der Vater! Ihr sollt kommen, Großvater.“

Da erst wandte sich Lukas und reichte dem Knaben die Hand hin. Der stellte ihn noch. „Die große Glocke macht noch einmal mit mir,“ bettelte er.

Lukas sah in die lebenblitzenden Augen, dann glitt das ruhige Lachen wieder über sein Gesicht, er faßte den Knaben mühelos unter beiden Armen und begann ihn, selbst die Beine weit spreizend, gleich dem Schwengel einer Glocke von sich hinweg und wieder gegen sich zu schwingen. Dazu ahmte er mit seiner dröhnenden Stimme langgezogen das dumpfe Bum—bum der eben still gewordenen größten Herrlibacher Glocke nach. — „Bum—bum—bum!“ Die tiefen Töne der Stimme wurden wie Erztöne vom Wind aufgenommen und vertragen.

„Kommt doch, Vater,“ scholl jetzt ein Ruf vom Hause her. Rosa, seine Tochter, rief nach Lukas Hochstraßer. Dieser setzte darauf den Bub zu Boden, nahm ihn bei der Hand und schritt mit ihm dem Hause zu.

Eine Treppe hoch links neben dem Eingang lag die große, einer niederen Halle ähnelnde, weiß getünchte Wohnstube. Eine ihrer Wände bestand aus lauter Fenstern mit blühenden Blumenstöcken auf den Gesimsen. Ihre Scheiben waren vom Brande des Abends rot, und das rote Licht, das sie in die Stube warfen, drang in die Winkel und Ecken, hob die Geräte, die sie füllten, heraus und übergoß die Gruppe schwarzgekleideter Männer und Frauen, die rings um den langen eichenen Tisch hinter Gläsern und Tellern saßen, mit seinem Schein. Das Schwarz ihres Gewandes half vielleicht, daß jede einzelne Gestalt scharf umrissen im Lichte stand. Jeder der blonden und braunen Köpfe zeigte seine besonderen Formen in harten, starken Linien. Von diesen Köpfen wandten sich einige der Türe zu, als Lukas Hochstraßer, den Knaben an der Hand, eintrat.

„Ihr wollt bald gehen?“ wandte dieser sich an seinen ältesten Sohn, den blondbärtigen Julian, der mit seiner üppigen blonden Frau am oberen Ende des Tisches saß.

„Es wird bald Zeit ans letzte Schiff,“ sagte Julian. Aber sein Bruder Christian, der ihm schräg gegenüber saß, zog seine silberne Uhr und sagte mit dem sparsamen Lächeln, das er immer um den Mund hatte: „Eine starke halbe Stunde kannst noch sitzen bleiben und kommst dann noch zu früh an die Lände.“

Lukas Hochstraßer ließ sich zu Häupten des Tisches nieder. „Ja — und kommt bald wieder einmal,“ ermunterte er den Sohn und die Schwiegertochter, die unten in St. Felix zu Hause waren. Der kleine Enkel stand an sein Knie gelehnt und von seinem Arm gehalten neben ihm. „Es wird schon nicht mehr dasselbe sein wie früher,“ fügte Lukas hinzu und sah bei diesen Worten einen Augenblick aus dem Fenster, ohne daß äußerlich an seinem Gesicht sich etwas geändert hätte, aber vielleicht doch, weil er den sinnenden Ausdruck, der in seinen merkwürdig leuchtenden dunkelblauen Augen war, vor den Jungen nicht sehen lassen mochte. Unwillkürlich wendete sich danach ihr Gespräch wieder derjenigen zu, um derentwillen es im Hause anders war.

Julians Frau Luise wischte sich die Augen, vielleicht aus wirklicher Trauer, vielleicht um dem Schwiegervater zu gefallen, und sagte von der verstorbenen Frau Regula das schöne Wort: „Eine solche wie die Mutter selig kommt nicht wieder.“ Mochte sie es nun meinen oder nicht, wahr war es doch.

„Es ist nicht zu glauben, daß sie nicht mehr da sein soll,“ sagte Julian.

„In drei Tagen gesund und tot,“ fügte Christian hinzu. So gab ein Wort das andre, und in ihrem Gespräch zeichneten sie unbewußt das Bild der heute begrabenen Mutter in scharfen Strichen. Wie sie starken und bewußten Schrittes durch das Haus gegangen, wie sie gewaltet und alles beisammen gehalten, wie ihre Stimme, so und ihr mutiges Lachen so geklungen habe und wie der Vater seiner besten Stütze verlustig gegangen. Unten am Tischende David Hochstraßer, der Zwanzigjährige, biß immer heftiger die Zähne in die Lippen und verbiß doch die Tränen nicht, die ihm über die glatten Wangen liefen, und Martin, sein Bruder, neigte das bleiche Gesicht, bohrte den Blick der dunkeln Augen in die Tischplatte und erinnerte sich zum zwanzigsten Male, daß sich ihm heute eine offene Hand für immer zugetan hatte. Lukas hörte ihren Reden zu. Zuweilen warf er ein langsames, ernsthaftes Wort dazwischen, und seine Stimme war wie das dumpfe, starke Echo ihrer jüngeren helleren oder wie der ruhige Grundklang, aus dem heraus und über den hin die andern schwebten. Als aber Julians Frau abermals davon sprach, wie der Vater einsam sei und einer starken Hand entbehren müsse, fiel Rosa, ihre Schwägerin, ihr mit den spitzen Worten in die Rede: „Ja, nun ich bin auch noch da und will schon zum Vater sehen und neben ihm stehen.“ Dabei überzog sich ihr dunkles Gesicht mit einem jähen Rot und zeigte einen Ausdruck fast bitterer Herbheit. Ihre Züge waren ohnehin scharf geprägt, die Nase gerade und fest, die Lippen schmal, Haar und Brauen tiefschwarz, und die schwarzbewimperten Augen hatten einen zu durchdringenden Blick, als

daß sie die Strenge im Ausdruck des übrigen Gesichtes gemildert hätten.

„Schon recht," begütigte Lukas Hochstraßer, als er sah, daß die zwei Frauen sich ereifern wollten. Er lächelte und gab mühelos dem Gespräch eine andere Wendung, den Frauen mit einer entschiedenen und überlegenen Ruhe die Gelegenheit nehmend, sich zu zanken. Das Uebergewicht seiner Persönlichkeit über die, die mit ihm am Tische saßen, war ein so großes, daß nicht zwischen zweien von diesen ein Gespräch sich entspinnen konnte, sondern daß alle Fäden dessen, was gesprochen wurde, gleichsam bei ihm zusammenliefen. Er sah auch nicht hilfsbedürftig aus, wie die Schwiegertochter ihn hatte hinstellen wollen; dennoch aber war in seinem Wesen vielleicht heute zum erstenmal etwas Zerfahrenes, eine Art Unsicherheit und Unbehaglichkeit, die ihm selber zur Last war. Vielleicht kamen ihm aus diesem Gefühl heraus die Worte, die er jetzt sprach und denen er eine gewisse Feierlichkeit und Gewichtigkeit gab: „So bleibt es, wie wir es besprochen haben, Kinder: wir ziehen ins Nebenhaus, Rosa und ich, ihr, Christian und David, wirtschaftet hier, du, Christian, nimmst das Land, du, David, das Schreiberamt. Martin will beim Militär bleiben."

„Du hast dir deinen Weg schon selber gemacht," wendete er sich an Julian, der ihm in Gesicht und hoher Gestalt am meisten ähnelte, und legte die schwere braune Hand auf die auf dem Tisch ruhende weißere Faust des Sohnes. Des letzteren hübsche Frau schnappte das Lob auf, das in den Worten gelegen hatte, blies sich die weichen Backen auf und brachte an, was sie schon lange gern zum besten gegeben: „Es ist fast gewiß, daß sie ihn in den kleinen Stadtrat wählen werden im Herbst, den Julian."

Lukas stützte die Hand unters Kinn und sah ernsthaft über die Tischplatte hin. „Ich weiß nicht, ob du recht tust, dich in Politik einzulassen," sagte er sinnend, ohne den Sohn anzusehen.

„Ich werde mich kaum mehr entziehen können," sagte Julian. Eine leichte Ungeduld war in seiner Stimme.

„Sie lassen ihm keine Ruhe," warf die Frau wieder ein und sah sich mit einem bezeichnenden Blicke ringsum, wie um zu sagen: ‚Sie wissen eben, wen sie an ihm haben.'

„Die Arbeiterpartei?" fragte Lukas langsam. Die Frau nickte.

„Vergiß nicht zu deinem Amt zu schauen, damit dir der gute Boden nie fehle," sagte Lukas, „auf Parteigunst allein kann einer sein Haus nicht bauen."

Was er immer sagte, Wort war neben Wort hingebaut und stand länger als die der andern im Angedenken derer, die sie hörten. Und so wie er dem Aeltesten mit diesem und jenem Rat einen Weg hinzeichnete: So mußt du gehen — so hatte er vorher, als er davon gesprochen, wie jedem Wohnort und Beschäftigung zugeteilt werden solle, gleichsam mit einem Griff seiner Faust und einem Ruck jeden an seinen Platz gestellt.

Nach einer Weile war Julians Zeit um, und sie erhoben sich alle. Die Geschwister machten sich bereit, den ältesten Bruder ans Schiff zu bringen, nur Lukas wollte zurückbleiben. Als sie darauf alle um den Witwer herumstanden, dessen Scheitel bis an die nicht sehr hohe vertäfelte Stubendecke reichte, fiel erst ins Auge, wie verschieden jedes vom andern war und wie jede Gestalt ihr besonderes Gepräge hatte. Da waren die zwei Frauen, Luise nicht klein, von weichen üppigen Formen, darin wie sie sich umtat und im feineren Gewand die Städterin verratend, neben ihr die zweiundzwanzigjährige Rosa, sie um einen Kopf überragend, fast hager, eckig, das schwarze Gewand von bäuerischem Schnitt und Gesicht und Hände von der Arbeit im Felde gebräunt und hart. Da waren die Männer, zwei gelenkig und wohl wissend, sich umzutun, zwei eckig wie das schwarzhaarige Mädchen und die Scholle nicht verleugnend, die sie bebauten. Julian ahmte in Gang und Haltung den Vater nach. Aber während jener in Bewegung und Worten etwas Freies und Ungewolltes hatte, schien dieser in allem wohl zu wissen, was er tat. Er sah zuweilen wohlgefällig über die eigne schöne breite Brust hinab, strich sich jetzt durch den langen blonden Bart und jetzt über das volle gleichfarbige Haar, und in diesen Gebärden lag die geheime, vielleicht unbewußte Freude an sich selbst. Martin hatte in seiner äußeren Erscheinung mit Julian nichts gemein, aber er verleugnete auch in den Zivilkleidern, die er jetzt trug, nicht den in mehr als dem gewöhnlichen Dienst gedrillten Soldaten. Die Uniform mochte der schlanken wohlgebauten Gestalt wohl anstehen. Er war der schönste von den Söhnen Lukas Hochstraßers, hatte des Vaters einst fast blauschwarz gewesenes Haar und die leuchtenden dunkelblauen Augen. Ein schwarzer Schnurrbart deckte seine Oberlippe. Die übrige Haut seines Gesichtes war von einer dunkeln Blässe, und schwere schwarze Striche unter den Augen gaben seinem Blick einen düsteren Ausdruck, zu dem seine heitere, weiche und einschmeichelnde Rede in schönem Gegensatz stand. Von den beiden jüngeren Söhnen war Christian wie aus der Art geschlagen und ähnelte keinem seiner Geschwister. Er war klein und hager und rotblond, hatte steckiges Haar und einen unscheinbaren rötlichen Schnurrbart. Sein Gesicht bestand nur aus Haut und Knochen, war aber braun und gesundfarbig. Seine Nase hatte einen schmalen, scharf gebogenen Rücken, so daß das „Ich will, was ich will" noch deutlicher aus seinen Zügen zu lesen war

als aus denen seiner scharfzüngigen Schwester. Von dem Jüngsten, dem zwanzigjährigen David, sagten sie, daß er der Frau Regula, seiner verstorbenen Mutter, wie aus dem Gesichte geschnitten sei; aber sie war eine starke und energische Frau gewesen, und er war schlank, von feinem Wuchs und hatte etwas Weibisches an sich, so daß die Brüder manchmal lachend meinten: „Der ist unser Mädchen, der David, nicht die Rosa." Sein Haar war dünn und aschblond, so seine Brauen, und er hatte große schöne hellblaue Augen und einen von keinem Bart verdeckten wohlgeformten Mund. In seinem Wesen war eine linkische Verträumtheit, und in Lukas Hochstraßers Haus, in dem viel und angestrengt gearbeitet wurde, galt er als der, der am wenigsten ausrichtete und auf Matte, Feld und Weinberg zu viel in die Luft staunte, als daß ihm die Arbeit recht von der Hand gegangen wäre.

Lukas geleitete die Seinen bis unter die Haustür. Die Frauen hatten ihre schwarzen Tücher um die Schultern geschlagen, nahmen den Knaben, der nach dem Vater Julian hieß, in die Mitte und schritten voran. Julian der Aeltere verweilte noch einen Augenblick im Gespräch mit dem Vater, und die Brüder warteten auf ihn. Dann nahm auch er Abschied, und sie machten sich zu viert auf den Weg. Die breite Dorfstraße senkte sich, dicht am Hause vorüberführend, steil gegen den See hinab. Lukas trat in die mit spärlicher Weinrebe umwachsene, auf der Westseite des Hauses und schon ein gut Stück über der Straße liegende Laube. Aus ihrer Fensteröffnung war ein weiter Ausblick auf das am Berg heraufwachsende Dorf, die Straße, die hinabführte, und auf den in der Tiefe ruhenden See. Lukas Hochstraßer ließ sich an diesem Fenster nieder. Das Rot des Abends war blaß geworden. Es leuchtete nur noch ein letzter geheimnisvoller Schein über dem Land. In der Laube dämmerte es. Lukas folgte mit dem Blicke seinen Söhnen. In einer Reihe gingen sie die breite Straße hinab, die Gestalt jedes einzelnen war deutlich erkennbar, und ihr Bild stand dem Vater, der es aus sich zu ergänzen vermochte, doppelt deutlich vor Augen. Wie vor einer Stunde, als die Glocken noch ihre Stimme über ihn und sein Haus hingeschwungen, verfiel Lukas Hochstraßer in Sinnen und bedachte sein Leben, wie es war und gewesen.

Da gingen seine Söhne hin und trugen sein Erbe mit sich. Denen gehörte das Leben, und das seine war — es war, als sei es zu Ende gelebt. Die treue Gefährtin war heute von ihm gegangen. War es nicht natürlich, daß die Reihe zu gehen auch bald an ihn kommen mußte? Mußte? Er fühlte sich weder schwach noch müde, nur — etwas war wohl anders, als es bisher gewesen: Lange Jahre hatten sie zusammengestanden und zusammengearbeitet, seine Frau und er, und es war vorwärts gegangen. Es wäre auch wohl noch lange keine Not gewesen, die Hände von der Arbeit zu nehmen, wenn nicht der Tod dazwischengekommen wäre. Jetzt — die Söhne waren aufgewachsen, hatten gelernt, mit jungen Armen helfend zuzugreifen, und heute nun, da ihre Mutter ihnen eine Stelle freigegeben, wie es das Leben will, daß die Jungen vorrücken mit Zeit und Zeit, heute hatte es ihm geschienen, als sei es auch an ihm, Platz zu machen. Darum hatte er den Söhnen heute eine Selbständigkeit zugewiesen, die sie bisher nicht besessen, und gedachte, in jene hintere Reihe zu treten, aus der sich's eines Tages leichter für ganz fortschleicht, wenn es Zeit ist.

Lukas lehnte sich, den Arm über die Brüstung geworfen, breit an das Holzwerk der Laube. Es war ein eigentümlich Ding, fast ein ärgerliches, an diese Wende des Lebens sich plötzlich gewöhnen zu müssen, da wohl äußerlich, nicht aber in ihm noch an seiner Kraft etwas anders geworden. Aber er atmete in großen ruhigen Zügen und ließ den Blick frei in die Weite gehen. Am Ende, wenn die Kraft noch einmal nötig wurde, war es gut, sie noch vorhanden zu wissen. Vielleicht auch — mochten sie es immer nur selbst versuchen —, vielleicht bedurften sie seiner noch einmal, die Jungen! So wollte er sich auf den Auslug legen!

Während er sich so in die Zukunft mit einer starken und zufriedenen Ruhe fügte, tauchte vor Lukas Hochstraßers innerem Blick auch sein vergangenes Leben auf. Die Söhne waren nicht mehr zu sehen. Sie waren zwischen den Häusern von Herrlibach verschwunden. Die Dämmerung der Laube wuchs und ein langsames Dunkelwerden hob nun auch draußen an; am jenseitigen Seeufer, das als ein dunkler Streifen vor dem Blick des Hinabschauenden lag, flammte schon ein frühes Licht auf. Und das Ufer versank für Lukas und der See verschwamm zu einem nebelhaften Nichts; aus diesem aber stiegen allmählich, sich reihend und immer deutlicher heraufwachsend, seine vergangenen Tage. Er schloß die Augen halb; denn er brauchte sie nicht, um diese vergangene Welt zu sehen. Es war klare Ausschau, die er hielt. Das war in seinem Leben gewesen und das und das! Rasches Blut im Anfang, ein gut Teil Leichtsinn, aber ehrliche Arbeitslust und richtig — viel Liebe, viel vergängliche junge Liebe, allerlei Zeitvertreib, in Ehren natürlich, und Wein und wilde Kameradschaft, wohl auch ein toller Streich da und dort und daraufhin die harte, ernste Arbeit, das und jenes Ans-Ziel-kommen und — immer der Glaube an den aufrechten und verläßlichen Herrgott, auf dessen Hand es sich immer am besten stützte. Und

dann — da war die Frau gewesen, die sie heute begraben hatten, nicht die erste, an die er sein Herz gehängt hatte, sicherlich nicht. Ja, es fragte sich noch, ob sein Herz nur damals an ihr hing, als er die habliche Bauerntochter zum Weib nahm. Aber seine Achtung hatte sie, seine hohe Achtung. Lukas sah seine klare, starke Frau vor sich. Er war kein Weichling, vielleicht nur glänzten seine Augen in einer kaum merklichen Feuchte, aber das Herz schwoll ihm von Dankbarkeit, von einer unbewußten Bewunderung und von einer großen Liebe zu dieser toten Frau. Er erhob sich. Wenn er aufrecht stand, so erblickte er drüben in der Tiefe neben der Kirche einen Teil des Friedhofs. Er konnte das frische Grab nicht erkennen, aber seine Gedanken hingen so fest an dieser heute aufgeworfenen Grube, daß sie ihm nicht nur sichtbar, sondern ganz in die Nähe gerückt schien; und er sah die, die darinnen lag, richtete sich höher auf, als müsse er mit ihr reden, und stand barhaupt, großen und eigentümlich scheinenden Blickes, als drängte sich ihm auf die Lippen das Wort: „So eine findet sich nicht wieder wie du, findet sich nicht wieder!"

II

Martin Hochstraßer, der Leutnant, ging in Uniform durch die Herrlibacher Hauptstraße. Das war ein Triumphzug, war es jedesmal. Das Dorf war nicht klein, aber doch klein genug, daß jeder den andern und des andern Tasche kannte. Martin Hochstraßer hatte aber eine bemerkenswerte Tasche, nicht sowohl um dessetwillen, was darinnen war, wohl aber was später einmal von des Vaters Seite hineinkommen konnte. Dann war er, der des häufigen Militärdienstes wegen den größten Teil des Jahres von Herrlibach abwesend war, den Dörflern gerade selten genug vor den Augen, daß sie die Hälse nach ihm als etwas Neuem streckten, wenn er auftauchte, und endlich war er: der schmucke und von Wesen angenehme Mensch in dem leuchtenden Soldatentuch. So fuhr da und dort ein Fenster seinetwegen auf, drehte sich alle Augenblicke einer oder eine in der Straße um nach ihm, kam des Präsidenten Tochter unter die Haustüre und winkten des Rabenwirts zwei Mädchen aus dem Wirtsgarten. Kurz, es war eine ansehnliche und behagliche Reise, die Martin durchs Dorf tat. Sein Säbel rasselte auf der harten Straße, und er selber schwang sich in den schlanken Hüften, grüßte dahin und dorthin, ein bißchen von oben herab oder, wenn der Gruß einem hübschen Mädchen galt, vertraulicher, als sonst Art war, und an seinem Gesicht war zu sehen, wie wohl ihm zumute war.

Er gelangte über den Weg hinab an den See. Der warme Nachmittag wollte in den Abend vergehen. Die Häuser an der Seestraße trugen noch von der Sonne heiße, wie geweißte Fronten. Die gerade Straße streckte sich weit und war staubig und heiß wie die Häuser, aber der See ihr dicht zur Seite lag ruhig, tiefblau und glatt, ein paar Weidenbäume mit blätterschweren Zweigen hingen vom Ufer über ihn herein, als beschauten sie sich schläfernd im Spiegel, und ließen langes Haar ins Wasser rieseln. Die Sonne beschied sich, brannte nicht mehr, warf aber einen reichen Glanz über Land und See und über den sich schwingenden Leutnant. Der steuerte dem schattigen Biergarten zu, der neben der Schifflände lag und zum Gasthaus zur Post gehörte. Das letztere stand drüben breit und so sonderbar einladend an der Straße, daß man sich des Gefühls nicht zu erwehren vermochte, das Haus habe irgendwo ein Paar Arme, die es weit auf- und einem entgegenstrecke. Nun befand sich aber zwischen der Stelle, auf der Martin Hochstraßer daherschritt, und seinem Ziel noch ein andres kleines weißes Haus mit grünen jetzt geschlossenen Läden, das sich plötzlich, obwohl es ganz schlicht und bescheiden neben der Straße stand, als ein Hindernis erwies, an dem seine Soldatigkeit nicht vorüberkam. Das Haus sah neu aus, wohl weil seine Laden und seine dunkle Tür frisch gestrichen waren; in Wirklichkeit war es eines der ältesten unten am See; aber die darin wohnten, waren neu, waren es ziemlich für die Herrlibacher, bei denen sie seit vier Wochen wohnten, und ganz für den Leutnant, der sie zum erstenmal in ihrer neuen Behausung sah. Ein schmaler grüner Garten lag vor dem Hause, eine starke Buchsbaumhecke schützte ihn gegen die Straße und Spalierreben, die bis an die Fenster des ersten Stockes gezogen waren, leiteten aus seinem Grün zum weißen Hause über. Der Garten war heute eines Stillstehens wohl wert. Mit seinem Grasbande, aus dem wie Inseln drei Blumenbeete sich hoben, und seinem schmalen grauen Kieswege war er das Bild einer schönen stillen kleinen Welt, die gesegnet unter der großen Sonne lag. Das Grün war dunkel und saftig, und daraus hoben sich, wie eben neu mit starkem leuchtenden Pinsel betupft, die Margueriten, Geranien und Begonien, Sträucher blauer Vergißmeinnicht und am Boden gebüschelte vielfarbige Stiefmütterchen. Und die Margueriten waren klatschweiß und standen wie Sterne über dem kleineren Bluft. Vornehm aber und das kleine Blumenvolk überragend wuchsen außerhalb der Beete einzelne Rosenstöcke mit vollen, üppigen dunkeln, rosafarbenen und gelben Blüten behangen. Die kleine Welt des Gartens hatte ihr besonderes und zufriedenes Leben, das wie eine stille Musik wohl zu seinen schönen Farben paßte, das Nicken der Blätter da und dort, das stille Rieseln des langen, im leisen Winde sich neigenden Grases,

ein Mückensummen und Sichwiegen kleiner grüner Käfer, die zahlreich auf Halmen und Blumen saßen. Mit diesen Käfern machte sich der alte Gotthold Fries zu schaffen, der ehemalige Schiffskapitän, der viele Jahre lang zwar nicht sein Fahrzeug durch weite und gefährliche Meere, wohl aber eines der Dampfschiffe auf dem St.-Felix-See geführt hatte, und seine Tochter Brigitte half ihm dem den Garten schädigenden Getier zu Leibe gehen. Die beiden Menschen paßten aber so wohl in die schlichte Schönheit des kleinen Gartens, daß sie dem Bilde erst die rechte Vollkommenheit gaben. Der alte Fries war von kleiner Statur. Wie er eben über dem hohen weißen Rosenstocke stand, ragte sein Kopf so wenig über die Krone desselben hinaus, daß dieser Kopf einem, der die dazu gehörende Gestalt nicht sah, wohl als aus den dunkelgrünen Blättern herausgewachsen erscheinen mochte. Es war auch schön und erstaunlich zugleich zu sehen, wie das Haar und der Vollbart des alten Mannes genau dieselbe seidenschimmernde und feine bleiche Farbe der Rosen hatte, die am Stocke standen. Das Haar war voll und kraus wie das eines jungen, das über die Blumen geneigte Gesicht stark gebräunt und von schweren Runzeln durchschnitten, die Stirn mit den noch grauschwarzen Brauen emporgezogen, so daß die Züge einen halb erstaunten, halb ängstlichen Ausdruck erhielten, der durch den schmalgeschlossenen Mund noch verstärkt wurde. Die Augen waren braun und hatten einen falkenhaften, eigentümlich spähenden Blick, der an den Beruf des einstigen Kapitäns erinnerte. Fries hielt auch den Kopf noch immer so vorgeneigt und gab unwissentlich dem Körper dieselbe Haltung noch, die er, auf der Kommandobrücke seines Schiffes stehend, gehabt haben mochte, wenn sein Blick dem Schiff, seinen Weg messend, vorausgeflogen war. Außer dieser Haltung und dem scharfen Blitzen der Augen hatte der alte Mann freilich nichts Rauhes oder Seemannhaftes an sich. Sein Gesicht war still, und wer hineinsah, brauchte nicht lang zu fragen, warum Gotthold Fries während seiner langen Dienstjahre unten in St. Felix und in allen Umgemeinden des Sees nur unter dem Namen „der gute Kapitän" bekannt gewesen war. Seine Tochter Brigitte überragte ihn um einen Kopf, was noch immer nicht hieß, daß sie groß war. Auf ihr, deren zarte, zierliche Gestalt in anmutigen Bewegungen sich bückte und wieder aufrichtete, haftete der Blick des sich nähernden Martin, sie hatte er zuerst erspäht, und sie war schuld, daß er seine Schritte verlangsamte, sie in einen Schlendertakt fallen ließ und daß er wie zufällig dicht an die Buchsbaumhecke herantrat.

„Guten Abend, Kapitän," sagte Martin und warf beide Arme über die Hecke, bequem sich hinnestelnd wie um zu sagen: so, da bleibe ich eine Weile. Als aber zugleich mit dem Vater das Mädchen sich umwendete, schlug er die Hacken zusammen, stand stramm und salutierte. Dabei trafen seine Augen dreist und fest in die blauen Brigittens, die sie errötend senkte.

„Ihr seid also schon eingezogen," setzte Martin das Gespräch fort, als der Alte ihm den Gruß zurückgegeben hatte.

„Schon vor vier Wochen," gab Fries zurück. Dann nannte er seiner Tochter des Leutnants Namen, und sie trat an die Hecke heran, legte die schlanke Hand in die Martins, und wie vorhin ob seines allzu frei den ihren suchenden Blickes errötete sie jetzt, weil er ihre Hand nur langsam und als ob sie sich lange kennten, wieder aus der seinen gleiten ließ. Sie trat gleich darauf zurück und nahm ihre Arbeit auf. Fries und Martin aber, die einander von mancher gemeinsamen Fahrt auf dem See kannten, kamen in eine Unterhaltung darüber, wie jenem sein Ruhehafen hier in Herrlibach gefalle, wieso er darauf verfallen, gerade hier sich anzusiedeln und dergleichen mehr. Der Alte war gesprächig, und Martin hatte die vorige Stellung wieder eingenommen, als gedächte er am Buchsbaumhag zu übernachten. Während er aber dem Kapitän Rede und Antwort stand, flog sein Blick immer wieder nach dem Mädchen hinüber, das sich um ihn nicht kümmerte. Mit leichten und anmutigen Schritten ging sie von Rosenstock zu Rosenstock. In ihrem Wesen und ihrem Aeußern war etwas Kindliches; das aschblonde Haar hing ihr in zwei langen Zöpfen in die Hüften. Ihr Gesicht war weiß und fein, von einer fast schmerzhaften Zartheit. Ihre Brauen waren hoch über die stillen Augen gestrichen, Nase und Mund von schöner, schlichter Zeichnung, insbesondere aber fiel unter dem glatt zurückgestrichenen Haar die schöne Reinheit ihrer Stirne auf. Der Leutnant verdaute nicht, daß sie seiner nicht weiter achtete; die Weiber von Herrlibach und anderwärts hatten ihn zu sehr verwöhnt, als daß ihn die Eitelkeit nicht gestochen hätte. Vielleicht aus Aerger, vielleicht aber auch nur, um sie ins Gespräch zu ziehen, fragte er daher jetzt: „Und das Fräulein? Wie findet sie sich ins Landleben?"

Brigitte hörte nicht oder wollte nicht hören, Fries aber gab statt ihrer Bescheid, daß sie, die bisher in St. Felix gewohnt und dort noch die Schule besucht hatte, hier in Herrlibach ganz glücklich sei und sich nichts Besseres wünsche. „Wenn man nur noch jünger wäre," fügte er mit einer leisen Bedenklichkeit hinzu und kam dann in ein Erzählen, das fast ein Selbstgespräch war. Wie es ihn doch sonderbar gemahnt habe, als ihm vor einem Jahre seine Frau gestorben, die jünger als er gewesen, wie Leute im hohen Alter von Fünfzigen keine Kinder mehr haben sollten, damit sie nicht, wie heute er mit seinen

Achtundsechzig, die Furcht täglich vor Augen haben müßten, daß das junge Kind zu früh verwaise und schutzlos zurückbleibe und dergleichen mehr. Martin der Leutnant nutzte seine Gabe, sich den Leuten angenehm zu machen, und wußte in ernsthaften und wohlgesetzten Worten den Alten zu trösten, daß er bei seiner Rüstigkeit wohl noch lange zu leben habe und daß nachher und zumal hier in Herrlibach wohl rechtschaffene Leute sein würden, die einen so lieben Schützling wie seine Tochter in ihre Obhut nehmen würden. Weil bei diesen Worten die Gesichter beider sich Brigitten zuwendeten und auf beiden ein Lächeln war, so daß sie leicht erriet, wie sie von ihr sprachen, kam diese nun doch herüber und fragte, was sie meinten. Sie kamen dann auf Martins Vater Lukas zu reden, auf den der Leutnant das Gespräch gebracht hatte, wohl um gleich einen Menschen zu nennen, dessen Schutz des Kapitäns Tochter sicher und wertvoll sein möchte. In das stille Antlitz des Alten kam, als nun die Rede von Lukas Hochstraßer ging, ein großer Ernst. Er sprach davon, wie er sich lange vorgenommen, ihn aufzusuchen, schon weil er sich ihm in seiner Witwerschaft auf eine betrübliche Art verwandt fühle, dann aber auch, weil er sich seiner als eines seiner Fahrgäste erinnere, die er zwar nicht zu oft auf dem See gesehen, die man aber nicht so leicht wieder vergesse. Er brachte seine Gedanken lange nicht mehr von Lukas ab, selbst als Martin es inzwischen an der Zeit hielt, seinen Weg fortzusetzen, und sich verabschiedete, sprach er noch, hinter dem Davonschreitenden herblickend, zu dem Mädchen: „Seinen Vater mußt einmal sehen, Mädchen. Die Welt hat wenige Biedermänner wie den."

Brigitte sah nachdenklich auf die Straße, auf der Martin davonschritt, und empfand dabei an ihrer Hand noch den langen und bedeutsamen Druck, mit dem er sie beim Weggehen gegrüßt hatte. Vielleicht war das Wort, das seinen Vater rühmte, schuld daran, daß sie diesen Händedruck Martins weniger als dreist und aufdringlich empfand als seinen ersten Gruß.

Martin wendete sich indessen dem Biergarten zu, auf den er von Anfang an losgesteuert hatte. Es waren keine Gäste da; denn die von Herrlibach hatten werktags nicht Muße fürs Wirtshaus, aber die Kellnerin sah ihn hineingehen und kam, nach seinen Wünschen zu fragen. Er war unter den mächtigen alten Linden des Gartens und zwischen den Wirtstischen hindurchgeschritten bis zum Geländer, das den Garten gegen den See hin abschloß. Hier ließ er sich an einem Tische nieder und tändelte eine Weile mit dem vor ihm stehenden Schenkmädchen. Er tat das in einer lässigen, oberflächlichen Art wie etwas, was ihm bis zum Ueberdruß Gewohnheit war. Als er sich dabei zu langweilen anfing, sandte er das Mädchen nach Bier. Sie blieb eine Weile aus. Indessen wendete Martin sich dem See zu und blickte auf das stille, glänzende Wasser. Im Garten dämmerte es schon, die Bäume hielten ein so schweres grünes Dach über die Tische, daß das Licht nur spärlich hindurchfiel. Martin legte den Kopf in die hohle Hand und gähnte. Die Postkellnerin war nicht über Mittelmaß hübsch. Es hatte nicht der Mühe gelohnt, ihr schönzutun. Aber als er nun allein saß, den Blick auf das Wasser geheftet, kam ihm jäh das Bild der jungen Brigitte Fries wieder vor Augen. Er rutschte unruhig auf seiner Bank. Sapperlot, sapperlot, ein schönes Kind war sie, die da von vorhin! Schad, daß er morgen wieder einrücken mußte! Und Martin Hochstraßer kam ins Spinnen. Er sah sich an des Kapitäns Gartenhag, sah sich dann im Garten selber, saß auf der hinter ein paar buschigen Tannen versteckten Bank und hatte Brigitte neben sich. Martin Hochstraßer hatte eine lebhafte Phantasie und eine Art Virtuosität, sich in derlei angenehme Lagen zu träumen, vielleicht weil er eine ebensolche Virtuosität hatte, sich in Wirklichkeit in solche Lagen zu bringen. Bis die Kellnerin mit seinem Glas kam, unterhielt er sich derweise ganz gut. Als das Mädchen das Bier mit einem „Prosit" vor ihn hinstellte, fuhr er aus seinen Gedanken.

Ob er mit dem Schiff stadtwärts wolle, fragte ihn die Hebe.

„Heute nicht mehr, morgen," gab er zurück. Aber um die Post, die das Schiff von St. Felix brächte, sei er gekommen. Er erwarte Nachricht von einem seiner Vorgesetzten.

Eine Weile zog sich das Gespräch zwischen ihm und dem Mädchen so hin, lässig, fast faul, dazwischen hinein tätschelte er ihre rote unschöne Hand oder kniff sie in den Arm, und sie wehrte ihm mit einem dreisten Lachen, das bewies, wie ihr die Abwehr nicht ernst war. Der Abend brach rasch herein. Fern auf dem See scholl das Geräusch stampfender Räder. Drüben wurde das Schiff sichtbar. Martin stand auf und trat ans Geländer, die Kellnerin stellte sich neben ihn, so sahen sie dem langsam näher ziehenden Dampfboot entgegen. Als es so nahe war, daß die Personen an Bord sich unterscheiden ließen, ging das Mädchen ins Haus zurück, wo es für sie Arbeit gab. Martin blieb stehen. Das Schiff legte drüben am Landungssteg an, die Brücke wurde auf Bord geschoben. Eine Anzahl Passagiere stieg aus, Leute von Herrlibach. Martin grüßte hinüber, den einen und andern, und sie grüßten zurück. Ganz zuletzt trat ein junges Mädchen in blitzblauem Kleid, ein schwarzes Spitzentuch über den Kopf gelegt, ans Land. Sie stieg zögernd aus, der Schiffsbeamte mußte sie zur Eile mahnen, und dann stand sie fremd

und wie scheu am Ufer. Plötzlich fiel ihr Blick auf Martin, den sie, auf der andern Seite des Schiffes stehend, bisher nicht bemerkt hatte. Im gleichen Augenblick wurde auch der Leutnant ihrer gewahr. Beide schraken sichtlich zusammen. Das bleiche Gesicht des braunhaarigen Mädchens wurde noch weißer. Martins Stirn glänzte plötzlich, als ob ihm heiß sei. Er machte unwillkürlich eine Bewegung nach dem Garten zurück. Dann trat er an den Tisch, setzte sein Bierglas an, trank hastig, stellte es aber wieder hin, ohne es zu leeren, und ging dem Ausgang zu. Aber noch ehe er unter den Bäumen hinaustrat, stand die im blauen Kleid am Garteneingang.

„Martin," sagte sie mit einer angstvollen und demütigen Stimme. In ihren braunen Augen, die das Schönste an ihrem weichen runden sommersprossigen Gesicht waren, standen Tränen.

„Bist du von Sinnen!" sagte der Leutnant in unterdrücktem Ton und mit zorniger Hast. Dabei schaute er sich um, ob niemand nahe sei.

Die Leute auf dem Landungssteg hatten sich verlaufen. Nur drüben im Gasthaus in der im Erdgeschoß gelegenen Wirtsstube war Lachen und Lärmen. Dort war die Gastung gewachsen.

„Ich habe dir nachgehen müssen, es hat mir keine Ruhe gelassen," stieß das Mädchen wieder heraus.

Sie sprach einen süddeutschen Dialekt. Ihre Erregung war so groß, daß sie zitterte, und in Wort und Bewegung lag eine grenzenlose Angst. Martin trat tiefer in den Schatten der Bäume zurück. Es war jetzt fast dunkel im Garten. „Was ist denn? Hast nicht warten können, bis ich wieder in St. Felix bin?" fragte er unwirsch.

Sie kam näher zu ihm. „Es ist doch — ich —" stammelte sie.

Er versuchte ein Lachen, aber es ging nicht recht. Neben ihrer zitternden Furcht kam es nicht auf.

„Mein Gott," fuhr sie in leiser, sich überstürzender Rede fort. „Du mußt mir helfen. Du mußt mir raten, was ich tun soll. Ich kann es meiner Mutter nicht heimschreiben. Er läßt mich nie mehr ins Haus, der Vater, und — und ich bin ja doch fremd hierzuland. Kaum vier Monate, daß ich fort bin von daheim, und ich kenne mich nicht aus hier, und — Martin — du mußt mir doch sagen —?"

„Ich kann dich nicht heiraten," sagte der Leutnant in dumpfem, störrischem Ton.

Sie sah an sich hinunter. Kleidung und Wesen verrieten leicht das Mädchen vom Lande, das dienen lernte. Nun brach sie in bitteres, in sich verwundenes Weinen aus. Und darauf bat sie wieder: „Mein Gott, mein Gott, sage mir doch, was ich tun soll."

Martin Hochstraßer senkte den Kopf. Die Worte des Mädchens und der Ton ihrer Stimme gingen ihm zu Herzen. Er biß die Lippen zusammen und scharrte mit dem Fuß im Gartenkies, verlegen um das, was er ihr sagen sollte. Da trat drüben über der Straße jemand aus der Tür der Wirtsstube. Das weckte ihn. „Geh vom Eingang weg, Maria," sagte er hastig, fast barsch, und als sie erschreckt und gehorsam neben ihn trat, wollte er sie ebenso hastig vollends abschütteln. „Morgen in St. Felix wollen wir reden darüber. Du gehst zurück mit dem letzten Schiff, hast gehört?" Sein Ton war herrisch, und er machte Miene, hinwegzugehen.

Aber Maria klammerte sich an seinen Arm: „Martin, du kannst mich doch nicht im Stich lassen, Martin," bettelte sie.

Die Schritte von vorhin entfernten sich auf der Straße, aber zum zweitenmal ging die Wirtsstubentür.

Martin hielt sich nicht länger. Er drängte das Mädchen zurück. „Bleib da," stieß er heraus, und als sie noch immer bettelnd ihn zu halten suchte, vergaß er sich. „Narr," sagte er, riß sich mit einer rauhen Bewegung los und ging aus dem Garten. Daß er die Post hatte holen wollen, fiel ihm nicht mehr ein. Eilig schritt er auf der Straße davon.

Die Maria stand wie betäubt. Sie trat tiefer in den dunkeln Garten zurück; ganz in eine nächtige Ecke schlich sie, rückwärts gehend, stand da und lauschte, wie Martin davonging, und lauschte, wie jemand an den Garten kam. Sie unterschied die Gestalt der Kellnerin, die am Eingang stand und hereinschaute. Diese holte Martins Glas vom Tisch, wo er gesessen hatte, und ging wieder davon, ohne daß sie Maria gesehen hätte. Die hielt die Hände verkrampft. Sie fror, zuweilen kam sie das bittere, stürmische Weinen wieder an.

Allmählich wurde es ganz Nacht. Drüben in der Wirtsstube hatten sie Licht angezündet, ein roter Schein quoll über die Straße herüber und stach da und dort zwischen Astwerk hindurch in den Garten. Die Maria wich davor zurück, ohne zu wissen warum. Auf der Seeseite des Gartens war es schwarz vor Dunkelheit, dorthin verkroch sie sich, und als sie sich zwischen Tischen und Bänken hindurch getastet hatte, bis wo sie des Geländers wegen nicht mehr weiter konnte, ließ sie sich auf dieselbe Bank nieder, auf der Martin vorher gesessen hatte. Ihr Kopf war dumpf, sie saß in sich zusammengeworfen auf der Bank; es war auf der Welt kein unglücklicherer Mensch als sie. Die Nacht war sonderbar still, im Anfang schien sie so tief dunkel, daß Maria, die nichts sah, sich leiblich so verloren fühlte wie in ihrer armen Seele. Bald aber gewöhnte sich ihr Auge an die Dunkelheit, und wo der See lag, sah sie eine glänzend schwarze



Besuch an Bord

Nach einem Gemälde von Erik Henningsen



Fläche wie schwarzgleißenden Stahl, und dann unterschied sie den Himmel, der sich hoch über diese Fläche spannte, und nun schlüpfte aus dem dunkeln Himmel da und da und dort ein kleines zuckendes Licht. Dann war es, als sei jedes dieser Lichter auch unten im See, tief in der Flut wie eine mit einem Speer hineingestochene kleine leuchtende Wunde. Aber der Garten schwieg. Selten nur rauschte es in den alten großen Bäumen. Die Maria störte und fand niemand. Und die Maria sah bald nicht mehr den See und die aufglimmenden Sterne. Sie saß mit über den Tisch geworfenem Oberkörper da und starrte vor sich hin und starrte in ihr armes Leben hinein. Es war ein Haus unten in der schwäbischen Ebene! Nelkenstöcke standen vor den braunen Fenstern; sie war immer für ihre schönen Nelken bekannt gewesen, die Mutter! Und ein Mann ging auf das Holzhaus zu, mit der Grashutte am Rücken, groß und hager, mit einem strengen, rechtschaffenen Gesicht. Ein grauer Bartkranz lief ihm um Wangen und Kinn, aber der Mund war frei und war fest geschlossen; er lachte wenig, der Vater! Aber er arbeitete vom frühen Morgen bis in die Nacht, daß er für die große Familie ein rechtschaffen Brot verdiente. Und rechtschaffen sein — darauf war er stolz, darauf immer, daß er es sei und daß es seine Kinder würden und —

Eben rauschten die alten Bäume wieder dumpf, als hätten sie alle einen tiefen, schmerzlichen Atemzug getan; und ein Schluchzen tönt in das Rauschen, ein herzbrechendes, bitteres, verzweifeltes.

„Jesus, mein Gott, was soll ich tun!“ stöhnt die Maria, die fremd ist und keinen hat und weiß, daß — — — Ja freilich, wie soll er ihr helfen können, der große Herr, der Martin!

III

Lukas Hochstraßer trat aus seinem Hause, aus dem Hausteil, das er jetzt mit seiner Tochter Rosa bewohnte. Drüben im andern waren die Jungen allein Meister, sollten allein Meister sein. Es war noch früh am Tag, aber nicht ganz so früh wie sonst, wenn Lukas Hochstraßer seinen Tag anfing. Seine Pflichten waren ihm von den breiten Schultern gefallen, er mußte sich an dies Gefühl, ohne Last zu sein, erst gewöhnen, und im Ernst bestrebt, es zu tun, begann er seinen Tag eine Stunde später als sonst. Aber die Sonne war doch kaum über den waldigen Bergrücken heraufgeklettert. Mit hundert Lanzen stach sie droben zwischen braunem Gestämme hindurch, aber das Haus erreichte sie noch nicht. Der Tau hing schwer an den Gräsern der nahen Matten und der Boden zwischen Haus und Stall war feucht. Lukas stand hemdärmelig, mit offener Weste. Er reckte sich und sah sich um. Auch das war neu, daß er sich erst umzusehen hatte, wo er angreifen sollte. Drüben am Stall hantierten seine Söhne Christian und David. Der blonde jüngere verschwand im Kuhstall, aber Christian, der den Vater nicht bemerkte, ging mit einer Sense über der Schulter in die nächste Wiese hinüber und hob zu schneiden an. Der Alte betrachtete ihn eine Weile. Etwas Knechthaftes war in Christians Art. Er ging in geringen Kleidern, wie sich's für rauhe Landarbeit schickte, war hemdärmelig und trug die Weste offen wie der Vater, aber das Knechtische lag in seiner Art zu arbeiten. Schritt für Schritt vorwärts tretend handhabte er die Sense in einer trockenen, geizigen Weise, als gönne er dem Boden keinen Halm, der bliebe, und zürne er ihm, daß er nicht mehr trug.

Lukas trat an die Scheune, langte sich Rechen und Hutte herab und schritt nach der Stelle hinüber, wo Christian werkte.

„Tag!“

„Tag, Vater!“

So ging ihr Gruß hin und zurück, und schon in diesem kurzen Kreuzen ihrer Stimmen lag ihre große Verschiedenheit. Der Gruß des Vaters war wie das dumpfe, hallende einmalige Anschlagen einer großen Glocke, der Christians klang trocken, kurz, gespart und knapp.

„Wenn du in den Berg hinauf willst,“ sagte Lukas, „laß mich hier fertigmachen.“

„Ja, gut,“ gab der andre zurück und reichte ihm die Sense.

Im Berg stand Hochstraßers Hauptscheune. Sein großer Viehstand war dort untergebracht, nur die Hauskühe hatten hier unten ihren Stand.

Ohne ein weiteres Wort machte sich Lukas ans Mähen. Christian entfernte sich langsam. Wie aber Lukas die Sense handhabte, das war wiederum ganz anders, als wie der Sohn es getan. Er griff den Stein aus dem Wetzköcher, der am Boden lag. Mit großen Strichen schärfte er die Sensenschneide; es klang hell und weithin über die Matte. Dann begann er zu schneiden, weit ausgreifend, und das Gras sank vor ihm hin, als ob es vor seinen großen, freien Schritten sinke. Sonderbar wuchtig und doch leicht und gleichsam der Scholle froh, schritt er über seinen Boden dahin.

Drüben blieb Christian auf dem Fußpfad stehen, über den er mit hängendem Kopf und in Gedanken hinaufgegangen war. Es lag dort ein kleiner grauer Stein im Boden. Zwei Furchen gingen von ihm aus, nach Norden und nach Osten laufend, gerade und scharf wie Messerschneiden. Christian starrte auf den Stein nieder, hob den harten Finger zum Mund und zwängte ein paar Haare des kleinen roten Schnurrbarts zwischen die Zähne. Der Stein war ihm wie ein Nagel im eignen Fleisch und

die zwei Furchen wie wirkliche klaffende Messerschnitte. Bei diesem Stein lag die Grenze der Hochstraßerschen Grundstücke. Hier stieß ans Hochstraßerland der Besitz des Ulrich Koller, des Bauern, der dort drüben in dem alten grauen, unschönen Hause zwischen den Reben saß, und es war nicht, daß sein Boden sich nachbarlich ehrlich an den Hochstraßers lehnte, sondern er schnitt in diesen, den größeren, ihn auf zwei Seiten umfassenden Eigenbesitz hinein, in scharfer Ecke sich roh und herrisch hineinzwängend. Christian stand und blickte auf den Stein und schien nicht davon abkommen zu können. Zuweilen hob er die kleinen scharfen Augen und sah über das Land Kollers hin, als messe er es bei Fuß und Elle. Ein-, zweimal wendete er sich nach dem Vater zurück, wie um diesen aufmerksam zu machen. Auf einmal und wie in plötzlichem Entschluß rief er ihn an: „Vater!" Es klang fast zornig.

Im Augenblick, da er rief, kam über denselben Fußweg herab, den er hätte hinansteigen sollen, ein Mädchen gegangen. Mit einem Korb am Arm kam sie daher, in nicht übersauberem, flickigem Gewand, die Aermel bis zum Ellbogen aufgekrempelt, so daß der dürre braune Arm wie ein nackter Stecken durch den Henkel des Korbes stach. Sie war nicht mehr ganz jung, sechsundzwanzig vielleicht, und hatte ein eigentümliches Vogelgesicht, eine schnabelähnliche große gebogene Nase, eine kurze, wölbige, häßliche Stirn und zwei Augen von tiefem, schönem Braun, die aber durch den sonderbaren Schnitt der Höhlungen etwas Stechendes bekamen. Das spärliche schwarze Haar trug sie straff gegen den Hinterkopf zurückgespannt, wo es in einem unendlich dünnen Zöpfchen zu einem kleinen Nest gewunden war. Als sie in Christians Nähe kam, hustete sie bedeutsam.

„Da bist doch schon manchmal gestanden," sagte sie.

„Beim Eid bin ich das," gestand er.

„Deswegen rückt der Markstein nicht weg," meinte sie, schwang spöttisch den Korb und schwang sich selber mit einer Bewegung an ihm vorüber, die vielleicht hätte leicht und jung sein sollen; aber sie selbst war dabei wie eine Stange, um die ein paar Tuchfahnen schlagen.

„Richtig," knurrte Christian.

„Wenn der Vater tot ist, verkaufe ich," lachte sie, schon wegabwärts trottend, aber das Gesicht noch ihm zugewandt. Und das hatte sie, die Barbara Koller, dem Christian schon manchmal zum Trost gegeben; denn die Geschichte, daß Lukas Hochstraßer das Gut Kollers gern gekauft hätte und daß letzterer es nicht hergab, war schon alt, obwohl weder Lukas noch seine übrigen Söhne so leidenschaftlich nach dem Nachbargut verlangten wie eben Christian.

Lukas kam jetzt mit seinen großen gemachen Schritten heraufgestiegen. Er grüßte die Barbara, die an ihm scheuer als vorhin am jungen vorüberging, sich nicht weiter aufhielt, sondern mit hölzernem Gang bergab eilte.

„Was ist denn?" fragte Lukas den Sohn.

„Mit Euch reden habe ich wollen wegen dem Land da," sagte Christian, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Barbara außer Hörweite war.

„Rein versessen bist du darauf," gab Lukas zurück.

Christian rieb die knochigen Hände in einer dürftigen Weise aneinander, als rechne er heimlich in sich hinein. „Ihr habt uns das Gut übergeben," fuhr er langsam und nachdenklich fort. „Da besinnt man sich mehr als früher, wie man aus seinem Eigen etwas ziehe."

„Wir haben immer etwas gezogen," sagte Lukas.

„Aber daß gerade da drüben der bessere Wein wächst —"

Christian zeigte auf Kollers Weinberg, auf dem schon die heiße Sonne lag, während sie beide noch im Schatten standen.

Lukas zuckte die Achsel. „Was einmal nicht zu haben ist —"

Christian rieb noch immer sinnend die Hände; sein Blick ging nach der Richtung hinab, wo die Barbara inzwischen verschwunden war. „Es ist mir ein Ausweg eingefallen," sagte er jetzt. „Wenn Ihr einverstanden seid —" fügte er hinzu. Die Sätze kamen brockenhaft aus ihm heraus.

„Was denn?" fragte Lukas nur halb aufmerksam. Er stand über dem Sohne am Weg und ließ den Blick in den Morgen hinausgehen.

„Ich will die Barbara ums Heiraten fragen."

„Du?" sagte Lukas. „Wenn ein andrer es sagte, würde ich ihm ins Gesicht lachen."

„Sie ist dem Uli seine einzige."

„Und vier Jahre älter als du."

„Sie ist arbeitssam — und —"

„Und eine Vogelscheuche."

„Von der Schönheit hat einer nicht gegessen."

„Du mußt sie ein Leben lang haben, wenn du sie hast."

„Sie sieht auf den Rappen. Zu etwas kommen kann einer mit der."

Lukas Hochstraßer blickte auf den Sohn, von der ganzen Höhe seiner zweistöckigen Gestalt auf den schmächtigen Menschen, von der freien Warte seines weiten Sinnes auf den engmeinigen andern, und der ältere Mann lachte. Er sprach eine ganze Weile nicht weiter, betrachtete nur den jüngeren, der in seiner knappen Art noch diesen und jenen Vorzug an Barbara Koller hervorsuchte und dartat. Lukas mußte an seine verstorbene Frau denken. Bei ihr war ein kleiner Anfang von dem zu suchen, was in Christian groß war, sie hatte gut zu rechnen gewußt, hatte

ihren Stolz darauf gesetzt, daß es im Haushalt vorwärts ging, und obwohl sie ihrem Liebling, dem Martin, manchen guten Batzen zugesteckt hatte, war sie allezeit genau gewesen. Von ihr mochte der Christian seine Knappheit haben.

„Fragen will ich sie eines Tages," hob Christian wieder an.

„Du mußt sie haben, nicht ich," antwortete Lukas.

Christian beschied sich damit. „Ja," sagte er noch. So will ich weiter, mochte das heißen. Er hing den Kopf vornüber, noch immer mit seinen Gedanken beschäftigt, und hob an bergan zu steigen.

Lukas sah ihm nach. Des Lachens schien ihm die Knauserigkeit des Sohnes wert, aber —

Seinen Weg wird der machen, ging es ihm dabei durch den Sinn, und er gestand sich, daß von seinen Söhnen der, der dort hinaufstieg, den stärksten Willen hatte. Vom Leben schieben ließen sich die andern, der ebnete sich die Straße, wie es ihm gefiel, und wußte, was er wollte. Ob er es recht anfaßte, mußte sich zeigen!

Christian verschwand in der Höhe.

Lukas tat einen Blick über das Land Uli Kollers hin. Das wollte er an das Hochstraßergut ziehen, der Christian, hm, der Mühe war es wohl wert! Ein stattlicher Besitz wurde das Gut nachher, ein kleines Königreich! Und langsam ging er nach seiner Matte zurück, nahm den Rechen auf und hob an, das geschnittene Gras in den Korb zu werfen.

Eine Weile arbeitete Lukas, dann bemerkte er, daß drüben vor der Stalltür David, Martin und Rosa mit einem Manne in eifrigem Gespräch beisammenstanden. Er erkannte den Dorfpolizisten, und aus den Gebärden aller war zu entnehmen, daß irgend etwas Außergewöhnliches sich ereignet haben mußte. Sie blickten jetzt nach ihm herüber und kamen dann alle vier näher, Rosa den Männern vorauf, erregt und von ihrer Mitteilsamkeit vorgedrängt. Martin ging langsam hinter den andern her. Er war in Uniform, zur Abreise gerüstet; in einer halben Stunde ging sein Schiff nach St. Felix ab. Er schien ungewöhnlich bleich, um seinen Mund war ein unschöner Zug, ein nervöses Herunterziehen des einen Mundwinkels, in seiner Stirn stand eine Zornfalte.

„Ein Mädchen haben sie gefunden im See!" rief Rosa dem Vater entgegen.

„Ertrunken?" fragte Lukas.

„Beim Postgasthausgarten," sagte Kunz, der Polizist, herantretend und sein Käppi lüftend. Er war ein älterer, hagerer Mann mit grauem Vollbart, ein ruhiger und rechtschaffener Mensch, der mit verständiger Mahnung da und dort mehr ausrichtete als ein andrer mit Gewalt. „Eine dunkle Sache," fügte er hinzu, erzählte, daß niemand das Mädchen kenne, einzelne wohl meinten, sie hätten gestern sie aus dem Abendschiff aussteigen sehen, „und" — er stockte und wendete sich gegen Martin, der, auf seinen Säbel gestützt, dastand — „die Kellnerin in der Post hätte den Leutnant Hochstraßer bei ihr stehen sehen, bei dem Mädchen."

Die Kellnerin in der Post solle sich um das kümmern, was sie anginge, sagte Martin mit aufgeworfenem Kopf. Was sollte er mit dem Mädchen geredet haben, das niemand kenne!

Nur um zu fragen sei er gekommen, sagte Kunz bescheiden.

„Noch jung, sagt Ihr, ist sie?" warf David ein. Er hatte einen trüben Schein in den verstaunten Augen; Unglück andrer ging ihm immer zu Herzen.

„Recht jung," gab der Polizist zurück. „Es wird sie einer ins Unglück gebracht haben," fügte er hinzu.

„Schade, daß man dergleichen Vögel selten fängt," murrte Lukas zornig. Dann berichtete der Polizist, wie sie die Tote gefunden, wohin sie sie gebracht und was für Schritte sie getan hätten, um festzustellen, wer sie sei. Nach einer kleinen Weile ging er hinweg. David reichte dem Bruder die Hand und ging an seine Arbeit zurück, auch Rosa verabschiedete sich und trat ins Haus. Lukas und Martin standen allein beieinander.

„Ich muß nach dem Schiff," sagte der Leutnant. Seine Stimme hatte etwas Knappes, als ginge ihm der Atem nicht so leicht wie sonst. Dann streckte er dem Vater die Hand hin. „Ueber den Sonntag komme ich herauf."

Lukas nahm seine Hand flüchtig und ließ sie fallen. „Ade," sagte er.

Martin wollte gehen. Da rief ihn jener noch einmal an. „Nimm den Fußweg, so kannst dir Zeit lassen." Dabei winkte er den Sohn auf den schmalen Weg, der durch die Matten hinabführte und den vorher die Barbara gegangen, legte den Rechen, den er zur Hand genommen, beiseite und schritt langsam neben Martin her. „Das würde ich mir nicht länger nachsagen lassen," wandte er sich an ihn.

„Was?" fuhr Martin unwirsch auf.

Lukas blieb gelassen.

„Warum sollst du mit dem fremden Mädchen gesprochen haben? Weil sie zu Herrlibach reden, daß du gern hinter Schürzen her bist!"

Die beiden stattlichen Menschen gingen langsam Seite an Seite fürbaß, der Vater mit auf den Rücken gelegten Händen, nachdenklich zuweilen stehen bleibend und ernsthaft auf den Sohn einredend, Martin mit vornübergebeugtem Kopf, bleich, die Lippen zwischen die Zähne gezwängt. „Rasch warm werden schadet nichts," fuhr jener fort. „Ich habe auch lieber schöne Gesichter

gesehen als häßliche in meiner Jugend. Aber im Zaume halten muß sich einer können. Es ist nichts Elenderes als ein Mensch, der nicht mehr die Kraft zur Treue hat."

Lukas blieb stehen. Auch Martin hielt an. Er hatte eine trotzige Miene aufgesetzt. „Sagen soll man es, wenn man etwas Schlechtes weiß," murrte er.

„Schlechtes? Wenn ich Schlechtes wüßte, würden wir anders miteinander reden, wir zwei." Jetzt grollte auch Lukas, aber äußerlich war keine Erregung an ihm, sein Zorn war nur wie ganz fern das Rollen, wenn es weit über den Bergen gewittert.

Martin sah auf die Uhr. „Ich versäume wahrhaftig mein Schiff," sagte er hastig, und, in unechter Eile das Gespräch abbrechend, berührte er noch einmal kurz des Vaters Hand und ging rasch davon.

Lukas wendete sich nicht. Er blickte auch diesem Sohne nach, wie er kurze Zeit vorher hinter dem zu Berg steigenden andern hergeschaut hatte. Die helle volle Sonne lag über dem Weg, den Martin, der Leutnant, tat. Er schritt leicht dahin. Seine schöne Uniform glänzte und sein Degen leuchtete. Und dennoch empfand Lukas, als liege etwas Dunkles über dem Dahinschreitenden. Es begann ihn etwas zu quälen, etwas, über das er sich nicht klar war, ein Verdacht, als ob der, der dahinging, nicht rechtschaffen wäre, wie er ihn bisher geglaubt hatte.

Martin schritt mit großen Schritten wegab. Sein Gesicht war von einer eigentümlichen Unruhe lebendig, seine Lippen zitterten manchmal unmerklich, als ob er Angst habe, und diese Angst kam erst in ihm auf, als er nun allein war; vorher hatte er sie gewaltsam niedergehalten, damit keiner sie sehe. Ins Wasser war sie gegangen, die Maria, seinetwegen! Das — bei Gott, das hatte er nicht gewollt oder vorausgesehen, sonst — törichtes Mädchen! Vielleicht einen Rat hätte er ihr gewußt, wenn sie gewartet hätte! Freilich — war er vielleicht der einzige, der —! Was brauchte sie sich ihm an den Hals zu werfen, die Maria! So stritt er mit seinem Gewissen auf diesem Wege, und da es ein lahmes Ding war, wurde er bald Herr darüber. Dann wurde sein Blick klarer. Es galt, um die leide Geschichte herumzukommen, daß niemand Verdacht schöpfte. Hoffentlich hatte sie nichts Geschriebenes hinterlassen, die Maria! Unten in St. Felix, den paar Menschen, die um seine Bekanntschaft mit dem Mädchen wußten, war wohl nicht allzu schwer zu beweisen, daß er im Grunde keine Schuld an ihr hatte! Sicher keine Schuld! Es konnte doch niemand voraus wissen, daß das Mädchen sich das so zu Herzen nehmen würde!

Als Martin die Seestraße erreichte, war die Unruhe aus seinem Gesicht verschwunden. Sein Schritt war noch rascher geworden, und mit jedem Schritt hellten sich seine Züge mehr. So entlief er gleichsam seinem Gewissen, hatte es immer so gehalten: unangenehmen Gedanken war er immer entlaufen.

Der Fußweg mündete unfern der Stelle in die Seestraße, auf der das Haus des Kapitäns Fries stand. Seine Frontfenster waren dem hellen Morgen aufgetan, und als Martin vorüberkam, stand Brigitte unter dem einen. Sie trug ein Tuch im Zipfel über ihr schönes Haar gebunden. Die Aermel ihrer Morgenjacke waren hochgestreift und ihre schlanken Arme schimmerten weiß. Martin grüßte, und erst sein Gruß machte sie auf ihn aufmerksam. Sie errötete und wendete sich hastig und in einer edeln Scheu vom Fenster hinweg; seinen Gruß hatte sie mit einem verlegenen Nicken des Kopfes fast mechanisch zurückgegeben. Der Leutnant aber hatte ein Herzpochen, das ihm für einen Augenblick den letzten Gedanken an die Maria nahm.

An der Lände legte eben das Schiff an. Martin mußte eilen. Mit weiten Schritten bog er in den Steg ein. Wer ihm begegnete, den grüßte er mit einem raschen heiteren Wort, und er konnte merken, daß die Leute ihm nachher nachblickten wie immer, und hörte sie gleichsam hinter sich reden: Ein Staatsmensch ist er, ist Martin, der Leutnant! Das hatten sie zu Herrlibach und anderswo schon hundertmal hinter ihm her geredet. Zufrieden mit sich stand er danach auf dem Schiff an einem Platz im Hinterteil des Bootes, wo er allein war. Noch immer verdrängte das Bild Brigittens das der andern. Er spann an allerlei Plänen, baute sich ein Haus in die Zukunft und stellte Brigitte hinein, hatte dabei alle guten Vorsätze, ihr ein rechtschaffen braver Mann zu sein, war stolz auf seinen Beruf und eine Kraft, die er in sich fühlte, in diesem Beruf seinen Mann zu stellen, freute sich des Lebens und hatte dann plötzlich den dringenden Wunsch, an ihr, an Brigitte gutzumachen, was an der andern, der Maria, vielleicht nicht recht getan war. Denn Martin Hochstraßer war wohl ein leichtlebiger, aber kein ganz schlechter Mensch.

So lange hatte er, den Blick irgendwo an die Planken des Schiffes geheftet, gestanden. Jetzt hob er die Augen. Da lag drüben noch der Wirtschaftsgarten, wo er gestern gesessen hatte. Langsam glitt derselbe, je mehr das Schiff sich entfernte, zurück, und die Wellen schlugen an die Mauer hinauf, und — und dort war sie hinuntergeglitten — dort hatten sie die Maria gefunden! Das Blut stieg ihm ins Gesicht. Er wendete sich rasch ab. Dann zwang er seine Gedanken wieder zu dem schönen Zukunftsbilde zurück, das ihn eben beschäftigt; aber es wollte nicht mehr

so klar und scharf umrissen vor seinen Blick treten wie zuvor. —

Droben im Polizeilokal von Herrlibach, wo im Erdgeschoß ein großer leerer Raum war, lag auf einer Bahre das ertrunkene Mädchen, mit einem schwarzen Tuche bedeckt, aber das entstellte Gesicht frei und die noch feuchten Haare lang herabhängend. Viel Volk drängte sich den ganzen Tag in den Raum. Auch ein großes, hageres Mädchen kam in der Nachmittagszeit, barhaupt, das spitze Gesicht herb und streng. Das war Rosa Hochstraßer, die die Neugierde hertrieb. Sie traf mit einer ganzen Herde mitleidiger Weiber an der Leiche zusammen, die mit schönen und salbungsvollen Reden um sich warfen. „So jung und so hübsch und schon sterben müssen!" — „Mein Herr Jesus, das arme liebe Kind!" — „Mein Gott, wen mag sie wohl noch haben auf der Welt!"

Rosa preßte die Lippen schmal: „Ein Mannsbild wird im Spiel sein!" sagte sie. Dabei milderte weder Trauer noch Teilnahme ihren Blick; es schien fast, als zürne sie der Toten, weil sie vielleicht schwach und töricht gewesen. Sie selber, Rosa Hochstraßer, war weder schwach noch töricht, war nicht einmal jung, obwohl sie an Jahren kaum mehr als die Tote zählte.

Daß sie nicht jung war, erfuhr an diesem selben Abend ein Herrlibacher Bauer, ein starker, fröhlicher Mensch, der das Ansehen ihres Vaters, vielleicht auch seinen Geldsack in Betracht zog und sich die Mühe nahm, bei dem Mädchen anzuklopfen und es zu einem Ausflug der Ortsjungmannschaft einzuladen.

Rosa war eben in die Laube am Hause getreten, in der Lukas in Hemdärmeln saß. Eine Zeitung lag vor diesem, breit hingestrichen über den Tisch, und er las, bedächtig und gründlich; es war vielleicht kein Satz im Blatt, den er sich entgehen ließ. Da kam Franz Joseph Keller, der junge Bauer, mit Hut und Rock angetan, ganz feierlich die Straße herangestiegen und bog in die Laube ein. Er hatte die beiden darin erblickt, und als sein Schritt auf dem Kies hörbar wurde, hoben auch sie die Gesichter und wurden seiner gewahr. Er grüßte, setzte sich zu ihnen und sprach erst das und jenes in den Tag hinein, wie einer redet, der nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen will. Dann brachte er sein Anliegen vor. Er hatte ein offenes, schönes Gesicht, einen weißblonden Schnurrbart, an dem er manchmal verlegen drehte, seine blauen Augen blickten aber alledieweil Rosa ehrlich an. Ob sie an dem und dem Sonntag mit wolle, mit dem Dampfschiff den See hinauf bis nach Hütten, fragte er. Rosa hatte sich bei seinem Kommen erhoben und hatte weggehen wollen. Weil sie nicht unbemerkt an ihm vorbeikam, setzte sie sich wieder und streifte die Aermel ihrer grauen Hausjacke, die aufgekrempelt gewesen, über die braunen Arme vor.

„In einem schönen Aufzuge triffst mich," sagte sie. „Zu tun habe ich drinnen im Haus, mitten am Fegen bin ich."

„Das ganze Jahr ist sie mitten am Fegen nämlich," warf Lukas mit einem stillen Lachen ein.

Der andre lachte mit und kam aus dem Geleise, weil er die Antwort auf seine Frage von vorhin nun erst nicht hatte. Ihr Gespräch wandte sich, ohne daß er es halten konnte, anderm zu. Dabei verwickelten sich die beiden Männer in eine Unterhaltung, und plötzlich erhob sich das Mädchen.

„Ich muß wieder hinüber jetzt," sagte sie.

„Du wirst ihm Antwort geben müssen," mahnte Lukas.

Sie tat, als ob sie es ganz vergessen hätte. „Wegen der Sonntagfahrt," sagte sie. „Da gehöre ich nicht dazu," fügte sie bei.

„Warum nicht?" fragte Lukas.

„Ich bin noch nie mitgegangen."

„So mußt einen Anfang machen," warf Keller ein.

Sie lachte ein kurzes trockenes Lachen. „Das ist für lustigeres Volk, als ich bin," sagte sie herb. Dann stand sie auf und wandte sich zum Gehen.

„Du vergissest jung zu sein," sagte Lukas, „und wenn du es nicht mehr bist, wirst dich grämen, daß du die Zeit verpaßt hast, da du es hättest sein können."

„Ich passe nicht zu dergleichen," beharrte sie, „auch wenn nicht erst die Mutter gestorben wäre." Nach diesen Worten ging sie wirklich; ihr Gesicht hatte einen störrischen Ausdruck. ‚Einmal bist gekommen, zum zweitenmal wirst es nicht versuchen,' dachte Franz Joseph Keller. Aber Lukas sagte ein Wort, das diesem allen Groll hinwegnahm. Er lehnte sich breit in der Bank zurück, legte die schwere Hand auf den Tisch und öffnete sie, als lege er das, was er meinte, in dieser Hand vor den andern hin. „Es gibt solche Menschen in der Welt, die im Leben nur zu einer Tugend das Zeug haben und sich in sie einbohren, daß sie fast zum Laster wird! Du solltest das Mädchen arbeiten sehen und sorgen den langen Tag. Vor Arbeit und Sorge hat sie nicht Zeit, an die Freude zu denken!" Als er so schlicht Rosas Wesen vor dem Freier klargelegt und verteidigt hatte, wußte er, das Gespräch fortsetzend, sonderbar wohl, diesem über die eben erfahrene Enttäuschung hinwegzuhelfen. Nach einer Weile war es Keller, als sei es eine besondere und sonntägliche Ehre, neben diesem Manne zu sitzen, und es wurde fast spät, bis er aufbrach. Endlich erhob er sich und ging. Aber als er vom Hause hinwegschritt, wußte er nicht, daß Rosa oben am offenen Fenster stand, sich

mit beiden Händen an den Fensterpfeilern haltend, und ihm mit heißen Augen nachsah. Es drängte sie, ihn zurückzurufen und ihm zu sagen: „Ich komme doch, du.“ Es sprang ihr auf die Zunge. Nun auf einmal war ihr, daß sie gern mit dem jungen Menschen, den sie lange kannte, gegangen wäre! Aber die schmalen Lippen ließen den Ruf nicht durch; es ging ihr wider die Natur, sie vermochte die Sprödheit nicht zu überwinden, die ihr anhaftete. So geizig wie gegen andre war sie gegen sich selbst.

Gemächlich stieg Franz Joseph Keller straßab. Rosa spähte hinter seiner breiten Gestalt her. Das Herz klopfte ihr. Das Wiederkommen war ihm wohl verleidet! Als er verschwunden war, verließ sie ihren Platz. Bald nachher tönte ihre scharfe Stimme scheltend durchs Haus. Sie ließ die Magd hart an, die drüben den Brüdern haus hielt. Ihre innere Unzufriedenheit machte sie ungerecht.

IV

Lukas Hochstraßer hatte sich auf den Auslug gestellt. Gewähren lassen wollte er die Jungen! Aber schon in diesen ersten Tagen kamen ihm Bedenken. Ueber Christian schüttelte er den Kopf, Martin, der Leutnant, machte ihm Sorge, und von seiner Tochter sah er, daß sie sonderbare Wege ging, die ihm nicht in ein rechtschaffenes Glück zu münden schienen. Da war aber noch David, sein Jüngster, und vielleicht der, der seinem Herzen am nächsten stand. Auch er gab ihm zu denken. Im Stillen sah er dem Gebaren des seltsamen Menschen, seines Sohnes David, zu. Der war ein Himmelsgucker. Er teilte sich mit Christian in die Arbeit, die der Alltag brachte, und versah nebenbei das Amt des Gemeindeschreibers, das sein Vater ehemals innegehabt. Aber er war des Morgens nicht der erste, das Tagewerk zu beginnen. Bedächtig stieg er aus seiner Kammer herab. Trat er aus dem Hause und sah die Sonne besonders schön über den Berg heraufsteigen oder die Seeufer aus den über dem Wasser ruhenden Nebeln rein und still und frei aufragen, so konnte er sich eine ganze Weile hinstellen und sich an solchem Bilde weiden, die Arbeit aber Arbeit sein lassen, als wären hundert andre Hände da, sie zu tun. Er war von weichem Gemüt, und alles Schöne hatte Gewalt über ihn. Er liebte den See, wenn er still und glatt und klar war und wenn der Sturm in ihm grub und wühlte. Am liebsten fuhr er um Feierabendzeit allein mit einem Boote hinaus und hörte die Dörfer einander das Gute Nacht zuläuten. Er wurde nicht satt, immer wieder diesem Abendläuten zuzuhören, wie eine um die andre der über den Rebenhügeln stehenden Kirchen die Klänge aufnahm und sie weitergab, so daß sie an beiden Ufern hinabwanderten bis nach St. Felix, in die Stadt, deren Glocken davon erwachten und zu tönen begannen, dumpf und groß und feierlich, als hätten alle die Stimmlein und Stimmen, die rings um den See auf den Türmen wohnten, sich da unten zu mächtigem Chor zusammengetan, um den Tag auszusingen. Wie den See liebte David die blühende Matte, den grünen Weinberg und den hochstämmigen Wald, und es war fast, als liege sein Leben mehr in seinen alle Schönheit suchenden Augen als in seinen Händen oder auch in seinem Munde. Denn er war eigentlich ein schweigsamer Kamerad. Bei seinen Geschwistern hatte er sich keinerlei besonderen Ansehens zu erfreuen, vielleicht weil er wenig sprach und sich kaum verteidigte, wenn einer oder der andre ihn seiner Lässigkeit wegen schalt. „Der bringt es seiner Lebtag zu nichts,“ schimpfte sein Bruder Christian. Seine Schwester Rosa behauptete, sie hätte David eines Tages Heu vom Boden aufnehmen sehen, das er mit der Gabel auf den Wagen laden wollte. Während er aber im Schwung die Gabel hob, sei ein Sommervogel vor ihm aufgeflogen und habe so seinen Blick auf sich gezogen, daß er mit offenem Maule, die Gabel voll Heu steif in die Luft gestochen, eine gute Weile dagestanden und dem Schmetterling nachgeschaut habe, als sei er zur Bildsäule erstarrt. Lukas hörte lächelnd derartigem Berichte zu; aber er sah, daß dieser Sohn wie die andern nicht den Geist in sich hatte, der ihn und seine Frau beseelt.

Einen Lieblingsweg und einen Lieblingsort hatte David Hochstraßer, und der Weg führte vom Haus zur Weinlaube fort durch die Rebberge hinauf zur Scheune, die, groß und stattlich, wenig unterm Wald und über reichen Matten stand. Hier war Lukas Hochstraßers Vieh untergebracht und drei Knechte wohnten in der Stube, die über dem Gerätschuppen lag. Breit lag das Dach über dem großen hölzernen Bau. Von der Bergseite her führte eine grasüberwachsene Einfahrt zur mächtigen Heudiele. Vor der Scheune stand eine weiße steinerne Bank, die eigentümlich aus dem Grün der Wiese und vom Holz des Gadens sich abhob. Platte und Sockel waren aus einem im Walde gefundenen Felsblock geschnitten. Auf dem Stein saß es sich gut und frei und kühl; denn der Ort war hoch und der Wald wehte wie ein Fächer über ihm; wer aber sich da niederließ, übersah das weite gesegnete Seeland, das lang sich dehnende Wasser in der Tiefe, grüne Hügel und reiche Dörfer mit roten freundlichen Kirchtürmen, silbern glänzende, in Dunst und Ferne sich verlierende, Ebenen durchschneidende Flüsse und im Süden, wie Wälle und Warten mächtig hintereinander aufwachsend, Berg um Berg mit schneeschimmernden Häuptern, eine wundervolle, an den Himmel gebaute Welt. David Hochstraßer saß mehr auf dieser Bank, als

der Arbeit, die ihm oblag, gut war. „Er wird wohl im Berg hocken," zürnte Rosa, wenn sie ihn unten umsonst suchten, und sie riet zumeist nicht daneben. Er saß da, den Rücken an die Scheunenwand gelehnt, die Arme lang auf die Bankplatte und die Beine auf den Boden hängend, in seinem groben, eigen an seiner schlanken, wohlgeformten Gestalt sitzenden Gewand. Wenn das freie, durch nichts beengte Licht sich über ihn ergoß, war er selbst kein übler Anblick. Sein Gesicht hatte etwas von der feinen Helle eines milden Tages und sein Blick etwas von dem schönen blauen und tiefen Himmel, der sich hoch über diese freie Höhe spannte.

David Hochstraßer hatte auf der Bank zumeist einen Gefährten, einen alten kleinen Menschen, Longinus, den Knecht. Der war ein Erbstück auf Lukas Hochstraßers Besitztum wie die Weinberge, Matten und Wald. Lukas hatte den Longinus von seinem Vater übernommen und gab ihm das Gnadenbrot. Der kleine saubere Mann mit dem vollständig kahlen Schädel und dem ebenso nackten, bartlosen Gesicht war zu wenig anderm mehr gut als zum Viehhüten, zum Holzauflesen im Wald und derlei leichtem Werk, aber die auf dem Hochstraßergut hätten ihn ungern gemißt; denn er war eine absonderliche und wohltuende Art von einem Menschen. Longinus hatte eine zierlich runde Gestalt, an der das Auge nichts fand, was ihm mißfallen konnte. Eine wölbige, über der schwulstigen Nase weit vorspringende Stirn hatte er, dicke hängende Backen und kleine verborgene Augen. Die letzteren sahen nur wie zwei versteckte Feuerlein aus den strichähnlichen Schlitzen, aber von ihnen aus ging doch die Helligkeit, die über dem runzeligen Gesicht lag, und sie bestimmten den Ausdruck der schrankenlosen Zufriedenheit in des Longinus Zügen. Diese Zufriedenheit, die an jedem Uebel noch eine helle Seite zu finden vermochte, war, was denen vom Hochstraßergut den Knecht lieb machte, war auch die Ursache, daß er auf dem Bauernhof alt geworden war, trotzdem er nie ein besonderer Arbeiter gewesen. Er kannte die große Kunst, harte Schelte für eine schlechte Arbeit mit einem freundlichen Gesicht, mit einem „So macht man es das nächstemal besser," einzuheimsen, sich im Gedanken an den guten über den bösen Tag nicht zu ärgern und, wenn ihm etwas versagt blieb, es nicht weiter zu begehren, weil es einmal nicht zu haben war. Als er von der Heudiele stürzte und ein Bein brach, lachte er; er hätte ja den Hals brechen können. Als ihm seine einzige Schwester, an der er sehr gehangen hatte, starb und er auf der Welt keinen Anverwandten mehr hatte, strich er mit der feisten Rechten in einen der Augenschlitze, wischte dort etwas trocken und lächelte: „Schön hat sie es nun, die Schwester." — Und Longinus war nie mit einem Menschen böse, freilich auch nie mit sich selbst. Darum war er so schön rund geworden.

Der Knecht also saß häufig neben David, weniger weil er wie jener Verständnis hatte für die schöne Welt, die einer von da oben sah, als weil das Sitzen und Staunen in seine große Zufriedenheit paßte. Sie waren ein Bild, wenn sie so dasaßen, der junge Schlanke und der alte Behäbige. Die Leute stießen sich an, wiesen hinter ihrem Rücken auf sie und flüsterten: „Ein Loch gaffen sie in die Luft, die beiden." Und sie wunderten sich, daß Lukas Hochstraßer so blind war, seinen Knecht nicht strenger zur Arbeit hielt und dem Sohn den Müßiggang verleidete. Aber Lukas hatte, ohne daß jemand es ahnte, den klaren Blick auf ihnen allen, und er, der kaum den Söhnen den Weg freigegeben, nahm eben weggelegte Zügel leise und unmerklich wieder zur Hand. Beweis dafür war, was er an einem Sonntagmorgen tat. Er überraschte Rosa, die sich zum Kirchgang bereit machte und glaubte, daß er sie wie immer begleiten würde, mit der Nachricht: „Ich fahre zu Julian mit dem nächsten Schiff."

„Heute?" fragte sie, und als er bejahte: „Aber wenn Ihr ihn nicht daheim trefft?"

„So kehre ich eben wieder um. Zeit habe ich jetzt zu derlei Reisen."

„Ihr hättet ihnen doch berichten sollen, Vater."

„Ich will einmal sehen, wie es bei ihnen aussieht, wenn sie keinen Besuch erwarten."

Lukas sagte das ruhig und gelassen, zog indessen den schwarzen langen Rock an, band sich die Halsbinde fest und bürstete sich den halbhohen, steifen schwarzen Filz zurecht, der nicht neumodig war, aber von Neue glänzte. „Ich bin früh zurück," sagte er. Dann ging er in der Stube hin und her, das und jenes ordnend, und als die Glocken von Herrlibach zu läuten anhoben, nahm er einen schweren, unscheinbaren Hakenstock aus einer Ecke und sagte Rosa Ade. In ihrer herben, verdrossenen Art nahm sie ihm den Gruß ab, den er ihr bot. Dann verließ er die Stube.

Es war ein wolkiger Tag. Braun, grau und schwarz stand das Gewölk am Himmel übereinander geschichtet; doch entströmte ihm ein eigentümlicher Glanz, der alle Gegenstände wachsen und nahe vors Auge treten ließ. So lag über der zum See führenden weißen Straße eine große Klarheit, auch die Häuser des Dorfes hoben sich scharf, in strengen Umrissen von der Luft ab, und wie die toten Gebäude, erschienen die Gestalten der Menschen, die auf der Straße gingen, wie aus der durch keinen Windzug bewegten Luft mit einem scharfen Messer, Gestalt um Gestalt, neu herausgeschnitten. Die Straße

war voll Leben, die Herrlibacher waren derzeit fleißige Kirchgänger, da sie einen neuen Pfarrer hatten und dem schon aus Neugierde zuliefen. Die Blicke der Männer und Weiber wendeten sich Lukas zu, als er vom Berg daherkam, schwer ausschreitend, auf seinen Stock gestützt.

„Das ist noch ein Mann," meinten zwei Frauen zueinander, „so schwere Leute gehen nicht viel im Land herum."

Zwischen ihm und den Bauern ging der vertraute Gruß, der da Sitte ist, wo jeder den andern kennt. Als sie sahen, daß er nicht wie sonst mit zur Kirche ging, blickten sie ihm nach. „Ist er nicht ein Prachtsmensch, der Lukas Hochstraßer?" ging wiederum da und dort die Rede. Einer und der andre sprach ihn auch an. Ob er fort wolle? Dann antwortete er: „Ja, zu Schiff nach St. Felix," und seine Stimme klang dumpf und voll Wohllaut in die Glocken, von deren Ruf die Lüfte erfüllt waren.

Unter Gruß und Redestehen kam Lukas an die Lände. Das Schiff fuhr bald an und er stieg ein. Hier aber war es wie auf der Straße. Viele der Fahrgäste und die Schiffsmannschaft kannten ihn. Jeder rückte den Hut, als er zu seinem Platz im Hinterteil des Schiffes ging, und er gab mit gemessener, altväterischer Freundlichkeit Bescheid. Er setzte sich nicht, sondern blieb an das Geländer gelehnt stehen, beide Hände auf seinen Stock gestützt. Bald traten Bekannte zu ihm und zogen ihn ins Gespräch. ‚Leicht habe er es jetzt,' warf einer hin.

Er lachte, dehnte die große Gestalt in behaglicher Lässigkeit und erwiderte: freilich habe er es leicht. Seine Kraft sei in zehn junge Arme übergeflossen, die jetzt werken müßten, er brauche nur zuzusehen, was sie ausrichteten! Und im Augenblick, da er es sagte, schwellte ihm ein wirklicher Stolz die Brust, daß aus seinem Blut gleichsam Ströme nach allen Seiten flossen, daß er der Welt in den Söhnen etwas gegeben hatte, das, wenn auch auf kleinem Raume, in ihr räderreiches Triebwerk griff, empfand dabei plötzlich die ungebrochene Kraft, die in ihm selber war, und hatte ein ihn seltsam hebendes Empfinden, als sei er selber immer noch der Quell, aus dem den Jungen ihre Stärke kam.

Das Schiff zog langsam über den See hinab. Das reglose Wasser hatte eine schwarze Farbe, auch am Himmel überrann immer mehr schwarzes Gewölk das graue. So entstand eine düstere Beleuchtung, die der sonst lieblichen Landschaft einen großen Ernst verlieh. Still schwammen die dunkeln Ufer hinauf, und allmählich hoben sich die weißen hohen Häuser und die standhaften alten Türme von St. Felix schärfer und schärfer aus dem grauen Licht. Als das Schiff sich mehr und mehr dieser aus dem Grau des Tages prächtig und groß herauswachsenden Stadt näherte, erschien vor allem der Doppelturm des fränkischen Münsters dem Auge wie ein über das ganze Heer und Meer von Häusern gesetztes herrenhaftes Bauwerk, das, obwohl es aus den schlichten Häusern der Altstadt aufragte, doch auch den neuen glänzenden Bauten, den Palästen der Reichen von St. Felix sich gleichsam an die Spitze zwang, mit seiner Jahrtausende überdauernden Wucht ihre prangende Pracht überwindend. Lukas Hochstraßers Blick hing mit liebevollem Ausdruck an der Altstadt und ihrem Münster. Sie war seine und die Stadt seines Vaters; was im Laufe der letzten Jahrzehnte neu aufgewachsen war, war ihm, den Geschäfte häufig nach St. Felix führten, fremd geblieben.

Nach einer Weile hielt das Schiff und Lukas stieg ans Land. Die Uferallee war von vielen Spaziergängern belebt; die von St. Felix ergingen sich am Sonntagvormittag gern am See. Sie boten ein buntes Bild, Männer, Frauen und Kinder in sommerlich hellem neumodischem Gewand. Der Bauer von Herrlibach in seinem schwarzen Feiertagsrock und seinem altformigen Filz stach als eine Art Absonderlichkeit aus ihnen hervor und zog ihre Blicke auf sich. Es mochte ihm auch nicht entgehen, daß er das tat und daß da und dort ein frecher Finger auf ihn wies oder eine junge lose Zunge spottete, aber an Lukas Hochstraßer war keinerlei Verlegenheit oder Unbehaglichkeit. Er setzte den Stock fest auf das Pflaster, über das er mit seinen großen ruhigen Schritten dahinging, und blickte frei seinen Weg voraus. Was an den Menschen um ihn und der Stadt neu und fremd war, verwirrte ihn nicht. Er betrachtete es und sann, während er fürbaß schritt, ernsthaft über das und jenes nach: Gut ist es so! Zuweilen aber zuckte auch ein feines Lachen um seinen festen Mund, wenn er an Mensch oder Haus etwas gewahrte, was ihm töricht schien. So war eine Verwandtschaft zwischen ihm und den Münstertürmen: wie jene schlicht und stark über prangenden Bauten, stand er über dem emsigen und sonntagsfeinen Volk, das die Straßen füllte.

Sein Weg führte ihn nicht in die ihm vertraute Altstadt. Julian war, seit er verheiratet war, umgezogen und wohnte in dem stark bevölkerten Arbeiterviertel, das durch einen Fluß, die Zihl, von der eigentlichen Stadt getrennt war und darum den Namen Hinterzihl trug. Es war ein langer Weg bis dahin, und obwohl der Himmel so düster war, brütete eine schwere Schwüle über den heißen Straßen. Endlich gelangte Lukas über zwei Brücken in eine etwas freiere Gegend von mehr ländlichem Charakter, wo die Häuser niedriger waren, in kleinen Gärten standen und da und dort ein Fenster seine Blumen trug. Diese Straße war fast menschenleer, denn es war nahe an Mittag. Lukas schritt



Der Antiquitätenliebhaber
Nach einem Gemälde von Max Gaißer

auf eines der einander sehr ähnlichen, grüne Läden tragenden Häuser zu. Es hatte nur ein Stockwerk, ein freundliches rotes Ziegeldach und einen kleinen, wenig gepflegten Vorgarten. Lukas öffnete die hölzerne Pforte und durchschritt den Garten. An der Haustür neigte er sich über das am Glockenzug angebrachte Schild und läutete. „Julian Hochstraßer, Waisenamtssekretär" stand auf dem Schild. Auf das Läuten fuhr über der Haustür ein Fenster auf, dann öffnete jemand vermittels einer Vorrichtung von oben die Tür. In sich hinein lachend, stieg Lukas die Treppe hinauf: Augen mochten sie machen, wenn er ihnen zum Mittagessen ins Haus fiel!

Und sie machten Augen. Der kleine Julian, sein Enkel, stand unter der Flurtür. Er stutzte, stieß einen Jauchzer aus und sprang ungestüm auf den Gast ein. Sein Ruf brachte Vater und Mutter in den Flur. Julian ging in Hemdärmeln und trug schon die Serviette umgebunden, er hatte sich eben zu Tisch setzen wollen. In seinem Gesicht stand ein Ausdruck des Unbehagens und einer nicht übermaßen angenehmen Ueberraschung, während Luise, seine Frau, die in schwarzem Kleid, aber eine saubere Hausschürze vorgebunden, dastand, einen bösen Aerger nicht ganz hinter einer eifrigen Freundlichkeit zu verbergen vermochte. Während der Knabe sich an den Großvater klammerte und dabei die Abmahnungen seiner Mutter nicht zu hören oder nicht hören zu wollen schien, fand aber Julian den freieren Ton wieder, den er sonst stets im Verkehr mit dem Vater hatte, tat den anfänglichen Schreck mit einem „das heißt man die Leute überraschen" ab, nahm seinen Buben bei den Armen und hieß Lukas ins Zimmer treten.

Aber in Frau Luise fuhr eine ehrgeizige Geschäftigkeit. Sie ließ die Männer in die Stube treten, sandte die Magd eilig fort und machte sich selbst in der Küche zu schaffen. Sie hatte von Hause ein paar tausend Franken in die Ehe gebracht, war stolz darauf und zeigte bei jedem Anlaß gern, daß sie zu leben hatten.

Lukas legte in der Stube Hut und Stock ab und ließ sich von Julian aufs grünbezogene Kanapee nötigen. Während dieser auf einen Augenblick zu seiner Frau hinausging, betrachtete er die Stube. Es geschah nicht oft, daß er den Sohn besuchte, und er sah, daß in dessen früher schlichter Einrichtung sich manches verändert hatte. Ein gepolsterter Lehnstuhl stand in einer Ecke, ein prunkhafter neumodischer Spiegel hing an der einen Wand und den Boden bedeckte ein weicher Teppich. Es schien den beiden gut zu gehen. Lukas wunderte sich, zu welchem Zweck die leuchtend bekapselten Weißweinflaschen drüben auf der Kommode bereitstehen mochten und erinnerte sich im selben Augenblick, daß die Sohnsfrau nun eine Magd hielt, während sie sonst allein gewirtschaftet hatte. Denen geht der Samen auf, sann Lukas wieder, und er betrachtete unbemerkt und über das Kind hin, das sich an ihn gemacht hatte, den eben wieder eintretenden Sohn. Der hatte sich seinen Rock angezogen, einen schwarzen, langen, in dem er ein schulmeisterliches Aussehen hatte. Er strich sich mit der gepflegten Hand einige Male durch den schönen Bart, wie er gern tat, und schien eine behäbige innerliche Zufriedenheit zurückgewonnen zu haben. Als er sich jetzt am Tisch dem Vater gegenüber niederließ, schmunzelte er geheimtuerisch, als ob er etwas zu erzählen habe. Er gab jetzt eine aufrichtige und ungekünstelte Freude über des Vaters Besuch zu erkennen und hatte die anfängliche Ueberraschung völlig gegen diese Freude eingetauscht. Bald und während die Männer von dem und jenem sprachen, trug Frau Luise die Suppe auf, legte einen Teller für Lukas hin und setzte sich zu ihnen. Dann kam heraus, womit Julian geladen war. Die Gatten sahen einander mehrmals lachend an, worauf Julian begann: „Ihr — es wird nachher etwas geschehen, was Euch sonderbar vorkommen wird, Vater."

Lukas hatte die Blicke wohl bemerkt, die sie sich zuwarfen. „Was ist denn?" fragte er.

„Ein Ständchen wollen sie ihm bringen," verriet vorschnell Frau Luise, und ihr Gesicht glänzte wie eine Sonne.

„Die Gesangssektion des Arbeiterbundes," erklärte Julian.

Dann erzählten beide abwechselnd von einer Rede, die Julian im Schoße der Arbeiterpartei gehalten, von dem Aufsehen, das sie in der Stadt gemacht, von der Begeisterung für Julian, die bei den Arbeitern seither herrsche. Julian war dabei der stillere und berichtete bescheiden von seinem Erfolg, seine Frau aber trug dick auf und hatte nicht Rühmens genug, wie gut es ihnen gehe und welche Aussichten dem Manne sich durch die Gunst der großen Partei, der er angehöre, eröffneten.

„So, so," sagte Lukas.

„Ihr seid nicht einig mit mir, Vater," sagte Julian mit Offenheit.

„Deine Vorgesetzten werden es nicht sein," sagte Lukas. Julian zuckte die Achseln. Dann meinte er leichthin: „Die kümmern sich nicht!"

„Sonst mögen sie es nehmen wie es ist," warf seine Frau spitz ein und übertrumpfte das Wort mit dem andern, hochmütigeren: „Am Ende ginge es auch ohne sie."

In diesem Augenblick ließen sich die Schritte vieler Menschen auf der Straße hören. Frau Luise wollte die Fenster aufreißen, aber Julian wehrte ihr und hieß sie sitzen bleiben. Mit eigentümlichen Gesichtern saßen sie dann über ihre Teller geneigt und aßen mechanisch weiter. Julian als der Gefeierte lachte halb verlegen vor sich

hin, seine Frau hatte keine Ruhe, sah ein über das andre Mal an sich hinab, zupfte da und dort an ihrem Kleid und hob dann wieder den Kopf hoch auf, als wollte sie fragen: he, das wird nicht jedem zuteil, das? Lukas allein blieb sich völlig gleich, gemächlich nahm er seine Mahlzeit ein und sagte dann und wann ein Wort von Dingen, für die die andern jetzt nicht Gedanken hatten, von daheim, den Geschwistern, dem Stand der Felder und Matten und dergleichen. Alle die Zeit war vor dem Hause eine geheimnisvolle Bewegung der in den Garten tretenden und dort sich aufstellenden Sänger.

„Jetzt fangen sie an," sagte der kleine Julian, der lang am Fenster stand. Dann kam der große Augenblick. Frau Luise durfte das Fenster öffnen. Sie ordnete noch dies und jenes an ihrem und ihres Mannes Kleid, dann stellten sich beide an die Fensterbrüstung und ließen in gehobener Stimmung die Liederhuldigung als schöne Welle an sich heraufschlagen. Ein Lied und noch eines, und dann, als Frau Luise wütend klatschte, ein drittes! Während dieses dritten verließ Julian die Stube und ging hinab. Lukas Hochstraßer hatte seinen Platz nicht verlassen. Er lauschte den Liedern und sah inzwischen auf den Sohn und die Frau. Ihre kindische Freude ergötzte ihn halb, halb erfüllte ihn ein sonderbares Mißbehagen; das Getue paßte nicht zu seiner schweren, schlichten Art. Nun war der Gesang zu Ende und Julian brachte die Sänger herauf in die Stube, eine ganze Herde von Männern, so viele, daß die Mehrzahl draußen im Flur und auf der Treppe stehen bleiben mußten. Frau Luise entkorkte die Flaschen und schenkte ein. Auch Julian half und reichte die Gläser. Beide sagten den Gästen eine Menge schöner Worte, für die diese, vom Anblick des Weines angeregt, nichts schuldig blieben und wiederum Julians Verdienste weidlich herauszustreichen begannen. Lukas war aufgestanden, und der Sohn wies den Nächststehenden mit einer Handbewegung den Vater, worauf mehrere zu diesem traten und ihm die Hand gaben. Es war aber ein eigentümlicher Gegensatz zwischen diesen Männern, denen man die schwere Arbeit ansah, und Lukas Hochstraßer, der doch auch tags seines Lebens nie müßig gewesen. Schon in den Händen, die sie ineinander legten, lag dieser Gegensatz. Alle waren breit und zerarbeitet, aber Lukas' Hand war braun, trug die Farbe der Scholle, die er bebaute, und die Sonne hatte das dunkle Braun über die ganze schwere Hand gezogen. Die Fäuste der andern waren zerhackt von Narben und Rinnen, zerschnitten von Staublinien, jene hatte etwas Freies, bei aller Breite Gelenkiges, diesen haftete eine fast gehässige Herbheit an. Was die Hände unterschied, unterschied die Gestalten und Gesichter; der Bauer stand aufrecht und eine große Ruhe und Gelassenheit lag in seinen Zügen; Julians Gäste trugen in ihrem Aeußern die Zeichen eines schweren und unfreien Berufs, und sie hatten in Worten und Gebärden eine sprunghafte und laute Heftigkeit. Einer von ihnen, ein Kesselschmied, ein mittelgroßer Mann mit schwarzem Bart und dichten Brauen, unter denen die Augen eigentümlich blitzten, hatte von Anfang an das Wort geführt. Er zog auch zuerst Lukas ins Gespräch und meinte: „Ihr habt einen tüchtigen Sohn, Mann!"

„So, so," sagte Lukas mit einem stillen Lachen.

„Das ist noch einer, der zu uns steht," fuhr der Schmied fort, und ein paar andre fielen bestätigend ein: „Sicher ist das einer — noch — Euer Sohn."

Darauf hoben sie von einer Bewegung zu sprechen an, die nächstens ihren Anfang nehmen würde und eine Verkürzung der Arbeitszeit zum Ziele haben sollte.

„Da rechnen wir dann auf ihn," meinte der Schmied, nach Julian hinüberwinkend.

„Der kann noch reden, der," lobten ihn wieder einige. Dann wandten sie sich zu Lukas und wollten von ihm wissen, ob er nicht auch zugebe, daß sie zuviel Arbeitsstunden im Tag hätten.

Lukas richtete seine schwere Gestalt auf und lachte. „Das weiß ich nun nicht. Mir schreibt keiner meine Stunden vor, aber arbeiten muß ich doch, vom Sonnenaufgang an bis in die Nacht, wenn ich zu etwas kommen will."

Der Kesselschmied zuckte die Schultern und blickte die nächststehenden Genossen an, wie als zu sagen: Was soll der Bauer wissen! Dann kümmerten sie sich nicht weiter um Lukas, sondern sprachen wacker dem Wein zu. Der Schmied brachte ein Hoch auf Julian aus und Julian ließ seine Gäste leben. Mit vielem Lärm und Händeschütteln und weiteren schönen Worten von beiden Seiten kam der Besuch zu einem Ende. Als die Arbeiter die Stube verlassen hatten, sah Frau Luise den Schwiegervater an: „He Vater," sagte sie, „jetzt habt Ihr gesehen, daß er etwas gilt, der Julian?"

„Gewiß," sagte Lukas, aber er sprach bald von anderm und es sah ihm keiner an, was er dachte.

Die Frau hatte dann aufzuräumen, Lukas aber schlug einen Spaziergang vor, auf dem er auf einem Umwege die Lände gewinnen könnte, von wo in zwei Stunden sein Schiff abfuhr. So schritten bald nachher Vater und Sohn, den kleinen Julian zwischen sich, durch die Straßen von St. Felix gegen den Berg hinauf, der sich im Osten der Stadt grün und waldbestanden erhebt. Sie konnten nicht leugnen, daß sie nah verwandt waren; denn sie waren in allem, bis auf das Alter und die Farbe ihres Haares, einander fast völlig gleich. Aber Julian schritt

dahin wie der Städter geht, selbstbewußten Schritts, zuweilen mit einem Seht ihr mich=Blick nach rechts und links streifend. Lukas ging wortkarg seines Wegs, manchmal blieb er vor einem schönen Gebäude stehen oder hielt später, als sie über die Stadt hinauskamen, an, um die Aussicht zu genießen, aber um die Menschen auf den Straßen kümmerte er sich nicht und nicht darum, wie er sich vor ihnen zeigte, noch was sie von ihm dachten. Von der Szene in Julians Wohnung sprachen sie nicht mehr. Julian umging alles, was das Gespräch darauf zurückleiten konnte, und es war, als fühle er sich unfrei in des Vaters Gesellschaft. Sie kamen an die Lände zurück, als die Sonne, die tief im Westen stand, einen Augenblick durch die Wolken brach und einen schönen und milden Schein über den See hinsandte. Das Ufer wimmelte von Spaziergängern, die den helleren Abend genossen. Auch das wartende Schiff empfing viele Passagiere. Ehe Lukas die Einsteigebrücke betrat, nahm er Julian, der ihm die Hand zum Abschied gereicht hatte, beiseite. Der helle Schein ergoß sich voll über den starken und hohen Mann. Er sah den Sohn mit seinen dunkelblauen Augen an, in denen die Kraft eines Jungen leuchtete, und wiederholte, was er ihm gesagt hatte: „Es will mir nicht gefallen, was du tust. Zu deinem Amt würde ich acht haben, wenn ich dich wäre."

„Ja, ja," nickte Julian zustimmend, aber er hatte nur halb hingehorcht.

Als Lukas nachher auf dem Schiff stand, und Sohn und Enkel am Ufer zusahen, wie es langsam vom Ufer stieß, wußte der Bauer, daß er in den Wind gesprochen hatte, und um eine Sorge schwerer fuhr er nach Herrlibach hinauf.

(Fortsetzung folgt)



Besuch

Nach einem Gemälde von Peter Philippi



Bacchantenzug, antikes Relief im Neapler Museum

Die Tänzerin

Von

Professor Dr. Ed. Heyck

(Hierzu elf Abbildungen)

Nicht immer interessierte uns der Tanz in seinem Wert als ästhetische Darbietung, die auch den Nichtbeteiligten etwas gibt. Der Tanz war ein konventionelles Zubehör der Geselligkeit geworden, im weitesten Sinne alles dessen, was in ihr bezweckt und gesucht wird. Die Empfindungen der nicht Mittanzenden waren die der ins Skatzimmer verschwindenden Väter, der drückebergerischen Herren und vor allem die — der Ballmütter. Ueber den ganzen Betrieb ließe sich manches häßlich Klingende, aber nicht häßlich Gedachte, vielmehr aus einer feineren Achtung Entspringende sagen, und das Bild im Ballsaal — um uns auf den Anblick zu beschränken — war zu einer trostlosen Monotonie herabgesunken, worin die verschiedenen Rundtänze sich bloß durch den Taktschritt des ewigen Herumkreiselns von je zwei umgefaßten Menschen unterschieden. Dieses Bild ist neuerdings schöner, ästhetischer geworden. Aber es ist höchst bezeichnend, daß der Tanz der guten Gesellschaft, um wieder melodische Verschlingungen und Lösungen, anmutig-augenschöne Variationen zu zeigen, seine Anleihen erst bei den Bauern hat machen müssen, bei deutschen und bei fremden Volkstänzen.

Wer hat einmal ein schönes Landmädchen ganz allein tanzen sehen? Etwa im leeren Saal der Sommerfrische, wenn ein nickelspendender Gast das kaum noch irgendwo fehlende Orchestrion in rhythmischen Spektakel versetzt hat? Wie ein solches Naturkind, erst noch zag und scheu, bald alles vergessend, Zuschauer und Wirtin und Obliegenheit, restlos sich zu lösen vermag in weibliche Melodienempfänglichkeit und körperliche Lyrik; wie sie dahinschwebt gleich als dahingeweht vor den weichen oder heftigen Takten der klingenden Musik, die Arme in unbewußter Sehnsucht gebreitet, so daß es zart und schön bleibt, ganz leise diese Arme wiegend mit dem schmeidigen Körper zugleich in seiner blühenden, stillen, pulsenden Jugend; bald kaum merkbar rückt sie gleitend vor, bald beflügelt in weiten schleifenden Schritten und sich melodisch drehend, doch so, daß auch in der anschwellenden Bewegung eine eigenartige weiche Stabilität und ein Ausdruck von Verharren erhalten bleibt, der Gestalt und Züge und Blick mit flutender rhythmischer Hingabe geheimnisvoll nur überspielt.

Das ist Tanz. Ist es für die, welche ihn tanzt, und für das feiner aufmerkende Auge, dem ein Zufall das Zuschauen gibt. Ich sage gewiß nicht: so sollte man im Ballsaal tanzen. Der Ballsaal inmitten unsrer guten und empfindlichen Umgangsformen ist überhaupt ein gesellschaftliches, nicht so kurzfertig zu behandelndes Problem. Ich rede vom Tanz schlechthin und von den Erscheinungen, wo er ganzer Impuls und reiner Selbstzweck ist.

Tanz ist: Affekt. Er ist der Ausdruck ekstatischer Wahrheiten, von denen das Empfinden sich gar nicht die letzte Rechenschaft gibt, oder denen, wenn es dieses tut, der Ausdruck durch die Sprache als plump oder blaß und unzulänglich versagt. Aber nicht nur eine Unwahrheit ist es, sondern auch ein Unrecht gegen die jungen Ohren, die es wohl oder übel nicht wieder vergessen möchten, wenn man neuerdings so oft theoretisieren hört, der Tanz sei Erotik. Er ist die letzte, sinnfälligste Sprache jeglicher Affekte. Des Schmerzes und der



Altgriechisches Relief einer Tänzerin

Trauer so gut wie des Jubels, der Begeisterung und der kinderhell vergnügten Lust, der Gemeinsamkeit von Freude oder Triumph wie der religiösen Erregung, der Hingerissenheit durch Musik und nicht minder freilich jener hinverlangenden und hinsichgebenden Ahnung oder Glut, die von Geschlecht zu Geschlecht als die sieghafte Wechselwirkung der Liebe geht.

Es ist bezeichnend für unsre um Gewinnung bewußt ästhetischer Kultur sich mühende Zeit, mit welcher Lebhaftigkeit sie auch das Gebiet des Tanzes wieder in ihr Augenmerk und ihre Absicht einbezogen hat. Eine Fülle von rasch aufeinander gefolgten Werken behandelt, als völliges literarisches Novum, bald die Universalgeschichte, bald die Psychologie des Tanzes. Plastik und Malerei haben das stoffliche Thema des Tanzes, das die Jahrzehnte einer vorwiegenden Gedankenkunst vernachlässigt hatten, vielgestaltig wieder aufgenommen. Gebildete oder gewerbsmäßige Truppen bringen die schwedischen Volkstänze, den ungarischen Tschardasch, den oberbayrischen Schuhplattler und unvermeidlich sogar den Negertanz des Cake-Walk auf unsre Bühnen. Der mit Tapferkeit und mit vieler publikumskundigen Klugheit davongetragene Sieg einer kurzfertigen Amerikanerin stellt uns Tänze vor Augen, die neben etwas clairobskuren Bezügen zu aller berühmten Musik eine augenfällige Wiederanknüpfung an den altgriechischen Schönheitskultus suchen. Und diese Erfolge der Miß Duncan haben mit der Fixigkeit, die unser ganzes Erwerbsleben kennzeichnet, die Suche nach noch zugkräftigeren Tricks schon wieder in Sensationen abschweifen lassen, die als Suggestion und Schlafhypnose zwar sehr modern sind, aber mit einer nach reiner Schönheit trachtenden Tanzkunst insofern nichts mehr zu tun haben, als sie eben vorgeben, nichts gebildet Erworbenes, nichts Gekonntes, somit nicht eigentliche Kunst, sondern eine Merkwürdigkeit, ein Phänomen für sich, das sich allenfalls mit dem Fakirtum berührt, zu sein.

Naiv ist das alles nicht, so nicht und so auch nicht. Aber wo haben wir heute die frische, stark unmittelbare, schöpferische Naivität noch? Das Wort „naiv“ hat heute die Bedeutung „minder gebildet“ bekommen, man lächelt, während man „naiv“ sagt, oder verzieht spöttisch den Mund. Zögerte ich doch vorhin, ob ich das Beispiel jenes jungen Landmädchens nicht lieber aus gesellschaftlichen Gründen weglassen sollte, während man sich über Einzelheiten Isadoras in einer guten Gesellschaft unterhält, von welcher der mit kritischer Feinfühligkeit begabte Mensch das deutlichste Gefühl hat, daß sie die beträchtlichen Eintrittsgelder, welche die Amerikanerin erhebt, nicht in erster Linie für die Hoffnung eines rein künstlerischen Genießens bezahlt. Bei uns ist alles zur Modesache geworden, und eine solche ist auch gutenteils der vorhin erwähnte Kultureifer, jedenfalls kann innerhalb seiner das einzelne sich nur und allein in der Gunst der Mode noch die weitere Aufmerksamkeit erobern. Das gilt auch von dem Gebiet des Tanzes. Die Verfeinerungen seiner Ausübung, die zweifellos gewonnen sind, sind keine Hervorbringungen eines innerlichen starken künstlerischen Impulses, der ein Stück unsers volkseignen naiven Kulturlebens wäre, sondern sie sind eine Errungenschaft unsrer kalten, modemäßigen



Tanzende Bacchantin. Pompejanische Wandmalerei

Kultureklektik, unsrer ausdehnungslustigen und neugierigen Feuilletonbildung. Wir bringen nicht selbständig aus uns die Kultur des Tanzes um einen Schritt weiter voran, sondern wir holen die Objekte, Vorbilder und Anregungen für das lebhafter gewordene Interesse aus jeglichen Nähen und Fernen von außen zu uns herein. Und dieses Herzuholen der Tanzformen geschieht im bunten Durcheinander solcher, die wir ruhig dem schwülen, das Weib so unsagbar erniedrigenden Orient oder dem Negertum überlassen sollten, und wiederum solcher, denen man nicht absprechen kann, innerhalb einer alles nachahmenden und nachkünstelnden Zeit dem Aesthetischen und der Läuterung wenigstens zuzustreben.

In diesem Sinne spielt heute wieder etwas seine Rolle, wovon man jahrzehntelang gar nichts mehr gewußt hat, außer etwa in den Bücherstuben der philologischen Gelehrten, nämlich die Tänzerin. Natürlich ist damit nicht die durchschnittliche oder höhere Ballettratte gemeint, für die es ja an Interesse niemals gefehlt hat. Sondern diejenige Tänzerin, die sich, wenn auch ihre Produktion mit der Sekunde vergeht, in den Kreis der hervorbringenden Künste zu stellen sucht.

Nach obigen Vorbemerkungen mag es nicht fernliegend und unaktuell sein, ein wenig aus der Kulturgeschichte dieser Erscheinung zu erzählen. Den männlichen Tänzer lasse ich beiseite aus Gründen der thematischen Beschränkung, obwohl er gar nicht so fernab liegt. Nach unserm mit ganzer Absicht betonten Satz, daß es verfehlt sei, den Tanz allein in das Gebiet der Erotik hineinzwängen zu wollen, müssen wir voraussetzen, auch den Tänzer finden zu können. Nämlich in der Betätigung des Ausdrucks derjenigen Affekte, die mit dem Weiblichen nichts zu tun haben. Das ist denn auch der Fall, und der Satz wird durch diese Probe wirklich bestätigt. Männlicher Tanz und Tanzschritt haben im religiösen und priesterlichen Leben der durchaus schon kultivierten älteren Römer ihre wichtige Rolle gespielt, nicht anders als wie sie es in der Religion von Völkern uns fremderer und geographisch entlegenerer Kultur tun und wie David vor der Bundeslade tanzte, so heilig verzückt „mit aller Macht“, daß Michal, die spöttische Tochter Sauls, allerlei Ironisches über ihn dachte. Oder es braucht nur darauf hingewiesen zu werden, welche Typisierungen und gewissermaßen berufliche Spezialitäten bei den verschiedensten Naturvölkern und Halbkulturvölkern der Alten und Neuen Welt der männliche Kriegstanz, der Skalptanz, der Waffentanz, Schwerttanz, der Sühne- und Zaubertanz, der Totentanz, der Duk-Duk-Tanz des Bismarck-Archipels, diese eigenartige Personifikation geheimnisvoller Autorität und Justizausübung, und viele ähnliche oder verwandte Impulse des Tanzes hervorgebracht haben.



B. Thorwaldsen Tänzerin

Schon die Aegypter kannten jene vorführenden Leistungen von Tänzern und Tänzerinnen, die sich mit dem Gauklertum und Akrobatentum vermengen. Sie sind die unverwüstlichsten, weil leichtverständlichsten Unterhaltungen, wenn nicht für die Gebildeteren, so doch für vornehm und gering zu allen Zeiten. Sie haben sich in dieser Vermengung durch das ganze Altertum fortgesetzt und sind eines von den wenigen Dingen, welche die Völkerwanderung überdauert haben, die also mit dem ungefähr gleichen Personal und Zubehör aus dem Altertum ins Mittelalter hinübergegangen sind. In der neueren und neuesten Form haben sie sich namentlich auf den großstädtischen Schaubühnen und Variétés eingerichtet, aber sie ziehen wie im römischen Altertum und im Mittelalter auch immer noch auf den Jahrmärkten und mit dem Wanderkarren umher. Die althistorische Tänzerinerscheinung betätigt sich bei den Darbietungen dieser Wandertruppen schließlich noch in der Weise, daß die Seiltänzerin oder die ihre abgerichteten Hunde, Mäuse oder Papageien vorführende „Dame“ in dem nicht so notwendig logisch motivierten als eben altherkömmlichen gliederbefreienden Gewande erscheint: demselben, das über die mittelalterlichen Schwerttänzerinnen und Spielmannsweiber und über die Römer und Griechen bis zu den lendenumschürzten Tänzerinnen der Aegypter zurückleitet.

Die Erhebung aus dem Gauklertum in das Künstlerische, wovon hier hauptsächlich gesprochen werden soll, tritt uns, nach dem alten Aegypten und Orient, zuerst in Hellas nachweisbar entgegen und wird uns durch anziehende Kunstwerke illustriert. Nicht so, daß aller Tanz der Griechen nach ästhetischer Veredlung strebte. Das gesamte hellenische Leben ist voller Tanz und Musik. Kaum etwas kennzeichnet den Unterschied zwischen den impulsiven,

heiteren Griechen und den nüchternen, geschäftsmäßigen Römern so deutlich, als wenn Cicero, dieser echte Typus des advokatischen, musterhaft bureaukratischen Römertums, gelegentlich die Bemerkung macht: es tanze doch eigentlich niemand als der Trunkene. Dem Griechen ist der Tanz mit erhöhtem Lebensgefühl so gut wie identisch. Alles tanzt irgendwie und irgendwann. Der weise Pythagoras und der ernste Sokrates tanzen mutterseelenallein nach Leibeskräften herum, um sich der Glieder zu freuen und um diese elastisch zu erhalten. So gehört der Tanz als Selbstverständlichkeit zu den Kundgebungen der öffentlichen Freude, der junge Sophokles tanzte mit bei der Siegesfeier der Seeschlacht von Salamis, und ebenso nimmt der Tanz seine breite Stellung in allem übrigen hellenischen Leben ein. Vor allem gehört er zu denjenigen Festen, in denen man die Vorgänge der umgebenden Natur zu mythologischen Kulten erhoben hatte. Und zu bacchischer, mänadischer Ekstase wird er in den Festen des Herbstes bis in den Winter hinein mit ihrer eigentümlichen Stimmung des aufschwellenden Gefühls im Abschied vom Sommer, der nahenden Vorfreude künftiger Lenze und Sommer, und in der dionysischen Steigerung durch die Winzerfreuden und den jungen Wein. In diesen griechischen Dionysien vollzieht sich die Stilisierung einer ursprünglich naiven Burleske, worin nun einerseits die üppigsten Ausgelassenheiten religiös geweiht werden und anderseits man wieder Mysterien abzugrenzen beginnt. Aus Schilderungen, Komödien und Kunstwerken genug kennen wir das lebendige Bild dieser bacchischen Lust: die Kleider tun sich auf und flattern frei hinweg von den von Wein und Festrausch tollend umgetriebenen Körpern, oder sie werden gänzlich ersetzt durch Rehkalbfelle und Pantherfelle, in Erinnerung an den pantherbegleiteten Gott, man bekränzt sich mit Weinlaub, tanzt und tollt mit Musikinstrumenten, mit weingefüllten Ziegenschläuchen oder in sich steigernder Raserei auch mit scharfen Waffen umher. Vollends werden die Dinge zur orgiastischen Wildheit, wo die Frauen unter sich, um sich ihren schwärmerisch-üppigen Kulten des jugendlichen Gottes zu ergeben, auf die Berge fahren — nicht völlig unverwandt jenen deutschgeschichtlichen Vorstellungen und tatsächlichen Veranstaltungen, die am kürzesten durch Hexenritt und Walpurgisnacht bezeichnet werden, wo dann freilich als der mysterienhafte Liebste anstatt des weinbekränzten schlanken jungen Gottes das nordische Phantom auftritt, der Herr Junker Satan mit dem faunischen Bocksfuß oder dem Pferdefuß.

Bei diesen dionysischen und mänadischen Kulten fehlt nun freilich noch die Absicht der Schaustellung, das Vergnügen liegt in der Beteiligung und erschöpft sich in ihr. Die ästhetisierende Absicht knüpft nicht so sehr an jene und andre Feste an als an das immerwährende Vorhandensein des tänzerischen Gauklertums. Daher auch die ursprüngliche und frühe Verbindung zwischen dem Kunsttanz und der Musik. Schon Homer kennt den mimischen Kunsttanz, und er steht ihm hoch genug, um ihn — wie eben alle griechische Mythologie Vergöttlichung des Natürlichen und des Menschlichen ist — durch die Grazien und durch Aphrodite selber ausüben zu lassen. Was er preist, ist dann nicht nur die Vollendung in der rhythmischen Bewegung, sondern auch schon die Eigenschönheit der olympischen Tänzerinnen, die Anmut und Harmonie der Körper, welche die Träger der darstellenden Mimik sind. Früh auch erscheint unter den olympischen Musen, den Personifikationen der edeln und schönen Künste, die Muse der Tanzkunst, Terpsichore.

Adolf Brütt — Schwerttänzerin

Bronzeabguß im Verlage der Bildgießerei A.-G. vorm. H. Gladenbeck & Sohn in Berlin-Friedrichshagen

Beides Genannte, Wirkung durch mimische Kunst und Wirkung durch plastische Schönheit, bleibt die Anforderung an die Tänzerinnen der griechisch-historischen Zeit. In dem, was davon in der Literatur erzählt wird, tritt es uns entgegen, aber auch dadurch, wie der Tanz in skulpturalen Darstellungen wiedergegeben erscheint, sowie namentlich in den Malereien auf den Vasen, diesem weitschichtigen Quellenschatz der griechischen Kultur und Phantasie, der die fehlenden Wand- und Tafelgemälde freilich nur zum begrenzten Teil für uns ersetzen kann. Leider ergeben diese Darstellungen niemals eine ganze Serie, die ermöglichen würde, einen Einzeltanz in seiner Durchführung zu verfolgen. Sie geben aus der Reihe der unzähligen sich wandelnden

Momente, die nur der Kinematograph hätte festhalten können, immer den einzelnen Augenblick. Allerdings einen solchen, der durch die sichere und feine Wahl des Künstlers die Frage nach den Momenten vorher und nachher vergessen macht. Der Zweck der Kunst wird vollkommen erreicht, wenn auch nicht der einer nüchtern wißbegierigen Archäologie.

Die Einzeltänzerinnen des realen Lebens der Griechen waren Berufstänzerinnen, die man um Entgelt zu den Gastmählern und ähnlichen Zusammenkünften bestellte, um ihnen zuzusehen. Hier gibt es natürlich die ganze Skala von dem durchschnittlichen Tanzmädchen bis zur berühmten, hohe Ansprüche erfüllenden und sie in jeder Beziehung stellenden Künstlerin. So braucht Plutarch von der Tänzerin Aristonike die Hyperbel, daß sie königliche Diademe mit den Füßen beiseitestieß. Mit dem Range, den man einzelnen Tänzerinnen einräumte, berührt es sich, daß auch einzelne Trägerinnen allbekannter Namen, die aus dem Tanz kein Gewerbe machten, aber die auch nicht dem Kreise der bürgerlichen Ehefrauen angehörten, weder nach dem Stande noch nach ihrer, die letzteren weit überragenden freien Bildung, daß solche berühmten „Hetären" gelegentlich vor den Gästen ihrer Gönner



J. L. Gerôme Reifentänzerin



J. L. Gerôme Tänzerin

und Freunde aus Gefälligkeit in der feinbeherrschten Kunst des Tanzes auftraten.

Das Hauptthema für diesen war und blieb nun immer die mimisch-tänzerische Darstellung eines lyrischen Vorganges, einer mythologischen Liebesfabel oder mythologischen Verwandlung. Sofern es sich hier um die Verkörperung der Liebe handelte, liegt eine universellere Beziehung auf der Hand zu den ähnlichen, nur eben viel drastischeren und nicht durch ein mythologisches Libretto veredelten Produktionen der orientalischen Tänzerinnen. Eine zweite, einfachere Form des griechischen Einzeltanzes war die, daß man sich schlechtweg an dessen Rhythmen erfreuen und sich von ihnen musikalisch in Stimmung setzen lassen wollte. Dabei konnte in den Händen der Tänzerin die Handpauke mit den Schellen, das Tamburin mit seinem Rauschen und Klingen die Gesangbegleitung und Führung des Tanzes verstärkend akzentuieren; in andern Fällen kamen mit der Tänzerin besondere musizierende Begleiterinnen, deren Hauptinstrument die weiche kleinasiatische Flöte war. Aber schlimm ist es, wenn neuere Künstler dies vermengen. Es ist unmöglich, daß die Tänzerin selber bei ihren bald verhaltenen, bald schwärmerischen und leidenschaftlichen Tanzbewegungen jene lydische Doppelflöte gegen die Zähne gestellt hatte, ganz abgesehen davon, daß sie damit die für den Ausdruck ihrer Bewegungen und die darstellerische Mitbenutzung

des Gewandes so wichtigen Hände gebunden hätte. Bekanntlich wurde vor einigen Jahren die tanzende antike Mänade des Berliner Museums zur „Ergänzung" ausgeschrieben, dieses reizende Dingelchen, das der Künstler mitten in der elastischen Tanzbewegung über den feinen Knöcheln zeigt, so daß ein Aufschnellen durch die ganze jugendliche Figur geht und der junge Busen mit feiner Sichtbarkeit nach oben federt. Da war es nun ein höchst unglücklicher Gedanke, diese schwingende Gestalt in der Weise zu restaurieren, daß ihr zwei mächtige, überlange, weit auseinander klaffende vergipste Flöten in den Mund gesteckt wurden. Gar nicht zu reden davon, was heutzutage ja niemand mehr verwundert, wie schreckensvoll unkünstlerisch hierdurch der kompositionelle Umriß der Figur verdorben wurde.

Die dritte griechische Form war endlich, daß die Zuschauer des weiblichen Einzeltanzes ihre ästhetische Unterhaltung weder so sehr in der vollendeten pantomimischen Darstellung eines erzählenden Vorgangs noch in dem rhythmischen Zusammenklang von Bewegung und Musik suchten. Sondern durch einen reiferen, verselbständigten künstlerischen Genuß des Auges. Diese Absicht, aus Gestalt und Tanz in erster Linie ein lebend gewordenes plastisches Kunstwerk zu machen, konnte nun wieder auf zweierlei Weise verfolgt werden. Entweder durch die vollkommen sich offenbarende Schönheit des Körpers in seiner Form und freigegebenen Bewegung, wobei sich die Verhüllung auf ein Minimum beschränkte. Hiermit war, richtig verstanden, die edelste Gattung dieser Vorführungen erreicht, diejenige, welche die Einbildungskraft gänzlich ausschaltete. Oder umgekehrt wurde das Augenschöne gesucht durch ein weites, stoffreiches, die ganze Figur umreichendes Gewand, das inmitten der Tanzbewegung durch den Schwung und die organische Fältelung seiner weichen Massen, durch das bauschende Umflattern des Körpers und wieder durch flächiges Anschmiegen an die darunter befindliche Form zum Träger der Effekte und zur Freude eines feinkundig entwickelten, wieder in andrer Weise wahrhaft künstlerischen Schönheitssinnes wurde. Für beide Gattungen liegen uns in altgriechischen Reliefs und auch in Tanagrafigürchen schöne und aufschlußreiche Quellen vor. Zu ihnen gesellen sich aus freilich viel jüngerer Zeit und von süditalienischem Boden, wo das Römerwesen ganz auf älterem Kolonialgriechentum fußte, nämlich aus Pompeji, die zwar teilweise sehr durch die Zeit verdorbenen Wandmalereien hinzu, worin schleierumwobene und aus diesen Schleiern sich wechselvoll lösende Tänzerinnen dargestellt sind. Es braucht wohl kaum besonders betont zu werden, daß die oben mehr zur Veranschaulichung gegebenen Unterscheidungen nicht als pedantische Abgrenzungen aufzufassen sind und daß es in der Fülle der Praxis die ganze Skala der Uebergänge und Variationen gab.



Phot. Georg Gerlach & Co., Berlin

Die Tänzerin Saharet

Vom Mittelalter und den nachfolgenden Jahrhunderten wäre dann zu erzählen, wollten wir das Thema auf die Spielleute und die bei ihnen befindlichen fahrenden Weiber ausdehnen: auf ihre sogenannten Schwerttänze, die aber kein Tanz, sondern aus der Antike übernommene, durch die entwickelte koboldschießende Geschmeidigkeit anreizende gefährliche Akrobatenstücke waren, und auf ihre sonstigen Produktionen, wodurch sie unmittelbar hinüberleiten zu den modernen Seiltänzerinnen, Trapezkünstlerinnen und Kraftspezialitäten. Wenn uns gelegentlich in der Renaissance Darstellungen von Einzeltänzerinnen mit antikisierendem Gewande und mit dem Tamburin begegnen, so entspringt das doch keiner in der damaligen Wirklichkeit lebendigen Kunstform des Tanzes. Es rührt lediglich her aus stofflicher Einwirkung der antiken Kunstwerke, unbeschadet der Tatsache, daß sich bei den Tänzen des Landvolkes im südlicheren Italien das Tamburin immer erhalten hat. Ebensowenig gehört hierher, auf die Entwicklung einzugehen, die durch die neuere Opernbühne das Ballett gefunden hat.

Absichtsvollere Wiederanknüpfungen an die antike Tänzerin begegnen erst um die Zeit des Empire. Und zwar nun sowohl in der Kunst wie auch in der lebendigen darstellenden Vorführung. Seit Canova und Thorwaldsen hat die Plastik in den Ländern, wo sie sich forterhielt oder wo sie neu erblühte — was ja bei uns in Deutschland, abgesehen vom Hochmonumentalen, erst neuerdings der Fall ist —, das dem Bildhauer stofflich so naheliegende Thema der bewegten oder innehaltenden Tänzerin häufig behandelt. Wir werden diese neueren Künstler für die etwas banale Allgemeinheit, womit sie dabei das antike Gewand behandelt haben, nicht erst speziell tadeln wollen, sowenig wie wir zu rechten brauchen, wenn noch moderne Plastiker ihre Tänzerinnen in Situationen vorführen, die es eigentlich nie gegeben hat oder deren inhaltliches

Motiv man sich erst zurechtlegen muß. Die Erfindung des Künstlers hat das Recht der Freiheit, und Verdienst oder Tadel des Kunstwerkes begründen sich immer in Eigenschaften, die weder archäologische noch überhaupt gedankliche sind.

Eine unmittelbare Wiederbelebung der Antike in ihren Tänzen war in dem „Costume grec“, dem schönen Kostüm des Empire, recht nahegelegt. Um so näher, als das vor nicht langer Zeit ausgegrabene Pompeji, das jene schwebenden Wandfiguren antiker Tänzerinnen aufzuweisen hatte, ohnedies die eigentliche Quelle für den antikisierenden Geschmack und Vorstellungskreis des Empire gewesen ist. Aber der tatsächliche Vergnügungsrausch nach der Beendigung der revolutionären Terreur, des Schreckensregimentes, hat zunächst nicht das künstlerische, sondern um so mehr nur das gesellige Tanzen begünstigt und letzteres gewissermaßen zum Lebensinhalt dieser eigentümlichen Zeit des Thermidor und des Directoire gemacht. Man tanzte um so leidenschaftlicher und unermüdlicher, als die allermeisten Damen dieser neuen, aus den unteren Schichten heraufgewachsenen Kreise das landläufige Tanzen aus dem Grunde verstanden, aber sich in dem meisten übrigen Zubehör einer „führenden“ Gesellschaft doch einigermaßen unsicher fühlten; man deckte alle andre und feinere Unterhaltung geradeswegs zu mit der wogenden Tanzlust und mit der Erregung an den überall in die Salons gerückten Spieltischen. Aus solchen Gründen kommt es bei den Franzosen, so augensinnlich diese Zeit war und so viel sie sich an Deklamationen, Theatern, „heroischen“ antikisierenden Dramen und andern Schaustellungen vergnügte, zu Versuchen in der Richtung eines an die Antike angelehnten Kunsttanzes nicht. Vollends als die alte Gesellschaft und der altmonarchisch-aristokratische Staatscharakter wieder allgemeinen Boden gewannen, da bricht wohl die Zeit der modernen Tänzerinnen an mit ihren selten fehlenden persönlichen „vornehmen“ Beziehungen und Heiraten, die Zeit der Taglioni, Fanny Elßler, Lola Montez und wie sie heißen, bis zu der Cléo de Merode in unsern Tagen, aber doch so, daß deren Kunst durchaus im höfischen Ballett und in dessen spezifischer Ausbildung durch die neueren Jahrhunderte wurzeln bleibt, also auch auf diesem Gebiet vielmehr eine Wiederherstellung des ancien régime bedeutet.

Otto Hierl-Deronco Spanische Tänzerin

Dagegen zog die Folgerung, die durch den antik ästhetisierenden Sinn der Empirekultur handgreiflich gemacht worden war, eine Engländerin. Das ist die schöne Lady Hamilton, das ursprüngliche Kindermädchen Amy Lyon (geboren 1761, vermählt 1791). Ganz original ist die Stammutter, wenn man dieses Wort in solchem Zusammenhang sagen kann, der heutzutage in Fluß gekommenen — zwar leider auch schon wieder panoptikumhaft erniedrigten — Bestrebungen, die weibliche Schönheit nach dem Sinn der Antike in künstlerischen Attitüden mit objektiven und erzogenen ästhetischen Augen sehen zu lehren. Sie, die Geliebte vieler Vorgänger und Geliebte, weiterhin Gemahlin des Gesandten Lord Hamilton, hat zur Zeit des Directoire und werdenden Empire aus Gedanken und Anregungen, die ihr in den Museen Italiens gekommen waren, zuerst antike Statuen plastisch dargestellt. Unterschiede gegen die Praxis der Antike bleiben allerdings in sehr deutlicher Weise. Sie liegen erstlich darin, daß die anike Tänzerin eine unmittelbare Phantasie der Schönheit verkörperte und sich nicht an die Schöpfungen einer statuarischen, untauglichen Schwesterkunst band; anderseits darin, daß die neuere plastische Darstellerin, worin etwas Würdigeres enthalten ist, auf der Schaubühne vor prinzipiell unbekanntem Publikum auftrat und nicht mehr von privaten Veranstaltern bestellt wurde. Ihre hauptsächliche Nachfolgerin hat die Lady Hamilton in der Deutschen Henriette Hendel-Schütz (1772 bis 1849) gefunden, einer Frau von ebenso klassischer Erscheinung wie feiner Beobachtung und entsprechender, durch ihren Mann, den Professor K. J. Schütz, geleiteter Bildung, deren künstlerischer Ernst schon von der vollendet schönen klassizierenden Angelsächsin Miß Anderson in unsern älteren Tagen nicht mehr ganz erreicht wurde und vollends in den pantomimischen Darbietungen auf dem Pariser Weltjahrmarkt und durch deren internationale Nachahmungen wieder in die Gefahr der Auslieferung an die Verpöbelung geriet.

Bei der Hamilton und Hendel-Schütz erhaschen wir die Linie, die zu der Miß Isadora Duncan

führt. Diese hat nun mit der antikisierenden Attitüde auf der Schaubühne den darstellenden Tanz verbunden. Noch nicht so, daß die kombinierte Gesamtheit dessen, was sie als plastisch-musikalische Symbolik durch ihre Kunst zu erfüllen als Programm ausgibt, ganz überzeugend wäre und daß uns nicht wieder einmal das Sprichwort einfiele, daß weniger so häufig mehr zu sein vermag. Das Merkmal aller echten und ganzen Kunst ist es, unmittelbar und ohne Kommentar einleuchtend zu sein. Aber ohne Zweifel liegen in dem Auftreten der Duncan Verdienste, solche, von denen zu hoffen ist, daß sie nachwirken. Der für unsre Zeit hier so scharf betonte Uebergang vom Ballettflitter und von der Maskerade zum freieren Bekenntnis der Gestalt ist sicherlich ein starker, tapferer Fortschritt. Und wenn der Verzicht auf das Trikot in mehr als einer Hinsicht besondere Anforderungen stellt, so kann man sich darüber, vom Standpunkt der strengeren Auslese und des Zwanges zu einer künstlerischen, die Bedenken niederhaltenden Vornehmheit der ganzen Produktion, nur freuen. Die kulturgeschichtliche Bedeutung der Duncan ist zunächst die eines Bresche-legens, einer grundsätzlich verfolgten Reform. Es werden mit der Zeit Erscheinungen kommen, die vollkommener sind als sie, und voraussichtlich auch solche, deren Ziele geklärter und unvermengter, freier von suchender Vielwisserei sind. Es ist bezeichnend, daß der Tanz der Duncan nie so schön ist, wenn er pantomimische Sprache sein will, als wenn er gelegentlich ganz unvermengt nur Tanz ist. Ich sah diesen einmal unter Beiseitelassung alles Gluck- und Beethoven-Verkörperns, ganz einfach zur Melodie der — „Schönen blauen Donau". Das war das Bezauberndste, was sie bisher gegeben, weit mehr als all die mit den Lessingschen Laokoonregeln in Widerstreit geratenen Sprünge und innehaltenden Stellungen, da brach Natur hindurch und wurde zu vollendeter, hinreißender Anmut. Wie zu den wiegenden Klängen des unsterblichen Wiener Walzers der helle Körper in dem farbigen, luftigen Schleier dahinschwebte, das war wundervoll, da löste sich all die gewisse Schwere und Künstelei oder Klügelei; da vermochte dieser durchaus nicht sylphidische Körper zur Elfe zu werden aus Oberon- und Feentraum, es war wie das Dahinwehen und Dahingaukeln eines hellen großen Schmetterlings, und die nüchternen bespannten Bretter verschwanden vor dem inneren Auge und wurden zur blumigen Wiese. Hier bewies sie vieles gegen sich selber, aber bewies auch, welche poetische Schönheiten, die bisher allein unsrer dichterischen Phantasie angehörten, auf dem Wege liegen, den sie, wie auch immer, so dankenswert eingeschlagen hat.



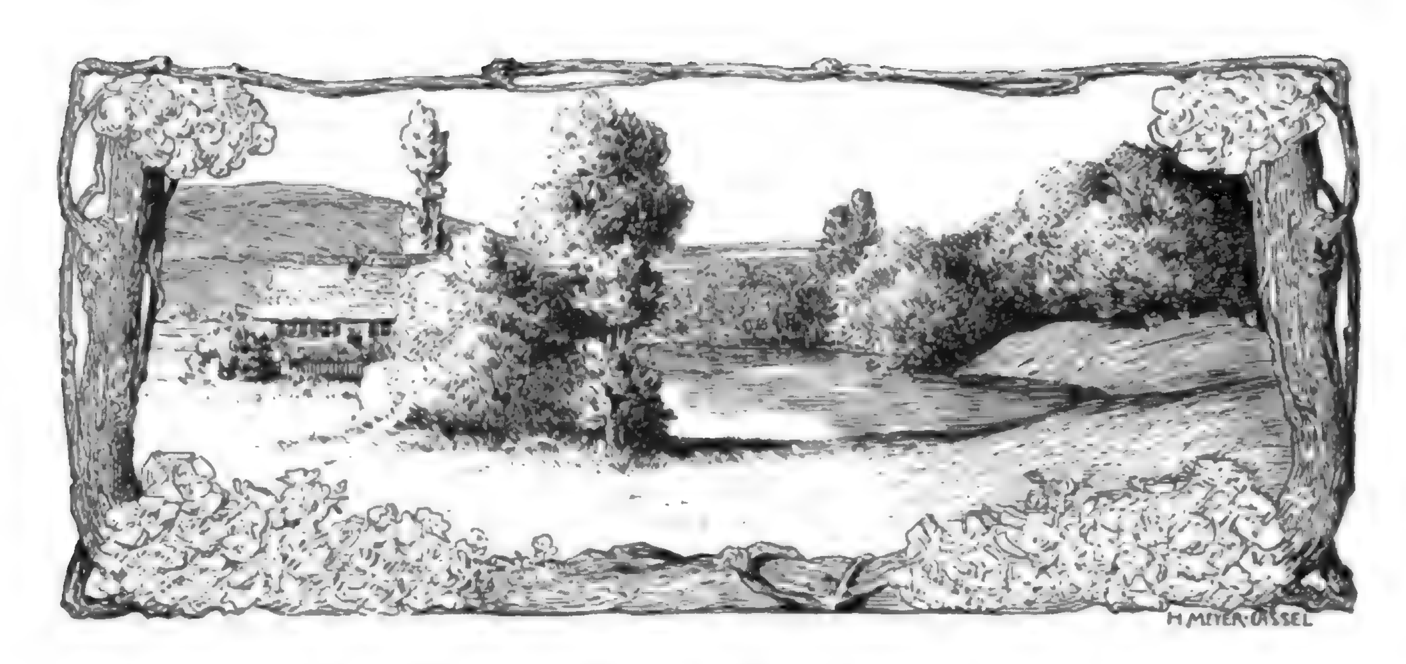
C. M. Schwerdtner Wiener Walzer

Danebenher geht eine andre moderne Tanzkunst, die gleichfalls an die Antike, aber an deren vorhin erwähnte Gewandtänze und Schleiertänze anknüpft. Das ist der durch die Loïe Fuller ins Leben gerufene Serpentinentanz. Wenn sich auch dieser von der einfacheren Antike wieder entfernt, so liegt doch eine größere Logik darin: er wird dadurch etwas ganz Bestimmtes, Eignes für sich, und es ist kein Zuviel, sondern berechtigt, diejenigen Mittel und Wirkungen, die wir durch die Technik der künstlichen Lichteffekte besitzen, da sie vorhanden sind, auch mit zu benutzen. Die oft magische Schönheit der Serpentinentänze an sich wird wohl niemand bestreiten, man kann höchstens innerhalb des Gebietes mahnen, immer die Gesichtspunkte strenger Kritik und verfeinertster Aesthetik aufrechtzuerhalten.

So stehen wir in Neuerungen, die sicherlich in der Schaulust des Publikums eine große Rolle spielen und sie mehr als manches andre auch verdienen. Wir sind zu dem Besten und Wichtigsten davon gekommen nicht aus unmittelbarsten und allgemeinsten lebendigen Impulsen, sondern auf dem Wege der durch einzelne Persönlichkeiten suchend verfolgten Kulturbestrebung. Damit kehren wir zu dem schon am Anfang Gesagten zurück. Aber keineswegs, um zu meinen, daß für uns, die wir die ganze Ursprünglichkeit und Naivität verloren haben, nicht die Hoffnung bestände, auf dem Wege einer bewußten und selbsterzieherischen Bewegung im Geschmack zu Befreiungen aus der lastenden Trivialität und Spießbürgerei zu gelangen. Zu neuen Schönheiten, von denen nun auch in der Hinnahme die Gewöhnlichkeit vollkommener abfallen wird, um nur noch den echten Wert der künstlerischen Auffassung, also eine erreichbar reinste Lösung in objektive Aesthetik, übrigzulassen, eine solche, durch die immer auch wieder Brücken zur Ethik hinübergeschlagen werden.



F. A. von Kaulbach   Isadora Duncan



Ein Tag im Reiche farbiger Sonnen

Astronomische Plauderei

von

Felix Erber (Carlshorst bei Berlin)

Ein wunderschöner Herbsttag führt mich hinaus an die waldbekränzten Gehänge des Demmeritzsees in unsrer märkischen Heide. Hier träume ich mich am sonnendurchwärmten Nachmittage so gern hinein in die blaue Unendlichkeit über mir, droben am Firmamente, und in das schäumende Blau des Sees zu meinen Füßen. Und ich lese dann in dem Blau des Sees und des Himmels, bis der Feuerball des Tagesgestirnes, in glühende Tinten und Farben getaucht, hinabsinkt hinter die Kuppen der Müggelberge! — Die Natur ist so überreich an Abwechslungen; glücklich derjenige, der ihre Schönheit ganz zu erfassen vermag, denn auch das kleinste Stücklein Erde weiß mir so unendlich viel zu erzählen. Wenn aber der stille Abend seine sanften Schleier um diesen See und das weite Tal und die Hügel webt und die lange Nacht kommen will mit all ihren Sonnen und Sternen, dann reißt sich die Seele des Naturfreundes los von den Grenzpfählen dieser armseligen Erde und schwingt sich hinauf in den lichten Aether.

Nacht um Nacht schlägt uns der Schöpfer das große Buch mit der Flammenschrift seiner Werke auf, und der Menschengeist, der anfängt, sich in jenen geheimnisvollen Inhalt zu vertiefen, ihn fesselt dieses Buch wie ein verwunschenes Märchenschloß mit all dem Zauber seiner versunkenen Pracht.

In den Baumkronen des nächtlichen Kiefernwaldes drüben, am andern Gestade des Sees, flammt ein Licht auf wie ein Elmsfeuer, dann noch eins, mehrere! Nun weiß ich, daß es Sterne sind — die schönen Sterne des Winterhimmels. Immer zahlreicher treten sie aus ihrem dunkeln Untergrunde hervor und bilden die bekannten Formen der Sternbilder, über mir den „Großen Bären", rechts die „Leier", hier das schöne W der „Kassiopeia" und unterhalb dieser die „Andromeda". Meine Gedanken zieht es mächtig empor zu diesen unendlich fernen Gestirnen, die mir traulich winken wie dem müden, verirrten Wanderer das ferne Lämplein aus den Fenstern eines gastfreien Hauses. Zu ihnen soll meine Seele eilen! . . .

Ich lasse die Erde als frei im Raume dahinschwebende Kugel zurück und steige empor zur Milchstraße. Der See erscheint mir nur noch wie ein kleines Schimmelpünktchen auf einer braunen Brotkrume und das ganze Talbild verwischt sich. Nach und nach schrumpft der Erdball zur winzigen Kugel zusammen.

Ich eile an der Sonne vorüber, schneller und immer schneller jage ich durch den grenzenlosen Raum. Vorbei an Asteroiden, die in dichtem Schwarm den Raum erfüllen, vorbei am riesenhaften Jupiter, vorüber an jener rätselhaften Gegend in unserm Sonnensystem, der Ring- und Mondwelt des Saturn, die eine getreue Kopie unsers ganzen Sonnensystems ist.

Lichtjahre habe ich im Fluge der Gedanken bereits durchmessen, und von solchen Fernen aus sehe ich unsre große Sonne nur noch als einen Stern erster Größe. Alles sinkt zu liliputaner Winzigkeit zusammen, und unser Sonnensystem gewinnt in den riesenhaften Dimensionen des Alls nur mehr die Bedeutung einer Feldmark auf unsrer Erdkugel! Alles verändert sich in solchen Fernen, auch die Sternbilder, und zwar infolge der perspektivischen Verschiebung, und nicht mehr sehe ich den „Großen Wagen" in der mir so wohlbekannten Form.

Die Milchstraße, die ich sonst wie Meeresleuchten im Kielwasser eines Schiffes in ihrer ganzen Pracht durch das Heer der Sterne fließen sehe, löst sich hier zu einem Wasserfalle von glühenden Sonnen auf. Ueberall Sonnen, rings um mich her, in sprühendem Lichtglanze! . . . Ueberall Lebens- und Wärmequellen in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit, die den weiten Weltenraum erfüllen und die

Billionen Meilen voneinander entfernt sind, trotzdem sie für irdische Augen so nahe beieinander stehen, daß der Blitz, der in einer Sekunde doch gegen 45000 deutsche Meilen zurücklegt, jahrelang eilen müßte, um zwischen beiden eine Botschaft zu vermitteln...

Smaragdgrünes Licht umfängt mich plötzlich! Ich befinde mich im Zauberreiche farbiger Sonnen, und zwar in dem Sternsysteme γ (Gamma) in der „Andromeda".

Ueberwältigt von dieser Schönheit halte ich ein auf meiner Gedankenfahrt in diesem wunderbaren Sonnensysteme!...

Am Frühmorgen ist über die Berge des Planeten, auf dem ich für kurze Zeit raste, eine smaragdgrüne Sonne heraufgestiegen und hüllt die ganze Landschaft in eine feenhafte, grüne Pracht. Ein seltsamer Sonnentag erfüllt die Flur, die ganz eigenartig geformte und der Oberfläche dieses Erdsternes angepaßte Wesen bevölkern. Mattgrünes Licht flirrt auf dem zackigen Felsgestein und der murmelnde Gießbach hüpft in smaragdgrünem Gewande zu Tale. Eine sonderbare Vegetation bedeckt das Erdreich, die Berghänge und die Flur, und an den Wassern eines in märchenhaftes grünes Farbenspiel getauchten Sees schwingt eine Welt von Blumen von der Art unsers bengalischen Wunderklees unter der Einwirkung dieses Sonnenlichtes unaufhörlich. In schnellem Laufe eilt die grüne Sonne durch das Firmament und nähert sich dem westlichen Horizonte. In feierlicher Größe nimmt sie Abschied von der Landschaft und zeigt an der Stelle ihres Unterganges ein nie gesehenes Farbenspiel.

Noch steht die Hälfte ihrer großen Scheibe über dem Horizonte und umfängt die ganze Landschaft noch mit einer überaus zarten Lichtflut, da taucht mit einem Male aus den Wassern des Sees — fern am östlichen Horizonte des Planeten — eine saphirblaue Sonne in wunderbarer Schönheit auf und hüllt Wald und Feld in ihr magisches Licht. Alles verändert sich jäh im Scheine dieser Sonne, um abermals einer neuen Beleuchtung zu weichen oder sich mit jener zu vermischen beim Aufgange der orangegelben, noch größeren Sonne, um welche die blaue Sonne in stummer Majestät nun kreist.

Es ist uns Menschen einfach unmöglich, uns in dieses Flammen, in diese Lichtfülle und in die Bedingungen hineinzudenken, unter denen dort das Leben gedeihen kann. Und doch erfüllen auch diese bunten Sonnen sehr wahrscheinlich einen erhabenen Lebenszweck in der Schöpfung...

Ich gelange in ein andres Weltsystem, nämlich in dasjenige des Sternes ι (Jota) in der „Kassiopeia". Hier geht am Morgen eine violette Sonne auf und dann eine große weiße, um die eine azurblaue Sonne kreist —, ich gelange weiter, in immer neue Systeme, in denen rubinrote, aschfarbene und lasurblaue Sonnen sich umeinander drehen. Ich denke nach über den Wechsel des Tages und der Jahreszeiten in ihnen, wie es dort zweischattige Tage gibt und sich die Zeiteinteilung trennt in die Farbe dieser Sonnen... Was würden wir Erdbewohner nur sagen, wenn an unserm Himmel plötzlich tagsüber zwei Sonnen von ungleicher Farbe stünden? Nein, wir können uns jene märchenhafte Licht- und Farbenpracht, welche jenseitige Erdenwelten umgibt, ganz unmöglich ausdenken! Unsre Maler aber würden jene Lichtflut verfluchen. In einer andern Gegend finde ich den bekannten „Herschelschen Granatstern" (μ Cephei), J. Herschels „Bluttropfen" (β crucis) und auch den „crimson star" (R. leporis) des berühmten Hind... Allmählich werden die Sonnen seltener. Abgründe tun sich auf und legen den Gedanken nahe, daß das Weltall dort erschöpft sei.

Aber nein, denn jenseits dieser Abgründe flammen neue Weltsysteme, wieder andre Sonnen und Milchstraßen auf, die durch das Nichts voneinander scharf geschieden sind, und so geht das fort und fort — ohne Ende!

Hier, in diesen unergründlichen Regionen und in diesen Weiten fühlt man so recht die Wahrheit der Worte, die der Dichter dem Mönche von Heisterbach in den Mund legt, daß „tausend Jahre vor dem Ewigen wie ein Tag sind"! Alle diese kreisenden Sonnen, diese Doppel-, drei- und vielfachen Sterne, die den Lichtozean des Himmels bilden helfen, sie steuern auf ein Ziel los. So eilt unsre Sonne mit den Gliedern ihres Systems nach dem wasserstofflosen Sterne α (Alpha) im Bilde des „Herkules", der demantfunkelnde Sirius schwingt auf die „Taube" zu und Pollux flieht vom Sternbilde der „Zwillinge" hin nach der Milchstraße. Und in ihrem Laufe, da nehmen die Myriaden Sonnen, die das All bevölkern, ihre Geschichte mit, nein — sie senden sie vielmehr in die Ewigkeit voraus!

Ich weile mit meinen Gedanken in Himmelsräumen, auf Sonnenkörpern und in Planetensystemen, die tausend und mehr Lichtjahre von unsrer Erde entfernt sind. Wäre es mir vergönnt, mit Wunderaugen nun aus diesen Weltalltiefen auf unsre winzige Erde hinzuschauen, der zitternde Strahl, der die Zäpfchen der Netzhaut meines Auges trifft, er brächte mir dort heute wohl erst Kunde von all den Ereignissen, die einst die Welt erfüllten, als die Scharen des Xerxes Griechenland bedrohten und das Gotenheer vor den Toren des verzweifelten Rom lag. Und — da sich die Geschichte der Sterne um so weiter hinausschiebt und älter wird, je ferner jene stehen, so sehe ich auch heute noch Sterne im getreuen Lichtbilde, die längst erloschen sind, und blicke zu Nebelwolken am Himmel auf, die lange schon Sonnen geworden sind.

Darum kann es auch für den Schöpfer keine Vergangenheit und Zukunft, sondern nur eine Gegenwart aller Ereignisse und Taten im Universum geben! Auf dieser unermeßlichen Weltbühne wird alles aktuell; nur trägt jedes Ereignis an den verschiedenen Stellen im Raume ein andres Datum, je nachdem eben der schnellfüßige Bote des Lichtes diesen Ort früher oder später erreicht.

Die Geschichte der Sterne ist auch die Geschichte der Welt!...

Alles ist Lichtschwingung! — Ja, unser eignes Ich schwingt in seinen Gedanken sogar in den Aether hinaus. Wo aber ist das Ende dieser Schwingung? Wir wissen es nicht!

Es ist begreiflich, daß man diesen schönen, buntfarbigen Sonnen in der Astronomie von vornherein ein erhöhtes Interesse zuwandte, aber die Untersuchungen und Beobachtungen über diese Sonnen sind erst jüngeren Datums. Der Pariser Astronom Arago machte im Jahre 1825 darauf aufmerksam, daß die verschiedenen Farben in den Doppel- und

vielfachen Sternsystemen meist Komplementärfarben seien. Diese Komplementärfarben sind Rot und Grün, Gelb und Blau und Grün und Violett. Arago soll sich, wie Alexander von Humboldt in seinem „Kosmos“ erzählt, mit Vorliebe bei Beobachtung von Sonnenflecken und -finsternissen anstatt der Blenden zweier Gläser bedient haben, die Komplementärfarben darstellten und die, aufeinandergelegt, ein weißes Sonnenbild ergaben. Helmholtz gibt eine andre Zusammenstellung der Komplementärfarben an, nämlich Rot und Grünblau, Orange und Blau, Goldgelb und Blau, Gelb und Indigoblau und Grüngelb und Violett. Die meisten Fixsterne, die wir am Firmamente sehen, erscheinen uns weiß gefärbt. Typisch dafür sind der Sirius und die Wega. Nur einige, wie der Arktur, der Antares, der Aldebaran und Beteigeuze, zeigen sich unserm Auge in ausgesprochen rotem Lichte. Die Capella und unsre Sonne aber weisen eine gelbliche Farbe auf. Die Farbenangaben, die uns ältere Beobachter über die Doppel- und vielfachen Sterne gemacht haben, sind indessen mit einigem Zweifel aufzunehmen, so auch die Angaben W. Herschels, des größten Beobachters wohl aller Zeiten, über viele seiner rötlichen Sterne. Herschels Riesenteleskope zeigten in ihren großen kupfernen Hohlspiegeln sicher sehr viele weiße Sterne in der roten Färbung, und ebenso erschienen in den älteren Fernrohren mit den schlechten Gläsern sehr viele weiße Sterne in grüner Färbung.

Unter 1030 Doppelsternen, bei denen der Hauptstern weiß erscheint, hat man 744 weiße, 18 gelbe, einen roten, 11 purpurne, 159 blaue, 7 grüne und 90 Begleiter von unbestimmter Farbe gefunden. Die blauen Sonnen sind merkwürdigerweise immer am kleinsten.

Es wäre aber grundfalsch, alle diese Farbenspiele auf optische Täuschung oder auf Augenfehler des Beobachters zurückführen zu wollen. Man hat bei den verschiedenen buntfarbigen Sternpaaren die eine Sonne abgedeckt, ohne daß die andre Sonne ihr eigentümliches Licht dabei verloren hätte. Demnach haben wir es also mit wirklich bunten Sonnen im Weltall zu tun, so ganz gewiß bei denjenigen Sternpaaren, in denen eine grüne um eine rote, eine blaue um eine rote oder zwei rote Sonnen umeinander kreisen. Sind jene Sonnen mit uns unsichtbaren Planeten wirklich umgeben — und warum sollte das nicht der Fall sein? — und wohnen dort ebenfalls Lebewesen wie auf unsrer Erde — auch das ist durchaus nicht unmöglich —, dann haben diese ihre weißen, blauen und roten Tage! . . .

Während die Untersuchungen mit dem Kolorimeter, wie sie Zöllner ausgeführt hat, scheinbar von größerem Erfolge begleitet sind, versagt hier das sonst alles aufstöbernde Spektroskop fast ganz. Der leider zu früh verstorbene und berühmte Jesuitenpater Secchi in Rom hat es so oft und andauernd auf diese seltsamen Himmelskörper gerichtet, und er war einer der ersten, der auf sie hinwies. Es ist eben ungemein schwierig, das Licht der beiden Sonnen eines Sternpaares getrennt durch den Spalt des kleinen Lichtzerlegers in das Prisma zu leiten. Vielfach reicht auch das Licht des kleineren, schwächeren Begleiters zu einer solchen spektroskopischen Prüfung, wie sie wünschenswert wäre, gar nicht mehr aus! . . .

Die buntfarbigen Sonnen stehen ebenso wie alle andern Doppelsterne noch im ersten Stadium ihrer astronomischen Erforschung. Die kommenden Jahrzehnte werden uns noch ganz andre Resultate bringen, als wir sie jetzt haben, und wieviel des Interessanten besitzen wir doch darüber schon! . . . Der unversiegliche Glanz, der in sanften Lichtströmen uns unaufhörlich zufließt, er wird nicht müde, den Menschen von den Schönheiten des Universums, von jenen Sternenwelten zu erzählen, zu denen unsre Erde im Verhältnis nur einen winzigen Bruchteil ausmacht. Nicht fremd sind sie uns, die strahlenden Sterne am Himmel, sondern innig verwandt, und tausendfach wechselndes Leben schlingt sich wie ein Band um diese Lichtinseln und herrscht dort genau so wie hier auf Erden. Der Welten Beruf ist es, in reichster Mannigfaltigkeit ein großes, aber auch ein harmonisches Ganzes zu bilden!

Aphorismen

Von

Peter Sirius

Nichts lockt so sehr als — Unnahbarkeit.

•

Zu den Blumen, die wir auf ein liebes Grab pflanzen, legt sich manch Kränzlein später Reue.

•

Groß sind nur die Menschen, die für ihre Generation zu groß waren.

•

Die Genialität fängt da an, wo das Begreifen aufhört.

Wir Menschen kehren viel öfter dem Glück den Rücken als es uns.

•

Es kommt mancher auf die Welt, auf den die Welt nicht gekommen wäre!

•

Auch im bürgerlichen Leben geht die schnellste Karriere — ventre à terre.

•

Es gibt Leute, die jedes Opfer selbstverständlich finden, das — ihnen gebracht wird.



Süße Früchte

Nach einem Gemälde von Wilhelm Menzler





Das Fischerdorf Vogelsang auf der Frischen Nehrung

Fischerleben auf der Frischen Nehrung

Von

Lothar Wende-Elbing

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Alles ist aus dem Wasser entsprungen!
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Ozean, gönn uns dein ewiges Walten!
Wenn du nicht Wolken sendetest,
Nicht reiche Bäche spendetest,
Hin und her nicht Flüsse wendetest,
Die Ströme nicht vollendetest,
Was wären Gebirge, was Ebene und Welt?
Du bist's, der das frischeste Leben erhält.

Thales im „Faust“.

Das öffentliche Interesse hat sich in letzter Zeit mehr als je mit der Lage der Ostseefischer und speziell mit der Lage derer, die ihren Wohnsitz auf den beiden Nehrungen haben, beschäftigt. Der Besuch der Kaiserin im Vorjahre in den Fischerdörfern auf der Frischen Nehrung und die Rede des Ministers Posadowsky im preußischen Abgeordnetenhause in diesem Frühjahre warfen ein grelles Licht auf jene robuste und bei aller Einfachheit intelligente Menschenklasse, die jahraus, jahrein alltäglich mit Gefahr des Lebens dem Meere ihren Lebensunterhalt abringt. Nur selten, meistens nur dann, wenn einer der kühnen Fischer bei seinen waghalsigen Streifzügen im kleinen Boot auf See oder Haff verunglückt ist, gelangt ein Daseinszeichen von diesen Fischerortschaften in die große Oeffentlichkeit. Und doch bietet das Leben und Wirken, der heroische Daseinskampf dieser Leute eine außerordentliche Fülle des Interessanten. Die tägliche harte und dabei sehr oft ergebnislose Arbeit, der ständige Kampf mit den elementaren Gewalten hat diese Leute ernster gemacht als die andern Berufen angehörigen, und doch findet man hier gleichsam eine weichere und flüssigere Empfänglichkeit für allerhand Bildung, Tugend und Tüchtigkeit. Sie klagen nicht, wenn auch die Not des Lebens an ihre Türen klopft, sie schreien nicht nach Staatshilfe und lassen ihre Sorgen nicht durch die Führer der ewig Unzufriedenen in die Welt hinausposaunen. Und es ist auch — wenn zwar nicht unmöglich — sehr schwierig, ihnen zu helfen. Der einzige Grund ihrer immer mehr zunehmenden Verarmung ist der ständige Rückgang der Fischgründe der Ostsee. Fischgründe sind jene Meeresteile, in denen Fische in reichlicheren Mengen vorkommen, so daß sich die Ausrüstung von Booten und Segelfahrzeugen und auch der Fang selbst lohnt. Die Ostsee und namentlich das östliche Becken waren



Ein Ostseefischer

ja von jeher ärmer an Fischen als die Nordsee. Aber in den letzten Jahren hat sich der Ertrag der Fischerei in erheblicher Weise verringert, und namentlich die Zahl und Durchschnittsgröße der Plattfische und Dorsche sowie die Menge der Störe ist sehr vermindert. Allein in dem zum Fischereiaufsichtsbezirk Pillau gehörigen Anteil ist im Jahre 1904 05 das Ergebnis des Fischereiertrages um 399040 Mark gegen das vorhergehende Berichtsjahr zurückgeblieben. Die Ursachen liegen wohl zum Teil in der Beseitigung der Steinlager in der Danziger Bucht und an der samländischen Küste, die in umfangreicher Weise zu Molen- und Wegebauten ausgebeutet wurden, und an dem zu spärlichen Pflanzenwuchs am Strande und am Meeresgrunde, wodurch der Laich, die Eier der Fische, zum größten Teil der Vernichtung anheimfällt. Da es ein Charakteristikum fast aller Fischarten ist, zum Laichen wieder jene Plätze aufzusuchen, an denen sie geboren sind, so werden die Fischzüge dadurch naturgemäß in der östlichen Ostsee immer geringer. Wenn die Fischer dann an stürmischen Perioden tagelang warten, daß der Sturm abflaut und die Wogen sich glätten, damit sie es wagen können, auf ihren kleinen Booten hinauszusegeln, kehren sie sehr oft mit nur sehr kargem Fange, der vielleicht gerade zum eignen Verzehr reicht, heim. Dann kommt trotz bescheidenster Ansprüche die Not. Die Ersparnisse, für die Garn zu neuen Netzen oder andre Ausrüstungsgegenstände gekauft werden sollten, müssen angegriffen werden und werden täglich geringer, bis dann bald der Krämer borgen muß und die Schulden schnell wachsen. Da gibt es wenige Familien, die über diese Zeit der Herbst-, Winter- und Frühjahrsstürme hinüberkommen, ohne Schulden zu machen, die dann im Sommer, in der besseren Fangzeit, allmählich wieder abgetragen werden müssen.

Am schlimmsten sind von den Nehrungsfischern die auf der östlichen Hälfte, in den Dörfern Narmeln, Böglers und Neukrug wohnenden daran. Diese drei Ortschaften waren allmählich, man kann sagen in Vergessenheit geraten, und erst der Ausflug der Kaiserin von Cadinen nach diesem Nehrungsteil hat wieder den Schleier der Weltabgeschiedenheit von ihnen gelüftet. Vor Jahren wurden diese Orte oft von Segelbooten mit Ausflüglern besucht; in letzter Zeit aber kamen diese Besuche mehr und mehr in Wegfall, weil der aufstrebende Seebadeort Kahlberg und der bequeme Dampferverkehr dorthin die Sommerfrischler abzog. Durch die Entziehung des Fremdenverkehrs haben diese Orte wirtschaftlich sehr gelitten, und ihre Bewohner erklärten sich außerstande, selbst die geringe Summe von hundert Mark als Beitrag zu einem Hafenbau in Narmeln aufzubringen, der ihren Booten einen Schutz gegen die Stürme bieten soll.

Die Lebensverhältnisse dieser Nehrungen sind typisch für das Leben der Fischer überhaupt, wenn ihnen nicht durch Fremdenverkehr oder reichliche Fischereiergebnisse und gute Absatzverhältnisse ein größeres Bareinkommen zufließt. Ihre Hauptnahrung sind Fische, besonders an der Luft getrocknete und schwach gesalzene Flundern, und Pellkartoffeln. Die Kartoffeln werden in einem Stückchen Dünenland mit vieler Mühe angebaut. Gedüngt wird dieser Acker mit Wasserpflanzen aus dem Haff, die freilich in reichlicher Menge eingegraben werden müssen, um ihren Zweck zu erfüllen. Wer von den Fischern eine Kuh besitzt, gilt für sehr reich, doch außer dem Dorfschulzen, dem Krugwirt stehen



Das „Beschicken" der Geräte zum Angelfang



Die Flundern werden gleich nach dem Fang sortiert

wenige auf dieser wirtschaftlichen Höhe. Die meisten Familien besitzen aber Ziegen, die ihren Tisch mit Milch versorgen. Um das Futter für das Milchvieh ist es natürlich kärglich bestellt, denn die am Haff gelegenen schmalen Wiesenstreifen sind in der Regel in wenigen Wochen von dem weidenden Vieh kahlgefressen. In der Hauptsache besteht das Futter aus Binsen vom Haffufer, die auf dem Dünensand getrocknet und dann wie Heu aufbewahrt und verfüttert werden. Viel schlimmer aber als diese traurigen Erwerbs- und Ernährungsverhältnisse sind die vielen Verwandtschaftsheiraten unter den Nehrungern, die nicht durch die große Abgeschiedenheit dieser Gegend bedingt sind, wie man annehmen möchte, sondern ihren Grund in großer Heimatliebe haben, denn die meisten der jungen Fischer, die nach der Nordseeküste auswanderten, um dort lohnenderen Erwerb zu suchen und zu finden, kehren nach der Heimat zurück, um hier eine Cousine zu ehelichen. Diese Heiraten wirken außerordentlich ungünstig auf Körper und Geist ein, und mit Krankheiten und körperlichen Fehlern Behaftete trifft man dort häufiger als anderswo.

In einer viel besseren wirtschaftlichen Lage befinden sich die Bewohner der westlichen Nehrungshälfte. Durch Vermieten von Sommerwohnungen haben die Fischer in Kahlberg und in Liep alljährlich einen hübschen Nebenverdienst, und aus ihrem Fang, den sie auf den Wochenmärkten in Elbing und in Danzig durch ihre Frauen und Töchter verkaufen lassen, erzielen sie einen größeren Nutzen als die Fischer, die ihren Fang den Händlern überlassen müssen.

Etwa vierundzwanzig Fischarten werden in diesem Teile der Ostsee und im Haff gefangen. Hauptsächlich Aale und Flundern, außerdem aber Barsche, Brassen, Dorsche, Gieben, Hechte, Karauschen, Kaulbarsche, Karpfen, Lachse, Meerforellen, Neunaugen, Plötze, Perpeln, Rotaugen, Schleie, Störe, Strömlinge, Stinte, Steinbutten, Stichlinge, Zärte und Zander. — Während der Wintermonate ruht zum größten Teile die Fischerei, weil sie in dieser Zeit absolut unlohnend ist. Wer dann von den Fischern nicht in der Nähe Arbeit findet bei Bauten oder in den Forsten, der verheuert sich wohl als Matrose auf einem Nordseefischdampfer, um wenigstens seine Familie mit dem Notdürftigsten versorgen zu können.

Wenn der erste fahle Schimmer des Tageslichts am Horizont aufleuchtet, dann beginnt das Tagewerk der Fischer. Gewöhnlich arbeiten immer zwei bis vier Familien zusammen, denen die Boote und Netze gemeinsam gehören. Die Ausrüstung eines solchen Bootes, Lomme genannt, mit allem Zubehör an Netzen, Angeln und Keschern repräsentiert einen Wert von 1500 bis 3000 Mark. Jedes Boot ist mit vier Mann besetzt, ausgenommen die Hochseelachskutter, die nur zwei Mann Besatzung haben. Am „Beschicken“ des Bootes, das heißt bei der gebrauchsfertigen Herrichtung der Netze und Angeln, arbeiten alle Familienglieder der Parteien mit, und der Fang wird unter die vier „Kompen“ (aus Kumpan, Genosse verballhornt) gleichmäßig geteilt. Die Fischerei beginnt im zeitigen Frühjahr mit dem Angeln auf Lachse. An dieser Fischerei beteiligen sich nur wenige; es kann es auch nicht ein jeder, da dieser Betrieb ein ziemlich kostspieliger ist, denn eine Lachsangel kostet 1,20 Mark, und mit weniger als 200 Angeln lohnt es sich nicht, anzufangen. Bis 800 Angeln werden dann nach und nach von einem Boot in See gelegt, und nicht selten kommt es vor, daß sie sämtlich durch einen schweren Sturm oder durch Eisgang verloren gehen. Später, vom März bis Anfang Mai, wird mit dem Schwojegarn (Treibnetz) auf Lachse gefischt. Da fahren immer die Lachskutter eines Dorfes zusammen auf die Hochsee und bilden eine kleine Flottille, die bei



Reinigen und Einsalzen der Fische



Das Aufspieten der Perpeln zum Trocknen



Fischräucherei in einem Dorf auf der Frischen Nehrung



Beim Ausweiden der Aale



Das Verfrachten der geräucherten Fische auf die große Lomme

gutem Wetter die ganze Zeit nicht heimkommt. Nur ein Boot vermittelt den Verkehr mit dem nächsten Hafen, verkauft den Fang und versorgt die andern Boote mit Wasser und Proviant. Während noch die Lachsfischerei im Gange ist, beginnt der Fang der Flundern, die im Anfange auch mit Angeln ausgeübt wird. Da sieht man in den späten Nachmittagsstunden Männer, Frauen und Kinder bis zur Brust im Wasser den Strand entlang gehen und einen Keſcher hinter sich herziehen, um Krabben zu fischen, deren man als Lockspeise für die Flundern bedarf. Am frühen Morgen beginnt das Bestecken der Angelhaken mit Krabben, worauf dann die Männer sofort die Angeln auswerfen, um sie nachmittags wieder an das Land zu holen. Diese Fangart bringt natürlich auch nicht viel ein, denn diese ersten Flundern sind noch klein, und mehr wie eine Mark bringt das Schock selten. Der Hauptfang der Flundern, der mit dem Flundernetz geschieht, beginnt Ende Mai und dauert bis Anfang September. Dann beginnt eine schwere, arbeitsreiche Zeit für die Fischer und ihre Familien, es muß jede günstige Stunde ausgenutzt werden, und vom Morgengrauen bis spät in die Nacht mit nur kurzen Ruhepausen ist alles tätig. Wenn die Boote heimkehren, warten die Frauen und Kinder schon am Strande mit flachen Kästen, in die der Fang sortiert und geteilt wird. Ein Teil der Fische wird frisch oder gesalzen zu Markte gebracht, der größere Teil aber, namentlich Flundern, Aale und Perpeln (eine in die Familie der Heringe gehörende schmackhafte Fischart), wird geräuchert.

Das Räuchern der Fische geschieht nach dem Prinzip der warmen Räucherei. Beim Warmräuchern wird ein Produkt gewonnen, das sehr wenig gesalzen ist, so daß man es kaum bemerkt, aber infolge der hohen Temperatur beim Räuchern mehr oder weniger gargekocht ist. Die Fische werden im Sommer, wenn die Sonne scheint, erst an der Luft ein wenig abgetrocknet, sonst aber müssen sie in die Räucherhöfe behufs Abtrocknens gebracht und bei mäßigem Feuer behandelt werden, denn nasse Fische lassen sich schlecht räuchern. Bei der Arbeit des Räucherns selbst ist ein Hauptwert darauf zu legen, daß die Fische schön goldartig glänzend werden und daß sie nicht zu lange dem Rauch ausgesetzt bleiben, damit das Fleisch nicht trocken und rauh wird.

Die Räucheröfen sind rechteckige Ziegelbauten mit einem nach den Langseiten abgeschrägten Dach ohne Schornstein, im Innern etwa 2 Meter breit, 3½ Meter lang und 2½ Meter hoch. In der einen Schmalseite befindet sich eine Tür, in den drei andern Seiten eine Rauchklappe. Der Boden ist entweder ein gestampfter Lehmboden oder er ist mit Ziegeln gepflastert und dient als Herd. An den Längsseiten und in der Mitte sind etwa je 60 Zentimeter übereinander drei starke Leisten angebracht, so daß sie von vorn nach hinten laufen. Auf diese Leisten werden die „Spiete“ mit den Fischen gelegt. Die Spiete sind etwas über einen Meter lang, und die Fische werden mit Zwischenräumen von ungefähr 3 Zentimetern nacheinander aufgesteckt, die Flundern am Schwanze, dicht an der Wirbelsäule, die übrigen Fische durch Kieme und Maul. Zum Räuchern wird nasses Fichtenholz benutzt. Nach drei bis vier Stunden langem Räuchern werden die Fische an der Luft noch etwas nachgetrocknet und dann schwach gesalzen und sogleich in Kisten versandfertig eingepackt. Die zum Räuchern bestimmten Aale werden erst 24 Stunden in Salz gelegt, damit sie sich selbst „abschleimen“. Dann werden sie aufgespietet und ausgenommen und einige Male durch kochendes Wasser gezogen, wodurch das Fleisch zarter und weicher wird.

Nur wenige Fischer verkaufen ihren Fang an die Händler, die Mehrzahl behandelt und räuchert die Fische selbst, um den ohnehin kargen Verdienst nicht noch schmäler werden zu lassen. — Die Binnenländer aber, die für wenige Pfennige die appetitlichen Fische erstehen, ahnen nicht, welcher Mühe und Arbeit es bedurft hatte, um ihnen die Leckerbissen zu verschaffen.



Beim Trocknen der Netze



Bernhardine Schulze-Smidt am Schreibtisch (Aufnahme aus jüngster Zeit)

Bernhardine Schulze-Smidt

Aus meinem Leben

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Was ich von Kraft und Können in mir erhalten habe, trotz der beginnenden Lebensneige, das danke ich meiner Jugend und meiner Heimat. Diesen Satz würde ich immer als Anfang und Ende in den Vordergrund stellen, selbst wenn ich eine ausführliche zweibändige Biographie schreiben sollte und nicht nur einen kurzen Abriß dessen, was bestimmend auf meine Seelen- und Berufsentwicklung eingewirkt hat. — Wir Menschen und wir Dichter brauchen so unendlich verschiedene Ursachen für das nämliche Resultat: die Reife. Mit sechzig Jahren dürfen wir ohne Ueberhebung von Reife reden, denke ich; haben wir sie dann noch nicht, so ist Hopfen und Malz an uns verloren. Ich verstehe unter „Reife" Ruhe ohne Trägheit, Fertigwerden mit dem Erdendasein ohne Selbstüberhebung und Selbstbetrug. Dazu bedürfen wir Menschen einer Stütze, eben weil wir nur Menschen sind: Unvollkommene, die immer noch ein Ziel des Strebens vor sich haben müssen bis zum letzten Atemzuge.

Meine Stütze ist aus altem, erprobtem Holze; ein fester Stab, an dem sich's gut wandert, ererbt von Vater und Großvater und einem tüchtigen Geschlechte dahinter, und ich lese die Runenzeichen so gern, die in des Stabes Rinde eingegraben sind und die mir von lauter Jugendglück erzählen, von der Liebe und Stärke, dem Frieden und der reinen, freien Luft, darin ich groß geworden bin.

Ein schöner Stern hat über unsrer Jugend geleuchtet. Unsre Kinderjahre trübte keine Sorge. Lauter Glück umgab uns; wir wuchsen in unsers Großvaters Garten auf als behütete und gepflegte Blümchen und empfanden die Hut niemals als Zwang und die Pflege niemals als Verzärtelung. Unser Großvater Smidt, der alte Bürgermeister von Bremen, der im Befreiungskriege furchtlos vor Napoleon I. gestanden und zwanzig Jahre später seiner Vaterstadt den Schlüssel zur Handelsmacht durch die Gründung Bremerhavens gegeben hat, dünkte uns ein König. Jeder kannte und verehrte ihn, und wir Kinder erst! Uns war er die höchste Instanz auf Erden. So ein bißchen instinktiven Hochmut zogen wir doch in uns groß, aber von oben herab drückte eine energische Hand gern den Dämpfer auf solche verdienstlosen Triebe, und diese Hand gehörte unsrer Tante Mine, Großvaters unverheirateter Tochter, die ihm treulich haushielt. Wir fürchteten sie so heilsam, wie wir sie jetzt

herzlich lieben wegen ihrer jugendfrischen Schalkhaftigkeit, ihrer warmen Teilnahme und des kaum ergrauten Scheitels, unbeschadet ihrer einundneunzig Jahre und der Unbehilflichkeit im Rollstuhl. Die Zufriedenheit wohnt bei ihr im kleinen Seitenbau, der noch heute von Großvaters altem Hause im Gartenparadiese steht. Ebenso steht auch mein Elternhaus noch im entgegengesetzten Teile des Gartengrundstücks, einfach und solide gebaut; die Häuser von Vaters Brüdern rechts und links davon unter dem gleichen Dache. In drei heiteren Büchern für Kinder und Eltern: „Jugendparadies", „Tiny und Tinys Gespielen" und „Aus dem goldnen Buche" habe ich unsre köstliche Jugend geschildert, und ich freue mich darüber, daß diese Bücher mich hoffentlich ein bißchen überleben und manchen der Kommenden erzählen sollen, ein wie schlichtes Kleid echtes Kinderglück trägt; wie es keines elektrischen Lichtes und keines Treibhauses zum Gedeihen bedarf, sondern nur der lieben Sonne und des blauen Himmels, weise mit erquicklichen Regenwolken und Winterschnee abwechselnd.

Vor allen Dingen hatte ich von klein auf in meinen Eltern die treuesten Freunde. Großvater der König, Tante Mine der Premierminister, Vater der Teiler all meiner geistigen Regungen und Mutter die heißgeliebte Herzenszuflucht für mich absonderliches und ewig verkanntes kleines Menschenkind. Mutter war mir der Inbegriff alles Schönen, Lieblichen und Warmen. Sie verstand mich und meine unbequeme Lebhaftigkeit wie eine gleichaltrige Gefährtin, lachte und weinte mit mir, denn sie hatte ein sprühendes Temperament — nicht immer weise, aber unsagbar beglückend. Mit Strafgerichten, schlank und derb aus dem losen Handgelenk, geizte sie auch nicht, sehr zu unserm Heile, und dem vielfach verliebten Backfischchen war das rotflammende Ohr gesünder als das flammende Herz! — Die teure Ehrwürdige, die als „Tänti" bis in ihr dreiundneunzigstes Lebensjahr in meinem Elternhause gewohnt, geliebt und Segen gespendet hat, darf ich hier nur erwähnen. Wollte ich *sie* schildern, die in unsern Kinderaugen wie eine nahe Anverwandte des gütigen Gottes auf Erden wandelte, ich müßte den kleinen Raum dieser Zeilen erschöpfen. Denn eine so wunderbare alte Frau, so schön und unvergeßlich, mit solch himmlischen Braunaugen haben wir nie wieder gekannt, wir Smidts-Kinder alle, Kinder von drei Brüdern, die treu zusammen hielten wie Geschwister.

Der Tod hat viele heimgenommen aus dem Jugendkreise, und die Alten fast alle. Unsre einzige Mutter haben wir noch, fast dreiundachtzigjährig, und danken Gott für das Geschenk jedes ferneren Lebenstages. Wenn sie einmal die Augen schließt, wird es mir sein, als versiegte der Quell der Poesie, aus dem ich noch immer gern schöpfe und mich daran jünger erhalte, als ich eigentlich wohl sein darf.

Gedichtet habe ich schon als ganz kleines Mädel; der Sinn für Reim und Form war mir angeboren. So ein wenig Eckensteher, bildlich gesprochen, war ich. Das heißt, ich sonderte mich gern ab und träumte und sinnierte in irgendeiner für mich reizvollen Einsamkeit. Ich liebte es, um Mittag, wenn ich zu Besorgungen ausgeschickt ward und der Wochenmarkt sich schon von Bauern und Hökerinnen geleert hatte, unter den Rathausbogen beinbaumelnd auf einer Steinbank zu hocken und den Riesen Roland anzustarren, oder draußen vor dem Tore in die Außengärtchen der kleinen Leute zu gucken und an den altmodischen Beeten mit den dicken Buchsbaumeinfassungen botanische Studien zu machen. Einmal gab mir ein wildfremder Mann ein Sträußchen Akelei und blauen Liebeshain übers Staket: „Da, mein Deern — nu geh man zu un gier nich nach die Blumen!" Das Sträußchen war mir ein höchst beschämendes und doch reizendes Geschenk; denn Blumen liebte und liebe ich über alles, und ich muß wirklich unangenehm gierig am Zaun hingeschlendert sein. Zu Haus kam das Sträußchen auf den Tisch zur Puppe Melanie, der bezaubernden, die ein wirkliches Ballkleid und einen Sonnenschirm besaß, und ich zerbrach mir den Kopf



Wilhelmine Smidt, die Familienseniorin, jetzt einundneunzigjährig

über den fremden Mann. Ihn und seinen Garten indes konnte ich nicht wiederfinden unter den zahllosen Gärtchen und besitzesfrohen Bremer Biedermännern darin.

Das allerschönste „Draußen" aber war meinem werdenden Dichtergemüte doch die Geburtsheimat, die alte „Dunge", das Smidtsche Familiengut in den ebenen Marschwiesen, dessen ländliches Haus zwischen mächtigen Eichen und Eschen versteckt lag, dort, wo der Kirschvogel flötete, der Kuckuck mit dem lustigen Onkel Wilhelm um die Wette neckte und das Wasser der „Grafft" so still hinter dem Blumendeiche floß wie das Leben und Wesen der sanften kleinen Tante Lucie in der Ruhe ihrer



Bürgermeister Johann Smidt

hübschen, altmodischen Wohnstube mit dem Gartenblick auf efeuumschlungene Riesenstämme und blühende Monatsrosenbeete von stark duftender Reseda umkränzt. Das Gut war zu meiner Kinderzeit eben erst aus Großvaters Hand an seinen jüngsten Sohn, den Landwirt, übergegangen. Es hatte ein winkeliges Haus, dehnbar wie Gummielastikum für geladene und zufällige Gäste, eine große Anzahl von Fremdenstübchen oben und unten, alle sehr einfach; die meisten in grüne Halbdämmerung gehüllt, weil an die Fenster das Gezweig der alten Baumriesen klopfte und den Sommergewittern und Winterstürmen unheimliches Leben verlieh. Es schlug an die kleinen ausgebeulten Scheiben wie mit Geisterhänden, und wir krochen klopfenden Herzens bis über die Ohren unter unsre Decken. Das Haus hatte auch eine weißgetünchte Halle mit Rohrmöbeln und Onkel Wilhelms ausgestopfter Jagdbeute in Glasschränken; es hatte eine prächtige „alte Stube" mit ungefügen Vorzeitmöbeln, und Bild hing an Bild: die Smidtschen Vorfahren. Ein seltsamer Duft wie von längst verwelktem Potpourri, mit Moder gemischt, erfüllte die „alte Stube", die sich gar mancher Aristokrat brennend für sein feudales Ahnenschloß gewünscht hat. Unbeschreiblich stattlich und patrizisch wirkte der große Raum, wenn bei hohen Familienfesten die Sonne durch die kleinscheibigen Wappenfenster auf den gedeckten Tisch schien, sich in den alten Gläsern und dem alten, schöngeputzten Silber spiegelte und die malerischen Blumengarben in den großen blauweißen Delftvasen streifte.

Die Vasen durfte ich versorgen, wenn ich dort war, und nirgends in der Welt rochen die Rosen und Wicken, die Reseden und Levkojen süßer und kräftiger als auf der Dunge, nirgends gab es längeres Schilf und Bandgras, vollkommenere Efeuranken und schöneres Geisblatt; nirgends auch feistere Schleien und Hechte als in der Dungener Grafft, fettere Buttermilch als aus der Apostelkanne auf dem Hallentische und bessere Rotegrütze als beim Dungener Nachtisch. — Und diese Plätze zum Dichten und Schwärmen auf der Insel zwischen den beiden Grafftarmen, dem Wiedbusch mit seinen weitgestreckten Ulmenästen und der Köhlerhütte; den Entennestern und Kaninchengruben — der grausigen Marderfalle und dem Rufen geheimnisvoller Nachtvögel, wenn es dunkel ward.

Unser Ferienreich, unsre Sommerwelt! Mir ging es sogar noch über den eignen Johannisbeerbusch, an dem ich mich ungestraft krank essen durfte und auf dessen Beeren, in ein abgängiges rotkariertes Kinderschnupftuch geknotet, man sich mit Vorliebe setzte, um so den köstlichen Fruchtsaft zu pressen, der für unsre Ausflüge und sonstigen Unternehmungen eine wertvolle Beigabe zur Erquickung sinkender Lebensgeister war.

Auch über die Dunge könnte ich ein Buch schreiben mit dem Motto: „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!", aber ich darf mich heute nur an die Quintessenz halten: Hier fand meine Poesie, als sie mir zur bewußten Berufung ward, ihre Heimat.

Mein Menschendasein, die Charakter- und Geistesbildung dankte ich meinen Eltern und der Reibung mit der ganzen Zahl grundverschiedener Schwestern, Brüder, Vettern und Cousinen, den guten Schulen, die ich besuchte, und den erlaubten Liebhabereien, denen ich frönte. Ich schliff mich im Ballsaal ab, sang meiner Gefühle Ueberschwall mit achtungswerter Altstimme zu Schwester Julys schöner Begleitung in den Garten hinaus, daß den unmusikalischen Onkeln auf der gemütlichen Wandelterrasse übel und weh vom Hören wurde, und verliebte mich und entsagte mit rührender Leichtigkeit. Allein sowie meine junge Seele wirklich etwas erlebte, das sie in ihren Tiefen erschütterte, schnürte ich mein Bündel und pilgerte zur Dunge. Man fuhr eine Viertelstunde mit der Bahn und wanderte ebensolange auf einsamem Wege zum Ziel, und das lag immer vor den Blicken, die dunkelgrüne Bauminsel, aus der da und dort ein trauliches Fenster des lieben weißen Hauses hervorleuchtete. Und dann, ehe die Wegbiegung kam, flatterte aus der Hallentür schon die weiße Serviette zum Willkommen, und dann kam der unendliche Friede, Ausweinen und Ausjubeln; stilles In-sich-hinein-Denken und -Schauen, Onkel Wilhelms Frohsinn und derbes Kommandieren und Tante Lucies wort-

loses Teilen und Verstehen. Es war wie Weltflucht, und wenn ich mit Knechten und Mägden unter der Hoflinde schwatzte, redete ich eine andre Sprache: das kernige Weserplatt, und wenn ich meine Schmerzen und Wonnen in Tönen aushauchen mußte, klang das magere Tafelklavierchen in der kleinen sonnenroten Sommerstube nach Westen wie Harfenton und Bardensingen. Dabei drängte und puffte mich die Poesie förmlich; meine kindliche Muse faßte mich energisch unter den Arm, und vorwärts marsch mit dem Bleistift und dem marmorierten Oktavheftchen für drei Bremer Groten zum Dichten in den Garten. Da war die Grotte mit dem Blick auf glockenbimmelndes Weidevieh für bukolische Verse mit kräftigen Reimen; da gab's den Blumendeich und die wackelnde Bank auf dem Wiedbusch für Liebes- und Schmerzenslieder und die Südveranda mit dem staubigen Tische und dem familienfrohen Storche nebst den zärtlich girrenden Taubenpärchen auf dem Strohdache für erzählende Prosa und naive „Romane“ von Eheglück und Kindererziehung. Apoll mußte seine Leier mit sehr starken Saiten für mich bespannen zur Dunge und Tante Lucie sich mit Engelsgeduld zum Anhören meiner dichterischen Ausbrüche wappnen; denn nichts wurde ihr erspart. So bemerkenswert und genial wie in meiner grünen Backfischjugend habe ich mich nie mehr gefühlt.



Bürgermeister Smidts Haus an der Contrescarpe in Bremen; im Hintergrund das Geburtshaus der Dichterin

Aus dem Backfisch wuchs das Mädchen heran, das sich den Seewind droben im englischen Norden tüchtig um die Nase wehen ließ und allerhand edeln Sport betrieb. Nur traurig für die allzu gute Mutter daheim, daß ihre erwachsene Tochter das englische Pfund Sterling und die goldene Guinee konsequent mit dem siebenmal minderwertigeren Bremer Taler verwechselte. Es schrieb sich so leicht hin, das Bitten um 5 £., und es tat sich so schwer für die Mutterhand, dreißig Taler für irgendein englisches Modegelüst freizumachen. Für die kindliche Muse war England absolut kein Boden; andre Resultate als gründliche Sprachkenntnis und allgemeiner Befreiungsdrang von so und so viel unbequemen Bremer Bräuchen wurden nicht erzielt. Lange Zeit wollte die brave deutsche Heimat der Pseudo-Miß nicht schmecken, alldieweil sie gewaltig hoch zu Rosse mit ihren Ideen saß und sich nun wieder auf Schusters Rappen bewegen mußte. Die „brotlose Dichtkunst“ kam stark in Mißkredit, und so gingen zwei Jahre ins dürre Land. Da erschien eine andre und warf das ganze Mädchenspielwerk über den Haufen: die Liebe. — Für Versestoppeln und Romankritzeln gab es keine Zeit mehr. — Es galt, dem Liebsten das Dasein zu versüßen, sich, als freigeborene Hanseatin, an die Sitten eines kleinen thüringischen Fürstenhofes zu gewöhnen, und dann kam das Schönste fast mit dem Bittersten zugleich. — Im Januar 1870 hielt ich mein Söhnchen im Arm, unsern Erbprinzen, und im Juli 1870 zog mein Mann in den Franzosenkrieg. Wer solch ein Scheiden und Leiden, solche heißen Tränen der Angst und Begeisterung fast ein Jahr lang nicht selbst geweint und erlebt hat, kann sich nur schwer in die Gefühle einer jungen liebenden Gattin und Mutter jener Zeit versetzen. Deutsch und stolz ward man, tapfer und entsagend — man liebte den Fernen mit ungeahnter Glut und gab ihn täglich zum Opfer hin mit nie gekannter Seelenkraft. Das Wiedersehen war eine Offenbarung und ein Blick in den Vorhof des Himmels, und dennoch hätte man immer demütig vor Gott knien mögen, der seine Schützerhand über dem teuren Haupte des geliebtesten



Bernhardine (×), etwa fünfjährig, mit ihren Eltern und Schwestern

Mannes gehalten hatte. — Nein, nicht des Mannes — des Helden! —

Nun hatten wir uns wieder, aber in mir war die ungeheure Spannung durch Monate der Erschlaffung gewichen. Erst als wir Sondershausen mit dem entzückenden Rudolstadt vertauschten und zum Erbprinzchen das erste Prinzeßchen erschienen war, da pochte die Muse wieder an, gewachsen und ernster, anspruchsvoller gegen sich selbst geworden. Vielleicht, daß auf den Spaziergängen an der Saale hin und hinaus zum idyllischen Volkstedt Schillers hoher Geist dem bescheidenen Genie einmal begegnet war und es im Windhauch



Bernhardine Smidt als Einundzwanzigjährige

und Sonnenglanz gemahnt hatte: „Schwinge deine Flügel aufwärts und erkenne deinen Stern über dir!"

Damals, 1873, schrieb ich insgeheim im Gartenhause unsrer hübschen Rudolstädter Wohnung meine erste richtige und durchdachte Novelle „Föhrenbrink". Eine schwermütige Liebesgeschichte vom Dungener Erdgeruch durchzogen. Der ist auch immer wieder durch die langen vierunddreißig Jahre meines Schaffens gegangen bis in die jüngste Zeit hinein. Damals ließ sich der noch jugendliche Rudolstädter Landesherr eines Maitages, auf den Staketzaun des Nachbargartens gelehnt, den Schluß von „Föhrenbrink" vorlesen und gab mir mit seinem Beifall scherzend die gnädige Erlaubnis, ihn im nächsten Werke zu verherrlichen. Ich, die weder mit dem pluralis majestatis noch mit dem Hofton fertig werden konnte als hartmäulige Republikanerin, ließ mir das nicht zweimal sagen trotz alledem. Alsbald schrieb ich die zweite Novelle: „Inkognito" mit Durchlaucht als Helden. Es war ein ganz nettes Ding, auf Thüringen gestimmt, aber mit dem dümmsten „Sie-kriegen-sich-Schlusse" von der Welt. Leider fanden die lesewütigen Backfische und verliebten Jungfräulein das „nun gerade süß", und ich errang einen entschiedenen Erfolg.

Das ereignete sich freilich fast ein Jahr nachdem mein Vater „Föhrenbrink" las. Seine Kritik war strenger und mir gewichtiger als alle Berufskritiken, und siehe da: im Juli schickte er mir den ersten Abdruck in der Bremer Tageszeitung nach Rudolstadt, zugleich mit dem unermeßlich reichen Erstlingshonorar von hundert Talern Gold, und das waren hundertacht Taler Preußisch Courant oder dreihundertvierundzwanzig Mark.

Solch ein Krösusschatz! Selbsterworben mit meines bescheidenen Geistes froher Arbeit! Ich, die meinem lieben Manne nichts als mich selbst und meine anständige Aussteuer an Wäsche und Möbeln zugebracht hatte. Zum Glück war des lieben Mannes Geburtstag ganz nahe, und er hatte nur einen Riesenwunsch, den man seiner armen jungen Frau im Grunde gar nicht hätte aussprechen sollen, nämlich eine gute goldene Uhr an Stelle des silbernen Rechenexempels in der linken Westentasche. Obwohl mein Vater noch ein viel schwierigeres silbernes Rechenexempel in seiner linken Westentasche trug, fand ich für meinen zukünftigen Regierungsrat, Oberpräsidenten oder Premierminister die goldene Uhr unerläßlich.

O wunderbare dreihundertvierundzwanzig Mark, siebenmal eingewickelt und versiegelt oben im verschlossenen Kommodenschiebfach, zwischen den Veilchenkißchen und den feinsten Schnupftüchern! Mit welchem Hochgefühl habe ich sie fortgeschickt, die goldene Uhr im roten Lederetui dafür empfangen und den Postboten mit einer königlichen Mark belohnt; wie überselig mein kostbares Geschenk, unter lauter greuliche Prosa versteckt, auf meines Mannes Geburtstagstisch gelegt. Klein Artur sagte dazu einen Schelmenvers im echtesten „Rudelschtädtsch" auf, und klein Hanna trug einen dicken Rosenkranz in den blonden Löckchen — notabene wirkliche Naturlöckchen! —

Und dann die Ueberraschung und Rührung, der warme Dank und die Flasche Kriegschampagner zur schamlos sitzengebliebenen Sandtorte eigner Fabrik. Gott sei Dank, daß Schwiegermamas köstliche Baumtorte von Konditor Schilling aus Berlin gerade anlangte, als der nachsichtige Jubilar sich in fortgesetzter Rührung für ein zweites Stück Wasserstreifen bereit erklärte. Denn die neue Uhr ging einfach tadellos und der Sekundenzeiger lief so reizend um seine kleine Bahn! Hundertmal haben wir beide das Prachtstück an jenem Tage beguckt.

Unvergessener Sonnentag des ersten Erfolges: ach, so schön ist es nie wieder gewesen, wenn das Honorar ankam, und mochte es auch in die Tausend gehen.

Damals schrieb ich noch unter einem Pseudonym. Ich hatte dazu meines Mannes Vornamen gewählt: E. Oswald. Erst zehn Jahre später, zum Roman: „Er lebt", bin ich mit meinem eignen vollen Namen hervorgetreten, auf Wunsch meines lieben Freundes und Kollegen, des „Daheim"-Redakteurs

Th. H. Pantenius. Seit der Zeit bin ich immer in treuen Beziehungen zu „Daheim" und „Monatsheften" geblieben; noch einige Jahre später, als ich schon Witwe war, kamen die zur Deutschen Verlags-Anstalt und der Union in Stuttgart dazu. Für letztere habe ich nur im „Kränzchen" geschrieben, für erstere fast ausschließlich in „Ueber Land und Meer". Hausieren mit meinen Geisteskindern, das habe ich niemals fertig gebracht, und auch Handeln und Markten verstehe ich nicht. Habe ich je einmal, auf Rat wohlmeinender und praktischer Freunde und Kollegen, um eine Honorarerhöhung schriftlich ersucht, so ist mir hinterher, wenn der Brief fort war, eine solche Scham gekommen, als ob ich gestohlen hätte. Das war und ist eine Schwäche in mir, eine Feigheit; denn wer sich bewußt sein darf, ehrlich für seiner Kinder und seine eigne Existenz zu schaffen, der soll auch das „suum cuique" nicht vergessen. Mutterschaft zu Vaterlosigkeit legt große Pflichten auf, und keines meiner vier Kinder war erwachsen, als ich nach siebzehnjähriger glücklichster Ehe Witwe ward.

Mein jüngstes Kind wurde sechs Tage nach seines Vaters Tode geboren, ganz kurz vor dessen Beförderung auf einen höheren Posten im Amte. Andre Widerwärtigkeiten traten herzu, und statt des Glückes zog die Sorge in mein Heim. Das Kindchen war unser Trost im Leid; ein liebes, sanftes Engelchen mit rührenden, zitternden Augen — wir wußten, daß es schwachsinnig und nie gesund sein würde. Als wir anderthalb Jahre mit ihm in München gelebt und uns mühselig im Sorgendasein zurechtgefunden hatten, erlosch eines Nachts das zarte, kleine Dämmerleben, gerade als das Kinderbildchen, von jugendlicher Künstlerhand gemalt, fertig und noch naß auf der Staffelei stand. Wir hatten das Kind unser Engelsherzchen getauft, und so ist es zu Gott zurückgekehrt. Eine Lücke konnte es kaum hinterlassen, aber gelehrt und geholfen hat es uns unendlich viel in seiner Unschuld und seinem hilflosen, anschmiegenden Wesen. —

München war nicht der rechte Heimatsort für mich. Die Mittel fehlten mir, das Kunst- und Künstlerleben zu genießen, und die Leichtherzigkeit besaß ich nur äußerlich, wenn mein reger Sinn für Humor, Schönheit und Originalität spontan angefeuert wurde. — Die Münchner Episode war schwer und trübe, so sehr mich die Stadt und das entzückende Gebirgs- und Seenland in nächster Nähe samt dem frischen und poetischen Volke hinnahm. Ich war körperlich und seelisch leidend, und die ewige Angst ums tägliche Brot ließ mich Tag und Nacht nicht los. Zum Glück hatten wir liebe Verwandte in München, die uns viel, viel Güte erwiesen, und unvergeßlich wird mir, der Evangelischen, auch die treue, väterliche Freundessorge des alten katholischen Geistlichen bleiben, der, unweit der Stadt, zurückgezogen in seiner schönen ländlichen Stille lebte. Wie sehr seine Liebeshand mit im Spiele war, um mir und meinen Kindern den wundervollen viermonatigen Sommeraufenthalt beim prächtigen Hofbauern in Tegernsee zu verschaffen, das habe ich erst Jahre nachher mit Dank und Rührung erfahren. Und dann denke ich noch oft des Doktor-Herzogs Karl Theodor und seiner hilfreichen Hand im lieblich gelegenen Tegernseer Spital für Augenkranke. Da habe ich einfach köstliche Volksstudien machen dürfen.

Von München aus, ehe ich für immer in meine Heimat zurückging, tat ich den ersten Blick ins italienische Land: auf den dunkelblauen Gardasee und tief hinein in das alte Verona mit seinen Skaligergräbern, dem etwas banal anmutenden von Romeo und Julia, der römischen Arena und dem herrlichen Mantegna-Bilde in San Zeno. Und unter den Riesenzypressen des Giardino Giusti wohnte wahrlich die Poesie selbst und schwebte hinüber zum tiefblauen See, nach Torbole, wo Goethe gewandelt war, und vorüber an der Halbinsel des Catull, Sirmione, dem üppigen Gardone und dem sonnenholden Salò.

Das war der Anfang meiner Reisejahre, die meine Seele mit großen Eindrücken füllten und es Geist und Feder schön und leicht machten, zu empfangen, heimlich zu gestalten und dann in Form zu fassen. — Wenn ich auch nicht um die Welt gereist, ja nur ein paar Meilen nach Asien hineingekommen bin vom Bosporus aus, so habe ich mir doch so viel Schönes und Interessantes vor Herz und Augen gestellt, daß ich für meinen Lebensrest genug Rückschau pflegen kann. Frankreich und England, die Türkei und Italien, Dalmatien und Montenegro, Schweiz und Tirol und dazu mein deutsches Vaterland nach allen vier Winden: damit darf man zufrieden sein, wenn man sich's selbst erwerben muß. Das Beste dabei ist mir aber, daß meine Kinder, als sie erst erwachsen waren, mich so oft begleitet haben. Zuletzt nach Italien. Da habe ich mit meinem lieben alter ego, meiner jüngsten Tochter, die immer mit der alten Mutter lebt, zwei Monate in Florenz zugebracht und vier



Die Dichterin mit ihrer jüngsten Tochter

im Ewigen Rom. Sechs Wochen lang kam auch die älteste dazu, und das krönte die Freude.

Merkwürdig: draußen in der Campagna hat mich jedesmal ein Gefühl gestillten Heimwehs überkommen. Die weite, endlose Fläche, braun im Winter, blühend im Frühling, hat mich immer an meine niederdeutsche Ebene erinnert, an unsre üppigen Frühlingswiesen und den herben, winterlichen Ernst von Horizont zu Horizont; die Römergräber ragend und übermächtig jenseits der Porta Sebastiana, und bei uns die Hünensteine im Heidekraut. Dort das Kirchlein Domine quo vadis, und bei uns das Kirchlein Sankt Jürgen, uralt in der Einsamkeit, und die kleine „mutterlose Kirche" auf niederem Deiche, die wir vom Dungener Garten aus liegen sehen. Die malerischen Campagnolen im braunen Mantel und mit schlaffem Hut am Stabe, und unsre beschaulichen Heideschäfer, ebenso gebräunt, verwittert und wortkarg. — Ueber allem da wie dort eine Himmelspracht in Wolkenbildern und Glutfarben, wie sie kein Bergland kennt. Nur die zauberische Grenzlinie der blauen Sabinerberge und das Violettrosa des Albanergebirges — die fehlen uns.

Allein die Göttin Phantasie webt ihre Goldfäden herüber und hinüber und findet überall neue, wunderbare Muster für ihren Mantel. Den breitet sie vor den sehenden Augen des Dichters aus und sagt: „Hülle dich ganz hinein, und du bist der König in meinem Reiche."

Freilich, zu königlichen Würden und Schätzen habe ich es, trotz aller Phantasieummäntelung, nie gebracht und mir weder Villa noch Landsitz erschrieben. Aber geliebte Kinder und Enkel sind mein; viel frohe Jugend hat mir ihr warmes Herz geschenkt, und mein winziges Häuschen in der Seitenstraße des teuern, alten Bremen hat in bescheidenstem Maße die Gummidehnbarkeit der heimatlichen Dunge angenommen.

Ich sehe unbeschreiblich gern liebe, heitere und kluge Gäste für kurz oder lang. Alt bin ich, aber noch nicht gebeugt oder verknöchert, und mein Arbeitsfeld liegt noch sonnig vor mir, zum Umbrechen, Säen und Ernten, solange mein Arbeitstag hell bleibt, das Herz zufrieden und der Geist frisch. Deshalb will ich auch nicht sagen: „Ich bin jetzt eine Greisin mit meinen sechzig Jahren," sondern: „Ich danke dir vielmals, liebe Muse, daß du dich so nett jung erhalten hast — bleib noch ein Weilchen bei mir!"

Meinen Heimatsblick über grüne Gärten, von meiner Veranda aus, hat mir die Industrie grausam zugebaut, aber der alte Apfelbaum, den die wilde Waldrebe mit ihren Ranken und Myrtenblüten überschüttet, der hält stand und wirft mir nach wie vor weiße Blumensternchen in den Schoß. Die Vögel zwitschern in seinen Zweigen und die bunten Pfauenaugen wiegen sich flügelschlagend auf den Dolden in ganzen Schwärmen; die Bienen summen ebenso emsig wie in der freien Heide draußen. Meinen Enkelchen ist Großmutters kleine Welt nicht verbaut, und das ist die Hauptsache.

Denn den Werdenden muß gehören, was unser bestes Streben bleibend machen möchte.

Am Lieblingsplatz auf dem Landsitz „Zur Dunge"



Der Kreppschleier

Von

John D. Warnken

Die kleinen zarten Finger Frau Else Wietings tippten geschickt auf der Schreibmaschine herum, und ihre lebhaften dunkeln Augen folgten jeder Bewegung, die sie machte, um das daneben liegende Manuskript, die Doktorarbeit eines Studenten, sauber zu kopieren. Ab und zu deckte sie die Schrift auf, sah auf die exakten Buchstaben und überzeugte sich von der Richtigkeit der geschriebenen Worte. Dabei strich sie die dunkelbraunen Haarwellen zurück, die ihr beim Arbeiten über die Stirn gefallen waren, und lächelte. Es ging ganz vorzüglich. Sie konnte jetzt auf der Schreibmaschine arbeiten und brauchte nicht mehr trüben, beängstigenden Gedanken an eine unsichere Zukunft nachzuhängen, denn jetzt hatte sie ja für den Notfall einen Broterwerb. Jedesmal, wenn sie die tadellose Schrift vor sich sah, zog bei diesem Gedanken und dem Bewußtsein, dem Kampf ums Dasein nicht ohne jede praktische Tätigkeit gegenüberzustehen, ein ungeheuer wohliges Gefühl durch ihren ganzen Körper. Die Schreibmaschine hatte ihr der Chef des Geschäftes, in dem ihr Mann Buchhalter gewesen war, für einen Spottpreis überlassen. Ein Freund ihres Mannes hatte zufällig erzählt, daß im Geschäft ein neues System eingeführt würde, und das hatte sie auf die Idee gebracht. Der Buchhalter besaß die größte Hochachtung seines Chefs, und deshalb wollte der alte weißhaarige Herr von Bezahlung für die entwertete Schreibmaschine nichts wissen; aber Else bestand darauf, obgleich die Versuchung groß war, das Geschenk anzunehmen. Sie kannte den stolzen Charakter ihres Mannes und wußte, daß er es als Almosen betrachten und ihr Vorwürfe machen würde. Aber der alte Herr zeigte sich bei Bestimmung des Preises doch so sehr als Gentleman, daß Else die Tränen in die Augen kamen. Er hatte Mitleid mit ihr. Wer hätte auch nicht Mitleid mit einer frischen, jungen Frau gehabt, die nach kaum zweijähriger Ehe ihren Beruf darin sehen mußte, Krankenpflegerin zu sein, und nun schon im sechsten Monat am Bette ihres Mannes auf alle Freuden der Jugend verzichtete? Der sonst so strenge und kurze Chef bemühte sich ordentlich, weich zu sprechen. Beim Eintritt Elses hatte er sich auf eine Schilderung furchtbaren Elends gefaßt gemacht, und deshalb wurde er ein beschämendes Gefühl nicht los, als sie ihm in warmen, schlichten Worten dafür dankte, daß er ihrem kranken Manne zwei Monate länger, als er verpflichtet war, seinen Gehalt ausbezahlt hatte, und als sie so tapfer und zuversichtlich die Hoffnung aussprach, sich mit dem geringen Unterstützungsgeld aus der Krankenkasse durchzuschlagen, wenn sie noch etwas dazu verdienen könne. Als sie endlich zögernd den Wunsch wegen der Schreibmaschine an ihn richtete, war er fast gerührt. Beim Verlassen des Geschäfts beauftragte er den Prokuristen, für den Fall, daß einmal zu viel Arbeit für die vorhandenen Schreibmaschinen da sei, die Abschriften von Frau Wieting machen zu lassen. „Scheint mir eine kleine praktische Frau zu sein," fügte er mit warmer Stimme hinzu.

Ja, praktisch war Frau Wieting; praktisch in allem. Sie hatte keinen Dienstboten, obgleich es sich wohl hätte machen lassen. Aber ihr Mann hatte Schulden machen müssen, um sie, ein vollständig mittelloses Mädchen, heiraten zu können. Das sollte erst abbezahlt werden. „Je schneller, um so besser," sagte sie lachend und arbeitete von früh bis spät. Und sie machte es so nett, daß ihr Mann fast nichts davon merkte und immer bei seiner Rückkehr aus dem Kontor von einem hübsch angezogenen Frauchen empfangen wurde und sich an einen tadellos gedeckten Tisch setzen konnte, auf dem Gerichte standen, die so gut zubereitet und so hübsch garniert waren, daß er nicht verstand, wie sie es mit dem geringen Haushaltungsgeld möglich machte. Das waren die einzigen Geheimnisse, die sie vor ihm hatte, und er war fest überzeugt, daß die Marktweiber und Krämer seine kleine Frau weniger liebten als er. Auch ihre Kleidung machte sie selbst. Es war ihr eine Spielerei, bei der sie sang wie ein junger Vogel im Frühling. Die Kleider saßen wie angegossen, und die Hüte hatten Pariser Schick. Wenn sie in den sorgenlosen Zeiten spät abends noch an einer hübschen Theaterbluse arbeitete oder den Hut für einen Sonntagsspaziergang neu garnierte, sagte ihr Mann wohl: „Laß das doch. Ich will dir etwas Hübsches kaufen." Aber sie antwortete lachend: „Da müßtest du ein Krösus sein. Mir gefallen nur Sachen aus den allerteuersten Geschäften oder solche, die ich selbst gemacht habe." Und sie nähte fröhlich weiter, während er ihr aus der Zeitung vorlas. Vorher aber küßte sie ihn so heiß, wie in den ersten Tagen ihrer jungen Liebe. Sie waren ja so glücklich. So glücklich, daß Else einmal, als sie die letzte Summe für die Möbel abbezahlt hatte, sagte: „Ach, Franz, wenn es uns doch nie anders ginge als jetzt. Wenn wir doch immer für unser Glück und unsre Zufriedenheit arbeiten müßten."

Das war im Oktober, als sie aus zwei alten Winterhüten einen neuen machte, ohne auch nur

einen Pfennig dafür ausgeben zu müssen. Und im November mußte Franz sich zu Bett legen. „Nur ein paar Tage," sagte er leichthin zu Else. „Ein leichter Influenzaanfall. Eigentlich könnte ich ruhig ins Geschäft gehen. Aber ich will lieber vorsichtig sein; der Wind ist so scharf." Else dachte sich auch weiter nichts dabei, weil er nicht aussah wie ein Kranker und lachend ein paar Scherze machte. Als er sich aber ins Bett legte, seufzte er wie nach einer übermenschlichen Anstrengung, und während des Schlafes sprach er wirr und sinnlos. Zwei Tage später sagte der Arzt, es könnte lange dauern, man müsse wohl den Chef davon verständigen. Da weinte Else zum erstenmal in ihrer jungen Ehe.

Am Abend desselben Tages bat sie eine Nachbarin, eine Anzeige zur Zeitungsredaktion zu tragen, und am nächsten Morgen vermietete sie das beste von den drei Zimmern, die sie bewohnten, an einen Studenten. Als sie es ihrem Manne sagte, drückte er ihr die Hand und flüsterte gerührt: „Du kleine praktische Frau."

Als das Gehalt nicht mehr ausbezahlt wurde, dachte sie oft mit Schrecken an ein langes Krankenlager ihres Mannes, und leise Vorwürfe gegen ihre Eltern stiegen in ihr auf, die sie nichts weiter hatten lernen lassen, als was für den Haushalt nötig war. Gewiß war sie ihrer Mutter dankbar für den praktischen Blick und die haushälterische Sparsamkeit, die sie ihr verdankte, aber dadurch konnte sie doch in dieser schweren Zeit ihre Lage nicht so verbessern, wie sie es von Herzen wünschte. Und was sollte sie machen, wenn ihr Mann vielleicht nie das Krankenlager verlassen würde und sie eines Tages allein und mittellos in der Welt stand?

Da kam sie auf die Idee, die Maschinenschrift zu lernen, und führte sie, wie alle ihre praktischen Einfälle, sofort aus. Franz sagte sie nichts davon; sie wollte ihn damit überraschen, wenn sie den ersten Auftrag zur Zufriedenheit ausgeführt hatte.

Sobald ihr Mann mittags eingeschlafen war, ging sie ins Nebenzimmer und studierte eifrig, nachdem sie den Vorhang zugezogen hatte, damit er durch das Geräusch nicht aufgeweckt werde. Anfangs wurde es ihr sehr schwer, sie irrte sich oft, weil ihre Aufmerksamkeit und ihre Gedanken mehr dem Kranken als der Arbeit galten. Bald aber hatte sie die Schwierigkeiten überwunden, und die neue Beschäftigung war ihr fast eine Freude, die das Gleichgewicht bildete für die Sorgen und Schmerzen am Krankenlager ihres Mannes ...

Während sie jetzt gerade einige lateinische Worte der Abschrift mit dem Manuskript des Studenten verglich, war im Nebenzimmer früher als gewöhnlich der Kranke erwacht. Ganz langsam kam er zu sich, und wie mit schwerer Anstrengung hob er endlich die Augenlider. So lag er längere Zeit ohne Interesse für seine Umgebung; allmählich aber ging sein Blick über alle Gegenstände im Zimmer hin. Mechanisch, ohne etwas wirklich zu sehen. Sie konnten ihm ja nichts Neues sagen. Da sah er auf dem Tische den alten Sommerhut seiner Frau liegen. Das Stroh war von der Sonne ganz verbrannt und die Blumen und Bänder hatten die Farbe verloren. Der letzte Spaziergang im Herbst kam ihm in die Erinnerung und dann der glückliche Abend, an dem seine Frau ihren neuen Winterhut garnierte. Er sah sie lustig lachend vor sich stehen, wie sie übermütig den alten Strohhut in die Luft warf und sagte: „Der hat jetzt gründlich seine Schuldigkeit getan. Davon ist aber auch absolut nichts mehr zu verwerten. Nächstes Jahr mache ich mir einen neuen. Ich möchte einmal einen ganz weißen haben mit rosa Rosen. Meinst du, daß mir das steht?" — „Aber, Kind," hatte er geantwortet, „dir steht ja doch alles! Ich will dir ein weißes Kleid dazu schenken. Weißt du, mit irgendeiner bunten Schärpe. Tadellos wirst du aussehen." — „Ach ja," hatte sie aufgejubelt, „damit warten wir bis zum Mai, dann haben Reitmeier & Sohn Ausverkauf. Vielleicht gibt mir der junge Reitmeier aber auch schon vorher einen Rest. Er nennt mich seine treueste Ausverkaufskundin und ist immer sehr nett. Na, du weißt ja, wenn ich so recht hübsch bitte ..." Lachend war sie ihm um den Hals gefallen und hatte ihn übermütig geküßt.

Und nun lag da auf dem Tische der alte verschossene Hut, und an den bereits abgetrennten Rosen, die daneben lagen, wurde es Wieting klar, daß seine kleine Frau ihn doch wieder „richten" wollte. Da fühlte er plötzlich ein furchtbares Mitleid mit ihr in seinem Herzen aufsteigen, und Tränen füllten seine Augen. Noch nie hatte er sich so sehr danach gesehnt, daß er bald wieder gesund werden möge, wie in diesem Augenblick. Wie eine unerträgliche Last fühlte er es auf sich, daß seine Frau so tagaus, tagein an seinem Krankenlager sitzen mußte, daß kein fröhlicher Spaziergang in die schöne Umgebung der Stadt, kein anregender Theaterabend dieses trübe Einerlei unterbrechen konnte. Er mußte ja doch wieder gesund werden. Wie konnte das nur so lange dauern. Er bewegte sich, als ob er aus dem Bette steigen wolle, und sank dann, ganz erschöpft, stöhnend zurück. Aber es war ihm, als ob er ein feines, fernes, ganz eignes Geräusch hörte. Erregt horchte er auf. Er konnte sich diese eignen, immer gleich klingenden und unregelmäßig unterbrochenen Töne gar nicht erklären und glaubte anfangs, sie existierten nur in seinem Gehirn und seien Ausgeburten des Fiebers, das ihn oft in wachem Zustand plagte. Er hielt sich die Ohren zu, da verschwanden die Töne. Als er aber die Hand fortzog, waren sie wieder da. Das konnte also kein Hirngespinst sein. Die Töne waren Wirklichkeit. Er wollte seine Frau rufen, aber es war ihm so eigen zumute. Die Ruhe ringsum beängstigte ihn. Seine Frau war wohl fortgegangen, um frische Luft zu schöpfen, wozu er sie täglich ermahnte. Sonst müßte er sie im Nebenzimmer hören. Endlich rief er doch, fast ängstlich: „Else".

Gleich wurde der Vorhang zurückgeschlagen und die junge Frau lief an sein Bett, neigte sich über ihn und streichelte ihm über die feuchte, heiße Stirn. Zärtlich fragte sie: „Was möchtest du, hast du Durst?" Er antwortete nicht und sah mit halbgeöffneten Lippen und starren Augen auf den Vorhang. Das Geräusch war verstummt. Er zog Else zu sich herab und fragte stockend:

„Was hast du ... eben ... da nebenan gemacht?"



Die letzte Oelung

Nach einem Gemälde von A. Chevalier-Tayler



Die junge Frau errötete, als ob sie auf einer schlechten Tat ertappt worden wäre. Aber schnell faßte sie sich.

„Ich wollte dich damit überraschen. Du hättest nicht so früh aufwachen sollen.“

Halb schmollend, halb schelmisch lachend sah sie ihn an. Dann erzählte sie ihm von ihrer guten Idee mit der Schreibmaschine und daß sie heute die erste bezahlte Arbeit geschrieben habe. Sie sprach in übermütigem Tone, innerlich fürchtend, er könne sie tadeln. Oft lachte sie laut, wenn sie ihm die komischen Schreibfehler wiederholte, die sie in der ersten Zeit gemacht hatte. Aber er blieb ernst, ganz ernst, obgleich er sie beständig ansah und das volle Verständnis für ihre Aufopferungsbereitschaft und ihre große Liebe in seinen Augen lag. Als sie nicht mehr sprach, sagte er leise:

„Und warum hast du das getan, Liebling?“

Da schoß ihr das Blut zu Kopf, und sie fand nicht gleich eine Antwort. Es war dämmerig geworden im Zimmer und seine Augen leuchteten ganz eigen. Fast überirdisch. Else fühlte, daß ein Schüttelfrost alle ihre Glieder packte, aber sie kämpfte tapfer dagegen an und sagte:

„Damit es dir an gar nichts fehlt. Damit du ruhig krank sein kannst.“

Und sie umarmte und küßte ihn lange.

Als sie ihn losließ, sah er starr gegen die Wand, und sie fühlte, daß er ganz mit Schweiß bedeckt war. Endlich ging es wie ein Ruck durch seinen Körper und er wandte seinen Blick ihr wieder zu. Einen Blick voll so unendlicher Trauer und so unendlicher Liebe. Dann flüsterte er:

„Nein, Kind, das hättest du nicht tun sollen. Du darfst dir das Leben nicht noch schwerer machen, als es so schon ist. Ich werde wieder gesund werden.“

„Aber du wirst schneller gesund, wenn ich arbeite. Warum soll ich es nicht tun? Ich bin ja jung. Je mehr kräftige Weine und Nahrung wir kaufen können, um so eher geht es uns beiden wieder gut. Hab' ich nicht recht? Sieh, wenn der Frühling kommt, dann wollen wir gleich in die frische Natur hinaus, da lebst du dann ganz wieder auf.“

Da fiel der feuchte Blick des Kranken zufällig wieder auf den sonnenverbrannten Strohhut, während Else sich, von freudigen, herzlichen Gefühlen überwältigt, schluchzend an seine Brust warf und sagte:

„Für die zehn Mark, die mir der Doktor für die Abschrift vorausbezahlt hat, will ich morgen zwei gute Flaschen Wein kaufen.“

Franz hob ihren Kopf von seiner Brust. Nervöse Erregung hatte ihn ergriffen. Alles in ihm arbeitete, und seine Stimme klang lauter und entschiedener als in den letzten Wochen, als er sagte:

„Nein, nein, auf keinen Fall. Ich habe ja jetzt alles, was der Arzt verlangte. Für das Geld sollst du dir einen neuen Sommerhut kaufen.“

Wie sehr die junge Frau sich auch dagegen sträubte, sie mußte ihm den Wunsch erfüllen. Es gelang ihr nur, ihn zu bestimmen, eine halbe Flasche Rotwein anzunehmen, die sie gleich von dem kleinen Mädchen der Nachbarin holen ließ.

Der Abend war der glücklichste während des langen Krankenlagers. Der gute Wein gab dem Kranken die Kraft, seine Todesahnungen zurückzudrängen, und die Freude über das selbsterworbene Geld und die Erleichterung, die sie dadurch ihrem Manne verschafft hatte, warf einen trügerischen Lichtstrahl über die trüben Zukunftsbilder der kleinen tapferen Frau.

Am nächsten Morgen fühlte sich der Kranke bedeutend besser. Er machte Scherze und lachte. Als er Mittags die große Müdigkeit eintreten fühlte, die ihn zu einem stundenlangen dumpfen Schlaf zu zwingen pflegte, bestimmte er vorher seine Frau, wenn er eingeschlafen sei, in die Stadt zu gehen und sich den neuen Sommerhut zu kaufen. Sie mußte es ihm versprechen. — — —

Vor sich hinsinnend ging Frau Wieting durch die engen Nebenstraßen des Vororts dem Zentrum der Stadt zu. Das plötzliche Aufflackern neuer Lebensgeister in ihrem geliebten Manne hatte sie wohl während der Abendstunden getäuscht; am Morgen aber war ihr die unerbittliche Wirklichkeit wieder ganz klar geworden. Sie gab sich gar keinen Hoffnungen hin. Sie war zu praktisch veranlagt, um sich von Illusionen lange täuschen zu lassen. Längst hatte sie sich daran gewöhnt, den Tod ihres Mannes nur als eine Frage der Zeit zu betrachten, und ihre Verhältnisse erlaubten ihr nicht, ernste Gedanken an die Zukunft zurückzudrängen. Vielleicht war ihre Liebe zu dem Sterbenden durch solche Gedanken noch größer geworden, da sie jeden Tag als ein Geschenk des Himmels hinnahm und als eine Erinnerung mehr für kommende trübe Tage. Nun ihre Fertigkeit auf der Schreibmaschine und das Versprechen des Studenten, ihr von Kollegen Aufträge zu besorgen und sie seinem Onkel, einem Universitätsprofessor, zu empfehlen, sie in die Zukunft heller, fast freudig sehen ließen, bat sie den Himmel, ihr ihren Mann noch jahrelang zu lassen. Sie wollte ja so gern an seinem Lager wachen, für seine Erhaltung arbeiten. Alles wollte sie tun, ihm Todesahnungen fernzuhalten, ihm ein fröhliches, glückliches Leben vorzutäuschen. Nie, nie sollte er traurig sein, sollte er merken, daß er nicht wieder gesund werden konnte.

So war die junge Frau ins belebte Zentrum der Stadt gekommen, ohne es zu merken. Ganz mechanisch hatte sie den ihr vertrauten Weg zurückgelegt. Als das geräuschvolle Straßenleben sie aus ihren Gedanken riß, mußte sie erst um sich sehen, um zu wissen, wo sie war. Als sie dann die in frischem Frühlingsgrün prangenden Bäume, die sonneübergossene Straße und die vielen überfüllten Schaufenster vor sich sah, fragte sie sich erstaunt, was sie eigentlich hierhergeführt habe. In ihren Gedanken hatte sie nur dumpfe Krankenluft umweht, und doch war sie durch hellen Sonnenschein gegangen. Und überall Frühling, wohin sie sah. Da war es, als ob sie seufzte, und Tränen traten in ihre Augen.

Bald hatte sie das Geschäft gefunden, in dem ein Ausverkauf war. Sie trat ein und verlangte Strohhüte zu sehen. „Es ist nicht nötig, daß es die neueste Mode ist. Nur etwas Hübsches, und billig muß es sein.“

Ein junges Mädchen breitete eine Menge Hüte vor ihr aus. Alle weiß. Aus dem verschiedensten Material.

Mit verlangenden Blicken sah Frau Else die gefälligen Formen an. Schön angezogen sein war ihre

größte Freude, weil sie wußte, daß auch Franz sie nie schön genug sehen konnte. Eine unschuldige Freude, weil sie ihr kein Vermögen, sondern nur Zeit opferte. Bald hatte sie einen Hut gefunden, der ihr gefiel. Sie hielt ihn in einiger Entfernung vor sich hin, um seine Wirkung zu beobachten, trat vor den Spiegel und drückte ihn in ihr volles Haar. Ihre Augen leuchteten, als sie mit der rechten Hand die Krempe etwas bog. Da durchfuhr sie plötzlich ein Gedanke: Ob es nicht doch praktischer war, einen schwarzen Hut zu nehmen? Man konnte nicht wissen, was bis zum Winter alles passieren konnte. Dieser plötzliche Schweißausbruch gestern abend und der verklärte Blick der Augen ... Ihre Hände zitterten so sehr, daß das Ladenfräulein sie erstaunt ansah. Dann verlangte sie schwarze Hüte zu sehen. Als Garnierung wählte sie rosa Rosen und schwarzes stumpfes Seidenband. Die Rosen ließen sich, falls das Gefürchtete im Laufe des Sommers wirklich eintreten sollte, leicht abtrennen.

Als sie aus dem Laden ins Freie trat, flimmerte ihr alles vor den Augen. Es war ihr, als ob sie aufschreien müsse. Schwäche überfiel sie, und sie glaubte ohnmächtig zu werden. Gewaltsam setzte sie die Füße vorwärts, aus Furcht, die Leute könnten etwas von ihrem Zustand bemerken und sie vielleicht auf irgendeine Sanitätswache bringen. Der Gedanke war ihr furchtbar. Aber der Schwindel ließ nicht nach. Sie fühlte den Boden gar nicht unter den Füßen, und die Menschen zogen vorbei wie in weiter Ferne, ganz lautlos. Sie fühlte, daß sie die Macht über ihre Bewegungen verlor, und faßte mit dem letzten Rest ihrer Kraft den Entschluß, vor das nächste Schaufenster zu treten. Ihre Hände umklammerten die blankpolierte Messingstange, die sich vor demselben hinzog. Die Kälte des Metalls durchschauerte sie wohlig und instinktiv drückte sie die Stirn gegen die Fensterscheibe, um sie zu kühlen. Lange stand sie so. Kein Mensch kümmerte sich um sie. Man konnte glauben, daß sie in Betrachtung der Auslage versunken sei. Ihre Sinne schwanden nicht ganz und ab und zu fühlte sie, daß Menschen in ihrer unmittelbaren Nähe vor dem Fenster standen. Aber es kam ihr nur unklar zum Bewußtsein.

Allmählich kehrte die Besinnung zurück, und endlich hob sie, ihres Willens wieder ganz mächtig, die Stirn von der Fensterscheibe. Sie wollte weitergehen, aber ihre Augen waren wie gefesselt. Sie sah nichts als ein großes weißes Plakat mit der schwarzen Aufschrift: „Ausverkauf!“ Es schien frei in der Luft zu schweben, und die auf der Straße vorübergehenden Menschen, die sich im Fenster widerspiegelten, schienen wie Gespenster daran vorbeizuziehen. Dann erkannte sie, daß das ganze Fenster mit schwarzen Trauerstoffen ausgehängt war. Alle mit ganz außerordentlich ermäßigten Preisen ausgezeichnet. Etwas zwang sie, alles genau anzusehen. Da fiel ihr Blick auf sehr guten Krepp für Hutgarnierungen. Und dann bemerkte sie in der Mitte der Auslage mehrere dichte Gesichtsschleier aus Krepp zu außergewöhnlich billigen Preisen.

Ihr praktischer Sinn sagte ihr sofort, daß es eine große Seltenheit sei, daß gerade ein vornehmes Trauergeschäft einen Ausverkauf arrangierte. Sie konnte sich keines Falls erinnern.

Einige Minuten später kaufte Else einen Schleier und so viel Krepp, wie nötig war, um die rosa Rosen auf dem neuen Sommerhut zu ersetzen. Das Ladenfräulein wickelte ihr die beiden kleinen Pakete mit dem großen Paket zusammen ein.

Als sie nach Hause kam, noch immer etwas unter der Nachwirkung des Schwindelanfalles stehend, fand sie ihren Mann schlafend. Er lag noch so, wie sie ihn verlassen hatte, und auf seinem Gesichte lag voll die Sonne. Zuerst hatte dieses verklärende Licht etwas Tröstliches für sie, dann aber sah sie, wie scharf und unerbittlich es durch tiefe Schatten die eingefallenen Züge des Kranken hervortreten ließ. O, wie gerne würde sie alles für ihn tun, wenn er nur nicht sterben würde! Und nichts hatte sie ihm mitgebracht.

Schnell warf sie das Paket auf den Tisch neben dem Bett und lief hinaus, um für die achtzig Pfennige, die von dem Gelde übriggeblieben waren, feine weiche Biskuits zu kaufen.

Das Geräusch der Tür hatte den Kranken aus dem Schlafe gerissen, und während Else die Treppe hinablief, erwachte er langsam. Er sah um sich. Ein schöner Traum hatte ihn für die trüben Gedanken des Morgens entschädigt und er fand sich nur langsam in die Wirklichkeit zurück. Als er die Sonne auf der weißen Bettdecke liegen sah, lächelte er. Ihm war so wohl. Er hatte gar nicht das Gefühl, krank zu sein. Von der Straße tönte Kinderlachen herauf, und er konnte vom Bette aus die Wipfel frischer grüner Bäume sehen.

Als er die Hand nach dem Wasserglas ausstreckte, weil ihn, wie stets gleich nach dem Erwachen, der Durst quälte, bemerkte er das Paket auf dem Tische. Er sah es erstaunt an; gleich aber wurde es ihm klar. Die Form des Pakets verriet den Inhalt ganz deutlich. Seine Frau hatte ja den neuen Sommerhut gekauft, während er schlief. Die Neugierde packte ihn, und er zog das Paket aufs Bett und fing an, die äußere Hülle zu lösen. Kleine Pakete kamen zum Vorschein, und er wickelte sie aus. Er hielt rosa Rosen in der Hand und lächelte sie an. Sie waren aus feiner Seide und täuschend nachgemacht; eine Kommerzienrätin hätte sich damit nicht zu schämen brauchen. Wie mußte seine kleine Frau da wieder gehandelt haben. Schön waren sie. Er näherte sie der Nase; es war ja kaum möglich, daß sie nicht dufteten.

Dann wickelte er den Strohhut aus. Sein Gesicht verfinsterte sich. *Schwarz*? Aber sie wollte doch einen weißen Hut haben ... Nein, nein, *den* Hut durfte sie nicht tragen, sie mußte einen andern kaufen. Auf jeden Fall. So praktisch sollte sie nicht sein. Es galt doch nur, diese schweren Monate seiner Krankheit zu überwinden. Dann wurde ja doch alles wieder besser.

Er legte den Hut mißmutig beiseite und öffnete hastig das dritte Paket. Er wußte nicht gleich, was es sei, und näherte es den Augen. Die Sonne flimmerte über die durchsichtige krause Fläche des Kreppschleiers zitternd dahin. Mit plötzlich weit aufgerissenen Augen starrte er darauf. Dann sank sein Gesicht auf die Bettdecke, und er schluchzte wie ein Kind.



Wohnhaus des Malers J. F. Millet

Barbizon

Eine französische Malerkolonie

Von

Detta Zilcken

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Man könnte ungefähr sagen: was Dachau für die Münchner Landschaftsmaler, ist Barbizon für die Pariser. Aber die Künstlertraditionen von Barbizon sind älter, sie reichen bis in das erste Viertel des vorigen Jahrhunderts zurück. Die Namen Corot, Aligny, Le Dieu bilden ihren Anfang, Millet, Rousseau, Diaz, Barye ihren Höhepunkt, der etwa in die Jahre 1850 bis 1875 fällt. Es gibt auch noch andre Malerkolonien am Walde von Fontainebleau. Da ist Thomery, wo Rosa Bonheur geschaffen; Moret, wo der Impressionist Sisley gelebt; Marlotte und Marligny; Chailly, das eng mit dem Ruhm von Barbizon verknüpft ist. Doch sie alle sind draußen kaum bekannt. Aber Barbizon ist klassisch geworden. Sein Name, der Name der „Schule von Barbizon", bedeutet ein Stück französischer Kunstgeschichte, und zwar das Stück, das, außer der Gotik vielleicht, unserm germanischen Empfinden am nächsten liegt. Claude Lorrain, Poussin, Watteau, wir mögen sie bewundern, aber wir werden immer das Fremde, die Rassenverschiedenheit bei ihnen fühlen, und sie werden uns im letzten Grunde kalt lassen. Aber die Barbizoner geben Innigkeit, sie geben Gemüt. Sie predigen — in Millet — die Heiligkeit der Arbeit. Und das ist germanisch.

Barbizon bot durch seine Lage den Malern zwei große Motive: die Ebene und den Wald. Auf der Grenze zwischen beiden liegt das Dorf, mit seinen letzten Häusern sich schon zwischen hohen Buchen verlaufend, mit seiner Front über die weite, weite Fläche blickend, die mit Wiesen und Feldern sich bis zum Horizont dehnt, wo nur der Sämann,



Relief von Millet und Rousseau

der auf seinem Acker schreitet, der Pflüger, der einsam hinter seinem Gaule hergeht, die große Einförmigkeit unterbricht und wo der Hirt mit seiner Herde wie eine scharfe Silhouette vor dem Gold des Abendhimmels steht. Das war es, was den größten der Barbizoner, Millet, anzog, denn hier fand der normannische Bauernsohn wieder, was seine Kindheit ausgefüllt hatte: den unabsehbar weiten Himmel, die feinen Reize des flachen Landes, die in ihrer Schlichtheit unendlich rührender, unendlich zarter sind als die des Gebirges. Vor allem aber fand er hier den Bauer, der im Schweiße des Angesichtes sein Brot verdient, und er ward ihm ein Symbol, eine mächtige Verkörperung menschlichen Ringens.

Auf der andern Seite von Barbizon liegt der Wald. Dahin ging der zweite Barbizoner, Théodore Rousseau, und malte die alten Rieseneichen, die stillen Mare, die wie feucht schimmernde Augen in das Grün gebettet sind, die wunderlichen Felsblöcke, zwischen denen verkrüppelte Kiefern und dünne Birkenstämmchen stehen, und die großartige Einöde der Schlucht von Apremont, eines jener seltsamen Felsenmeere, die eine Eigentümlichkeit des Waldes von Fontainebleau sind. Das alles fand Rousseau in der nächsten Nähe seiner dörflichen Wohnstätte. Er brauchte nur die lange Dorfstraße bis ans Ende zu gehen, und er hatte, was er suchte. Alle die Punkte, die heute das Ziel der Sommerfrischler von Fontainebleau und Barbizon bilden, den Hügel des Jean de Paris, die Lisiere des Mont Girard, den Laubwald des vieux dormoir, finden wir auf seinen Bildern.



Hof des Hauses von Diaz

Barbizon sieht heute ein wenig anders aus als zur Zeit, da die Maler es entdeckten. Damals bestand es nur aus kleinen, armen, grauen Häuschen und war wohl ähnlich, wie heute noch das Nachbardorf Chailly aussieht, dessen charakteristischen, viereckigen, kurzen Kirchturm wir von den Bildern der Barbizoner kennen und auf dessen Kirchhof Rousseau und Millet auch begraben liegen. Rousseau ruht da unter Buchen und Birken; ein großer Felsblock ist auf sein Grab gewälzt. Ueber Millets flaches Grab aber fährt der Wind hin, wenn er über die Ebene bläst, denn der kleine Kirchhof liegt mitten im Felde, mitten in der Ebene von Barbizon.



Wohnhaus des Bildhauers Barye

Aber dieses ist inzwischen vornehmer geworden als der Nachbarort. Damals, als Millet und Rousseau hierher kamen, hatte ein Schneider namens Ganne in einem der grauen Häuschen von Barbizon die erste Wirtschaft aufgetan, und da fanden sich die Maler zusammen. Heute ist das Dorf eine fast vornehme Sommerfrische geworden, und wenn auch die kleinen Hotels sich lieblich anspruchslos in die Umgebung einfügen — wir finden doch städtischen Komfort und städtische Preise, und für die zwei Franken, für die eine

gute Witwe dem Maler Rousseau einen vollen Tag Wohnung, Nahrung, Licht und Heizung gab, bekommt man heute nicht einmal mehr ein Dejeuner.

Doch die alten Erinnerungen werden gepflegt, das ganze Dorf ist voll davon, und alles Neue, das entsteht, entsteht in dem alten Geist. Das, dazu seine natürlichen Reize, macht den Ort so warm, so eingesponnen in Poesie und in eine Stimmung, in der alles mit der Heiterkeit eines lieblichen Künstlertraums uns umfängt. Man geht an den ganz in Grün versteckten Besitzungen vorüber und liest die Schilder an den Gartenpforten: Les Tilleules, Les Lilas, Les Marguerites, La Belle Idée, L'Angélus, Villa des Artistes. Und diese süß klingenden Namen sind unsre Führer in dem Idyll, das sich vor uns auftut. Da umspinnen das eine Haus blaßblaue Glyzinien, da träumt ein andres in einem verwilderten Garten, hier schwingen sich Flieder und Goldregen über eine Mauer, und immer und überall schlingt sich um Häuser und Mauern und Bäume alter Efeu in dichten Büscheln. Die ehemalige Wohnung von Th. Rousseau ist ganz versunken darin; nur das breite Atelierfenster ist frei geblieben. Wir stehen bewegt vor dem kleinen, bescheidenen Haus, in dem der Meister dreißig Jahre, seine besten Schaffensjahre, verbracht und in dem er an Samstagabenden seine Freunde zu versammeln pflegte, nicht nur die Barbizoner, Millet, Diaz, Barye, Daumier, sondern auch Künstler aus Paris. Und wir denken auch an das letzte trübe Stück Leben, das eben dieses selbe kleine Haus gesehen: die Frau, von der er sich nicht trennen konnte, eine Wahnsinnige, die lachend, singend und tanzend umherlief, und der Künstler selbst an einer Gehirnerweichung dahinsiechend. Sein Haus aber vermachte Rousseau der Gemeinde. Die baute ein Türmchen daran und eine Vorhalle und machte eine Kapelle daraus, die, allerliebst wie ein Märchen, in dem Garten steht, in dem wild Goldlack und Vergißmeinnicht wuchern.

Ein paar Schritte weiter, und wir gelangen zu dem ehemaligen Wohnhause von Jean François Millet. Auch dieses war wahrlich ein bescheidenes Künstlerheim, besonders wenn man bedenkt, daß Millet einen reichen Kindersegen darin unterzubringen hatte. Aber es sieht freundlich und traulich aus mit seinen maiglöckchengrünen Fensterläden und den weißrot karierten Vorhängen hinter den kleinen Scheiben. Im Garten, einer malerischen, üppigen Wildnis, steht noch der knorrige Apfelbaum, den Millet liebte, und ein Steinsitz ist darunter, auf dem der Künstler, arbeitend oder ruhend, oft gesessen. Man ist sehr konservativ in Barbizon. Das Haus gehört noch heute demselben Besitzer, von dem der Künstler es für 160 Franken jährlich gemietet hatte, und in frommer Pietät ist wenigstens das Atelier im alten Zustande erhalten geblieben. Ueppig wie die Ateliers der Modekünstler ist diese Arbeitsstätte nicht, und doch hatte Millet erst 1854, sechs Jahre nachdem er sich in Barbizon niedergelassen, es zu dieser bescheidenen Werkstatt gebracht, während er bis dahin sich mit einer noch viel



Die Ebene bei Barbizon, wo Millet die Motive zu seinen Bildern fand

dürftigeren beholfen. Ein Tisch, einige Stühle und Staffeleien, Pinsel, Paletten und Zeichenmaterial bilden die hauptsächlichste Ausstattung. Auf einem Sims stehen ein paar Gipsabgüsse nach der Renaissance und der Antike, ein Spinnrad mag ihm bei seinen Interieurs zuweilen als Modell gedient haben, und an der Wand hängt ein Kleid seiner Mutter, das alte, verschlissene Arbeitsgewand einer armen normännischen Bäuerin. Das Wertvollste sind die Zeichnungen und Radierungen Milletscher Werke, die zeigen, was für große Schöpfungen aus diesem Raume hervorgegangen sind, die „Aehrenleserinnen" und der „Frühling", die zu den Perlen des Louvre gehören, der „Angelus", der von manchen gar als das ergreifendste und bedeutendste Gemälde des neunzehnten Jahrhunderts gepriesen worden ist, die „Kartoffelleger", der „Kornschwinger", die „Schafhirtin", der „Sämann" und noch viele andre, alle diese typischen Bauerngestalten, die so mit der sie umgebenden Landschaft verwachsen scheinen, daß sie gar nicht anders als in ebendieser Landschaft gedacht werden können.

Und wieder kommen wir an ein Haus, an dem eine Inschrift sagt: „Hier wohnte Diaz de la Pena." Diaz, der Lyriker unter den Barbizoner Waldmalern, einer der allerersten, der — 1844 schon — Millets Talent anerkannte, und derjenige auch, der den so schlecht in die Pariser Atmosphäre passenden Freund zu sich nach Barbizon zog. Das Haus Diaz ist erst recht ein Gedicht, ein wenig reicher, ein wenig kapriziöser als die andern Künstlerheime, mit gotischen Sandsteinornamenten und Butzenscheiben, aber ganz versteckt hinter Mauern und Grün, als ob es sich scheue, ein stilles Glück an den lauten Tag hinauszugeben. Und schließlich finden wir noch das ehemalige Wohnhaus des Tierbildners Barye, dessen Werken wir zu Paris im Louvre und im Tuileriengarten begegnet sind und der, obwohl in seinem Schaffen nicht zu der Gruppe der Barbizoner gehörend, doch durch Freundschaft auf das engste mit ihnen verbunden war. Von Corot jedoch, dem ältesten dieses Kreises, hat sich in Barbizon keine Spur mehr erhalten.

Am Eingang des Waldes deutet ein Doppelbildnis Millet-Rousseaus, in einen Felsen eingelassen, noch einmal auf die großen Künstler des kleinen Dorfes. Das von Chapu geschaffene Bronzerelief ist gewiß ein gutes Werk, und doch will uns diese Ehrung fast kleinlich erscheinen angesichts einer Stätte, an der Feld und Wald und Bäume und Menschen so laut von dem Ruhme derer reden, für die diese Landschaft der Inhalt ihrer großen Kunst geworden ist.

Spruch

Tapfer sein und brav!
Tapfer sein und schweigen
Und keinem die Stelle zeigen,
Wo dich das Schicksal traf.
Dein sind deine Wunden,
Dein ihr rinnender Saft,
Und du kannst gesunden
Nur durch **deine** Kraft!

Aug. H. Plinke



Im Wald von Fontainebleau



Der Kampf mit der Geisterwelt

Beiträge zur Volkskunde

von

J. Lazarus

Der Aberglaube ist so alt wie die Menschheit, und selbst unsre hochentwickelte Kultur mit all ihren Fortschritten in der Schulbildung und Aufklärung hat ihn nicht ganz aus den Köpfen der Menschen verbannen können.

Vielleicht trägt im Gegenteil das Geheimnisvolle, das von jeher die Menschen anzog, dazu bei, daß der Aberglaube nicht ausstirbt, und solange er harmlos bleibt, soll man einen, der an die böse Dreizehn glaubt oder an das Niesen beim Aufstehen, ruhig in seinem Glauben belassen. Für uns hat der Aberglaube insofern Wert, als er uns eine Reihe von Volksbräuchen erklärt, deren Bedeutung heute kaum einer von denen noch kennt, die mit Zähigkeit an den alten überlieferten Sitten festhalten.

Es ist eine der wesentlichsten Formen des Aberglaubens, daß er sich alle toten Gegenstände, wie Bäume, Flüsse und so weiter, von Geistern bewohnt vorstellt und die Seelen Verstorbener als Spukgestalten auftreten läßt. Die alte Naturreligion, die älteste Form der Götterverehrung überhaupt, die dieser Anschauung zugrunde liegt, ist längst verloren gegangen, aber der Glaube an diese Geisterwesen ist als Aberglaube zurückgeblieben und mit ihm die Anschauung, daß man gegen die bösen Geister einen Kampf führen, sie aus der menschlichen Gesellschaft verscheuchen müsse. Es ist merkwürdig genug, daß man nach dieser Ansicht die Geister für sehr nervöse Leute hält, denn als das am besten geeignete Mittel zur Vertreibung wird stets Lärm in jeder Form angewandt. Diese Maßregeln beginnen schon bei der Geburt eines Kindes, denn die schädlichen Geister finden sich gerade bei frohen Ereignissen gern in menschlichen Wohnungen ein, um Schaden zu stiften. Bei rohen Naturvölkern erhebt man daher beim Eintritt eines solchen Familienzuwachses Geschrei und Lärm jeder Art; bei uns dient oder diente vielmehr dem gleichen Zwecke die Kinderklapper, die sich als sehr altes Lärmmittel findet, heute aber ahnungslos nur noch als Spielerei verschenkt und gebraucht wird. Kinder sind den Angriffen der Geisterwelt ganz besonders ausgesetzt, man veranlaßt sie daher, sich durch lärmendes Spielzeug dagegen zu schützen, in erster Reihe durch Knarre und Waldteufel. Es ist kein Zufall, daß diese ohrenmordenden Instrumente gerade an Jahrmärkten, Kirmessen und so weiter löbliche Verwendung finden. Diese Märkte waren und sind teilweise noch heute mit irgendeinem Kultusfeste verbunden, an dem eben wieder durch den nötigen Lärm die Einmischung der bösen Geister verhindert werden mußte. Besonders war dies auch am Weihnachtstage und Silvester erforderlich, da nach alter Anschauung an diesen Abenden alle Geister los sind und man die ganze Nacht wachen muß, um sie von den Orten, wo Menschen wohnen, zu vertreiben. Das geschieht in vielen Gegenden Deutschlands noch jetzt, und jung und alt überbieten sich darin, möglichst viel und anhaltend Lärm zu machen. Wo die Knarren und Ratschen nicht ausreichen, wird mit der Peitsche geknallt und geschossen, und wo letzteres nicht gestattet ist, wie zum Beispiel in Städten, macht man den Lärm auf andre Weise. Man kann das zum Beispiel an jedem Silvester in Berlin beobachten, wo stets nicht nur die bösen Geister, sondern auch die guten Menschen von dem Radau verscheucht werden, wobei aber die Polizei meist die Hauptschreier beim Kragen nimmt, weil sie ihr geisterfeindliches Treiben absolut nicht anerkennen will. Auf dem Lande dauert aber das Knallen die ganze Nacht, und man vergißt nicht, auch durch die Bäume zu schießen, weil sich die Geister dort festsetzen und dem Wachstum schaden könnten. In manchen Gegenden hat sich das Festschießen auch noch an andern Feiertagen erhalten, besonders zu Pfingsten wird es gern geübt, vor allem aber bei Hochzeiten.

Es ist eine sehr weit verbreitete Sitte, daß vor und hinter dem Hochzeitszuge, der in manchen Gegenden ja zu Fuß durch die Ortschaft zieht, tüchtig mit Peitschen geknallt und geschossen wird,

und im Peitschenknallen gibt es in manchen Dörfern geradezu Virtuosen. Natürlich wissen auch sie den eigentlichen Zweck ihres Amtes nicht mehr. Um die Ehe glücklich zu gestalten, ist es aber nötig, schon am Abend vor der Hochzeit die Wohnung der neuen Eheleute von allen Schädlingen, also von bösen Geistern, zu säubern. Zu diesem Zwecke — und dieser Brauch ist bis heute noch im Gange — verstopft man alle Türen-, Fensterritzen und so weiter und veranstaltet dann im Hause einen furchtbaren Lärm durch Knallen, Klatschen und Zerschlagen von Geschirr, damit die Geister aus dem Hause weichen. Das Zertrümmern der Töpfe und Näpfe geschieht nicht allein des Lärms wegen, sondern weil die Geister sich mit Vorliebe unter umgestürztes Geschirr oder Gerät flüchten, wo sie der auskehrende Besen — auch dieser gilt als Mittel gegen die Geister — nicht so leicht erreichen kann. Der geschilderte Lärm am Hochzeitsvorabend hat sich in mehr oder weniger veränderter Form als Polterabend erhalten, und diese Festlichkeit, die man wohl allerorten in Deutschland begeht, findet noch immer ihren Hauptreiz in dem recht geräuschvollen Zertrümmern von allerlei Geschirr. Schließlich muß auch die Kirchenglocke als Vertreiberin des Spukes herhalten. Geister können nach der Lehre des Aberglaubens nur in der Zeit zwischen dem Erklingen der Glocken, der sogenannten glockenstillen Zeit, ihr Wesen treiben. In manchen Gegenden geht allerdings die Ansicht, daß das Glockengeläute allein noch nicht genügt, um die Störenfriede zu vertreiben, daß diese sich vielmehr beim Ertönen der Glocke gern im Hause verkriechen. Man muß daher gründlich, auch unter den Möbeln und so weiter ausfegen, denn vor dem Besen hält kein Geist stand. Jedenfalls geht aber der Volksglaube dahin, daß bei Hochzeiten das Glockengeläute unbedingt zur Erreichung des schon bekannten Zweckes, der Fernhaltung böser Dämonen, erforderlich ist. Es ist klar, daß ursprünglich auch bei andern kirchlichen Gelegenheiten, also insbesondere an Festtagen, in der Weihnachts- und Silvesternacht, das Glockenläuten diesem Zwecke dienen sollte, wie man ja auch bei Gewittern durch dieses Mittel den Ort gegen die Wut der Höllengeister, denen man das Unwetter zuschrieb, zu schützen dachte. Gerade dieser letztere Aberglaube ist auch jetzt noch verbreitet, obwohl die Tatsachen die Gefahr des Glockenläutens beim Gewitter zum mindesten für den damit Beauftragten oft genug bewiesen haben. Das Läuten bei Totengottesdiensten, Beerdigungen hat außerdem noch den Zweck, die Seele des Verstorbenen aus der Gesellschaft der Menschen zu verjagen, da der allgemeine Glaube Schädigungen auch von ihr befürchtet, wenn sie durch irgendwelche Schwierigkeiten am freien Fortflug gehindert wird. Daß übrigens durch Lärm nicht nur die bösen Geister verjagt werden, sondern auch die guten, dem Menschen wohlgesinnten, wie die Heinzelmännchen und so weiter, ist bekannt, und man mag sich daher hüten, in Anwesenheit solcher Freunde Lärm zu machen, den sie nicht vertragen. Mindestens dann, wenn man selbst dem Aberglauben huldigt, was sogar unter gebildeten Menschen noch vorkommt.

Bosnische Schwänke

Von

Roda Roda

Ein Bauer ritt in die Stadt vor den Laden des Barbiers, band seinen Esel an und trat ein.

Der Meister war eben im besten Rasieren, als der Esel draußen ein lautes Geschrei erhob.

„Was er wohl haben mag?" fragte der Barbier.

„Ah — laß ihn!" antwortete der Bauer. „Ein dummes Tier, weißt du — wie alle Esel! Er sieht, daß du mich mit deinem stumpfen Messer schindest, und meint nicht anders, als: nach mir werde er darankommen."

•

Ein reicher Spaniole — ein Nachkomme also der zur Zeit der spanischen Verfolgungen nach der Türkei ausgewanderten Juden — gab seine Tochter einem jungen Manne zur Frau.

„Du hast nicht gut daran getan," sagte sein Nachbar. „Der Mann, den du dir zum Sohne erwählt hast, ist ein Verschwender. Er wird von der Mitgift, so groß sie ist, nicht einmal die Hälfte seiner Schulden bezahlen können."

„Mensch, warum hast du mir das nicht früher gesagt?" rief der enttäuschte Schwiegervater.

„Je nun — er hat auch mir eine Menge Geld geschuldet."

•

Einst hielt der Wali (Statthalter) seinen feierlichen Einzug in eine Stadt, ohne daß der übliche Geschützsalut erfolgte.

Verwundert und beleidigt hielt er dem Stadthauptmann die Unterlassung vor.

„Herr," erwiderte der Stadthauptmann, „wir hätten gewiß gern geschossen, mußten aber aus hundert Gründen davon abstehen."

„Und welche Gründe sind das?"

„Erstens: wir haben keine Kanonen —"

„Genug, Stadthauptmann! Die übrigen neunundneunzig Gründe können unmöglich einwandfreier sein als dieser eine."

•

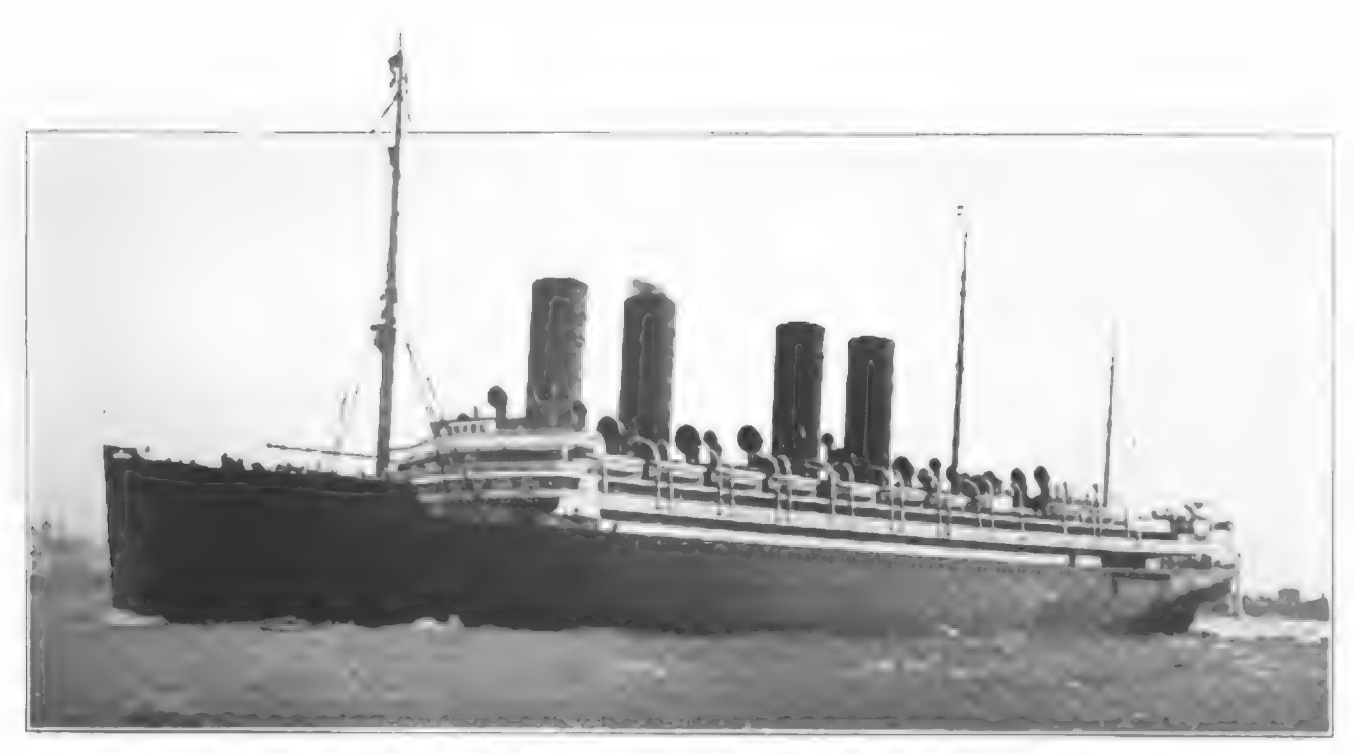
Der Großwesir unterhielt einen Beamten, der keine andre Bestimmung hatte, als die dummen Streiche der Zeitgenossen in ein Buch einzutragen.

Einst sprach der Großwesir: „Laß sehen, ob auch mein Name in deinem Verzeichnisse vorkomme."

„Ja, Hoheit! Du hast gestern einem Griechen tausend Zechinen gegeben, für die er dir ein Pferd herbeischaffen soll."

„Wenn der Grieche es nun aber ehrlich bringt?"

„Dann will ich deinen Namen auslöschen und seinen eintragen."



Der Doppelschraubenschnelldampfer „Kaiser Wilhelm II.“ vom Norddeutschen Lloyd in Bremen

Ein Tag an Bord eines Ozeandampfers

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Als ich im vergangenen Sommer zur Beobachtung der Sonnenfinsternis nach Aegypten reiste, wovon ich den Lesern dieser Blätter bereits erzählt habe, benutzte ich wieder einmal drei verschiedene Dampfer des Norddeutschen Lloyd. Es waren ganz herrliche Fahrten über das blaue Mittelmeer, und mehr wie auf allen meinen früheren Ozeanfahrten konnte ich diesmal alle die wunderbaren Eindrücke in mich aufnehmen, die man als Gast solch eines schwimmenden Riesenhotels empfängt, das uns, zwar selbst ein Produkt der allerhöchsten Kultur, doch hinausträgt, weit hinweg von allen Wirren der Menschheit, in die ursprünglichste aller Naturentfaltungen, das große, das unendliche Meer, den ewig lebendig bewegten Schoß der Welt, aus dem alles Leben einst entsprang.

Ganz besonders als ich zurückkam aus dem uralten Reiche der Pharaonen und noch erfüllt war von der Gewaltigkeit der gigantischen Bauten, welche die Jahrtausende überdauerten und unter deren Eindrücken wir so recht unser Epigonentum, unsre Zwergkultur erkennen, mußte ich dennoch immer wieder aufs neue staunen über den Riesenorganismus eines modernen Ozeandampfers, der, durchaus vergleichbar mit einem lebendigen Körper und in den Dimensionen der größten Bauten, die auf fester Erde jemals aufgeführt wurden, mit Eilzugsgeschwindigkeit die Meere durchkreuzt, unbekümmert um den wildesten Aufruhr der Elemente, durch die er mit sicherer Kraft die Bevölkerung einer kleinen Stadt von Erdteil zu Erdteil führt.

Wer solch ein Riesenfahrzeug noch nicht aus eignem Augenschein kennen gelernt hat oder wer auch nur die vor einem Jahrzehnt noch als erstklassig geltenden kannte, macht sich kaum eine Vorstellung von der Größe, Schönheit und Vollkommenheit der Einrichtungen zum Beispiel eines „Kaiser Wilhelm II.“ vom Lloyd. Was nutzt es, wenn man erfährt, das Schiff habe eine Länge von 216 Metern, so daß man es eigentlich nicht mehr ein schwimmendes Haus, sondern schon eine schwimmende Straße nennen müßte. Erst wenn wir die Innenräume durchwandern, erkennen wir recht die eigentliche Größe des Bauwerks. Unser Bild versetzt den Leser in den Speisesaal jenes Dampfers. Würde man es glauben, daß man sich auf einem Schiff befindet? Macht er nicht vielmehr den Eindruck eines großen Konzertsaales mit seinem eleganten hohen Logenaufbau? 554 Personen können darin gleichzeitig sich zu Tisch setzen. Das ganze Schiff aber kann 2500 Personen in sich beherbergen, die alle verpflegt werden müssen. Man mag sich vorstellen, was solch ein Schiff allein an Nahrungsmitteln mitzunehmen hat, denn es gibt ja auf dem Wege über den „großen Heringsteich“ keine Station, um frische Nahrung unterwegs aufzunehmen. Da interessiert es wohl auch, einen Blick in die Pantry, den Anrichteraum, und die Küche zu werfen. Man sieht, alles besitzt die Dimensionen eines großen Hotels.

Ein Hotel aber hat heutzutage nicht nur den Speisesaal als Prunkraum ausgebildet. Der verwöhnte Reisende unsrer Zeit will „zu Hause“, das heißt in seinem Hotel, allen Komfort vereinigt haben, so daß er überhaupt nicht das Bedürfnis hat, auszugehen. In dem schwimmenden Hotel kann er

das ja überhaupt nicht, um so mehr wünscht er also hier sich in behaglichen Nebenräumen ergehen zu können. Um diese alle kennen zu lernen, lade ich die Leser ein, einen Tag mit mir an Bord zuzubringen.

Wir beginnen diesen Tag natürlich im Schlafzimmer. So muß man es füglich nennen, denn die sonst übliche Bezeichnung Kabine paßt wirklich auf den großen Schiffen nicht mehr für diese Räume. Außer den breiten schönen Betten, der Waschtoilette und dem Sofa auf der andern Seite befindet sich ein Schrank, oft auch noch eine Kommode darin, die man als Schreibtisch benutzen kann. Elektrisches Licht ist eine Selbstverständlichkeit. Man findet aber auch elektrische Ventilatoren in jedem Schlafzimmer, die uns nach Belieben frische Luft zuwehen. Hat man die Mittel dazu, so kann man in wahrhaft prunkvoll ausgestatteten Zimmerfluchten wohnen, in die unser Bild einen Einblick gewährt. Freilich gehören amerikanische Börsen dazu, um sich solchen Luxus zu gestatten. Es gibt auf „Kaiser Wilhelm II." solche Wohnungen, deren Zimmer nicht einzeln vergeben werden und die dann für die einfache Ueberfahrt von New York nach Bremen die Kleinigkeit von dreitausend Mark kosten.

Um ½8 Uhr weckt uns der Trompeter, der gewöhnlich das Lied „Freut euch des Lebens" bläst, um unsern Tag mit diesem angenehmen Hinweis beginnen zu lassen, und wenn uns der Himmel günstig ist, können wir uns an diesem Tage wirklich des Lebens so recht freuen, denn, abgeschlossen von der ganzen übrigen Welt, kann uns nichts in unserm Genusse stören. Um 8 Uhr, wenn wir Toilette gemacht haben, zeigt uns das zweite Signal an, daß der Frühstückstisch bereit steht. Schon jetzt bei Tagesanbruch könnte man sich ein vollkommenes Diner nach der Karte zusammenstellen, und wir Deutsche, die wir uns meist mit einer Tasse Kaffee für den nüchternen Magen begnügen, staunen über die Leistungsfähigkeit, mit der oft die ätherischen englischen Misses jetzt schon die blutigsten Beefsteaks zu vertilgen vermögen.

Für die Frühaufsteher wird natürlich auch gesorgt. Sie können zunächst ein Bad und dann auf Deck ein einfacheres Frühstück nehmen. Um diese frühe Zeit sieht man noch keine Damen auf Deck, und die Herren machen es sich deshalb, namentlich in den heißen Tagen, auf den ostasiatischen Dampfern recht bequem. Man sieht sie meist nach dem Bade, nur mit ihrem Kimono — dem japanischen Schlafrock — bekleidet, ihre Morgenpromenade machen. Das ist in diesem überall durchlässigen Kostüm so gut wie ein Luftbad. Freilich nach der Frühstückszeit kann man in diesem beinahe adamitischen Kostüm nicht mehr erscheinen. Man wirft sich in den Promenadenanzug und ergeht sich auf Deck mit allerhand Spielen und anregender Konversation. Man wird ja in dieser kleinen, für sich bestehenden Welt bald miteinander bekannt und findet dort manchen interessanten Menschen. Die meisten, die auf diesen großen Linien fahren, sind weitgereist und kennen die ganze Welt.

Auch für den raffiniertesten Sport ist auf den neuen Schiffen gesorgt, um die sonst auf einer weiten Ozeanfahrt beschränkte körperliche Bewegung in ausgiebigerem



Der Lichtschacht des Speisesaals erster Klasse



Der Damensalon der ersten Kajüte

Maße zu gestatten. Es befindet sich an Bord ein Turnzimmer mit allen Instrumenten der schwedischen Gymnastik. Man kann dort auf hoher See nach Herzenslust in dem mechanisch bewegten Sattel reiten, oder radeln, oder rudern. Die meisten aber ziehen es doch vor, im Eilschritt beständig um das Promenadendeck herumzuwandern: dreimal herum ist immerhin ein Kilometer. Die Zeit geht im Nu vorüber. Ich habe mir von Leuten, die alle zwei Jahre die sechswöchige Seereise von Ostasien nach Bremen hin und zurück machen, erzählen lassen, daß sie sich niemals dabei auch nur einen Augenblick gelangweilt hätten.

Nun kommt der Lunch um ein Uhr. Es ist inzwischen recht heiß geworden und die Punka tritt in Funktion, das ist der große, über jedem Tisch angebrachte Fächer, oder besser ein langer Tuchstreifen, der, von einer horizontalen Stange herabhängend, durch einen Strick von einem Chinesen hin und her gezogen wird.

Nach dem Lunch gehen die Herren ins Rauchzimmer, wo sie den Kaffee trinken und dazu ihre Partie Poker oder Skat spielen. Es gibt nichts Behaglicheres wie so ein Rauchzimmer auf einem Lloyddampfer mit seinen breiten Lederstühlen. Gegenüber der stilvollen Ruhe und den dunkeln Farben, in denen dies Rauchzimmer gehalten ist, macht das Gesellschaftszimmer mit seinen hellfarbigen Seidenmöbeln, seiner künstlerisch-eleganten Ausstattung und dem reichen Gemäldeschmuck einen festlichen Eindruck. Ein Prunkflügel ladet zu musikalischer Unterhaltung ein. Neben dem Gesellschaftszimmer liegt der Damensalon, ein reizendes Boudoir, und das Kinderzimmer, an dessen Wänden Darstellungen aus unsern schönsten Märchen die hier auf See fast immer fröhlichen Kinderaugen ergötzen. Dann gibt es auch ein besonderes Schreibzimmer mit einer ganzen Reihe von Doppelpulten, die, in Nischen angebracht, den Schreiblustigen volle Ruhe gewähren, und es wird nirgends mehr geschrieben als an Bord, denn nirgends kann man ungestörter sich seinen Gedanken hingeben und nirgends hat man, trotz der angenehmsten Gesellschaft, mehr das Bedürfnis, seiner lieben Angehörigen zu gedenken. Ich habe auf der Reise von Neapel nach Port Said einen Herrn kennen gelernt, der es zu 150 Ansichtskarten gebracht hat.

Damit ist es aber noch nicht genug der allgemeinen Gesellschaftsräume. Auf den neuen Dampfern gibt es auch noch ein „Wiener Café“, in dem nicht geraucht werden darf und wo man abends oft zu theatralischen Aufführungen zusammenkommt. Draußen auf Deck vor dem Wiener Café ist die „Laube“, ein gedeckter, nach der einen Seite hin freier Raum, wo es sich in frischer Luft am Abend so recht behaglich plaudern und träumen läßt.

Bei dem abwechslungsreichen Leben in all diesen Räumen, die so viel Kunstschätze an ihren Wänden enthalten, daß allein Tage dazu gehören, um sie etwas näher kennen zu lernen, hat sich die Sonne dem Horizonte entgegengeneigt. Nichts Schöneres und Erhebenderes gibt es als ein farbenreicher Sonnenuntergang auf offenem Meere. Auch der naive Beschauer hat dabei die unbewußte Empfindung, daß er sich auf einem Weltkörper befindet, der mit ihm durch den Aetherozean der Himmelsräume eilt. Man ist ja dieser kleinen Menschenwelt so vollkommen entrückt, und auch von der



In der Pantry

reichen Natur unsrer Erde ist nur noch das allumspannende Meer unsern Augen zugänglich geblieben, die irdische Unendlichkeit. Und der gewaltige Sonnenball taucht in sie hinab. Berührt er den Horizont, so überrascht die Schnelligkeit seiner Abwärtsbewegung: Man sieht deutlich vor Augen,



Im Schlafraum der Kaiserzimmer

wie die Erde sich um sich selber dreht. Nach dieser großen Feierstunde der Natur aber müssen wir uns zu einem irdischeren Feste vorbereiten: dem Diner! Das ist ja wirklich ein Prunkmahl, wie es sich selbst der verwöhnteste Gourmand nur selten leisten kann. Es ist begreiflich, daß man, den unantastbaren Gesetzen der Etikette folgend, auch hier an Bord Festkleidung anlegt. Die Herren kommen im Frack oder Smoking, allenfalls ist in den Tagen tropischer Hitze ein weißer Anzug nach Art des Smoking erlaubt, und die Damen kommen in großer Toilette. Das ist oft keine geringe Konzession, die sie dem Brauch machen müssen. Man stelle es sich vor, welche unendlichen Schwierigkeiten es bei auch nur einigermaßen unruhiger See machen muß, in den immerhin doch relativ beschränkten Räumen der Schlafzimmer sich mit dem für einen gewöhnlichen Sterblichen ganz unentwirrbaren Labyrinth eines modernen Ballkleides zu umgeben. Dieser Zwang der großen Toilette ist das einzige, was ich an dem Leben an Bord auszusetzen habe, daran sind wir aber nur selber schuld. Freilich, man kann denen nicht ganz unrecht geben, die uns erklären, in dem prachtvollen Rahmen, den die Architektur und ganze Ausstattung des Speisesaals, der Blumenschmuck der Tafel, die blendende Fülle des elektrischen Lichts, der Glanz des geschmackvollen Service bilden, müsse auch der Mensch, der hier sein Mahl einnimmt, in festlichem Gewand erscheinen, um nicht gegen seine Umgebung gar zu sehr „abzufallen“. Auch liege es in der Natur der Sache, daß ein so internationales Publikum, wie es sich um eine Schiffstafel zusammenfindet, sich auf den gesellschaftlichen Kodex desjenigen Volkes einigen solle, das gewissermaßen das klassische Volk der Weltreisenden geworden ist. Aber so gewiß unter diesen Umständen auch ein guter Deutscher diese Konzession an unsre angelsächsischen Vettern machen darf, unbequem bleibt die Sache, wenn sie rigoros durchgeführt werden soll. Alle Damen habe ich einstimmig darüber bitter klagen hören, aber sie machen es doch nicht anders, und als eine meiner mutigsten Taten verzeichne ich die Kühnheit, mit der ich, wahrhaft Spießruten laufend bis auf meinen Platz, es wagte, in meinem Tennisanzug zu Tisch zu gehen. Ich rechne mich seit dieser Zeit zu den bedeutenderen Reformatoren der Menschheit, denn schon am nächsten Tage hatte ich die hohe Freude, noch zwei andre Herren in ihren Promenadeanzügen erscheinen zu sehen. Es geht also doch. Nur Mut gehört dazu. —

Vom Diner ab herrscht noch lange bis in die Nacht hinein Feststimmung. Wie anders sieht es jetzt auf dem Promenadendeck aus als am frühen Morgen. Da hätte es auch eine Dame, wenn sie sich so früh schon hinauswagte, nicht übelnehmen dürfen, wenn sie uns Herren in unsern paradiesischen Kimonos antraf. Aber es gleicht sich eigentlich doch alles wieder aus: morgens gehen die Herren und abends die Damen dekolletiert.



Zeitvertreib an Bord



Ein Tag an Bord eines Ozeandampfers: Ein Bootsmanöver für den Ernstfall



Prediger 12, 12

Eine ernste Geschichte

von

H. von Beaulieu

Also, lieber Junge, du bist herzlich willkommen, sei es zum Faulenzen, sei es, daß du in der Ruhe des Landlebens ein Opus ausbrüten willst. Der Garten ist voller Nachtigallen, und die Rosen sind dicht vorm Aufbrechen, was doch gewiß günstige Umstände sind — von Spargeln und jungen Erbsen ganz zu schweigen. Dann sei dir noch verraten, daß wir einen ganz reizenden Hausbesuch haben, eine jüngere Freundin meiner Frau, famos aufgezäumt, ein Stich ins Pikante, wie ich glaube, ganz dein Geschmack. (Haben tut sie auch was.) Besinn dich nicht lange — zu uns zu kommen, meine ich. Dein alter Egon. (Früher alter ego.)"

Johannes besann sich nicht lange. Der nächste Abend sah ihn schon auf dem Landsitz des Freundes, der ihn mit aller Herzlichkeit empfing. Die Hausfrau, eine hübsche, etwas languissante Blondine, war stolz, den Genius zu bewirten und ihrem Fremdenbuch einen so berühmten Namen eingefügt zu erhalten.

Eine flüchtige Verstimmung ergriff Johannes bei dem Worte „Fremdenbuch", denn er haßte diese gepunzten, gebrannten, bemalten Dokumente menschlicher Albernheit. Und von dem Schriftsteller wurde etwas „Geistreiches" erwartet, während doch allein der Anblick eines Fremdenbuches genügte, jede Spur von Geist bei ihm auszutreiben.

Er hoffte, daß Fräulein Lucie — das war die reizende Freundin, und sie war wirklich reizend — ihn durch ihre schönen Augen inspirieren werde, vielleicht zu etwas auf „begegnen" und „segnen". Sie war sein Geschmack, Egon hatte recht vermutet. Und offenbar trat sie auch ihm mit ein klein wenig wohlwollender Befangenheit entgegen. Sie war so um die Dreißig herum, er um die Vierzig; sie war eine reiche Erbin und er ein deutscher Dichter — es paßte also ausgezeichnet. Und das Landleben gab die schönsten Gelegenheiten: man schwärmte Natur auf Spaziergängen, man fuhr Kahn, man kutschierte, man warf sich mit Tennisbällen feurige Blicke zu, und die Blicke trafen, wenn auch nicht die Bälle. Uebereilen wollte Johannes sich nicht, denn er hatte drei Wochen vor sich, und dieses vorbereitende Geplänkel war für ihn der Brautwerbung reizvollster Teil.

So waren einige Tage angenehm und vielversprechend verflossen, da klopfte es eines Tages an Johannes seine Tür. Der älteste Sohn des Hauses, ein Jüngling von sechzehn Lenzen, stand da. „Womit kann ich Ihnen dienen, lieber Bodo?" fragte Johannes mit der einen Hausbesuch so wohl kleidenden Freundlichkeit. „Ein paar Zigaretten?"

„Ach Herr Doktor, ich dachte — ich wollte — ich möchte — ich komme, Sie zu bitten —" Eine zitternde Hand holte aus der Brusttasche ein Heft. Diese Bewegung kannte Johannes. Er erschrak.

„— Wenn Sie die große Güte hätten! Vielleicht taugt es nichts, aber es wäre doch möglich! Schiller hat ja auch mit Jugendwerken angefangen. Ueberhaupt viele große Dichter. Ich will ja nicht gleich anerkannt werden. Aber wenn das deutsche Volk nur hundert Jahre nach meinem Tode —" Seine Stimme kippte um.

‚O Schillerfeier, was hast du angerichtet!' dachte Johannes. Er sprach freund-väterlich zu dem Jungen. Er erinnerte ihn an die Horazische Mahnung. Aber leider gelang es ihm nicht, Bodo das Heft wieder mitzugeben. Lesen mußte er es.

Das Durchblättern des künftigen Schiller lohnte mit manchem — zwar vom Autor unbeabsichtigten — Genuß. „Lucie am Klavier", „Pegasus in der Sekunda", „Achill am Grabe des Patroklus" hatten besonders hohen Flug.

Am andern Morgen steckte Johannes das Heftchen zu sich, um es Bodo mit nochmaligem Hinweis auf Horaz zurückzugeben. Er traf am Frühstückstisch nur den Hauslehrer, einen jungen Mann von großen Gaben an Geist und Appetit. Gewöhnlich sprach er von den Kirchenvätern. Johannes nahm auch jetzt, während er sein Ei aufschlug, an, daß von Augustinus und Origenes die Rede sei, als ein andrer Name ihn aufhorchen machte.

„— Shakespeare war eine Verirrung," fuhr der Kandidat fort, „und spätere Zeiten werden mit Schaudern auf diese Geschmacksverrohung zurückblicken."

„Ja," sagte Johannes, sich Marmelade auffüllend und sich wundernd, wo der Kandidat hinauswollte.

„Eine Wiederbelebung des Dramas ist nur auf Grund der griechischen Tragödie zu erhoffen, das sehen alle ein. Ueber Hofmannsthals unzulänglichen Versuch kann ich schweigen, und Sie werden mir zustimmen, daß auch Goethes ‚Iphigenie' keinen griechischen Geist atmet, so wenig wie Feuerbachs sentimentales Bild."

„Hm! Sie sind hart, Herr Kandidat. Diese Leute taten, was sie konnten."

„Ich habe einen ‚Diomedes' geschrieben, der, wie ich glaube, warmes Empfinden mit griechischem Geiste vereint. Nur betreffs der szenischen Wirkungen bin ich, da ich erst dreimal im Theater war, nicht ganz sicher; ich möchte Sie daher bitten —"

„Liebster, bester Herr Kandidat!" rief Johannes angsterfüllt. „Ich selbst schreibe ein Lustspiel — nein, ein Trauerspiel —, das in drei Wochen fertig sein muß. Ich kann beim besten Willen nicht!"

„Aber Sie scheinen doch recht viel Muße zu haben," sagte der Kandidat mißtrauisch, „Sie angeln, spielen Tennis —"

„Nur zum Schein, Herr Kandidat. Ich wälze Probleme in meiner Brust, während ich nach dem Tennisball hüpfe. Das sind alles Aeußerlichkeiten, die mich innerlich nicht berühren. Ihr Werk aber würde meine ganze Seele beanspruchen, es würde mich aus meiner geistigen Bahn werfen, Sie als Dichter werden das doch verstehen."

Aber der Kandidat ließ nicht locker.

„Ah, guten Morgen, mein gnädiges Fräulein!" rief Johannes entzückt.

Sonst wurde Fräulein Melanie, eine längst nicht mehr junge Cousine des Hausherrn, eher gemieden wegen ihrer eindringlichen Art, Gespräche zu führen; heute erschien sie Johannes wie ein rettender Engel.

„Sie sind ja heute sehr früh aufgestanden, gnädiges Fräulein," bemerkte der Kandidat verstimmt. „Ich erinnere mich nicht, Sie schon je zu dieser Stunde am Kaffeetisch getroffen zu haben."

„Um so mehr schätzen wir die Ausnahme!" rief Johannes.

„Der herrliche Morgen lockte mich," sagte Fräulein Melanie leicht verschämt. „Die Nachtigall sang so schön!"

„Die Lerche war's und nicht die Nachtigall," verbesserte Johannes lächelnd.

„Ja natürlich die Lerche! Sie sang so schön unter meinem Fenster, und die Rosen dufteten herein! Ich liebe überhaupt die Morgenfrühe, wenn die erwachte Natur noch im Tau schimmert und — und —"

Sie konnte nicht recht weiter. Der Kandidat, der Fräulein Melanie mit ihrer Lerche zum Kuckuck wünschte, aß ingrimmig das vierte Spiegelei. Inzwischen kam Bodo, warf einen verzweifelten Blick auf den Kandidaten und Tante Melanie, einen flehenden auf Johannes und machte sich resigniert über sein Frühstück her. Er harrte zitternd auf ein Wort von Johannes. Er hatte so gehofft, ihn beim Frühstück sprechen zu können!

Nach dem fünften Spiegelei stand der Kandidat auf, gefolgt von dem betrübt dreinschauenden Bodo. Vorher sagte er zu Johannes: „Wir müssen auf die Angelegenheit noch einmal zurückkommen, Herr Doktor!" was dieser mit einer Geste, die alles bedeuten konnte, erwiderte.

Johannes wollte unter einem nichtigen Vorwande Telemach und Mentor folgen, als Fräulein Melanie sanft, aber fest ihr welkes Händchen auf seinen Arm legte. „Auf ein Wort!"

Im dumpfen Vorgefühl schrecklicher Dinge sank Johannes auf seinen Stuhl zurück.

„Ich bin nämlich nicht der Lerche wegen so früh aufgestanden, sondern Ihretwegen," bekannte Fräulein Melanie.

‚Gerechter Gott,' dachte Johannes.

„Nämlich um Sie einmal allein zu sprechen," fuhr sie fort und griff an die für den Busen bestimmte Stelle. Sie brachte aus ihrem himmelblauen Morgenkleide ein Büchlein hervor, dessen geblumte Seidenhülle schon ganz deutlich Lyrik auf „Rosen und kosen", „Zypressen und vergessen" verriet.

„Schon als Kind dichtete ich," hub Fräulein Melanie an.

„Aber da hätte doch beizeiten —"

„— Ja, man hätte das Talent beizeiten pflegen sollen," fuhr Melanie für ihn fort, „aber meine Familie war so prosaisch! Ich war gewissermaßen eine Lilie im Gemüsegarten. Auch war ich so scheu und hütete meinen Schatz vor profanen Augen."

„Ja, da tun Sie ganz recht daran, gnädiges Fräulein. Die Welt besudelt nur unser Heiligstes. O, wie ich Sie beneide um Ihr verborgenes Blühen! Ich bete, daß Gott Sie so erhalte."

„Aber — ein Talent verpflichtet doch auch," sagte Melanie etwas verwirrt. „Eine Freundin, die mein Büchlein las, sagte: ‚Melanie, du bist eine Dichterin!' Ich glaube, sie hat recht. Ich fühle es! Aber ich bin zu schüchtern, mich direkt an einen Verleger zu wenden — überhaupt als Dame an einen Herrn schreiben — Da dachte ich, wenn Ihre Güte mir diesen peinlichen Schritt —"

Johannes hatte sich schon lange krampfhaft umgesehen. Kam denn niemand ihm zu Hilfe? Standen die Leute spät auf! Da, ging da nicht jemand auf dem Kies?

Er richtete sein Auge mit starrer Gespanntheit auf einen Punkt von Melaniens Morgengewande. „Erlauben Sie, Gnädigste, Sie haben da eine große Spinne!"

„Wo?" kreischte Melanie. „Retten Sie mich!"

„Dicht am Halse. Erlauben Sie —" Er faßte mit zwei Fingern zu und trug die imaginäre Spinne zum offenen Fenster.

„Welch ein entsetzliches Tier! Haben Sie schon je eine so große Spinne gesehen?" rief Melanie.

„Nie!" sagte Johannes. „Es war beinahe eine Tarantel." Und dabei winkte er Egon sehr heftig zu, der bei seinen Rosenstöcken stand. „Darf ich Ihnen ein Gläschen Wein eingießen auf den Schreck?"

Gott sei Dank, Egon kam herein. Ueber die Störung verstimmt, erhob Melanie sich bald, aber nicht, ohne Johannes vorher ihr „Büchlein" zuzustecken, flüsternd: „Lesen Sie es unter rauschenden Bäumen!"

„Wurde dir schwül im Tete-a-Tete?" lachte Egon nach Melaniens Abzug. „Du winktest wie einer in Todesgefahr."

„Ach, Egon," sagte Johannes bekümmert, „es gibt zuviel lyrische Dichter und Dichterinnen."

„Ja, weiß Gott!" sagte Egon und langte sich die Schüssel. „Potztausend, unser Kandidat hat reinen Tisch gemacht! Der ißt, glaube ich, auf Vorrat, falls er auf eine Hungerpfarre kommt! Also Melanie hat dich mit ihrem Souvenir geelendet? Damit läuft sie seit Jahren herum. Wenn die Frauen aufgegeben haben, sich selber an den Mann zu bringen, versuchen sie's mit ihren Geisteskindern. Sag ihr, es wäre allerliebst, aber zu zart,



Am Feiertag. Nach einem Gemälde von Josef Damberger



um Druck auszuhalten. Apropos, Druck! Ich habe da so ein nettes Jagderlebnis aufgezeichnet, eigentlich nur zum Spaß. Aber ich las neulich etwas von ganz ähnlicher Art, und da dachte ich: ‚Potztausend, so gut kannst du's auch!‘ Und da wollt' ich dich bitten, ob du in das Ding nötigenfalls etwas stilistischen Schliff und Pli hineinbringen, so'n paar kleine Glanzlichter aufsetzen möchtest. Aber um Gottes willen, ändere nichts an den Jägerausdrücken, denn davon — pardon — verstehst du nichts. Aber was hast du denn? Dein Gesicht ist ja ganz verzerrt! Hast du Zahnschmerzen?“

„Ja. Entschuldige mich, Bester —“ Mit vorgehaltenem Taschentuch stürzte er auf sein Zimmer.

„Auch du, Brutus!“ murmelte er. Er warf sich in einen Stuhl und ächzte wie ein gehetztes Tier.

War denn die ganze Bande verrückt? War eine Epidemie ausgebrochen? Hatte er selbst den Ansteckungsstoff in dieses gesunde Haus getragen?

Es klopfte.

‚Zum Teufel!‘ murmelte er. Und dann entzückt: „Ah, die gnädige Frau!“

„Daß Sie auch gerade in unserm Hause, wo Sie sich wohl fühlen sollten, so leiden müssen, armer Dulder!“

Armer Dulder! Wohl mochte sie das sagen. Er dachte nicht nach, woher ihr die Kenntnis kam. Er drückte der verständnisvollen Frau dankbar die Hand. „Ihr Mitgefühl ist Balsam, gnädige Frau.“

„Ich bringe noch andern Balsam.“ Sie stellte ein Fläschchen auf den Tisch. „Drei Tropfen auf Watte beruhigt den Schmerz sofort.“

Ach, die Zahnschmerzen! Die hatte er ganz vergessen. Er mußte etwas simulieren. „Danke, danke. Es geht schon besser. Ihre Gegenwart wirkt beruhigend und lindernd.“

„Ach, machen Sie einer alten Frau nichts weis! Ihre beste Medizin sieht ganz anders aus. Ist denn hier alles zu Ihrer Zufriedenheit? Ist Ihnen das Kopfkissen recht? Stört das Ticken der Uhr Sie nicht?“

Er war natürlich von allem entzückt und dachte: ‚Was will sie noch?‘

Wie unbewußt ließ Frau Cläre sich in einen Stuhl sinken, roch auf einer Rose und sagte: „Da ich nun einmal hier bin, lieber Freund, möchte ich die Gelegenheit wahrnehmen, Sie ungestört zu sprechen. Ich weiß, Sie sind ein treuer Freund unsers Hauses —“

Johannes legte die Hand auf die Herzgegend. „Der Treueste der Treuen!“

„Also — unsre Verhältnisse sind nicht mehr ganz so gut wie früher. Nicht daß wir Verluste gehabt hätten, aber die Kinder fangen an, viel zu kosten, und die Einnahmen sind nicht gewachsen. Ein paar Tausend im Jahr mehr könnten nicht schaden.“

„Nein, die schaden selten. Aber gnädige Frau, ich verstehe nicht —“ Er dachte, sie wollte eine Anleihe machen, und wappnete sich.

„Sie werden gleich verstehen. Also — es klingt komisch, wenn man es selbst sagt, aber — ich habe etwas schriftstellerische Begabung.“

Johannes stöhnte.

„Kommen Ihre Schmerzen wieder? Nehmen Sie gleich ein paar Tropfen. Ich muß Sie noch einen Augenblick in Anspruch nehmen.“ Sie war gar nicht mitleidig mehr. „Sie als Egons guter alter Freund tun mir gewiß den Gefallen, mir beim Zusammenstellen der Novellen etwas zu helfen und dann den Brief an den Verleger aufzusetzen. Ich bin bange, ich möchte mich ungeschäftlich ausdrücken und übervorteilt werden. Sie werden das vielleicht schrecklich finden, aber — der Mammon ist mir die Hauptsache!“

„Durchaus nicht, gnädige Frau. Diese kleine Schwäche haben die meisten Leute, aber ohne Ihre entzückende Aufrichtigkeit. Nur — es ist ein kleiner Irrtum dabei. Novellenbände veröffentlichen ist nämlich keine Sache, die Geld einbringt, sondern die etwas kostet, der erstere Fall tritt höchstens bei ganz berühmten Leuten ein.“

Ihr Strahlen erlosch. Schüchtern meinte sie nur noch: „Aber ich könnte doch durch die Novellen be—bekannt werden!“

Zweifel zu äußern, wäre zu unhöflich gewesen. Er begnügte sich mit einer Geste.

Sie griff nach seiner Hand. „Das ist herrlich, daß Sie mir helfen wollen! O, ich danke Ihnen! Sie sind — ein Engel!“

„Aber Gnädigste —“

Der bekannte ominöse Griff in den Busen — schwapp! lag ein Paketchen auf dem Tisch, und der schöne Besuch verschwand mit einem schelmischen: „Diskretion ist Ehrensache!“

Mit einem Sprunge war Johannes an der Tür und drehte den Schlüssel um.

Als er sich umkehrte, ließ gerade eine lange, leicht behaarte Hand ein dickes Heft durchs offen stehende Fenster fallen: es war des Kandidaten „Diomedes“.

Klirrend schloß Johannes das Fenster. Er warf einen wilden Blick um sich, der in Erleichterung überging, als er auf den Koffer fiel: Abreise! Flucht!

Aber die holde Lucie!

Gerade zu heute nachmittag hatten sie einen Waldspaziergang verabredet. Ihm ahnte, daß dieser Spaziergang bedeutungsvoll und inhaltreich sein werde.

‚Morgen reise ich,‘ sagte er sich, ‚wenn ich Luciens Wort habe.‘

Er hätte sich beinahe, sein Zahnweh vorschützend, vom Mittagessen ferngehalten, wenn nicht der Geruch gebratener Täubchen ihn zu sehr verlockt hätte. Tauben haben immer zu den Lieblingstieren der Dichter gehört. Aber so nervös war er geworden, daß er argwöhnte, der Diener könne ihm beim Präsentieren ein Trauerspiel unter die Serviette schmuggeln oder die Köchin könne seine Taube mit einem Gedichtmanuskript gefüllt haben. In seinem Zimmer lagen die Manuskripte nun bald so dicht wie auf einer Redaktion.

An dem Nachmittagsspaziergange beteiligten sich merkwürdigerweise fast alle Hausgenossen, und jeder fühlte sich unwiderstehlich zu Johannes hingezogen. Mit krampfhafter Gesprächigkeit — er redete gleich lebhaft über die Bayreuther Aufführungen, die Nützlichkeit des Igels und das Für und Wider wirklicher Reformkleidung — suchte Johannes einen wie den andern von dem gefürchteten Thema wegzulocken und loszuwerden. Aber die Gouvernante, gewohnt, Autoritätsperson zu sein, war stärker als er. Sie erreichte es, allein mit ihm zu gehen.

„Ich möchte mir eine Frage erlauben," begann sie.

„Wenn ich sie nur werde beantworten können," sagte er.

„O ja. Es schlägt in Ihr Fach. Ich möchte wissen, wie —"

„Wie man an einen Verleger schreibt, nicht wahr?"

Die Dame sah ihn durch ihren Kneifer so strafend an, als wolle sie ihm gleich einen schlechten Strich für vorlautes Wesen geben.

„Lassen Sie mich, bitte, ausreden! Ich möchte wissen, wie viel Zentimeter breit der Rand bei Manuskripten frei bleiben muß. Alles andre weiß ich selbst."

Johannes antwortete ernsthaft: „Zehn Zentimeter mindestens. Doch noch lieber wird gesehen, wenn die ganze Seite Rand bleibt."

Da ließ die Gouvernante ihn stehen und schrieb in ihr Tagebuch: „Schriftsteller sind impertinente, schlecht erzogene Leute."

Johannes war der Wirkung seiner Worte froh. Und endlich glückte es ihm, an Luciens Seite zu gehen und bei scheinbarer Vertiefung in eine kleine blaue Blume hinter den andern zurückzubleiben.

„Wie blau ist diese Blume!" sagte Lucie.

„Ja, und deshalb heißt sie Männertreu!"

„Oder weil sie so leicht abfällt. Uebrigens kenne ich sie unter dem Namen Ehrenpreis. Und der gefällt mir besser. Stellen Sie nicht auch die Ehre oder den Ruhm über alles?"

„Augenblicklich nicht," bekannte Johannes. „Uebrigens ist das eine so vergänglich wie das andre." Er schnippte die blauen Blättchen fort.

Lucie seufzte. „Aber von den Menschen, die auf irgendeinem Gebiete Ehren erringen, bleibt doch etwas! Sie kommen ins Konversationslexikon!"

„Stehen auf einem Eichenbord und verstauben," lachte Johannes. „Und wenn jemand mal was nachschlagen muß, schilt er, weil es immer unter einem andern Buchstaben steht. Ich finde es ganz ausreichend, wenn man im Adreßbuch steht, und selbst das hat seine Nachteile. Nein, gnädiges Fräulein, von allen Phantomen ist ‚Berühmtheit' das wesenloseste."

„Und das sagen Sie!" rief Lucie.

„Sie meinen, ich weiß nichts davon. Und Sie haben recht. Lassen Sie uns von hübscheren Dingen sprechen. Wie herrlich warm ist es hier, ich meine, wie herrlich kühl. So recht, um sich einen Augenblick hinzusetzen. Finden Sie nicht auch?"

„Ja, wenn keine Ameisen da sind!"

Johannes besah den Boden durch seinen Kneifer. „Nein."

Mit allerliebster Umständlichkeit ließ Lucie sich nieder. Johannes nahm in diskreter Nähe Platz. Die Situation war tadellos.

„Wissen Sie wohl, daß ich diesen Moment lange herbeigesehnt habe?" fragte Johannes gefühlvoll.

„Auch ich," sagte Lucie und pickte mit ihrem Schirm nach einem Bovist, daß sein Kopf herunterrollte, „habe diese Gelegenheit ersehnt."

Mehr Entgegenkommen konnte man nicht verlangen. Johannes war beinahe verblüfft. Junge Damen tun doch immer zurückhaltend, wenn sie es auch nicht sind.

„Ich wollte etwas fragen, was die andern nicht zu hören brauchen," fuhr Lucie lieblich befangen fort.

„Genau mein Fall. Aber die Dame geht natürlich vor."

„Ich weiß nicht, ob Sie ein klein wenig Interesse für mich haben, Herr Doktor!"

„Ein klein wenig? Nein!"

„Nicht einmal ein klein wenig!" klagte Lucie mit koketter Wehmut. „Wie finde ich dann den Mut zu meiner Bitte! — Ich wollte, ich möchte — ohne Umschweife, ich schreibe!"

Johannes seine Augen wurden starr.

„Es ist ein Ichroman, denn ich habe viel erlebt — innerlich natürlich. Ich könnte ihn ja als schön ausgestattetes Buch herausgeben, denn Verleger finden sich leicht, wenn man die Kosten trägt, aber Leser kann man sich nicht kaufen."

„Sehr richtig," murmelte Johannes, fast unbewußt.

„Was ich möchte" — ein leidenschaftlicher Wunsch glühte in Luciens Blicken und ihre Gestalt straffte sich —, „ist, in einem vornehmen literarischen Blatte gedruckt zu werden. Aber dazu braucht man, scheint mir, Konnexionen. Das Manuskript einer Unbekannten wird einfach nicht gelesen. Und da dachte ich —"

Johannes zog sich unwillkürlich etwas zurück.

„— Sie könnten mir helfen. Als Cläre mir von Ihnen sprach, dachte ich gleich: vielleicht wird der Mann dein Schicksal! Ich knüpfte große Hoffnungen an die Bekanntschaft des berühmten Schriftstellers. Und als Sie so gütig waren, so voller Wohlwollen, wuchs mir der Mut zu meiner Bitte: Wenn Sie" — sie sah ihn verführerisch lächelnd an und legte bittend die Hände zusammen — „unter Ihrem berühmten Namen mein Werk — — aber um Gottes willen! Was haben Sie! Sehen Sie eine Schlange?!"

„Ja! Fliehen Sie schnell!"

Und Lucie floh mit aufgerafften Kleidern, in großen Sätzen, kreischend vor Angst, ohne sich nach Johannes umzusehen.

Der blieb einen Augenblick stehen. Er lachte. Es mischte sich allerhand in dieses Lachen. „Gütig! Voller Wohlwollen!" murmelte er. „Hannes, Hannes, du hättest ums Haar eine kolossale Dummheit begangen, wenn das kleine Fräulein dir nicht zuvorgekommen wäre."

Dann ging er gelassenen Schrittes nach der entgegengesetzten Seite, dem Hause zu.

Er hatte natürlich eine Depesche bekommen und mußte im selben Augenblick abreisen. Darüber wurde das Fremdenbuch vergessen, und das war gut, denn sonst hätte er am Ende hineingeschrieben: „Johannes geht, und nimmer kehrt er wieder."

Aber Fräulein Melanie hielt ihm, als er schon im Wagen saß, ihren Autographenfächer hin, und hastig kritzelte Johannes darauf: „Prediger 12, 12. ‚Denn viel Büchermachens ist kein Ende.'"

Dann fuhr er ab.





Lagraintraube

Herbsttage im Etschtal

Von

Karl Felix Wolff (Bozen)

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von W. Müller in Bozen)

Tiefblau und lachend klar wölbt sich der herbstliche Himmel über dem sommermüden Lande an der Etsch. Endlich hat die monatelange sengende Gluthitze nachgelassen, und aus der frischbeschneiten Hochwelt weht belebende Kühlung zu uns nieder. Aber noch immer sprüht die Sonne eine blendende Strahlenfülle aus und noch immer prangt sattes Grün auf dem Talgrund und an den breiten Hängen der Berge bis hinauf unter die Schrofen. In sommerlichem Gewande kommt der Herbst nach Südtirol. Längst sind die spätesten Blumen verblüht, fruchtschwer hängen Busch und Baum, aber noch scheint der Sommer nicht scheiden zu wollen; eindringlich leuchtet und funkelt die Sonne an den prallen Felsenflanken und an den Häusern und Türmen der Dörfer, grell wogt ihr Lichtglanz über das Land, als wolle sie noch einmal Knospen wecken — wie einst im Lenz.

Doch während unten alles noch Wärme atmet, haben die Senner im Gebirge ihre Almen schon verlassen müssen. Rauhe Stürme fegen über die schneeblinkenden Felszacken und über die verfärbten Weidegelände; keine Juchzer hallen von den Wänden wider, keine Herdenglocken tönen durch die Stille: kahl und ausgestorben liegt die Hochwelt da und traurig sind die letzten Hirten mit ihrem Vieh zu Tal gezogen.

Stillvergnügt und mit der selbstbewußten Miene eines Mannes, der viel Mühen und Sorgen überstanden hat, geht der Landwirt des Etschgaus durch seine Rebenlauben, die „Pergeln“.



Alte Tiroler Torggel

Wo er ohne Rast und Ruh in Sommersglut sich plagen mußte, von hundert Feinden umlauert und von Wetterunbilden bedroht, da winkt ihm jetzt der Lohn: unter dem dürren Pergelgestänge und unter dem leichten Blätterdach der Reben hängt alles voll von edeln Trauben.

Prüfend durchschreitet er den Weinberg und schätzt die reiche Ernte ab. Schon lange hat man das Obst abgenommen, Feld und Garten sind verödet — allein der Weinbauer zögert noch immer, denn wolkenlos und warm zieht ein Tag um den andern auf und schöner und besser werden die Trauben. Aber wehe, wenn er die günstige Lesezeit verstreichen ließe, sehr schwer wäre die Schädigung; darum prüft und erwägt er unablässig, bis er endlich eines Abends zu Hause verkündet: „Morgen gehen wir's an!"

Das ist eine frohe Botschaft für jung und alt, denn seit vielen Wochen freut sich alles und wartet ungeduldig aufs „Wimmen". Im Sommer haben sie davon schon geträumt und haben untereinander gewettet, daß der oder jener Weingarten so und so viel tragen werde, und alleweil hieß es: ja, wenn wir grad einmal beim Wimmen wären!

Nun ist die ersehnte Zeit gekommen, und mit den lange bereit gehaltenen Geräten, mit den Fässern und Wannen, Wimmschüsseln und Zummen stürmt man in die Weingüter. So viel lärmende Menschen hat's da während des ganzen Jahres nicht gegeben; Kinder und Haustiere tummeln sich unter den Pergeln herum, und vom frühen Morgen bis in die Dämmerung hinein wird eifrig gearbeitet, gesungen, erzählt und gelacht. Meistens besorgen die Frauen das Abschneiden der Trauben, und ab und zu rufen sie dann den Hans oder den Sepp herbei und entleeren ihre Wimmschüsseln in die großen Zummen, welche die Männer auf dem Rücken tragen. Die Männer aber gehen mit den gefüllten Zummen zum Wege hinüber, wo große und kleine Fuhrwerke mit Fässern, Bottichen oder Wannen stehen. Sind dann auch diese geräumigen Behälter voll, so fährt man mit ihnen weg, entweder in den Keller des Bauers oder in die Stadt.

Draußen aber bewegen sich die „Praschlet"-Fuhren schwerfällig übers Land, und man kann zur Zeit des Wimmens im Etschtal nirgends hingehen, ohne solche Fuhren anzutreffen. Häufig kommen sie in langer Reihe, Wagen um Wagen hintereinander. Dies gilt besonders für den Rentscher und Ueberetscher Weg bei Bozen und für die Vintschgauer Straße bei Meran.

Vor den Häusern der Weinhändler in der Stadt machen dann die Praschletwägen Halt; aber ehe ihr Inhalt in die großen Gär-„Stander" kommt, wird er noch gehörig durchgestampft. Darum sieht man fast in jeder Straße mehrere Männer, die rings um einen Bottich stehen und mit großen Holzkolben darin herumarbeiten. Dadurch werden sämtliche Beeren zerdrückt. Man nennt dies das „Mosten". Später muß man die Kämme



Die Tiroler Wein-„Pergeln" zur Zeit der Reife



Beim „Wimmen“

vom Safte trennen und diese Arbeit heißt das „Rebeln“.

Jede Kellerei hat ihre eignen Gepflogenheiten. Manche rebeln die Maische, bevor sie in Gärung kommt, und das ist nur zu loben. Man nimmt netzartige Roste, sogenannte Reiter, aus Holz oder Eisen und wirft die Maische darauf. Die flüssigen Bestandteile gehen hindurch, alle Kämme hingegen bleiben zurück. Läßt man die Maische erst gären, nachdem sie gerebelt worden ist, so erhält man einen feinen, milden Wein, hingegen gibt eine ungerebelte Maische einen herben, gerbstoffreichen Wein. Andre Kellereibesitzer hinwieder begnügen sich nicht mit dem Rebeln, sondern sie „kretzern“ die Maische auch noch; das heißt, sie trennen den Saft von den Schalen, sobald die Gärung begonnen hat. Der reine, dünnflüssige Most gärt dann weiter und gibt einen sehr geschätzten Wein, den „Kretzer“.

Ehe in Tirol die Keltern eingeführt waren, bediente man sich zum Pressen eines sonderbaren, ungeschlachten Instrumentes, der sogenannten „Torggel“. Sie besteht aus einem mächtigen Baumstamm, dessen eines Ende sich um eine wagerecht liegende Achse dreht, während das andre Ende durchbohrt ist und eine senkrecht herabhängende Schraubenspindel trägt. An dieser Spindel wird ein Stein von mehreren hundert Kilogramm Gewicht befestigt. Man kann sich denken, mit welcher Gewalt der Stein den Torggelbalken herabzieht; die Vorrichtung ist mithin geeignet, einen furchtbaren Druck auszuüben und als Presse zu wirken. Braucht man die Torggel nicht mehr, so dreht man ihre Spindel derartig, daß der schwere Stein sich in eine brunnenartige Vertiefung hineinsenkt und unten aufliegt.

Der Name Torggel ist verwandt mit dem italienischen torchio, das heißt Presse. Von der Bezeichnung Torggel sind auch die Worte törggelen und Torgglhaus abgeleitet. Törggelen nennt man es, wenn eine Gesellschaft sich im Herbste aufs Land begiebt, um gebratene Kastanien zu essen und neuen Wein zu trinken. Torgglhaus heißt eine Weinstube, wo man unverfälschte Tirolerweine zu trinken bekommt.

Der Weinbau im Etschtal ist uralt; schon eine Urkunde aus dem Jahre 855 nach Christus spricht von den ausgedehnten Weinbergen Bauzenas, das heißt Bozens, und noch heute bilden diese den Hauptkomplex des deutschtiroler Weinbaugebietes, das insgesamt 7200 Hektar Weingärten umfaßt. Davon kommen 5200 Hektar auf die Bezirkshauptmannschaft Bozen, 1700 Hektar auf die Bezirkshauptmannschaft Meran und 300 Hektar auf die Bezirkshauptmannschaft Brixen. Die Ernte auf diesen 7200 Hektar Weinland ergibt 400000 Hektoliter Traubenmaische (Praschlet). Bei Brixen, wo sonst nur weißer Wein erzeugt wird, zieht man ihn an „Steckelen“, während anderwärts die „Pergeln“ vorherrschen. Das sind aus Pfählen hergestellte Lauben, unter denen Gras wächst und der Saltner (Weinhüter) spähend auf und ab geht.

Die Rebsorten sind sehr verschieden. An weißen Trauben hat man in Tirol: Ortlieber, Elbling, Deutsche Weiße, Sylvaner, Mosler, Weißes Blatterle, Muskatblatterle, Weißvernatsch,

Welschriesling, Brattrauben, Nosiola (Spargelen), Trebiana, weißgelben Muskateller (Pfeffertrauben), Terlaner, Rheinriesling und so weiter.

Das Weiße Blatterle wächst hauptsächlich im Bozener Boden; es trägt sehr reich und gibt den ersten neuen Wein, der von den Törggelegesellschaften getrunken wird. Die Trebianatrauben werden fast ausschließlich im Sarcatale angebaut; man läßt sie auf Stroh trocknen und bereitet dann aus ihnen den goldgelben Vino santo. Die Terlaner Trauben zieht man im Etschtal zwischen Bozen und Meran; sie geben einen kräftigen, dabei aber milden und frischen Wein, der auch außerhalb Tirols überaus geschätzt wird.

An roten Sorten kommen vor: Vernatsch, Geschlafene (Rossara), Edelschwarze (Negrara), Lagrain, Malvasier, Pavana, Groppello, Lambrusca, Vicentina, Marzemino, Teroldigo und so weiter.

Beim Vernatsch unterscheidet man Groß-, Klein- und Grauvernatsch. Der erstgenannte wird fast nur als Tafeltraube benutzt und liefert die bekannten Meraner Kurtrauben. Der Kleinvernatsch hat kleinere Beeren, gibt aber besseren Wein und kommt rings um Bozen in Menge vor. Noch feiner ist der Wein von Grauvernatsch, den man in der Laitach anbaut.

Der Vernatsch kommt auch in Süddeutschland vor, wo man ihn blauen Trollinger nennt. Zumal in Württemberg ist er sehr verbreitet und liefert dort, namentlich in den schönen Terrassenbauten von Ober- und Untertürkheim, die so bekannten und gesuchten Trollinger Weine. Vermutlich wurde der Vernatsch im Mittelalter aus Tirol nach Württemberg verpflanzt und deshalb Trollinger, das heißt Tirolinger genannt.

Im Ueberetsch, dem größten geschlossenen Weinbaugebiete Tirols, baut man nebeneinander Vernatsch (Kleinvernatsch, auch Gemeinvernatsch), Geschlafene und Edelschwarze. Die Geschlafene hat hellrote Trauben, ist sehr mostreich und wurde trotz vieler Nachteile, die ihr anhaften, wohl hauptsächlich deshalb in größeren Mengen angebaut, weil sie sich gegen das Oïdium Tuckeri seinerzeit am widerstandsfähigsten erwiesen hatte. Sie gibt einen sehr dünnen Wein von ähnlich ziegelroter Färbung, wie sie der Aßmannshäuser annimmt, wenn er für sich allein gekeltert wird. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, beziehungsweise um dem Weine eine schönere Färbung zu geben, wurde von den Ueberetschner Landwirten eine dritte Sorte, die Edelschwarze, im Gemische angepflanzt. Die Edelschwarze stammt aus dem Val Policella, wo sie einen der vorzüglichsten Weine Norditaliens liefert. Im Ueberetsch aber beabsichtigt man gar nicht, den Geschmack des Weines durch die Edelschwarze zu verbessern; sie soll ihm nur mehr Ansehen geben, und dieser Zweck wird schon durch eine geringe Beimengung erreicht. Die beschriebenen drei Traubensorten: Vernatsch, Geschlafene und Edelschwarze, bilden im Ueberetsch das Rohmaterial für die allbeliebten leichten, hellroten Tischweine, die in Tirol durchgehends getrunken werden und die auch der Fremde in jedem Tiroler Gasthause antrifft. Gleich der Ueberetschner Ware besteht bekanntlich auch der Bordeaux aus drei Traubensorten.



Verpacken der Meraner Kurtrauben



In den Bozener Straßen zur Herbstzeit

Abgesehen von diesen leichten Tischweinen produziert das Ueberetsch in einzelnen bevorzugten Lagen (Leiten) bei Frangart, Missian, Schreckbichl, Margröll im Warttal und so weiter auch bessere Tafelweine. In diesen Lagen baut man hauptsächlich Kleinvernatsch, während an den Ufern des Kalterer Sees Geschlafene und Edelschwarze vorherrschen.

Lagrain heißt eine uralte Tiroler Rebe, die nur hier vorkommt, und zwar beinahe ausschließlich in der Grieser Ebene. Die Lagraintrauben sind die Perle aller Rotweintrauben Deutsch-Tirols; sie geben einen sehr guten und harmonischen dunkelroten Wein, der seinem Charakter nach gewissermaßen einen Uebergang zwischen den italienischen und französischen Rotweinen bildet. Lagrainmaische eignet sich wegen ihres reichen Farbgehaltes und seinen Aromas auch sehr zur Erzeugung von Verschnittweinen.

Zwischen Bozen und Trient bei Welschmetz und Deutschmetz wächst der edle Teroldigo, eine italienische Rebe. Der Wein aus diesen Trauben ist voll, schwer, kräftig und von angenehmem Aroma.

Einen besonders geschätzten starken Wein erzeugt man in den Weinbergen von Isera bei Rovereith; hier wächst eine eigentümliche Rebe, die im Etschtale nur ganz vereinzelt vorkommt: der Marzemino; seine Trauben sind groß und haben kleine, lockere, zuckersüße Beeren; der Wein, der als Iserawein weithin versendet wird, ist dunkel, aromatisch und von ausgesprochen italienischem Charakter.

Die besten Weinlaiten in Deutsch-Tirol befinden sich unweit Bozen bei St. Magdalena und St. Justina in der Berggegend Prazöll (auf alten Urkunden Placedelle). Das talaufwärts angrenzende Gebiet heißt: die Laitach. An diesen steil zum Eisackflusse abstürzenden Hängen sollen der Sage nach die Söhne Noahs den ersten Tiroler Weinberg angelegt haben. Eine Tatsache ist es, daß die Ansiedelungen in Prazöll uralt sind; sie dürften bereits bestanden haben, als die Bozener Talgründe noch öde und von Wald überwuchert waren, und ohne Zweifel verstanden sich die Bewohner von Prazöll schon damals auf die Weinbereitung. Gerade in dieser Gegend aber hat der Weinbauer mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, und meistens bringt ihm seine harte Arbeit nicht so viel Gewinn, wie die Besitzer der Bodenlagen aus ihrem minderwertigen Erzeugnis ziehen. Prazöll und Leitach sind nämlich sehr trocken, sie liefern zwar die edelste Ware, aber nur in geringer Menge, und daher kommt es, daß sich die Massenproduktion gewöhnlicher Weine in der Ebene lohnender gestaltet. Dafür bieten die Laiten, das heißt Hänge, die den ganzen Tag von der Sonne durchwärmt werden, größere Sicherheit gegen den Rebentod. In strengen Wintern gehen nämlich in der Ebene manchmal viele Reben durch die Kälte zugrunde, auf den Laiten aber kommt das nur äußerst selten vor.



Das Seegrüne

Ein Märchen von heute

von

G. A. Christian

In der Wohnung des Generals von Brendenfels herrschte ein Treiben, das eine Feuersbrunst, die Ankunft einer Hoheit, zum mindesten einen Umzug vermuten ließ. Dienstbare Geister mit weißen Häubchen und flatternden Schürzenbändern oder auch mit rotem Kragen und roten Aufschlägen flogen treppauf, treppab.

Oben aber stand inmitten ihrer Töchter die Gnädige, geborene Freiin Wenzel-Rothorn auf Senkendorf, und ihre scharfe Kommandostimme klang hell durch Salon und Schlafzimmer, die beide in ein Ausstattungsgeschäft verwandelt schienen. Duftige Schleier von Tüll, Musseline, Gaze, seidene Röcke, Bänder, Schleifen, Fichus lagen auf Sofas und Sesseln ausgebreitet in blendendfarbiger Herrlichkeit, und die Generalin schwebte darüber wie eine Juno auf den Wolken, während ihre Töchter und ihre Nichte Susanne wie holde Genien sie umsäuselten. Indessen schwoll das Gesäusel allmählich zu einem Rauschen, schließlich zu einem regelrechten Sturme an, als Lucie, die jüngste und hoffnungsvollste, vom nervösen Stampfen mit dem Fuße, vom Faustballen und Lippenkräuseln zu einem verzweiflungsvollen Tränenausbruch überging, sich auch nicht besänftigte trotz sanfter und derber Zureden, sondern anhaltend die Augen brennendrot rieb, und das gerade jetzt, ausgerechnet eine Viertelstunde, ehe der Wagen kam, um die Familie zu der Ballfestlichkeit des Präsidenten von Sinkwitz zu führen.

„Aber Lucie . . .“ „Unmöglich . . .“ „Das Weiße . . .“ „Skandal . . .“, so schwirrte es hin und her, verdichtete sich zu einem vierstimmigen, unharmonischen Chor, der wieder in ein herzerschütterndes Schluchzen auslief.

Der General, in voller, goldblitzender Uniform, fertig zur Abfahrt, war gerade heruntergekommen, blies noch ein Fäserchen vom Aermel und wollte eben einen Blick in das Abendblatt werfen, als der Sturm in heftigen Wellen von nebenan zu ihm drang. Er fragte: „Was ist denn los?“

„Ach, es ist eine nichtswürdige, schreckliche . . .“ klang es von drinnen.

Der General witterte Schlimmes. „Doch nicht . . .“

Ehe er fragen konnte, summte und rief es, schluchzte und wehklagte es: „Das Kleid, das Kleid!“ Nichts als „das Kleid“ vernahm er.

„Ist es zu eng?“

Mit zornigem Unterton klang jetzt die mütterliche Entrüstung herüber: „Es ist noch gar nicht da!“

Also das Schlimmste! Das zarte Gebild aus ätherisch feinsten Stoffen, das Wunderwerk der großen Frau Woditz, der Traum der Nächte, das Tischgespräch der letzten Wochen — es versagte im entscheidenden Augenblicke den Dienst, wahrscheinlich weil die große Frau Woditz einmal ihre Macht fühlen lassen wollte. Ach, man hatte alle Zutaten etwas einfacher bestellt, man hatte merken lassen, daß der Preis nicht mit jedem Kleide höher werden dürfe — das war die Strafe! Und dabei war man dieser hochmögenden Dame einfach ausgeliefert. Sie war die einzige, die den nächsten launischen Streich der Mode zu erraten, mit unfehlbarer Sicherheit die schöne Welle des Rockschnittes, den letzten Zauber der fallenden Aermel zu gestalten wußte.

Der General fühlte sich auf der ganzen Linie geschlagen, doch mit seiner gewohnten Kaltblütigkeit gab er die Parole aus: „Was andres anziehen, aber marsch, marsch! In zehn Minuten fahren wir!“

Lucie, die dunkle, sylphenhafte Lucie, fühlte in diesem Augenblick, ja, sie glaubte es förmlich zu sehen, wie ein hellstrahlendes Luftschloß vor ihr zusammenstürzte. Sie hatte sich nun Tage, halbe Nächte lang in dem neuen Seegrünen gesehen und an ihrer Seite Vetter Franzel von Wenstetten, der heute abend zu dem Feste beim Präsidenten von seiner nahen Garnison herüberkam. War doch Franzel von den Eltern ihr zugedacht, war es doch ziemlich sicher, daß Franzel sich erklären würde, da er in kurzer Zeit den Dienst quittieren und

nach Hause aufs Gut gehen wollte. Und sollte nicht das Seegrüne ein zartes Verständnis bekunden für Franzels Sehnsucht nach seiner fernen Küste, wo inmitten gewaltiger Ackerbreiten sein Gut stand und auf die nahe grüne See hinausblickte? Vorbei! sauste es in ihren Ohren. Wie ein vorbedeutungsvolles Symbol stieg diese Enttäuschung als galligbitteres Gefühl in ihr auf. Mit dem „Seegrünen" schien alle Zukunftsseligkeit versunken. Wie der Trommelwirbel dem Verurteilten, klang ihr das Rollen des vorfahrenden Wagens. Nun gab's keine Rettung mehr. Das schreckliche „Weiße", das ihr so hart und seelenlos vorkam, wurde ihr übergezogen, es wurde genestelt, gefältelt gehakt; eiskaltes Wasser wurde gebracht, die verweinten Augen zu kühlen. Nebenan klirrten schon Säbel und Sporen des Generals, ein deutliches Zeichen der Ungeduld. Noch eine Welle der Bewegung ..., Schals und Umhänge schlugen sich sorglich um Wangen und Schultern, die Seide der Gnädigen rauschte mit hoffärtigem Geknister. Laut hallten noch einige Befehle auf dem Treppenflur, dann gab es unten einen festen Schlag mit der Wagentür, und fort ging es in schlankem Trabe in die hellerleuchtete Innenstadt hinein.

Dortchen und Lina sanken mit einem „Hach!" der Erleichterung auf den Treppenstufen nieder, während der Musketier einen tadelnden Witz über ihre „Schlappheit" machte und hinausging, um nach den Pferden zu sehen. Oben aber im Salon lag Susannchen im Sessel, auch ganz betäubt von der aufregenden Hetze dieses Kleider- und Tränenorkans. Hatte Susannchen wohl vor einiger Zeit das schwache Hoffnungslämpchen unterhalten, man würde sie zu der Festlichkeit beim Präsidenten mitnehmen, so war sie doch überzeugt, daß Tantchen wie immer recht tat, sie zu Hause zu lassen. Von einer präsidentenballfähigen Garderobe konnte bei ihr, der armen, verwaisten Nichte des Generals, keine Rede sein, reichte ihr geringes Erbteil doch eben hin, eine Aussteuer zu beschaffen. Sobald sie auf ihrem resignierten Gedankengange bei dem Worte „Aussteuer" angelangt war, glühte aus dem Dunkel gegenwärtiger schmerzlicher Entsagung ein freundlich lockendes Flämmchen, von dem sie sich gern in einsame Zukunftsgänge hineinleuchten ließ. So knüpfte sie auch eben, als das Zuklappen der Wagentür sie etwas schmerzlich getroffen hatte, an den Verzicht gleich liebliche Gedankenfäden in ein weites sonnbeglänztes Land, das als „Zukunft" vor ihrer jungen verlangenden Seele lag. Ja, sie fühlte sich sogar unbeschreiblich wohl, als nach der lärmenden Aufregung das Gefühl der tiefen, sicheren Ruhe sie überkam. Behaglich streckte sie sich aus, legte den Kopf auf die Lehne, schloß die Augen und genoß die Stille, als lauschte sie einer lindernden Musik.

‚Susannchen,' sagte sie begütigend zu sich selbst, ‚sei nicht dumm, da spreizen und verdrehen sie sich beim Präsidenten, ihr Lächeln ist glücklich, gütig, engelgleich. Ob Tantchen und den Cousinen das nicht schwer wird heute abend, nachdem sie eben erst so unglücklich waren? Aber sie müssen lächeln, müssen vor Wonne außer sich sein, freundlich und heiter sein und lächeln, immer lächeln ...'

Susannchen empfand ein förmliches Wohlgefühl, mit geschlossenen Augen das Gesicht in unbewegter Ruhe verharren zu lassen. Und doch zogen sich allmählich die vollen Brauen tiefer, groß und nachdenklich taten sich die Augen auf, die Hände legten sich über dem Scheitel ineinander und die Lippen flüsterten leise, doch als ob's ihnen geläufig wäre: „Franzel!" Auch der gehörte den andern. Ihnen gehörte alles, Kleider und Perlen, Freundschaft in Fülle und auch — das war bitter — die Liebe! War sie neidisch? Sie schämte sich, und doch mochte sie die bittersüße Giftglut, die in ihr aufstieg, nicht dämpfen. Ja, sie gönnte ihn dieser Lucie nicht, die in allem noch verwöhnt sein wollte wie ein Kind und wie von einer neuen Puppe auch von Franzels Liebe sprach. Was sie wünschte, bekam sie bisher noch immer, weshalb nicht auch den Franzel? Franzel ...

Sie ließ gerade ihren Traumrossen die Zügel locker, da schrillte mit einem Male die Glocke so laut, daß sie hoch auffuhr. Sie lauschte dann hin und her an der Flurtür, da kam auch schon Dortchen herein mit einem großen Kasten, das trübselige Schicksalswort auf den Lippen: „Das Kleid!" Kopfschüttelnd und Frau Wobitz verwünschend, ging sie hinaus. Susannchen mußte darüber lächeln, daß von einer halben Stunde so viel Glück und Unglück abhing, dann aber hob sie den Deckel und das weiße Seidenpapier, um das Wunderwerk zu betrachten. Da lag es, wirklich berauschend in seiner farbigen Schönheit, die nach Kerzenglanz und Geigenlaut zu verlangen schien. Auf dem grünhellen Grunde kräuselte sich weißer Chiffon wie der hohe weiße Kräuselrand auf der sich überstürzenden Welle. Als Susannchen so in die grüne Pracht hineinschaute, lief plötzlich ein prickelnder, kecker Gedanke durch ihr Köpfchen. Wie, wenn sie, die Ausgeschlossene, sich ein heimlich-unschuldiges Fest gäbe, wenn sie das Seegrüne anlegte, das Lucie ja doch mal nicht tragen konnte? Wie eine kleine Rache gegen die Glücklichen beim Präsidenten empfand sie den Gedanken. Wohl sagte sie: „Ach, Dummheit!" und klappte den Deckel zu, doch dieser Versuch, ihr Gelüst Lügen zu strafen, scheiterte an der verführerischen Einsamkeit und dem lockenden Glanz des großen Spiegels vor ihr. Behutsam hob sie die köstlich knisternde Seide heraus, legte sie über den Sessel und vertiefte sich nochmals in den Anblick. Dann knüpfte und hakte sie mit schnellen Bewegungen ihr Oberkleid auf und schlüpfte mit peinlicher Vorsicht in das Seegrüne. Schön geschweift fiel der Rock nieder, demütig und vornehm zugleich knickte die Schleppe um und legte sich wohlig in tiefdunkeln Falten auf den Teppich. Wie feine weiße Schaumstreifen lief der Chiffonbesatz über die Aermel und verlor sich in zierlich herabhängenden Spitzen. Als sie jetzt die Lichter am Spiegel entzündete, erschrak sie fast bei ihrem Anblick, und als sie es wagte, sich wirklich zu betrachten, ging ein halb verlegenes Lächeln über ihre Lippen und durch ihre Wangen ein flammendes Erröten. Doch nur einen Augenblick lang deckte sie die Handrücken zaghaft über die Augen, dann lachte ihr blühendes Antlitz offen und in heller Verwunderung schaufreudig in das Spiegelglas. Eine Fremde war's, eine andre als Susannchen, und doch fesselte diese neue Unbekannte das alte Susannchen so, daß sie nun ihr Auge gar

nicht mehr abwenden konnte. Wie der Kopf sich auf dem Halse so fest und doch geschmeidig drehte, wendete und bog, wie die Linie des Halses in der Schulter so lieblich fortlief und dann zu den Armen umbog, wie aus dem dunkeln, satten Grün Brust und Schultern und Antlitz herausblühten — Wasserrosen aus grüner Tiefe — wie ihr Auge vor innerer Freude über alles hinleuchtete — das alles sah Susannchen mit selig verwundertem Staunen zum ersten Male. Sie gab sich willig dem süßen Rausche hin und genoß ihre Schönheit mit durstigen Blicken. Wohl ging sie hin und wieder durch das Zimmer und empfand im Gange den schlanken Wuchs ihres Körpers, doch immer wieder blieb sie prüfend vor dem Spiegel stehen. Nun legte sie die Arme um das Haupt, lehnte den Kopf zurück, und als sie fühlte, wie das Haar sich gelockert hatte, löste sie mit raschem Griff den Knoten, und in vollen Wellen fiel das lichtblonde Haar auf den Nacken herab. Wie ein Strahlenhintergrund leuchtete und glänzte das Gewirr der Goldfäden, legte sich wie ein seidenes Gewebe kosend auf Schultern und Brust.

Susannchen ward plötzlich tiefernst. Als schaute ein fremdes Nixen- oder Elfenbild aus dem Glase, so leuchteten ihre Augen, schimmernd in einer unbekannten feuchten Glut. Die hohe Röte flammte in ihren Wangen bis hinauf zu den Schläfen. Ihr Herz klopfte, eine heiße Unruhe stieg süß und seltsam in ihr auf. Jäh löschte sie die Lichter am Spiegel, doch als sie nun blaß und geisterhaft ihr Bild erblickte, warf sie sich in den Sessel und drückte die Finger so fest in die Augen, daß ein lustiges Funkengestiebe darin anhob ... Da schrillte die Glocke draußen zweimal mit einem recht mutigen, kecken Klange, daß Susannchen heftig zusammenschrak. Wirre Gedanken schossen durch ihr Köpfchen, aber wie angeschmiedet lauschte sie hinaus.

Was war das? „Um Him ...", eine Männerstimme, Sporen und rasche Schritte, auf den Salon zukommend. „Gnädiges Fräulein ist im Salon." — „Danke." Und schon öffnete sich nach raschem Klopfen die Tür. Vetter Franzel von Wenstetten mit seiner lieben vergnügten Miene trat über die Schwelle.

„Guten Abend, Susannchen, wie famos! Noch eine lebendige Seele hier!" Angewurzelt und gelähmt von ihrer Verlegenheit stand Susannchen da, den Vetter groß anschauend, aber stumm und blaß.

„Na, Mädel, nun sag aber bloß — ja, wie siehst du nur aus, kleine Prinzeß? Brillant!"

„Ach, Franzel" — Susannchen faßte Mut —, „ich hab' eine Dummheit gemacht."

„Eine Dummheit? Wie fein, kann ich mitmachen?"

„Nein, lach mich nur nicht zu toll aus, und — hör, Franzel! — erzähl's bitte, bitte nicht weiter. Ich hab' Luciens Kleid angezogen. Ich konnte nicht mit zum Präsidenten, da wollt' ich hier zu Hause ..."

Nun lachte Franzel aber doch los, und so toll und so herzlich lachte er, daß Susannchen davon angesteckt wurde und mitlachte. Schließlich fragte Franzel:

„Weshalb hat man dich aber nicht mitgenommen? Du hättest Aufsehen gemacht in dem Kleide, aber wahrhaftig!"

„Es ist ja eben erst gebracht," erwiderte Susannchen, „viel zu spät, als Tantchen und die andern längst fort waren. Lucie gäbe vielleicht wer weiß was drum, könnte sie gleich das Kleid mit mir tauschen."

„Aber die hat ja dunkles Haar, dieses Seegrün steht doch nur zu Blond! Wirklich, Mädel, laß dich anschauen!"

Susannchen wurde wieder rot und rief:

„Nein, bitte, Franzel, meine Dummheit ist schon hart genug gestraft. Doch du — wie kommt das? — du wirst ja beim Präsidenten erwartet. Du mußt doch gewiß ..."

„Die Sitzgelegenheit ist hier schwach, du erlaubst wohl," erwiderte Franzel und hob zwei seidene Röcke vom Sessel auf den Tisch und setzte sich mit Seelenruhe nieder, was Susannchen nicht wenig beunruhigte. „Ja, ich sollte eigentlich schon dort sein, aber der Dienst hielt mich so lange fest, daß ich mich in P. nicht mehr umziehen konnte. Das wollte ich nun hier besorgen."

„Ich will sofort ..."

„Halt, kleine Prinzeß, du kannst dich so unmöglich bei den Küchengeistern präsentieren. Ueberhaupt, so eilig hab' ich's gar nicht, komme immer noch früh genug zu der langstieligen Präsidentengeschichte."

Nun wußte Susannchen keinen Rat mehr. Hinaus konnte sie nicht, aber auch hier im Zimmer — sie allein im Ballkleide mit Franzel ... Wunderlich bestrickende Gefühle, als weilte sie in einem Elfenlande neben einem Märchenkönige, kämpften mit der Verwirrung und den Erwägungen des geängstigten Verstandes; aber dem vergnügten Gesicht Franzels, seiner burschikoslustigen und doch innigen Art gegenüber überließ sie sich schließlich dem Taumel des süßen Augenblicks, der, wie sie wußte, nicht bald wiederkehren würde. Es konnte ja schließlich auch nicht schlimm auslaufen, denn Tantchen und Onkel kehrten nach ihrer Erfahrung kaum vor Mitternacht zurück. Bald wunderte sie sich gar nicht mehr, daß Franzel da saß und sitzen blieb und von seiner Absicht plauderte, wie er nächstens für immer in den gemütlichen Zivilrock hinein und morgens in aller Frühe aufs Feld reiten wollte. Von seinem künftigen Leben erzählte er, und Susannchen stützte träumerisch den Kopf in die Hand. Jagden würde es geben, wenn im Herbst die Birken ihre gelben Gehänge in der letzten warmen Sonne des Jahres leuchten ließen, lustige Schlittenfahrten, wenn das Land in trübem, eisigem Schweigen lag, und im Sommer würde man Sonntags über die Bucht hinübersegeln, wo drüben das Seebad lag und Tausende von heiteren, vergnügten Menschen spazierten, schwammen, im Sande lagen ... Eine Fata Morgana glaubte Susannchen zu schauen. Aber als Franzel immer wärmer sprach, die meerumspülte heimische alte Scholle förmlich gegen irgendeinen nicht vorhandenen Angreifer verteidigte und Zustimmung fordernd fragte: „Susannchen, nicht wahr, so ist's doch?" da stieg eine Verwirrung und Unklarheit in ihr auf und zog wie eine ängstigende Wolke über ihre träumerische Heiterkeit hin. Sie stammelte nur: „Gewiß, ja, aber ..." und mit großen Augen blickte sie ihn an, die ihn bitten sollten, innezuhalten. Franzel aber schaute in die großen ernsten Augen, schaute und sprach, bis er schließlich auch stockte und fast hastig wieder begann:

„Was tust du nur hier bei den tönernen Generalsmenschen? Aufs Land solltest du gehen, daß du deine roten Backen behältst, an die See, wo's immer kühl daherweht, aber frisch durch und durch, durch



Bei der Quelle von Aqua Cetosa. Nach einer Zeichnung von Felix M. v. Wyschperalsky

Lungen und Herz und — wahrhaftig! — durch die Seele geht einem so eine salzige scharfe Brise."

Er war aufgesprungen und zu Boden blickend auf und ab gegangen. Plötzlich stand er still, blickte Susannchen leuchtenden Auges an und rief:

„Jetzt seh' ich's erst, warum du mir heut abend so gefällst. Weißt du, im Sommer, in der schönsten Zeit, da hab' ich oft zu Hause im Fenster gelegen und ins Blaue hineingeträumt, und dann fiel mir immer die froh-ernste Stimmung des Landes da oben an der See mit ihrer stillen Schönheit so mächtig in die Seele. Da dehnten sich vor dem Hofe erst die goldiggelben Felder, dahinter stieg dann die grüne See mit ihren weißen Tupfen auf bis zu dem schnurgeraden fernen Striche, der Wasser und Himmel trennt, und über dem allen blickte der Himmel auf mich herunter, blau und still, wie eben, wie . . . du . . ., ein schönes Symbol leuchtet dein Haar über der grünen, seidenen Flut, und dein liebes Auge sieht blau und feucht über die Pracht hin . . . Susannchen! Da oben gehörst du hin, willst du mit, Kind? Mit mir? Ja? . . ."

Susannchen war aufgesprungen, von einer aus tiefster Seele quellenden Glut überhaucht.

„. . . Franzel?" halb fragend und zagend, halb jubelnd rief sie den Namen, mit dem Tone, wie sie ihn heimlich, ohne es zu wissen, ausgesprochen, wie er immer in ihrer Seele geklungen hatte.

Und Franzel antwortete ihr, indem er ihre beiden Hände fest in die seinen nahm und ausrief: „Du gehst mit? mein Weib, mein Kamerad, du gehst mit!" Und im Ueberschwang seines strömenden Glücksgefühls rief er laut, daß es wie militärischer Kommandoruf bis in die fernsten Küchenregionen drang: „Susannchen, hurra!"

In seinen schmetternden Ruf mischte sich das fern-dumpfe Geratter eines Wagens, der schnell näher kam und scharf vor dem Hause hielt. Susannchen erbleichte mit dem Rufe: „Tantchen!"

„Alle Wetter," sagte Franzel, es war hohe Zeit, und als er Susannes tiefe Angst sah, nahm er sie in beide Arme und drückte einen festen, langen Kuß auf ihre Lippen.

Nur einen Augenblick weilten sie, indem sie sich umschlungen hielten, in ihrem fernen Traumlande, versunken in die erste süße Ahnung ihres Glückes, während Tantchen schon die Treppe heraufstieg. Ihr bekanntes scharfes Klingelzeichen war nicht mehr nötig, da Dortchen und Lina schon schlaftrunken herbeisprangen. Sofort waren auch alle von dem Besuch verständigt, und herein flutete die ganze Familie. Ein freudiges, halb verwundertes, halb vorwurfsvolles Ah!, zu dem der Mund schon geöffnet war, erstarb Tantchen auf den Lippen, als sie das Bild, das der Salon bot, erblickte. Das malerische Durcheinander von Kleidern und Röcken war ungestört geblieben; mitten darin standen Hand in Hand Franzel und Susannchen, diese in grünem, tief ausgeschnittenem Ballkleide. War das nicht — das — neue Seegrüne? Erst jetzt rang sich das verhaltene Ah! durch, aber in wesentlich höherer Lage und weit zugespitzter.

„Liebe Verwandte," ergriff Franzel das Wort, „erlaubt mir die Mitteilung, daß Susannchen sich heute damit einverstanden erklärt hat, meine Frau zu werden."

Die Bestürzung und Ueberraschung war für Tantchen zu groß, als daß sie sofort einen Glückwunsch hätte äußern können. Erst als der General und die Töchter in kühlen Worten und mit strafenden Seitenblicken auf das Seegrüne ihre Wünsche ausgesprochen hatten, fand sie Worte:

„Wir sind — natürlich ist das ja eine große Freude, wenn auch so überraschend und unter so seltsamen Umständen . . . Ich weiß gar nicht — wirklich, die Frage müßt ihr mir gestatten, Susannchen, was hat es für eine Bewandtnis mit dem Kostüm, das du anhast?"

Ehe Susannchen erwidern konnte, antwortete Franzel:

„Zu einem Feste hatte sie sich geschmückt, ohne zu wissen, zu was für einem. Einsam für sich wollte sie feiern, während ihr beim Präsidenten waret."

Die Generalin fuhr auf: „Aber Susannchen hat doch gar kein solches . . ."

Susannchen hingen die Lider voll silberner Tropfen, und mit halb erstickter Stimme rief sie: „Es ist ja Luciens neues Seegrünes." Schluchzend und voller Scham legte sie den Kopf in die Hände.

„Dacht' ich's doch!" triumphierte Tantchen, und Lucie, nun völlig abgekühlt und glücklich im Gefühl ihrer Rache, rief:

„Meins? Nie im Leben ziehe ich das Kleid an! Unerhört!"

Susannchen preßte ihr Taschentuch vor die Augen. Franzel aber wandte sich an den Onkel General, der verdrießlich dabeistand:

„Du überläßt mir wohl das Kleid samt der Rechnung, die hier im Kasten liegt?"

„Mit Freuden," erwiderte ärgerlich der General, ging sporenklirrend ins Nebenzimmer und brummte einen allerdings kurzen, doch kräftigen Monolog.

Franzel beugte sich über Susannchen und sagte: „Es ist dein, Susannchen. Nun geh schlafen, mein Kind."

Susannchen richtete sich zaghaft auf, ging dann auf die Generalin zu, hob mutig den Kopf und blickte sie an.

„Es war wohl eine Dummheit, doch vielleicht kein großes Unrecht, Tantchen. Und war es eins, so bitte ich um Verzeihung. Gute Nacht! Gute Nacht, Franzel!"

Dieser haschte nach ihrer Hand, schüttelte sie kräftig und sagte: „Auf morgen!"

Susanne rauschte mit schnellen Schritten vor den erstaunten Blicken aus der Tür. Mutter und Töchter aber brachten nichts über die Lippen als ein dreifach-einstimmiges „Unerhört!"

Franzel schoß das Blut in die Stirn, und scharf fragte er: „Was ist denn so unerhört?"

Tantchen machte ihr hochmütig abweisendes Gesicht und erwiderte nichts. Franzel aber fuhr hitzig fort:

„So unerhört ist hier nichts. Ich erinnere mich an eine alte Geschichte, die ich immer sehr liebte. Da wurde auch einem armen Mädchen Kleid und Bräutigam geschenkt. Kennt ihr sie nicht?"

Spitz ironisch sagte die Gnädige:

„Ich bin sehr gespannt."

Franzel nahm seine Mütze und sagte: „Sie hieß Aschenbrödel und die böse Stiefmutter."

Tantchen träumte diese Nacht von einer Fee, die schöne seidene Kleider verschenkte und armen Mädchen einen Bräutigam bescherte. Die Fee trug lächerlicherweise die Züge der — Frau Woditz.

Vergessene!

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Von dem hundertjährigen Pariser Akademiker Chevreul wird die hübsche Anekdote erzählt, daß er auf den bedauernden Satz eines Bekannten: „Sie armer Mann sind wohl ganz vom Himmel vergessen worden!“ mit einem fröhlichen Augenzwinkern geantwortet habe: „Pst! Sagen Sie das nicht so laut!“

Auch in der Tier- und Pflanzenwelt gibt es solche Vergessene. Ihre Blütezeit war in Urweltstagen. Alle ihre Geschwister sind seit grauen Zeiten dahin. Land und Meer haben sich verwandelt. Sie selbst aber hausen noch in einem Winkel wie der Schiffbrüchige auf Salas y Gomez.

Wenn der Forscher von heute ihnen aber begegnet, so scheut auch er sich fast, laut von ihnen zu reden — ein Hauch könnte sie zerstören, ihr unwahrscheinliches Dasein abbrechen. Denn diese Vergessenen gerade sind ihm die köstlichsten Zeugnisse für seine Wissenschaft. In ihnen lebt ihm noch ein Stück Vorwelt selber fort, greifbares, antwortendes Leben, nicht toter Stein. Meist aber stehen sie wirklich ganz nahe an der Aussterbegrenze; eine einzige grobe Verfolgung, ein einziges Versetzen in die große rücksichtslose Aufmerksamkeit, und sie sind dahin. Wie manchesmal, wenn ich wieder von einem Funde solcher Art las, ist es mir unwillkürlich auf die Lippen gekommen: „Pst! Sagen Sie das nicht so laut!“ Ehemals waren es rohe Matrosen, die auf einsamer Insel wohl einmal einen solchen Reliquienvogel aufaßen bis auf den letzten Kopf, ohne zu ahnen, was sie taten; heute wirkt leider das wissenschaftliche Interesse selbst meist verheerend; rücksichtslos wird für Sammelzwecke unsrer Museen und Naturalienhandlungen verwüstet; einzigartige Pflanzen mit beschränktem Standort werden für die Lehrzwecke von Schulen in Massen von Exemplaren vernichtet. Zum Glück regen sich in neuester Zeit auch Gegenmaßregeln. Bei uns hat sich die Bewegung für „Heimatschutz“ als energische Vorkämpferin aufgetan. In Neuseeland hat kürzlich die Regierung ein ebenso scharfes Gesetz, wie es die italienische gegen Ausfuhr von Kunstwerken besitzt, gegen die Versendung von Kiwis und andern unersetzlichen Vögeln der Insel in das Ausland erlassen. Fragt sich bloß, um wie viel das zu spät kommt! Ich will die Geschichte eines solchen „Vergessenen“ erzählen — vielleicht regt sie den Leser an, jene Bestrebungen zu begreifen und zu unterstützen.

Jeder hat heute von den gewaltigen Waldungen der Vorwelt gehört, die unsre Steinkohle von heute durch Moorbildung mit nachfolgender Erhärtung erzeugt haben. Es ist auch weit bekannt schon durch die anschaulichen Vegetationsbilder unsrer populären Geologien, daß dieser Steinkohlenwald wesentlich aus Farnen und farnähnlichen Gewächsen, wie Bärlappen und Schachtelhalmen, zusammengesetzt war. Alle diese Farnpflanzen der Steinkohlenzeit gehörten nach der alten Linnéschen Systematik noch der niedrigeren und altertümlicheren Gruppe der Kryptogamen an. Erst in der Epoche der Erdgeschichte, die auf diese Steinkohlenperiode folgte, begann diese fast vollkommene Herrschaft der Kryptogamen auf Erden nachzulassen, und es traten in wachsendem Maße die Vertreter der oberen Pflanzengruppe hervor, die offenblütigen Pflanzen oder Phanerogamen, um allmählich die eigentlichen Regenten des Vegetationsbildes auf dem Lande zu werden. Jene Erdperiode, die zunächst auf die Steinkohlenzeit folgte, war aber selber noch nicht etwa die der Gegenwart und des Menschen, sondern es war erst das Zeitalter der drachenhaften Saurier, das lange vor Auftreten noch des Menschen viele Millionen von Jahren für sich währte. In den ganzen ersten zwei Dritteln nun dieser Saurierzeit (bis zum Ende der Juraperiode) stand wiederum von jener im ganzen jetzt sieghaften Phanerogamenvegetation nur erst die untere Stufe in Flor, nämlich die sogenannten nacktsamigen Gewächse oder Gymnospermen.

Es gehören zu dieser Gruppe von heute noch lebenden Pflanzen vor allem unsre sämtlichen Fichten, Tannen, Kiefern, Lärchen, kurz überhaupt die Nadelhölzer; daneben zählen dazu noch die jetzt nur tropischen Cycadeen oder Palmfarne, die aber auch bei uns noch gern in Gewächshäusern gezogen werden; für den Anblick halten sie die Mitte zwischen einem Farnkraut und einem Palmbaum, und in ihren Blättern werden sie sogar ganz gewohnheitsmäßig als vermeintliche „Palmzweige“ bei Trauerdekorationen verwendet. Die wirklichen Palmen zählen aber bereits zu der nochmals höheren Pflanzengruppe der bedecktsamigen Phanerogamen oder Angiospermen, und nicht minder gehört hierher der ganze ungeheure Rest unsrer Laubbäume (Eichen, Buchen und so weiter) und all unsrer edelsten und schönsten Blumen in Feld und Garten — ich nenne nur als Krone die Rose. Diese Angiospermen sind als höchste und heute absolut herrschende Gruppe erst im letzten Drittel der Saurierzeit, in der Kreideperiode, hervorgetreten.

Es hat für jeden, der an eine fortschreitende natürliche Entwicklung glaubt, dieses langsame Nachrücken und Sichfolgen der einzelnen Pflanzengruppen in geschichtlicher Reihenfolge genau entsprechend der Rangordnung der Systematik etwas überaus Anziehendes und Beweiskräftiges. Für unser Pflanzenbild von heute aber ergeben sich daraus ganz bestimmte Altersunterschiede.

Das Farnkraut ist, wo es heute noch fortlebt, älter als die Tanne, es reicht bis in die Steinkohlenzeit. Die Tanne ist älter als die Palme oder Buche oder gar die Rose, denn sie reicht noch bis in die frühere Saurierzeit. Dabei wird man aber so allgemein doch noch nicht sagen, daß etwa das Farnkraut oder die Tanne in unsre Zeit nur noch als „Vergessene" ragten. Dazu sind sie entschieden noch zu lebenskräftig. Vor allem die Genossen der Tanne, die Nadelhölzer, bevölkern fast alle Zonen der Erde noch mit so großer Ueppigkeit, daß sie vielfach noch Charakterpflanzen der ganzen Landschaft bilden. Und ihr Stündlein dürfte um so weniger bald schlagen, als sie ganz besonders die Freundschaft des Menschen sich erworben haben, der heute selbst da wieder Meile um Meile künstlich mit nutzbringenden Kiefern bepflanzt, wo einst schon einmal Eiche und Buche das Terrain erobert hatten. Auch von jenen Palmfarnen läßt es sich noch nicht eigentlich behaupten, daß sie bloß noch im Altersasyl fortvegetierten, obwohl sie längst (gleich den echten Palmen) unsre nordische Zone verlassen haben, weil ihnen das Klima dort seit der Ichthyosauruszeit viel zu rauh geworden ist.

Es gibt aber neben den Nadelhölzern und den Palmfarnen heute noch eine dritte kleine Gruppe von Gymnospermen, also alten Saurierzeitgenossen, und mit der kommen wir doch den „Vergessenen" wirklich schon näher. Man bezeichnet sie als die Gnetaceen.

Wunderlich ist ihre Verbreitung von heute, wunderlich ihr Aussehen. Bald tauchen sie bei uns in den Mittelmeerländern auf als sogenanntes Meerträubelgesträuch, in einer Form, die auffällig an Schachtelhalme erinnert. Dann wieder schlingen sie sich als Kletterstrauch durch das Geäst von Baumriesen des Tropenurwaldes. Ihr wildester Sproß aber liegt auf dem glutheißen Sande der südafrikanischen Wüsten, platt wie ein spinnenhaftes Ungetüm, den meterlangen dicken Stamm fast ganz im Boden eingegraben, zwei riesige lederharte Blätter wie zerspliffene Fangarme weithin über den Sand ausgestreckt; das ist die wunderbare Welwitschia, die länger als ein Jahrhundert so im Wüstengrunde steckt, ohne mehr als diese zwei Blätter zu treiben. Alles vereint sich, die Gnetaceen als echte Urweltkinder auch im äußeren Habitus erscheinen zu lassen, die heute fremd in unsre Welt schauen. Und der Eindruck wird verstärkt durch geheimnisvolle verwandtschaftliche Beziehungen zwischen ihnen und einer der allerfrembartigsten Angiospermenurformen, den Kasuarbäumen oder Kasuarinen. Diese Kasuarinen gehören zu den Charakterbäumen der heutigen australischen Landschaft, also in die Region der Känguruhs, eierlegenden Schnabeltiere und Molchfische, wo fast jedes Tier ein „letzter Mohikaner" der Saurierzeit ist. Scheinbar ganz blattlos an seinen fadenartig dünnen, düsteren Zweiggerten, gemahnt solcher Kasuarbaum ganz aufdringlich an ein baumgroßes Schachtelhalmgewächs und zaubert so sogar noch ein Steinkohlenbild herauf. Aber auch im feineren Bau verraten diese grotesken Australier (sie reichen darüber hinaus noch bis auf die andern Grenzküsten des Indischen Ozeans) alle möglichen kombinierenden Anschlüsse, die auf urweltlich unentwickelte Verhältnisse deuten, sie vermitteln zwischen den Gymnospermen und den Angiospermen und weisen wieder in anderm vielleicht wirklich nach den Kryptogamen hinunter, denen sie äußerlich so ähnlich sind. Im einzelnen sind die Akten über sie noch nicht geklärt, aber so viel ist sicher: wo ihr Wundertypus auftaucht, da ist auch Urweltserde, da weht noch heute Atem der Saurierzeit. Die ferne australische Heimat erscheint auch für sie nur als ein Altersasyl wie für jene Beuteltiere und Schnabeltiere, die in den Ichthyosaurustagen auch die Nordkontinente, vor allem unser liebes Europa, fröhlich bevölkert hatten, während wir heute dort nur noch ihre versteinerten Knochen finden.

Es war im Frühjahr dieses Jahres, als ein deutscher Forscher, K. Flach aus Aschaffenburg, in einer Insektensammlung zu Madrid einen Käfer kennen lernte, der sogleich sein höchstes Interesse weckte. Es handelte sich um einen Vertreter der Gruppe der sogenannten Bupreſtiden oder Prachtkäfer. Dahin gehören bei uns meist kleine, in den Tropen aber vielfältig riesengroße Käfer, die wahre Juwelen an Farbenpracht und metallischem Glanz darstellen und neuerdings oft geradezu als Schaustücke in Broschen verarbeitet werden, wo sie es mit Smaragden und Rubinen aufnehmen. Die betreffende Art lieferte sogar ein doppeltes Farbenbild: das Männchen war blau mit gelber, das Weibchen mennigrot mit blauer Zeichnung. Das eigentlich Merkwürdige aber war, daß es sich um einen in Spanien gesammelten Käfer handelte, dessen Gattung (Stigmodera) bisher nur aus Australien bekannt war, wo sie in vielen Arten haust. Solches Auftauchen eines einzelnen versprengten Vertreters in weit entferntem Lande hat stets etwas Anziehendes und erweckt den Verdacht einer Reliquie, eines „Vergessenen". Hier aber stellte sich die Sachlage sogleich als noch viel eigenartiger dar.

Dort im Schnabeltierlande Australien leben die Stigmoderakäfer gewohnheitsmäßig in den Kasuarbäumen. Als Fundort des Spaniers aber erwiesen sich Zweiganschwellungen einer Gnetacee, der Ephedra nebrodensis. Eine vergessene Pflanze der Saurierzeit in Europa nährte also ausgesprochen den Vertreter einer Käfergattung, die sonst auf der Erde nur noch einmal im fernen südlichen Asyl der Reliquientiere und Reliquienpflanzen in andern „Vergessenen", den Kasuarinen, lebte!

Das Volk der Käfer ist alt, das wissen wir aus versteinerten Resten genau. Nichts steht im Wege, sich zu denken, daß dieses Stigmoderavolk selber schon in der Saurierzeit existiert hat. So stände denn auch nichts der Annahme im Wege, daß sich damals schon gerade diese Käfersorte zäh an eine Uebergangsgruppe der Gymnospermen zu den Angiospermen herangemacht, gleichsam seine „Hab" auf sie „gestellt" hätte. Diese Gruppe bildete in jenen fernen Tagen wohl reichen Waldbestand bei uns in Europa. Wie die Beuteltiere ihn damals bei uns durchkletterten, so durchschwärmten ihn auch die schönen Prachtkäfer und gewöhnten sich an sein ganz bestimmtes Holz. Nun gingen viele Jahrmillionen hin. Jene merkwürdige Pflanzengruppe kam mit den Sauriern auf den Aussterbeetat. In Europa blieben von ihr nur die paar Meerträubel,

zu denen heute jene spanische Ephedraart gehört, übrig. Kein Beuteltier hielt in ihrer Nähe bis heute durch. In Australien, dem Weltasyl, hielten sich dagegen in einstiger Pracht die schon etwas vorgeschritteneren Kasuarbäume, heute noch von Beuteltieren belebt. Und hier in Australien blühte auch mit den Bäumen das alte Prachtkäfervolk in vielen Arten weiter, ebensowenig dort von der Länge der Zeit geschreckt wie die Beuteltiere selbst. In Spanien aber blieb doch der eine einzige Käfer der Vorwelt dem letzten Rest der alten Nährpflanze seines Geschlechtes treu: ein einziger aus jener Prachtkäfergattung Stigmodera sitzt heute, nach so viel Millionen Jahren noch, in den Zweigen seiner Ephedra; ihm ist geglückt, was kein Beuteltier und Schnabeltier vermocht: sich auch in Europa zu retten bis auf diesen Tag.

Wie der Entdecker Flach sogleich selbst ausgesprochen hat, handelt es sich hier um einen der lehrreichsten Reliquienfunde, die je gemacht worden sind, wohl vergleichbar der Auffindung eines noch lebenden Beuteltieres selbst in Europa. Das Verwickelte des Fundes lehrt, daß uns wohl trotz allen Spüreifers der Sammler so mancher „Vergessene" bis jetzt noch entgangen sein könnte. Es liegt in der Natur der Sache, daß solche letzten Mohikaner am liebsten an den denkbar unzugänglichsten Stellen sitzen. So lebt der Fischmolch Olm, der vielleicht nur noch die konservierte, fortpflanzungsfähige Larve eines sonst längst ausgestorbenen Landmolchs darstellt, heute nur noch in den finsteren, unterirdischen Gewässern der Adelsberger Grotte. Die Seelilien, deren Blütezeit auch das Sauriermeer war, haben sich fast nur in der Tiefsee erhalten, deren Abgründe wir erst jetzt zu durchforschen beginnen. Sie haben eben meist selbst gesorgt, diese vergessenen Urwelter, daß von ihnen nicht „zu laut" gesprochen werde!

Herbst

Von

Carl Wilhelm

Laß uns durch die Herbstwelt schweifen,
Ihren reichen Freuden leben;
In den Lüften liegt ein Reifen
Und der herbe Duft der Reben.

Mit dem rotgeflammten Laube
Will ich deine Stirne schmücken;
Meine Hand soll einer Traube
Säfte in den Becher drücken.

Deine Lippen sollen schlürfen
Diesen Weinduft mit Behagen
Und den Segen sprechen dürfen
Allen reichen Erntetagen.

Ein Herbsttag am Genfer See

Von

Adelheid Stier

Das war ein Tag, mit Sonnenlicht getränkt,
So schön, wie selten nur der Herbst uns schenkt!
Die schneegekrönte Firnenspitze lag
In schleierlosem Glanz den ganzen Tag,
Rings aus den Vignen klangen Winzerlieder,
Und Böllerschüsse hallten lustig wider.

Es blühten noch so reich und sommerschwer
Die Rosen um die Weinbergsmauern her,
Und weiße Segel schwammen auf der Flut,
Durchleuchtet von der goldnen Sonnenglut —
Woher? Wohin? Ich hielte sie so gerne:
Hier wohnt das Glück — was strebt ihr in die Ferne?

Auch dieses Tags Gestirn durchlief die Bahn.
Mit ihren Schatten zieht die Nacht heran,
Und frische Kühle weckt mich aus dem Traum.
Was hast du heut erlebt? — Ich weiß es kaum;
Mit allen Sinnen hab' ich nur genossen
Den schönen Tag, der nun dahingeflossen.

Die Kraftwagen der Heerführer

Von

Generalleutnant z. D. von Reichenau

Wie die Schöpfungen der Technik immer einen Wandel der Lebensformen im Gefolge haben, so ändern sie mit den Kampfmitteln auch oft die Kampfformen. Das zeigt wiederum eines der neuesten Produkte der Technik, der Kraftwagen. Er scheint berufen zu sein, in den nächsten Kriegen zwischen Kulturheeren nach mehrfacher Richtung hin eine bedeutsame Rolle zu spielen.

Hier sei dieses modernen Fahrzeugs nur in seiner Eigenschaft als Transport- und in gewissem Sinne auch als Kampfmittel der höheren Truppenführer gedacht. Seine Benutzung ändert in Verbindung mit Telegraph und Telephon das Bild wesentlich, das man sich bisher von dem Verhalten der Heerführer im Gefecht vielfach gemacht hat. Bald sehen wir die Führer dargestellt, wie sie auf stolzem Roß, umgeben von zahlreichem Gefolge, inmitten ihrer Truppen dahinsprengen, bald halten sie malerisch auf dem im Gefechtsfeld gelegenen „Feldherrnhügel", bald setzen sie sich an die Spitze der Truppen, um sie fortzureißen zu Sturm und Sieg. Behalten diese Bilder auch künftig noch eine gewisse Gültigkeit für die in enger Verbindung mit ihren Truppen bleibenden Führer, für die Kommandeure also bis einschließlich derer der Divisionen, so werden die Armeekorps wie die Armeen ihre Führer auf den Märschen wie im Gefecht immer seltener unter sich zu Pferde sehen. Denn der Kraftwagen ist berufen, das Pferd der höheren Generale im Felde in vielen Lagen voraussichtlich mit großem Vorteil zu ersetzen. Das Verhalten der Heerführer erfährt dadurch manche Aenderung.

In erster Linie wird das Automobil dem Führer treffliche Dienste bei der Erkundung des Gefechtsfeldes leisten. So wenig der höhere Truppenführer dauernd in die Gefechtslinie gehört, so wertvoll ist es für seine weitere Tätigkeit, sich einen Ueberblick über das Gefechtsfeld zu verschaffen. Napoleon hat eine solche Erkundung nie unterlassen, wo die Verhältnisse sie ihm möglich machten. Das Automobil führt den Generalissimus aber weit rascher an die geeigneten Punkte heran als das Pferd. Das ist bei der heutigen Ausdehnung der Gefechtslinie großer Schlachten von besonderem Wert. Wo ungünstiges Gelände dem Kraftwagen beim Verlassen der Wege Halt gebietet, muß natürlich der Weg zu Fuß oder zu Pferde fortgesetzt werden. Die Pferde hat irgendein in der Nähe befindlicher Truppenteil zu stellen, da die Begleitung des Automobils durch die Pferde des Stabes ausgeschlossen ist.

Nach Beendigung der Erkundung begibt sich der Führer mit seinem Wagen an die für die Leitung des Gefechts günstigste Stelle, die er nur dann noch während des Gefechts verläßt, wenn dessen Gang ihn dazu zwingt. Sehr geeignet als Aufstellungspunkte sind Straßenknoten hinter der Gefechtslinie, die dem Gefechtsbereich so weit entrückt sind, daß der Führer weder durch das Kampfgetöse noch durch die Bewegungen der Truppen in seiner reiflichster Ueberlegung bedürfenden Arbeit gestört wird. Die Benutzung von Telegraph und Telephon, wie die Verwendung von Automobilen und Motorrädern zum Meldedienst wie zur Befehlsübermittlung gestatten dem Führer, jetzt viel weiter hinter der Gefechtslinie zu bleiben, als das früher möglich war.

Der Führer einer Armee ist deshalb immer weniger der Haudegen, als der er in der Phantasie des Laien lebt; er ist vermöge der genannten neuen Hilfsmittel jetzt weit mehr zu einem strategischen und taktischen Rechenmeister geworden. Ein Faktor allerdings unterscheidet ihn wesentlich von den andern Kopfarbeitern — das ist die ihm aufgebürdete Notwendigkeit, mit Menschenglück und Menschenleben rechnen zu müssen. Sein Mut hat deshalb Ausdruck zu finden in seiner Charakterstärke, deren er unbedingt bedarf, um nicht unter dem Druck der auf ihm lastenden Verantwortung nervös zu werden und damit die erforderliche Ruhe zu verlieren. Sein Kopf muß klar bleiben für das blutige, folgenschwere Schachspiel, das er mit seinem Gegner auszufechten hat.

Die Durchführung dieser schwierigen Aufgabe des höheren Truppenführers verlangt, daß, soweit möglich, alle störenden Einflüsse in der Zeit seiner Führertätigkeit von ihm ferngehalten werden. Ein übermüdeter, frierender, hungernder, durchnäßter Herr vermag, besonders in vorgerückteren Jahren, nicht mit derselben geistigen Intensität und Klarheit zu arbeiten, als wenn er sich in jeder Beziehung in guter körperlicher Kondition befindet. Hierzu trägt nun der Kraftwagen in hohem Maße bei. Er bringt den General ohne Ermüdung auf den Platz seiner Tätigkeit; bei geeigneter Konstruktion mildert er die Witterungseinflüsse, ist Arbeitskabinett und führt alles Nötige zur Ernährung und Pflege seiner Insassen mit sich. Ein solcher Wagen muß also völlig schließbar, heizbar und so geräumig sein, daß in seinem Innern ein Kartentisch aufgeklappt werden kann, an dem einige Personen Platz finden. Gerade die bequeme Auslage der Karten und die Möglichkeit, die Verteilung der Truppen auf der Karte durch Fähnchen markieren zu können, erleichtert die Uebersicht sehr.

Wagen mit ähnlicher Einrichtung, wie sie vorstehend skizziert ist, sind auf Automobilausstellungen bereits in gut entwickelten Konstruktionen vorgeführt worden. Man hat sogar, wie ich glaube, des Guten mitunter zu viel getan, indem man sie



Der König des Waldes

Nach einem Gemälde von Josef Schmitzberger



gepanzert und mit Maschinengewehren versehen hat. Da es indes nicht der Beruf des höheren Offiziers ist, selbst zu fechten, auch nicht, sich in das feindliche Feuer zu begeben, so kann die Schutz- und Trutzbewehrung seines Wagens entbehrt werden. Man darf sogar sagen, daß es fast immer fehlerhaft ist, wenn der Heerführer persönlich in die Gefahrszone kommt, denn es ist zu viel verloren, wenn er außer Gefecht gesetzt wird. Die gepanzerten und bewaffneten Kraftwagen können zu manchen andern Gefechtszwecken in trefflicher Weise Verwendung finden, für die Wagen der Heerführer ist eine solche Konstruktion aber eher schädlich wie nützlich, weil durch sie die Wagen unnötig erschwert werden. Ein für den Transport von etwa sechs Personen — General, Stabschef, zwei Generalstabsoffiziere, Wagenführer, Ordonnanz — eingerichteter gedeckter Wagen hat schon ohne Panzerung ein so beträchtliches Gewicht, daß aller Grund vorhanden ist, alle irgend entbehrlichen Einrichtungen beiseite zu lassen.

Aber Vorsichtsmaßregeln nach andrer Richtung hin müssen zur Anwendung gelangen. Dem Wagen des Truppenführers muß ein ebenso eingerichteter Reservewagen beigegeben werden, der ihm stets für den Fall einer Betriebsstörung am eignen Wagen unmittelbar folgt. Er kann durch sonstige Offiziere des Stabes benutzt werden. Außerdem ist die Zuteilung von zwei Motorradfahrern erforderlich, um Befehle rasch übermitteln zu können, wenn die telegraphische oder telephonische Verbindung noch nicht hergestellt ist. In Feindesland besonders wird man dem Heerführer noch eine ebenfalls auf Kraftwagen beförderte Sicherheitswache beigeben müssen. Auch hierzu sind schon der Reserve halber zwei Wagen erforderlich.

Ein in das Gefecht vorrückendes Hauptquartier könnte also wohl zumeist mit vier Kraftwagen und zwei Motorrädern auskommen. Dieser Train ist klein im Verhältnis zu einem berittenen Stab, der in der hier in Betracht gezogenen Stärke 35—40 Pferde brauchen würde.

Allerdings werden die Pferde der höheren Stäbe durch die Automobile nicht ganz entbehrlich, da immer Lagen eintreten können, in denen ein Stab sich der Pferde bedienen muß. Sie sind deshalb in das Feld mitzuführen. Im Gefecht würden sie, nachdem der Stab mit seinen Wagen Aufstellung genommen hat, an diese heranzuziehen sein.

Trotzdem also die Wagen als eine Doppelausrüstung der Transportmittel der höheren Stäbe erscheinen, kann doch kein Zweifel darüber obwalten, daß die Kraftfahrzeuge die weiteste Verwendung für den gedachten Zweck finden werden. Sie sind ein Mittel zu einer bisher ungeahnten Stärkung der Arbeitskraft der Führer im Felde, und um dieses Ziel zu erreichen, ist kein Preis zu hoch. Man wird deshalb auch nicht vor der Notwendigkeit zurückschrecken dürfen, die Wagen für die höheren Stäbe bereits im Frieden zu beschaffen und sie dauernd in gebrauchsfähigem Zustand zu erhalten. Die zum Kriegsdienst aus dem Privatbesitz herangezogenen Automobile werden nur ausnahmsweise für die Zwecke der höheren Stäbe geeignet sein, so gute Dienste sie auch nach andern Richtungen hin zu leisten vermögen. Die in den letzten Kaisermanövern gemachten praktischen Erfahrungen dürften mit diesen Darlegungen im wesentlichen übereinstimmen.

Unbekannte Aphoristen

Von

Otto Weiß

Ein Musiker: „Die Liebe ist eine Oper: die ersten verständnisinnigen Blicke sind die Ouvertüre — die Ehe ist das Finale."

•

Ein Lokomotivführer: „Je besser die Leute fahren, desto weniger denken sie an den, der für sie schwitzt."

•

Ein Parapluiefabrikant: „Wenn ein Schicksalsgewitter auf uns Menschen niedergeht, dann spannen wir den Regenschirm der Lebensweisheit auf — und merken, wie sehr er durchlöchert ist."

•

Ein Hausierer: „Der Mensch will möglichst teuer geben und möglichst billig bekommen. So hat er von jeher — nicht nur gehandelt, sondern auch gehandelt."

Ein Seifenfabrikant: „Oft wäscht eine Hand die andre so lange, bis beide schmutzig sind."

•

Ein Schuster: „Manche Dame lebt nur deshalb auf großem Fuß, weil sie einen kleinen Fuß hat."

•

Ein Friseur: „Schwer ist's, die Gelegenheit beim Schopf zu fassen, wenn sie eine Glatze hat!"

•

Ein Lehrling: „Und wenn der Herr Meister auch noch so sehr pfuscht — er bleibt doch der Meister!"

•

Ein Kellner: „In dieser Welt will jeder zuerst essen."

Eine romantische Künstlerfahrt

Von

Georg Agi

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)



Die Burgfrau

Vor Wochen war es, an schönem Sommertag, da zog ein gar malerisches Fähnlein streitbarer Mannen heran von Hopfgarten im Brixental: hoch zu Roß der Feldhauptmann mit wallendem Helmbusch, zu Fuß ihm folgend Ritter und Reisige, Kämpen in Wams und Pluderhose, markige Landsknechte, Trommler und Pfeifer, und zum Schluß der schwerbeladene Bagagewagen. Dort, wo die hohe Salve einen Vorsprung auslädet, der die romantische Brixentaler Klause flankiert, auf keckem Luginsland, steht Itter, die stolze Feste. Dem Burgherrn und seinem Kampfgenoß, dem trutzigen Kropfsberger, war Fehde angesagt; er hatte sie angenommen und durch seinen Herold sagen lassen, „daß denen Belagerern Kartaunen und Feldschlangen ein lieblich Getöse aufspillen sollen, jeder aber, der in seine Hände fallet, geviertelt, gespießet und gerädert werde. So aber ein friedlich Ueberainkommben möglich seye, solle ein freundlicher Empfang gesichert seyn, viel Faß edlen Gesöffs und reichliche Atzung denen Mannen geboten werden".

Die Streiter aber wollten nicht paktieren; so sandten drohend hoch von Itter herab ins Tal die Donnerröhren ihre schlimmen Blitze. Und aus dem Hohlweg brachen die von Itter hervor, aus sicherem Verhau, und fielen dem kampflüsternen Feinde in



Der Burgherr von Itter

die Flanke. Gefangene gab's, eh' sich die herandrängenden stämmigen Bayern des versahen; mit Stricken gefesselt wurden ihrer zwei von den Itterern zur Burg emporgeschleppt. Das ließ der Bayern Ingrimm wachsen. Mit Sturmzeug und Leitern griff ihr Haufe bald die Feste an; und was die Kraft nicht leisten mochte, tat die List. Dieweil die Masse mit Löwenmut am Burgtor den Eintritt zu erkämpfen strebte, erklomm ein kleiner Hauf die Mauerwehr an schwachbesetzter Stelle und drang ins Burggebiet. Der Itterer kleine Schar mußte sich ergeben; Urfehde schwor der Burgherr. Und weil es doch kein schlimmes Blutvergießen war, vergaß man allen Zwist und Streit und weihte sich dem Trunk und der Minne. Frauen kamen und grüßten die Mannen mit lieblichem Wort, sprachen von alter schöner Zeit und der schönen Kunst, die um sie den herrlichen Kranz gewoben, und hießen den Marschall im reichen Wappenrock auf des Burgherrn Geheiß, die Gäste zu mahnen, „das Best zu tun im mannlich



Schloß Itter in Tirol

Trinken und Schlampampen, zumalen die gereichte Atzung benebst Trunk trefflich geeignet, sich den glatten Balg zu hoffieren, womit jedoch nit vermeynet, daß die Kriegsleuth sich nit sollten eines geziemend und sittsamb und ehrbar Wandels befleißen und allzeyt gedenken, daß sie auf des Herrn Palas und nit im Feldlager sich befinden".



Im Burghof versammelt zu lustiger Kurzweil

•

Des Marschalls Aufforderung ward getreulich befolget, und es erhob sich auf Tagesfrist eine Festesszene von jener malerischen Schönheit und Eigenart, die nur die alte romantische Zeit schaffen und echtes, rechtes Künstlerblut wiederbeleben konnte.

Der durch Veranstaltung so mancher glanzvoller Münchner Künstlerfeste vielgenannte und bekannte Künstler-Sänger-Verein München hatte auf Einladung seines Freundes, des Burgherrn Eugen Meyer, die romantische Fahrt nach Itter unternommen. Im Wirtshause zu Hopfgarten hatten die Künstler den Stadtfrack abgelegt und originellste Romantik übergezogen. Die meisten hatten sich ihr Kostüm historisch treu komponiert, so gab es eine köstliche Augenweide. Wie der Ueberfall, so wurde auch das übrige reiche Programm des Tages auf Itter in reizender Originalität und unvergleichlicher Künstlerart durchgeführt; es war eine Lust und Freude, von der sich der Unbeteiligte kaum einen Begriff zu machen vermag.



Gruppe von Teilnehmern an der Künstlerfahrt nach Schloß Itter

Der Höhepunkt kam mit dem Abend: da erschien ein gar würdiger Kapuziner und redete den Romantischen und dem Tiroler Volk, das in seiner schmucken Tracht gekommen war, scharf ins Gewissen, predigte den Malern, die nichts mehr stiften für die Kirchen, den Bauern, die nicht mehr hineingehen, und den Klöstern, welche die Abgaben verweigern: „Sie lassen's fehlen am Wein und am Futter — Und werden rebellisch wie Doktor Luther."

Als der Nachthimmel einen herrlichen Sommertag begrub, da lohten Irisflammen und mächtige Feuer auf dem Burghofe, wo Hans Sachsens Minne auf freier Bühne Platz gegeben ward; hier agierten Künstlersänger gar wirksam des alten Nürnberger Poeten Sinnspiel „Der fahrende Schüler ins Paradeis". Im glänzenden Rittersaal ward dann in vergnüglicher Tafelrunde der neue Tag begrüßt, für edle Gastfreundschaft dem Burgherrn und der Burgfrau eine Minne getrunken, Valet gesagt den herrlich schönen Stunden. —

Das Schloß Itter ist laut Epitaph, das die Geschichte der Burg erzählt, urkundlich schon im zehnten Jahrhundert genannt, im Besitz des Lehnsherrn der Gegend von Hopfgarten, des Grafen von Chiemgau. 1526, zur Zeit des Bauernkrieges, fiel es in Schutt und Asche, bis auf die hochragenden Mauerreste, die noch heute von jener schlimmen Zeit erzählen. Auf den Trümmern der alten Burg, die Erzbischof Lang bald nach dem Bauernkrieg errichten ließ, hat sich im Lauf der Zeiten die neue erhoben; prächtig im Innern, stolz und mächtig nach außen, krönt Schloß Itter, weithin sichtbar im Tal der Brixener Ache, einen bevorzugten Aussichtspunkt.

Das Schloß, das der heutige kunstsinnige Besitzer durch den Münchner Architekten W. Knörnschild prunkvoll ausgestalten ließ, war vordem im Besitz der berühmten Pianistin Sofie Menter. Tschaikowsky hat hier oben seine VI. Symphonie komponiert.

Das Ende Don Juans d'Austria

Von

Detlev von Liliencron

Barbara Blomberg aus Regensburg war
Don Juans schöne Mutter.
Sein Vater, Carolus Quintus, Cäsar,
Führte Krieg mit Martin Luther.
Alba, der finstre Herzog, tat nie
Vor einem Menschen erschrecken;
Nur vor Bärbel, seltsam, sah er sie,
Verkroch er sich zag in die Ecken.

Don Juan ward ein berühmter Held,
Schlug Türken, Mohren und Christen;
Ueberall prunkt' er als Sieger im Feld,
Wo seine Fahnen sich hißten.
König Philipp, sein Bruder, hieß ihn setzen den Fuß
In die fernen Niederlande,
Daß er mit Graus zu Grus und Mus
Oranien schlüge in Bande.

Don Juan duckte flugs bei Gemblours
Die unglückseligen Staaten.
Dann bat er Don Philipp um Münzzufuhr,
Doch dem fehlten auch die Dukaten.
In Niederland wie in Spanien blieb
Die Geldchose höchst verquackelt,
Und wie Don Juan auch schrieb und schrieb,
Kein Pfennig kam angewackelt.

Was sollt' er nun machen, der arme Tropf,
Ohne Kassa ist nichts zu erreichen.
Kein Gulden fiel aus seinem Schopf,
Kein Stüver aus seinen Weichen.
Dazu kam die Pest und warf ihn hin
In Bouges auf die kärglichste Schütte.
Er starb im Elend, das war sein Gewinn,
In einer Zigeunerhütte.

Bei Carolo Quinto im Eskorial,
So kündet sein letzter Wille,
Wünscht er zu ruhn nach der Daseinsqual
In tiefer, unendlicher Stille.
Aber, o weh, wie groß war die Not,
Wer zahlt nach Madrid die Diäten?
Die Leiche soll weg; umsonst ist der Tod,
Doch zum Leben gehören Moneten.

Und was, um zu sparen, geschah? Man zerschnitt
Den Seligen in drei Teile,
Verpackt sie und gibt sie am Sattelknopf mit
Drei Reitern, nebst Auftrag zur Eile.
Und als sie so nach Spanien geschickt,
Löst man sie dort von den Sätteln.
Schnell sind sie wieder zusammengeflickt,
Herr Johann braucht nicht mehr zu betteln.

Er wird bestattet mit großem Aplomb,
König Philipp war selbst zur Stelle,
Und ganz Kastiliens Grandenpomp
Zog mit bis zur Jaspisschwelle.
Im Eskorial wuchtet der Sarkophag;
Bei Caroli Quinti Gestühle
Warten Vater und Sohn auf den jüngsten Tag
In Marmor und Nischenkühle.



Aus dem Schwind-Bande der „Klassiker der Kunst"

Besprechung a. S. 304

Die Rose

Nach einem Gemälde von Moritz von Schwind

Das Original in der Königlichen Nationalgalerie zu Berlin



Die Reise nach Augsburg

Erzählung

von

Karl Pauli

Beider Augen leuchteten, als er das Buch weglegte, es war ein ziemlich mittelmäßiger Roman aus den vierziger Jahren, voll Unnatur und Rührseligkeit, aber damals liebte man das, je falscher Menschen und Dinge gezeichnet waren, desto staunenswerter. Andre Zeiten, andre Lieder.

„Ja, Augsburg!“ sagte er, „ich habe mir immer gewünscht, einmal nach Augsburg zu kommen; du auch?“

Sie nickte, sie hatte sich zwar noch nie viel um Augsburg gekümmert, aber da „er“ wünschte, nach Augsburg zu kommen, wäre es ihr wie ein Frevel erschienen, wenn nicht sofort der brennende Wunsch, die alte Stadt zu sehen, in ihrem Herzen aufgestiegen wäre. Jetzt wurde dieser Wunsch im übrigen stark durch die Lektüre des Romans unterstützt; derselbe spielte in Augsburg zur Zeit des Mittelalters und schilderte in lebhaften Farben das Milieu der damaligen Stadt.

„Ja, Augsburg!“ wiederholte er, „eine herrliche, eine deutsche, stolze Stadt!“ Und nun wiederholte er mit jener pedantischen Gründlichkeit, die dem deutschen Lehrer besonders eigen, was er auf dem Seminar und der Präparandenanstalt in Geschichte und Geographie über den Ort gehört.

Sie hörte ihm zu mit andächtiger Miene und zärtlicher Spannung, und als er mit seinem gelernten Kram endlich zu Ende war, hauchte sie hingerissen:

„Ja, dort muß es schön sein, dort möchte ich hin.“

„Weißt du,“ sagte er, „wir machen unsre Hochzeitsreise nach Augsburg!“

Sie erschauerte, so viel Glück ahnen zu dürfen, und lehnte sich zärtlich an ihn.

Nun besprachen sie nochmals den ganzen Roman, die Orte, Plätze, Straßen, Häuser der alten Stadt, sie meinten schon in den engen Gassen herumzuwandeln und stritten sich, ob man, um von diesem Platz zu jener Kirche zu kommen, rechts oder links gehen müsse, und als er endlich zur Schlafengehenszeit das kleine Häuschen der Ratschreiberswitwe, deren Tochter Grete seine liebe Braut war, verließ, da schied er mit den Worten: „Also Gretchen, es ist beschlossen, unsre Hochzeitsreise machen wir nach Augsburg.“

Sie nickte, jetzt erschauerte sie nicht mehr vor Glück bei dem Worte; nun er von ihr ging, klang es so ganz anders. Hochzeitsreise — ja dazu gehörte vor allem eine Hochzeit —, und wann würde die sein? Wenn er eine Anstellung hätte. Und wann würde er die bekommen? Das konnte Jahre dauern.

Es dauerte denn auch noch eine geraume Weile, aber eines Tages kam er doch mit einem Brief angelaufen, in dem stand, daß der Schulamtskandidat Heinrich Brauer zum zweiten Lehrer der städtischen Schule in Haimburg in Ostpreußen ernannt sei.

Nun war das Glück groß. An Augsburg dachte man vorläufig nicht, erst wurde geheiratet.

Es war am Tage nach der Hochzeit, als das junge Paar das erstemal in seinem eignen Heim saß, da fragte er, indem er ihre Hand ergriff:

„Gretelchen, ich hab' dir was abzubitten, weißt du, ich hab' hin und her gerechnet, es ging beim besten Willen nicht, wir müssen sie aufschieben.“

„Was denn?“ fragte sie wie verwundert, sie wußte genau, was er meinte, aber er sollte es nicht merken, sie wollte so tun, als ob sie es längst vergessen hätte.

„Die Augsburger Reise!“ sagte er.

Sie hielt ihm den Mund zu.

„Aber was sprichst du da, daran hab' ich längst nicht mehr gedacht; von was denn, du armer Kerl? Wenn ein Mädel so gar nichts mitbringt wie ich, da hören Hochzeitsreisen auf.“

Jetzt hielt er ihr den Mund zu.

Aber das Thema war einmal aufgebracht und ließ sich nicht so leicht von der Hand weisen. Erst wurde besprochen, warum es nicht ging, dann wie schön es gewesen, wenn es gegangen wäre, und ehe sie sich's versahen, befanden sich beide mitten in Augsburg und in dem Roman.

Ach, es mußte doch zu schön dort sein. Und wieder beschlossen sie, ganz bestimmt hinzufahren, wenn sie erst so viel erspart, und dann rechneten sie aus, wieviel die Reise wohl kosten und wieviel Zeit wohl vergehen könne, bis sie diese Summe erspart hätten. Zwei Jahre möchten wohl ins Land gehen, aber das sollte sie nicht abhalten, tüchtig zu sparen.

Und was sie sich vorgenommen, das führten sie redlich aus, die Summe war auch beinahe zusammen, aber nach Augsburg kamen sie doch nicht, dafür kam der Storch, und Storchbesuch kostet Geld,

mehr als die Hälfte ihrer Ersparnisse ging darauf.

Sie ließen sich nicht entmutigen und trösteten sich mit der Zukunft; Augsburg mußten sie sehen, das stand fest, und da es kein andres Mittel gab, sparten sie mutig von neuem. Aber das ging jetzt schon viel langsamer, so ein kleiner Erdenwurm verlangt auch Ausgaben, dennoch hofften sie's in vier Jahren zu erreichen. Da kam im dritten Jahr der Storch schon wieder. Das gab der Kasse, den Hoffnungen und Aussichten einen bösen Stoß. Die schöne Stadt — sie lag von Ostpreußen schon weit genug — schien in noch nebelhaftere Ferne gerückt. Dennoch, sie ließen den Mut nicht sinken. Um sich ganz zu stärken, lasen sie den Roman noch einmal, und fester wie je beschlossen beide, Augsburg zu sehen, es koste was es wolle. Und mit neuem Mut und frischen Kräften wurde weitergespart.

Da kam ein böser Gast ins Haus, Krankheit, und wich beinahe ein Jahr nicht aus der niederen Stube, erst waren es die Kinder, die sich legten, dann die Mutter, die bei der Pflege der Kleinen ihre Kräfte aufgezehrt, und zuletzt warf es auch den von Wachen, Angst und Sorgen erschütterten Mann nieder. Von Sparen war keine Rede mehr, im Gegenteil, als alle wieder gesund waren, da lag nichts in der Sparbüchse als das Verzeichnis der Schulden, die sie hatten machen müssen.

Aber sie waren alle wieder gesund, und das war die Hauptsache.

An die Reise nach Augsburg konnte freilich vorderhand nicht gedacht werden, und sie dachten auch nicht daran, wenigstens nicht im Ernst, nur zuweilen, wenn sie so zusammensaßen, da sagte er plötzlich ganz unvermittelt:

„Aber nach Augsburg kommen wir doch noch, das steht fest."

Und sie nickte dann und antwortete:

„Ja, ganz sicher, das steht fest!"

An einem jener Tage kaufte er eine kleine Blechschachtel und ritzte darauf die Worte: „Zur Reise nach Augsburg", in die kam jeder Groschen, der nur irgend zu entbehren war.

Die Zeit verging, die Schulden waren abgetragen und in der Büchse klapperte manch harter Taler. Aber die Kinder wuchsen auch heran, und als die Zeit da war, da mußte der Aelteste aus dem Hause aufs Gymnasium. Erst glaubte der Vater es durchzudrücken, aber die Ausgaben wuchsen und es blieb nichts übrig, als in die Blechschachtel zu greifen.

Die Augsburger Reise war deshalb nur aufgeschoben, nicht aufgehoben, und wenn sie so zusammensaßen, da sagte der Lehrer häufig zu seiner Frau: „Sobald der Junge was ist und für sich selber sorgen kann, dann fahren wir nach Augsburg, denn Augsburg müssen wir sehen, das steht fest!" Worauf Frau Grete erwiderte:

„Ja, Vaterchen, wenn nichts dazwischenkommt, sonst reisen wir später."

Und es kam wieder was dazwischen, denn als der Junge endlich sein Examen gemacht und eine Anstellung gefunden hatte, er war Philologe und Doktor der Philosophie, da war die Schwester herangewachsen, und als der Bruder sein Glück meldete, da bat auch sie die Eltern, ihr Glück zu gründen und sie dem Manne ihrer Wahl zu verloben.

Heiraten kostet Geld, und für einen armen Volksschullehrer ist es keine Kleinigkeit, eine Tochter anständig auszustatten. Da mußte eben geopfert werden, was da war, und als das nicht reichte, ein Darlehen aufgenommen werden.

„Aber wenn das bezahlt ist, Gretel," sagte Brauer, als er den Schuldschein unterschrieb, „da fahren wir ganz bestimmt nach Augsburg, nicht? Denn Augsburg müssen wir sehen, das steht fest."

Sie nickte:

„Wenn nichts dazwischen kommt, ja, Vaterchen, ja, sonst warten wir noch eine Weile, aber Augsburg müssen wir sehen, das steht fest!" —

Sie sollte es nicht sehen, eines Tages begehrte ein Mann mit bleichem, bleiernem Gesicht, in einen langen schwarzen Mantel gehüllt, Einlaß in das Schullehrerhaus. Er trug eine blanke Sense über der Schulter, mit der klopfte er an Tür und Fenster, stürmischer und stürmischer, je verzweifelter man ihm da drinnen den Eingang wehrte. Der Tod.

Es war keine Hoffnung mehr.

Müde und abgezehrt lag die blasse Frau in den weißen Kissen. Brauer hatte den Kindern telegraphiert und erwartete stündlich ihr Eintreffen. Jetzt saß er am Bette seiner Frau und hielt ihre Hand in der seinen. Sie sprach von allem, was noch zu tun sei und zu tun wäre, wenn sie erst nicht mehr da, wie eine sorgende Mutter ihr Haus bestellt. Die Kinder bat sie ihn tausendmal zu grüßen, wenn sie sie nicht mehr sehen sollte, und trug ihm tausend Segenswünsche für sie auf.

Dann, nachdem sie eine Weile ruhig gelegen, sagte sie:

„Und eins versprich mir, Heinrich."

„Was denn, Gretel?"

„Gleich nach 'm Begräbnis, gelt, da fährst du nach Augsburg?"

Er nickte und antwortete ausweichend:

„Gleich, gleich wird's wohl nicht gehen, Gretel!"

„Nu ja, ja!" sagte sie, „ich weiß ja, aber wenn's Begräbnis bezahlt ist und du das Geld zur Reise zusammenhast, dann fährst du?"

Er schüttelte leise, aber nachdrücklich den Kopf.

„Nein, Gretel, nein, alleine ohne dich, das wäre mir keine Freude, was soll ich denn ohne dich in Augsburg, da wart' ich schon lieber noch ein paar Jahre, wie lange kann's denn dauern, und weißt du, ich hab' mir's überlegt, jetzt brauch' ich auch gar nicht mehr hinzufahren, und es schadet auch weiter nicht, daß wir nicht dagewesen sind, ich denke, wenn wir dann beide von dort oben herunterschauen, da sehen wir's am Ende ebensogut!"

Sie sah ihn lächelnd an und schloß die Augen, ein Zug von Glück lag auf dem blassen Gesicht.

Als er sie wieder etwas fragte, gab sie ihm keine Antwort mehr.



Literatur

Ein Schwind-Werk. Als vor zwei Jahren Moritz von Schwinds hundertster Geburtstag gefeiert wurde, zeigte es sich so recht, wie tief und unverwelklich sein Ruhm im deutschen Volksbewußtsein wurzelt. Die Ausstellungen von Werken seiner Hand, die an verschiedenen Orten veranstaltet wurden, fanden nicht nur im engeren Kreise der Kunstgelehrten und Kunstfreunde dankbare und innige Beachtung; jeder Kunstempfängliche freute sich dessen, was sie boten, und die Reproduktionen Schwindscher Schöpfungen, die damals und seitdem in großer Anzahl, einzeln und in Zyklen, neu publiziert wurden, haben überall dem Künstler neue Anhänger geworben, haben den Sinn für eine schlichte und doch aristokratische Kunst weithin verbreiten helfen. Jene Ausstellungen aber und der Erfolg, der ihnen beschieden war, mußten auch den Wunsch wachrufen, das Gesamtbild vom Schaffen Schwinds, das sie ergaben, über die zeitliche Dauer jener Veranstaltungen hinaus festzuhalten, eine Gesamtausgabe seiner Werke zu schaffen, solange diese noch in ihrer überwiegenden Mehrzahl erreichbar und nachweisbar sind, und in einer solchen Ausgabe dem deutschen Volk einen seiner geliebtesten, ihm innerlichst angehörigen Meister, dem deutschen Volk den ganzen Schwind zu unverlierbarem Besitz zuzuführen. Und dieser Gedanke ist nunmehr verwirklicht: in dem eben erschienenen neunten Bande der „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) begrüßen wir den „ganzen Schwind“, in den 1265 Abbildungen des wirklich imposant anmutenden Bandes eine nahezu lückenlose authentische Darstellung seines Werdeganges und seines Schaffens von den tastenden Versuchen der ersten Jünglingsjahre bis zu den harmonisch abgeklärten, durch und durch beseelten Meisterwerken seiner letzten Zeit. Es war kein leichtes Stück Arbeit, die überquellende Fülle des Materials, die hier vereinigt ist, zusammenzubringen; und es ist ziemlich sicher anzunehmen, daß diese Arbeit in solcher Vollständigkeit nur durchzuführen war dank jener heute von übereifrigen Vorkämpfern der Pietät angefochtenen gesetzlichen Bestimmung, die das Werk eines Künstlers dreißig Jahre nach seinem Tode freigibt. Wäre das Reproduktionsrecht auf Schwinds Bilder — wie es nach dem Wunsch jener Allzupietätvollen gehen müßte — erst 1921 für die Allgemeinheit frei geworden (und diese Freigabe ist die Vorbedingung für die Vereinigung aller Werke in einer Ausgabe), wie viel hätte bis dahin durch Besitzerwechsel und andre Schicksalsfügungen nicht mehr erreichbar, vielleicht verschollen oder gar zugrunde gegangen sein können! So aber wurde die Gunst der Umstände mit raschem Zugreifen genutzt und ein Werk geschaffen, das in der Kunstgeschichte für immer eine feste Grundlage der historischen Erkenntnis Schwinds bilden wird und das vor allem dem deutschen Volk einen seiner besten Künstler zu einer Zeit, da es recht gestimmt und bereit ist, ihn zu verstehen und in sich aufzunehmen, in seiner vollen Größe und in lückenlosem Bilde nahebringt. Die Zahl der Abbildungen, die im Schwind-Band enthalten sind — nicht weniger als 1265 —, wird auch den höchlich überraschen, der sich schon eingehender mit Schwind beschäftigt hat. Und der großen Gemeinde der Schwind-Verehrer, die beim Namen Schwind eigentlich nur (ein unbescheidenes „nur“!) an die köstlichen Bilder der Schack-Galerie, der Märchenzyklen und die bekanntesten Holzschnitte denkt, verrät jene vierziffrige Zahl erst recht, wie viel Entlegenes, Halbvergessenes, bisher fast Unbekanntes hier eigentlich zum erstenmal in Wahrheit an die Oeffentlichkeit gelangt. Nicht allein die große Zahl der Jugendwerke, oft holde Träume der Jünglingszeit, erste Ansätze zu späteren Meisterbildern, oft Zwangsarbeiten ums liebe Brot, aber auch diese schon durchblitzt von Geniefunken, die kein Geringerer als der greise Goethe in ihrem verheißungsvollen Glanz richtig eingeschätzt hat; auch Arbeiten des heranreifenden Mannes, wie die lange verloren geglaubten Aquarelle zum Hohenschwangau-Zyklus, die Amor- und Psyche-Fresken für Schloß Rüdersdorf, die Fresken des Tieck-Saales sowie der Kinderfries in der Königlichen Residenz zu München und andres mehr, erscheint hier zum erstenmal reproduziert. Das Ganze aber ergibt einen Ueberblick über des Malers Entwicklung, in der uns nun kein Schritt, keine Phase mehr fehlt, so daß wir erst jetzt ihre innere Gesetzmäßigkeit ganz zu erfassen vermögen; es gibt aber ferner, dank dem rastlosen Fleiß und der unerschöpflichen Erfindungsgabe Schwinds, einen ganzen Mikrokosmus in Bildern, einen Orbis pictus der deutschen Poesie und Märchenwelt, ein rechtes, gutes deutsches Haus- und Volksbuch, zu dem alt und jung immer wieder greifen mag, bald um an der Kunst, bald um an dem, was diese Kunst erzählt, sich zu erfreuen. Wo dann die Bilder aus sich den Inhalt nicht ganz zu erklären vermögen, kommen die erläuternden Anmerkungen zu Hilfe, die mit gutem Grund in diesem Band besonders sorgfaltig und eingehend behandelt sind, eine überaus dankenswerte Arbeit von Dr. Otto Weigmann, der auch die biographische Einleitung mit ebensoviel Sachlichkeit wie herzlicher Liebe für den Meister geschrieben hat. So wird dieses prächtige Schwind-Buch in hervorragendem Maße dazu beitragen, das Verständnis und die Verehrung für einen unsrer besten Künstler überall zu mehren und zu vertiefen, überall Sonnenschein, edle Lebensfreude und reinen Kunstsinn zu verbreiten!

— Seit kurzem erscheint im Verlage von W. Spemann in Stuttgart unter dem Titel „Der Kunstschatz“ ein auf fünfzig Lieferungen (à 40 Pfennig) berechnetes Prachtwerk in Großfolioformat, das die Meisterwerke der bildenden Kunst aller Zeiten in getreuen, von einem erläuternden Text begleiteten Reproduktionen vor Augen führt. Eine Geschichte der Kunst in ihren Meisterschöpfungen, wie wir sie hier vor uns haben, hat als populäres Werk unleugbar vor einer allgemeinen Kunstgeschichte manches voraus, da sie gleich die Auslese gibt, um die es dem größten Teil des Laienpublikums doch fast ausschließlich zu tun ist. Läßt sich somit der dem Werke zugrunde liegende Gedanke schon von vornherein als ein glücklicher bezeichnen, so ist auch der Art und Weise seiner Verwirklichung hohes Lob zu spenden. Die zahlreichen, meist in liberalstem Maßstab gehaltenen Reproduktionen in den uns vorliegenden ersten 24 Lieferungen sind fast durchweg vortrefflich (als eine der seltenen Ausnahmen ist Tizians „Bella“ zu erwähnen), besonders die (zum Teil doppelseitigen) Vollbilder, von denen jeder Lieferung eins beigegeben ist, zeichnen sich durch schöne Ausführung aus. Der Text, der von Dr. A. Kisa, dem ehemaligen Direktor des Aachener Museums, herrührt, wird der Bedeutung der einzelnen Künstlerindividualitäten mit Glück gerecht und hebt in knapper Form das Wesentliche verständnisvoll hervor. Die bisher erschienenen Lieferungen, bei deren Ausgabe die chronologische Reihenfolge aus äußeren Gründen nicht streng eingehalten worden ist, behandeln Raffael, Leonardo da Vinci, Michelangelo, Sebastiano del Piombo, Fra Bartolommeo, Andrea del Sarto, Correggio, die Venezianer der Frührenaissance, Giorgione, Tizian, Paris Bordone, Tintoretto, die Meister von Brescia, die Schüler des Andrea del Sarto, Luini, Parmeggianino, die Naturalisten und Akademiker, die italienische Plastik des vierzehnten Jahrhunderts und der Renaissance, die spanische Malerei des siebzehnten Jahrhunderts — Ribera, Murillo, Velazquez —, endlich Albrecht Dürer. Die noch ausstehenden Lieferungen werden nach den andern Meistern des Mittelalters und der Renaissance und denen der folgenden Jahrhunderte am Schluß die antike Plastik behandeln, doch wird diese in dem fertigen Werk der Chronologie entsprechend die erste Stelle einnehmen.

— G. Conz, Zeichenschule, Anleitung zum Selbstunterricht mit einer Sammlung von Vorlagen für Anfänger, 2. Auflage (Otto Maier, Ravensburg). Das verdienstvolle Werk, die Frucht langjähriger künstlerischer und pädagogischer Tätigkeit, liegt nun in zweiter Auflage vor uns: ein Beweis, wie großen Anklang die ruhige, verständnisklare Darstellung, die vortrefflichen Vorlagen des Stuttgarter Künstlers und Schulmannes in weiteren Kreisen gefunden haben. Die von ihm vertretene Tendenz, auch die Ausbildung im Zeichnen gehöre notwendig zur allgemeinen Bildung, und daß auch eine geringere Begabung schon hinreiche, um befriedigende Resultate zu erzielen, gewinnt in unsern Zeiten, da sich die Aufmerksamkeit in weit höherem Maße als früher auf die bildenden Künste und alles, was mit ihnen zusammenhängt, konzentriert, immer mehr Anhänger. Der Verfasser war, wie eine kleine, schon 1877 von ihm herausgegebene Schrift beweist, einer der ersten in Württemberg, die an Stelle des Kopierens von Vorlagen und Ornamenten das Zeichnen nach wirklichen Gegenständen befürworteten und eine Aenderung der früheren Methode des Unterrichts in diesem Sinn verlangten. Das vorliegende Buch enthalt alle nötigen Ratschläge, so daß der Lernende in den meisten Fällen der Hilfe des Lehrers wird entraten können. Es dürfte daher besonders denen willkommen sein, die sich speziell der landschaftlichen Natur zuwenden, da der Schulunterricht gerade hierfür nur in den wenigsten Fällen die praktische Führung übernehmen kann. Die Illustrationen vortrefflicher Reproduktionen, nach Zeichnungen des Verfassers in verschiedenen Techniken, sind ganz besonders instruktiv.



Die Kronprinzliche Familie

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph E. Bieber in Berlin



Die Taufe des Kaiserenkels

Im Neuen Palais in Potsdam fand am 29. August die Taufe des ersten Sohnes unsers Kronprinzenpaares statt. Eine große Zahl von Monarchen hatten Patenstelle beim Täufling übernommen, aber alle hatten Vertreter gesandt. Für den König von Griechenland war die griechische Kronprinzessin, die Schwester unsers Kaisers, erschienen, König Eduard hatte den Prinzen Christian von Schleswig-Holstein gesandt, Großfürst Wladimir vertrat den Zaren, und der Herzog von Genua König Viktor Emanuel. Auch der Reichskanzler Fürst Bülow hatte seinen Sommeraufenthalt an der Nordseeküste unterbrochen, um an den Festlichkeiten teilzunehmen. Die jugendliche Tante, Prinzessin Viktoria Luise, trug den Täufling vor den Altar. Während der eigentlichen Taufhandlung hielten ihn nacheinander die beiden Großmütter, die Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Schwerin und die Kaiserin. Der kleine Prinz wurde auf die Namen Wilhelm Friedrich Franz Joseph Christian Olaf getauft.

Das grösste Monument der Welt

Nicht weniger als zwanzig Jahre sind es, daß in Rom an dem Riesenmonument König Viktor Emanuels II. gearbeitet wird, das nach seiner Fertigstellung die größten bisher errichteten Denkmäler bei weitem in den Schatten stellen wird. Viel Mühe und Arbeit und fast unerschwingliche Kosten hat das Riesenwerk gefordert. Mehrere Jahre nach dem Tode König Viktor Emanuels II. wurde von einer Kommission hervorragender Künstler der Plan gefaßt, zu Ehren und zum Gedächtnis des gefeierten Monarchen ein Denkmal zu er-

Phot. Selle & Kuntze, Potsdam

Von der Taufe des Kronprinzensohnes: Die Eltern fahren zu der Tauffeierlichkeit

richten, das durch seine kolossale Ausdehnung und hervorragend künstlerische Ausführung eine Glanzleistung der römischen Bildhauerkunst sein sollte. Um das großartige Projekt auszuführen, waren enorme Kapitalien erforderlich; jedoch auch dieser Punkt wurde überwunden dank der Freigebigkeit der italienischen Aristokratie, der Künstler und Kunstfreunde, die durch reiche Stiftungen das Werk unterstützten und förderten. Der Architekt Sacconi, dem die Leitung der Arbeiten anvertraut wurde, stellte zwanzig Jahre lang all seine Energie und seine Kunst in den Dienst des Werkes; leider starb dieser bedeutende Künstler vergangenes Jahr und konnte sein Werk, dem er fast die Hälfte seines Lebens gewidmet, nicht vollendet sehen. Die Arbeiten werden nun von dem Bildhauer Passerini geleitet, der vierzehn Jahre als Assistent Sacconis an dem Werke mitgewirkt hatte und ihn während seiner langen Krankheit ganz ersetzen mußte. Das Monument erhebt sich zwischen dem Trajanischen Forum (rechts) und dem Kapitol (links); damit die Perspektive frei bleibe, mußte der großartige Palast der österreichischen Botschaft beim Quirinal abgebrochen werden. In Rom hofft man das Monument in etwa drei Jahren enthüllen zu können, zur fünfzigjährigen Gedenkfeier der italienischen Siege im Jahre 1859, welche die Einigung Italiens zur Folge hatten. Das Modell dieses Kolossaldenkmals, das auf unserm Bilde wiedergegeben ist, ist das einzige, das existierte; leider ist es bei dem schrecklichen Brande des Pavillons der dekorativen Künste in der Mailänder Ausstellung, wo es zur Schau gestellt war, zugrunde gegangen. Das Modell war von dem Architekten Sacconi eigens für die Mailänder Ausstellung hergestellt worden und kostete über 80000 Franken.



Phot. Selle & Kuntze, Potsdam

Von der Taufe des Kronprinzensohnes: Der Täufling wird in den Wagen getragen

Prinz Albrecht von Preussen †

In dem Prinzen Albrecht von Preußen, der am Morgen des 13. September in Schloß Kamenz den Folgen eines Schlaganfalls erlag, ist der älteste Prinz aus dem Hause Hohenzollern und der letzte, der mitgeholfen hat, Deutschland zu Einigkeit und Macht zu führen, ins Grab gesunken. Prinz Albrecht, der am 8. Mai 1837 als Sohn des Prinzen Albrecht, eines Bruders Kaiser Wilhelms I., zu Berlin geboren war, wurde dem Brauche der Hohenzollern gemäß mit zehn Jahren als Sekondeleutnant in das 1. Garderegiment zu Fuß eingestellt und durchlief später als aktiver Kavallerieoffizier die verschiedenen Phasen des militärischen Berufes. Im Jahre 1885



Copyright by Adolfo Croce, Mailand

Modell des Denkmals für König Viktor Emanuel in Rom



Geheimrat Pilartz, Kissingen, phot.
Prinz Albrecht von Preußen

vertauschte er diesen rein militärischen Wirkungskreis mit einem bedeutungsvolleren politischen, indem er nach dem Tode des Herzogs Wilhelm von Braunschweig zum Regenten dieses Herzogtums gewählt wurde. Die Pflichten dieses hohen Amts erfüllte er bis zu seinem Lebensende zum Segen des Landes und zum Wohl des Reiches.

Frau F. A. Krupp

Wohl noch nie hat eine Frau an der Spitze eines solchen Riesenetablissements gestanden wie Frau F. A. Krupp. Zählen doch jetzt die Kruppschen Werke in Essen, Magdeburg, Kiel, Rheinhausen und so weiter 63000 Arbeiter und Beamte und mit den Frauen und Kindern annähernd 200000 Werksangehörige. Nach dem Tode F. A. Krupps (1902) gingen die gesamten Kruppschen Werke ungeteilt in das Eigentum der ältesten Tochter Berta über, bis zu deren Großjährigkeit Frau Krupp deren Rechte vertritt. Auch als die Kruppschen Werke in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurden, deren Anteile im Eigentum der Fabrikerbin verblieben, erklärte Frau Krupp: „Die persönlichen Beziehungen zur Fabrik aufrechtzuerhalten, die Fürsorge für die Werksangehörigen — Beamte wie Arbeiter — im Sinne und Geiste des Entschlafenen weiter zu pflegen, wird uns stets am Herzen liegen.“ Dieses Versprechen hat sie redlich erfüllt, und wenn Kaiser Wilhelm II. sie kürzlich mit dem Wilhelmsorden, dem höchsten Orden, der für sozialpolitische Wirksamkeit verliehen wird, ausgezeichnet hat, so war das eine wohlverdiente Ehrung. Frau Krupp ist nämlich in philanthropischer Beziehung durchaus dem Beispiel ihres verstorbenen Gatten gefolgt. Schon gleich nach



Frau F. A. Krupp

dessen Tode stellte sie in Vertretung ihrer minderjährigen Tochter Berta ein Kapital von drei Millionen Mark zur Verfügung für die Einrichtungen, die der Fürsorge für dienstunfähige Beamte und Arbeiter der Kruppschen Werke gewidmet sind. Von diesem Betrage wurden zwei Millionen Mark für die Arbeiter zu Pensions- und Unterstützungszwecken und eine Million zu gleichen Zwecken für die Beamten verwendet. Ferner überwies Frau Krupp der Stadtgemeinde Essen ein Kapital von einer Million Mark zur Verwendung für gemeinnützige und wohltätige Zwecke. Im übrigen hat sie in den letzten Jahren die Wohlfahrtseinrichtungen ihrer Werke erheblich erweitert; so hat sie zum Beispiel die Kolonien Friedrichshof und Altenhof bedeutend vergrößert und in Rheinhausen die prachtvolle Kolonie Margaretenhof erbauen lassen. C. K.



Phot. Selle & Kuntze, Potsdam
Einstellung des Prinzen Oskar in das 1. Garderegiment

Eintritt des Prinzen Oskar in das 1. Garderegiment

Vor kurzem fand im Stadtschloß und Lustgarten zu Potsdam der Diensteintritt des Prinzen Oskar von Preußen beim 1. Garderegiment zu Fuß statt. Der Prinz meldete sich zunächst beim Kaiser im Schloß; dann begab sich der Kaiser in den Lustgarten, wo das Regiment Aufstellung genommen hatte. Anwesend waren der Kronprinz, die kaiserlichen Prinzen und die bei den Garderegimentern dienenden Prinzen, die Generalität, die fremdländischen Offiziere und so weiter. Die Kaiserin, die Kronprinzessin und die fürstlichen Damen sahen vom Fenster des Stadtschlosses aus zu. Prinz Oskar trat vor die gesenkte Fahne und leistete den Fahneneid. Der Kaiser hielt eine Ansprache und drückte dem Prinzen die Hand. Der Kommandeur des Regiments antwortete und schloß mit einem Hurra auf den Kaiser, worin die Ehrengäste und das Regiment einstimmten. Ein Parademarsch beendete die Feier.

Die Familie des Ministerpräsidenten Stolypin

Die Besserung in dem Befinden der beiden Kinder des russischen Ministerpräsidenten Stolypin, die dem furchtbaren Bombenattentate zum Opfer fielen, ist so weit vorgeschritten, daß sie in das Winterpalais, das der Zar seinem Minister zur Verfügung gestellt hat, übergeführt werden konnten. Die Aerzte waren im ersten Augenblicke der Ansicht, daß das Leben der vierzehnjährigen Tochter Natalie nur durch eine Amputation beider Beine gerettet werden könnte. Sie schoben diesen Eingriff indessen auf die Bitten des Vaters hin zunächst noch hinaus. Und jetzt kann als gewiß gelten, daß das junge Mädchen ohne die Amputation genesen wird, die es für das ganze Leben zum hilflosen Krüppel gemacht hätte. Der kleine dreijährige Sohn des Ministers, Arkady, der überhaupt leichter verletzt wurde, befindet sich bereits auf dem Wege zu völliger Genesung. Die Anteilnahme an dem unglücklichen Schicksal der beiden Kinder ist natürlich ungemein groß, und täglich treffen Blumen und Geschenke aus allen Teilen des weiten russischen Reiches ein. Die verheerende Wirkung der Bombe, die im Anfang manchen ganz unerklärlich erschien — die Opfer waren teilweise so entstellt, daß auch heute noch drei Leichen nicht rekognosziert sind —, wird teilweise durch den Umstand erklärt, daß das Landhaus des Ministers nur ein leichter Holzbau, eine sogenannte Datsche, war.



Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Die Familie des russischen Ministers Stolypin
(Die beiden verwundeten Kinder sind mit × bezeichnet)

Kaiser Wilhelms Glückwunsch an den Erzabt von Beuron

Der Erzabt des im preußischen Regierungsbezirk Sigmaringen gelegenen Benediktinerklosters Beuron, Placidus Wolter, beging am 16. Juli die fünfzigste Wiederkehr des Tages, an dem er in den Benediktinerorden eingetreten ist. Zu diesem Jubiläum hat dem greisen Abt auch der Kaiser gratuliert, und zwar durch folgendes Handschreiben: „Hochwürdiger Herr Erzabt! Es ist zu meiner Kenntnis gelangt, daß Sie am 16. Juli dieses Jahres auf eine fünfzigjährige Tätigkeit als Mitglied der Benediktinergenossenschaft zurückblicken können. Zu dieser seltenen Jubelfeier spreche ich Ihnen meinen herzlichen Glückwunsch aus, indem ich Ihnen zugleich zum Zeichen meines unveränderten Wohlwollens meine Bronzebüste verleihe. In der Hoffnung, daß Gottes Güte Ihnen, hochwürdiger Herr Erzabt, vergönnen möge, noch manches Jahr mit segenbringendem Erfolge zu wirken, verbleibe ich Ihr wohlgeneigter Wilhelm I. R. Travemünde, den 30. Juni 1906."



Hofphotograph E. Kugler, Tuttlingen

Von der Jubiläumsfeier in Kloster Beuron: Erzabt Placidus Wolter (×) im Kreise von Festgästen

Stehend (von links nach rechts): Willibald Adam, Abt von Metten; Ansgar Hockelmann, Abt von Erdington; Ildephons Schobar, Abt von Seckau; Robert de Kerchove, Abt von Monte Cesar Louvain; Norbert Weber, Abt von St. Ottilien; Fidelis v. Stotzingen, Abt von Maria Laach; sitzend (von links nach rechts): Franziskus Strunk, Abt von Oelenberg; Rupert Metzenleiter, Abt von Schevern; Willibald Benzler, Bischof von Metz; Placidus Wolter, Erzabt von Beuron; Hildebrand de Hemptinne, Primas des Ordens und Abt von Maredsous; Thomas Bossard, Abt von Einsiedeln.



Eugen Gura †

Eugen Gura †

Nach langem Siechtum ist Eugen Gura gestorben. Einer unsrer bedeutendsten Konzertsänger, ein genialer Gestalter Wagnerscher Figuren sinkt mit ihm in das Grab. Gura hatte so ziemlich alle Eigenschaften, die einen großen Sänger und Darsteller ausmachen. Er besaß einen prachtvollen Baßbariton, den eine vollendete Kunst des Gesanges lange frisch erhielt; seine dramatische Begabung verfehlte sowohl auf der Bühne wie im Konzertsaal den Eindruck niemals, und daneben war seine Sprechtechnik so ausgebildet, daß beim Vortrage neben dem Komponisten auch der Dichter zu seinem Rechte kam. Die deutsche Kunst verliert in ihm einen ihrer besten Jünger.

Wilhelm Raabe

In Wilhelm Raabe, der am 8. September sein fünfundsiebzigstes Lebensjahr vollendete, verehren alle Freunde echter deutscher Poesie einen unsrer edelsten, feinsinnigsten und nationalsten Erzähler, einen unsrer besten Humoristen, dessen stille Größe, anfangs nicht nach Gebühr gewürdigt, sich langsam, aber stetig und sicher zu allgemeiner Geltung durchgerungen hat. Fast fünfzig Jahre ist es her, daß der Dichter mit seinem ersten größeren Werke, der „Chronik der Sperlingsgasse“, an die Oeffentlichkeit trat, worin sich seine urdeutsche Eigenart sofort in ihrer ganzen unaufdringlichen Kraft und Tiefe und mit ihrem liebenswürdigen, bisweilen etwas elegisch gefärbten Humor offenbarte. Die Echtheit seiner köstlichen Begabung zeigt sich aufs deutlichste darin, daß der Dichter, wie die meisten wahrhaft Großen, von den verschiedenen literarischen Richtungen, die seitdem einander ablösten, fast ganz unberührt geblieben ist; seine dichterische Physiognomie hat sich im Laufe seines Schaffens nur so weit geändert, wie es die natürliche individuelle Entwicklung und die Jahre mit sich bringen. Unter den Romanen und Novellen, die der „Chronik der Sperlingsgasse“ folgten, sind mehrere, die wie jenes Erstlingswerk zu den kostbarsten Schätzen der neueren deutschen Literatur gezählt werden, besonders „Der Hungerpastor“ (1864), „Abu Telfan“ (1868), „Der Schüdderump“ (1870 und die großen historischen Erzählungen „Der heilige Born“ (1861) und „Unseres Herrgotts Kanzlei“ (1862). Vor fünf Jahren hat Raabe bewußt sein dichterisches Schaffen abgeschlossen. Sein fünfundsiebzigster Geburtstag ist wie im Jahre 1901 sein siebzigster unter allgemeiner Anteilnahme der deutschen Literaturfreunde, doch dem Wunsche des Dichters entsprechend in aller Stille begangen worden. Raabe lebte von 1862 bis 1870 in Stuttgart, seitdem hat er seinen Wohnsitz in Braunschweig, auf dem Boden seiner Heimat, gehabt.



Phot. Hans Müller-Brauel, Zeven

Wilhelm Raabe



Phot. Rehse & Co., München

Pallas Athene, modelliert von Franz Drexler
Bildwerk auf der neuen Maximiliansbrücke in München

Künstlerische Ausgestaltung der neuen Münchner Brücken

Es ist vielleicht manchem anfangs etwas verwunderlich vorgekommen, daß für die von Professor Fr. von Thiersch entworfene neue Maximiliansbrücke in München gerade die Figur einer Pallas Athene als dekoratives Hauptstück gewählt



Phot. A. Renard, Kiel

Das erste Unterseeboot der deutschen Marine wird auf der Germaniawerft in Kiel zu Wasser gelassen

worden ist. Jetzt, da die mächtige Figur auf der linken Brüstung der mittleren Bogenbrücke ihren Platz behauptet, wird sich wohl niemand dem Eindruck entziehen können, daß es ein sehr glücklicher Gedanke des Künstlers war, in den Phantasiereichtum der Antike zurückzugreifen. Als Schützerin des Fortschritts in Kultur und Kunst ist diese Pallas Athene gedacht, die den ernsten Blick der Maximilianstraße zuwendet, das Weben und Streben der Menschen prüfend, um das Gute zu lohnen mit dem goldglänzenden Lorbeer, den sie in der gesenkten Rechten trägt, zum Wettstreit anzufeuern mit dem guten Symbolum, der Nike, die sie auf massiger Kugel in der Linken hebt. In edeln Formen steht sie da, die Lieblingstochter des Zeus, die Brust geschirmt mit des Göttervaters Schild, der Aegis mit dem flammenden Gorgonenhaupt; zur leichtgegürteten Hüfte und hinunter zu den kaum sichtbaren Sandalen wallt der Chiton in schönen Linien; nur an den beiden Armen ladet die Figur mit schön drapierten Gewandfalten etwas nach der Breite aus. Trotz der bedeutenden Größe (die Höhe beträgt 5,64 Meter) macht das Standbild, das aus Muschelkalk gehauen ist und ein Gewicht von zirka 400 Zentnern hat, durchaus den Eindruck eines in organischem, geschlossenem Zusammenhang mit der reichen ornamentalen Anlage der Maximiliansbrücke stehenden Bestandteils des Ganzen. Der Schöpfer des Werkes ist der Bildhauer Franz Drexler. Auch die im vorigen Jahre erbaute Wittelsbacherbrücke hat einen eigenartigen, prächtigen Monumentalschmuck erhalten, und zwar in dem Standbild Ottos von Wittelsbach, das der Bildhauer Professor Georg Wrba nach seinem preisgekrönten Entwurf im Auftrag der Stadtgemeinde München ausgeführt hat. Der Künstler hat bei diesem auf Anregung des bekannten Architekten Theodor Fischer entstandenen Monument auf alles dekorative Beiwerk verzichtet und den Schwerpunkt auf die Wirkung der Körperformen gelegt. Das massige Standbild, das in Muschelkalk gehauen und aus elf Stücken zusammengesetzt ist, hat bei einer Höhe von 4 Metern und 3,60 Metern Länge ungefähr 300 Zentner Gewicht. Unter dem gedrungenen Streitroß, auf dem der Wittelsbacher in wehrhafter Haltung sitzt, zieht sich als Stützpunkt des Ganzen ein glatter Quader hin, aus dessen Mitte zu beiden Seiten im Hochrelief ein aufrecht gehender, mit den Vorderpranken sich auf die Kante stützender Löwe herausgearbeitet ist. Organisch mit diesem Stützpunkt und dem ganzen in romanischen Formen gehaltenen Reitermonument verbunden zeigt sich ein vor dem ausschreitenden Rosse lauernder Krieger, der sich mit der Rechten auf ein zerbrochenes Schwert stützt und mit der Linken den Schild zum Schutze über sich hält: ein Hinweis auf die historische Rolle, die Otto von Wittelsbach im Jahre 1155 bei der Veroneser Klause als Retter des heimziehenden deutschen Heeres gespielt hat.

Das erste deutsche Unterseeboot

Es ist bekannt, wie zurückhaltend Deutschland sich zur Frage der Unterseeboote gestellt hat; diese Zurückhaltung war einerseits durch die engeren Grenzen des deutschen Marineetats geboten, anderseits bietet sie ein interessantes Beispiel, wie auch auf einem so ausschließlich praktischen Gebiet deutsche Nüchternheit im Gegensatz steht zu der Vorliebe der Franzosen, sozusagen des klassischen Volkes der Unterseeboote, für das Ungewöhnliche, die Phantasie Anregende. Wenn nun auch unsre Flotte ihr erstes Unterseeboot erhalten hat, so ist es unter dem eben



Phot. Rehse & Co., München

Das Otto von Wittelsbach-Standbild auf der Wittelsbacherbrücke in München, entworfen von Prof. Georg Wrba



Die neue französische 27-Zentimeter-Haubitze

lagerungsgeschütze, von denen wir eines unsern Lesern im Bilde vorführen. Das Geschütz hat ein Kaliber von 27 Zentimetern und steht den großen Kruppschen Haubitzen in der Wirkung nahe, welche die Panzerungen und Betondeckungen der Forts von Port Arthur in so kurzer Zeit in Trümmer legten. Es schleudert Granaten im Gewicht von 200 Kilogramm. Daneben war eine neue 15,5-Zentimeter-Kanone, eine Erfindung des Majors Bimailho, Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Der Erfinder glaubt das Problem, ein schweres Geschütz auch für die Feldschlacht verwendbar zu machen, dadurch am besten zu lösen, daß er zum Zwecke der Fortschaffung die Waffe zerlegt und sowohl Rohr wie Lafette getrennt von einer Stellung zur andern transportiert. Das Gesamtgewicht von 4200 Kilogramm teilt sich somit in zwei Teile. Die Vereinigung und Aufstellung soll in kürzester Zeit vor sich gehen.

angedeuteten Gesichtspunkt bezeichnend, daß sein Erbauer kein Deutscher, sondern ein Ingenieur spanischer Herkunft namens d'Egnevilley-Monjustin ist. Hergestellt wurde es auf der Kruppschen Germaniawerft in Kiel, die es jetzt durch ihren großen Kran zu Wasser gesetzt hat. Es wird bei einem Deplacement von 180 Tonnen und mit einer Besatzung von 12 bis 16 Mann über Wasser 12, unter Wasser 9 Meilen in der Stunde zurücklegen können.

Von den französischen Festungsmanövern

Die großartigen Festungsmanöver bei Langres in der Nähe der Ostgrenze gaben der französischen Heeresleitung Gelegenheit, die neuesten technischen Errungenschaften auf artilleristischem Gebiete in großem Maßstab zu erproben. Das Hauptinteresse konzentrierte sich zunächst auf die großen Be-



Phot. Berliner Ill.-Gesellschaft

Der kürzlich eingeweihte Gedenkstein auf dem Schlachtfelde von Großbeeren

Gedenkstein auf dem Schlachtfelde von Grossbeeren

Vor kurzem hat die Stadt Berlin auf dem Schlachtfelde von Großbeeren, wo am 23. August 1813 über ihr Schicksal entschieden wurde, ein einfaches Denkmal aus märkischen Findlingsteinen errichtet. Sie will damit die Erinnerung an alle die Braven wachhalten, die an jenem kritischen Tage ihr Leben einsetzten, um die preußische Hauptstadt vor dem Feinde zu schützen. Drei Armeekorps unter dem Marschall Oudinot sandte Napoleon ab, um Berlin wegzunehmen. Der Nordarmee unter der schwankenden Führung Bernadottes fiel die Aufgabe zu, diesen Plan zu vereiteln. Die eigentliche Ehre des Tages aber gebührt dem genialen Bülow, der, ohne sich um die Instruktionen des Oberbefehlshabers zu kümmern, selbständig handelnd den General Regnier mit überlegenen Kräften angriff und durch seine Niederlage auch Oudinot und die übrigen französischen Korps zum Rückzug zwang.



Das Theodor-Fontane-Denkmal für Neu-Ruppin
Entworfen von Prof. Max Wiese-Charlottenburg

Das Fontane-Denkmal in Neu-Ruppin

Theodor Fontane, dem unvergeßlichen Dichter, der die Landschaft und das Volkstum der Mark in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" so feinsinnig geschildert und uns auch in seinen Romanen so wundervolle unvergängliche



Die Laokoongruppe in der bisherigen Ergänzung

Bilder märkischen Lebens gegeben hat, soll in Neu-Ruppin, wo er am 30. Dezember 1819 das Licht der Welt erblickte, demnächst ein Denkmal gesetzt werden. Das Werk, das seinen Platz in den Parkanlagen vor dem Königstor erhalten wird, ist von dem Bildhauer Professor Max Wiese, dem langjährigen früheren Direktor der Königlichen Kunstgewerbeschule in Hanau, modelliert.

Der rechte Arm des Laokoon

Die unter den Kunstforschern so lange strittig gewesene Frage, wie die berühmte Laokoongruppe in der Vatikanischen Sammlung zu Rom richtig zu ergänzen sei, scheint nunmehr, nachdem gerade vier Jahrhunderte seit der Wiederauffindung des wunderbaren Kunstwerks vergangen sind, ihre endgültige Lösung gefunden zu haben. Professor L. Pollak vom Deutschen Archäologischen Institut in Rom fand unlängst bei einem der dortigen kleinen „scapellini“ unter den alten Marmorresten, die diese Art von Leuten anzukaufen pflegen, um sie wieder zu bearbeiten, das Fragment eines Oberarmes, das offenbar zu einer antiken Marmorstatue gehörte. Er erwarb es für das Institut, da er in ihm die so lange gesuchte Ergänzung der Laokoongruppe erkannt hatte. Das Stück gehörte allerdings nicht zu dem Originalwerk, sondern zu einer bis auf dieses Fragment leider verloren gegangenen Kopie desselben, die etwa um 1/8 kleiner als das Original ausgeführt war. Auch bei diesem scheint übrigens schon in alter Zeit einmal der rechte Arm abgebrochen zu sein; er wurde zwar wieder angesetzt, brach dann aber von neuem und ging für immer verloren. Wahrscheinlich erfolgte der erste Bruch, als man die Gruppe von ihrem ursprünglichen Aufstellungsorte auf der Insel Rhodus entfernte, um sie nach Rom zu schaffen. Der wiederaufgefundene Arm mißt in seinem oberen Teile 42 Zentimeter und in seinem unteren bis zu dem Gelenkansatz der verloren gegangenen Hand 31,5 Zentimeter. Er ist aus grobkörnigem parischen Marmor angefertigt (das Werk im Vatikan aus sogenanntem „Grecchetto“) und läßt seinem Vorbild gegenüber die Feinheit der Ausführung vermissen, wie er sich offenkundig als Arbeit eines oberflächlichen Nachbildners darstellt, der sich darauf beschränkte, die große Linienführung wiederzugeben. Auch dieser Arm war schon einmal zerbrochen und gibt sich als künstlich wieder zusammengeflickt zu erkennen. Hauptsache ist indes die Bestätigung, die wir durch das Fundstück dafür erhalten, daß im Original der rechte Arm zurückgebogen war und bis an den Kopf oder in dessen unmittelbare Nähe reichte, so daß die ganze Gruppe den schon früher vermuteten harmonischen Abschluß in Pyramidenform fand. Auch Teile der Schlange sind auf dem von Professor Pollak aufgefundenen Bruchstück erhalten. Wie sie erkennen lassen, schlang sich der Leib des Tieres von hinten um den Deltamuskel, wand sich um den ganzen Oberarm und bog sich dann zurück, um nochmals mit kräftigem Druck das Handgelenk zu umspannen und darauf wahrscheinlich mit seiner Spitze in der verloren gegangenen Hand zu verschwinden. Aehnlich dürfte im Original die Haltung des gleichfalls verlorenen rechten Armes des jüngeren Knaben gewesen sein, nur ging hier jedenfalls die Armhaltung nicht wie in der Overbeckschen Rekonstruktion vollkommen parallel mit der des Vaters, da das ebenso unschön wie unnatürlich gewesen wäre.



Nach Einfügung des jetzt aufgefundenen rechten Armes des Laokoon



Das neuaufgefundene Stück, von rückwärts gesehen

Für müßige Stunden

Magisches Buchstabenkreuz

```
    A A A A A
    A A A A A
A A B B B C C D D
B E E E E G G G G
K K K L L L M M N
N N N N N O O O O
R R R R R R R R R
    S S T T T
    T T T U U
```

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten und die entsprechenden senkrechten Reihen bezeichnen:

1. eine Hafenstadt Spaniens am Mittelmeer;
2. ein Städtchen in Westfalen;
3. eine britische Hafenstadt in Ostindien;
4. eine Stadt in Mitteldeutschland;
5. einen der sieben Weisen Griechenlands.

F. P.

Silbenrätsel

In einem 1 kannst du ein 2 vollbringen,
Wenn freudig du dem stillen 1, 2 lebst.
Es wird dein Pflug ein 1, 2 schwerlich zwingen,
Wenn du den Arm zur Arbeit nicht erhebst.
Doch hast im 2, 1 du dein 1, 2 gut vollbracht,
So wird mit gutem Schlaf erquicken dich die Nacht.

Th. W.

Scharade

Trauernd sitzt die Maid zu Hause, auf den Wangen, auf den blassen,
Rollen schwere, heiße Tränen, denn ihr Schatz hat sie verlassen,
Um des Wortes willen hat er eine andre vorgezogen,
Ihre Feindin, die verhaßte, der sie niemals war gewogen.
Und sie sinnet düstre Pläne, will das Wort (getrennt) sich rächen,
Ihm und ihr will sie es lehren, was es heißt, ein Herz zu brechen.
Doch da naht die treue Mutter: „Mädchen," sagt sie, „sei vernünftig,
Hat der Böse dich verlassen, kommt ein Beßrer sicher künftig.
Der nur liebt, wo es ein Wort gibt, Mädchen, den kannst du verscherzen;
Solche Liebe wirkt wie 2 nur, man muß lieben 1 dem Herzen."

Dr. Sch.

Zweisilbige Scharade

Die erste schließt im Stall man ein,
Von ihrem Fleisch gern eff' ich;
Stets männlich muß die zweite sein:
Das Ganze ist der Essig. Dr. K. K. v. Fr.

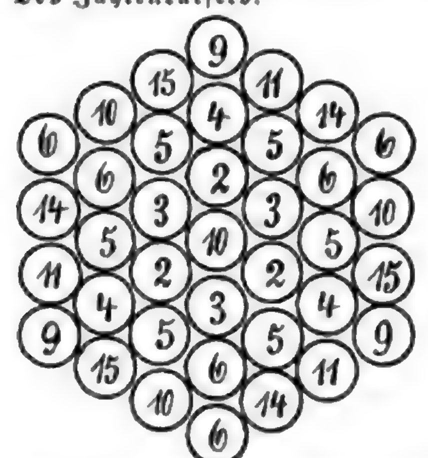
Rätsel

Drei Zeichen drangen einst in einen Strand;
Ob du die Stadt wohl kennst, die so entstand?

E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 2:

Des Zahlenrätsels:



Des Silbenrätsels: Kammerjäger.
Des Arithmogriphs: Geranium, Eugenie, Ruegen, Ammer, Numa, Inn, Un, M.
Der Scharade: Schein, nie.
Des Palindroms: Lodi, Idol.
Des Homonyms: Base.

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. II

Turnierpartie, gespielt zu Scheveningen am 6. August 1905
(Nach der „Bohemia", Prag)

Abgelehntes Damengambit

Weiß: F. J. Marshall-New York. — Schwarz: O. Duras-Prag

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	**d2—d4**	**d7—d5**	16.	Ta1—f1	f7—f6
2.	**c2—c4**	**e7—e6**	17.	Se5—g6	Sf8×g6
3.	Sb1—c3	Sg8—f6	18.	Ld3×g6	Te8—f8 [3])
4.	Lc1—g5	Sb8—d7	19.	f4—f5 [4])	Lc8—d7
5.	e2—e3	Lf8—e7	20.	Tf3—g3!	Ld7—e8
6.	Dd1—c2	c7—c6	21.	Tf1—f3 [5])	Le8×g6
7.	c4×d5	Sf6×d5	22.	Tg3×g6	Tf8—f7
8.	Lg5×e7	Dd8×e7	23.	g2—g4	Ta8—e8 [6])
9.	Sg1—f3	0—0	24.	h2—h4	De7—e4
10.	Sc3×d5	e6×d5	25.	Dc2—f2	De4—d3 [7])
11.	Lf1—d3	Sd7—f6	26.	g4—g5	h6×g5
12.	0—0	Tf8—e8 [1])	27.	h4×g5	f6×g5
13.	Sf3—e5	h7—h6	28.	Tg6×g5	Tf7—f6
14.	f2—f4	Sf6—d7 [2])	29.	Tf3—h3	Te8—e7
15.	Tf1—f3	Sd7—f8	30.	Kg1—h2	Kg8—f7 [8])
			31.	Tg5×g7† [9])	Aufgegeben.

[1]) Zeitverlust, der die Entwicklung verzögert, da der scheinbaren Absicht, der Verhinderung des Königsbaueraufzugs, durch den folgenden Textzug sofort entgegengetreten wird.

[2]) Abermaliger Zeitverlust: so unbedingt notwendig ist der Springer auf f8 nicht. Marshall nutzt diese Zeit vortrefflich zur Vorbereitung des entscheidenden Angriffs aus.

[3]) Nun waren, da der Springer doch getauscht werden mußte, seine vielen Züge umsonst, und auch der Turm mußte auf seinen alten Platz zurück, ohne etwas geleistet zu haben.

[4]) Mußte wegen f6—f5 sofort geschehen.

[5]) Die weiße Partie schreitet mit der Genauigkeit eines Uhrwerks fort.

[6]) Hier kam wohl stark De7—e4 in Betracht.

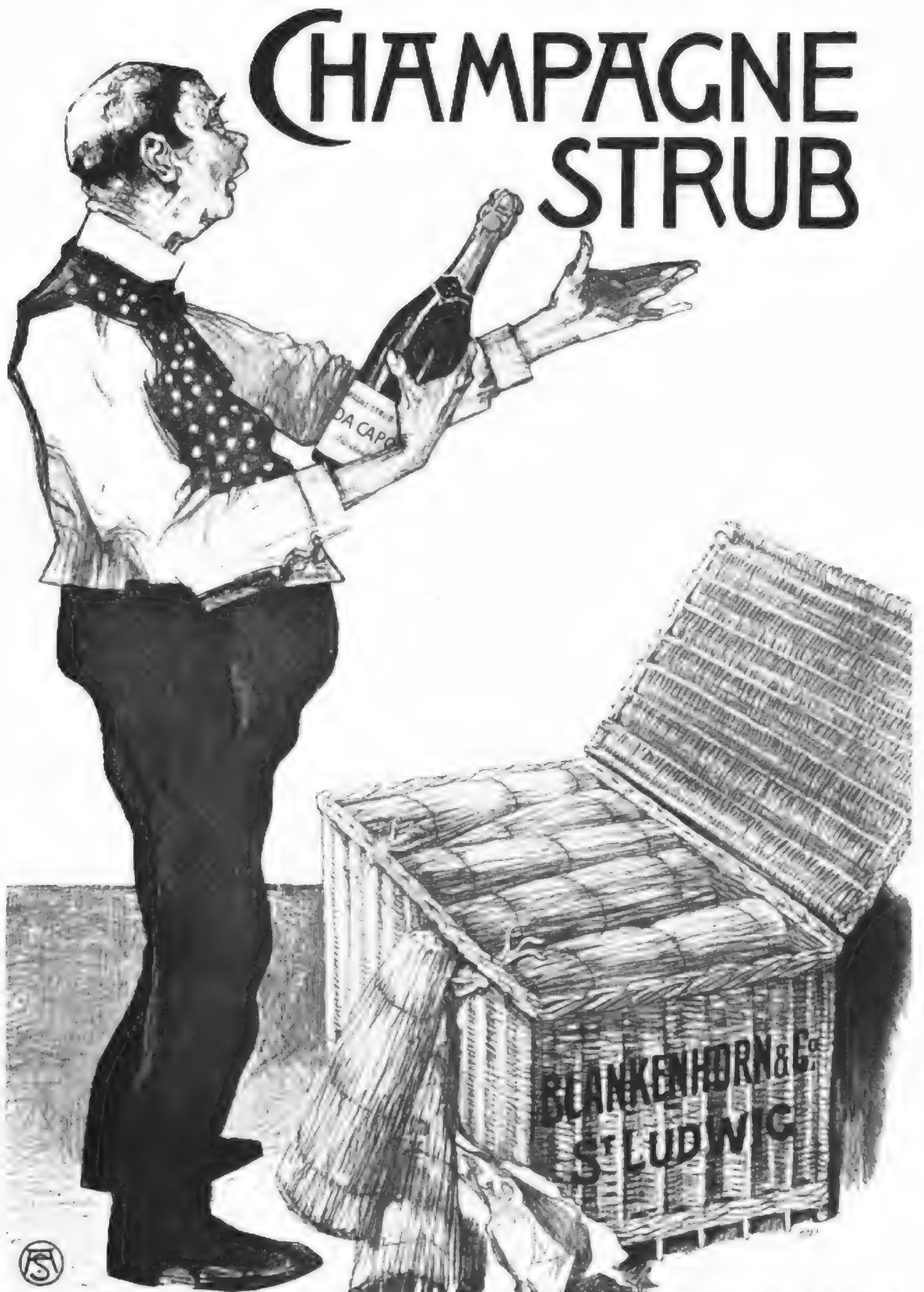
[7]) Schwarz täte besser daran, mit dem König auf die Damenseite zu fliehen.

[8]) Auf g7—g6 folgt 31. Tg5×g6† Tf6×g6 32. f5×g6 Te7—g7 33. Th3—h8† Kg8×h8 34. Df2—h4 (oder auch f8) † und Matt im nächsten Zuge. (Auf 30. . . . Te7—e4 [um 31. Df2—h4 zu verhindern] könnte 31. Df2—g2 Te4—e7 32. Th3—g3 Tf6—f7 33. f5—f6 Tf7×f6 34. Tg5×g7† Te7×g7 35. Tg3×g7† Kg8—f8 36. Tg7—g8† nebst 37. Dg2—g7† und baldigem Matt, beziehungsweise 34. . . . Kg8—f8 35. Tg7—g8† Kf8—f7 36. Tg8—g7† Kf7—e6 37. Tg7×e7† und so weiter die Folge sein. Aber mit 30. . . . Dd3—e4 hätte Schwarz wohl doch noch die Möglichkeit erlangt, sich zu verteidigen. D. Red.)

[9]) Zum Schluß noch ein schönes Opfer.



„Wenn ich mal nachts lange kneipe, bin ich am nächsten Morgen ganz zerschlagen!"
„So? Sind Sie auch verheiratet?"



Die Firma **BLANKENHORN & Co.** verwendet seit Jahrzehnten für die Herstellung ihrer Marke **„Champagne Strub"** ausschliesslich Edelgewächse der Champagne, die sich wegen ihrer Feinheit, Frische und Eleganz in hervorragender Weise als Rohprodukt für die Herstellung von Schaumwein eignen.

— **Eigenes Einkaufshaus in Reims: 18 Rue Ruinart de Brimont.** —

Briefmappe

Cl. M. in B. Der Geburtenüberschuß in Frankreich wird seit Jahren fortwährend geringer und nähert sich immer mehr dem Nullpunkt. Er betrug im Jahre 1904 nur noch 57026 (= 1,5 auf je 1000 Einwohner), während auf das Jahr 1903 noch 73104 (= 1,9 pro Tausend) entfielen. In Deutschland betrug er dagegen 1903 853830 Köpfe (= 13,9 pro Tausend), war also um 780,724 Köpfe größer als in Frankreich und größer als die Gesamtzahl aller Geburten in Frankreich, die sich 1903 auf 818229 belief. Seitdem ist allerdings auch in Deutschland eine geringe Abnahme des Geburtenüberschusses zu verzeichnen gewesen, doch besteht vorläufig noch kein Grund zu der Befürchtung, daß Deutschland einer ähnlichen Entvölkerung entgegengeht wie Frankreich.

E. Cl. in S. Ueber die Menschenverluste im russisch-japanischen Kriege auf russischer Seite hat vor einiger Zeit die „Nowoje Wremja" eingehende Angaben veröffentlicht, die wohl als zuverlässig gelten dürfen. Danach haben die drei Mandschurischen Armeen verloren: an Toten 21187 Mann (das heißt Unteroffiziere und Soldaten), an Verwundeten 115865, an Vermißten 37497 und an Gefangenen 24840; insgesamt 199409 Mann. In Port Arthur sind 10000 Mann gefallen und 27657 Mann gefangen genommen. Die Verluste auf Sachalin betragen 1600 Mann. Somit ergibt sich eine Gesamtzahl von 238466 Toten, Verwundeten, Vermißten und Gefangenen. Es fehlen die Verlustangaben der Flotte, der Grenzwache, der Eisenbahnschutztruppen und andrer besonderer Formationen. Rechnet man ein Drittel von den Vermißten zu den Toten, so ergibt sich für die Landarmee, einschließlich der Garnison von Port Arthur, ein Totalverlust an Toten von 43187. An Gefangenen haben die Russen 79394 Mann verloren. Die Verluste an Offizieren der Landarmee müssen sich, entsprechend den Ziffern der Mannschaften, auf etwa 4000 Tote und Verwundete und 2000 Gefangene belaufen. Die Verluste der Marine in und bei Port Arthur werden auf 2000 Tote und 5000 Gefangene veranschlagt. Noch größer ist die Einbuße bei Tsuschima, die auf 4000 Tote und 6000 Gefangene geschätzt wird. Außerdem waren auf den in neutralen Häfen entwaffneten Kriegsschiffen interniert etwa 5000 Mann. Der Totalverlust der Marine betrug also rund 22000 Mann. Landheer und Marine haben demnach zusammen eine Einbuße von etwa 266000 Mann erlitten. Die relativ nicht großen, aber, absolut genommen, gewiß recht bedeutenden Verluste durch Krankheiten sind dabei nicht mit berücksichtigt. Die Verluste der Japaner an Toten und Verwundeten werden auf 180000 Mann geschätzt.

M. F. in L. Einen wohlbegründeten Ruf als praktischer Ratgeber für Gartenbesitzer, die ohne kunstgärtnerische Beihilfe ihren Hausgarten selbst bebauen, genießt seit langer Zeit Christ-Lucas' Gartenbuch, das kürzlich in 14. Auflage erschienen ist (Verlag von E. Ulmer in Stuttgart; gebunden 4 Mark). Man findet darin sowohl über die Anlage des Gartens, dessen Ausschmückung durch Gehölze und Blumen (einschließlich der Kultur der Blumen und Blattpflanzen im Zimmer) und so weiter als insbesondere über die nutzbringenden Kulturen (Gemüsebau, Obstbau und Weinkultur) zuverlässige und ausführbare Angaben. Ein Gartenkalender und ein ausführliches Sachregister bilden den Schluß. Dem Werk sind 300 Abbildungen und drei farbige Doppeltafeln (Darstellungen der tierischen und pflanzlichen Schädlinge der Obstbäume und ein kolorierter Gartenplan) beigegeben.

N. K. in Bansen-Bergenthal. Mit Ihrer so ausführlich begründeten, übrigens reichlich spät eingetroffenen Lösung haben Sie kräftig danebengehauen. Sie werden sich davon jedenfalls inzwischen durch eigenen Augenschein überzeugt haben.

L. T. in G. Ihre Gedichte sind leider für uns nicht verwendbar.

Das neue Dresdner Rathaus

Mitten im Zentrum Dresdens, an der imposanten Ringstraße, erheben sich jetzt die ersten Gerüste für das neue Dresdner Rathaus. Eine ganze Straßenfront und zahlreiche andre Häuser mußten niedergerissen und die ehemaligen bombensicheren Kasematten der Dresdner Festungswerke gesprengt werden, um das große Terrain freizulegen, auf dem sich der prunkvolle Bau erheben soll. Nach mehreren Preisausschreiben erhielt der Architekt Carl Roth den Auftrag, seinen Entwurf gemeinsam mit dem Stadtbaurat Edmund Bräter umzuarbeiten, und das Resultat dieser gemeinsamen Arbeit fand den Beifall der städtischen Kollegien. Die feierliche Grundsteinlegung fand am 29. September 1905 in Gegenwart des Königs Friedrich August, des Prinzen Johann Georg und der Prinzessin Mathilde von Sachsen statt, bei welcher Gelegenheit Oberbürgermeister Beutler die Festrede hielt. Eine bronzene Urkunde, auf der die gedrängte Geschichte des Baues verzeichnet stand, wurde in den Grundstein eingefügt. Der Entwurf des Architekten Carl Roth zeichnet sich durch eine schön gegliederte Architektur und durch einen ruhigen und vornehmen Gesamteindruck aus. Das neue Dresdner Rathaus wird nicht weniger als sechs Höfe erhalten, ferner einen Festsaal, Sitzungssäle für den Rat, die Ratsabteilungen und das Stadtverordnetenkollegium, Räume für das städtische Museum und so weiter. Auch ein Ratskeller wird nicht fehlen. Die Kosten sind auf 8 Millionen Mark veranschlagt. Dresden erhält mit diesem Neubau abermals ein Baudenkmal von hervorragender Schönheit und imponierender Wirkung. „Alter Festungsgrund ist es,“ so heißt es in der obenerwähnten metallenen Urkunde, „auf dem das neue Rathaus sich erheben soll. So möge es denn eine Festung werden, in der Ordnung, Recht und Freiheit eine sichere Stätte hat.“

G. M.



Entwurf zum Neubau des Dresdner Rathauses von Architekt Roth

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

A. P. in Pettau. Tiefergreifende Bildung und harmonische Abrundung fehlen Ihnen, doch machen Sie auch gar keinen Anspruch darauf, wie Sie sich überhaupt total natürlich und sehr ungezwungen geben. Ein bißchen mehr Selbstbeherrschung und mehr „Haltung“ wären öfters am Platz. Sie unternehmen in der ersten Freude oft mehr, als Sie schließlich bei näherer Ueberlegung durchführen mögen, und erlahmen dann vorzeitig in Ihrem Eifer, sind Unlustgefühlen gegenüber zu nachgiebig. Sie begeistern und erwärmen sich leicht für Menschen und Dinge und haben ein liebebedürftiges Herz.

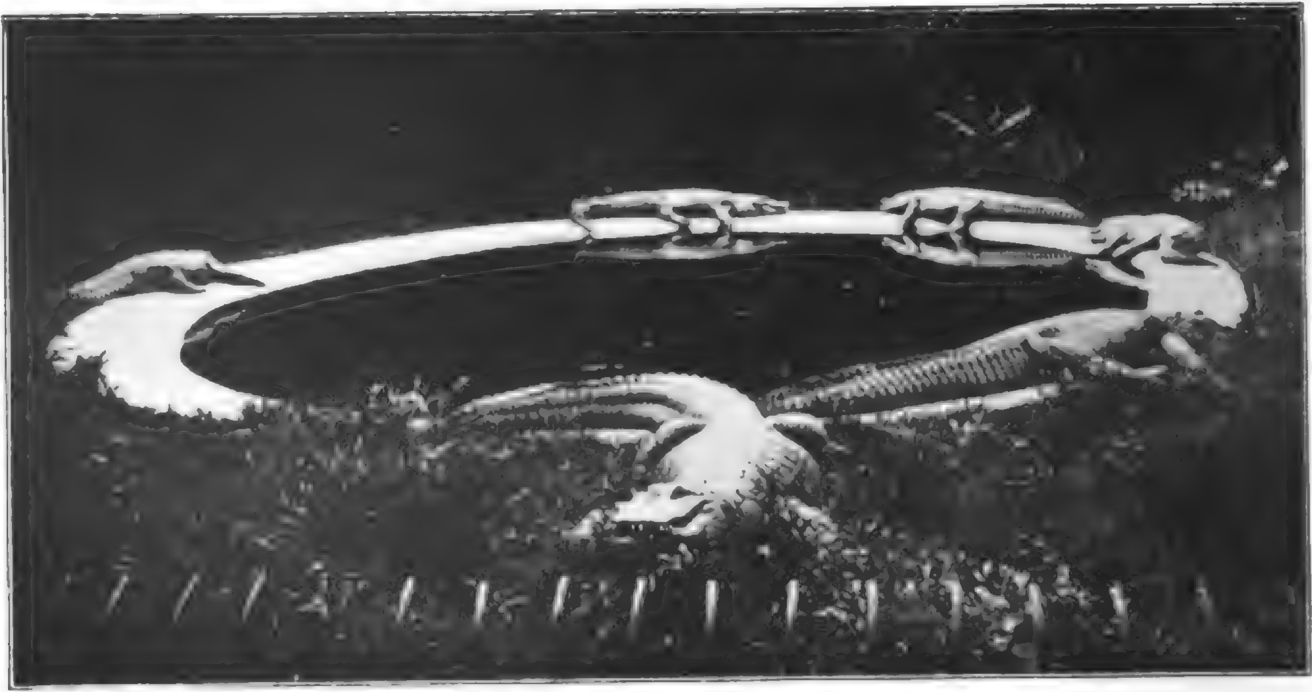
Rosa O., Kaufingerstraße in München. Sie sind in allem korrekt, pünktlich, gewissenhaft, pflichtgetreu. Ihr Wille ist konzentrationsfähig und energisch. Nachgeben aus Schwäche oder Bequemlichkeit gibt's nicht. Was Sie übernommen haben, führen Sie auch gut zu Ende. Ihr Auftreten ist anspruchslos, jedoch sicher und bestimmt. Sie halten auf guten Ton und so weiter.

B. J. Sie entbehren nicht eines gewissen Schwunges, aber der Ausgeglichenheit. Es fällt Ihnen oft sehr schwer, Maß zu halten, und wer mehr mit Ihnen zu tun hat, leidet unter Ihrem Mangel an Gleichmaß. Sie sind lebhaft, begeisterungsfähig, voll Unternehmungslust, jedoch zu sprunghaft im Vorgehen. Heiter veranlagt, schlagfertig und umgänglich. Lebhaft im Temperament. Immer eilig und mit den Gedanken der Gegenwart voraus. — Zu impulsiv und zu wenig überlegt.

„Giftige Kröte“ in Riga. Sollte dies etwa in Ihrem Freundes- und engem Bekanntenkreis Ihr „Spitzname“ sein, so könnte ich ihm eine gewisse Existenzberechtigung nicht absprechen. — Bei all Ihren guten und lobenswerten Eigenschaften können Sie eben doch „giftig“ sein, und wer Ihren Zorn erregt, muß es fühlen. — Ihr Recht wissen Sie durchzudrücken und darauf zu bestehen mit der Ihnen eignen Energie und Ausdauer. Sie wissen Ihre Ansicht in wortgewandter Weise zu verteidigen. Sie haben so starkes Selbstgefühl, daß es droht, in Selbstüberhebung auszuarten. Ihr Verstand ist klar, Ihr Auftreten sicher, Ihr Wille resolut.

Paul Z., Buchhändler. Sie sind mehr Gemüts- als Verstandesmensch, haben ein warmes Herz und lassen sich gern in Ihrem Tun durch dessen Eingebungen bestimmen. Hoher Schwung und rege Phantasie sind Ihnen nicht eigen. Sie haben zwar Sinn für Höheres und Ideales, vergessen aber darüber die Kleinigkeiten und die Freuden des Alltags nicht; haben praktischen Sinn und praktische Interessen. Sie sind gleichmäßig fleißig und arbeitsam, rasch in der Ausführung Ihnen übertragener Arbeiten. Wahrscheinlich haben Sie in Ihrer Tätigkeit sich viel mit Zahlen zu beschäftigen.

L. Meyer, Malenfeld bei Ragaz.



Phot. Paul Geniaux

Ein Krokodil-Idyll aus dem Jardin des Plantes in Paris

Literatur.

Ein populäres Werk über Das moderne Aegypten von A. B. de Guerville ist vor kurzem bei Otto Spamer in Leipzig erschienen. Der Verfasser, ein Franzose (wiewohl seltsamerweise auf dem Titelblatt das Buch als „Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen“ bezeichnet ist), gibt in zwanzig lebendig geschriebenen Kapiteln eine zum größten Teile auf eignen Eindrücken und Beobachtungen beruhende Schilderung des modernen Aegypten, die jedoch, wie das der Stoff von selber mit sich bringt, häufig von historischen Rückblicken unterbrochen wird. Seine Darstellung beschränkt sich keineswegs, wie die so vieler andrer Reiseschriftsteller, auf die berühmten Sehenswürdigkeiten des Landes und die pittoreske Außenseite des dortigen Lebens; er dringt bedeutend tiefer in die vielfältigen Lebenserscheinungen ein, als dies dem Durchschnittseuropäer gelingt, und verbreitet sich in ungemein lehrreichen Ausführungen über das ganze geistige, wirtschaftliche und politische Leben des neuen Aegypten, wie es sich unter dem britischen Einfluß entwickelt hat. Er weiß darüber, da er sich mit zahlreichen im ägyptischen Staatsdienst und Geschäftsleben tätigen Persönlichkeiten, mit Einheimischen aus allen sozialen Schichten eingehend unterhalten hat, manches Neue und Interessante zu sagen, was dem Buch einen mehr als gewöhnlichen Wert verleiht. Das Werk, das mit 182 durchweg nach Naturaufnahmen hergestellten Abbildungen ausgestattet ist, bietet jedem, der sich für das alte Land der Pyramiden interessiert, insbesondere dem Touristen, dem Politiker und dem Kaufmann, viel Belehrung und Anregung.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen dem Papierkorb.



Eingegangene Bücher und Schriften.

Brockhaus' Kleines Konversations-Lexikon. Heft 35—39, à 30 ₰. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Enzio, R. W., Der Krüppel. Roman einer Jugend. Leipzig, Hermann Hillger's Verlag.

Gober, Karl, Aus Höhenluft und Städtequalm. Novellen. ℳ 1.—. Dresden, E. Pierson.

Harraden, Beatrice, Katharina Frensham. Autorisierte Uebersetzung von E. v. Kraatz. Gebd. ℳ 4.50. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Hertzog, G. F., Die Ursachen elementarer Katastrophen. ℳ 1.50. Selbstverlag des Verfassers.

Israels, Josef, Rembrandt. Eine Studie. 75 ₰. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt.

Kirchbach, Wolfgang, Deutsche Heimgeschichten. (Kürschners Bücherschatz.) 20 ₰. Leipzig, Hermann Hillger.

Kugler, E. J., Verschiedenes Gedichtetes. Budapest, Viktor Hornjánszky.

Kuhn, Dr. F., Die Hämorrhoiden. ℳ 2.—. München, Verlag der Aerztlichen Rundschau.

v. d. Lancken, B., Antje. Roman. Gebd. ℳ 3.—. Berlin, Richard Taendlers Verlag.

Lohde, Clarissa, Getrennte Welten. Roman. Gebd. ℳ 4.—. Berlin, Richard Taendler.

Marasse, Marg., Römische Sonntage. ℳ 2.80. Leipzig, Duncker & Humblot.

Mene Mene Tekel Upharsin! Englands Ueberwältigung durch Deutschland. Hannover, Adolf Sponholtz.

Meschendörfer, Adolf, Vorträge über Kultur und Kunst. Kronstadt, H. Zeidner.

Meyer, Dr. M. Wilh., Die Rätsel der Erdpole. ℳ 1.—. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung.

Meyer, Dr. Max, Die Blinddarmentzündung. ℳ 1.20. München, Verlag der Aerztlichen Rundschau.

— —, Haarschwund und Glatze. ℳ 1.20. München, Verlag der Aerztlichen Rundschau.

Morgan, Camillo, Die jagdbaren Tiere Mitteleuropas. Bd. 49. 30 ₰. Leipzig, Hermann Hillgers Verlag.

Muszynski v. Arenhort, Oskar, Oberstleutnant, Die Waffen hoch! Eine Studie über die Bilanzen des russisch-japanischen Krieges 1904/05. Kr. 2.—. Selbstverlag des Verfassers.

Neter, Dr. Eugen, Das einzige Kind und seine Erzieher. ℳ 1.20. München, Verlag der Aerztlichen Rundschau.

Regensberg, Fr., Langensalza. ℳ 1.50. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung.

Aus Bädern und Kurorten

Bilz' Naturheilanstalt, Radebeul-Dresden. Die Bilzsche Naturheilanstalt, Radebeul-Dresden, beherbergt auch in der Herbstsaison eine große Menge Erholungsbedürftiger aus allen Ländern. In der Anstalt sind alle Bedingungen zur Erholung und Kräftigung gegeben: gute, reine Luft, Park- und Waldanlagen in unmittelbarer Nähe der Anstalt. Die Anwendung aller modernen Heilfaktoren (Licht, Luft, Sonne, Wasser, Bäder, Güsse, Massage, Elektrizität, Diätetik) trägt dazu bei, um möglichst gute Kurresultate zu erzielen, während durch die nahe Residenz, die Ausflüge in die schöne Umgebung (Sächsische Schweiz) sowie den anregenden internationalen Verkehr für die Unterhaltung bestens Sorge getragen ist.

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart

In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich:
Robert Mohr in Wien I.

Verlag, Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.





Schloß Stolpen

Nach einem Aquarell von Walter Friederici

Lukas Hochstraßers Haus

Roman

von

Ernst Zahn

(Fortsetzung)

V

Martin, der Leutnant, hatte Urlaub: drei Wochen, und vor wenigen Tagen erst war dieser Urlaub angegangen. Martin war wohl öfter auf ein paar Tage heimgekommen, hatte aber da selten Ruhe gehabt und war immer wieder nach St. Felix gefahren, wo es unterhaltsamer war, diesmal erklärte er gleich von Anfang an, den ganzen Urlaub in Herrlibach aufbrauchen zu wollen. Eine sonderbare Liebe für das Heimatdorf schien über ihn gekommen. Seitdem unten am Postgarten das fremde Mädchen ertrunken war, war er zwei-, dreimal Sonntags dagewesen, und seitdem bestand diese Liebe. Das Mädchen, die Maria, lag auf dem Herrlibacher Friedhof begraben. Ein schwäbischer Bauer, ein hagerer, einfacher Mann mit strengen Zügen, war gekommen und hatte der Tochter das letzte Geleit gegeben. Wie sie gestorben war, ob durch Zufall oder Absicht, war nicht laut geworden. Eine Untersuchung hatte wohl stattgehabt, war aber im Sande verlaufen. Martin Hochstraßer hatte einen Weg gewußt, zu St. Felix die Angelegenheit zu ordnen, daß kein Aufhebens entstand, zu Herrlibach kein Verdacht gegen ihn aufkam, selbst der klarschauende Vater keinen Argwohn hatte. Zu Herrlibach galt er, was je vorher. Vielleicht kam daher seine neue Liebe zum Heimatort. Zum Teil vielleicht! Zum andern Teil hatte sie andern Grund. Bei seinen Besuchen in Herrlibach hatte er merkwürdig häufig unten am See zu tun, und merkwürdig langsam schritt er immer an dem kleinen Hause des alten Fries vorüber. Es war, als klebten seine Sohlen am Boden, so lahm schlenderte er vorbei. Entdeckte er den Kapitän in der Nähe, so trat er an den Buchsbaumhag, hatte das und jenes zu sagen und tat, als ob ihre Freundschaft eine uralte sei.

Fries ließ sich die Freundlichkeit des jungen und stattlichen Menschen gefallen, einmal, weil jener der Sohn Lukas Hochstraßers war, zum zweiten, weil er selbst in Herrlibach nur langsam Wurzel schlug und nicht viel Gesellschaft hatte, nicht zum wenigsten aber um Martins selber willen, dessen einnehmendes Wesen ihn bestach.

Martin Hochstraßer also hatte Urlaub und saß ihn in Herrlibach ab, einen Teil des Tages oben im Berg im oder am väterlichen Hause, ein paar Stunden täglich in einem der beiden Gasthäuser, den Rest bei Gotthold Fries, dem Kapitän, und seiner Tochter; denn was bei seinen früheren Besuchen gewesen war, war jetzt in vermehrtem Maße der Fall, an dem kleinen Hause des Kapitäns war schwer vorüberkommen. In die Gasthäuser ging Martin, weil er Gesellschaft fand und einen Tropfen nicht verschmähte, auch einen guten und starken Tropfen ertrug. Oben im Hause seines Vaters schien ihm der Urlaub am ödesten. Eben dort aber gelangte er zu etwas, was ihm früher nicht begegnet war — er begann über sich selbst nachzusinnen. Zwei-, dreimal saß er allein in der Weinlaube und blickte mit Augen vor sich hin ins Leere, deren Versonnenheit denjenigen seines Bruders David, der die Wolken vom Himmel guckte, nichts nachgab. Während er so saß und sann, war Martin Hochstraßer weder ein schlechter noch ein klein meinender Mensch. In seiner Seele ging etwas auf, was schön und groß war, und indem er die Arme vor sich auf den Tisch gelegt saß, drängte etwas in ihm, das ihn selbst äußerlich gleichsam wachsen ließ, so daß er sich reckte und ein Leuchten in seine Augen kam. Er hatte seinen Beruf immer geliebt; in diesen Augenblicken aber faßte ihn eine Art Begeisterung dafür, ein Drang, sich darin hervorzutun, und ein Kraftgefühl: Es wird etwas werden aus dir, Martin Hochstraßer! An dem aber, was in ihm erwachte und lebte, war diejenige schuld, die mit dem alten Mann, ihrem Vater, seit kurzem in dem Haus am See saß. Vom ersten Tag an, da er sie gesehen, hatte sie seinen Gedanken zu schaffen gemacht! Auch das fiel ihm ein, während er in der Laube über sich selbst nachsann, und er hatte dabei einen Mut, den er auch wiederum noch selten gehabt hatte, den, sich allerlei bitterböse, aber bitterwahre Dinge zu sagen. Die ist noch lange nicht die erste in deinem Leben, Martin Hochstraßer, die Brigitte, und gebrannt hat dein Herz lichterloh dann und dann und dann, und just wie jetzt nach dem ersten Blick und — wie manche ist dir verleidet, wie

mancher bist satt geworden, keine Festigkeit hast in dir, du, keine Macht über dich selber! Und — es ist nichts elenderes als ein Mensch, der nicht mehr die Kraft zur Treue hat, hat der Vater gesagt! —' Aber dann schien ihm doch manches anders an diesem einen Mal, edler, wahrhaftiger, und er meinte zu wissen, daß das Rechte an ihn gekommen sei. Vieles in der Vergangenheit war häßlich gewesen! Martins Gesicht färbte sich dunkel. Er schämte sich der Vergangenheit. Und — und da war die Maria! Eine Unruhe packte ihn; der Gedanke machte ihm zu schaffen, störte ihn in seiner Zufriedenheit, in seinem schönen und das Herz weitenden Entschluß, in seinem Leben ein neues anzufangen, das voll guten Wollens und Tuns sein sollte. Nach einer Weile überwand er die Erinnerung wieder, warf sie mit einer unwirschen Ungeduld von sich, und die heimliche Freude an dem, was werden sollte, kam neu über ihn. Brigitte! Sie war noch ein halbes Kind, schien keinen Gedanken an das zu haben, was in ihm, Martin, war, und hatte sicherlich keinerlei besonderes Verlangen nach seiner Gesellschaft; denn sie ließ sich häufig nicht sehen, wenn er ins Haus kam. Aber — das machte sie nur begehrenswerter.

Ein Verlangen nach dem Mädchen packte ihn, und aus diesem heraus wuchs mächtiger das, was groß und schön war, der Entschluß: Jetzt willst etwas werden, du, der zulieb! Und gut soll sie es haben und —. Seine Hoffnungen flogen hoch.

Aus dem Nachdenken über sich selbst wandelte Martin allmählich sich zu einem neuen und liebenswürdigen Menschen. Seine Urlaubsfrist begann für alle im Hochstraßer-Hause zu einer fröhlichen und zufriedenen Zeit zu werden.

„Es mag eines nicht an die Zeit denken, da er wieder gehen wird," sagte eines Tages seine Schwester Rosa, die in all ihrer Herbheit für diesen Bruder eine Schwäche hatte.

„Er hat andern immer das Leben heiter zu machen gewußt," sagte Lukas. Auch er freute sich des Sohnes. Aber er verwand die Sorge nicht ganz, die er in sich trug. Die Geschichte mit dem im See ertrunkenen Mädchen war abgetan. Martin hatte seine Unschuld nachgewiesen. Aber es war doch wie ein Schatten an ihm seither.

Martin hatte für jeden im Hause ein drolliges Wort. Bei Tisch riß er die ganze Unterhaltung an sich. Er war klug, und weil er, der nicht an die Grenzen von Herrlibach Gebundene, viel zu erzählen wußte, war bei den Mahlzeiten in der Hochstraßer-Stube, die alle gemeinsam einnahmen, ein ganz neues Leben. Und Martin war immer dienstfertig gewesen. Jetzt, da die große innerliche Freude ihn drängte, hatte er nicht nur die Gabe, sondern ein frohes Verlangen, einem und jedem Liebes zu tun. Er tat für die Schwester Besorgungen, half David bei seinen Schreibereien und scheute sich nicht, in die Bauernkleider zu schlüpfen und Christian und dem Vater bei der Heuernte und andrer Arbeit an die Hand zu gehen. Es brauchte ihn keiner zu mahnen; er tat alles aus sich selbst. Als sie eines Tages vom Walde gegen das Hochstraßer-Haus stiegen und Martin es sich nicht hatte nehmen lassen, dem Vater die junge Tanne abzunehmen, die er über der Schulter trug, zwang er selbst diesem das Wort ab: „Gut meinst du es, Martin! Wir werden an dich denken, wenn du wieder fort gehst!" Und Lukas freute sich des stattlichen Menschen, der vor ihm herschritt und Holz von seinem Stamme war. Es blickten auch Leute, die sie am Wege trafen, ihnen nach und meinten, daß keiner der Buben dem Vater so ähnlich sei wie Martin, der Leutnant.

Es war am Tage nach diesem Waldgang, daß Martin wie oft seinen Gang an den See hinab und an des Kapitäns Haus heran tat. Von weitem sah er den Alten auf der grünen Bank sitzen, die er letztlich auf der Seeseite seines Hauses hinter den Rosenstöcken aufgestellt hatte.

Nun war Herrlibach ein zu kleines und zu geschwätziges Nest, als daß nicht laut geworden wäre, wie der Leutnant zu Hause überall Hand anlegte, selten mehr ins Wirtshaus ging und in seinem Wesen eine noch wohltuendere Fröhlichkeit als früher hätte, und es mochte auf irgend einem kleinen Wege Martins Ruhm auch zu Gotthold Fries, dem Kapitän, und seiner Tochter gedrungen sein; denn in dem Gruß, den der Alte an diesem Abend seinem häufigen Gaste bot, lag eine freudigere Wärme als sonst, so daß Martin empfand, wie er dem alten Manne willkommen war. Er zögerte wie immer am Gartenhag, aber der Kapitän bat ihn herein und so saßen sie bald nebeneinander auf der Bank.

Die Sonne war niedergegangen. Ueber dem Rande der langen Hügelkette auf dem jenseitigen Ufer stand am Himmel ein leuchtender goldener Saum, Bäume und einzelne Häuser ragten in dieses Gold hinein und hoben sich von seinem Grunde frei und scharf ab. Ueber dem See lag eine blaue schöne Dämmerung und eine wundersame Glätte und Stille. Dennoch säuselte ein Lüftchen vom Wasser herüber und gegen das Haus. Die Rosen dufteten. Gotthold Fries und Martin saßen und sprachen von dem und jenem, der Kapitän fragte nach Martins Vater, wie er jedesmal tat. Und Martin erzählte. Er war noch nie so gesprächig gewesen wie heute, wenn er von daheim erzählt hatte. Er wußte allerlei Gutes und Schönes zu sagen, und die Freude, daß er es zu erzählen hatte, klang in seiner Stimme. Er trug leichtes, sommerliches Gewand, das seiner schlanken, gelenkigen Gestalt wohl stand. Der alte Kapitän hatte seinen schlichten, dunkelbraunen Hausrock an, eine gestickte Troddelkappe

saß ihm auf dem schönen weißen Haar. Er hielt ein großes, festes Messer und schnitzte an einer Anzahl weißer Stäbe, die er zur Stütze für einzelne Blumen verwenden wollte.

Eine Weile mochten sie so in eifrigem Gespräch gesessen haben, als Brigitte von der Straße her in den Garten trat, barhaupt, das schwere aschblonde Haar in Zöpfen um den Kopf gelegte jung und zierlich, in der Hand den Hut schwingend, den sie als unbequeme Last abgenommen hatte.

Martin stand auf und gab ihr die Hand und sie sah mit ihren großen und lauteren Augen freundlich zu ihm auf. „Welch schöner Abend," sagte sie.

Ihr Vater hieß sie sich neben ihn auf die Bank setzen und sie wechselten einige Augenblicke lang Rede und Gegenrede. Dann ließ ein Blick nach dem Hügelrücken im Westen, wo neben einer Lichtung wohl ein Dutzend hochstämmiger brauner Tannen schlank und stolz in Reih und Glied stand und den nun purpurfarbenen Sonnenstreif wie Widerschein eines fernen Feuers hinter sich hatte, die Unterhaltung wieder auf die Schönheit des Abends kommen, und Brigitte äußerte gedankenlos ein Gelüsten, noch auf den See zu gehen. Martin nahm den Gedanken rasch und freudig auf und schlug vor, eines der Boote, die drüben an der Lände lagen, zu nehmen und hinauszurudern. Die beiden andern zögerten, aber Martin setzte ihnen mit scherzhaftem Drängen zu, und so kam es, daß sie ohne weitere Vorbereitungen, der Alte in seiner Hauskappe, wie er ging und stand, und Brigitte barhaupt über die Straße hinab an die Lände schritten und eines der Boote lösten. Gotthold Fries setzte sich ans Steuer, Brigitte nahm in der Mitte des Schiffes Platz, das Gesicht Martin zugewendet, der im Hinterteil stand, den Rock abgelegt hatte und die Stehruder kreuzte. Eine stille Freude leuchtete in den Zügen Brigittens.

Dann fuhren sie weit in den See hinaus, auf dem ein merkwürdiges Schweigen lag. Die letzten Dampfer waren vorübergefahren. Selten strich ein Boot an ihnen vorbei, und die Oberfläche des Wassers war glatt und glänzend; es sah sich tief hinab an den schlammigen Grund, wo die feinen Schlinggewächse standen und sich wie unter dem Atem des Sees leise hoben und senkten. Die Ufer traten immer mehr in Schatten, nur wo die Hügel den Himmel streiften, war noch immer ein blasses, klares Licht. Der alte Fries hatte die Kappe neben sich gelegt, die Seeluft weckte ihm Erinnerungen an Tage, die noch nicht allzu weit zurücklagen, und er wollte nicht älter sein als damals, da ihm mancher Wind über das unbedeckte Haupt gefahren war. Es war seltsam zu sehen, wie das schneebleiche volle Haar und die grauen Brauen von dem tiefen Braun des übrigen, runzeldurchzogenen Gesichtes abstachen und wie nun in die Augen mehr und mehr das scharfe Blitzen und Spähen zurücksprang, das einst dem Kapitän eigen gewesen war. Seine Züge gewannen einen Ausdruck der Spannung und Energie, es war, als wären sie spitzer geworden, und er saß in vorgeneigter Haltung, die braune Hand fest am Steuer. Auch Martin war barhaupt. Er ruderte langsam mit tiefem, leisem Schlage. Seine Gestalt bog sich vor und zurück in schönen, kraftvollen Bewegungen, der Lufthauch blähte die weißen Hemdärmel und wehte manchmal die dunkle Locke auf, die ihm in die Stirn fiel. Brigitte sah einmal forschend an ihm hinauf, er hatte sie nie groß gekümmert, nun aber, da er mit einer starken Sicherheit das Boot vorwärts trieb, war etwas an ihm, was ihren Blick festhielt. Nach einer Weile sank dieser zurück auf das blaue, reglose Wasser, eine stille Selbstvergessenheit kam über sie und gab ihrem feinen Gesicht einen Ausdruck kindlicher Sorglosigkeit. Sie trug ein weißes Kleid, das nirgends eine farbige Schleife oder ein Band verunzierte. Martin Hochstraßer hing seine Augen an sie, und es stieg heiß in ihm auf.

Als sie an eine Stelle im See kamen, wo hohes Schilf sie vom Ufer trennte und ein morsches Holzkreuz, auf einer winzigen Insel fußend, aus diesem Schilfwalde aufragte, wollte Brigitte wissen, was jenes zu bedeuten habe, und ihr Vater erzählte von einem Unglück, das vor Jahren hier geschehen, und daß das Kreuz zwei hier Ertrunkenen gesetzt worden. Es war das erste zusammenhängende Gespräch, das sie führten. Die Stille des Abends hatte bisher auch sie still gemacht. Nun hielt Martin mit Rudern inne, um besser auf die Erzählung des Kapitäns achten zu können. Gotthold Fries kam von jenem Unglück aus auf andre Unfälle, die sich auf dem See ereignet, sprach von Stürmen, die er erlebt, von Frohem und Trübem, was ihm auf seinen Fahrten geschehen, und nachher fand auch Martin das und jenes zu sagen, was sie zu Herrlibach oder anderswo sich vom See und seinem Leben, auch von den Toten, die er wie jedes große Wasser hatte, erzählten. Er hatte inzwischen die Ruder fahren lassen und sich auf den Rand des Bootes dicht neben Brigitte gesetzt. Wenn sie sich gegen den Vater vorneigte, streifte ihr Atem fast sein Gesicht. So saßen sie eine lange Weile. Das Schilf knisterte leise, manchmal ging ein Rauschen durch die hohen Halme; über See und Land aber dunkelte es rasch. Einzelne Lichter sprangen an den Ufern auf, ihrer wurden immer mehr, wie rote Sterne brachen sie aus einem dunkeln, verlorenen Grunde. Im Süden schienen die Berge nähergerückt, als eine schwere, schwarze Mauer stiegen sie aus dem Wasser. Und nun klang plötzlich von weit, weit her, aus irgendeinem der hochgelegenen kleinen Dörfer im Süden des Sees

herab, eine einzelne Glockenstimme, ein hohes, eintöniges Läuten, dem etwas Aengstliches, Hilfeheischendes anhaftete. Es war schon so dunkel, daß sich nicht bestimmen ließ, wo diese Glocke geläutet wurde, aber die Töne kamen über die drei im Boote und mitten in ihr alles andre vergessendes Erzählen hinein, daß sie in jähem Erschrecken verstummten.

„Was läuten sie denn noch?“ fragte dann Martin, ans jenseitige Ufer spähend.

Brigitte war bleich geworden und legte die Hand auf den Arm Martins, als bäte sie ihn, dicht neben ihr zu bleiben.

„Es brennt irgendwo,“ sagte Fries.

Und wirklich stand in Nebel und Dunst und Dunkel weit über dem See ein glühroter Schein, der langsam wuchs und wohl von einer Brunst herrühren mochte.

„Wir müssen heim,“ mahnte Fries.

„Es wird kühl,“ sagte Martin und legte, ohne zu fragen, seinen Rock um Brigittens Schultern. In diesem Augenblick, da er sich nahe über sie beugte, trafen sich ihre Augen; in denen des Mädchens stand eine stumme, ernsthafte Dankbarkeit. Martins Herz klopfte. Als er die Ruder wieder faßte und, weit ausholend, das Boot rascher als sie gekommen heimwärts trieb, summte ihm der Kopf von jähen, wirren Gedanken. Sein Blick war heiß. Ein unbändiges Verlangen faßte ihn: Die willst haben, das Mädchen, die Brigitte, keine andre! Als sie daheim ans Land stiegen, war das Läuten hinter ihnen still geworden, als hätte ihm die Nacht den Weiterweg vermauert. Auch der Feuerschein war nicht mehr zu sehen, aber sie waren alle drei nicht länger zum Sprechen aufgelegt. Am Buchsbaumhag trennten sie sich. Martin bot dem Alten die Hand; dann ergriff er die schlanke schmale Brigittens. Seine Finger schlossen sich fest um dieselbe. Das Mädchen schien überrascht und scheu, aber als er ihre Hand zögernd los ließ, war es Martin doch, als hätten ihre Finger ihm leise den Druck zurückgegeben. Seine Stirn glühte, als er darauf in den Berg hinaufstieg. Er kam langsam vorwärts. Es war, als hielten die Gedanken ihn Schritt um Schritt zurück. Die Leidenschaft stürmte in ihm; er hätte alle Wände niederreißen mögen, die ihn noch von Brigitte trennten. Daheim traf er den Vater, die Schwester und die beiden Brüder in der großen Stube sitzend, wo sie das Abendbrot genommen hatten. Die Lampe brannte an der Diele, Rosa saß nähend am unteren Tischende, David lehnte mit offenen Augen träumend am kalten Ofen, Christian sprach mit dem Vater von einem neuen Schutzmittel für die Weinreben. Letzterer rühmte das Mittel. Christian aber erklärte es als zu kostspielig und eiferte von schlechtem Nutzen, den die Weinstöcke trügen, und daß er nicht noch mehr an die ertragsarmen wenden wolle.

„Du kommst spät,“ sagte Lukas, als Martin nähertrat.

„Ich bin mit dem alten Fries und — seiner Tochter auf dem See gewesen,“ sagte dieser und setzte sich zu den andern.

„Schon wieder?“ fragte Rosa. Ihre Stirn war faltig; sie schien schlecht gelaunt.

Martin lachte. „Ja, schon wieder,“ gab er fröhlich zurück.

„Ich muß früh heraus morgen,“ sprach Christian dazwischen in seinem trockenen Ton und wünschte hinausgehend gute Nacht.

Dann hob Lukas an nach Fries zu fragen, und Martin gab Bescheid; eine Weile unterhielten sie sich von dem Alten. Rosa brachte ihre Näharbeit zu Ende. Sie sah nach der Uhr, klagte über die späte Stunde und daß ihr noch allerlei zu tun bliebe. In unwirscher Hast verließ sie die Stube, kam aber bald zurück, um David zu rufen. Helfen solle er ihr, nicht allein schleppen könne sie das und das!

Als sie gegangen waren, sah Lukas Martin fest an. „Du gehst dem Mädchen da unten nach?“ fragte er.

Martin errötete.

„Wenn dir nicht ernst ist, laß die Finger davon,“ fuhr Lukas fort. „Mit Leuten wie sie soll man nicht spielen.“

„Es ist mir ernst,“ sagte Martin mit verhaltener Stimme.

„Sie ist noch jung,“ warf der Vater wieder ein, dann sinnend: „Eine Leide hast dir im Grund nicht ausgesucht.“

„Ich weiß nicht, ob sie mich nehmen wird,“ sagte Martin im Ton von vorhin.

Lukas erhob sich, als ob er gehen wollte. „Ein braver Mensch darf überall anklopfen,“ sagte er.

Auch Martin war aufgestanden. Er tat unwillkürlich einen Schritt gegen den Vater hin, aber er vermochte dessen starken, leuchtenden Blick nicht auszuhalten. Da bot ihm Lukas die Hand. Er legte in halbem Erstaunen die seine hinein. „Nur Mut,“ sagte der andre plötzlich und laut, „mir scheint, du bist auf dem rechten Weg.“ Er drückte Martins Hand, daß es diesen, der kein Schwächling war, schmerzte. Geradeauf wie ein Baum stand er vor ihm. Da war es ihm, als ob aus der großen Stärke des Vaters etwas in ihn herüberquelle, war ihm, als wüchse er selber höher; aber irgendwie, obwohl er voll guter Vorsätze und hochfliegender Pläne war, vermochte er noch immer nicht dem andern frei und freudig ins Auge zu sehen.

VI

Eine kahle, sonderbare Stube! Weiß vertäfelte, unbemalte Wände, ein tannener, gefegter Tisch, hier eine alte Stabelle und dort eine und

an der Wand eine braune Lehnenbank mit einem langen verwaschenen Kissen darauf. Eine Reihe kleiner Fenster ließ das Licht in die Stube hinein. Die Scheiben waren nicht übersauber, und eine davon, die zerbrochen war, war mit Papier verklebt. Ein paar Blumenstöcke standen auf dem Gesimse, aber sie hatten etwas eigentümlich Karges, so als würden sie spärlich begossen, zwei davon standen nicht in gewohnten Tonschalen, sondern in alten, wie von einem Abfuhrhaufen geholten Blechbüchsen. Der nächste Nachbar der braunen Bank war ein Schrank von gleicher Farbe und gleichem Holz; ein Schlüssel steckte in der zum Herablassen gerichteten Klappe, und das Loch, in dem er steckte, war weit, von langem Gebrauch so abgenützt, daß der Schlüssel nicht mehr festen Halt fand.

In dieser kahlen und kargen Stube saßen Uli Koller, der Bauer, und seine Tochter Barbara über der Mahlzeit, die für Abend- und Nachtessen ging. Zwei henkellose Tassen, eine zinnerne Kaffeekanne und ein weiß-blau gestrichelter dickbauchiger Milchtopf standen inmitten des Tisches. Der Bauer und das Mädchen saßen weit über den Tisch gelehnt, die Ellbogen aufgestützt, und mit faulen Bewegungen brockten sie Brot in die Tassen und aßen die Brocken. Von ihrem Essen war ein schmatzendes Geräusch in der Stube. Beide hatten eine auffallende Aehnlichkeit in der Art, wie sie saßen und sich bewegten, beider Arme waren nackt bis beinahe zur Achsel, Uli hatte die Hemdärmel aufgekrempelt, Barbara trug kurze Aermel, das grobe grauweiße Linnen der letzteren sah aus dem dunkeln ärmellosen Rock. Alle vier Arme waren dürr und schwarzbraun und die Hände, die das Brot zum Munde führten, glasig und zerarbeitet. Noch mehr aber glichen Vater und Tochter einander von Gesicht. Uli hatte dasselbe Vogelgesicht wie Barbara, die gleiche Schnabelnase und gewölbte enge Stirn und dieselben schönen, aber stechenden Augen. Seine Oberlippe bedeckte ein kurzgeschnittener grauer Schnurrbart und er hatte graues spärliches Haar. Während des Essens sprachen sie nicht viel, erst als ihre Becken leer zu werden begannen, nahmen sie ein Gespräch wieder auf, mit dem sie vor einer halben Stunde hereingekommen waren, das in der Küche angehoben und von Christian Hochstraßer gehandelt hatte.

„Ihr werdet sehen, er fragt mich ums Heiraten," sagte Barbara jetzt, den großen Löffel in ihre Tasse legend.

Der Alte sah über seine Tasse hin durchs Fenster hinaus und kaute an einem Stück Brot. Nach einer Weile, während welcher er den Fall bedacht hatte, sagte er: „Es wäre kein so übler Schick."

„Nur damit das Land abgerundet wird, frägt er mich, wenn er frägt," sagte Barbara.

„Zum Teil vielleicht, zum andern Teil — der will eine haben, die ihm spart," erwiderte Uli.

Er hatte aber noch nicht lange ausgeredet, als auf der steinernen Haustreppe und im Flur Schritte laut wurden.

„Wer kommt da?" fragte Uli, und Barbara räumte das Geschirr zusammen und horchte dann. „Das ist — jetzt — am Ende ist es —" stotterte sie. Da klopfte es schon kurz und laut an die Tür, und der auf Ulis „Herein!" eintrat, war der, von dem sie gesprochen hatten.

„Guten Abend," sagte Christian Hochstraßer und legte den Hut auf die Holzbank. Er hatte sich sauber gemacht, es sah ihm keiner die Werktagsarbeit an, von der er kam; einen dunkeln Rock trug er und einen weißen Papierkragen. Uli war aufgestanden und streckte ihm die Hand hin. Es klatschte, als er einschlug, wie es tut beim Bauerngruß. Dann hieß der Alte ihn Platz nehmen, und er setzte sich neben seinen Hut, während Barbara, der das Blut in zwei roten breiten Flecken unter die Augen gefahren war, den Tisch vollends aufräumte. Uli fragte nach dem Stand der Landarbeit auf dem Hochstraßergut, dann sprachen sie eine Weile, was Bauern sprechen, wenn sie beieinander sind, von Reben und Feld und Holz und Heu, und damit wollten sie wegwischen, daß im Grunde Christians Besuch selten und sonderbar war. Als ihnen der Gesprächsstoff ausging, entstand eine Pause. Barbara war wieder hereingekommen, die Neugier hatte sie nicht draußen bleiben lassen. Endlich begann Christian an seinem kurzen rötlichen Schnurrbart zu drehen, daß die paar Härchen in jeder Mundecke wie Nadeln herausstanden. „Ja, ich hätte jetzt eben etwas mit Euch zu reden," begann er, als ob er nicht eine ganze Weile schon geredet hätte.

„Ja?" sagte Uli fragend, rückte den Stuhl, auf dem er saß, vom Tisch zurück und legte die Hände auf die Knie. Auch Barbara setzte sich und sah auf den Boden.

Christian war nicht verlegen, er war nur langsam und schien immer erst an dem herumzurechnen, was er sagen wollte. „Der Vater hat uns auf eigne Füße gestellt," fuhr er fort. „So muß jeder sich einrichten. Jetzt bin ich auf den Gedanken gekommen zu heiraten."

„Ja," sagte Uli Koller wieder.

„Jetzt wollte ich fragen, ob die Barbara Lust hätte."

„Ja, ja," sagte Uli nach einigem Nachdenken und sah seine Tochter an. „Was meinst?" fragte er sie dann.

Sie zuckte die eckigen Achseln, und es blieb eine Weile ganz still. Ein Unbehagen kam über alle drei ob dieser Stille. „Du mußt reden," mahnte dann Uli die Tochter.

„Was meint Ihr?" fragte sie ihn um Rat, und er gab zurück, daß sie besser wissen müsse, was sie wolle. Darauf rückte sie näher zum Tisch und begann allerlei Fragen zu tun, wie es mit dem Vermögen stände und mit dem Wohnen in der „Weinlaube" und mit der Abhängigkeit Christians vom Vater und den übrigen Geschwistern. Sie mußte die Sache vorher schon wohl bedacht haben, denn die Fragen kamen ihr ganz geläufig.

Christian war weder erstaunt noch betroffen, daß sie diese Dinge fragte; er schien im Gegenteil sich ganz wohl zu fühlen bei der Sache, gab diese und jene Auskunft, kam selber ins Fragen und holte Uli und Barbara über Dinge aus, die deren Geldsack angingen, ganz wie sie ihm taten. Es war eine drollige Verhandlung. Um einander bequemer zu verstehen, bogen sich alle drei wieder über den Tisch, handelten hin und handelten her, gelassen, ja einander eine gewisse Rücksicht und Höflichkeit zollend, die wuchs, je mehr sie einer Einigung zusegelten. Am Ende bekam Uli das Wort, lachte und sagte: „Ja nun, so wärt ihr ja einig so weit."

Und Christian gab dem Mädchen die Hand. Dieses schlug ein.

So war es abgemacht, daß sie Mann und Frau würden, und war, als hätten sie um einen Acker oder ein Stück Vieh gemarktet.

Wie sie aber wohl zueinander paßten und einen guten Handel geschlossen hatten, das zeigte sich schon, als kurz darauf Christian sich zum Gehen anschickte und Barbara ihn bis vors Haus hinab geleitete. Es war ein gewitteriger Tag gewesen. Zweimal hatten sich die Wolken über Herrlibach entladen, der ganze Herrlibacher Berg lebte von Bächen und Bächlein, die von der Höhe niederschossen. Durch eine tiefe Mattenrinne dicht am Kollerschen Hause vorüber sprudelte ein solcher Bach und war jetzt so lüpfisch und toll, daß er da und da und dort sich über die Ufer warf.

„Der Bach kommt wild heute," sagte Christian auf der Haustreppe zu seiner neugebackenen Braut.

„Jesus," fuhr Barbara auf. „Da ist sicher der Keller wieder voll Wasser."

Dann bog sie im Schuß um die Treppe herum und riß eine daneben liegende Tür auf, von der aus ein paar Steinstufen in einen Keller führten. Zwei kleine Fässer, eine Anzahl Kübel, ein Holzrechen und dergleichen mehr schwammen fröhlich darin herum, während zwei große Lagergebinde bis über den vorderen Spund im Wasser standen. Barbara fluchte eins. Dabei saß sie schon auf der Kellertreppe und zog Schuhe und Strümpfe aus. „So ist es noch nie gewesen," sagte sie, als sie barbeinig mit geschürztem Rock ins Wasser hinab und zwei Schaufeln zuwatete, die noch in einer Ecke standen. Sie griff sie auf, watete zurück und stieg wieder ins Freie.

„Gib her," sagte Christian und nahm ihr die eine Schaufel ab. Sein Rock lag schon abgeworfen draußen auf der Matte. Bald darauf standen sie ein Stück oberhalb des Hauses an einer Stelle, wo der Bach sein Wasser in breiten Güssen gegen den Keller warf, und hoben an, einen Damm aus Grasschollen und Steinen aufzuwerfen. Auch Christian hatte Schuhe und Strümpfe abgelegt und die Aermel hochgestreift, und bald arbeiteten sie mit einem wortlosen Eifer, so als hätten sie sich längst für den Tag verabredet. Sie arbeiteten sich sonderbar in die Hände; eine Zielbewußtheit war in ihrem Schaffen und ein zäher Fleiß, daß sie dem Schaden in kurzer Zeit wehrten. Und als sie nachher im Keller das Wasser auszupumpen begannen, zeigte sich erst recht, wie beider Sinn auf dasselbe ging: den kleinsten Vorteil zu nützen und das Geringste zu verhüten, was den Schaden vergrößern konnte. Barbara brauchte dabei dem Verlobten keinerlei Anleitung zu geben, der wehrte sich schon wie für sein bluteignes Eigentum. Stumm, mit einer verbissenen Geduld taten sie ihr Werk und sahen es nachher mit einer gemeinsamen Befriedigung an. Sie gehörten in diesem Augenblick schon so fest zusammen, als ob sie jahrelang verheiratet gewesen, und waren innerlich so eins, daß unbewußt jedes das Interesse des andern als eignes empfand. Uli kam zu ihnen und half ihnen die Arbeit zu Ende bringen. Christian ging erst nach Hause, als es längst dunkel geworden war. Er schied von Barbara mit einem Händedruck und einem verlegenen Lachen, das sie ihm just wie den Druck zurückgab. Es schien jedem einzufallen, daß zum Verlöbnis etwelche Zärtlichkeit gehöre, zu der sich keines anzustellen wußte.

Daheim war keinerlei Ueberraschung, als Christian die Nachricht brachte, daß er sich mit Barbara Koller versprochen. Er hatte gegen keines von ihnen mit seinen Absichten zurückgehalten. David, der gerne las, saß eben über einem Buche und sah kaum davon auf, schüttelte sich nur heimlich. Eine wie die Barbara! Etwas so Häßliches tag seines Lebens um sich haben, das hätte er nicht ertragen! Martin lachte laut auf, als er Christians Neuigkeit hörte; dann aber reichte er in einer augenblicklichen Wallung dem Bruder die Hand und war der erste, der ihm Glück wünschte; vielleicht trieb ihn das Glücksverlangen dazu, das in ihm selber war, denn für gewöhnlich waren die beiden Brüder sich fremd, ließen jeder den andern seiner Wege gehen, zu verschieden, als daß einer den andern verstanden hätte. Rosa war übler Laune, weil eine Fremde in den Haushalt kommen sollte und weil sie mit Barbara keine Freundschaft hatte. Sie wollte wissen, wie alles eingeteilt würde, welche Räume das junge Paar bewohnen werde, wie man es mit dem Zusammenkommen halte,

und zänkelte: Auf ihre Gesellschaft brauchte sie nicht groß zu rechnen, die neue Schwägerin! Von allen am wenigsten sprach Lukas Hochstraßer selbst. Er saß in einer breiten Ruhe an seinem Platz zu Häupten des Tisches, nahm Christians Mitteilung mit einem „So, so“ und einem „Du mußt wissen, was du tust,“ entgegen und mischte sich darauf in Rede und Widerrede der Jungen mit keinem Worte. Erst als Christian wiederum sich an ihn wendete, den Hochzeitstag festgesetzt haben und wissen wollte, was der Vater dazu sage, wenn er mit Barbara diese und diese Stube beziehe und David jene überlasse, half er verhandeln und entschied mit einem einzigen ruhigen Wort mehr als Söhne und Tochter mit langen eifrigen Gesprächen. Sie saßen an diesem Abend lange beisammen, aber immer wieder lehnte Lukas in den Stuhl zurück und schien nur wie von ferne den Reden der andern zuzuhören. Aber es war nur, daß er über diese Reden und sie alle an diesem Abend mehr nachsann als sie ahnten. Er sah und hörte, wie sie, fast unbewußt, um ihre Zukunft markteten, und während er des einen und andern kleines Ziel erriet, erkannte er wiederum, wie er ihnen selber noch nötig war. In seiner Ruhe war etwas Großes ihrem Eifern und Planen gegenüber.

Lukas hatte heute ohnehin gelernt, daß er von der Arbeit in Hof und Land seine Hand nicht zurückziehen durfte. Bei seinem Fortgehen hatte Christian ihn gebeten, das Vieh zu hirten,*) und er hatte getan, was ihm früher tägliche Arbeit gewesen war. David war im Berg gewesen, auch keiner der Knechte just zur Hand, so waltete Lukas allein und mit einer innerlichen Freude seines Amtes. Aber er erkannte dabei mehr als bisher, wie in der kurzen Zeit, da er die Söhne gewähren ließ, schon manches anders geworden war. Ueberall gewahrte er die Spuren von Christians leidenschaftlicher Sparsamkeit und den Kurzblick, der über dem augenblicklichen Vorteil zukünftigen Schaden übersah. So mußte er hinter ihnen stehen — den Jungen — immer wieder mahnte es ihn! —

Von seinem Verlobungsabend an schien Christians zähe Schaffigkeit noch zu wachsen. Er war der früheste und der letzte im Hause. Zu seiner Braut kam er nicht oft, es dauerte eine ganze Weile, bis nur in Herrlibach bekannt wurde, daß die zwei sich versprochen hätten. Nur zu der und der Beratung erschien Barbara im Hochstraßer-Haus oder stieg Christian zu ihr hinauf. Es galt einigen Hausrat anzuschaffen, und gemeinsam suchten die beiden ein halbes Dutzend Schreiner in und um Herrlibach heim, unterhandelten über den Preis der Möbel und gemeinsam kauften sie nach und nach da ein Stück und dort ein Stück, da ein Gerät und dort ein Geschirr, und wenn es zu Hause ankam, gab es ein Hinundher, ob es nicht da und dort noch billiger zu haben gewesen wäre. Lukas sah sie schalten und schüttelte den Kopf. „Seltsame Leute seid ihr,“ sagte er, „wir haben nicht gegeudet, die Mutter und ich seinerzeit, aber auf unsre Hochzeit hin hat die Freude den Geldsäckel in Händen gehabt, und die knickert nicht.“

Zum Kopfschütteln gab das Brautpaar noch manchen Anlaß, sie waren in nichts wie andre Leute, und doch konnte keiner ihnen eine leise Bewunderung dafür versagen, wie sie gemeinsam und ohne Seitenblicke dem einen Ziel zustrebten, zu sparen und zu erhausen. Die Hochzeit wollten sie nicht hinausschieben, einen Monat später schon sollte sie statthaben. Davon, daß daraus ein Feiertag werde, sprach schon kein Mensch. Zum Zivilstandsbeamten und in die Kirche wollten die beiden und nachher ans Tagwerk zurück. Bei solchem Anlaß Gäste zu haben, fraß Geld, und das hätten sie anderwärts nötig, sagte Christian. Dagegen beriet er mit David, dem Gemeindeschreiber, über allerlei Prospekte von Versicherungsgesellschaften für Feuer, Leben und Unfall, er hatte jüngst gehört, daß die Familie eines Bekannten, der kaum einige hundert Franken eingezahlt hatte, nachdem er plötzlich gestorben, eine schöne Anzahl Tausender aus einer Versicherung erhalten und zu Wohlstand gelangt war, und saß nun ganze Abende über den Versicherungspapieren, studierte und schrieb und rechnete, sprach aber nicht von dem, was er plante. Martin lächelte hinter seinem Rücken: Der und sich versichern lassen, hundertmal reuen würde ihn die Prämie!

Martin selber, während der Bruder Schritt für Schritt bewußt und zäh und ohne seinen Tag mit Schöntun, Seufzen oder Jubeln zu verschnörkeln, der Ehe zu tat, kam auf seinen Freitwegen langsamer vorwärts. Brigitte Fries schien keinen Gedanken daran zu haben, daß aus ihrer jungen Bekanntschaft etwas Ernsthafteres werden sollte. Sie war weniger scheu, kam ganz gern herzu, wenn Martin sich beim Vater blicken ließ, aber sie hatte eine noch kindlich unschuldige Art, die ihr wie eine Wehr gegen Andeutungen und Schmeicheleien Martins war. Hie und da schien es wohl, als leuchte ihr Blick plötzlich auf, wenn der seine ihn traf, es wiederholte sich auch, daß sie ihm einen Händedruck zurückgab, aber jedesmal faßte sie dann eine jähe Scheu, und aus Wort und Gebärde konnte er nachher deutlich erkennen, daß sie gleichsam für die Liebe noch nicht wach war und ohne es zu wissen wie eine geheime Angst vor diesem Erwachen empfand. Er aber, der Schürzenjäger, der sich vor sich selbst mehr als einmal gerühmt, daß keine ihm widerstände, war diesem Kinde gegenüber zaghaft und sah

*) Hirten = die gewohnte Abendstallarbeit, melken, füttern und so weiter.

Tag um Tag seines Urlaubs verstreichen, ohne zu wissen, wie er seinem Ziele nahe komme, und ohne den Mut zu haben, einen raschen Schritt demselben entgegen zu tun.

Der Urlaub ging zu Ende. Martin der Leutnant meinte, daß in seinem Leben nie so flügge Zeit gewesen. An zwei Abenden, seinen letzten in Herrlibach, saß er noch unten bei dem Kapitän und seiner Tochter und hatte sich an jedem vorgenommen: Wissen willst nun, wie du mit dem Mädchen daran bist, und beide Male fehlten ihm Mut und Gelegenheit, und er hatte noch eine schlaflose und schlimme Nacht, ehe er wieder nach St. Felix und in seinen Dienst zurückfuhr. Das Verlangen nach dem Mädchen schüttelte ihn. Ihre Unschuld war wie eine Mauer, die er nicht zu erklimmen vermochte. Am Morgen seiner Abreise ereignete sich das Erstaunliche, daß Martin Hochstraßer mit hängendem Kopf und flügellahm den Weg durch das Dorf tat, der ihm sonst immer eine Art Triumphstraße gewesen. Daran war das Mädchen schuld, das am selben grauen und unfreundlichen Morgen mit dem Vater ans Fenster trat, als er nach der Lände schritt, ihn noch grüßte und ein paar harmlos fröhliche Worte ihm auf die Reise gab.

Der alte Fries und Brigitte winkten ihm noch, als das Schiff abstieß, freundlich, wie man einem guten Freunde winkt, und Martin stand auf der Hinterseite des Schiffes, winkte zurück und wußte, daß er am ersten Sonntag wieder da sein würde. Er war auf einmal wie mit heimlichen Seilen an dieses Herrlibach gebunden.

Am gleichen Tage, an dem sein häufiger Gast ins Militär zurückgereist war, tat Gotthold Fries einen Gang, den er lange vorgehabt. Sie sahen ihn in den Straßen von Herrlibach nicht häufig; so reckten sie die Hälse nach dem kleinen alten Mann, der in dunkelm, ihm wohl stehendem Gewand von fast militärischem Schnitt, die Schirmkappe auf dem weißen Haar und die Hände auf dem Rücken, gemächlich den Berg nach dem Hause „zur Weinlaube“ hinauf stieg. Er grüßte, wenn sie ihn grüßten, sonst schritt er still und fast fremd an ihnen vorbei; denn er war immer ein in sich gekehrter Mensch gewesen und war es mehr, seit er sich aus der lauten Arbeit in die behagliche Feierabendstille zurückgezogen hatte. Lukas, den er suchte, fand er im Hause nicht, aber Rosa, auf die er stieß, war nicht unfreundlich und meinte, in den nahen Reben, wenn es ihm nicht zu weit sei, werde er den Vater treffen. So machte sich Gotthold Fries so langsam wie er gekommen war, gegen den Weinberg hinauf, den sie bezeichnet hatte, und sah bald, durch eine der schnurgeraden Gassen hinaufblickend, zwischen den Stöcken hoch oben den Bauern stehen, der beschäftigt war, hängende Schosse hochzubinden. Der Alte verschnaufte und nahm auch den Weg noch unter die Beine, immer im gleichen gemächlichen Gang und die Hände am Rücken über den steinigen Boden hinansteigend. Die große Gestalt Hochstraßers war ein guter Wegweiser, sie ragte, obgleich er gebückt stand, über den Blätterwald hinaus. Dem Näherkommenden aber drängte sich der Gedanke auf, daß in der Art, wie der große und starke Mann sich zu seinen Weinstöcken niederbog, eine seltsame Güte liege, eine fast zärtliche und dankbare Sorglichkeit, und er wunderte sich auf einmal nicht mehr, warum, wie die Rede ging, unter Lukas Hochstraßers Hand Pflanze und Frucht sonderbar gediehen. Es war eine leise Scheu an ihm, als er sich dann Lukas vollends näherte. Dieser hörte seinen Schritt, richtete sich auf und grüßte ihn. Seine Stimme klang tief und schön durch die Stille des Weinbergs. Der graue Tag war in einen lichteren Abend vergangen mit ein wenig Sonne über den Rebhügeln, ein wenig Gold über dem See in der Tiefe und ein wenig Gold in der Ferne, wo grünes Feld und blauer Himmel sich trafen.

„Da sieh,“ sagte Lukas Hochstraßer, „das heiße ich einen erwarteten Gast. Jeden Tag habe ich gemeint, daß Ihr einmal kommen würdet, Kapitän.“ Er hing den Bast, der ihm in der Hand geblieben, über den nächsten Stock und schlug sich die Hände vom Staub rein.

Fries meinte, daß er lange einmal habe kommen wollen, zögerte dann in einer leisen Verlegenheit und fügte nach kleiner Weile bei, daß aber dennoch heute ein besonderer Grund ihn herbringe.

„Wenn es Euch recht ist,“ sagte Lukas und wies nach einer Bank, die in der Höhe auf dem den Rebberg abgrenzenden Wiesensaume stand, „da oben säße sich's gut an einem Abend wie heute.“

So stiegen sie zu dieser Bank hinauf und ließen sich nieder. Es war ein freier, köstlicher Sitz, der Schein der Sonne lag darüber wie über dem ganzen Berg, und die Gestalten der zwei Männer mochten weithin sichtbar sein in dem unendlich klaren Lichte, das sie umfloß. Lukas saß mit über die Lehne geworfenem Arm. „Hält sie auch, die Bank?“ hatte er lächelnd gemeint, als er sich gesetzt hatte, und das Holzwerk ächzte freilich, wenn er sich bewegte. Aus seinem Blick strahlte eine reiche Kraft, die nichts mit dem Lichte des Abends gemeinsam, die noch das Feuer des Mittags hatte. Gotthold Fries erschien fast älter als sonst und klein und schwächlich. Sein weißes Haar glänzte, und als er vollends die Kappe abnahm und sie neben sich legte, lag es wie Schnee über seiner braunen Stirn.

Sie kamen bald auf das zu reden, was Fries hergeführt hatte.

„Ihr werdet wissen, wie häufig der Leutnant bei uns gewesen ist letztlich,“ begann Fries.



Jägerlatein

Nach einem Gemälde von John A. Lomax



Lukas lachte. „Gewiß weiß ich es,“ sagte er, und der andre fuhr fort:

„So blind bin ich nicht, zu meinen, daß er meinetwegen gekommen ist.“

„Eurer Tochter wegen,“ sagte Lukas offen.

„Ihr versteht, daß mir das zu denken gibt,“ antwortete Fries. Dann hob er in einer stillen und bescheidenen Art von seinem Leben zu erzählen an, wie er spät geheiratet, seines Dienstes halber nie ein rechtes Familienleben genossen und über diesem Dienste auch vergessen habe, sich ein paar Menschen zu sammeln, mit denen man in Freundschaft sein bißchen Leid und Freude teile, daß seine Frau die einzige gewesen, an die er sich jemals näher angeschlossen, und daß das späte Kind einer späten Ehe, als ein Teil dieser Frau, deren Erbe in seinem Herzen so völlig angetreten habe, daß ihm manchmal scheinen wolle, er lebe überhaupt nur in diesem Kinde. Er sprach mit einer leisen und bebenden Stimme, zuweilen hob er eine Hand, um einem Worte Nachdruck zu geben, und dann zitterte auch die Hand; es war nicht schwer zu erraten, wie jedes Wort aus seinem Innersten kam und wie eine machtvolle innerliche Erregung ihn zu jedem Worte drängte. Er sprach weiter von Brigittens argloser Jugend, davon, daß sie ängstlich behütet, keinerlei Weltwissen und Welterfahrung habe. „Darum,“ meinte er, und in seinem Ton war eine Entschuldigung, „Ihr mögt es verzeihen — versteht sie auch kaum, was Euer Sohn von ihr will, ist sie noch nur halb wach für das, was er von ihr wissen möchte.“ Er wendete sich dann mehr nach Lukas um und sah mit einem suchenden Ernst an dem großen Mann hinauf und zugleich mit einem männlichen Vertrauen, so daß er nichts hinzuzufügen brauchte, daß schon in seinem Gesichte alles lag: Du bist so gerade, Lukas Hochstraßer, daß ich weiß, es wird mir keiner die Wahrheit sagen wie du. Kannst du mir zu deinem Sohne raten?

Lukas hatte sich noch mehr hintenübergelehnt, etwas Weitschauendes kam in seinen Blick, als streife dieser fern in den Abend hinaus, dort wo er am goldigsten und verlorensten war, aber er sah nicht über die wirklichen Felder und Höhen hin, sondern weit und klar in sein eigenes Leben hinein. „Seht Ihr, Gotthold Fries,“ hob er endlich zu sprechen an, und seine Stimme klang gedämpft, Wort um Wort kam wohl besonnen aus ihm heraus, „da habt Ihr von etwas zu reden begonnen, was mir selbst letztlich oft und oft zu schaffen macht. Als meine Frau starb, fiel mir ein, daß eine Grenze ist, an der die Jugend ans Recht kommen und die Alten abtreten müssen, und ich sagte mir: du sollst den Mut haben, selber über die Grenze zu gehen, Lukas, und ehe du hinübergetrieben wirst. Da habe ich die Söhne auf eigene Füße gestellt. Die Faust sitzt ihnen nicht mehr im Genick wie früher, und darum — es kann kein Mensch für den andern gutstehen, auch für sein eigenes Blut nicht — so kann ich Euch nicht sagen: Gebt Euer Mädchen meinem Buben; ich bürge Euch für ihn! Er hat seinen besonderen Weg, auf dem ich nicht immer hinter ihm sein kann. — Aber —“ Lukas stockte und vollendete dann, „wünschen möchte ich es wohl, daß Ihr es ihm gäbet, das Mädchen.“

„Es ist nicht leicht, das Rechte zu wissen,“ sagte der Kapitän.

Eine Weile blieb es dann still zwischen ihnen; in Gedanken vertieft saß jeder da, bis Lukas mit einer starken und entschlossenen Stimme sagte: „Laßt Zeit, Fries! Aufwachen laßt das Mädchen, und den Sohn laßt zeigen, was er ist. Kommen wird es, wie es muß. Wir beiden mögen die Augen offen halten inzwischen.“

Er stand auf. Gotthold Fries nickte nachdenklich in sich hinein: „Recht habt Ihr,“ sagte er, „Zeit lassen und die Augen offen halten. Und wenn mir meine zufallen sollten, meine ich — —“

Lukas verstand ihn. Er streckte dem andern die Hand hin, als er stockte. „Wenn es not tun möchte,“ sagte er, „soll es sich an mich halten, Euer Mädchen.“

Es klang schlicht, fast trocken, aber Gotthold Fries wußte irgendwie, daß er die Tochter eben in eine sichere Obhut gegeben hatte. Auch er erhob sich. Seite an Seite schritten die beiden Männer den Reben entlang der Straße zu, die drüben bergab und ins Dorf führte. Das klare Licht lag noch immer über ihren Gestalten, der turmhaften des Bauern und der verwitterten des Kapitäns. Sie sprachen von dem und jenem, eine schöne Ruhe lag in allem, was sie sagten. Und sie empfanden jeder des andern wohltuendes Wesen und jeder sah den andern gern an seiner Seite gehen.

VII

David Hochstraßer, der Schreiber, und der Knecht Longinus standen im Wald im Herrlibacherberg und schlugen Kurzholz um. Sie hatten Hemd und Hose an, waren barhaupt und barfuß. Es war ein heißer, strahlend blauer Tag. In seine goldene Glut hinauf ragten die grünen, schlanken, duftenden Kronen der Tannen und glänzten, und die Hitze zitterte über den Nadeln, als brennten heimliche Lichter in den Zweigen.

Longinus schnupperte. „Wie das riecht,“ sagte er, „leben ließe es sich heute wieder einmal.“ Dabei ruhte er zum hundertstenmal vom Bücken aus und schob sich das große rote, weißgetupfte Nastuch zurecht, das er seinem kahlen Schädel zum Schutz sich um den Kopf gebunden. Wie er so dastand, war er wie ein riesiger Fliegenschwamm: der runde kleine Mann, das rotweiße Tuch um den großen Kopf. Er blinzelte in die Sonne: „O du schöne Welt!“ sagte er. Nachher

sammelte er wieder ein paar Aeste, die David mit einem kurzen Beil aus dem niederen Gestrüpp des Waldes schlug.

David stand ganz in den Zweigen, Blättern und Dornen versteckt und schlug sich langsam eine Lichtung. Ein Summen von Fliegen und Käfern war um ihn, er tat mechanisch seine Arbeit und schaute mit hellen Augen in den dichten, da und dort von der Sonne geheimnisvoll erleuchteten Wald, der eine grüne Farbenorgie war, von der tiefen, fast schwarzen Färbung schattiger Moose bis zum Gelb der jungen, zur Sonne sich wendenden Blätter der wilden Haselnuß und zum leuchtenden Grünweiß kleiner Blüten, die aus den Waldtiefen schienen. Als David sich aber umwendete und aus dem Buschwerk trat, war über dem sonst eckigen Menschen etwas von der Frische und der Kraft des jungen Waldes. Das Licht lag ihm heiß auf Gesicht und Haar, die beide hell waren, seine nackten Arme leuchteten, und das weiße Hemd stach aus dem Grün hervor, sein Blick aber hatte dieselbe Helligkeit wie der Tag. „Zu heiß ist es zum Schaffen," sagte er und warf sich ins Gras der kleinen Waldwiese, von der aus sie ihre Arbeit begonnen hatten. Ein paar hohe Bäume hielten ihre Kronen über ihn, daß die Sonne ihn nicht erreichte und sein Blick doch frei nach dem Himmel gehen konnte.

„Keinen dummen Gedanken heiß' ich das," sagte Longinus, kam heran und streckte sich neben David hin; seine Bewegungen waren faul und langsam, und er lag wie ein Sack im Gras. „Ja, ja," gähnte er dann und blinzelte nach dem Haufen Holz, das sie aufgeschichtet hatten, „jetzt haben wir schon ein schönes Stück Ruten beiseitegemacht." Er war so zufrieden mit sich, als ob er für drei gearbeitet hätte.

„Daß heute die Kesselflicker nicht herumstreichen," hob er nach einer Weile wieder an.

David antwortete nicht. Er staunte in die Ferne und hatte das in sich, was ihn in der Kanzleistube daheim nie lange litt und was ihn überall zu einem schlechten Arbeiter machte, ein unbestimmtes Verlangen: Das möchtest jetzt! Dorthin möchtest gehen! Das wolltest einmal sehen können! Was er haben und sehen, wohin er gehen möchte, hätte David Hochstraßer keinem je sagen können, weil er es selbst nicht wußte.

„Jetzt hast es noch immer nicht gesehen, das Mädchen," warf Longinus abermals hin, und wieder hörte der andre kaum, was er sagte, dann aber richtete er sich, auf einen Ellenbogen sich stützend, langsam auf. Ein Pfeifen kam durch den Wald.

„Das wird einer sein," murrte der Knecht. „Welsche sind es. Sie hocken schon sechs Tage da oben am Wald mit ihrem Karren. Es sieht bald aus, als ob sie in Herrlibach übersommern wollten."

Das Pfeifen kam näher und entfernte sich wieder. Die Büsche knackten bald da bald dort, wie wenn ein springendes Tier hineinbräche, plötzlich glitt mit einem „Trala" etwas unweit der beiden Daliegenden aus dem Walde und nach einer Stelle hinüber, wo reife Erdbeeren in Menge auf brauner Rodung wuchsen. Longinus wollte auflachen, aber David stieß ihm ärgerlich die Faust in die Seite. So schwieg er, und das Mädchen im braunen zerrissenen Rock, schlechten Schuhen an nackten Füßen, kurzärmeligem schmutzigem Hemde, das den schlanken braunen Hals bloß ließ, räumte eine Weile lang unter den Erdbeeren auf, ohne daß sie die Männer bemerkte. Dann wendete sie sich, den kleinen Blechkessel, in den sie die Beeren sammelte, beiseitestellend, und fuhr mit einem „Dio santo" zurück.

David Hochstraßer lachte. „Ist das die?" fragte er den Knecht.

Longinus nickte und setzte sich auf. Mit den kleinen Blinzaugen betrachtete er das Mädchen. Fast war es, als ob er vor Behagen schleckte, so wohlgefällig ließ er seine Augen über ihre schlanke Gestalt spazieren. Sie war aufgestanden, ungewiß ob sie gehen oder in ihrer Arbeit weiterfahren sollte, aber den Schrecken hatte sie leicht überwunden und sah mit einem freien Blick auf die Männer.

„Mach weiter," sagte David.

Da bückte sie sich wieder. Er saß halb aufgerichtet, und sie führten, während die Fremde Beeren sammelte, in kurzen Sätzen ein Gespräch. Das Mädchen sprach den Herrlibacher Dialekt so gut wie die zwei andern; nur leise klang ihre Muttersprache dabei an. Wieso das komme? fragte David.

Bah, schon manches Jahr kämen sie über Sommer ins Land. Freilich da oben am Wald hätten sie zum erstenmal eingestellt, gab sie Bescheid. Wenn sie sprach, blinkten ihre Zähne, nicht so auffallend wie sonst wohl bei fahrendem Volk, aber doch weiß und stark und ihre Augen, die einen ernsthaften ruhigen Blick hatten, sahen David bei jedem Worte fest an. Als sie den Platz von den schönsten Früchten gesäubert hatte, erhob sie sich wieder, da fiel ihm erst auf, wie schön sie gewachsen war. Eine schlanke junge Lärche stand hinter ihr, die war nicht gerader und stärker als sie. Nun wollte sie gehen, aber er stand auf und hielt sie im Gespräche fest. Sie strich das unordentliche Haar aus dem schönen, ebenmäßigen Gesicht und trat mit ein paar Schritten näher, aus der Sonne hinweg. Er fragte sie nach dem Land, wo sie herkomme, und als sie einen Ort am Langensee genannt hatte, wollte er wissen wie es da sei, ob das und das in Ponte dem und dem in Herrlibach ähnle, die Häuser, die Ställe, die Reben, das Vieh. Sie lachte manchmal, weil er so vieles fragte,

was ihr natürlich schien. Häufig begegneten sich ihre Blicke, ein paarmal senkten sie sie unwillkürlich, bald das eine, bald das andre, nach einer Weile gewöhnten sie sich und ließen die Augen ineinander schauen, taten es bald absichtlich und lange. So eifrig wußten sie zu reden, daß, als das Mädchen sich zu entfernen Miene machte, David neben ihr herging in die Büsche hinein, plaudernd, bis an den Waldrand, wo sie zwischen den Stämmen hindurch den grünen Vagantenwagen stehen und einen Mann und ein Weib, auch ein paar Kinder sehen konnten.

Den Knecht hatten sie sitzen lassen, wo er saß, und er lachte einmal in sich hinein und nickte dann vornüber. Als David nach einer Weile wiederkam — die Welsche war aus dem Wald getreten — wiegte sein nackter Kopf, von dem das Tuch geglitten war, im Halbschlaf auf und nieder. David aber griff zum Beil und hob ein Arbeiten an, als sollte der ganze Wald noch am gleichen gesegneten Nachmittag geschlagen werden. Sein Gesicht war heiß. Er sagte kein Wort.

Longinus krabbelte endlich vom Boden wieder in die Höhe und half bei der Arbeit mit. „Das wäre eine, du, he," warf er David hinüber. „So eine läuft in ganz Herrlibach nicht herum. Und das muß jetzt einem Korbflicker ins Nest fallen."

„Eine feine ist die," sagte David, sich umwendend, das Wort sprang wie ein Ausruf aus ihm heraus, und er sagte es nur halb zu dem Knechte gemeint. Sein Blick sah irgendwo anders hin dabei und glänzte.

Das Glänzen blieb in den Augen David Hochstraßers, als er nach Stunden den Wald verließ und gedankenlos mehr gearbeitet hatte als vielleicht je vorher, und war darin den Abend daheim und den folgenden Tag. Und an diesem Tag schlenderte er an den Wald hinauf, wo der Vagantenwagen stand, an diesem Tag und an manchem, die folgten. Wie zufällig hatte er immer da oben herumzustreichen.

Lukas, dessen Auge überall war, wußte bald, wo er seine Stunden vergeudete und warum er jetzt bei der Arbeit auf dem Lande, jetzt in der Gemeindekanzlei fehlte. Er stellte den Sohn. „Du bist kein Knabe mehr und es ist keine Art, am hellen Tage stundenlang herumzufaulen."

David duckte sich. Das Blut stand ihm heiß im Gesicht. Er war kein eigentlicher Müßiggänger, und der Tadel traf ihn. Aus seiner Versonnenheit wach gerüttelt, warf er sich mit einem heißen, unruhigen Eifer über die Arbeit; alte, vernachlässigte Register trug er nach, Protokolle, die sonst langsam gediehen, wurden im Handumdrehen fertig, keiner, der auf die Kanzlei kam, brauchte mehr auf ihn zu warten. Christian aber hatte eine Hilfe am Bruder wie nie zuvor und blickte oft verwundert von der Seite nach dem Verwandelten. Nur des Abends war er nicht mehr bei ihnen. Darauf aber achteten sie nicht, weil ihr Haushalt ohnehin seit einiger Zeit zerrissen war. Christian hatte geheiratet, hatte die Barbara Koller aus ihrem Hause heruntergeholt, wie man eine Ware vom Markt holt, ohne Sang und Klang. Auf dem kurzen Umweg über den Zivilstandsbeamten und die Dorfkirche, einem Umwege, an dem keine Festwimpel hingen und keine Hochzeitsmusik spielte, ja kaum ein paar Gaffer standen, brachte er sie ins Haus zur Weinlaube. Da wohnten sie nun, in dem Hausteil, den früher Vater und Mutter inne gehabt, die große Wohnstube war ihre Stube, und Barbara stand in der Küche, wo Rosa geschaltet hatte. David hatte seine Kammer und die Kanzleistube für sich, Lukas aber war mit der Tochter ganz in den Anbau verwiesen, wie es Weltlauf, daß die Jungen die Alten aus ihrem Eigen drängen. Ihre Mahlzeiten hielten sie nicht mehr gemeinsam wie ehemals. „Es hält sich besser Freundschaft, wenn man sich nicht zu nahe ist," sagte Lukas. Er und Rosa hätten von dem jungen Ehepaar wenig oder nichts sehen müssen, wenn sie nicht gewollt hätten. Die Türen zu den beiden Hausteilen lagen wohl nebeneinander, aber eine Holzwand trennte die Treppen, und nur ein kleines Fenster gab von der einen Ausblick auf die andre; aber war es durch dieses Fenster oder auf andre Weise, Rosa sah alles, was in des Bruders Haushalt geschah, und sie hielt nicht mit dem zurück, was sie von diesem Haushalt dachte.

„Ihr solltet einmal hinübersehen, Vater, ob sie nicht verhungert sind," warf sie eines Tages hin, als sie selber mit Lukas am Mittagstisch saß, und als dieser schweigend weiteraß, wurde ihr herbes Gesicht gelb, ihre Lippen noch schmaler als sonst. „Nicht einmal Sonntags trägt sie Fleisch ins Haus, die Schwägerin," fuhr sie fort.

Da hob Lukas das Gesicht und sah sie groß und ernsthaft an.

Sie errötete jäh. „Es ist wahr," eiferte sie.

Er antwortete noch immer nicht, nahm nur den, einen aus Mitleid und Tadel gemischten Ausdruck tragenden Blick nicht von ihr.

„Was seht Ihr mich so an?" fragte sie in gequältem Ton.

Da sagte er: „Du tust mir leid, Mädchen, ich weiß nicht, woher du deine enge Seele hast?"

Damit hatte er mit einem Schlage erreicht, daß die Tochter in seiner Gegenwart nie mehr sich in hämischen Worten über andre vergaß. Aber er wußte, daß die beiden Frauen doch in einer unwillkürlichen und verhaltenen Feindschaft nebeneinander hinlebten, vielleicht weil beide manches Gemeinsame in ihrem Charakter hatten, vor allem den Geiz, der bei Barbara mehr auf die Aeußerlichkeiten des Lebens ging, während er bei Rosa

befremdlicherer Art war, so daß sie nicht mit Geld und Gut geizte, sondern gleichsam mit sich selber, indem sie, was gut an ihr war, vor allen Menschen versteckte, als wären sie nicht wert, daran teil zu haben. Lukas sah, wie die zwei jungen Weiber mit trockenem Gruß aneinander vorübergingen, wo sie sich trafen, und keine der andern Wirkungskreis betrat. Wie die Wand zwischen den zwei Treppen war zwischen ihnen eine Scheidewand und keine machte ein Hehl daraus, daß die andre ihr zuwider war. Barbara wußte aber kaum, warum sie die Schwägerin nicht mochte, hatte auch zu viel mit ihrem eignen Haushalt, ihren Plänen und Alltäglichkeiten zu tun, als daß sie sich um jene groß gekümmert hätte. Rosas Abneigung war die schärfere; dennoch aber lag in ihr etwas wie Größe, indem sie derjenigen gram war, die sich in den Kreis der Ihrigen und in ihr Leben gedrängt hatte und rechtens Anspruch auf Freundschaft und Zuneigung erhob, die sie, Rosa, selbst viel Näherstehenden nicht gewährte. Lukas wußte aber auch, daß Rosa mit ihrem Spotte über den Haushalt Christians nicht log. Er blickte zuweilen drüben in des Sohnes Stuben, in denen die kargen Möbel standen, kaum das nötigste Gerät, dessen sie bedurften, und lange nicht genug, die großen Räume zu füllen. „Das müßt ihr euch besser machen," sagte er und wußte doch, daß sie es nicht tun würden, sandte darum aus seinem eignen Bestand dies und jenes Stück: „da stellt ihr das hin und da das!" So sehr aber waren sie mit ihren Plänen für die Zukunft und dem Ausbau derselben beschäftigt, daß sie die Demütigung nicht fühlten, die in des Vaters Hilfe lag. Vom ersten Tag an war in ihrem gemeinsamen Leben ein gemeinsames Ziel: Hablich wollten sie werden! Sie träumten aber nicht von Lebensgenuß, den ihnen die spätere Hablichkeit verschaffen sollte, sondern dachten der Batzen, die in wohl verschlossenem Schranke, der Papiere, die ihnen einmal auf sicherer Sparkasse liegen sollten. Dabei lebten sie ein eigentümlich friedliches Leben und wuchsen fester zusammen als manche, die sich von der vielgepriesenen Liebe zusammenschweißen ließen. Tagsüber sahen sie einander oft nur bei den Mahlzeiten; denn Christian besorgte sein Gut mit einem zähen Fleiß und säumte nicht lang im Hause, wo Barbaras Arbeitsfeld lag; aber nach Feierabend saßen sie gemeinsam über den Tisch gebeugt und besprachen, was in Stall, Scheune oder Land während des Tages sich ereignet hatte, rechneten an der und jener Ausgabe oder Einnahme herum, ob sie zu machen oder wohl gemacht sei, und stiegen mit ihrem Planen und Berechnen bis in die späten Jahre hinauf, in denen ihr Hausen seine Früchte getragen haben mußte. Auch über den Lebensversicherungsprospekten saßen sie wieder, die für Christian zu einer Art Steckenpferd geworden waren, und es gewährte ihnen ein eignes Vergnügen, voreinander hinzumalen, wie einer, der nur ein paar hundert Franken zahle, plötzlich sterben und seine Familie durch seinen Tod reich machen könne.

„Hunderttausend Franken wäre so ein Nimms," sagte Christian, als sie wieder einmal jedes über ein paar Blättern saßen. Er sah an seinem Gespons hinauf, in den Mundwinkeln saß ihm das sparsame Lächeln, das ganz selten nur und fremd aus den Hautfalten, die den Mund umgaben, gleichsam aufblühte.

Barbara fuhr mit dem dürren, mit Sprüngen und Rissen gezeichneten Finger einem Satze nach, den sie las. „Auch wenn einer sich selber umbringt, bekommt die Frau das Geld, steht da," sagte sie.

„Je jünger einer in die Versicherung geht, desto besser," warf Christian, aus seinem Blatte lesend, ein.

Barbara hing mit den Gedanken immer noch an dem, was sie gelesen hatte. „Es wird sich einer schon nicht selber umbringen deshalb," spann sie langsam ihre vorigen Worte aus.

Christian schien nicht auf sie zu achten. Bald darauf nahm etwas andres, das sie lasen, ihre Aufmerksamkeit gefangen.

Aber viele Abende saßen sie so, lernend und berechnend, die Köpfe nahe beieinander, die beiden eignen, scharf gebogenen Nasen in die Prospekte gesteckt, und hatten etwas von Späne hackenden Spechten. Sie hackten auch einen richtigen Span zurecht; denn eines Tages legte Christian die Hand auf Barbaras Arm und sagte mit plötzlichem Anlauf: „Was meinst, wenn ich es täte?"

„Zwanzigtausend?" fragte sie.

„In fünfundzwanzig Jahren wird es ausbezahlt," erklärte er. Dann besannen sie sich auf und ab, und als sie sich an dem Abend zu Bett legten, hatten sie den großen Entschluß gefaßt: Versichern wollte sich Christian lassen.

Sie säumten auch nicht lange, den Entschluß auszuführen, hatten vielmehr eine lustige Eile, das Geschäft abzuschließen. „Jeder Tag ist Geld," meinte Christian. Als sie jedoch den Versicherungsbrief richtig in Händen hatten, schien ihr zäher Arbeitsfleiß erst recht gewachsen. „Jetzt heißt's schaffen und sparen, daß die Prämie herauskommt," sagten sie zu Lukas, als der sie nach dem Fieber von Sparsamkeit fragte, das sie vollends angekommen.

Was Wunder, daß die Uebereifrigen, immer nur vor der eignen Tür Kehrenden nicht merkten, daß der neben ihnen wohnende David abends oft außer Haus war. So wußten sie lange nicht, daß dieser den Herrlibacher Berg hinauf strich und mit den welschen Kesselflickern eine Art Freundschaft angeknüpft hatte.

Am Waldrand war jeden Abend eine merkwürdige Gesellschaft beisammen. Der lange grüne

Wagen stand auf niederen starken Rädern am Waldsaum, hatte kleine Fenster auf beiden Seiten, eine Tür und eine Hängetreppe auf der Rückseite, ein Kamin auf dem Dach. Drei nicht übersaubere Kinder krabbelten herum bis lang nach Dunkelwerden. Die Kesselflicker selbst pflegten um die Zeit, da David heraufgeschlendert kam, um dasselbe Feuer hockend ihre Abendmahlzeit zu halten, an dem sie tagsüber ihre Kupferpfannen und Kessel zur Bearbeitung heiß werden ließen. Die Beine lang ausgestreckt, saßen die drei braunen, mit flickigen Joppen und Manchesterhosen bekleideten Männer, Giovanni Dorta und seine beiden Söhne, da. Dem Alten hing ein langer, grauschwarzer, verwilderter Bart auf die Brust, aber er hatte im braunen Gesicht einen Ausdruck männlicher Ruhe und Ehrbarkeit, die Jungen waren schöne Bursche mit dunkelm Haar und schwarzen glänzenden Augen. Der ältere, Giovanni, trug einen schwarzen Schnurrbart, dem andern, Ernesto, keimte er erst. Beide waren laut und beweglich, wie es welsche Art. Neben dem Vater saß sein Weib, früh häßlich geworden, mit Runzeln im zerstörten bleichen Gesicht, das Haar wirr und unordentlich am Kopfe aufgesteckt. Sie ging in einem dunkeln Kleid ärmlich und verlottert und doch nicht bettelhaft. An der ganzen Familie war vielmehr etwas, was sie über das übrige Landstreichervolk erhob; es mochte sein, weil sie im Winter festen Wohnsitz und immerhin das ganze Jahr einen nicht uneinträglichen Beruf hatten. Margherita, das Mädchen, stand am Feuer und kochte und reichte nachher die Maispfanne in den Kreis. Dann ließ auch sie sich zwischen Mutter und Brüdern nieder.

Wenn alle saßen, kam David Hochstraßer langsam und als brächte ihn der Zufall her, über sie. Als er das erstemal angeschlendert kam, drückte er sich verlegen herum und hob ein Gespräch an, auf das die Welschen nicht recht eingingen. Nur die Margherita tat bekannt, lachte und warf den Brüdern ein Wort hin, da und da habe sie ihn gesehen, den jungen Menschen! Er aber stand wie angeklebt und wußte doch bald nichts mehr zu sagen, ging dann auch endlich davon, weil er sah, daß sie sich über sein Dastehen wunderten. Hinter ihm her lachten die Brüder ihn aus. Als er aber Tag für Tag sich an sie heranmachte, hatten sie bald heraus, was ihn hertrieb; er hing die Blicke auffallend genug an die schlanke Margherita. Der Alte und das Weib waren freundlich zu ihm und hießen ihn sich zu ihnen setzen. Bald machte es sich, daß er in den Kreis am Feuer gehörte wie sie selber. Der blonde, glattwangige Bauer mit dem hellen Gesicht nahm sich sonderbar aus unter dem rußigen Volk. Die Burschen lachten von weitem, wenn sie ihn kommen sahen, und foppten die Schwester; die aber lachte mit und tat, als kümmere sie nichts, und doch hatte sie nachher in ihrem Benehmen gegen David etwas, was ihn lockte und fernhielt zugleich, und wußte das Feuer zu schüren, das ihm Herz und Kopf heiß machte.

David wurde wärmer, je öfter er kam, und je weiter die Bekanntschaft vorrückte, um so mehr verlor er Scheu und Eckigkeit. Die Burschen fuhren fort, zu spotten, und warfen allerlei Anzüglichkeiten hin, wenn er bei ihnen saß, aber er gewöhnte sich daran, sich nicht um sie zu kümmern, ließ sie reden und hielt sich an die Margherita, als ob sie allein da wäre. Das Mädchen stand ihm Rede, scherzte mit ihm, leuchtete ihn auch manchmal mit einem langen Blick ihrer schönen braunen Augen an, aber als er einmal nach ihrer Hand faßte und sie heimlich zu halten glaubte, hob sie plötzlich die ihre und zeigte lachend den Brüdern, wie die seine sie umspannte; etwas Ausgelassenes war in ihrer Art. Schon am nächsten Tage aber, als die Rede darauf kam, daß sie mit ihrem Wagen bald weiterziehen würden, verstummte sie wie in einer plötzlichen Trauer, verließ David, stieg in den Wagen und kam nicht mehr zum Vorschein. So zeigte sie ein seltsam wechselndes Wesen, das David, den Zerfahrenen und Versonnenen, völlig verwirrte. Das Bild des Mädchens gewann aber vor seinen Augen täglich an Schönheit, und er, der schon vom schönen See, vom roten Abendhimmel und dergleichen Prächten die Augen schwer gelöst hatte, kam nicht mehr los von ihr. —

Die Zeit, da die Kesselflicker weiter talwärts zu ziehen gedachten, war plötzlich da. Morgen, hatte die Margherita gesagt, würden sie reisen. Am letzten Abend hatte David Hochstraßer das Erlebnis, das ihn dem Mädchen mit Leib und Seele verschrieb. Er war zu Hause schwer losgekommen. Der Vater hatte bei Christian und seiner Frau gesessen und sie hatten ihn, David, im Gespräch festgehalten, bis er fast jäh und ohne einen Grund für sein Fortgehen anzugeben, die Stube verließ. Jetzt stieg er langsam den dunkeln Herrlibacher Berg hinan. So eilig hatte er es gehabt, daß er barhaupt und in Hemdärmeln war. Sein weißes Gesicht und helles Haar stachen wie das Hemdlinnen vom Dunkel der Nacht ab, so daß der ganze Mensch sich als etwas Freundliches und Heiteres aus dem Düster des Berges heraushob. Als er aber an die Waldhöhe kam, war da oben der Mond hinter den Tannen heraufgeglitten und stand wie eine weiße, nie gesehene Blume und wie aus den schwarzgrünen Wipfeln herausgewachsen über dem Walde. Sein Licht sickerte zwischen den vordersten Bäumen hindurch auf die wenig befahrene Straße, die am Waldrand hinführte, und lag wie silberner Schaum hier auf einer braunen Scholle, dort auf einem Büschel schwarzen Grases. Der Wagen der Welschen stand im Schatten; um ihn war es still,

niemand war zu sehen, als sei in dem grünen Gehäuse schon alles untergekrochen. Schon meinte David zu spät zu kommen. Das Herz klopfte ihm. „Jetzt kannst dich heimtrollen, die Margherita siehst nicht mehr!“ durchfuhr es ihn schmerzlich. Da sah er sie ein gut Stück höher am Weg allein auf einem Lattenhage sitzen. Einen Augenblick stand er, wo er stand — und fühlte den Atem am Halse. Herrgott, so etwas! Die Margherita saß in ihrer ganzen hohen Schlankheit auf dem niederen Hage, ihre Füße waren nackt, der eine war auf die unterste Latte gestemmt, der andre ruhte mit den Zehen am Boden. Sie trug nur einen dunkeln Rock und das kurzärmelige, am Halse weit ausgeschnittene Hemd, das sie damals im Walde angehabt hatte. Ihr schwarzes Haar war gelöst und hing in nicht langen, aber vollen Strähnen über beide Achseln auf ihre Brust herab. In der Hand hielt sie einen Kamm und strählte ihr Haar, die schlanken Arme hoch an den Kopf erhoben. Eine Anmut ohnegleichen lag in ihrer Haltung und ihren Bewegungen. Das weiße Mondlicht kam und umleuchtete sie, der leise Glanz lag ihr auf Schultern und Armen, und es war an ihrem Bilde eine so stille und machtvolle Schönheit, daß David Hochstraßer, von einer Art Ehrfurcht zurückgehalten, auf den Zehen und in einem Bogen an sie heranschlich. Als das Licht auf seine helle Gestalt fiel, erblickte sie ihn. Sie ließ ruhig den Kamm sinken.

„Kommst noch?“ sagte sie. Ihr Blick ruhte ernsthafter als sonst, fast forschend auf ihm, und er sah in ihrem Gesicht einen Ausdruck von Weichheit. Das Blut stieg ihm heiß zu Kopf. Er trat ganz nahe an sie heran und legte die Arme zu ihren beiden Seiten auf den Hag, daß sie gefangen saß. Zu sagen wußte er lange nichts, linkisch wie er war. Er sah nur an ihr hinauf und langsam engte er die Arme um sie.

Sie steckte den Kamm ein und ließ die Hände auf seine Schulter fallen. Da stammelte er endlich: „Geh nicht fort, du!“

Sie streichelte selbstvergessen seine Wangen. „Wenn ich eine da aus dem Dorfe wäre, würdest mich heiraten,“ sagte sie. Dabei flog ihr Blick gegen die Häuser von Herrlibach hinab und kurze Zeit war etwas Sehnsüchtiges darin, als hätte sie da hinab wirklich gehören mögen.

Jäh fiel ihm ein, was ihm da unten eigen war, der Vater, das Haus, der Kreis, in den er gehörte, und er wußte, was in ihren Worten lag: für eine wie die Margherita war da unten keine Tür. Aber das Verlangen nach ihr brannte in ihm. Er umfaßte sie fester, und eine kurze Weile ließ sie ihre Wange an der seinen liegen. Als er sie küssen wollte, lachte sie auf. Ihre Laune wandelte sich so jäh, daß er unwillkürlich und erschreckt einen Schritt rückwärts trat. Als er abermals die Hand nach ihr ausstreckte, wich sie flink beiseite. „Was willst du von mir?“ sagte sie. Es war, als ob ihr sein Wesen plötzlich lästig wäre.

Da stand er wie verloren da. „Ich dachte —— Du gehst leicht fort, scheint's?“ frug er mit stockender Stimme.

Sie zuckte die Achseln; er mochte daraus entnehmen, was er wollte. Am Ende sagte sie: „Hinein muß ich jetzt“ und wollte gehen.

„Ade,“ sagte er und streckte die Hand aus. Sie legte willig die ihrige hinein, gab ihm auch den festen Druck zurück, mit dem seine Finger sie umschlossen. Dann aber glitt sie in wenigen Sprüngen dem Wagen zu, ihr Haar wehte hinter ihr wie winkend.

David Hochstraßer stand ausgestoßen an der Straße. Eine Zeitlang rührte er sich nicht von der Stelle. Es hielt ihn etwas wie mit Seilen fest, und als er am Ende doch ein paar Schritte bergabwärts tat, war es ihm, als risse er sich selber mit jedem Schritt ein Stück aus dem Leibe, so schmerzte ihn das Weggehen. Er ging dann langsam nach Hause, kam auch allgemach hin, sah andern Tages weder die Margherita noch den Wagen der Welschen mehr, aber ein Verlangen nach ihr hatte er in sich, das von da an ihn tags und nächtens quälte, das wuchs und wuchs, wie ein nagender Hunger wächst, daß der Darbende hohläugig wird und schmalwangig und Fieber ihn zu schütteln beginnen.

VIII

Es war Samstag nachmittag. Lukas Hochstraßer hielt eine Depesche seines Sohnes Martin in Händen, daß er am Abend kommen werde. Lukas hatte gelesen und stand und sann. Vieles gab ihm zu denken. Mehr hatte er zu denken als in den Tagen, da noch alle Arbeit und alle Sorge um Haushalt und Wirtschaft auf ihm gelastet hatten. Wegen der Seinen kam Martin, der Leutnant, nicht heim! Das Mädchen zog ihn, Brigitte Fries! Jeden Sonntag war er inzwischen dagewesen! Lukas Hochstraßer legte die Depesche vor sich auf den Tisch, las sie noch einmal, darüber gebeugt, die Fäuste auf den Tisch gestützt. Ein Unbehagen war an ihm. Sie machten ihm Gedanken, die Söhne! Da war Julian! Den hatten sie unten in St. Felix in den Stadtrat gewählt. Die Arbeiter hatten ihn hineingedrückt. Jetzt stand sein Name alle Augenblicke in den Zeitungen. Da hatte er gesprochen, das und das hatte er gesagt. Und er sprang in seinen Reden nicht glimpflich mit der Regierung um, deren Brot er aß! Lukas liebte das Sichvordrängen nicht; er selbst war ein Stiller gewesen, um alle Amtsehren war er in weitem Umweg herumgegangen, und seiner bäuerlich ehrenfesten Zufriedenheit behagte die laute Begehrlichkeit der Arbeiter nicht, zu deren Sprecher der Sohn sich machte. Und

da war David! Der junge Mensch kam in die Jahre, da der Arbeitstrieb in ihm sich hätte kräftigen sollen, aber er war noch immer kein Arbeiter, tat wohl, was knappe Pflicht war, aber nichts darüber und nichts mit Freude und hatte seine Gedanken sichtlich wo anders, weiß Gott wo. Er war zerfahren und sonderbar, als ob heimlich etwas an ihm zehre, und wenn man frug, hatte er doch nur die Antwort, es fehle ihm nichts. Christian war der einzige, der gerade und rastlos einem Ziele entgegenstrebte. Aber auch der — — war das ein Ziel und ein Weg, wie Christian und seine Frau sie hatten? Und Martin! Das war sicher, daß die Liebe für dies Mädchen, die Brigitte, wie Feuer in ihm war! Aber weil sie so loderte, wie von allen Winden gefacht, war es — war es das Rechte? Zu wenig Stille war in dem Menschen, zu wenig Geduld und — Lukas preßte die Hand zur Faust, als müßte er den Sohn packen und rütteln — zu wenig Ausdauer!

Lukas empfand, wie wenig Macht einem Menschen gegeben war. Da stellte man Kinder in die Welt und erzog sie zur Arbeit und Rechtlichkeit, und das eigne Blut, das sie in sich hatten, wandelte sich mit den Jahren und man konnte es nicht hindern! Und das wuchs auf neben einem, Bäume vom eignen Stamm gepfropft und doch fremde Bäume, die ihren eignen Schatten hatten! Der Bauer richtete sich auf, immer noch die Finger zu Fäusten gekrümmt, und reckte sich. Er war wie in Fesseln, als sollte er helfen und konnte nicht. Da sah er durch das Fenster David mit einem Gespann widerspenstiger Ochsen sich mühen. Die schweren Tiere, durch langes Stehen störrisch geworden, wollten nicht anziehen, und die Kraft Davids, dem der alte Longinus vergeblich beisprang, unterlag einmal nach dem andern der plumpen Stärke der Tiere. Lukas zog die Stirn in Falten. Es sagte ihm zu, eine schwere Arbeit zu haben. Rasch ging er hinab. Am beladenen Wagen standen David und der Knecht, schweißbedeckt ersterer und vor Erregung zitternd, letzterer dumpf, die Hände in den Taschen. „Bah, sie wollen nicht," sagte der Knecht.

Lukas Hochstraßer kam mit großen Schritten gegangen. Er hatte die Joppe abgelegt, die Weste hing offen. Im Gehen streifte er die Hemdärmel auf, an den braunen, stahlhaften Armen spannten sich die Muskeln. „Du mußt anders anpacken, Bub," sagte er zu David und nahm ihm die schwere Peitsche aus der Hand. Dann faßte er die Stricke, die an den Hörnern beider Tiere befestigt waren, und schwang die Peitsche einmal über ihrem Rücken. Es war ein Bild, wie er, ein Bein vorgestemmt, den Oberleib zurückgebogen und den Kopf aufgeworfen, daß der Wind ihm den Bart zur Seite wehte, vor den Ochsen stand, und seine Kraft sichtbar die ihre überwand. Er zog die Stricke mit der linken Hand fest, langsam wie zwei von der Stelle weichende Blöcke setzten sich die Ochsen in Bewegung. Da warf er David die Stricke zu und gab ihm die Peitsche zurück. Das Gespann entfernte sich. Er aber suchte sich neues Werk; es litt ihn nicht, daß er ins Haus zurückging.

Am Abend kam Martin, der Leutnant. Er war geschniegelt wie einer der Stadtoffizierchen, die Sonntags wie neu aus der Schachtel gepackt einherkommen. Gut sah er aus, auch sein Wesen schien sich letzlich noch mehr abgeschliffen zu haben. Er wußte sich umzutun, als ob er zeitlebens das St. Felixer Pflaster getreten hätte. Sein Gesicht war bleich wie immer, die düsteren Striche unter den Augen hoben den Glanz des letzteren; die Uniform saß ihm knapp am wohlgebauten Körper. Seine Schwester Rosa streifte ihn mit ihren Blicken und sie, die Wortkarge, meinte zu David: „Das kann ihm keiner abstreiten, daß er ein schöner Mensch ist, der Martin."

Er war wegen eines Wettrennens gekommen, das morgen in St. Felix gelaufen wurde. Den Kapitän Fries und seine Tochter wollte er einladen, mit ihm zusammen sich das Rennen anzusehen.

„Ernst werden soll also," sagte Christian trocken, der mit am Hause stand, als sie Martin empfingen. Aber Martin war von einer inneren Unruhe und Unsicherheit erfüllt und nahm das Wort übel auf.

„Es ist noch lange nicht an dem," sagte er barsch. „Kümmere dich um das, was dich angeht!" Bald darauf machte er sich auf den Weg zum Kapitän. Das Wetter war schlecht. Er hatte seinen Radmantel übergenommen und schritt durch Wind und heftig stürzenden Regen dem Hause Gotthold Friesens zu. An diesem standen die Fenster der Wohnstube weit offen, und der Kapitän saß mit Brigitten darin, jener die Zeitung in Händen, diese mit einer Handarbeit beschäftigt. Sie hießen Martin sich zu ihnen setzen, und er ließ sich Brigitten gegenüber nieder. Es war fast dunkel, aber sie machten kein Licht. „Wir mögen es, so zu sitzen," sagte Fries.

Der Regen goß herab, daß er in Bächen über die Straße lief, und rauschte in den Bäumen und Büschen vor dem Hause. Im Winde schwoll und sank das Rauschen. Die Unruhe draußen machte die kleine Stube doppelt traulich, und sie ließen ihre Stille auf sich wirken und saßen, ohne viel zu reden, behaglich beieinander. Ueber ihre Fahrt am folgenden Tag waren sie bald einig. Brigitte blickte den Vater fragend an, als Martin davon sprach, und Fries blickte lächelnd auf Brigitte; keines wollte zuerst reden. Endlich sagte der Alte: „Eigentlich ganz gern sähe ich so etwas einmal."

Das Mädchen nickte dazu. Dann rückten sie mit behaglichem Hin- und Herreden weiter, bis

Martin seine Zusage hatte. Dieser bereitete sie dann mit einem Wort hier und einem Wort dort darauf vor, wie der morgige Tag sich für sie abwickeln sollte. Er sprach dabei zumeist zu Brigitte, deren junges Gesicht von einer noch kindlichen Vorfreude hell war. Sie saßen einander zugeneigt, hatten jedes eine Hand aufs Gesimse gelegt, manchmal vergaßen sie eine ganze Weile das Reden, lauschten nur auf die Unruhe des Wetters und es war, als fänden beide in der Gemeinsamkeit dieses Hinauslauschens eine stille und unwillkürliche Befriedigung. Gotthold Fries saß mehr im Hintergrunde. Es entging ihm nicht, wie die Jungen ihn allgemach und ohne es zu wissen, vergaßen. Sein scharfer Blick ging über seine Zeitung hinaus und ruhte auf ihnen, und seine Gedanken waren emsig. Er empfand den wohltätigen Frieden seiner Stube, und da Martin mit in diesem Frieden saß und ihn nicht störte, dehnte sich die Freude des Alten, die er an der Behaglichkeit seines Hauses hatte, unwillkürlich auf den Gast aus. Martin hatte auch an diesem Abend eine Ruhe und einen Ernst an sich, die ihm zum Vorteil gereichten. Fries wälzte den Gedanken in sich, daß schon mancher, der in seiner Jugend sich ausgetobt hatte, ein rechtschaffen ernsthafter und braver Ehemann geworden, und meinte an diesem Abend an Martin Hochstraßer etwas zu finden, was ihm jene Eigenschaften versprach. So vergingen die Stunden den dreien in einer großen und freundlichen Zufriedenheit.

Am andern Morgen war der Himmel wieder hell. Es hatte die ganze Nacht geregnet. Nun lag es wie der Tau eines Frühlingsmorgens über dem schon im Spätsommer stehenden Land. Einzelne weiße Wolken standen noch im Westen, aber ein frischer Nordwind stemmte sich ihnen entgegen und hielt sie an den Hügeln, hinter denen sie heraufquollen, fest. Martin Hochstraßer stand mit Brigitte und ihrem Vater auf dem Verdeck des Dampfers, dessen Kiel St. Felix zu gerichtet war. Ein wundervoller Glanz lag über den hügeligen Ufern und über dem See, und das Schiff erhob sich aus dem Wasser in dieses reiche Licht, so daß sein schlanker Bau in jeder Planke erkennbar war. Der Wind strich über das Verdeck, das Segeltuch des Schutzdaches, das er auf und nieder wehte, klatschte, und die blauweiße Fahne am Hinterteil flatterte. Brigitte mußte ihren Hut festhalten, damit der frische Luftzug ihn ihr nicht vom Kopfe riß. Wie sie aber so, den einen schlanken Arm zum Hut erhoben, in ihrem weißwollenen schlichten Kleide dastand, war auch an ihr etwas Morgendliches. Sie reichte dem neben ihr stehenden Martin nur bis zur Schulter, das Handgelenk, das zwischen Aermel und Handschuh frei wurde, war fein und zierlich, ihr Gesicht hatte die Farbe zarten Bluts, hatte nichts Krankhaftes und doch eine seltsame Reinheit an sich und ihre Augen leuchteten bei jedem Worte, das sie sprach. Sie konnte sich aber nicht genug tun damit, immer wieder zu sagen, wie schön dieser Morgen sei und wie herrlich die Fahrt werden müsse. Martins Blick hing an ihr, an jeder Bewegung, an ihrem Gesicht und ihrem reichen Haar, das sie in Zöpfen um den Kopf gelegt trug, er selbst war herausgeputzt wie am Tage vorher, schlank und doch stark; es war, wie seine Schwester Rosa gesagt hatte: Keiner konnte ihm abstreiten, daß er ein schöner Mensch war! Er war in einer frohen Erregung, die ihn gesprächig machte und ihn zu einer unaufdringlichen und wohltuenden Zuvorkommenheit gegen Brigitte und ihren Vater trieb. Der letztere trat bald an das Geländer des Schiffes und verfolgte die Arbeit der Schiffsmannschaft. Der Seemann in ihm war wach geworden. In Haltung und Blick war er der umsichtige und scharfäugige Kapitän, kam mit dem Schiffsführer ins Gespräch und mit dem und jenem Matrosen und war der zwei jungen Leute nicht groß acht. Das Schiff fuhr hin, immer dem frischen Wind entgegen. Die Radschaufeln klapperten; aus der goldenen Ferne tauchend, trat nach einer Weile die Stadt vor ihre Blicke. Sie hielten sich, als sie St. Felix erreicht hatten, da nicht lange auf, sondern nahmen eine Droschke und fuhren nach dem Felde, wo das Rennen stattfinden sollte. Eine endlose Menge von Fußgängern und Wagen strebte dem gleichen Ziele zu und sie kamen zuletzt nur langsam vorwärts, zürnten aber auch das nicht; denn es gab unendlich viele Gesichter und Gestalten und Begebenheiten bald ernster bald drolliger Art zu betrachten. Brigitte aber empfand einen kleinen und heimlichen Stolz, daß sie an der Seite des schmucken Offiziers sich zeigen durfte. Martin hatte viele Bekannte, grüßte und wurde wieder gegrüßt, und viele Blicke folgten ihnen. Auf dem Rennfelde war eine große Zahl von Offizieren anwesend und Martin wurde bald von diesem bald von jenem in kurzem Gespräche festgehalten. Zwei höhere Offiziere, die ihn ansprachen, betrachteten den vor ihnen Stehenden mit sichtlichem Wohlgefallen und redeten ungewohnt lange und in einem warmen Tone mit ihm, so daß seine Beliebtheit nicht besser hätte zutage treten mögen. Der Kapitän bemerkte es und seine Freude an Martin wuchs. Sie saßen dann mehrere Stunden, ohne müde zu werden, auf ihren Plätzen und sahen dem Schauspiel, dessenthalb sie gekommen waren, zu. Es störte ihnen nichts das freundliche Glück dieses Tages. Auf einem Umwege führte Martin seine Gäste nachher zum See zurück und ließ es sich nicht nehmen, sie bis nach Herrlibach zu begleiten. Der Abend war schön und klar wie der Tag gewesen, es wurde kühl, aber Gotthold Fries war noch wetterhart wie nur einer und lachte Brigitte aus, die sich mit



Aus der guten alten Zeit
Nach einem Gemälde von Otto Goldmann

Martin hinter die Schutzwand des Verdecks gesetzt hatte. Sie aber war schweigsam geworden, vielleicht ein wenig müde vom Gewühl der Stadt, dem sie entronnen waren, vielleicht in Gedanken noch einmal den und jenen kleinen Triumph nachlebend, den ihr der Tag gebracht hatte. Fries ließ die zwei Jungen bald wieder allein. In Brigittens Augen stand ein sinnender Ausdruck und sie lauschte wohl auf das, was Martin, nahe zu ihr gebeugt, mit leiserer und bewegterer Stimme als sonst sprach, redete selbst aber wenig. Einmal stieg das Blut langsam in ihre Wangen, bis es in reichem und heißem Rot ihr ganzes Gesicht bedeckte. Martin hatte ihre Hand genommen und hielt sie fest in der seinen. Bald sprach er in einer drängenden und ernsten Art zu ihr, tat leise Fragen, die er sonderbar tief aus sich herauszuholen schien, und redete von Dingen, die ihr noch keiner gesagt hatte: „Ich möchte Sie immer um mich haben, Brigitte“ und „Es ist jetzt für mich niemand mehr als Sie“. Sie sah ihn nicht an, aber sie hatte sein Bild doch vor ihren Augen, wie er mit ihr durch die Menge gefahren war, grüßend und wieder gegrüßt, einer, der sichtbarlich viele Freunde hatte. Das Herz schlug ihr, sie konnte die Hand nicht aus der seinen lösen, weil sie wußte, daß es ihm unlieb wäre, und weil sie in diesem Augenblick nichts ihm Unliebes hätte tun mögen. Es war aber nicht, daß sie sich über eine Neigung zu ihm klar gewesen wäre, in ihrem Kopfe arbeitete es, sie hätte die Hand an die Stirn legen mögen, hinter der es wirr war, und sie empfand etwas wie Angst. Da trat Fries wieder zu ihnen. Sie näherten sich Herrlibach. Martin war aufgestanden, seine Augen glänzten vor Ungeduld und Erregung und seine Stirn war heiß. Da traf Brigittens Blick den seinen und war von einer so großen Lauterkeit und Unschuld, daß er wie vor sich selber erschrak. Er zwang sich darauf zur Ruhe und fand das bescheiden-freundliche Wesen wieder, das er tagsüber gehabt hatte. Fries rühmte den schönen Tag, den er ihnen geschaffen, dankte in einer herzlichen und warmen Weise, und Brigitte stimmte in seinen Dank mit einer raschen Freude ein. Als dann das Schiff nach dem Landungssteg von Herrlibach hinlenkte, traten sie alle drei mehr gegen das Geländer vor und unterschieden bald die Gestalten der wenigen Menschen, die auf dem Steg die Ankunft des Schiffes erwarteten.

„Der Vater,“ sagte Martin, und sie sahen in der Nähe des Postgasthauses Lukas Hochstraßer im Gespräch mit dem Wirte stehen. Er blickte nach dem Schiffe herüber und erkannte sie bald, denn er hob grüßend den schwarzen Hut. Er trug sein dunkles und sonntägliches Gewand, und wie er so in der Straße stand, unfern der Schar der auf dem Stege Harrenden und doch von ihnen gesondert, fiel seine Gestalt vor allen andern auf. Die Erscheinung des Postwirts, der neben ihm stand und ein kurzgewachsener, gedrungener Mann war, half nur das Starke im Aeußern Lukas Hochstraßers steigern. Als sie darauf ans Land stiegen, kam Lukas ihnen bis zum Steg entgegen, grüßte sie mit seinem dumpfen tönenden Lachen und reichte allen die Hand, dabei unwillkürlich und mit einer väterlichen Freude diejenige Brigittens lange in der seinen haltend, während er über die Vorkommnisse des Tages mit ihnen sprach und Martin neckte, daß er, der mit dem nächsten Schiffe zurückfahren mußte, noch sich nach Herrlibach herauf verirrt habe. Sie machten sich dann gemeinsam auf den Heimweg, schritten langsam und in einer eifrigen Unterhaltung vom Steg hinweg. Lukas ging zwischen Fries und Brigitte, an deren andrer Seite Martin dahinschritt. Da geschah es nun, daß die Ruhe und die innere Klarheit, die Lukas in Wort und Wesen verriet, in Brigitte ein Gefühl von Friedlichkeit und Geborgenheit weckten, wie sie es nie vordem empfunden. Sie hatte mit jenem schon öfters flüchtig gesprochen, noch nie aber so wie jetzt ihn ernsthaft und länger reden hören, und während sie, vor dem Hause des Kapitäns angekommen, noch lange stehen blieben, ereignete es sich, daß die Persönlichkeit des Vaters bei dem Mädchen unwillkürlich für den Sohn warb, leise Zweifel überwand, die bisher in ihr gewesen waren, und daß Brigittens Herz in dieser Stunde für Martin zu schlagen begann, weil ihr war, daß von dem starken Vater etwas im Sohne leben müßte.

Als sie sich trennten — Lukas hatte die Einladung, noch ins Haus zu treten, abgelehnt —, wußte Martin Brigitte einen Augenblick für sich zu haben, während der Kapitän und sein Vater Hand in Hand standen. Er drückte des Mädchens Hand und zwang sie, ihn anzusehen, und obgleich der Blick, den sie willig in den seinen senkte, scheu und fast ängstlich war, glomm darin etwas Neues auf, das ihn, den Kundigen, mit einem Male siegesgewiß machte.

Lukas hieß Martin dann, da ihm noch eine halbe Stunde Zeit bis zur Rückfahrt seines Schiffes blieb, ihn ein Stück Weges bergan begleiten. Sie sprachen bald vom Tag, der hinter ihnen lag. Lukas rühmte Brigitte; es klang wie eine neue Mahnung, daß er, Martin, sich des Mädchens würdig zeigen möge. Dieser hörte sie nicht; er war zu sehr mit sich selber beschäftigt. „Ich werde an sie schreiben, an Brigitte und ihren Vater,“ verriet er Lukas. In seinem Ton lag helle Siegessicherheit.

(Fortsetzung folgt)



Leopold Graf von Kalckreuth — Selbstporträt

Leopold Graf von Kalckreuth

Von

Hans Rosenhagen

(Hierzu neun Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen)

Wenn die Gegner des Fortschritts in den Künsten einem der neueren Maler nicht nachweisen können, daß er sein Handwerk nicht beherrscht oder daß er grobe Sünden gegen den guten Geschmack begeht, so haben sie doch immer noch einen Vorwurf in Bereitschaft, mit dem sie das Publikum von der Wertlosigkeit des Schaffens besagten Malers zu überzeugen suchen und in den meisten Fällen auch tatsächlich überzeugen. Dieser Vorwurf lautet: Der oder der Künstler malt ja nur das ab, was er sieht. In seinen Bildern ist weder Phantasie noch Gemüt. Sie können weder den Geist erheben noch das Herz erquicken. Aber es liegt wirklich nicht immer an den modernen Bildern, daß diese Wirkung nicht erreicht wird. Man darf, wenn es sich um die Werke eines hervorragenden Künstlers handelt, sogar ohne weiteres behaupten, daß die Unfähigkeit nicht auf seiner, sondern auf der Seite der so hart Urteilenden ist, indem deren Phantasie oder Empfindungsvermögen, um in Bewegung zu geraten, die brutalsten Reizungen verlangt und auf feine und leise Anregungen überhaupt nicht reagiert. Wer darf denn dem Künstler vorschreiben, was und wie er etwas darzustellen hat? Es vollziehen sich in der Kunst die Geschehnisse mit der gleichen Folgerichtigkeit wie in der Natur oder im Leben der Völker. Nichts ist weniger zufällig als der Ausdruck im Schaffen eines bedeutenden Künstlers. Die Werke eines Dürer, eines Rubens, eines Cornelius oder eines Menzel sind undenkbar außerhalb der Zeit ihrer Entstehung. Wenn heut jemand die heiliger Andacht vollen Bilder des Fra Angelico oder die aus der Fülle der literarischen Bildung der Renaissance gewachsenen vatikanischen Fresken

des Raffael malen wollte — er würde einfach nicht verstanden werden. Die Bilder der Hals, Ostade und Teniers sind aufs innigste mit der Zeit verbunden, in der diese Künstler lebten. Man würde den Malern von heute, die Szenen schildern wollten wie die, welche die Sittenmaler des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zum Vergnügen ihrer Zeitgenossen bevorzugten, sofort und mit Recht wegen Erregung öffentlichen Aergernisses den Prozeß machen. Es ist ganz überflüssig, die Gründe anzuführen, warum das neunzehnte Jahrhundert auch nicht mehr ein einziges Andachtsbild hervorzubringen vermocht hat, das nach der Seite der innigen, reinen, frommen Empfindung selbst mit mittelmäßigen Handwerksleistungen des fünfzehnten Jahrhunderts einen Vergleich aushielte. Und wie fern liegen dem modernen Menschen alle die Bilderstoffe, welche die Renaissancekünstler wählten, um ihre Lust an dem neuentdeckten nackten menschlichen Körper und ihre Kenntnisse von diesem mit dem glänzendsten Können zu betätigen!

Fühlt man einmal einem jener Eiferer gegen die Inhalts-, Phantasie- und Gemütslosigkeit moderner Bilder auf den Zahn, wie er sich denn vorstelle, was und wie die heutigen Maler malen sollten, um sein Wohlgefallen zu verdienen, so bekommt man in der Regel zu hören, daß die modernen Künstler wieder in die Fußstapfen der Alten treten, das Schöne darstellen, eine reichere Empfindung entfalten müßten, und was dergleichen allgemeine und unverbindliche Ratschläge mehr sind. Im besten Falle wird man noch darauf aufmerksam gemacht, daß es ja auch in unsrer Zeit nicht an erhabenen und nachahmenswerten Vorbildern fehle, zu denen Ludwig Richter, Böcklin und Thoma ohne Zweifel gehörten. In Gottes Namen: ja! Diese Künstler haben Phantasie, Gemüt und Erfindungsgabe sozusagen faustdick; aber was würde man von den wirklichen Idealen, von den Erfindungen, den Leiden und Freuden, von dem Ringen und Streben, von dem Geschmack und der eignen Schönheit der Gegenwart erfahren und wissen, wenn unsre Maler sämtlich auf deren Wegen gingen? Hätten wir nicht die lückenhaftesten Begriffe von den Menschen vergangener Jahrhunderte, ihrem Wesen und Leben, wenn die Maler von damals nicht so vernünftig gewesen wären, das darzustellen, was sie sahen, und ihren ganz persönlichen Empfindungen Ausdruck zu verleihen? Und Schönheit — hat sie nicht zu jeder Zeit ein andres Gesicht gehabt? Es gehört nur ein wenig Nachdenken dazu, um zu begreifen, daß es überhaupt kein allgemein gültiges, sondern nur ein bedingtes Schönheitsideal geben kann. Bedingt im allerweitesten Sinne, von der Zeit sowohl wie von den Umständen, von der Empfindung eines ganzen Volkes oder von der eines einzelnen großen Menschen. Man weiß mit Bestimmtheit, was einst für schön galt, und hat eine mehr oder minder bestimmte Vorstellung von dem, was gegenwärtig als schön angesehen wird. Aber der Schatz des Schönen ist unter unsern Augen in ständigem Wachsen begriffen, und die Künstler sind es, die für seine Vermehrung sorgen. Freilich geschieht es gerade den besten von ihnen am häufigsten, daß



Leopold Graf von Kalckreuth — Kinderreigen

sie bei solchem Wirken beschimpft und schlimmer Frevel gegen die heiligsten Gefühle der Menschen beschuldigt werden. Denn es liegt nun einmal in der menschlichen Natur, jeder Neuerung mit dem stärksten Mißtrauen zu begegnen und sich zunächst dagegen zu wehren. So dauert es oft lange, bis die Allgemeinheit einsieht, was sie diesem oder jenem von ihr mit Spott und Verachtung behandelten Künstler in Wirklichkeit schuldig ist.

Wollte man nach den lauten Rufen der Entrüstung urteilen, mit denen in den letzten fünfundzwanzig Jahren die Werke jener Künstler empfangen worden sind, die der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts ihr charakteristisches Gepräge gegeben haben, so könnte man zu der Ansicht gelangen, daß es eine besonders aufdringliche und ungewöhnliche Art von Schönheit gewesen sei, der diese Neuerer Geltung zu verschaffen gesucht. Ganz das Gegenteil war der Fall. Die Künstler, in deren Schaffen sich das Wesen und die Gesinnungen unsrer Zeit spiegeln, sind der leisen und spröden Schönheit nachgegangen, welche die schlichte Natur unsers Vaterlandes und unser arbeitsreiches und sorgenvolles Leben dem liebevoll schauenden Auge bieten. Sie haben darauf verzichtet, durch Erfindungen und Theaterdekorationen und -szenen den Beifall der Menge zu gewinnen, und gewagt, allein durch Wahrheit und Redlichkeit zu wirken. Vielleicht war ihr Vorgehen nicht einmal so neu, als es den Anschein hatte. Die holländischen Maler des siebzehnten Jahrhunderts waren denselben Weg gegangen, allerdings vor den Augen eines unverbildeten und durch keinerlei ästhetische Vorurteile in seiner Empfindung beschränkten Volkes. Es hat jedoch bedauerlich lange gewährt, bis das deutsche Volk begriff, daß es nicht die Absicht der modernen Maler sei, ihm Kränkungen zuzufügen. Erst ganz allmählich begann man zu verstehen, daß diese so arg verhöhnten Künstler etwas Gutes wollten, daß sie neue Schönheiten zu offenbaren hatten. Doch ist die Erkenntnis davon noch keineswegs überall durchgedrungen. Konnte man doch noch jüngst aus dem Munde eines bekannten Kunsthistorikers die verständnislosesten Ansichten über das von der modernen Malerei Geleistete und das Streben ihrer Jünger hören.

Zu den Malern, die zuerst in ihren Ansichten und Leistungen gründlich mißverstanden worden, in der letzten Zeit aber einer allgemeinen Anerkennung näher und näher gerückt sind, gehört auch Graf Leopold von Kalckreuth. Er hat vielleicht nicht Anspruch darauf, unter die ersten Bahnbrecher für die neuen künstlerischen Ideen in Deutschland gezählt zu werden, aber er ist jenen doch noch um eine Zeit an die Seite getreten, da Mut und Selbstverleugnung dazu nötig waren und der Kampf um die neue Kunst am heftigsten tobte. Jedenfalls ist er als Erscheinung mit den Ereignissen des deutschen Kunstlebens, die man mit dem Schlagwort „moderne Bewegung“ zu bezeichnen pflegt, sowohl in engste Berührung gekommen als auch in dieser geblieben und repräsentiert für sich in der deutschen Kunst einen ebenso eignen wie sympathischen Typus, für den zwei Züge charakteristisch sind: eine große Beweglichkeit nach außen und das Streben, in die Tiefe zu dringen, nach Beseelung des Stoffes. Die Beweglichkeit des Geistes und des Geschmackes hat Kalckreuth vor Einseitigkeit, vor Spezialistentum, vor frühzeitigem Erstarren bewahrt. Er ist bis auf den heutigen Tag allen Anregungen zugänglich geblieben, die auf den deutschen Maler im letzten Vierteljahrhundert gewirkt, ohne dabei Schaden an seinem Eigensten genommen zu haben, während man



Leopold Graf von Kalckreuth Skizze

anderseits ihm gegenüber stets das Gefühl behält, er sei noch immer in Entwicklung. Es hat wenig Zweck, ihm nachzurechnen, wieviel von fremdem Einschlag in seiner Kunst ist. Wir sind ja, wie Goethe schon festgestellt, „alle kollektive Wesen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen. Denn wie weniges haben und sind wir, das wir im reinsten Sinne unser Eigentum nennen! Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eignen Innern verdanken wollte.“ — Die Hauptsache ist immer, was einer mit dem von andern Empfangenen beginnt. Ob er's unverarbeitet weitergibt oder es seiner Natur

gemäß umschafft und neugestaltet. Jenes ist die Gewohnheit der schwachen und gefälligen Begabungen, dieses gelingt nur den wirklichen Talenten, denen „innere Schöpfungskraft“ gegeben ist.

Wie von allen tiefer veranlagten Naturen kann man auch von Kalckreuth nicht behaupten, daß er aus dem vollen wirtschafte. Er hat es sich herzlich sauer werden lassen in seiner Kunst. Dennoch darf man von den meisten seiner Bilder sagen, daß sie geworden, nicht gemacht sind, daß sie in sich die Notwendigkeit ihres Daseins tragen, weil sie fast immer die Resultate von Erlebnissen vorstellen, die in ihrer Art einzig waren. Freilich ist der Künstler nicht gleich zu so vollwichtigen Ergebnissen gelangt. Er war schon über die Dreißig hinaus, als er eignen Boden unter die Füße bekam und Werke zu schaffen begann, in denen er sich als starke Persönlichkeit offenbarte.

Kalckreuth entstammt einem Malerhaus. Sein Vater, Graf Stanislaus, erfreute sich bei der älteren Generation eines nicht geringen Ruhmes als Schilderer der Hochgebirgswelt. Schloß er seine Tätig-



Leopold Graf von Kalckreuth Skizze



L. Graf von Kalckreuth Sohn des Künstlers

keit auch mit recht konventionellen Leistungen ab, so hat der ehemalige Potsdamer Gardeleutnant in seinen besten Jahren doch einige ganz vortreffliche Alpenlandschaften gemalt, und niemals wirkte an der Weimarischen Kunstschule ein glänzenderer Kreis von namhaften Lehrern, als da der ältere Kalckreuth an ihrer Spitze stand. Künstler wie Böcklin, Lenbach, Begas, von Ramberg, Gussow, Pauwels und Struys waren nach und nach von ihm für das 1860 begründete Institut gewonnen worden und verschafften dem Unternehmen einen großen Zulauf. Der junge Graf Leopold — er ist am 15. Mai 1855 in Düsseldorf geboren — zeigte allerdings nicht die geringste Neigung, in die Bahnen des Vaters zu lenken. Er fühlte die Unzulänglichkeit und Beschränktheit von dessen Spezialität und schloß sich dem in Weimar als Lehrer wirkenden Belgier Alexander Struys an, dessen gesunder Realismus und kräftige Farbengebung seiner Auffassung von der Malerei und ihren Aufgaben am nächsten kamen. Von Weimar ging er dann auf die hohe Schule nach München, wo er in das Atelier des Ungarn Julius Benczur eintrat, eines Pilotyschülers und sehr äußerlichen Talentes, von dessen Art in Kalckreuths Kunst auch nicht eine Spur übriggeblieben ist. Aber die Hauptsache für den jungen Maler war, daß er in München mitten im regsten Kunstleben stand und einen Kreis von Mitstrebenden um sich sah. In jenen Jahren hielt die Freilichtmalerei ihren Einzug in die Ateliers der jungen Münchner Künstler. Bastien Lepages realistische Schilderungen aus dem Bauernleben wurden sehr bewundert; man stritt sich vor Uhdes Christusbildern, und Liebermann verblüffte alle Welt





Leopold Graf von Kalckreuth Schwester des Künstlers

durch seine scharfe Beobachtungsgabe und vornehme Malweise, durch die er den holländischen Klassikern so viel näher kam als die Münchner Künstler, die deren Bilder zum Ausgangspunkt für ihr Schaffen gewählt hatten. Kalckreuth hat damals alles mitgemacht: das realistische Genrebild, die Hollandschwärmerei, den akuten Pleinairismus und die sogenannte Armeleutmalerei, und nach dem Rezept der Pilotyschule gleich in jenen ungeheuern Formaten, die für große Kunstausstellungen als die wirksamsten galten. Diese riesigen Bilder brachten den Maler bald in den Ruf eines Naturalisten, was sagen will, daß sich das Publikum damals über ihn entrüstet zeigte. Heute ist man weniger empfindlich gegen dergleichen und hat sogar Freude daran, wie sorgsam in diesen Werken die Natur studiert erscheint und wie ausgezeichnet der junge Kalckreuth diese in einem herbstlichen Walde an einem Gedenkstein für einen Toten betende junge Frau, diesen alten holländischen, den ausfahrenden Genossen hilflos und sehnsüchtig nachschauenden Fischer und diese den Reigen schlingenden Kinder gemalt hat. Und das größte jener frühen Bilder, das auf einem Feldweg einen mit seinen beiden Ackergäulen haltenden, quer auf dem einen davon sitzenden und mit einer vor ihm stehenden jungen Magd plaudernden Knecht darstellt, gehört sicher zu den allerbesten Bildern dieser Art, die Ende der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts in Deutschland gemalt worden sind. Jede Einzelheit vorzüglich beobachtet, die Haltung der Tiere und Menschen von der äußersten Natürlichkeit und alles dem großen Eindruck der sonnendurchglühten Landschaft untergeordnet. Dabei eine kräftige, breite Malerei und trotz aller flimmernden Helligkeit der schönste Ton in den Farben. In diesem Bilde, aus dem der warme Hauch der Scholle dem Beschauer entgegenschlug, nähert sich Kalckreuth bereits dem Stoffgebiet, auf dem er seine Eigenart entdecken und entwickeln sollte. Hatte er vorher seine Bilder erfunden und nach gestellten Modellen gemalt — jetzt begann er sie zu erleben und alles das hineinzulegen und mitzuschildern, was bei dem Erlebnis durch seine Seele gegangen war.

Diese entscheidende Wendung in seiner Kunst verdankt Kalckreuth der Gründung eines eignen Heims. Seine Gattin brachte ihm ein Gut in Schlesien in die Ehe, das der Künstler mit seiner Familie alljährlich aufsucht, und dort sind alle jene schönen und merkwürdigen Werke entstanden, durch die sich der Maler seine besondere Stellung in der deutschen Kunst errungen hat. Als Kalckreuth sich dieser neuen Welt auf dem Lande näherte und in ihr zu leben und zu arbeiten begann, mag



Leopold Graf von Kalckreuth — Die Fahrt ins Leben

ihm das Bild eines andern Malers vor die Seele getreten sein, der vor ihm, abseits von allen einseitigen Schönheitsregeln, die Poesie der ländlichen Arbeit und des dumpfen Menschendaseins entdeckt hatte: des großen Jean François Millet. Ahmte er ihn auch nicht nach, so hat er doch von ihm gelernt, daß es in der Kunst nicht so sehr darauf ankommt, Erfundenes und Beobachtetes zu geben, als seinen Gegenstand richtig gefühlt zu haben. Und lernte ferner von ihm auf alles Nebensächliche und Anekdotische verzichten, das Einfache einfach darstellen und die Wahrheit über alles setzen. Indem er so dem großen Meister folgte, gelangte Kalckreuth wie dieser bald von der bildlichen Wirkung zur sinnbildlichen. Die armen schlesischen Taglöhner, die er malte, wuchsen sich allmählich zu Personifikationen der Menschheit und der Scholle aus, die sie trägt und nährt. An einem reifen Kornfeld sieht man auf einem dieser Bilder eine junge Bäuerin vorüberschreiten, deren Leib gesegnet ist wie das Erdreich, auf dem sie wandelt. Ein Triptychon hat der Künstler gemalt, in dem die Unbesorgtheit der Jugend, die Tüchtigkeit des reifen Menschen und die Trostlosigkeit des Alters verkörpert sind durch ein ährenlesendes kindliches Mädchen, ein die gesammelte Feldfrucht mit kräftigen Armen schleppendes Weib und eine dumpf und trübe vor sich hinblickende Greisin vor ihrer Hütte. Am meisten bekannt geworden von diesen Schöpfungen ist wohl „Die Fahrt ins Leben". Der an sich ganz alltägliche Vorgang, der sich unter den Augen des Künstlers in seinem Garten an jedem schönen Sommermorgen wiederholte, wuchs sich in seiner Vorstellung und in weiterer Folge, durch die Art des Ausschnitts verstärkt, in der Bildgestaltung zu einer symbolischen Handlung aus, deren Idee — das hilflose Alter setzt alle Kräfte daran, der hilflosen Kindheit ins Leben zu helfen, oder hilflos beginnen wir das Leben, hilflos beschließen wir's — allgemein verständlich erscheint. Neben solchen bewußt stilisierten Schilderungen des Lebens auf der ländlichen Scholle hat Kalckreuth noch andre geschaffen, wie „Sonntagnachmittag auf dem Lande", „Der Schnitter", „Der Regenbogen", „Der Dengler", in denen das Vegetative der ländlichen Natur und der mit ihr verbundenen Menschen mit Feinheit und Gefühl zum Ausdruck gebracht ist und die bei aller Eigenart, wie auch des Künstlers Radierungen nach ländlichen Motiven, am allerdeutlichsten erkennen lassen, was und wie viel er dem großen französischen Bauernmaler Millet verdankt.

Aber so viel diese Bilder für die deutsche Kunst bedeuten — Kalckreuth hat sie durch andre überholt, in denen das Miterleben noch stärker, das Empfundene noch inniger und der Mensch im Künstler am bezwingendsten hervortritt. Das sind die Bilder, darin er sein Liebstes und Nächstes, seine Familie, teils in Bildnissen, teils in ihrem Leben im Hause geschildert hat. In diesen recht zahlreichen Schöpfungen ist Kalckreuth ganz er selbst, ganz einzig, auch in malerischer Beziehung. Niemals sind derartige Bilder intimer, mit einem größeren Respekt vor der Wirklichkeit, so ohne jeden künstlerischen Aufputz und dabei doch von ganz hervorragender künstlerischer Wirkung gemalt worden.

Der Künstler fand für diese Darstellungen seiner Nächsten eine ganz eigne, herbe, fast zeichnerische Art, in der die Farbe, so wenig sie gemieden und so apart sie oft gewählt erscheint, fast eine nebensächliche Rolle spielt, weil nichts vom Wesentlichen ablenken soll. Selbstverständlich hat er auch für dieses Gebiet eine Entwicklung durchgemacht, zu deren Beginn man u. a. das prächtige Freilichtporträt seiner Schwester Marie — 1888 gemalt — findet, die sich fortsetzt in dem als Geschmacksäußerung wie als Empfindung gleich bewunderungswürdigen Bildnis seiner Gattin in Trauerkleidung gegen einen rötlichen Abendhimmel, in den zahlreichen Porträts seiner Kinder in den verschiedensten Lebensaltern, von „Mucki mit der Puppe" bis zum „Johannes" mit seinem Blümchen, von der vespernden Etta bis zu dem in der vertracktesten Stellung von der Welt auf dem Fußboden der Kinderstube dichtenden Aeltesten, dessen Römerdrama die Geschwister, in die roten Bettdecken der Eltern gehüllt, in einem der besten Bilder des Vaters tragieren, und die ihren einstweiligen Abschluß hat in dem genrehaften Bildnis der in einer halbgeöffneten Tür zögernden Gattin des Künstlers. Das sind Leistungen, die man, einmal gesehen, nicht vergißt, weil sie voll von Leben, Gestalt und Seele sind und etwas geben, was über die malerische Schöpfung an sich entschieden hinausgeht. Mögen diese oder jene davon durch die rücksichtslose Wahrheit des Ausdrucks für die Gegner der modernen Kunst ungenießbar erscheinen — der unbefangene Beurteiler muß anerkennen, daß in diesen Werken herzerquickende Gemütswerte liegen und so viel echte, reife Kunst, daß man den Künstler zugleich mit dem Menschen liebgewinnt und hochschätzt.

Der Eindruck, den die Kalckreuthschen Familienporträts auf alle ernsthaften Kunstfreunde gemacht, hat dem Künstler Aufträge eingetragen. Die Hamburger Kunsthalle bestellte bei ihm die Bildnisse zweier hervorragender Männer Hamburgs, des Direktors des Kunstgewerbemuseums Brinckmann und des als Händel-Forscher und Herausgeber berühmt gewordenen Chrysander. Vielleicht hat man vor diesen Porträts nicht ganz so stark das Gefühl, daß der Künstler diese Menschen bis ins Letzte erlebt hat, aber es ist in ihnen doch mehr erreicht



Leopold Graf von Kalckreuth — Bildnis des Händel-Forschers Chrysander



Leopold Graf von Kalckreuth — Kinderporträt

als sonst in ähnlichen Leistungen. Die beiden Männer, besonders der alte Sonderling Chrysander, rücken dem Beschauer schon dadurch sehr nahe, daß sie in dem ihrer Tätigkeit gemäßen Milieu dargestellt sind. Chrysander mit einem Händel-Manuskript in der Hand in seiner Druckerwerkstatt mit seinen beiden alten Gehilfen.

Aber Kalckreuth ist nicht nur ein hervorragender Porträtmaler, er ist auch, was ja bereits in seinen Bauernbildern zum Ausdruck kommt, ein vorzüglicher Landschafter, der frisch und keck alle die Probleme des Lichtes, der Luft und der Farbe behandelt hat, welchen die moderne Malerei ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Wer die verschiedenen Landschaften des Künstlers kennt, wird die Bemerkung gemacht haben, daß auch hier ihm die am besten gelungen sind, die eine Natur darstellen, in der er nicht nur gemalt, sondern auch gelebt hat. Selbstverständlich ist er auf diesem Gebiete ebenfalls jedem Spezialistentum aus dem Wege gegangen. Ueberall fand er Motive, die ihn reizten; in den Städten so gut wie auf dem Lande, und der kahle Giebel eines Bauernhauses, auf dessen First ein vorwitziger Star dem nahenden Lenz seinen Gruß entgegenjubelt, hat keine geringere Anziehungskraft für ihn als der ganze Hamburger Hafen oder das freundliche Stuttgart. Mit dem Hamburger Hafen hat er sich übrigens hart getan. Wie einige neuere angesehene deutsche Künstler war auch Kalckreuth vor etwa zehn Jahren aufgefordert worden, für die Hamburger Kunsthalle das eine oder das andre Hamburger Motiv zu malen. Er wählte sich den Hafen, und die Hamburger erwarteten natürlich, er würde ein Bild liefern, in dem der riesige Schiffsverkehr, das ganze betriebsame Leben ihres Platzes und damit die Bedeutung des Hafens und der reichen Handelsstadt dargestellt war. Statt dessen malte er ihnen einen ruhigen Teil der stolzen Elbe, auf dem ein paar Boote mit Arbeitern dahergerudert kamen, unter trübem, grauem Himmel. Im dunstigen Hintergrunde die Stadt, als Hamburg kaum erkennbar. So vorzüglich die besondere und für Hamburg äußerst charakteristische Stimmung auch getroffen war — das Bild bereitete den Bestellern eine große Enttäuschung. Es ist damals wohl in das Atelier des Künstlers zurückgewandert. Nach einer Reihe von Jahren hat Kalckreuth sich dann noch einmal an die gleiche Aufgabe gewagt, zwar auch das graue strömende Wasser zum Hauptstück seiner Schilderung gemacht; aber die Bewegtheit des Hafenbildes durch einige mit Volldampf daherschießende kleinere Dampfer nicht übel zum Ausdruck gebracht, und die Stadt durch Bauten, Kirchtürme und Schornsteine so erkennbar gemacht, daß niemand in Versuchung gerät, sie mit einer andern ähnlich gelegenen zu verwechseln. Und ebenso sicher wie die dicke, schwere Atmosphäre Hamburgs hat er die blanke heitere Sonne getroffen, die an einem schönen Frühlingstag über Schwabens so wundervoll gelegene Residenz leuchtet. Mit dem Leben vom Stuttgarter Schloßplatz hat Kalckreuth vor ein paar Jahren alle Welt überrascht. Man hatte dem Maler, der in seiner Kunst sonst allem städtischen Leben so fern stand, kaum zugetraut, daß ihn mondänes Treiben, Wagen, Pferde und Toiletten zu einer künstlerischen Tat reizen könnten. Aber nicht nur der Stoff war neu auf diesem Bilde, auch die Malweise. Kalckreuth, der sich für gewöhnlich beim Ausführen nichts zu schenken pflegt, erschien in dieser Schöpfung als ein kecker Impressionist, der die ganze Lebendigkeit des Lebens gerade dadurch erreicht, daß er sich auf Andeutungen beschränkt und durch die starke Charakteristik dieser suggestiv auf die weiterschaffende Phantasie des Beschauers wirkt. Niemals hatte man frischere, reinere und hellere Farben von Kalckreuth gesehen, als er sie in dieser scharmanten Leistung darbot. Auch in dekorativen Landschaften hat sich der Künstler neuerdings versucht. Ob er damit zu einem Ziel kommen wird — darüber läßt sich heute noch kein Urteil fällen. Die Probe in der vorjährigen Künstlerbundausstellung in München war trotz mancher Vorzüge wenig befriedigend. Es fehlte sozusagen der feste architektonische Aufbau. Außerdem wirkte die Farbe zu dünn, wodurch die große Leinwand leer erschien. Vielleicht liegt diese Art dem Künstler überhaupt nicht; vielleicht aber auch hätte er in einem mäßigeren Format etwas sehr Gutes erreicht. Man muß eben abwarten.

Neben seiner künstlerischen hat Kalckreuth auch eine reiche und fruchtbare Lehrtätigkeit entfaltet. Von 1885 bis 1890 wirkte er an der Kunstschule in Weimar, bis 1895 konnte er sich dann auf seinem schlesischen Gut ausschließlich dem eignen Schaffen widmen. Von 1895 bis 1899 gehörte er der Karlsruher Akademie an, und seitdem hat ihn die Stuttgarter für sich gewonnen.

Man kann von Kalckreuth etwas sagen, was man von den wenigsten Künstlern sagen darf: Er hat sich niemals darum gekümmert, ob seine Bilder andern gefielen oder nicht. Er hat für sich selbst und ein paar Mitfühlende gearbeitet, treu und ehrlich. Er hat die Wahrheit höher gehalten als alles und, da er ein echter Deutscher ist, auch in kleinen Dingen. Nichts erscheint ihm in der Natur gering. Mag sein, daß manchem seiner Bilder dadurch der große Zug verloren gegangen ist; aber dieser Mangel erscheint anderseits reichlich ersetzt durch eine Kraft, die immer wirkt, durch Liebe. Die bescheidene Zurückhaltung, die sich in des Künstlers Schöpfungen offenbart, weil es ihm immer um die Sache geht, nicht darum, seine Person oder sein Können zur Geltung zu bringen, hat er auch im Leben geübt und sich dadurch die Achtung seiner Kollegen und Schüler erworben. Er hat sich jederzeit unabhängig zu halten gewußt vom Richtungs- und vom Cliquenwesen und von all den Streitereien, die heut leider zum Kunstbetriebe zu gehören scheinen. Aus Ueberzeugung von der Notwendigkeit des künstlerischen Fortschritts hat er sich von Anfang an auf die Seite der Sezessionen gestellt. Als diese sich zum „Deutschen Künstlerbund“ zusammengeschlossen, schien den Beteiligten keiner zur Leitung der Vereinigung mehr berufen als Kalckreuth, der bei den Künstlern Süddeutschlands ebensoviel Sympathien genießt wie bei denen Norddeutschlands und dessen vornehme Gesinnung allen die sicherste Bürgschaft bietet, daß ihm die Sache stets höher stehen wird als die Menschen, seine Person eingeschlossen.

Mann über Bord!

Bilder aus dem Kriegsschiffsleben

(Hierzu sechs Abbildungen nach photogr. Aufnahmen)



Nicht nur während des Kriegszustandes gibt es für die Besatzungen unsrer Kriegsschiffe aufregende Augenblicke, sondern auch im Frieden treten Ereignisse ein, welche die volle körperliche und geistige Mitwirkung des einzelnen verlangen, seine Anteilnahme erregen und ihn dazu bringen, aus eignem Antrieb sein Bestes zu leisten. Hierher gehören als Vorbereitung für den Krieg — nachdem die Einzelausbildung des Mannes mit seinen Waffen und in den verschiedenen Dienstzweigen beendet ist — die Manöver, die im ganzen ein Bild des Krieges darstellen sollen und auch als Probe dienen, ob die Einzelausbildung der Leute so gut gediehen ist, daß ein erfolgreiches Zusammenwirken der ganzen Flotte im Ernstfall gesichert ist. Daneben sind es Vorkommnisse, welche die Seefahrt mit sich bringt und die der Natur der Sache nach auch ohne Befehl und besondere Aufforderung den einzelnen zur regen Anteilnahme bewegen und ihn zur Aufbietung aller Kräfte anspornen. Ein solches Vorkommnis ist „Mann über Bord".

Lassen wir den Verlauf an uns vorüberziehen. Der Ruf „Mann über Bord!" ertönt. Jeder, der einen andern über Bord fallen sieht, gibt diesen Ruf, und wer ihn hört, gibt ihn weiter, auch unter Deck. So durcheilt der Ruf im Augenblick das Schiff. Der wachhabende Offizier, der das Schiff führt, und die Leute, die bei der Rettung mitzuwirken haben, erhalten auf diese Weise sofort Kenntnis und führen die Dienstverrichtungen aus, die ihnen obliegen. Dem über Bord Gefallenen werden von jedem, der ihn sieht, Rettungsbojen zugeworfen oder irgendwelche Gegenstände, die als Ersatz dafür dienen können. Solche Bojen hängen an verschiedenen Stellen des Oberdecks, jedermann zugänglich. Auf größeren Schiffen steht am Heck (das ist das Hinterteil des Schiffes) noch ein besonderer Posten, um gegebenenfalls dem von vorn vorbeitreibenden Mann eine Boje zuzuwerfen. Auf den Alarmruf „Mann über Bord!" haben die Bootsmannsmaate „Alle Mann auf" gepfiffen; die gesamte Besatzung ist an Deck geeilt, ist in Manöverdivisionen angetreten und wartet weitere Befehle ab. Auch der Kommandant und der erste Offizier sind auf die Brücke gekommen und übernehmen die Leitung des Manövers. Es kommt darauf an, das Schiff in kürzester Zeit zum Stehen zu bringen — denn solange es in Fahrt ist, können die Boote nicht herabgelassen werden —, den über Bord Gefallenen nicht aus dem Auge zu verlieren und baldmöglichst die Boote zu seiner Rettung zu entsenden. Der wachhabende Offizier hat die Maschinentelegraphen auf „Aeußerste Kraft zurück" stellen lassen. Durch das Sprachrohr wird noch in die Maschine hinabgerufen: „Mann über Bord!", damit man auch unten weiß, um was es sich handelt.

Doch die Maschine scheint selber schon zu wissen, daß etwas Besonderes vorgefallen sein muß, wenn so plötzlich ohne vorherige Ankündigung das Kommando kommt: „Aeußerste Kraft zurück"; sie tut ihr Bestes. Einer der auf Wache befindlichen Steuermannsmaate oder Signalgasten hat sich von vornherein mit Fernrohr und Winkflaggen versehen und auf einen möglichst hohen Punkt — in den Mars (das ist Mastkorb) oder auf das Kartenhaus — begeben, von wo er den über Bord Gefallenen und die geworfenen Bojen im Auge behalten kann und von wo er selbst auch für das Rettungsboot gut sichtbar ist. Seine Aufgabe ist es, Mann und Bojen nicht aus dem Auge zu verlieren, den Führer

des Schiffes über die Lage in Kenntnis zu erhalten, damit dieser seine Manöver danach einrichten kann, und schließlich hat er dem Rettungsboot die Richtung anzugeben, in der es den Verlorenen zu suchen hat. Als Rettungsboote werden gewöhnlich die Kutter benutzt; es sind dies Boote, die in Kranen — Davits genannt — hinten zu beiden Seiten des Schiffes außenbords hängen und mit Taljen (das sind Flaschenzüge) herabgelassen werden. Je nach der Größe des Schiffes sind auch sie verschieden groß; sie werden von acht bis vierzehn Matrosen besetzt, welche die Riemen (Ruder) handhaben. Außerdem gehört dazu noch ein Bootsmannsmaat als Bootssteuerer.

Sowie der Ruf „Mann über Bord“ erklungen war, sind die Bootsmannschaften zu ihren Booten geeilt, haben deren Befestigungen gelöst und sich ins Boot begeben; dort setzen sie sich auf ihre Duchten (Ruderbänke) hin. Auch einer der jüngeren Offiziere ist mit ins Boot gegangen, trotzdem das rollenmäßig nicht vorgesehen ist; ihn treibt der Eifer, der Wunsch zu helfen und sich auszuzeichnen. An Deck stehen andre abgeteilte Leute mit den Bootsläufern in der Hand bereit, das Boot herabzulassen, sobald das Schiff keine Fahrt mehr macht. (Bootsläufer sind die Taue der Flaschenzüge, in denen das Boot hängt.) Die Vorwärtsbewegung ist bald aus dem Schiff herausgebracht durch das Rückwärtsarbeiten der Maschine. Schon kurz bevor das Schiff steht, ist das Boot bis dicht über Wasser gelassen, damit auch nicht das kleinste Zeitteilchen verloren geht. Noch steht das Schiff nicht ganz, aber die Maschinen sind gestoppt, da ertönt von der Kommandobrücke der Ruf „Los!“ oder „Boot zu Wasser!“ Die Bootsläufer werden losgeworfen, das Boot kommt ins Wasser. Im Nu sind die Taljen ausgehakt, das Boot ist vom Schiff abgestoßen, die Riemen sind beigenommen und das Boot schießt dahin in der Richtung auf den Verlorenen, getrieben von den Riemen, die von den Bootsgasten mit Anspannung aller Kräfte durch das Wasser geholt werden.

Der Bootssteuerer kann vom Boot aus nicht weit sehen, auch wenn er steht, weil sein Standpunkt nicht hoch über der Wasserfläche ist. Es fällt ihm schwer, einen Gegenstand zu entdecken, der ganz an der Wasseroberfläche schwimmt und wie der Mann oder eine Boje sich kaum darüber erhebt; besonders schwierig wird es sein, wenn etwas Seegang ist, und auch wenn die Entfernung eine große ist, die das Schiff seit dem Ueberbordfallen zurückgelegt hat. Deshalb muß der Bootssteuerer auf den Steuermannsmaaten an Bord achten und auf dessen Zeichen. Eine grüne Flagge, von ihm

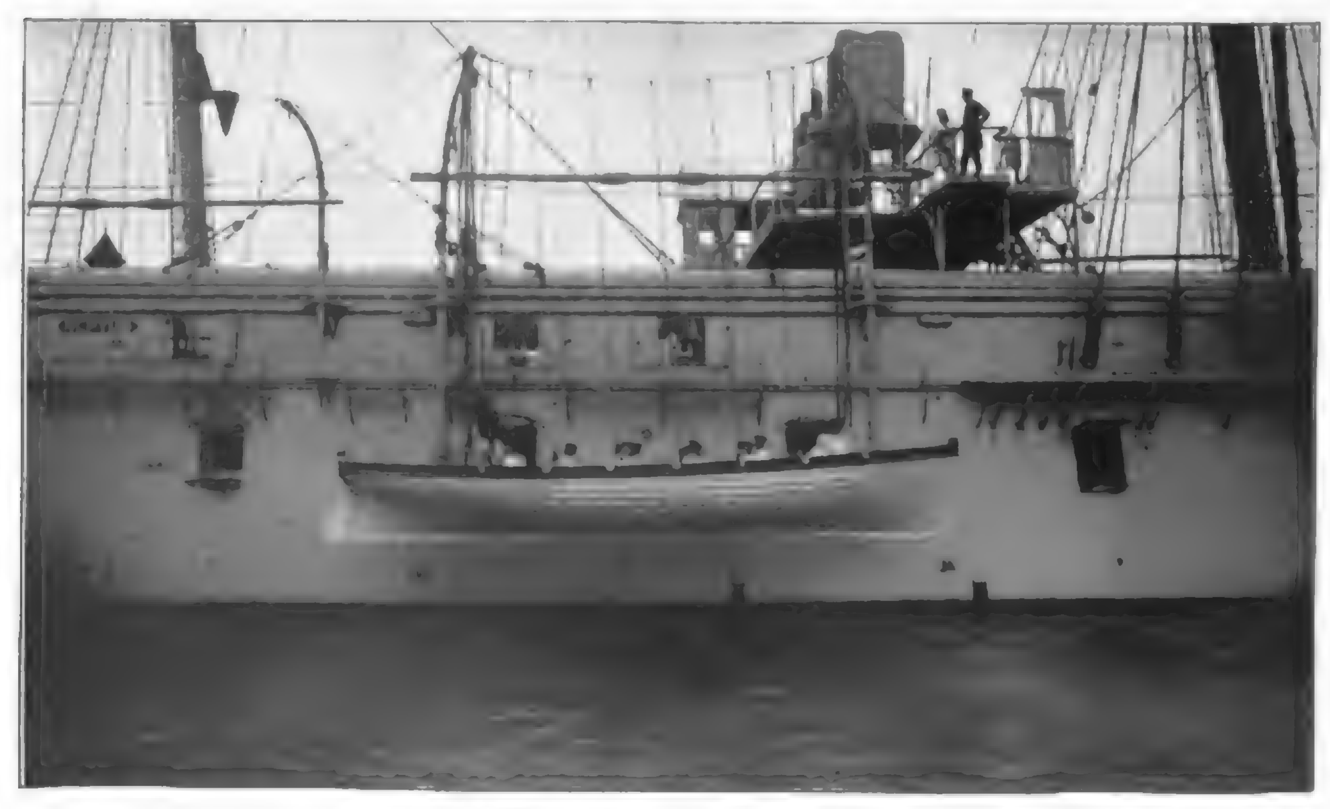


Mann über Bord! Der Maschinentelegraph wird auf „Aeußerste Kraft zurück“ gestellt

gezeigt, bedeutet: das Boot soll nach Steuerbord drehen (das ist nach rechts); eine rote heißt nach Backbord (nach links) drehen; eine weiße Flagge bedeutet: geradeaus rudern. Auf diese Weise wird das Boot in die Nähe des Mannes oder der Bojen gebracht. Die beiden vordersten Leute im Boot haben ihre Riemen eingenommen: sie sind aufgestanden und helfen mit ausspähen. Nehmen wir den günstigsten Fall an. Der über Bord Gefallene hat eine Boje erreicht oder er hat sich in der Nähe derselben über Wasser gehalten. Das Boot kommt in seine Nähe, bemerkt ihn, hält auf ihn ab und wird bei ihm zum Stehen gebracht. Alle Hände, die an ihn herankönnen, greifen zu und holen ihn so kräftig ins Boot, daß er sich womöglich noch seiner Retter erwehren muß. Dann werden die geworfenen Bojen aufgesammelt; das andre Boot hilft dabei. Dann geht es im Triumph an Bord zurück. Das Schiff ist mittlerweile in die Nähe manövriert worden, um den Booten den Weg möglichst kurz zu machen. Die Boote legen an ihren Plätzen an beiden Seiten des Schiffes an, die Taljen werden eingehakt; an Deck steht an den Läufern beider Boote die gesamte Besatzung gleichmäßig verteilt. Die Boote werden „Klar zum Heißen" gemeldet, das Kommando „Heiß auf!" erschallt, und im Fluge sind beide Boote aufgelaufen. Der Gerettete wird an Bord gebracht. Dann werden die Boote festgezurrt, damit sie bei Bewegungen des Schiffes sich nicht losarbeiten können, alle Zubehör wird von der Bootsbesatzung so bereitgelegt, daß im Bedarfsfalle das Boot wieder ebenso schnell gebraucht werden kann. Das Schiff setzt seinen Weg fort.

Bei solch günstigem Verlauf wird der Kommandant gern der Besatzung seine Anerkennung aussprechen. Aber schon jeder einzelne fühlt sich durch den Erfolg belohnt und ist so freudig bewegt, als ob er selbst am meisten dazu beigetragen hätte. Der Gerettete aber ist der Held des Tages. Von oben bis unten bekümmert sich alles um sein Wohlergehen und versucht, ihn für den ausgestandenen Schrecken zu entschädigen.

Je nach den Umständen verläuft der geschilderte Hergang aber auch anders. Bei schlechtem Wetter und starkem Seegang, wenn das Herablassen des Bootes auf der Luv-(Wind-)seite des Schiffes gefährlich ist, bei Nacht, wenn nur die Hälfte der Mannschaft auf Deck verfügbar ist, wird nur ein Boot entsendet. Der wachhabende Offizier hat dann von vornherein befohlen: „Erster Kutter" oder „Zweiter Kutter klar". Wenn er die Wache übernimmt, ist er sich darüber klar geworden, wie er unter den vorhandenen Umständen gegebenenfalls zu handeln hat. Sobald der Fall eintritt, gibt er ohne weiteres seine Kommandos, ohne erst langen Ueberlegens zu bedürfen. Im Geschwader, wenn mehrere Schiffe in geschlossener Ordnung zusammenfahren, vollzieht sich das Manöver für das betreffende Schiff in ähnlicher Weise. Doch müssen die andern Schiffe von dem Vorfall benachrichtigt werden, damit sie ihre Bewegungen entsprechend einrichten und vor allem einen Zusammenstoß vermeiden können. Ein blinder Kanonenschuß von dem betroffenen Schiffe ist das Zeichen, daß eine Störung eingetreten ist, die das ganze Geschwader angeht. Ein gleichzeitig am Mast hochgehendes Signal gibt die Erklärung, daß ein Mann über Bord gefallen ist. Alle Schiffe werden zum Stehen gebracht. Die in nächster Nähe befindlichen Schiffe — Vorder-, Neben- und Hintermänner — beteiligen sich am Rettungswerk und entsenden ihre Boote, unter denen sich der



Das Rettungsboot wird herabgelassen

regste Wetteifer entspinnt. Meist wird der Hintermann in der günstigen Lage sein, zu retten, denn das Schiff wird am nächsten der Stelle zum Stehen kommen, wo der vom Vordermann über Bord Gefallene schwimmt. Durch Signal wird dem Flaggschiff die Rettung gemeldet. Nicht selten belobt dann der Admiral durch Signal das Schiff, dessen Boote am schnellsten gewesen sind. Solche Anerkennung hebt die ganze Besatzung, denn das Signal wird von allen Schiffen abgelesen.

Es liegt auf der Hand, daß der Ausbildung und den Maßnahmen für dies Manöver große Aufmerksamkeit geschenkt wird. Bis in die kleinste Einzelheit gehen die Anordnungen des Ersten Offiziers, der für den inneren Dienst besonders verantwortlich ist. Diese Anordnungen schreiben auf das genaueste jedem Beteiligten die ihm zukommenden Verrichtungen vor. Durch öftere Belehrung, durch Mustern auf den zugewiesenen Posten, durch wiederholtes Ueben des Manövers verschafft man sich die Gewißheit, daß im Ernstfall alles klappen wird. Bei der Uebung ergeht nur der Ruf „Boje über Bord!“, so daß jedermann weiß, daß das Manöver nur zur Uebung ausgeführt wird. Dennoch wird auch hierbei stets gleicher Eifer gezeigt. Weiß doch ein jeder, wie sehr er das rettende Boot herbeisehnt, wenn er selbst sich in dieser Not befindet.

In See wechseln die Wachen alle vier Stunden. Die Mannschaften der Rettungsboote treten beim Wachwechsel bei ihren Booten an. Der Bootssteuerer besichtigt die Boote und deren Zubehör darauf hin, ob alles für den sofortigen Gebrauch bereit ist. Dann meldet er dem wachhabenden Offizier die Mannschaft zur Stelle und „Rettungsboote klar zum Fieren“ (das ist Herablassen); dann erst dürfen die abgelösten Bootsmannschaften des Nachts zur Koje, bei Tage unter Deck gehen.

Die Rettungsbojen sind Ringe von Kork, mit Segeltuch umkleidet; sie sind mit einer grellen Farbe — meist rot oder weiß — bemalt, damit sie sich gut vom Wasser abheben; auch tragen sie den Namen des Schiffes. Sie haben eine große Tragfähigkeit, so daß auch mehrere Leute sich daranhängen können. Des Nachts werden Nachtrettungsbojen benutzt. Es sind Schwimmkörper (Hohlkugeln oder dergleichen), mit denen eine Leuchtvorrichtung verbunden ist, die über die Tragkörper erhaben ist und also auch über die Wasserfläche emporragt, wenn die Boje im Wasser liegt. Der Leuchtkörper entzündet sich beim Fallen der Boje. Das Licht brennt weiter, etwa fünfzehn Minuten lang, auch wenn Wasser darüber schlägt. Der über Bord Gefallene weiß, daß er bei dem Licht einen Haltepunkt findet und schwimmt darauf zu. Dem Schiff und dem rettenden Boot ist das Licht der Wegweiser, der angibt, wo ungefähr der verlorene Mann zu suchen ist.

Nach dem hier Geschilderten sollte man denken, daß ein Mißerfolg zu den Ausnahmefällen gehört.



Der Steuermannsmaat auf der Brücke gibt dem Boote die Richtung an

Das trifft leider nicht zu. Wir greifen nicht zu sehr fehl, wenn wir annehmen, daß höchstens in der Hälfte aller Fälle die Rettungsversuche von Erfolg begleitet sind. Meist ist der Betreffende — besonders bei Sturz aus der Takelage — durch Aufschlagen verletzt, durch den plötzlichen Schrecken wird er bewußtlos; im Wasser bekommt er Schlaganfall oder Krampf; er wird womöglich von einem Schraubenflügel getroffen, da er meist nahe am Schiff entlangtreibt und die Schrauben nicht so schnell zum Stehen gebracht werden können. Auch kommt es vor, daß er schlecht oder gar nicht schwimmen und sich nicht so lange über Wasser halten kann, bis das rettende Boot bei ihm ist. Die Legende, daß die Seeleute nicht schwimmen lernen wollten, weil sie glauben, ihren Todeskampf nur unnütz zu



Leuchtende Nachtrettungsboje

verlängern, besteht wohl nur als solche. Ich habe nie von einem Seemann diese Ansicht gehört. In der Flotte werden, wie im Heere, alle Leute im Schwimmen ausgebildet. Natürlich gibt es solche, die es nie gut lernen. Daß aber schon eine geringe Gewandtheit im Schwimmen, ein bloßes Ueberwasserhalten zur Rettung genügt, dürfte aus dem Geschilderten hervorgehen. Wenn alles günstig verläuft, kann schon nach fünf Minuten das rettende Boot bei dem über Bord Gefallenen sein. Diese Zeit verlängert sich natürlich bei ungünstigen Umständen. Es ist mir ein Fall verbürgt erzählt, wo bei anhaltendem Suchen sogar nach mehreren Stunden der über Bord Gefallene gefunden und gerettet wurde. Es war des Nachts, man hatte das Ueberbordfallen nicht sofort bemerkt; der Verlorene war ein sehr geschickter Schwimmer. Es geschieht somit im Dienste der Flotte alles in anerkennenswertester Weise, um bei „Mann über Bord" die Aussicht auf Rettung des Menschenlebens zu sichern. Mit Freude aber muß uns der hierbei zutage tretende Eifer erfüllen, weil er ein Zeichen des edeln, hilfsbereiten Geistes ist, der in den Herzen der Angehörigen unsrer Flotte wohnt.

Aphorismen

Sprichwörtern nachgebildet

von

Maximilian Bern

Die Geldbörse nie Genüge hat,
Wird früh schon hungrig und spät erst satt.

Gelähmt ist, wem's am Nötigsten gebricht!
Mit einem Flügel fliegt der Vogel nicht.

•

Wer Rosen will, muß sich bequemen,
Die Dornen mit in Kauf zu nehmen.

•

Scharfem Urteil über Frauen
Darfst beim Greise du nicht trauen;
Nach der Rosenlese spricht
Mancher: „Rosen taugen nicht!"

•

Mit einer Tröstung Gott die Welt versah:
Für jede Träne ist ein Lachen da!

•

Ein Gast liebt selten den andern Gast,
Der Hauswirt aber beide haßt.

•

Die milde Hand, die etwas schenkt,
Liegt höher als die es empfängt.

•

Uneigennützig bedrängen wir keinen;
Nur nach dem Fruchtbaume wirft man mit Steinen.



Die Hilfe naht!



Heliogravüre im Verlag der Tessarotypie-A.-G., Berlin

Fähre bei Dausenau an der Lahn

Nach einem Gemälde von Hermann Schnee





„Jour"

Skizze

von

E. Roland

Nora — ein gut zurechtgemachter Schöngeist, Mitte der Dreißig, Gattin eines hohen, sehr angesehenen Beamten — recht hübsch, wodurch die Affektiertheit, in der sie sich gefällt, erträglich gemacht wird.

Sie ist eine Poseuse mit sehr wechselnden Rollen. Die zeitweilige Pose ist immer durch den zeitweiligen Hauptverehrer bedingt — ebenso wie ihre Lektüre, so daß ihre literarischen Kenntnisse lückenhaft und zufällig sind, obwohl sie nicht ohne Intelligenz und Auffassungsgabe ist und sehr gern die femme supérieure markiert.

Ihre ganze Lebenslage ist eine durchaus glückliche. Häusliches Glück schlechtweg erscheint ihr aber als etwas zu Alltägliches, Uninteressantes. Sie will kompliziertere Lebensbeziehungen, Seelenerlebnisse, platonische Freundschaften, Echos für ihre überflüssigen Seufzer.

(Sie schleppt in einem feuilles-mortes-farbenen Tea-gown zwischen den englischen Möbeln ihres großen, dämmerigen Salons umher und visitiert genau den Teetisch, auf dem neben dem Samowar verschiedene Getränke nebeneinander stehen, verschiedenen individuellen Geschmacksrichtungen angepaßt — Limonaden, Bordeaux — sogar Milch.)

(Für sich): Eberhard wird heut wohl fünfeinviertel fällig sein — den suggestiven jungen Menschen von Senfftenbergs gestern hab' ich um sechs herum bestellt. Mein Mann kann schlechterdings vor sieben nicht zurück sein . . . Gott, wenn nur nicht zu viele inopportune Leute mir dazwischenlaufen. Ein Jour ist immer ein Sprung ins Dunkle, ein zweischneidiges Schwert. Man müßte eben für jede Beziehung, auf die man Wert legt, einen Extrajour haben . . . aber Georg ist vorsündflutlich in vielem.

Ella (sieht durch die Tür, die Tochter, knapp Backfisch, durchaus Naturbursche, aber hübsch und vielversprechend): „Mama, kann ich einen kleinen Nachmittagsrenn mit Ulla machen?"

Nora (gleichgültig): „Meinethalben."

Ella (energisch): „Also du erlaubst es? Ich kann nachher Papa sagen, daß du es erlaubt hast? Und du darfst es nicht vergessen wie neulich —"

Nora: „Bitte, geh nur — es kann jeden Augenblick klingeln."

Ella (zögernd, mit der Stiefelspitze an der Türschwelle herumarbeitend): „Mama, wenn einer uns anredet, sollen wir dann nach dem Schutzmann rufen? Oder es uns freundlich, aber fest verbitten?"

Nora (entrüstet): „Aber Ella, das wird doch keinem einfallen!"

Ella (triumphierend): „Bitte, wir werden jedesmal angeredet! Gestern hat uns sogar einer gesagt, wir möchten doch heut um fünf zu Wertheim kommen in die Kunstausstellung."

Nora: „Um Gottes willen, Ella!"

Ella: „Gut — denn nicht . . . aber bei Schulte können wir doch mal eben 'ran? Schulte ist doch ungefährlich?"

Nora (auf den Kohlen, da es fünf schlägt): „Meinethalben."

Ella: „Also ich kann Papa sagen, daß du auch Schulte erlaubt hast?"

Nora: „Ja, ja — geh nur."

Ella (zögernd, noch immer in der Tür): „Mama, sag mal, die ‚Wahlverwandtschaften' . . . handelt es sich da eigentlich um einen seelischen Prozeß oder um einen chemikalischen?"

Nora: „Geliebtes Kind! Frag deinen Literaturlehrer! Ich habe wirklich andres zu denken!"

Ella (jetzt ganz ins Zimmer kommend, neugierig auf den Teetisch zustrebend): „Nein, Mama, was sie wieder alles zu futtern kriegen! Wenn doch wenigstens ein paar petits fours übrigbleiben wollten. Aber die essen deine Freunde alle zuerst weg. Deine Freunde sind so rasend auf Süßes."

Nora: „Woher willst du das wissen?" (Sie setzt sich resigniert, immer auf die Klingel horchend.)

Ella: „Von früher, als ich noch gezeigt wurde. Ulla wird jetzt bei den Jours ihrer Mama auch nicht mehr gezeigt. Wir wissen wohl warum: weil wir jetzt in der Mauser sind — da ist man kein Renommiergegenstand. Aber Ulla sagt, unsre Zeit käme später, dann aber auch feste!" (Sie sieht mit leuchtenden Augen um sich — die Mutter fixiert sie plötzlich

ein wenig besorgt, wie sie da mit der gewissen ungraziösen Grazie ihres Stadiums im Zimmer steht.)

Ella (lachend): „Ach, Mama, da steht ja Milch. Säuglinge erwartest du auch?"

Nora: „Nun kümmere dich mal nicht um alles, sondern geh!"

Ella (trollt vergnügt ab, noch einmal in der Tür): „Mama, meinst du nicht, es wäre hübsch, ich kriegte auch einen weißen Sweater wie Ulla? Könnte ich nicht deinen erben?"

Nora (jetzt ernstlich erzürnt): „Liebstes Kind, bitte, frage doch alles, was du fragen willst, vor fünf Uhr! Diese Stunden gehören nicht mir, sondern Papas Bekannten."

Ella (großartig): „Denn nicht —" (geht pfeifend ab).

Nora (seufzt tief, klingelt dann mit raschem Entschluß zweimal).

Fräulein (erscheint auf der Bildfläche — determiniert, kampfgerüstet).

Nora: „Also bringen Sie Waldi nur herein, wenn Sie garantieren können, daß er artig ist. Andernfalls soll er lieber gar nicht gezeigt werden. Geben Sie ihm Schokolade vorher. Der Kasten steht in meinem Schlafzimmer."

Fräulein: „Ich muß gnädige Frau dringend bitten, dem Kinde nicht immerfort Schokolade zu versprechen. Das System, nach dem ich Kinder erziehe, duldet solche Bestechungsmethoden nicht. Ein Kind muß aus Freude an der Tugend artig sein — nicht wegen Belohnung."

Nora: „Ich bin im Prinzip auch durchaus gegen Schokolade. Aber es gibt Momente, in denen die Prinzipien einmal zurücktreten müssen. Ich erwarte Gäste, denen ich nicht zumuten kann, daß Waldi ihnen wieder wie neulich die Ohren voll brüllt oder ihnen sogar auf die Stiefel spuckt, wie er es leider letzten Donnerstag getan hat."

Fräulein (prompt mit der Antwort bereit): „Weil er weiß, daß er sich bei der gnädigen Frau alles erlauben kann."

Nora (belehrend): „Das Kind ist eine sehr eigenartige, diffizile Natur —"

Fräulein (weise): „Der Eigensinn eines Kindes muß normalerweise (sie sagt: nobmal) schon im ersten Jahre gebrochen sein. Bei Waldi ist der richtige Zeitpunkt leider verpaßt. Der Junge ist pädagogisch ein äußerst schwieriger Fall."

Nora (empört): „Dies süße, anschmiegende Kind?"

(Furchtbares Geschrei in der Ferne, zugleich Klingeln an der Haustür.)

Nora: „Um Gottes willen, Fräulein, bringen Sie ihn sofort zur Ruhe! Stecken Sie ihn ins Bett oder in die Badewanne, wenn Sie so gegen Schokolade sind, oder geben Sie ihm doch Himbeersaft — Himbeersaft nimmt das Kind auch. Nur daß das Gezeter aufhört ... meine Gäste haben Nerven."

Fräulein (verschwindet, jeder Zoll Verachtung).

Nora (wirft sich auf die Chaiselongue, arrangiert ihre Schleppenvolants, nimmt ein Heft Studio in die eine, eine weiße Lilie in die andre Hand und sieht mit ganz verlesenem weltfernen Blick dem Gast entgegen).

* * *

Frau von Breydt (recht klug, etwas passée, aber noch anmutig).

(Sie wechseln Küsse hinter die Ohren, mehr aus früherer Gewohnheit als aus besonderem Elan.)

Frau von Breydt (durch ihre blonde Schildpattlorgnette lächelnd den Teetisch musternd): „Komisch ... ich sehe Milch — Milch in einem idealen Glase, das mehr für Liebfrauenmilch als für Kuhmilch gemacht scheint. Danach taxiere ich, daß die Milch einen männlichen Trinker erwartet ... gewöhnlich bekommt man sie doch schlechtweg in Biergläsern kredenzt — dies scheint eine besonders liebevolle Nuance. Aber freilich, du und deine Mama, ihr wart ja immer berühmt dafür, euern Fünfuhrgästen das Leben möglichst angenehm zu machen. (Da Nora schweigt, fixiert sie das Milchglas noch weiter.) Es muß bester Bolle sein, denn sie hat ordentlich aufgerahmt. Der gelbe Elfenbeinton auf der Oberfläche schimmert sehr fein. Wer ist denn der Glückliche?"

Nora (kalkuliert, daß der Betreffende doch jederzeit eintreten und von der Freundin festgestellt werden kann): „Eberhard ..."

Frau von Breydt (etwas ironisch): „Ja, ich hörte schon, daß er jetzt bei dir angelangt ist. Ja, wenn man, wie ich, einen Mann hat, den der Beruf immer mal für ein paar Jahre ins Ausland führt ... drei Jahre war man nun in Valparaiso und heimgekehrt nach Berlin, trinken alle five o'clock-Freunde bei andern Tee ... in diesem Fall also respektive Milch. Unersetzlich ist niemand."

Nora: „Ihr sollt ja mal sehr befreundet gewesen sein?"

Frau von Breydt: „Befreundet — ja, das heißt nein. Wesentlich amüsierte er mich ... außer daß ich ihn natürlich sehr hübsch fand ... Mir machte es immer solchen Spaß, mit ihm — so aus der Entfernung, so ganz in effigie — die Pontinischen Sümpfe auszutrocknen —"

Nora (pikiert): „Bitte sehr, er nimmt es durchaus ernst. Früher sprach er nur theoretisch davon, aber inzwischen ist er mehrfach dort gewesen — er bringt immer ein paar Wintermonate dort zu. Von Juni bis Oktober kann ja kein Mensch da sein. Es ist so wahnsinnig ungesund. Die Kolonen sterben wie die Fliegen."

Frau von Breydt: „Du bist ja sehr orientiert. Sieh mal, ich finde es auch wirklich achtungswert, wenn ein Mensch, der zu viel Geld besitzt, um sich zu einem andern Beruf herzugeben, ein geistiges Moment, einen idealen Zweck in sein Leben bringen will, der das Tageitehlen adelt. Mir haben die schwerreichen jungen Leute aus diesen Kreisen oft sehr leid getan. Sie wissen nicht recht, wohin mit sich. Wenn sie studieren, so fehlt der Sporn der Notwendigkeit, was sich nachher meist in der Güte der Examina markiert — die Quälerei hat keinen praktischen Sinn. Also verbummeln sie es leicht, auf einen direkten Beruf zuzuarbeiten — es schweben ihnen allgemeine Zukunftspläne vor, Beschützer der Künste zu werden, Mäcenatentum en gros! Später bereuen sie es dann sehr, ihre Renten ohne Titel zu verzehren — ja, sie beneiden dann unter Umständen reguläre Assessoren um ihre Visitenkarten —, und so oft sie auch das Schlagwort brauchen, daß ‚Freiheit das einzig Menschenwürdige, das Pauken in einen Beruf Sklaventum sei', so sehen sie doch beim Flanieren Unter den Linden oft genug neidvoll jene Männer an, die da um gewisse Stunden aus den Ministerien und Aemtern

strömen und etwas sind und etwas leisten. Dann bekommen sie ausgefallene Ideen, sich selbst ein Relief zu geben. Sie reisen mit viel Kosten und viel Seufzern in Gegenden, in denen angeblich noch kein Weißer war, und schlagen dann aus dieser einen Reise Kapital fürs Leben und machen sich eine kleine, komische Berühmtheit daraus zurecht, auf die sie sich dem Erfolg und der Arbeit andrer gegenüber stützen. Ja, und Eberhard kam auf den Gedanken, die Pontinischen Sümpfe in sein Leben zu bringen — und wenn sich das auch nicht titulär auf Visitenkarten verwenden läßt, so hebt es ihn doch aus der Menge der Nobodies und gibt ihm ein apartes Cachet.“

Nora (etwas ungehalten): „Er opfert sehr große Summen dafür.“

Frau von Breydt: „Ja, aber komisch kam es mir doch immer vor, wenn ich ihn früher so mit ernsthaft feierlichem Gesicht an einem Dinertisch sitzen sah, irgendein Wasser- oder Landtier verarbeitend, mit blendendem Plastron, weißer als die Brüche von Carrara, wunderschön geölt und gesalbt — und wenn ich mir dann sagte: Berlin West ist seine eigentliche Welt — und nebenher tut dieser Mensch auch noch, was einst die Cäsaren taten ... und was Hannibal und Augustus nicht erreichten, was auch der korsische Cäsar nur geplant und nicht durchgeführt hat — das wird nun vielleicht dieser hübsche Eberhard durchsetzen, dieser Spezialist für five o'clock-tea's und liebenswürdigen Flirt ...“

Nora: „Die Sache ist ihm heiliger Ernst. Es liegt gar kein Grund vor, daß du ihn ironisierst.“

Frau von Breydt: „Aber ich finde es nun einmal komisch. Danaidenarbeiten sind lächerlich. Sieh mal, ich habe mir doch mal früher aus Interesse für Eberhard die Sache da unten selber angesehen. Die Gegend will ja gar nicht an den Normalzustand heran. Immer wieder spült das Meer hohe Sandränder gegen das Ufer, so daß die Bergbäche nicht abfließen können und die Sache stagniert. Zwischen Juni und Oktober regiert eine toll-üppige Flora und wirft ihr endlos verschlungenes Gerank über alle Menschenarbeit hin. Dieses Ufer mag nun einmal nicht zivilisiert sein! Es hat eine Seele. Es denkt: wenn ich einst Circe für ihren Hain gut genug war, wenn ich Odysseus gefiel und der Juno sospes, dann kann ich mich mit meinen Erfolgen berechnen. Die landwirtschaftliche Anerkennung des zwanzigsten Jahrhunderts brauche ich gar nicht. Ich frondiere gegen die römischen Beamten, die preußischen Majore a. D., gegen Privatleute, die etwas vorhaben wollen. Heldengestalten sind es, die nächtens durch meine Wildnis streifen — hier wurde Vitiges auf den Schild gehoben — hier stand Theodorich der Große und Weise und Gute! Ich will nicht Salonnimbus hergeben für unbeschäftigte Snobs ...“

Nora (wirft den Kopf zurück): „Du bist ja noch orientierter über die Gegend als ich! Und daß du Eberhards wegen extra hingereist bist, ist doch auch sehr verdächtig. Er muß doch eine große Rolle bei dir gespielt haben.“

Frau von Breydt: „Das tat er auch. Und deshalb rede ich auch von ihm. Sieh mal, ich hatte schließlich so viel Tee mit ihm zusammen getrunken (damals war er noch nicht zur Milch übergegangen!), daß ich das Urteil über andre Leute ganz verlor. Zum Beispiel über meinen Mann. Schon auf der Hinreise nach Valparaiso machte er mir einen auffallend netten Eindruck. Und drüben habe ich mich sogar sehr mit ihm angefreundet — und da bin ich zu der Sentenz gekommen, daß allzuvieles Teetrinken mit Seelenfreunden zur Unterschätzung der Ehemänner führt, eine Einsicht, die ich dir aus alter Freundschaft nicht vorenthalten möchte, da du sie doch auf deinen speziellen Fall auch wirst anwenden können.“

Nora (mit Augenaufschlag – etwas irritiert): „Ich liebe meinen Mann selbstredend unendlich ... aber mein Hunger nach geistiger Anregung und Förderung ist zu groß, als daß er, zwischen Reichstag und Ministerium, Zeit hätte, ihn zu befriedigen! Außerdem interessiert mich Politik gar nicht — ich bin literarisch-ästhetisch veranlagt, wie Eberhard sehr richtig herausgefunden hat. Außerdem finde ich, daß es gar kein Genuß ist, sich mit einem Ehemann über Literatur zu unterhalten! Es hat sogar etwas Geschraubtes. Denn immer sind brennendere Fragen da, die man mit dem Ehemann verhandeln muß: ob die Köchin an die Luft gesetzt werden soll, ob man neuen Mosel bestellen muß, ob man sich mal wieder den Lärm der Oberwohner verbitten kann und dergleichen. Wahrscheinlich würde mein Mann sehr erstaunt sein, wenn ich ihm mal zum Morgenfrühstück mit Maeterlinck käme oder mit Nietzsche.“

Frau von Breydt (mit Wärme): „Ja, aber an sich genommen hat dein Mann etwas unendlich viel Wertvolleres als Eberhard! Eberhard ist eine sehr monotone Natur. Er muß selten in die Erscheinung treten wie Kresse und frischer Spargel. Er verliert auf die Länge. Er kann nur eine Saite des Instruments in Schwingung versetzen ... Ich hörte gestern deinen Mann im Reichstag ...“

Nora (gelangweilt, die letzten Worte ganz ignorierend): „Aber man darf auch nicht immer mäkeln! Man kann sich die Männer nicht malen — und die Hausfreunde auch nicht! Diese Feste muß man feiern wie sie fallen. Meine Natur hat es nun einmal nötig, zwischen fünf und sieben von außen her angeregt zu werden. Wer gibt sich denn die Mühe? Die Ehemänner doch gewiß nicht — die haben nichts als Prätensionen. Eberhard tut eben viel für meine Seele. (Es klingelt zweimal kurz hintereinander.) Uebrigens da ist er.“ (Sie schnellt wie ein Pfeil empor und streicht sich über den Scheitel.)

Frau von Breydt (für sich): „Gott ja, das sind alles die Naturformen des Frauenlebens — alles so typisch, eigentlich rührend.“

Eberhard (tritt leise ein. Sehr gut aussehend und dekadent. Höchst elegant mit wunderbaren Plättfalten. Ein schweres Armband fällt aus den weiten Aermeln über das Handgelenk. Die Handschuhe lässig in der Hand, posiert er bewußt auf den jungen Mann im Louvre „l'homme au gant“ von Tizian. Er erkennt Frau von Breydt erst allmählich. Mit verschleiertem Blick): „Sie sind schon wieder hier?“

Frau von Breydt: „Schon? Es sind drei Jahre her ...“

Er: „Wirklich?“

Frau von Breydt: „Wir armen Outsiders sollten eigentlich den europäischen Kontinent ganz schneiden! Der Haupteindruck von allen Wieder-

sehen ist immer der, wie leicht man entbehrt worden ist. Gott, und dabei liegt man jenseits des großen Wassers täglich ein paar Stunden in Hängematten und denkt obligat an die deutschen Freunde — und das sind faux frais.“ (Sie streift beide mit einem ironischen Blick und empfiehlt sich mit einem Lächeln.)

Nora (besorgt auf ihn zu): „Sie sind aber so schrecklich blaß?“

Er (leise): „Ich bin sehr elend ...“

(Sie schiebt ihm die Milch zu, die er mit wehem Lächeln nimmt.)

Er: „Ah, das tut wohl ...“ (Er versinkt in Brüten.)

Sie: „Therese ist Ihnen doch nicht auf die Nerven gefallen?“

Er: „Eine Frau, die sich lächerlich macht, besitzt gar nicht die Macht, mich zu quälen.“

Sie (erstaunt): „Therese? Lächerlich? Ich dächte, das wäre das letzte, was man von ihr sagen könnte — sie ist doch eher zu überlegen.“

Er: „Eine Frau, die in so furchtbar glücklicher Ehe lebt, hat für mich immer etwas Lächerliches ... wenn das erst von einer Frau bekannt wird, schadet sie sich enorm.“

Sie (pensiv): „Ja, die braucht niemand zum Teetrinken!“

Er (lehnt sich in den Sessel zurück und klappert an den Bijouterien seiner Uhrkette, die auf blaugrüner Weste schillernd hin und her schwanken und ihm — durch seine Schlankheit unterstützt — einen Anflug vom Schlangenmenschen geben. Im übrigen ist er jedoch einwandfrei hübsch): „Ich reise übrigens allernächstens. Meine Anwesenheit da unten ist dringend erforderlich. Ich würde schon gereist sein, wenn mein Schneider mich nicht mit den seidenen Combinations gegen die Moskitos im Stich gelassen hätte. Außerdem traten noch andre Hindernisse ein.“

Sie (ängstlich): „Aber was denn? Sie erschrecken mich ...“

Er: „Es hat doch jeder dunkle Stunden.“

Sie: „Ich beschwöre Sie — was ist es?“

Er (finster): „Ach, lassen Sie doch — ich habe mir einen Zahn ausziehen lassen — es hat mich grenzenlos affiziert.“

Sie (vollkommen hin): „Gott, Sie Aermster!“

Er: „Er mußte heraus — und da unten in den Sümpfen — in Cori oder in Terracina gibt's natürlich keinen american dentist.“

Sie (vorwurfsvoll): „Aber ich hätte doch gut im Vorzimmer warten können — früher machten wir das doch so.“

Er: „Ja, bei Plomben — bei Plomben schreit man nicht (großartig, sich erhebend). Uebrigens, das Physische ist mir gänzlich gleichgültig dabei ... ich leide einzig an der Situation ... ich mit meinem so starken Bedürfnis nach persönlicher Freiheit — unterjocht zu sein einem Kerl, der mich in diesem Augenblick ganz in der Hand hat ... Im Seelischen, darin liegt für mich das Empfindliche! Der Schmerz an sich ist ja nicht der Rede wert.“

Sie: „Aber warum haben Sie sich nicht chloroformieren lassen?“

Er: „Ich hab's ja getan — von der verdammten Narkose bin ich so elend.“

(Es klingelt. Man hört eine joviale Stimme draußen.)

Sie (ärgerlich): „Es ist meines Mannes Vetter, der Hauptmann.“

Er (sehr kalt): „Leben Sie wohl, Nora. Mein Seelenzustand ist im Moment durchaus nicht derart, um Infanterierot vertragen zu können ...“

Er (karamboliert in der Tür mit dem Hauptmann, an dem er mit halbgeschlossenen Augen wie ein Nachtwandler vorbeivoltigiert).

Nora begrüßt den neuen Ankömmling resigniert seufzend.

* * *

Hauptmann von Bernwart (vorwurfsvoll): „Den trifft man aber doch auch immer bei Ihnen.“

Nora (kühl, von oben): „Er weiß doch meinen Jour — gerade wie Sie.“

Der Hauptmann: „Es ist mir gänzlich unerfindlich, was die Frauen alle an diesem Menschenkind so anziehend finden! Jede flackert mit den Augen, wenn sie von ihm spricht — und eigentlich ist doch alles Unsinn an ihm — das mit den Sümpfen und überhaupt! (Er reckt mit Behagen seine Hünengestalt und streicht langsam seinen Schnurrbart.) Allein diese Stubenfarbe, die er hat — gerade wie ein bleichsüchtiges Mädchen.“

Sie (scharf): „Lieber Vetter! Die Zeit, als sonnengebräunte Backen hoch im Kurs standen, ist vorbei. Das Robuste wirkt auf alle verfeinerten Nerven einfach brutal. Die Komplexion des Taxameterkutschers! ... Die feine, bleiche Morbidezza ist es, was wir mögen.“ (Sie lehnt sich großartig nach dieser furchtbaren Eröffnung zurück.)

Er (gutmütig, geduldig): „Ich weiß ja! Der Herr mag sehr in Mode sein. Mir liegt er absolut nicht — ich möchte ihn immer mal als Einjährigen herannehmen und ordentlich drillen. Er hat nämlich nicht gedient. Die Breite stimmte nicht.“

Sie (schwer ägriert): „Für viele Leute wäre allerdings die Chance sehr groß, wenn Frauen ihren Wert nach dem Gewicht berechneten. Der ganze Mensch steht ja gewissermaßen auf einem ganz andern Blatt wie die meisten.“ (Sie gießt ihm Tee ein. Er springt ritterlich auf. Sein Gesicht ist braungebrannt bis zum Rand der Mütze. Die obere, nicht sehr hohe Stirn ist von hier ab ganz weiß. Ihr fällt ein, daß sie diesen Strich früher einmal sehr gern gemocht hat, bis Eberhard ihn als zebraartig bezeichnete. Der freundlich verehrungsvolle Blick, der auf ihrem Profil ruht, rührt sie aber doch und sie wird sanfter.) „Sie denken immer noch, lieber Vetter, daß Sie der einzig mögliche Umgang für mich sind! Aber ich versichere Sie: ich bin jetzt in einer ganz andern Phase als früher. Ich habe ganz andre Bedürfnisse als in jener Zeit, wo Sie mir in Misdroy — sage und schreibe! — Ekkehard vorlasen und mir eingerahmt zum Geburtstag die Zerstörung Jerusalems schenkten.“

Er: „Das war aber doch alles sehr nett von mir?“

Sie: „Damals! Aber ich habe mich fortentwickelt seitdem ... sehen Sie — und das mache ich Ihnen zum Vorwurf, daß Sie sich gar nicht fortentwickelt haben.“

Er: „Mein Gott! Wo soll ich denn die Zeit zu so etwas hernehmen?“

Sie (lehrhaft): „Das ist keine Zeitfrage, das ist Frage der Veranlagung. Sie haben eben keine seelischen Bedürfnisse! Ich wollte schon immer einmal mit Ihnen darüber sprechen. Sie verfeinern sich nicht. Sie tun nichts für Ihre Psyche. Es ist keine Differenzierung in Ihrem Wesen. Sie



Jessika

Nach einem Gemälde von Eduard Grützner

avancieren nur in der Rangliste. Wenn Sie eine Reise gemacht haben, so erzählen Sie nur, wie die Hotels waren und welche Bekannte Sie trafen. Sie erleben gar keine Sensationen. Ich habe oft das Gefühl: Abgründe trennen uns . . .“

Er (erstaunt): „Aber das war doch früher nicht?“

Sie: „Wir haben uns eben total auseinandergelebt . . .“

Er (energisch, ganz unüberzeugt): „Ach, das ist ja Unsinn. Ich arrangiere für Montag eine größere Landpartie: Saubucht, Pichelswerder, Wilhelmsturm — so wie Sie es früher so gern hatten . . .“

Sie (hält sich die Ohren zu): „Aber bitte — allein die Namen schmerzen mich. Landpartien! Ach, das ist für mich ein ganz überwundener Standpunkt! Ich verabscheue das! Es hat etwas so Mesquines! Dies Treffen an Bahnhöfen von ganzen Kohorten, alle Mäntel über dem Arm! Kuchenpakete mit durchfettetem Papier baumeln an Bindfäden! Dies Zustürmen auf ein Ziel, zu einem gemeinsamen Kaffeetisch, der irgendwo in einem Gasthausgarten an der Havel steht. Dies Abarbeiten eines Programms, rettungslos, unerbittlich, mit den pflichtschuldig vorgeschriebenen Ekstasen über Kiefernwälder und Sonnenuntergänge. Dies Repartieren zuletzt — und die ganze Landpartielustigkeit! . . . Ich begreife nicht, daß Sie solchen überlebten Institutionen noch das Wort reden können!“

Er: „Schenks kommen mit Wonne. Die denken ganz anders. Und Ihr Gatte hat auch schon so halb und halb zugesagt.“

Sie: „Ja, er ist eine Landpartienatur. Das war immer so.“

Er (seine treuherzigen blauen Augen etwas melancholisch auf sie richtend): „Es gab eine Zeit, als Sie es auch riesig ulkig fanden, saure Milch im Grünen zu essen.“

Sie (obwohl sie sich genau ihres früheren Jargons erinnert): „Brauchte ich wirklich solche Ausdrücke?“

Er: „Zu meiner Freude, ja. Der jetzige Seelenfreund hat ja aber eine grammatische Generalreinigung bei Ihnen vorgenommen.“

Sie: „Er hat mich die Stillosigkeit meiner Lebensführung verachten gelehrt.“

Er: „Sogar Ihre Frisur hat er korrigiert. Die Stirnlocken, die mich früher so entzückten, haben dem symbolischen Scheitel Platz gemacht. Gott — meine Kameraden und ich erleben solche Wandlungen oft an den Gegenständen unsrer Verehrung! Die Zeit ist zu verdreht. Nicht einmal richtige junge Mädchen gibt es mehr.“

Sie: „Sie meinen die Art, die Kotillonbuketts trocknete und Ballunterhaltungen ins Tagebuch schrieb? Nein, die gehören wohl wirklich ins Gebiet der ausgestorbenen Arten . . .“

(Es klingelt.)

Fräulein von Wendstern wird gemeldet.

Nora: „Ich mache Sie auf dies Exemplar aufmerksam . . . es ist eine junge Freundin von mir aus der Zeit, als ich mich für die Frauenfrage interessierte.“

Fräulein von Wendstern (rotblonde Schönheit von zweiundzwanzig Jahren. In tadellosem Tailormadedreß. Unendlich sicher und gewandt).

Nora (nachdem sie den Hauptmann vorgestellt hat, auf den das junge Mädchen einen verlorenen Blick mit emporgezogenen Brauen wirft): „Deine Absage tat uns sehr leid.“

Fräulein von Wendstern: „Ich kann mich wirklich nicht durch Gesellschaften in meinen Gedankenreihen unterbrechen lassen . . . ich muß mich ganz meinem Vortrag widmen. Da ich diesmal frei sprechen will, bedarf es besonderer Vorbereitung.“

Hauptmann: „Wo sprechen gnädiges Fräulein, wenn ich fragen darf?“

Fräulein von Wendstern: „Ich mache eine Tournee: Hamburg, Frankfurt, München.“

Hauptmann: „Und über welches Thema gedenken gnädiges Fräulein zu reden?“

Fräulein von Wendstern: „Ueber die sittliche Hebung gefallener Mädchen.“

Nora: „Meine junge Freundin hat sich ganz den großen Fragen der Volksbeglückung in die Arme geworfen.“

Hauptmann (sehr erstaunt): „Machen Sie denn gar nichts mit, gnädiges Fräulein?“

Fräulein von Wendstern: „Meinen Sie damit Tanzen? — O nein — der Gedanke hatte nie die geringste Verführungskraft für mich. Das überlasse ich meinen Brüdern.“

Hauptmann: „Aber ich begreife nicht recht, wie Ihre Herrn Eltern —?“

Fräulein von Wendstern: „Natürlich sind meine Eltern nicht sehr entzückt. Aber die Minderheit muß zurückstehen. Bei den großen Aufgaben, die ich zu lösen habe, kann ich selbstredend auf Einspruch irgendwelcher Art nicht viel Rücksicht nehmen.“

Hauptmann: „Ja, aber wollen Sie denn gar nicht heiraten?“

Fräulein von Wendstern: „Doch — aber nicht vor vierzig. Dann werde ich den bewußten verwitweten Major mit Kindern heiraten, den man immer haben kann und dessen Ansprüche nicht zu viel von der Zeit wegnehmen, die man für seine Ideen nötig hat.“

Hauptmann: „Vielleicht darf ich mich später zur Stelle melden?“

Nora: „Die Reihenfolge der Dinge dreht sich um. Bisher fing man mit dem Heiraten an — jetzt hört man damit auf.“

Fräulein von Wendstern (mit großer Suada in das Fahrwasser ihres Lieblingsthemas einlenkend): „Und man heiratete immer viel zu jung! Sobald man dann den Kreislauf dessen, was die Ehe leisten kann, durchlaufen hatte, stellte sich unweigerlich eine grenzenlose Oede ein. Mit vierundzwanzig Jahren war das Weib bereits darauf angewiesen, nur noch Wiederholungen zu erleben. Das Dasein hatte keine Premiere mehr in petto. Und aus dieser Hoffnungslosigkeit heraus flüchtete sich dann das Weib zu den allgemeinen Ideen wie zu einer Rettungsstation . . . Aber (sie erhebt mit großer Gebärde die weißbehandschuhte Rechte) die großen Ideen brauchen Verfechterinnen aus Passion — keine, die faute de mieux kommen, weil andre Lebenswerte sie nicht zu befriedigen vermochten. Man muß mit dem Interesse für ethische Dinge seine erwachsenen Jahre anfangen, aus reiner Liebe zur Sache . . . für das Privatglück (mit verächtlicher Gebärde) bleibt wohl später gelegentlich Zeit . . .“

Hauptmann (den das korrekte und reizende Aeußere des jungen Mädchens entzückt trotz aller Shocks, die ihre Ansichten ihm verursachen): „Die armen Männer, die dann so gelegentlich und nebenher genommen werden ...“

Fräulein von Wendstern (überzeugt): „Im Gegenteil — diese Männer werden es viel leichter haben! Es wird keine unverstandenen Frauen mehr geben — denn man wird ja von seinem Mann überhaupt nichts Besonderes verlangen. Man wird kein Ideal in ihm suchen — man ist ja saturiert von Idealen durch die jahrelange Arbeit für das öffentliche Wohl! Ohne jede Illusion tritt man an ihn heran. Man nimmt ihn, wie er ist, in seiner ganzen eventuellen Unzulänglichkeit, die einen nicht krittelt, sondern nur rührt, weil Mitleid mit jeder Kreatur doch der treibende Grundgedanke in unsereinem ist!“

Nora (belustigt): „Du bist wohl schon in deinem Vortrag?“

Hauptmann (mit höflicher Verbeugung): „Sie haben allerdings durchaus recht, daß der Major unter allen Umständen a. D. sein muß — denn in den Rahmen eines Regiments dürfte sich eine solche Kämpferinnennatur doch wohl kaum hineinfinden.“

Fräulein von Wendstern (belehrend): „Ich sage Major als Allgemeinbegriff. Selbstredend kann der Betreffende ebensogut ein Mann aus der Industrie oder ein Professor sein. Ich für mein Teil würde sogar einen Professor vorziehen, da von der Materie ihres Berufs doch immer etwas Geistiges an ihnen hängen bleibt, was ja wohl von der Existenz, die ein Major rückschauend überblickt, nicht unbedingt zu sagen ist.“

Hauptmann: „Und meinen Sie, gnädiges Fräulein, daß der Betreffende es sehr gut bei Ihnen haben würde?“

Fräulein von Wendstern: „Sogar vorzüglich. Denken Sie doch nur an all die ausgereifte Lebenserfahrung, die unsereins sammelt!“

Hauptmann: „Aber ein Major ist doch kein gefallenes Mädchen ...“

Fräulein von Wendstern (etwas ungeduldig): „Er ist unter allen Umständen bemitleidenswert.“

Hauptmann: „Ja, muß er denn durchaus ein Krüppel sein, in einem Krieg zusammengeschossen, taub auf beiden Ohren oder dergleichen?“

Fräulein von Wendstern: „Er wird doch selbstredend mit seinen Kindern nicht fertig, mit seinen Hausdamen nicht. Er lebt in lauter Widrigkeiten, die man ihm dann abnimmt. Er wird sich wie im Himmel fühlen. Eine tüchtige Frau kann immer ein Bollwerk sein gegen die Anödungen der Außenwelt.“

Hauptmann: „Ja, aber wenn der Major Liebe verlangt?“

Fräulein von Wendstern (erhebt sich — etwas gelangweilt von seiner pedantischen Gründlichkeit — mit Nachdruck): „Darum sage ich auch verwitweter Major. Liebe hat er dann ja in seiner ersten Ehe gehabt. (Eilig) Aber ich muß gehen. Baschka und ich wollen heut noch — übrigens unter polizeilicher Bedeckung — ein paar Wärmehallen in Nordost besehen.“ (Sie grüßt anmutig und verschwindet.)

Hauptmann (sehr okkupiert): „Wer ist Baschka?“

Nora: „Ihre beste Freundin — eine Autorität in strafentlassenen Gefangenen.“

Hauptmann: „Aber ich begreife die Eltern doch nicht —“

Nora (ironisch, was ihr sehr gut steht): „Kennen Sie denn heutzutage Eltern, die ihre Kinder noch in der Hand haben? Ich nicht! Ich kenne nur Eltern mit in die Gräben geworfenen Gewehren. Wenn alle Eltern sich ein Gesamtwappen machen lassen wollten, so müßte dies Symbol hinein.“

Hauptmann (verabschiedet sich ungewohnt hastig).

Nora (maliziös, etwas eifersüchtig): „Aha, Sie wollen wohl mit in die Wärmehallen?“

Hauptmann (stottert befangen).

Nora: „Sie erröten regulär — ich staune! Es ist ein so seltener Fall, daß man diese Naturerscheinung noch konstatieren kann. Bei jungen Mädchen kommt sie kaum mehr vor — die scheinen ihr einstiges Vorrecht an ältere Hauptleute abgetreten zu haben.“

Hauptmann: „Nein — nein — ich höre nur, es kommt jemand. Es werden Blumen ausgewickelt — das bekannte Papierknistern ...“ (er geht).

Sie (sieht beim Oeffnen der Tür sekundenlang einen weißen Kragen und Marineschnüre. Befriedigt): „Der Marinier von Sensftenbergs!“

(Nora hat der hohen Stellung ihres Mannes wegen das Schicksal, immer neben Spitzen oder alte Exzellenzen, die ihre Attraktion gänzlich im vorigen Jahrhundert verausgabt haben, plaziert zu werden. Bei der Jugend ihrer Seele empfindet sie das als heftige Schädigung, die sie ihrem Mann hart anrechnet. Den Marinier hat sie bei Senfftenbergs kaum gesprochen, aber öfters, während der Hausherr sein neuestes Drama vorlas, Blicke mit ihm getauscht und ihn schließlich zu ihrem Jour aufgefordert — ein Entschluß, den sie ihrem Mann gegenüber damit motivierte, „daß sie ja überschießende Junggesellen immer blutig nötig“ hätten. Der Marinier hat ein Gesicht, das ihm bei etwaiger steckbrieflicher Verfolgung jedenfalls das Attribut „gewöhnlich“ eintragen würde, besitzt aber dunkelgraublaue Augen von ungewöhnlicher Tiefe, die in Noras Hirn sofort das Ibsen-Zitat entfesselten: „Der Mann ist wie das Meer.“ Er kommt bieder und nett auf sie zu und überreicht ihr einen aufgedrahteten Strauß.)

Der Marinier: „Es war riesig liebenswürdig von Ihnen, daß Sie mir zu kommen erlaubten. Ich habe so wenig Beziehungen in Berlin. Meine meisten Bekannten sind tot.“

(Nora ist etwas betroffen, sowohl über diese lugubre Eröffnung als auch über das Aufgedrahtetsein der Blumen — sie ist von Eberhard dreiviertel Meter lange american beauties gewohnt, findet aber, daß seine Augen es doch „in sich“ haben.)

Nora (gefühlvoll): „Ich habe noch viel an neulich Abend gedacht. Sie saßen zwischen den andern wie ein verflogener Vogel, wie eine ganz andre Art ...“

Der Marinier: „Wenn mein Vater es nicht durchaus gewollt hätte, würden mich nicht zehn Pferde in ein Haus, wo vorgelesen wird, gekriegt haben. Dergleichen ist mir scheußlich — ich bin gar nicht für so was ...“

Nora: „Wie seltsam! Gerade wo Sie Lektüre doch so nötig hätten — so in den langen Monaten auf der Wasserwüste!“

Der Marinier: „Da spielen wir meist Skat.“

Nora: „Denken Sie, ich kenne so wenige Mariniers — es ist mir eine so fremde Welt ... ich kenne nur Swinemünde — aber alle sagen: Ostsee ist bloß das halbe ... und wie ich Sie neulich bei Senfftenbergs sitzen sah und mir all

das vorstellte: diese großen Naturgewalten, diese Meeresromantik rings um Ihr Leben — diese Empfindungen, die doch alle einmal in Ihnen gewesen sein müssen ... so am Aequator ... unter dem Südlichen Kreuz ... die mystische Wirkung tropischer Sternennächte — Sie in den Mantel gehüllt, einsam am Steuer."

Der Marinier: „Nein, gnädige Frau, am Steuer steht ein andrer — da komme ich gar nicht 'ran."

Nora: „Ich beneide Sie — Sie genießen Sensationen, von denen wir Landratten doch gar nichts ahnen. An Küsten segeln Sie vorbei, die wir kaum im Atlas zu finden wissen. Sie müssen ja Erinnerungswelten mit sich tragen — so eigenartig, so dunkeltief —"

Der Marinier (sehr erstaunt, was ihm alles zugemutet wird, mit energischer Abwehr): „Das ist ja alles Dienst ..."

Nora: „Und erst die langen Winternächte auf schweigender See — Weihnachtsgedanken — Heimwehstimmung — was taten Sie denn zum Beispiel an solchen Abenden?"

Der Marinier (überlegt): „Abends im Winter? Ja, wenn's in kalten Gegenden war, gossen wir uns meist ein sehr gutes Getränk zusammen — Sekt und Kognak — Not yet but now heißt es. Stark, aber sehr zu empfehlen ... Wenn Sie dies Rezept haben wollen ..."

Nora (tief enttäuscht, daß so wenig Suggestives bei dieser Seelenforschung zutage kommt): „Ja, aber machten Sie nicht wenigstens Aufzeichnungen? Führten Sie denn nicht Buch über Ihre Stimmungen? Mein Gott! Sie müssen doch auf solchen Weltreisen aus einer seltsamen Stimmung in die andre geworfen sein."

Der Marinier (der anfängt, Nora für nicht ganz normal zu halten): „Na ... in ..."

Nora (ägriert): „Hatten Sie denn nicht einmal Heimweh?"

Der Marinier: „Mein längstes Kommando dauerte zwei Jahre. Zwei Jahre kriegt man schnell 'rum."

Nora (noch einmal Hoffnung schöpfend, daß der Fall sich doch verlohnt): „Sie müssen es zu einer erstaunlichen Selbstdressur gebracht haben!"

Der Marinier (offenherzig): „Nein, so war ich immer. Eine gewisse Pomadigkeit ist mir angeboren. (Er nimmt Kognak mit Tee — nicht umgekehrt — und wirft erstaunlich viel Zucker hinein.) „Sehen Sie, gnädige Frau, Ueberspanntheiten, das geht nicht fürs Seemannsleben. Matter of fact sein, fest auf beiden Füßen stehen, das hilft unsereinem vorwärts — ich besehe das Meer gar nicht mit sentimentalen Augen. Und ob in einem Erdteil die Leute schwarz sind, im andern braun, ob irgendwo Palmen sind und anderswo Buchen stehen, das macht mir nicht viel aus. Ich sehe das Meer wie ein Paradefeld an, wie einen Exerzierplatz. Statt Sand ist es eben Wasser."

Nora (sieht ihn hoffnungslos an, für sich): „Ach, und von diesem Menschen hatte ich das Aufdämmern einer neuen anregenden Freundschaft erwartet — ich träumte sogar eine Nacht von ihm — ich träumte, daß meine Zukunft auf dem Wasser läge ... und nun sitzt da ein ganz nüchternes Erdenwurm und starrt mich ohne jedes Verständnis an. Ich habe Unglück mit meinen Seelenfreunden — ich fühle es ja, daß meine Empfindung zu Eberhard irgendwie im Absterben ist — den Reiz wie am Anfang haben die Pontinischen Sümpfe nicht mehr für mich. Aber irgend etwas muß ich doch haben. Ich kann doch unmöglich auf den Hauptmann zurückgreifen — er wäre imstande, mir noch einmal Ekkehard vorzulesen."

Der Marinier (geschäftsmäßig): „Besuchen gnädige Frau häufig die Theater?"

Nora (für sich): „Nun kommt er damit! Gleich wird er fragen, welche Elektrische ich benutze."

Der Marinier (unverdrossen): „Hat der Herr Gemahl schon seine Sommerreisepläne festgestellt?"

(Es klingelt. Nora atmet auf. Sie erhebt sich und läuft ein paarmal durchs Zimmer.)

Der Marinier (fixiert sie interessiert — für sich): „Sie scheint wirklich etwas geklapst — und schwerhörig ist sie offenbar auch — schade! Ich dachte, man könnte gemütlich miteinander kohlen — ich liebe hübsche Frauen, aber mollig und gemütlich müssen sie sein. Diese ist überschlank und ungemütlich. Warum mich nur Senfftenberg so scharf auf sie gemacht hat? Er sagte, sie wäre ein Typ. Aus meinen Blumen scheint sie sich auch nicht viel zu machen — sie hat sie in die Stuhlecke geschuppt. Allerdings sind es ziemliche Strünke. Ich hätte doch wohl zum Blumen-Schmidt gemußt — sie ist vermutlich sehr verwöhnt. (Die Pause wird ihm zu lang.) Haben gnädige Frau Familie?"

Nora (schnöde, findet überhaupt, daß er sich empfehlen soll): „Es hat doch selbstredend jeder Mensch Familie."

Der Marinier (freundlich interessiert): „Ich meine Kinder?"

(Die Tür wird weit geöffnet. Mehrere Menschen erscheinen auf einmal. Niemand kennt sich. Alle starren sich befremdet an. Nora entwickelt eine enorme Gewandtheit im Vorstellen und rückt ungern, aber korrekt zwischen die alte Exzellenz Bridgewater und den Teetisch, von dem aus sie alle mit großer Anmut versorgt. Alles redet durcheinander.)

„Ihre Wohnung hat so viel Cachet."

„Nehmen Sie den Tee stark?"

„Bitte, nicht weiß! Ich halte es für Barbarei, Tee mit Sahne zu trinken."

„Ich hörte mit solchem Bedauern, daß Ihre Frau Gemahlin —"

„O, danke, sie ist auf der Besserung — das Auto ist auch wieder in Gang."

„Warum haben denn Protts ihren Chauffeur so plötzlich entlassen?"

„Der Kerl hielt um die Tochter an."

„Mein Gott! Es wäre aber doch nur ein großes Glück bei der Ueberzahl weiblicher Wesen, wenn ein neuer Stand heiratsfähig gemacht werden könnte und épouseurs lieferte."

„Würden Sie, gnädige Frau, einen solchen Schwiegersohn akzeptieren?"

„Wenn meine Tochter bis dreißig nichts Besseres gefunden hätte, warum nicht? Der Chauffeur ist au fond der wichtigste Mensch für uns. In jeder Minute rettet er uns gewissermaßen das Leben. Wir hängen von ihm ab — absolut. Fast alle unsre andern Bekannten können wir entbehren, wenn es sein muß. Kaiser und Reich können wir schließlich

entbehren, Schiller und Goethe, Theater und Restaurants — aber den Chauffeur nicht. Warum soll er nicht gesellschaftlich höher einrangiert werden? Es sind geniale Kerle darunter, und das Genie braucht bekanntlich keinen Stammbaum zu haben."

(Allmählich sondern sich Separatunterhaltungen ab.)

Kammerherr von Bieberfeld (rückt zu Frau von Flucht): „Sind Sie, gnädigste Frau, mit dem Herrn von Flucht verwandt, der bei den Paderborner Husaren stand?"

Frau von Flucht: „Das war mein Mann."

von Bieberfeld (in kläglichem Kondolenzton): „Wie sehr bedauerlich, daß er so jung hat sterben müssen!"

Frau von Flucht: „O bitte, verschwenden Sie Ihr Mitleid nicht. Der ist keineswegs gestorben. Der lebt sehr. Er hat wieder geheiratet. Wir sind geschieden."

von Bieberfeld (perplex): „Pardon."

Frau von Flucht (rührt in ihrem Tee und sieht ihn groß an): „Warum bitten Sie nun um Verzeihung, daß ich geschieden bin? Es ist eine psychologische Merkwürdigkeit, daß Menschen, wenn sie plötzlich von der Scheidung Anwesender hören, in dem Moment beschämt sind. Die Dritten, die es doch gar nichts angeht, haben in dem Augenblick eine schuldbewußte Empfindung, fühlen sich gewissermaßen blamiert."

von Bieberfeld: „Ja, man will doch nicht froissieren."

Frau von Flucht: „Ich spreche ab und an ganz gern davon. Es war mit dem Mann absolut nicht auszuhalten, versichere ich Sie. Neulich traf ich ihn Unter den Linden. Wir frühstückten zusammen an der Bar im Bristol. Zum erstenmal im Leben fand ich ihn erträglich — so homöopathisch genossen."

(Aus einer andern Unterhaltung)

Frau von Halm (mit hochgezogenen Brauen): „Jawohl, Herr Doktor! Auch in dieser Hinsicht wäre ein M'schatta-grill ein Glück! Meinen Sie etwa, daß es in Ihrem Museum leicht ist, sich zu treffen, wenn man sich vor einem Donatello verabredet hat oder einem Robbia?! Man läuft verzweifelt hintereinander her und findet sich nicht — glauben Sie mir —, der ganze Bau ist für romantische Begegnungen durchaus ungeeignet —"

Doktor Reimann (froissiert): „Ein Robbia ist auch nicht dazu da, daß man sich vor ihm trifft. Das ist Entweihung ..."

Frau von Halm (lacht hell auf): „Ich habe die nettesten Rendezvous in St. Peter bei jener roten Porphyrplatte gehabt, auf der einst die deutschen Kaiser gekrönt wurden ... ich habe mir einmal einen Freund in die Mediceerkapelle bestellt und habe mir die Cour machen lassen auf dem Camposanto zu Pisa! Ich hatte nie das Gefühl, diese Orte zu entweihen — ich hatte vielmehr das Gefühl, daß ich immer in diesen Augenblicken die Hauptsache war — nicht die Michelangelos, nicht die Benozzo Gozzolis — die waren für mich da — nicht ich für sie — die waren schöner Hintergrund für meine Erlebnisse, weiter nichts ..."

Doktor Reimann (tief mißbilligend): „Ihre Auffassung ist allerdings nichts weniger als kunstfreundlich ... Ihnen waren eben die Kunstwerke ganz egal ..."

Frau von Halm: „Durchaus nicht. Der Genuß, mich mit jemand an einer Litfaßsäule oder einer Tiergartenbank zu treffen, würde für mich nicht halb so groß gewesen sein —; den Verehrer stellte ich — aber die höhere Weihe der Sache wurde durch den künstlerischen Hintergrund erzielt ..."

Doktor Reimann: „Das mißbillige ich."

Frau von Halm: „Ja, aber wenn Sie sich mit jemand treffen — wo treffen Sie sich denn?"

Doktor Reimann: „In Konditoreien."

Frau von Halm: „Sehen Sie, das finde ich nun wieder furchtbar und unästhetisch. An der Wand rechts und links Kaiser und Kaiserin in Oeldruck, in der Mitte eine goldene Stutzuhr unter Glas, mit Hirschen, die unter Palmen weiden, großblumige Tapeten — nein, in solchem Milieu würde mir alle Romantik vergehen — wir sentieren offenbar sehr verschieden —"

Doktor Reimann (die schöne Salondame mit fast furchtsamem Blick streifend): „Ja — uns trennen offenbar mehr als Welten!"

Frau von Halm: „‚Mehr als' ist gut." (Sie will sich halb tot lachen, wobei sie herrliche Zähne zeigt.)

Doktor Reimann (für sich): „Nein, was man oft auf Jours trifft —"

Mrs. Bridgewater und Nora.

Mrs. Bridgewater: „Sie sind gewiß eine passionierte Mutter? Sie sehen mir ganz so aus."

Nora (die auch im Moment felsenfest von dem, was sie sagt, überzeugt ist): „Ich lebe nur für meine Kinder."

Mrs. Bridgewater: „Werden Sie Ihr Töchterchen bald in die Welt führen?"

Nora: „So spät als möglich, liebe Exzellenz. Einer jungen heranreifenden Seele möchte man doch den flair der Kindheit, solange es geht, erhalten — ja, ich wage nicht einmal mehr, sie bei meinen Jours assistieren zu lassen, da selbst ein harmloses modernes Gespräch aus einer andern Sphäre mir nicht lieb für mein Töchterchen wäre —"

Mrs. Bridgewater (ihre Hand auf Noras Hand legend): „Sie sind gewiß auch sehr lange Kind geblieben?"

Nora (die schon in ihrer Schulzeit ein berühmter Durchtreiber war): „Ich bin es gewissermaßen noch."

Mrs. Bridgewater (plötzlich sehr aufgeregt): „Denken Sie, Phili haben sie jetzt endlich die Flasche abgewöhnt — er nimmt ganz nett aus der Tasse. Aber meine Tochter hat wirklich einen Kampf mit ihm gehabt. Die letzte Flasche mußte das Kind selber aus dem Fenster werfen. Es war auch an der Zeit — er geht ja ins vierte Jahr ... und halten Sie es für möglich, Putti spricht schon ganz deutlich ‚Narara'. Mein Schwiegersohn schrieb ganz selig. Er beschäftigt sich so intensiv mit den Kindern."

Nora (für sich): „Diese Frau ist furchtbar mit ihren Enkeln!" (Sie flirtet ein wenig mit Doktor Reimann, unter dessen Leitung sie ab und zu Museumsführungen mitzumachen pflegt in den toten Wochen, während Eberhard in Süditalien kolonisiert und neue Anregungswelten nicht in Sicht sind.)

Mrs. Bridgewater: „Und Luschi hat den ersten Backenzahn — ist es nicht enorm früh? Abends, wie meine Kinder ins Metropol wollen, hat Luschi ganz heiße Backen, ist aber sonst durch-

aus normal — mein Schwiegersohn macht ihr noch schnell einen Prießnitz — am nächsten Morgen ist der Backzahn durch.“

Nora (ihre Blicke schweifen sehnsüchtig-hoffnungslos im Kreis herum, begegnen denen des Mariniers, die andauernd auf sie gerichtet sind. Für sich): „Der Mensch könnte sich nun wirklich endlich empfehlen — die Art, einen anzustarren, ist kaum mehr wohlerzogen.“

(Exzellenz Bridgewater, Gesandter a. D., wendet sich an den Marinier, der bescheiden mit seiner Tasse Kognak beiseite steht und in Noras Unterhaltung hineinzuhören sucht.)

Exzellenz Bridgewater: „von Losch, wenn ich recht verstand?“

Der Marinier: „von Losch.“

Exzellenz Bridgewater (in seinem Gedächtnis suchend): „Es gab doch einen Ihres Namens — ein ganz blutjunger Offizier, glaub' ich, der vor zwei Jahren im Golf von Biskaya, als die ‚Ariadne‘ unterging, solche Heldentaten verrichtete, ich glaube, acht Leute rettete und so weiter — ist das ein Verwandter von Ihnen?“

Der Marinier (ablehnend, trocken): „Das war ich ...“

Exzellenz Bridgewater: „Sie ... aber ich bitte Sie, Herr von Losch — man sieht ja nichts von Ihrer Medaille, die Ihnen doch Ihr oberster Kriegsherr eigenhändig gab. Warum stellen Sie Ihr Licht so unter den Scheffel?“

Der Marinier: „Ach, Exzellenz, es ist nicht angenehm, immer auf dasselbe angesprochen zu werden — außerdem ist die Sache auch wohl übertrieben aufgefaßt worden — es war doch einfach Dienst — ganz gewöhnliche Pflicht — jeder Kamerad hätte es an meiner Stelle auch so gemacht.“

Exzellenz Bridgewater (voller Interesse): „Aber Sie trieben doch, wenn ich mich recht besinne, endlose Stunden im tollsten Sturm auf dem Meer herum und sollen doch nur durch eine fabelhafte Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung die Leute und sich gerettet haben ...“

Der Marinier: „Ach, Exzellenz, ich weiß offen gestanden gar nichts Genaues mehr von jenen Stunden. Es lief gut aus. Wir hatten eben Glück ... Nachher in Kiel und Wilhelmshaven bin ich ein Jahr lang auf nichts andres angeredet worden als auf diese Sache. Ich war ‚der mit dem Golf von Biskaya‘ — kein Mensch nahm mich mehr unbefangen — ich bekam es schließlich satt und dankte Gott, wie ich ans Marineministerium kam ... Wer weiß hier noch viel vom Untergang der ‚Ariadne‘. Ich gehe gern in Gesellschaft, aber ich bin nicht gern Wundertier. Nun amüsiere ich mich wieder.“

Exzellenz Bridgewater: „Nun, ich finde diese Diskretion auf die eigne Berühmtheit fast staunenswerter als den Grund derselben.“

Der Marinier: „Es ist nur Egoismus, Exzellenz. Wäre ich sechzig Jahre alt gewesen damals im Golf von Biskaya, so würde ich die Gelegenheit, die sich mir da bot, mich ein wenig hervorzutun, sehr dankbar als das Finale meiner militärischen Karriere empfunden haben. Aber ich bin dreiundzwanzig jetzt und ich mag nicht immer auf einem Podium leben. Wenn sich jemand um mich kümmert, soll er's um meiner selbst willen tun, nicht der ‚Ariadne‘ halber. Ich will mein Leben richtig leben ... Ich will auch Freundschaft und Liebe, wenn ich sie finde, aber ich will sie nicht à conto einer Zufallsaffäre, aus der sich hundert andre genau so herausgezogen hätten wie ich ...“

(Er wendet sich zum Gehen. Bridgewater drückt ihm mit Emphase die Hand. Nora streckt ihm die Finger kühl gleichgültig entgegen. Die andern fahren aus ihren Gesprächen sekundenlang auf und erwidern seinen Gruß.)

Exzellenz Bridgewater (über Nora weg zu seiner Gattin): „Du, Mary, das war ja der Losch von der ‚Ariadne‘, weißt du, von dem Plattenburg so viel erzählte.“

Sie (aufgeregt): „Der die vielen Leute rettete?“

Nora: „Pardon — nein — das ist wohl nicht möglich ...“

Exzellenz Bridgewater: „Bitte, Gnädigste, ich hab' ihn selbst gefragt — er ist es.“

Nora: „Regelrecht Menschenleben gerettet?“

Exzellenz Bridgewater: „Ja, aus furchtbaren Stürmen — unter größter Lebensgefahr. Sie müssen sich doch besinnen. Es ging durch alle Zeitungen. Ihr Kaiser dekorierte ihn persönlich — es war eine ganz phänomenale Leistung.“

Frau von Flucht: „Wie? Das war der bewußte Losch? Komisch — hinter der Erscheinung hatte ich doch gar nichts vermutet ...“

Exzellenz Bridgewater: „Oho — bei näherer Betrachtung — die Augen — dies feste, stahlblaue — das sind Augen, die ohne Wimperzucken so was durchhalten.“

Frau von Halm: „Aber daß er gar nichts davon erzählt?“

Doktor Reimann (belehrend): „Er würde ja den ganzen flair von seinem Ruhme abstreifen, wenn er ihn selber in Gesellschaften als Gesprächsthema servieren wollte.“

Frau von Flucht (erstaunt): „Merkwürdig — der junge Mann sah eigentlich wie ein Fisch aus. Als ich ihn stehen sah, machte ich noch innerlich die Betrachtung, daß doch manchen Menschen ihr Beruf auch äußerlich aufgestempelt ist — auch ohne die Uniform würde ich ihn direkt auf Marine taxiert haben — er hatte auch was vom Nickelmann aus der ‚Versunkenen Glocke‘ —“

Doktor Reimann (lebhaft): „Vielmehr etwas von gewissen Böcklinschen Tritonen ... diese feuchte Tiefe —“

Frau von Halm: „Feucht — ich möchte sagen: hart. Mir fielen diese Augen auch sofort auf. Ich kam mal gegen Abend nach Sonnensinken — das heißt, die Sonne sinkt da unnatürlich früh, weil die Felsen zur Verzweiflung der Hotels ungünstig hochgetürmt sind — von Nago nach Torbole herunter. Der Gardasee lag schieferfarben da — ein gewisser schwarzbläulicher Tintenton — sehr auffallend unter dem noch so hellen Abendhimmel — oder wie ein alter gut geputzter Ritterschild ... ordentlich beunruhigend wirkte die graustählerne Flut, die man sonst nur blau kannte — und dieser Farbenton fiel mir ein, wie ich die Augen des jungen Mannes sah ... im übrigen wirkte er ja sehr unausgiebig.“

Mrs. Bridgewater: „Am Gardasee waren wir auch mal. Die Fische schmeckten da so gut — weißt du noch, Georges, die Lachsforelle?“

Exzellenz Bridgewater: „Mary, wir müssen noch zu Smithfields, erhebe dich."

(Allgemeine Verabschiedung. Doktor Reimann möchte eigentlich noch zum Tete-a-tete bleiben, aber Nora ist so okkupiert, daß sie das gar nicht bemerkt.)

Nora (geht aufgeregt im Zimmer auf und ab, schlägt sich vor die Stirn): „Ich Schaf! Und so was hat man nun zum Jour und würdigt es nicht. So bestimmt hab' ich's doch neulich bei Senfftenbergs gefühlt, daß etwas Besonderes um ihn sein müßte — diese Augen!! Und dabei habe ich ihn heut dezidiert schlecht behandelt, da er immer Dinge sagte, die mir nicht lagen! ‚Ein Held' sagte Bridgewater — also etwas, das man heutzutage eigentlich gar nicht mehr lebendig zu sehen bekommt. Man hat so endlos viele Bekannte, nette, interessante, alle möglichen Sorten — aber Helden?! Seitdem die großen Männer von 1871 tot sind, ist doch der Artikel sehr rar geworden. — Und was sie mit einem Male alles von seinen Augen sagten! — Ich muß die Halm doch noch mal auf den Gardasee stellen — sie warf die Sache zu sehr durcheinander. Man kam gar nicht dahinter, was für ein Blaugrau sie nur eigentlich meinte. Die Helft quatscht oft so ..."

Der Ehemann (erscheint — sehr sympathisch, energisch, intelligent. Stattlich und gesund. Im Augenblick leise angeärgert, nimmt sich jedoch sehr zusammen. In freundlich-vorwurfsvollem Ton): „Guten Abend, liebes Nörchen! Alle Leute weg? Sag mal, ist es denn eine Unmöglichkeit, daß ich meine Kragen pünktlich geplättet bekomme? Ich suche in allen Schubladen —" nirgend eine Spur! Es ist doch hart für einen Mann wie mich. Schließlich muß ich wie eine Herme herumlaufen, wenn ich nicht einen gebrauchten wieder umtun will."

Nora (steht gesenkten Hauptes da, hört gar nicht zu): „Nach den Kindern frug er ... es wäre ein Glück für die Kinder, wenn sie zeitig so jemanden kennen lernten — es gibt so wenig Heldentum in der Welt ..."

Der Ehemann (resigniert fortfahrend): „Als das alte Julchen noch bei uns war, ging alles nach der Schnur — jeden Freitag mit Bombensicherheit die Plättwäsche! Jetzt, seitdem unser Haus Durchgangsposten für lauter oiseaux de passage geworden ist, klappt nichts mehr. Mit den Taschentüchern ist's dasselbe. Fürs Engadin letzten Herbst kaufte ich ein neues Dutzend. Drei Dutzend gute, neue waren da. Julchen hatte sie numeriert. Da konnte nichts wegkommen. Jetzt wird mir ab und zu ein Taschentuch von Waldi hingelegt. Das ist alles, was von der Armada übrig blieb." (Er setzt sich an den Teetisch und sucht nach einer frischen Tasse.)

Sie (sich eine Zigarette anzündend — sehr von oben): „Ja, daß die Jahre mit dem alten Julchen deine besten Jahre waren, weiß ich nachgerade; es ist ja der Refrain unsrer sämtlichen Auseinandersetzungen. Daß ich übrigens mit dieser greulichen alten Person, die immer zu dir hielt, nicht lebenslänglich auskommen würde, hätte sich jedes Kind sagen können — du zwar, der große Parlamentsstratege, sagtest es dir nicht. Es entstand logischerweise die Alternative: sie oder ich! Du scheinst ernstlich zu bedauern, dich nicht lieber zur Beibehaltung von Julchen entschlossen zu haben!" (Sie bläst mit geschlossenen Augen Rauch in die Luft.)

Er (sie mit Liebe betrachtend — väterlich): „Liebes Nörchen — rede keinen Unsinn! Ich spreche nur von den Kragen. Was die Frage der Plättwäsche anbetrifft, war Julchen verläßlicher als du! Kann ich übrigens etwas Tee bekommen? Ich bin dummerweise gar nicht all right, hatte heut früh verdammte Zahnschmerzen, mußte mir schließlich zwischen zwei Sitzungen einen ausziehen lassen, was auch kein Spaß war."

Nora (pulscht mit tief unverstandenem Gesicht Wasser auf die Blätter der Teekanne. Die Nachricht vom Zahnausziehen läßt sie ganz kalt, lenkt aber ihre Gedanken wieder auf Eberhard. Für sich): „Wie er sich wohl fühlt? Eigentlich — der ganze Eberhard ... Ein Menschenleben hat er nie gerettet ... Diese philanthropischen Sumpfbestrebungen haben, gemessen an einer wirklichen Heldentat, doch etwas recht Dilettantisches ... und wenn die Pontinischen Sümpfe gar nicht kolonisiert sein wollen, wie Therese Breydt sagt, so sind es doch rechte faux frais ... ich könnte mir denken, daß mal eine Zeit käme, wo ich die Sümpfe direkt in Antipathie nähme ... die ‚Ariadne' ja — mir schwebt noch so was vor —" (Sie tritt ans Fenster und träumt ins Abendblau.)

Er: „Frischen Aufguß gibt es wohl nicht für mich?"

Sie (müde über die Schultern): „Der Spiritus ist zu Ende. Ich kann nicht fortwährend nach den Mädchen klingeln. Das macht sie rabiat."

(Er schlürft gottergeben sein Spülicht und denkt an die Jahre, als das alte Julchen zu jeder Tag- und Nachtzeit frischen Aufguß mit dicker Sahne brachte.)

Er (mit Effort): „Ich muß übrigens einmal wegen Ella mit dir sprechen. Als ich vorhin aus dem Reichstag kam, traf ich sie, eingehakt mit Ulla. Beide sahen, milde gesagt, verwegen aus. Ich glaube an Vererbung, wie du weißt. Ullas Mutter ist ein bekannter Flirt — und was Ella betrifft —"

Nora (aus ihrem Sinnen aufgeschreckt, kommt kampfbereit auf ihn zu): „Und Ella, meinst du, ist auch erblich belastet? Willst du von mir behaupten, daß ich ein Flirt bin?" (Sie legt in ihre Stimme die ganze Entrüstung über die Ungeheuerlichkeit einer solchen Behauptung.)

Er (ganz gelassen): „Ehe ich mich mit dir verlobte, hast du allerdings mit mir geflirtet. Später habe ich es dann mir gegenüber nie wieder bemerkt."

Sie: „Und sonst? Gönnst du mir am Ende meine Jours nicht?"

Er: „Ich finde, du trinkst nachgerade etwas ausgiebig Tee mit deinen Freunden ... und dann, die Qualität deiner Freunde —"

Sie: „Ich bitte dich, Bernwart ist dein eigner Vetter!"

Er: „Gegen Bernwart hätte ich auch nichts — aber der ist doch Seelenfreund a. D. bei dir ... ich meine den andern, den pontinischen Jüngling."

Sie (mitleidig): „Du begreifst das nicht — ich habe Sehnsucht nach weiteren Ausblicken — nach größerem Horizont — ich stecke so viel in Prosa — ich muß Oasen haben."

Er: „Ja, sag mal — ich eigne mich wohl nicht zur Oase?"

Sie (diese Frage keiner Antwort würdigend): „Denkst du, daß ich seelische Vertiefung und erweiterte Interessengebiete zu irgendeinem andern Zwecke erstrebe, als daß sie meinen Kindern zugute kommen

sollen? Wie kann ich meinem Sohn dereinst eine Gefährtin und Genossin sein, wenn ich nicht die Jugend studiere, wenn ich nicht dauernd mit den Werdenden zu fühlen suche? All die feinen Verästelungen des Geisteslebens!“

Er: „Ich finde, Geist ist das letzte, was deine Teefreunde haben.“

Sie: „Dir erschließen sie sich nicht. Du hast etwas Distanzierendes gegen junge Leute, du beißt das große Tier heraus. Das ist das Letzte, was sie mögen.“

Er: „Es ist nur typisch, daß diese Sorte den Ehemann nicht mag. Ehemannsein ist überhaupt ein hartes Brot. Die Franzosen sagen nicht umsonst: ‚Caste maudite!‘ Man sollte überhaupt Frauen nicht heiraten — man sollte nur Tee bei ihnen trinken! Damals, als ich in deinen ledigen Tagen zu dir zum five o'clock kam, wurde ich weit besser behandelt als jetzt. Da galt ich noch etwas. Weißt du noch den Abend, an dem du dich mit mir verlobtest? Damals bekam ich noch den ersten Aufguß vom Tee, und die Hast war rührend, mit der du dich nach Schwefelhölzern umsahst, wenn ich rauchen wollte — jetzt kann ich eine Viertelstunde sitzen, ohne zu brennen. Aber freilich — du bist zu entschuldigen. Deine Frau Mama war genau so — ihr seid eine Jour-Familie ... Ihr verzettelt alle eure schönen Gefühle für die Teegäste, und für die nächstberechtigten Anwärter ist nachher nichts mehr übrig ...“

Sie (kalt): „Mama ist vielen Menschen etwas gewesen — ich habe das immer für einen Ruhmestitel gehalten —“

Er (unbeirrt, immer sehr freundlich und ruhig): „Ja — und keinem alles! Uebrigens traf ich Breydt heut — er sprach sich sehr glücklich aus, besonders über das Verhältnis zu seiner Frau. Sie leben ausschließlich füreinander.“

Nora (vernichtend): „Das merkt man Therese auch an. Sie hat geistig enorm eingepackt. Sie färbt von ihrem Mann ab und schlägt ins Biedere — ihre früheren Verehrer sind total von ihr zurückgekommen und finden diese Metamorphose einfach lächerlich.“

Er: „Gott, liebe Nora, es ist aber doch schön und wünschenswert, wenn Frauen monogam veranlagt sind.“

(Sie zuckt die Achseln und lehnt in ihrem feuilles-mortes-Gewande wie eine Statue der Melancholie am Fensterkreuz. Ella kommt hereingestürmt, den Hut im Nacken, blühend, rotbäckig.)

Nora (fährt wie elektrisiert auf sie zu): „Du, Ella, weißt du, wann die ‚Ariadne‘ unterging?“

Ella (die mit Hochgefühl in schlechten Manieren erzeliert): „J wo — ist mir auch gänzlich piepe.“

Nora (zu ihrem Mann): „Weißt du es auch nicht?“

Er (fragend): „Die ‚Ariadne‘?“

Nora (ungeduldig): „Lieber Himmel — es stand doch in allen Zeitungen — es war ja eine ganz berühmte Geschichte — ein junger Offizier rettete im Golf von Biskaya zehn Menschenleben. (Mit beiden Armen in der Luft.) Solche Heldentaten vergißt man doch nicht so ohne weiteres!“

Ella: „Mutter, hab' dich nicht so — reg' dich ab!“

(Nora geht.)

Ella (tritt an den Teetisch und ißt mit großer Uebung mehrere Kuchen auf einmal. Mißbilligend): „Sie haben wieder furchtbar in den petits fours gehaust — (Dann an den Sessel des Vaters tretend und ihm die Hand etwas gönnerhaft auf die Schulter legend): Du, Papa, Ulla und ich haben dich heut reden hören im Reichstag. Wir trafen Hans Rechthofen — der lotste uns herein. Nein, Papa, wie du dastandst — du imponiertest mir förmlich! Schon wie du vorher Bonbons lutschtest — Ulla sagt, ihr lutschtet alle Bonbons, ehe ihr reden wollt! Weißt du, Papa, du wirkst ganz anders, wenn man dich so sieht! Man denkt dann Wunder was! Es war mir wie eine Offenbarung —“

Er (der seine Tochter sehr liebt, mustert sie erstaunt): „So — und sonst imponiere ich dir nicht? Erkläre mir das doch, bitte, einmal genauer!“

Ella (mit den Händen ihren schönen braunen Haarknoten hin und her rückend): „Ja, weißt du, so im Haus, wo du so oft Schelte von Mama kriegst ... Schelte verkleinert eben ... (von der Erinnerung beglückt): Ach, Papa, du sahst einfach famos aus! Ich sah zum erstenmal, was für ein tadelloses Profil du hast. Ulla sagt, du wärst der Typus des Lysipp ... kleiner Kopf — nicht solche Kegelkugelköpfe, wie doch die meisten deutschen Männer hätten ... Und deine Stimme klang so gut! Und wie sie ‚Bravo‘ riefen ... es ging mir einfach durch und durch, mir zu sagen: das ist nun dein Vater! (Sie umarmt ihn.) Weißt du, Papa, was ich beschloß in dem Moment — ‚mit heiligem Eidschwur, den nur Gott gehört‘: ich will fortan deine Plättwäsche in die Hand nehmen, um die doch immer so viel geredet wird. Es fährt ein Dampfwagen durch die Straßen, sagt Ulla — die Leute sollen es prompt besorgen — ‚Edelweiß‘, glaub' ich. Sie schickt die Adresse noch. Es ist nicht recht, daß du dich so viel über untergeordnete Sachen ärgern mußt. (Sie turnt auf der Sessellehne hin und her.) Könnt ich dir nicht sonst noch was erweisen, Papa? Nur nicht Knöpfe annähen, denn das will ich prinzipiell nicht lernen, damit niemals in meinem Leben ein Mann das von mir verlangen kann. Aber vielleicht könnte ich täglich deine Aktenmappe bei dir abwischen oder Tinte nachfüllen? Amanda vergißt ja doch immer alles. (Plötzlich voll Interesse.) Papa, als du jung warst, hast du da auch immer so gern mit deinen Freunden philosophiert?“

Er: „Das tust du wohl mit Ulla?“

Sie: „Ja, wir sprechen alles durch — immer ganz objektiv. Heut haben wir ergründet, weshalb Ehemänner eine so undankbare Stellung haben! Ullas Vater ist nämlich der reine Kreuzträger! Wir kamen zu dem Schluß, daß es in der Natur der Frau liegt, daß nur das eine starke Wirkung auf sie ausübt, was sporadisch erscheint. Was zum täglichen Brot wird, ist sofort entwertet ... Denke dir, Ulla hat bei einer amerikanischen Tante einmal vier Wochen lang zum ersten Frühstück Bananen mit Schlagsahne gekriegt. Erst war sie in allen Himmeln — aber in der dritten Woche hatte sie's über und in der vierten war's ihr einfach widerlich ... Ulla meint, wenn sie mal heiratet — und sie will ganz bestimmt heiraten, schon allein um ihre Tante Lortzing hereinzulegen, weil die immer behauptet, Ulla kriegte niemand bei ihren

schlechten Manieren — also, wenn sie heiratet, meint sie, würde ihr Mann ihr furchtbar schnell gleichgültig werden — aber dann will sie Jourfreunde haben, so wie ihre Mama es hat und meine. Jourfreunde denkt sie sich herrlich — solche, die immer nur kurz kommen und interessant seufzen und oft verreist sind, so daß man Briefe mit ausländischen Marken von ihnen kriegt und sich nach ihnen sehnen kann. (Sie reckt die Arme, eine Gebärde, die sie ganz von ihrer Mutter hat.) Ach, Vater! Sehnen ist doch so schön!"

Nora (erscheint plötzlich, mit somnambulem Blick in alle Ecken des Zimmers starrend): „Es müssen hier irgendwo Blumen liegen ..." (Vater und Tochter erheben sich, um mitzusuchen. Nora stürzt auf den Sessel zu.) „Nein, das ist empörend — ihr sitzt darauf!"

Er (zu seiner Tochter): „Komm, Ella, setz mal deine guten Vorsätze in Taten um! Füll mir Tinte ein." (Sie wollen gehen.)

Nora: „Georg — wenn du Amanda klingelst, behandle sie, bitte, etwas kurz — ich hab' ihr soeben gekündigt — sie hat wieder Visitenkarten meiner Besucher verworfen, unauffindbar — wie soll man nachher die Adressen wissen?!"

Er: „Liebe Nora — deine Kündigungen, die meist in der ersten Jourerregung erfolgen, werden von den Mädchen gewöhnlich nicht sehr tragisch aufgefaßt. Es täte mir auch leid wegen Amanda. Sie ist freundlich und willig."

Nora: „Mich hat das Gehabe mit diesem ewigen Cousin schon lange irritiert — der Mensch sitzt alle Minuten in der Küche — und natürlich ist es gar kein Cousin."

Er (im Gehen, mit ironischem Blick seine schöne Hälfte musternd): „Nora, splitterrichtere nicht — du hast zu umfangreiche Balken in deinen Augen."

Nora (steht in tiefem Sinnen da, die verwelkten Blumen mit den schlanken Fingern liebevoll auseinanderbiegend): „Dann schreibe ich eben übers Marineamt — die Post besorgt ja alles. — Ich werde ihm schreiben, daß Donnerstag zwar mein offizieller Jour ist, daß ich aber für meine näheren Freunde alle Tage um fünf Uhr zu Hause bin ... ich will ihm auch noch für die Blumen danken — ich will schreiben (sie sucht zwischen den einzelnen Sorten), Nelken wären meine Lieblingsblumen. (Eberhard gegenüber war Asphodelos die Lieblingsblume — sie geht jetzt aber zu Nelken als etwas leicht Faßlichem über. Weiter in ihren Gedankengängen): Und Georg muß heute noch besseren Kognak bestellen ... Ich muß etwas für meine Seele tun, muß mich hineinstürzen in ein großes, neues Gefühl... Eberhard und Bernwart haben mir niemals imponiert... mir imponieren nur außergewöhnliche Leistungen — in der Größe meiner Ansprüche liegen die Schwierigkeiten meines Lebens ... Der Mann ist doch wie das Meer! Ich ahnte es gleich bei Senfftenbergs, wenn er so sonderbar zu mir hersah... ich muß den alten Bridgewater noch mal ordentlich ausquetschen ..."

Trost im Herbst

Von

Richard Zoozmann

Lasse dich's im treuen
Gläubigen Gemüte
Schmerzlich nicht gereuen,
Daß der Lenz verblühte
Und, was farbig glühte,
In das Nichts versprühte! —
Wird doch Gottes Güte
Dich mit manchem neuen
Huldgeschenk erfreuen,
Wenn der Hoffnung er im Herbst
wird reife Früchte streuen!

Gehen nicht verloren
Immer Duft und Farben,
Eh' der Herbst geboren
Frucht und goldne Garben? —
Scheinbar nur verdarben,
Keinen Tod erwarben
Jene, die da starben!
Nein — aus Grabes Toren
Sind sie auserkoren,
Neu gestaltet wieder zu erstehn
im Tanz der Horen!

Alle Erdendinge
Gehn im steten Kreise,
Daß ein jedes schwinge
Im gegebnen Gleise! —
In den Puppen leise
Regen alter Weise
Schon zur Sonnenreise
Sich die Schmetterlinge. —
So, mein Herz, auch dringe
Du empor durch Nacht und Tod
im ewigen Lebensringe!



Die Martinsgans

Nach dem Gemälde von Alois Eckardt



Dietkirchen an der Lahn

Verborgene Schätze

Von

T. Bürkner

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Im lieben deutschen Vaterlande gibt es manch schönes Plätzchen, weitab von der großen Heerstraße, nicht erreichbar zu Eisenbahn oder zu Schiff, nur dem Wandersmann bekannt, der mit dem Ränzel auf dem Rücken, den Stab in der Hand, beschaulich durch abgelegene, stille Täler pilgert und dann nach des Tages Last und Hitze in reizvoller Einsamkeit die Wanderpoesie gemächlich genießt. Daß solche Plätzchen verhältnismäßig unbekannt sind, ist weiter nicht verwunderlich. Heutzutage zieht der große Strom der Reisenden am liebsten auf breitem, gebahntem Wege, wo vor ihm schon Tausende hergeflutet sind. Das Reisen, das früher ein auserlesener Genuß für wenige Bevorzugte war, ist zum Allgemeingut geworden, und die vielen, die nur reisen, weil es eben so Mode ist, gehen am liebsten ihren bequemen Trott, suchen auf der Reise so vieles, was nur auf der großen Heerstraße zu finden ist, Hotelkomfort, Massenansammlungen von Menschen ihrer eignen oder einer höheren Klasse, sozusagen gestempelte Naturschönheiten, von denen der Baedeker schon ganz genau erklärt, was man an ihnen bewundern muß und warum man es muß. Und auch dem Reisenden, dem es wirklich nur um das Reisen zu tun ist, fehlt meist etwas, was zum beschaulichen Genuß das Notwendigste ist, die Zeit. Sie ist uns Modernen ein so rarer Artikel, daß wir möglichst haushälterisch damit umgehen müssen, und darum verschlägt es selten einen nach Punkten, die entfernt von der großen Heerstraße der Wanderer liegen, wenn ihn auch seine Sehnsucht nach solchen heimlichen, gewissermassen noch unentdeckten Gegenden treibt.

Seltsamer-, fast unbegreiflicherweise gibt es nun rechts und links an unsrer allergrößten Touristenstraße, die zugleich eine Hauptverkehrsader nach und von den Zentren des gesamten europäischen Reiseverkehrs ist, solches heimliche Gebiet, soviel sich der Schwärmer nur wünschen kann. Das scheint schwer zu glauben, und doch ist's so. Die allernächste Umgebung des Rheins ist solch ein unentdecktes Gebiet, das eine Menge der köstlichsten verborgenen Schätze birgt, in überwältigender Fülle zusammengedrängt. Tag um Tag, Stunde um Stunde brausen an beiden Ufern des Rheins die Züge vollgepfropft mit Passagieren landauf und -ab, dampfen die prächtigen Rheinschiffe stromauf und -ab, und die Rheinreisenden, die von Bahn oder Schiff aus im Fluge das prächtige Rheinpanorama betrachten und an den Hauptpunkten ein paar Tage verweilen, bedauern meist lebhaft, daß die „Rheinreise" so bald zu Ende ist, daß die kurze Strecke zwischen Köln und Mainz, die für den Rheintouristen eigentlich nur in Betracht kommt, so schnell „abgeklappert" ist. Hier und da folgt

einer den knappen Andeutungen des Reisehandbuches, das flüchtig von den Seitentälern spricht. Die wundervoll idyllische grüne Mosel kennen verhältnismäßig noch die meisten. Seit der Moselwein sich die Welt erobert hat, gelüstet es manchen, die Stätten zu schauen, wo der gute Tropfen wächst, den sie so oft mit Andacht geschlürft haben. Und sie wissen dann nachher gar nicht genug zu rühmen von der zauberhaften Anmut des Moseltales, den intimen, köstlichen Reizen, mit denen sie den Reisenden förmlich überschüttet. Auch die Eifel ist in der letzten Zeit — nicht zum mindesten durch Clara Viebigs Werke — bekannt geworden und wird ziemlich viel bereist. Die ernste, strenge Schönheit des Berghochlandes mit seinen zahllosen Burgruinen, den verschlackten Kratern, die von geheimnisvollen Seen ausgefüllt sind, hat schon manchem stark ans Herz gegriffen, die kräftige, klare Bergluft manchem nervösen Kulturmenschen wieder Kraft und Frische gegeben. Und auch von der Ahr weiß der eine oder andre etwas mehr zu melden, als seine Wissenschaft vom Ahrwein und vom St. Peter in Walporzheim reicht. Und seit das Gordon-Bennet-Rennen Hunderte von Autos in das Lahntal führte, weiß man auch von den ganz eigenartigen Schönheiten der Lahn in weiteren Kreisen. Noch lange nicht genug sind aber ihre Schönheiten bekannt.

Fast ganz unbekannt sind die kleineren Seitentäler des Rheins, das romantische Nahetal von Münster a. St. aufwärts nach dem im Fels gebetteten Oberstein mit seiner aus dem Fels gehauenen Kirche. Ferner das Sayntal, das Wiedbachtal, weiter abwärts das Wuppertal mit seinem merkwürdigen Wechsel von waldesstiller Einsamkeit und dicht bevölkerten Industriebezirken.

Alle diese Täler haben eins gemeinsam, das sie zum Ideal des Gewohnheitstouristen — wie man ihn nennen möchte — wie des beschaulichen Wanderers machen müßte. Alle sind sie verhältnismäßig leicht von irgendeiner Eisenbahnstation, von der nächsten rheinischen Stadt zu erreichen, so daß der an den Komfort des Hotels Gewöhnte diesen, wenn er will, nicht eine Nacht zu entbehren braucht. Und der beschauliche Wanderer findet doch tiefste Einsamkeit, wo er sie sucht. Ueberall aber ist dem nicht allzusehr Verwöhnten genügende Gelegenheit geboten, seinen Leib ganz komfortabel unterzubringen. Wem nicht gerade Lift, Fluten elektrischen Lichtes, Wintergärten, Tennisplätze und ähnlicher „Komfort der Neuzeit“ als zum Reisegenuß unentbehrlich erscheint, der ist gerade in diesen Seitentälern des Rheins am besten aufgehoben. Die Gasthäuser an der Mosel sind in eingeweihten Kreisen berühmt. Hier ist das Land, wo Milch und Honig fließt, wo Forellen und Hechte schwimmen, wo Reh, Hase und Feldhuhn hausen, wo das köstlichste Obst in überreicher Fülle reift, wo die Wirtin noch selber nach ihren eignen Rezepten backt, siedet und kocht



Oberstein mit seiner aus dem Felsen gehauenen Kirche



Phot Alb. Griese, Neuwied

Rheinländer Typus

und wo die freundliche Moselmaid statt des trinkgeldlüsternen Kellners die vollen Schüsseln kredenzt.

Aber auch in den übrigen Seitentälern ist gut sein. Je abgelegener sie sind, desto ursprünglicher wird's ja freilich. Aber diese Ursprünglichkeit hat ihren besonderen Reiz, weil sie in diesem gesegneten Lande immer mit einer gewissen Opulenz verbunden ist, und das liebenswürdige rheinische Entgegenkommen versagt hier niemals, so daß der Fremde sich immer angeheimelt und wohl fühlt.

Die Reise wird sich für den nach dem Baedeker Reisenden für gewöhnlich etwa so abspielen, daß er in Mainz den Dampfer besteigt, nach Rüdesheim und von dort mit der Bergbahn zum Niederwalddenkmal fährt, dies besucht, auf der andern Seite in Aßmannshausen wieder zum Rhein gelangt, dort den Aßmannshäuser mehr oder weniger gründlich probiert, über den Rhein setzt, wobei er mit behaglichem Grausen die jetzt ungefährlichen Stromschnellen des Bingerlochs und den Mäuseturm betrachtet, Schloß Rheinstein besucht und dann in Bingen oder Rüdesheim sein erstes Nachtquartier nimmt. Am andern Tage geht es weiter nach St. Goar mit dem Rheinfels und dem Vergißmeinnicht- und dem Schweizertal, am dritten nach Koblenz, dem bestenfalls zwei bis drei Tage gewidmet werden, dann nach dem Siebengebirge und zuletzt nach Köln; so hält man eine Rheinreise schon für recht ausgedehnt, wenn man vierzehn Tage darauf verwendet.

Wie wäre es nun mit einer recht ausgedehnten Rheinfahrt, die dem Reisenden während vier bis sechs Wochen die ausgesuchtesten Genüsse verschafft? Da findet er alle die verborgenen Schätze, von denen ein kleiner Teil in unsern Bildern festgehalten ist. Tagtäglich wird man da andersartige Eindrücke in sich aufnehmen können. Kommt man von Mainz abwärts, findet man im ersten Seitentale, dem bei Bingen abzweigenden Nahetale, das romantische Münster am Stein mit der Ebernburg, der „Herberge der Gerechtigkeit“, dem Zufluchtsort Franz von Sickingens und Ulrich von Huttens. Von da weiter aufwärts der Nahe liegt dann Oberstein so pittoresk zwischen den schroffen grauen Felswänden gebettet, wo kaum Platz ist für das Städtchen und wo gar kein Platz gewesen zu sein scheint für die Kirche, die völlig aus dem Felsen herausgehauen worden ist. Eine wunderhübsche Sage erzählt von einem jähzornigen Ritter, der die Eigentümlichkeit hatte, keine Katzen vertragen zu können. Eines schönen Tages steckte ihm sein jüngerer Bruder eine junge Katze in den Stiefel. In einer Ballade darüber heißt es: „Ich fuhr hinein, und wie ward ich



Burgruine Hohlenfels



Kloster Arnstein an der Lahn



Runkel an der Lahn

begrüßt, — das hat mit dem Leben der Bruder gebüßt." Für diesen Brudermord suchte er beim Papste Sühnung, und dieser trug ihm auf, aus dem Felsen bei Oberstein eine Kirche herauszuhauen. In vierzig Jahren der Buße vollbrachte er das, und als die Kirche eingeweiht wurde, fand man ihn tot vor dem Altar liegend, seinen Wanderstab mit grünen Zweigen neben sich.

Das Nahetal hat der reizenden Punkte gar viele, und von hier aus kann man auch sehr lohnende Ausflüge auf den Hunsrück machen, in dessen herrlichen, meilenweiten Waldungen der Hirsch schreit und dessen Gasthäuser einen guten Ruf genießen.

Vom Ausgangspunkt Bingerbrück geht's dann wieder stromabwärts bis Lahnstein und von dort sind schon bekannter, Weilburg, Limburg und wie sie alle heißen. Weniger bekannt aber ist das entzückend schöne Kloster Arnstein im Lahntale, das sich in ein enges Seitental der Lahn so hineinschmiegt, daß es von der Lahn aus gerade noch sichtbar wird. Hier kann der Naturfreund, der Wanderpoet tagelang umherschweifen. Manchmal hört er fernab den Pfiff der Eilzüge, die durch das stille Tal rasen, dann ist alles wieder still, er kann sich in der grünen Einsamkeit baden.

Von Koblenz aus dringt man dann ins Moseltal ein. Wer nennt die Namen der entzückenden Nester alle, die an dem grünen, sanft fließenden Fluß stattlich und reich so dicht aufeinander folgen! Jede der zahlreichen Moselkrümmungen, die einzeln



Schloß Langenau (Lahn)

zunächst mit der neuen nassauischen Kleinbahn nach den Stätten des vorjährigen Kaisermanövers, dem Westerwald. Die etwa zwei Stunden dauernde Fahrt von Oberlahnstein bis Becheln ist geradezu entzückend. Ein Idyllchen nach dem andern rollt sich auf, während die wackere Miniaturlokomotive pustend hochkeucht, durch bewaldete Berge, an versteckten Burgen und Klöstern und weltfremden Dörfchen vorüber. Hier scheint die Weltgeschichte stillzustehen, und wenn man in irgendeinem der kleinen Nester Halt macht und im Wirtshause einen bäuerlichen Stammtisch antrifft, dann scheint es einem, als ob auch in diese Einsamkeit „kein Laut der aufgeregten Zeit" gedrungen wäre.

Den schärfsten Gegensatz zu dem Idyll bildet dann nachher Bad Ems im Lahntale mit seinem Weltgetriebe. Die hübschen Punkte an der Lahn wie ein kleiner See wirken, hat ihr weißes Dorf oder Städtchen mit den altersbraunen Holzhäusern zwischen den hellgetünchten villenartigen Häusern, jede ihre Burg- oder Klosterruine, ihre Kirche oder Kapelle, von grünem Bergeshang winkend. Und mit Andacht betrachtet der Wandersmann die schroffen Felshänge, auf denen auf unzähligen ungemauerten Terrassen die kostbaren Rebenstöcke wachsen, schnurgerade aufgereiht wie Rekruten, sorglich gehegt und gepflegt wie Kinder, das ganze Jahr hindurch betreut und ängstlich bewacht. Die Namen der Moselorte sind wie eine einzige große Weinkarte, Weiningen, Zeltingen, Bernkastel und wie sie alle heißen mögen. Jedes scheint dem Wanderer entgegenzurufen: „Hier ist gut rasten," und jedes erfüllt diese Verheißung. In den zahllosen kleinen Seitentälern der Mosel verbergen sich



Blick auf die Kyrburg



Schloß Dhaun am Kellenbach

Burg- und Klosterruinen, von denen die berühmteste Schloß Eltz ist. Einige der alten Klöster sind zu Stätten umgewandelt, wo der Fremdling gastliche Erfrischung findet. Die bekannteste ist die Marienburg, weniger bekannt, aber unvergleichlich schön gelegen ist Kloster Springiersbach bei Alf. Glücklich der Wanderer, der Zeit genug hat, hier überall ausgiebig zu rasten und die Gottesgabe da zu probieren, wo sie gewachsen ist.

Trier ist für gewöhnlich der Endpunkt einer Moselfahrt, obgleich auch die Obermosel wundervolle Partien bildet. Die alte Römerstadt allein lohnt die Mühe eines Besuches. Hier recken sich überall zwischen den modernen Straßen die trotzigen Römerbauten noch hoch, gegen die das neue Trier sich ausnimmt wie ein Zwerg neben einem Riesen. Grauschwarz dräut die Porta nigra, dieser gewaltigste Ueberrest zwischen den drei- und vierstöckigen Mietskasernen, die sie umgeben und einzwängen möchten. Römische Bäder sind bloßgelegt, und draußen vor der Stadt kann man am Amphitheater noch die ausgemauerten Blutrinnen sehen, in denen sich bei den Kampfspielen das Blut der wilden Tiere, der Christen und der Gladiatoren mischte.

Unterhalb Koblenz, bei den Hüttenwerken von Engers und Sayn und bei Neuwied, zweigt sich das stille, liebliche, waldumrauschte Sayntal und das Wiedbachtal ab. Bis vor ganz kurzem war das Wiedbachtal selbst dem Rheinländer aus der nächsten Umgebung fast unbekannt. Jetzt führt von Neuwied eine elektrische Bahn landeinwärts bis zu Altwied, wo Burg und Dorf Altwied ganz eigenartig das enge Tal völlig ausfüllen, so daß das uralte Dorf nur durch den Eingang zum Burghof erreicht und nur so wieder verlassen werden kann. Ganz im Schutze der Burg lag das Dorf, und das wird wohl nötig gewesen sein, denn die Herren von Wied waren ein streitbares Geschlecht, das beständig in Fehde mit den Nachbarn lag. So dräut auch noch im Verfall sein Horst finster vom Fels herab, und ausgedehnte unterirdische Gewölbe weisen auf nicht sehr menschenfreundliche Bestimmungen hin. Das ganze Wiedbachtal ist wie eine Perlenschnur aneinander gereihter reizender Bilder, bei jeder Krümmung taucht ein andres auf. Je tiefer man sich ins Tal versenkt, desto einsamer und idyllischer wird es. Rauschend klappern die Mühlräder, von der emsig plätschernden Wied getrieben, einzelne Häuschen ducken sich tief in das Waldesgrün, und neugierig stehen die Bewohner an der Tür, den seltenen Fremdling betrachtend, und der wachsame Spitz kläfft und wedelt gleich darauf den Fremden an.

Kommt man zurück an den Rhein, so erscheint es einem ganz unglaublich, daß dicht bei seinem so lauten Leben dies stille Tal hinzieht.

Ein ganz andres Bild wieder bietet das Ahrtal hier. Alles heiter, weit, fruchtbar, gesegnet. Von der Bergeshöhe bei Ahrweiler grüßen stolz die mächtigen Bauten des Kalvarienberges, der klösterlichen Erziehungsanstalt, in welcher die Töchter des katholischen Rheinlandes den letzten Schliff erhalten. Dann folgt Neuenahr, das in den letzten Jahren zu so großer Berühmtheit gelangte Bad, überragt von der mächtigen Landskrone. Weiter aufwärts wird das Tal ein wenig enger. Es kommt dann Walporzheim mit seinem weltberühmten Ahrbleichert, der im ebenso berühmten St. Peter an der Quelle fließt. Die Krone das Tales ist Altenahr, von mächtigen Felsmassen eingeschlossen. Von Altenahr steigt das Tal aufwärts, wird unwirtlich und rauh. Im Seitental liegt Adenau, das schon in der Eifel auf armem Boden liegt, zwischen der mächtigen Nürburg und der noch mächtigeren Hochacht. Hier ist die Hohe Eifel. Weite Hochflächen dehnen sich, rauher Boden, der nur kärglich seinen Anbau lohnt, hier und da ein armes Dorf, stundenweit oft keine menschliche Wohnung. Aber die Luft ist hier oben kristallklar, unvergleichlich sind die Fernsichten auf Hunderte von Bergkuppen, die in einem dunkeln Violett gegen den tiefblauen Himmel stehen.

Von hier aus gelangt man in wenigen Stunden zu allen berühmten Punkten der Eifel. Nach Daun mit seinen Kraterseen, nach Gerolstein und Manderscheid, nach der Schnee-Eifel und dem Hohen Venn, nach dem ganz unbekannten und doch so wundervollen Roertal. In zwei, drei Tagen kann man unendlich viel sehen, einen Eindruck empfangen, der unendlich verschieden ist von allen Eindrücken dieser Reise. Aber ebensowohl kann man auch auf verhältnismäßig engem Gebiet vierzehn Tage umherschweifen und wird jeden Tag Neues, Eindrucksvolles entdecken. Gut aufgehoben ist man hier überall, und die Preise sind noch sehr mäßig. Auch dem schmalen Beutel ist die Eifel erreichbar und erfreulich.

Der Raum ist zu knapp, um ausführlicher auf alle die verborgenen Schätze hinzuweisen, die im Rheinlande zusammengedrängt sind. Es ist wie in einer Gemäldegalerie, wo die großen Prachtstücke alle Aufmerksamkeit auf sich lenken, so daß viel Schönes und Wertvolles daneben völlig vernachlässigt wird. Der flüchtig die Galerie durcheilende Besucher sieht das in seinem Reisehandbuch Verzeichnete, schaut flüchtig über das andre hinweg, und so entgeht ihm so mancher Genuß, der vielleicht für ihn ebenso groß wäre als das Anschauen der Prunkstücke. Und so wird gewiß mancher der Zehntausende von Rheinreisenden uns Dank wissen, wenn wir ihn aufmerksam darauf machen, daß das große Prunk- und Prachtstück, genannt Rhein, umgeben ist von einem ganzen Kranz verborgener Schätze, deren Aufsuchen heutzutage geradezu noch eine Art Entdeckergenuß gewährt. Und eine solche Entdeckerreise sei ganz besonders denen empfohlen, die nicht nur reisen, um auch da gewesen zu sein, wo alle andern waren, sondern die auf eignen Wegen wandern, selbst auf die Suche gehen nach dem Schönen, die Poesie des Wanderns in ihrem ganzen Reiz genießen wollen.





Klein Else
Nach einem Gemälde von Arthur Halmi



Der Vegetarianismus und die Physiologie

Von

Dr. H. Mertens-Berlin

Der Vegetarianismus gehört zu den großen Massensuggestionen unsrer Zeit. Gerade wie das absolute Temperenzlertum, wie die Impfgegnerschaft, die Antivivisektionsbewegung und noch manche andre. Charakteristisch für diese Ideen ist die wenig erfreuliche Tatsache, daß sie außer einer Reihe von verständigen Anhängern immer noch ungemein viele Fanatiker züchten, mit denen eine ruhige Diskussion über das Für und Wider ihrer Ansicht absolut unmöglich ist. Für sie ist die einmal gewonnene Ueberzeugung die Wahrheit an sich, an der nicht zu rütteln ist. Auch exakte wissenschaftliche Untersuchungen werden von ihnen immer nur so weit verwertet, daß sie das scheinbar für sie Sprechende sich herausfischen, das andre aber einfach ignorieren oder dogmatisch für falsch erklären. So hat auch der Vegetarianismus seine Pfaffen, mit denen es keine Diskussion gibt. Solange nun diese Leutchen nur an sich selbst herummanipulieren, solange kann es ja der Allgemeinheit gleichgültig sein, aber es gehört auch zu dem Wesen dieser Massenbewegungen, daß sie aufs eifrigste Proselytenmacherei betreiben. So halten auch die Vegetarier eigentlich jeden, der nicht so lebt wie sie, für einen bedauernswerten Narren, der belehrt werden muß, und darum können solche Bestrebungen, wenn sie an Kranken oder Schwachen mißbräuchlich angewendet werden, großen Schaden stiften, vorausgesetzt, daß die exakte Untersuchung ergibt, daß die Wertschätzung seitens der begeisterten Anhänger von der Wissenschaft nicht anerkannt werden kann. Die Fanatiker kann man natürlich nicht bekehren, wohl aber kann eine Aufklärung die noch schwankenden Elemente stützen, vor allem die übergroße Zahl von kränklichen und schwächlichen Menschen, die, verlockt von den Anpreisungen der Propheten, ohne Kritik im Vegetarianismus ihr Heil suchen wollen. Anderseits kann aber auch die exakte Forschung sehr wohl zu der Ueberzeugung führen, daß die rein vegetarische Ernährung unter Umständen eine recht geeignete sein kann. Kurzum, das Problem bedarf bei der großen sanitären und ökonomischen Bedeutung, die es ohne Zweifel besitzt, einer gründlichen, um die Bewertung seitens der Fanatiker unbekümmerten Durchforschung, um feststellen zu können, was an den Behauptungen der überzeugten Anhänger wahr und was übertrieben ist.

Diese Aufgabe ist aber eine recht schwierige und kann nur durch sehr sorgfältige Stoffwechseluntersuchungen gefördert werden. Solche langdauernden Versuche am Menschen sind äußerst mühselig und schwierig zu beurteilen, so daß wir an wirklich experimentellem Material bisher nur wenig besitzen.

Bevor wir auf die neueren Arbeiten in dieser Hinsicht eingehen, wollen wir einen kurzen Blick darauf werfen, inwieweit allgemeine Erwägungen für oder wider den Vegetarianismus sprechen.

Da wäre zuerst die Konstitution des Menschen. Bekanntlich unterscheiden wir unter den Tieren drei große Gruppen, die Pflanzenfresser, die Allesfresser und die reinen Fleischfresser. Diese Typen haben sich nun im Laufe der Generationen in der körperlichen Verfassung deutlich ausgeprägt. Namentlich sind es die Zähne und die Länge des Darmes im Verhältnis zur Körperlänge, die wichtige Zeichen der Lebensweise geworden sind. Die letztere Größe ist bei den Pflanzenfressern viel bedeutender als bei den Karnivoren. Nach beiden Merkmalen wird nun der Mensch ohne Zweifel der in der Mitte stehenden Gruppe der Omnivoren zugewiesen werden müssen, eher noch den Fleischfressern als den reinen Pflanzenfressern nahestehen. Aus dem anatomischen Bau kann man also keine Argumente für den Vegetarianismus herleiten.

Ebensowenig sprechen ethnologische Gründe dafür. Unter den Naturvölkern finden wir mindestens ebensooft reine Jägervölker, die also vorwiegend von Fleisch leben, als solche, die vorwiegend von Vegetabilien leben. Es sind hier wohl ausschließlich die wirtschaftlichen Verhältnisse, die für die eine oder andre Ernährungsform den Ausschlag geben. Bei den wenigen Kulturvölkern, die in der Hauptsache nur Pflanzenkost genießen, sind es religiöse Vorschriften, wie bei den Hindu; es wird also hier, wie übrigens in andern Fällen auch, der Vegetarianismus zu einem ethischen oder religiösen Problem, mit dem wir uns hier natürlich überhaupt nicht zu befassen haben. Wem es eine Kultusvorschrift oder ein subjektives Gefühl verbietet, Tiere zu töten oder ihr Fleisch zu genießen, mit dem ist natürlich eine Diskussion über die Zweckmäßigkeit seines Verfahrens gar nicht am Platze. Hier beschäftigt uns der Vegetarianismus allein als praktische und als physiologische Frage.

Wenn wir dieser Frage nähertreten wollen, so müssen wir vor allem die Grenzen des Vegetarianismus scharf fixieren. Wir müssen unterscheiden zwischen denen, die wenigstens tierische Produkte,

wie Eier und Milch, genießen, und den reinen Pflanzenessern. Die ersteren sind überhaupt keine Vegetarier, weder dem Namen noch dem Sinne nach, obwohl man sie neuerdings häufig als „Laktovegetarier" bezeichnet. Sie verzichten eben nur auf das Fleisch, nehmen dafür aber in Ei und Milch ebenso gute, an Eiweiß reiche Nahrung auf. Dagegen ist physiologisch gar nichts einzuwenden, es ist sozusagen eine Geschmacksfrage und eine ökonomische, da Milch ein billigerer Eiweißlieferant ist als Fleisch. Mit diesen wollen wir uns also gar nicht näher beschäftigen. Als physiologisches Problem interessiert uns hier nur der echte Vegetarianismus, der nur pflanzliche Nahrung anerkennt und der wieder in zwei Untergruppen zerfällt, nämlich in solche, die wenigstens noch zubereitete Speisen genießen, während die allerextremsten nur rohe Pflanzen ohne jede Zubereitung, also vor allem Früchte essen. Die letzteren sind natürlich die interessantesten Objekte der Forschung.

Es liegen in der Literatur eine Reihe von Stoffwechselversuchen über Vegetarianismus vor. Häufig hat man die japanische Kostform untersucht, die ja vorwiegend aus Pflanzen besteht, aber doch nicht rein vegetarisch ist, da sie Fische und eiweißreiche Würzen und so weiter benutzt, und auch in Europa sind allerdings nur wenige Versuche am Menschen angestellt worden. Sie ergaben, daß mit Pflanzenkost eine Ernährung möglich ist, die nicht groß von den Erfolgen der gemischten Kost absticht, daß aber auch nicht der geringste Hinweis auf eine bessere Wirkung der Pflanzenkost zu ersehen war. Nun kamen aber Schlag auf Schlag die überraschenden Erfolge der Vegetarier in sportlichen Veranstaltungen, besonders aber in großen Dauergehen, die natürlich von den Anhängern mit ungeheuerm Jubel als der sicherste Beweis begrüßt wurden, daß tatsächlich nur der Vegetarianismus berufen sei, als die wahre Ernährungsform der Menschheit angesehen zu werden.

Die Wissenschaft aber ließ sich nicht fortreißen. Sie weiß aus jahrhundertelanger Erfahrung, daß ein „post hoc" nicht immer ein „propter hoc" zu sein braucht, daß noch manche andre Momente als Erklärungsmöglichkeiten für die Glanzleistungen der Vegetarier vorhanden sind, die man alle kritisch zu prüfen hatte. Es mußte also das ganze Problem noch einmal aufgerollt werden, und dies gelang um so besser, als sich einige überzeugte Vegetarier bereit fanden, ihrer Sache das Opfer zu bringen und sich den Unbequemlichkeiten eines längeren Stoffwechselversuches zu unterziehen. Die Arbeiten wurden im Institut von Zuntz von seinem ersten Assistenten Caspari durchgeführt und geben uns jetzt ein gesichertes Bild von dem Wesen des Vegetarianismus. Caspari arbeitete an vier Personen, einem gekochte Pflanzenkost genießenden Ehepaar K., ferner dem berühmten Dauergeher M. und als interessantem Typus an einem Hauptmann H., einem älteren Manne, der sich ausschließlich von rohen Früchten nährte, und zwar während eines mehrere Monate dauernden Versuches. Zum Vergleich mit dem vegetarisch lebenden Sportsmann wurden auch an einem gleichbedeutenden Champion, der aber Gemischtkostler war und auch etwas Alkohol konsumierte, Beobachtungen gemacht, so daß Caspari ein großartiges Material zur Verfügung hatte.

Der Versuch an dem Ehepaar K., das zubereitete Kost einnahm, ergab, daß diese Art der Pflanzenkost durchaus hinreichen kann, um gesunden Menschen die Erhaltung ihres Körperbestandes und die Leistung der normalen Arbeit zu gewährleisten. Der Nutzeffekt der Pflanzennahrung, das heißt die Ausnutzung der den Nährstoffen innewohnenden Energie, ist nicht verschieden von der bei gemischter Kost, er beträgt etwa 92 Prozent. Die Nachteile, die sich herausstellen, sind nicht gerade entscheidender Natur, aber doch nicht unwichtig. Die vegetarische Kost ist sehr eintönig, sie entbehrt des Wechselvollen, Anreizenden, wie es gerade die zahlreichen Kombinationen von Fleisch und Fisch mit Gemüsen und so weiter bei gemischter Kost darbieten. Gleichförmige Kost heißt aber unbedingt schlechte Kost. Wo sie besonders dominiert, so in Zuchthäusern, bringt sie auf die Dauer schwere Störungen der Gesundheit mit sich, indem sie die Lust am Essen, den Appetit, lähmt. Wie wichtig aber der Appetit für einen guten Ablauf der Ernährungsvorgänge ist, dafür haben uns gerade die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Verdauung Beweise geliefert. Es ist also kein Zufall, daß alle vorwiegend vegetarischen Völker sich Reizstoffe suchen, mit denen sie sich ihre Kost schmackhafter gestalten und von denen zum Beispiel die Japaner eine große Auswahl bereitet haben. Ist dies ein gewichtiger Einwand, dem auch die verständigen Vegetarier durch Herstellung wohlschmeckender Präparate aus allen möglichen Pflanzen Genüge zu tun bestrebt sind, so ist ein zweiter nicht weniger von Bedeutung. Die pflanzlichen Nährstoffe enthalten unvergleichlich viel weniger Eiweiß als tierische, wenn man von einigen wenigen, wie manchen Früchten, absieht. Man muß also sehr viel mehr Material aufnehmen, um das nötige Eiweißminimum dem Stoffwechsel zuzuführen. Dies bringt eine häufig überflüssige Belastung mit Kohlehydraten und Fetten mit sich, die wieder in Kombination mit dem mangelnden Wohlgeschmack zu Ueberladung des Darmes, Appetitlosigkeit und damit schlechter Ernährung führt. Gesteigert wird dieser Fehler nun aber noch dadurch, daß die Eiweißmengen der pflanzlichen Nährstoffe viel schlechter im Darme ausgenutzt werden als die der tierischen, daß viel mehr ungenutzt in den Kot übergeht, daß also infolgedessen wieder noch mehr Nahrung aufgenommen werden muß, um dieses Defizit zu decken. Alle diese Einwände werden von den Nichtfanatikern auch gefühlt, die allerdings mit Recht den Gegeneinwand erheben, daß unsre wohlhabende Kulturmenschheit im allgemeinen zu viel Eiweiß konsumiert und daß auch dieser Ueberschuß von Uebel ist. Ferner geben sie sich alle Mühe, Präparate herzustellen, die gut schmecken und ihr Eiweiß in leichter resorbierbarer Form darbieten, wie z. B. die Nährpräparate von Kellogg u. a.

Der zweite Versuch an dem Hauptmann H. bietet nicht nur wissenschaftlich, sondern auch physiologisch sehr Interessantes. Der Herr nahm nicht nur eine qualitativ sehr seltsame, sondern auch quantitativ völlig unzureichende Nahrung auf, er war nicht zu bewegen, mehr als ein Kilo

Weintrauben pro Tag zu essen. So glich denn der Versuch wenigstens in dem einen Teile einem Hungerversuch, bei dem nur die auffallend schlechte Ausnutzung des Eiweißes der Trauben bemerkenswert erscheint, die dazu führte, daß in einer Periode der Herr mehr Stickstoff im Kote allein ausschied, als er überhaupt aufgenommen hatte. Er lebte also ausschließlich von seinem Körpereiweiß. Trotzdem er dabei zum Skelett abmagerte, war er nicht davon abzubringen, daß er sich äußerst rationell ernährte, und war fest überzeugt, daß er die Krisis der Abmagerung überstehen und dann um so kräftiger werden würde. Schließlich wurde der Versuch abgebrochen, nachdem man ihm in der letzten Zeit durch einen frommen Betrug etwas mehr Nahrung gegeben hatte. Dieser Versuch ist ein glänzendes Beispiel des Fanatismus.

Schließlich ergaben die beiden Vergleichungsversuche an den Wettgehern gar keinen irgendwie in Betracht kommenden Unterschied. Es läßt sich also nicht bestreiten, daß Pflanzennahrung imstande ist, eine gewaltige Muskulatur zu schaffen und zu erhalten, es ergab sich ferner, daß die beiden gleich gut trainierten Männer für die gleiche Leistung bei völlig verschiedener Ernährung und noch dazu verschiedener Gehtechnik genau dieselbe Energiemenge verbrauchten. Es ergab sich aber auch anderseits nicht der geringste Hinweis, daß die vegetarische Kost Besseres zu leisten imstande ist wie die gemischte.

Das ist aber der Hauptpunkt der Diskussion. Selbst wenn die Wissenschaft die oben gemachten Einwände als unwesentlich beiseite läßt und die vegetarische Kost als gleichberechtigt hinstellt, so kann sie ihr keinen Vorrang gewähren. Die Anhänger aber behaupten doch, daß sie besser oder sogar alleinseligmachend sei, und dafür haben wir auch nicht den Schatten eines Beweises. Ich kann an dieser Stelle nicht darauf eingehen, daß auch die immer wieder von den Vegetariern vorgerittene Harnsäurefrage, die der Pflanzenkost den Vorrang geben soll, auf durchaus mißverstandenen oder noch völlig unklaren Problemen beruht. Caspari hat auch diese Frage ausführlich behandelt. Die zweifellosen Erfolge der vegetarisch lebenden Sportsleute müssen also eine andre Erklärung finden. In erster Linie ist es wohl die Enthaltsamkeit gegen Alkohol, die immer damit verbunden ist, vor allem aber ist es der Wille, der sie zu Gipfelleistungen antreibt.

Denn sie alle sind ja begeisterte Apostel ihrer Idee, daß ihre Ernährung die einzig richtige ist, sie wollen neue Anhänger werben. Und Fanatismus hat noch immer Gipfelleistungen hervorgebracht, in der Kunst wie im Krieg, in der Politik wie im Sport.

Fanatismus macht aber auch blind. Wenn wir auch jetzt mit aller Sicherheit den Ausspruch tun können, daß die vegetarische Ernährung im besten Falle nicht wesentlich gegen die gemischte zurücksteht, so ist doch nicht das geringste zu finden, was ihr einen besonderen Wert verleiht. Es gibt also gar keinen Grund, im normalen Leben von der jahrhundertealten Gewohnheit der gemischten Kost abzuweichen. Die vegetarische Diät wird immer für besondere Fälle reserviert bleiben.

Dagegen können die Vegetarier nicht eher etwas einwenden, bis sie durch exakte Versuche die Unrichtigkeit dieser Ansichten bewiesen haben. Mit billigen Phrasen kommen sie vor dem Forum der Einsichtigen jetzt nicht mehr weiter. Die nicht Einsichtigen wird man ihnen ja ohnedies überlassen müssen.



Heinrich Kautsch, Hubertus-Medaille

(Zum Artikel: Deutsche Medaillen und Plaketten)



Hugo Kaufmann, Prinzregenten-Medaille

Deutsche Medaillen und Plaketten

Von

Heinrich Ernst Kromer

(Hierzu vierzehn Abbildungen)

Es ist sehr zu bedauern, daß in unserm Volke die Sitte, sein Bildnis in Metall prägen oder gießen zu lassen, verloren gegangen ist oder eigentlich nie recht Boden gefunden hat. Noch heute, wo die Medaille und die Plakette wenigstens bei besonderen festlichen Anlässen wieder als Erinnerungszeichen aufkommen, sind wir der Meinung, es gezieme nur Fürsten und sehr hohen Herrschaften, ihr Bildnis in Metall schlagen zu lassen. Abgesehen aber davon, daß dies jedem Kunstfreund ebensowohl ansteht, als wenn er sich lebensgroß photographieren oder in Oel malen läßt, so wäre mit der Einführung der Medaille und der Plakette der deutschen Kunst und den schwer ringenden und immer opferbereiten Künstlern außerordentlich gedient. Diese nämlich lassen sich trotz aller Gleichgültigkeit des Publikums nicht abhalten, ein Gebiet feinster Kunst zu pflegen, das für sie bis jetzt noch sehr geringen Ertrag abwirft. In Frankreich, Belgien und Italien ist der Geschmack und eine gewisse Vorliebe für die Medaille weit verbreiteter als bei uns; daher mag es kommen, daß infolge edeln Wettbewerbs die Künstler dort uns auf diesem Felde so weit überlegen sind, daß wir bei ihnen in die Lehre gehen müssen. Unsere besten deutschen Medailleure, z. B. Rudolf Bosselt, Benno Elkan, Th. von Gosen, Heinrich Kautsch, Professor Hugo Kaufmann und viele andre, lassen ihre Medaillen immer noch in Paris gießen oder dort den Prägestempel dafür herstellen. Mit dem Wachsen des Interesses für diesen Zweig der Kleinkunst böte sich den deutschen Bildhauern die Möglichkeit, alles daran zu wenden, um unsre Nachbarn in der Herstellungstechnik der Medaille einzuholen; ein hoher Gewinnsatz, der jetzt ins Ausland geht, würde damit der Heimat zugewendet.

A. Kraumann, Liebe

Unter diesen nicht sehr ermutigenden Umständen bedeutete es einen großen und lobenswerten Schritt, daß ein Mann von Kenntnis und Initiative, Georg Hitl, opferbereit genug war, deutsche



Georg Wrba, Leinfelder-Medaille



Balthasar Schmitt, Kommunionsmedaille

Medaillenkünstler um sich zu sammeln und sie teils durch Aufträge unmittelbar zu ermutigen, teils sie zu fördern, indem er ihre Kunstwerke in seinen „Medaillenverlag“ nahm und sich für ihre Weiterverbreitung verwendete. Er hat bis jetzt eine auserlesene Serie von Medaillen und Plaketten — etwa vierzig Stück — herausgegeben, woran etwa ein Dutzend Künstler sich beteiligt haben.

Rudolf Bosselt, der Schöpfer der vom preußischen Kultusministerium preisgekrönten Taufmedaille, jetzt Professor an der Düsseldorfer Kunstgewerbeschule, hat für die Georg Hitlsche Serie ein Titelemblem modelliert, einen strengen, vorzüglich in den Raum komponierten Athenekopf mit einfachstem modernem Ornament. Weiter hat er drei reizende Plaketten: „Betendes Kind“, „Märchen“ und „Früh übt sich, wer ein Meister werden will“ der Serie eingefügt; dazu eine sehr innige einfache Eheplakette, die auf der Bildseite (dem Avers) ein Hand in Hand wandelndes Paar in einer Landschaft zeigt, mit der Inschrift: „Liebe und Treue“. Die Kehrseite (der Revers) stellt unter den Zweigen einer feinstilisierten, von Efeu umrankten Eiche die Tafeln für die Namen



Hermann Hahn, Lenbach-Medaille

dar. Der Künstler kommt mit diesen Stücken, die mit der Reduktionsmaschine hergestellt und geprägt sind, sehr dem Charakter der gegossenen Medaille nahe; mag die Herstellung noch in Paris erfolgt sein, ihrem Inhalt nach sind diese Plaketten von echt deutscher Innigkeit und Einfachheit.

Während Paul Sturm-Leipzig in „Trauer und Auferstehung“ (besonders in der letzteren durch die der Senkrechten zustrebende Linienführung) eine eindrucksvolle, fast düstere Wirkung erzielt, zeigt Professor Hugo Kaufmann-München, der 1899 eine sehr gute Goethe-Medaille lieferte, in der Hitlschen Serie eine Medaille für Numismatiker, gleich vorzüglich in Bild- wie in Kehrseite; ebenso ausgezeichnet in der Modellierung und in der Raumeinteilung sowie in der Klarheit der gedanklichen Pointe ist seine Medaille „Unterrichtswesen“. In letzter Beziehung ist Hugo Kaufmann, wie er schon in seiner Goethe-Medaille bewies, überhaupt vorbildlich; erneut beweist er dies in seiner Prinzregent-Luitpold-Medaille. Viel strenger und ein-



Hermann Hahn, Lenbach-Medaille (Kehrseite)

facher hingegen wirkt Hermann Hahn-München sowohl in der herrlichen Kehrseite als in der ausdrucksvollen, gedrungenen Bildseite seiner Medaille auf Franz von Lenbach. Der große Porträtmaler ist in der ganzen Entschiedenheit und Größe seines Wesens erfaßt; harmonisch fügt sich dazu die so eindrückliche wie anspruchslose Kehrseite, ein fliegender Engel mit einer Fackel und der Inschrift: „Ignis de coelo“. Angesichts dieses Meisterwerks mag man bedauern, daß von Hahn nicht auch die übrigen Porträtplaketten (Architekt Alfr. Messel, Baurat Ludw. Hoffmann sowie seine Bremer Staatsmedaille) in der Schrobenhausener Serie zu finden sind.

Gegen Hahns Lenbach-Medaille gehalten, wirkt die von der Stadt Schrobenhausen ihrem großen Bürger gewidmete Plakette Lenbachs, die Heinrich Kautsch geschaffen hat, fast als etwas zu sehr auf das Aeußerliche, das Repräsentative gerichtet, wiewohl eine ungewöhnliche Porträttreue nicht zu bestreiten ist; auch die Kehrseite streift schon etwas das Konventionelle. Kräftiger ist hingegen die




Balthasar Schmitt, Taufmedaille

Hubertus-Medaille und das einfache, liebenswürdige Mädchenrelief „Margot Lenbach“.

Die Schiller-Medaille von Fritz Christ-München scheint mir die beste von den vielen, die zu Schillers hundertstem Todestag herausgekommen sind. Von seiner „Wintersportplakette“ spricht besonders die Bildseite mit der auf einem Eisbären reitenden Wintergöttin und der stillen, verschneiten Landschaft an, die mit einfachsten Mitteln wunderbar die Stimmung eines nordischen Wintertags wiedergibt. Auch die „Hochtouristikmedaille“ ist in Idee und Komposition ein durchaus wohlgelungenes Stück.

G. Römer, Weihnachtsmedaille

Während der junge, sonst mehr durch seine originelle Brunnenplastik bekannte Münchner Georg Wrba mit zwei Porträtplaketten ausgezeichnet vertreten ist, von denen die eine — „Georg Leinfelder“ — in Einfachheit und Größe der Porträtauffassung sowie in ausgesprochener Plastizität als Meisterwerk schlechthin gelten kann, bringt Heinrich Waderé-München eine Ehemedaille, zwei Firmungstaler und eine Priesterweihemedaille. Diese Stücke sind besonders in ihren Kehrseiten von klarer Strenge, die sehr an die besten romanischen Münzen gemahnt, während die Bildseiten sowohl in Komposition wie in technischer Behandlung zwar untadelig sind, aber stofflich doch schon leicht ans Akademische streifen. Die Ausgabe ohne Rand (Firmungstaler II) erscheint wirksamer und freier als diejenige mit Rand, da dieser notwendigerweise etwas Einschränkendes und Verkleinerndes mit sich bringt. Solches zeigt sich auch bei andern Stücken, z. B. bei denen Georg Römers, von denen noch die Rede sein wird, und wäre ein Wink für die Medaillenkünstler! Professor Balthasar Schmitt-München hat sich dieses Kunstmittels bedient in seiner Tauf- und seiner Kommunionsmedaille. Freilich liegt bei diesen Stücken sowohl in der Komposition wie in der Technik schon eine bedeutende Größe, die (besonders im Christuskopf der Kommunionsmedaille und kaum minder in Bild- und Kehrseite des Tauftalers) an die besten Muster der Altflorentiner Medaillenkunst erinnern. Die Technik macht den Eindruck des Gusses; es ist indes nicht ausgeschlossen, daß beide Werke maschinell reduziert und aus der Stanze geschlagen sind; sie gehören unstreitig zu den besten der Schrobenhausener Serie und verdienen ganz besonders, zur Erinnerung an diese Jugendfeste in der deutschen Familie eingeführt zu werden.

Ein Anonymus bringt ein religiöses Motiv, das den Namen des Künstlers wohl ertrüge; A. Kraumann-Berlin eine Plakette, betitelt „Liebe“: ein kniend sich küssendes Paar, über das die hoheitsvolle Liebesgöttin schützend ihren Mantel breitet. Ihre ruhige Haltung und der strenge Faltenfluß ihres Gewandes bildet einen eindrucksvollen Kontrast zu der lebendigen Bewegung des jungen Paares.

Gegenüber den bisher erwähnten Medaillen und Plaketten zeigen diejenigen von Max Dasio-München und Georg Römer-Florenz eine auch dem



Fritz Christ, Schiller-Medaille

Laien auffallende Verschiedenheit des Stils. Diese rührt von ihrer Herstellungsart her. Während jene andern in Wachs modelliert und entweder gegossen oder geprägt wurden, grub bei diesen der Künstler das Negativ, woraus die Medaille dann geschlagen wird, unmittelbar mit dem Punzen und dem Stichel in den Stahl. Dadurch wird eine weit unmittelbarere Wirkung erzielt, insofern, als jeder Stich und jeder Punzenschlag die künstlerische Absicht direkt und endgültig in die Prägeform überträgt. So gemahnen diese Arbeiten (besonders die Dasios) bald an altgriechische oder römische Münzen und Gemmen, bald erscheinen sie völlig selbständig und eigentlich ohne Vorbilder wie diejenigen Georg Römers. „Medaillen auf Jahresfeste" nennt sie der Künstler, und bringt einen „Frühling", eine „Erntezeit", ein „Allerseelen" und ein „Weihnachten". Die mehr oder minder starke Stilisierung hat ihren Grund in der Schwierigkeit und Gebundenheit der Technik. Den beiden Künstlern muß man Dank wissen, daß sie sich die große Mühe, den direkten Stempelschnitt wieder einzuführen, nicht verdrießen lassen, und es wäre zu wünschen, daß sie bei Kunstfreunden und Sammlern den Beifall fänden, den ihre Arbeiten verdienen. Römers „Weihnachten": wie einfach, wie vollendet in jedem geringsten Teil! Wie fein und duftig der Tannenzweig mit den brennenden Kerzen; wie bildmäßig die Weinlese in der „Erntemedaille"; wie ausgesprochen die Doppelähre und die Heuschrecke in der Kehrseite dazu! Oder der Tanz und das blühende Blümlein der Frühlingsmedaille. Max Dasio, sonst sehr rühmlich bekannt als Radierer und Exlibris-Künstler, hat bisher acht Medaillen bei Hitl herausgegeben. Sie sind alle in Technik wie in erfinderischer Phantasie hervorragend; von besonderer einfacher Schönheit sind „Virginitas", „Vanitas" und „Orgelspielerin"; ganz an antike Münzen erinnert die Scherzmünze „Eros"; an eine römische Gemme „Evoë", „Aphrodite" und die Bildseite des „Pegasus".



H. Waderé, Ehemedaille

Das Fehlen eines einengenden Randes ist von merklicher künstlerischer Wirkung und beweist zugleich, wie fein Dasio das eigentliche Wesen der Medaille erfaßt hat. Stücke von ähnlichem Werte wie diejenigen der Römerschen und Dasioschen Medaillen waren vor zweitausend Jahren Münzen, die Verkehrswert besaßen und, von Hand zu Hand gehend, den Geschmack des Volkes bildeten; wie weit sind wir, besonders in Deutschland, heute von diesem Ideal entfernt! Und wenn jene antiken Münzen den Medaillenkünstlern von heute als Vorbilder stilvoller Kunst dienen, so läßt sich wohl denken, daß anderseits der künstlerische Aufschwung der Privatmedaille, den wir jetzt unstreitig erleben, auch unserm öffentlichen Münzwesen noch einmal zugute kommen könnte. Zeigen doch die französischen Münzen mit der „Säerin" und die neuen belgischen mit dem majestätisch sich aufrichtenden Löwen, beide Figuren trotz des kleinen Maßstabes von fast monumentaler Wirkung, daß auch das vom modernen Staat geprägte Geld sehr wohl eine echt künstlerische „Prägung" vertragen kann.

Es steht zu hoffen, daß der Hitlschen Serie im Lauf der Zeit noch Arbeiten andrer deutscher Künstler eingefügt werden: Ignaz Taschner, Th. von Gosen, Benno Elkan, Daniel Greiner, Ludwig Dasio, Ludwig Habich, Fritz Hörnlein — um eben nur diese zu nennen — dürften in der verdienstvollen Sammlung nicht fehlen. So viel sie auch jetzt schon bieten mag und so sehr das Unternehmen zu begrüßen ist, wieviel vollständiger wäre das Bild der deutschen Medaillenkunst, wenn alle ernstzunehmenden Künstler sich vereinigten, um zu zeigen, daß unsre Sammler sich nicht jenseits der französischen Grenzpfähle die Kleinode der Kleinkunst zu holen brauchen. Wir schaffen allermindestens Gleichwertiges, und es ist aller Ehre wert, die heimische Kunst zu pflegen, wenn die ausländische ihr zwar an Grazie der Technik, nicht aber an Tiefe des Gehaltes überlegen erscheint.





Rudolf Bosselt, Hochzeitsplakette



Der Sieger

Von

Hermine Villinger

Die Leute strömten aus dem Theater. Laut klapperten die Hufe der Droschkenpferde gegen den feuchten Asphalt. Am Himmel der Mond kämpfte mit schweren Regenwolken. Allein wie sich diese auch bemühten, immer wieder zerteilte der strahlende Vollmond sieghaft das gegen ihn anstrebende Gewölk. Dann schwamm die Straße in lauter Licht und Helle, und die dahineilenden Menschen und Pferde warfen ungeheure, sich stets erneuernde Schatten vor sich her.

Plötzlich aus der Mitte der Menge ein Schrei. Der Verkehr stockte, die Leute standen still, sie wandten die Köpfe, sahen nichts vor dem Gewühle der Wagen und hasteten weiter.

Ein über die Fahrstraße taumelnder Mann war mitten auf seinem Wege zusammengebrochen. In demselben Augenblick fielen zwei Arme in die Zügel der Pferde, die über ihn hinweg wollten.

Eine Frau war's. Ein langer Mantel flog um ihre Gestalt, das Spitzentuch war ihr bei der heftigen Bewegung in den Nacken gesunken. Ein blasses Gesicht wurde frei, dunkle, willensstarke Augen. Den linken Fuß zurückgestemmt, hielt sie mit fester Hand die sich hoch aufbäumenden Rosse am Zügel.

Der Mann auf der Erde war so versunken in diesen Anblick, daß er das Aufstehen darüber vergaß.

Der Kutscher war vom Bock gesprungen. Mit einer wegwerfenden Bewegung zeigte die Frau zur Erde.

„Helfen Sie dem da auf — es scheint ein Betrunkener zu sein —"

Wie von einer Viper gestochen, sprang der Mann in die Höhe. Schwankend, am ganzen Leibe schlotternd, eilte er der aufrecht und sicher dahinschreitenden Gestalt nach.

„Agnes," flüsterte er an ihrer Seite, „ich irre mich nicht — Sie sind es —"

Sie wandte ihm das Antlitz zu:

„Ich kenne Sie nicht — was wollen Sie?"

„Ich bin der Mann, den Sie gerettet — Felix Sternwald —"

Sie fuhr zusammen: „Nein, nein, das ist nicht —"

Mit vorgebeugtem Antlitz starrte sie in die verwitterten Züge des Mannes.

Er war nachlässig gekleidet, Bart und Haare ungepflegt, und doch — seine Haltung, seine Augen —

„Ist es möglich!" stieß sie tief erschreckt hervor.

Er nickte: „Wenn meine Füße mir nicht den Dienst versagten, möchte ich Ihnen gern das Geleite geben."

Er lachte bitter auf und griff nach seinem Hut:

„Danken kann ich Ihnen nicht — für die Verlängerung meines Lebens —"

Mit einer impulsiven Gebärde nahm sie seinen Arm:

„Stützen Sie sich — fest — wenige Schritte von hier ist mein Hotel —"

„Sie — wollten —"

Ebenso erschreckt als erstaunt wich er einen Schritt zurück. „Sie — und ich —"

„Es ist zu wunderbar, dieses Zusammentreffen," fiel sie ihm in die Rede, „ich bin auf der Durchreise — für einen Tag hier — und wir müssen uns begegnen — Stützen Sie sich," wiederholte sie.

Er legte die Hand in ihren Arm, fest, um sein Zittern zu verbergen, dabei meinte er, mit einem verlegenen Lächeln an sich hinuntersehend:

„Sie müssen entschuldigen —"

„Wer solche Werke schafft," rief sie aus, „ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich jene wunderbare Büste, die Sie die Reue nannten, ergriffen hat —"

In seinen eingesunkenen Augen leuchtete es auf:

„So, so," murmelte er, „ja, ja — vor vielen Jahren — damals als Sie zum erstenmal hier gastierten — Ihre Haltung, vorgebeugt — Schultern und Arme zusammengezogen wie bei einer Frierenden — scheinbar atemlos unter der Schwerkraft Ihres Schmerzes — Es ließ mich nicht mehr los. So ist die Reue entstanden."

„Seltsam," sagte Agnes, „darum also konnte ich den Blick nicht von diesem Gesicht lassen. Wunderbare Fäden spinnen sich doch von Mensch zu Mensch —"

Sie waren sehr langsam gegangen, die Füße gehorchten ihm schlecht. Er litt darunter, kurze, schwere Atemzüge ausstoßend.

Vor dem Hotel angekommen, vermied sie den Haupteingang zum Restaurant und führte ihn durch eine kleine Seitentüre in den Saal, wo gleich in der Ecke ein Tischchen für sie belegt war. Die Aufwärterin brachte ein zweites Kuvert.

Es ging alles ruhig, wie selbstverständlich vor sich. Sie speisten, ohne fürs erste zu reden.

Die Künstlerin hatte ihr Spitzentuch abgenommen, und der Mann heftete wie selbstvergessen den Blick auf sein Gegenüber.

„Monumental," sprach er, indem er sich in einen Stuhl zurücklehnte, „so geschlossen — so stark im Ausdruck —"

Er erhob die Hand, errötete aber plötzlich über deren Zittern und suchte durch ein krampfhaftes Auflachen seiner Verlegenheit Herr zu werden.

Sie heftete den Blick auf seine schlaffen Züge. Schlaff waren auch seine Schultern, sein ganzes Gehaben.

Er las ihr in der Seele.

„Wie es gekommen," meinte er achselzuckend, „nun ja — Sie wissen doch — es war schon früher so — Aufschwung und Niedergang — Es brauchte immer einer Anregung, um mich wieder hinaufzubringen — das vermochten Sie — und seither — eine so reiche Natur wie Sie geliebt zu haben, wirkt fast wie ein Fluch — Nach Ihnen — ich suchte und suchte — und fand nur Dürftigkeit, Dürftigkeit an Leib und Seele — In der Verzweiflung — nun ja — da griff ich eben —"

Seine Stimme verlor sich in ein Flüstern, seine Lippen zitterten. Sein Blick hatte etwas unsagbar Hilfloses.

„Keine hübsche Geschichte," meinte er mit seinem verlegenen Auflachen, „sprechen wir von früher... Wie lange ist es doch her?"

„Zwanzig Jahre."

„So lange schon?" verwunderte er sich, „ich bin so zeitlos geworden — vieles ist mir entfallen — Nur Ihr Gesicht —"

Seine trüben Augen belebten sich von neuem: „Damals war es ganz anders — ich sehe Sie noch in dem weißen Strohhut voll leuchtender Mohnblumen — ein schönes, leidenschaftlich bewegtes Gesicht — ein Gesicht, das sich noch der Welt zuwandte — seinen innersten Sinn noch nicht gefunden hatte — Nur die Hände — damals schon fertig — weit voraus — Hände, die zugriffen und kein Zaudern kannten — Warum hielt ich sie nicht fest? Ich glaube, ich fürchtete mich vor Ihnen — Sie waren nicht bequem, so ganz nur Kraft, Energie — Voll Güte, ja — voll Opferfreudigkeit — bedingungslos — Sie kannten keine Grenzen — Und dann wieder so schnell fertig mit allem —"

„Ach ja," nickte sie, „diese unglückseligste und doch so natürliche Künstlereigenschaft — rasch auflodernder Feuer, das sein Erlöschen schon in sich trägt. Es gibt kein Morgen für uns, nur ein Heute."

Er sprach wie in Gedanken versunken: „Ihr Wesen mahnt mich an einen tiefen Wald, mit Stämmen so dicht und hoch, daß in den schwarzen Schatten kein Vogel singt — Schatten, in denen unheimliche Wesen lauern, die etwas von Gefangenen an sich haben — von den ursprünglichen Gewalten des dunkelatmenden Waldes — Aber auch wieder voll Lichter, voll spielender Sonnenblitze, die glühen und leuchten, alles in warme goldene Töne tauchend, in denen es von tausend braunschimmernden Käfern klingt und tönt — wie Bronze tönt, schlägt man dagegen —"

Er schwieg; seine Augen hingen an dem Antlitz der Künstlerin, und es war, als versänken sie beide in das Bild, das er heraufbeschworen.

„Die Liebe war Ihnen nicht alles," nahm er, zu seinem Gedankengang zurückkehrend, wieder das Wort, „kurze, heiße, leidenschaftliche Stunden — aber Ihr Beruf — und was es sonst auf der Welt Interessantes gab — Bücher, Menschen — alles wollten Sie kennen lernen — sich zu eigen machen — Es war mir zu viel — ich kam nicht mit — Wie ungeduldig waren Sie doch! Sie bliesen in die Rosenknospe, daß sie schneller erblühe. Ich liebte Sie — aber ich litt — Ihre künstlerische Persönlichkeit befähigte mich für Augenblicke zum Höchsten, aber Ihre Unruhe, Ihre Ungeduld brachte mich um alle Möglichkeit des Gedeihens — Ihr Uebereifer war's, der mich damals jener blonden, sanften Frau in die Arme trieb — Ich liebte sie nicht — Wie oft, Agnes, habe ich Ihnen das alles in schlaflosen Nächten gesagt — wie sehnte ich mich, es Ihnen zu sagen — ich liebte jene Frau nicht — Und doch — sehen Sie — sie kam in mein Atelier — alle Tage — sie bewunderte mich. Sie bewunderte sogar mein Nichtstun. Ich war so ganz vollkommen in ihren Augen — Ums Umsehen räumte sie mir alles Unangenehme aus dem Wege. Sie war glücklich, mir dienen zu können. Dazu ihre leise Stimme, das Beruhigende, das von ihr ausging, sich immer gleich Bleibende, sich Anschmiegende —"

„Ja, ja, ich weiß," nickte Agnes, „das ist es, was die Männer brauchen, das Beruhigende, sich Anschmiegende. — Uns, die wir unser Leben mit allen unsern Kräften haben erkämpfen müssen, uns glaubt man nicht mehr, daß wir hilflos und liebebedürftig sind."

Eine Pause entstand.

Um sie her war alles laut. Schwatzen, Lachen, Gläsergeklirre, ein Hin- und Hergehen, Einanderzurufen.

Die beiden in ihrer Ecke saßen wie auf einer Insel; sie sahen nichts, sie hörten nichts. Was gingen sie die Blicke an, die dann und wann zu ihnen herschweiften und zu fragen schienen: Was mag diese ungleichen Menschen zusammengeführt haben? Sah der nachlässig gekleidete Mann mit dem ungepflegten, schon beinahe ergrauten Bart nicht wie ein Greis aus neben der schönen, aufrechten Frauengestalt mit dem dunkeln, lebensprühenden Gesicht?

Nur wenn er sich vergaß, die müden Augenlider sich plötzlich hoben und ein Lächeln über seine Züge glitt, da war er jung, jünger noch als sie, denn dies Lächeln gab seinem Antlitz den Ausdruck eines Kindes.

„Also auch nicht gefunden, was Sie brauchten," sagte er, „ja, ja, hier unter den Bogen der Brauen, im Schatten des Mundes — etwas Unerbittliches, tief Schmerzliches — der Sieg ist Ihnen nicht leicht geworden."

„Der Sieg?" meinte sie mit einem traurigen Lächeln, „nach allem, was ich erlebt —"

„Als ob es darauf ankäme," fiel er ihr ins Wort, „was heißt denn Siegen? Doch, sich immer wieder selber finden, wieder aufstehen können! Ich bin einer, der liegen blieb."

Sie wollte ihm ins Wort fallen.

„Nein, nein," wehrte er, „was läßt sich da sagen? Lieber nichts."

Sie schwieg.

„Ein so durchgearbeitetes Gesicht," murmelte er in sich hinein, „jede Form, jede Fläche — es drängt förmlich —"

Er machte wieder seine charakteristischen Bewegungen mit der Hand.

„Wenn ich noch der Alte wäre," seufzte er auf.

„Das waren Sie soeben," versicherte ihm Agnes, „Ihr Blick, die Bewegung Ihrer Hand — ich sah Sie wieder jung. — Wie viel leichtes Leben ging doch von Ihnen aus — wie viel Heiterkeit — Wenn Sie mich mit dem dunkeln Wald verglichen, Sie wirkten auf mich wie ein blühendes Feld, wo man die Erde riecht und alles Gesundheit und Klarheit ist. Was das für mich war damals, die ich so schwer, so unsagbar unter dem Unwahren und Unechten in meinem Berufe zu leiden hatte — ein Künstler wie Sie, eine Kinderseele, welche die Welt und Natur so prachtvoll klar sah — wenn Sie doch nur wollten", unterbrach sie sich, „nur recht wollten — es ist ja noch alles da — Ihr ganzes Können —"

„Aber die Kraft," fiel er ihr in die Rede, „die Kraft, die Sie haben — mir hat sie immer gefehlt —"

Sie sah ihn sinnend an: „Wenn man nichts zu erkämpfen hat, alles gegeben ist — Talent, behagliche Verhältnisse, gute Erziehung — nichts drängt oder beengt — dennoch, trotzdem — in Ihrer Kunst sind Sie gestiegen — und das ist viel, sehr viel. Ich — ganz gewiß — ich hätte nie in meiner Kunst leisten können, was ich leistete, ohne die großen Schmerzen, durch die ich habe durch müssen — ohne die entsetzliche Verantwortung, die mich drängte — vorwärts stieß, auf Leben und Tod —"

„Welche Verantwortung?" fragte er.

‚Vielleicht,' dachte sie, ‚wer weiß — wenn ich ihn aufrütteln könnte — dieser Seele aufhelfen —'

„Sie glaubten damals," sprach sie, seine Aufmerksamkeit mit ihrem Blick förmlich erzwingend, „Sie glaubten damals, ich habe Sie aus Eifersucht verlassen. Es spielte noch andres mit. Mein Vater war plötzlich gestorben — meine Mutter mit sechs jüngeren Geschwistern dadurch der größten Not preisgegeben. Sie hatten nur mich — ich allein mußte für alle aufkommen. In meiner Ratlosigkeit dachte ich an Sie — klammerte ich mich an Sie. — ‚Jetzt wird er arbeiten,' sagte ich mir — ‚jetzt wird er ein andrer werden — mit einem Schlag wird meine Not seine Entschlußunfähigkeit heilen. Wir werden Mann und Frau, und meine Aufgabe wird die seine sein'. — Ich — hätte so gesprochen — so gehandelt — darum kam ich zu Ihnen, überzeugt — sicher. Und Sie — versagten. Mit einer neuen Gefährtin fand ich Sie zusammen — ich —"

Sie brach plötzlich ab.

In dem Gesicht des Mannes war, während sie sprach, eine immer heißere Röte aufgestiegen.

„Warum," preßte er im höchsten Grade erregt hervor, „warum haben Sie damals nicht gesprochen — ich hatte ja keine Ahnung — mein Gott, alles wäre anders geworden, wenn Sie ein Wort gesagt hätten —"

„Ich konnte nicht," gab sie ihm zur Antwort, „mein Innerstes war zu tief getroffen — in solchen Augenblicken —"

Sie schüttelte den Kopf.

„Aber alles wäre anders geworden — ganz anders," beharrte er.

Sie sah ihn mit einem wehmütigen Lächeln an: „Welch ein Kind sind Sie noch immer! Wir beide und glücklich miteinander werden? So kurzsichtig, wie ich damals war, so ungestüm — wie Sie selbst so treffend sagten — ich blies in die Rosenknospe, um ihr Erblühen zu beschleunigen. Und Sie, der Frieden brauchte, Ruhe — dessen Werke langsam, ohne fremde Zeugen unter Ihren Händen hervorwachsen müssen —"

„Aber mit der Zeit," wollte er einwenden, „glauben Sie nicht — mit der Zeit —"

„Nein, bei einer Schauspielerin gibt es nie Ruhe, nie! Da heißt es immer vorwärts — Unsre Stimmung, die andrer — nichts kommt in Betracht. — Immer gehetzt — angezogen oder angeekelt — im Rausch oder in der Verzweiflung — das Höchste und das Niedrigste, alle Affekte des Lebens durchlaufen wir — wissen alles — haben alles durchlebt, durchkämpft — mit unserm Herzblut getränkt. — Wir sind reich wie das Leben selbst — und wir können schenken wie ein Gott. Nur eines haben wir nicht zu geben — jenes stille Glück, das der Mensch zu seinem Gedeihen braucht. Ich wäre eine schlechte Gefährtin gewesen —"

Sie kam seiner Einwendung zuvor:

„Nein, nein, ich wäre Ihnen eine schlechte Gefährtin gewesen. Das haben Sie auch gefühlt. Ich verstehe jetzt alles. Damals freilich nicht. Aber jetzt weiß ich — die Sorgen, die Not, die mich zu dem gemacht, was ich bin, hätten Sie erdrückt. Vielleicht wäre nicht ein einziges Ihrer Werke entstanden, die jetzt von Ihnen reden — vielleicht —"

Sie brach plötzlich ab, sie sah, er war wieder ganz Auge, wie verloren, entrückt, hörte wohl kaum, was sie sagte —

„Sie sind ein ganzer Mensch geworden, Agnes," fuhr er plötzlich aus seiner Betrachtung auf, „ach, und was bin ich —"

Sie fiel ihm in die Rede:

„Ich will Ihnen sagen, was Sie sind — ja, und was Sie mir waren — Abgründe lagen vor mir, damals, als ich Sie verließ — ich mußte über alles weg — durfte kein Mittel scheuen — denn die Meinen, die an mir hingen — ihre Klagen — ihre Wünsche. — Und ich noch jung, das reiche Leben vor mir, und nichts, nichts als Arbeit — dennoch," setzte sie tief aufatmend hinzu, „dies war meine beste Zeit — ja, meine beste," wiederholte sie, als er das in ihren Anblick versunkene Auge plötzlich fragend aufrichtete, „jetzt weiß ich, daß es die beste war, trotz der vielen Sorgen, der tiefen Enttäuschung, die ich erlebt — Ich sah doch, ich wußte, unwürdig war der Mann nicht, den ich geliebt —"

Hörte er, was sie sprach? Einerlei — das immer intensivere Erwachen seines künstlerischen Schauens erfüllte sie mit einer stillen Hoffnung. Sie kannte das von früher, dieses Sichselbstvergessen des Künstlers, der nur noch Auge war.

Und so fuhr sie fort zu sprechen:

„Eine Ihrer Arbeiten war's — besonders eine — jener Jüngling. Nicht nur in seinem Gesicht, in den erhobenen Armen, in der Hand, die nach dem Haupte greift, auf jeder Fläche des vorwärtseilenden Körpers dieselbe Schmerzhaftigkeit, das Erbeben eines jungen Lebens, über das ein Sturm

hereingebrochen. Ich sah, es war etwas in Ihre Kunst hereingekommen, das früher nicht drin war. Und ich sagte mir: durch mich — durch unsre Liebe ist es hineingekommen. Sehen Sie, und das half mir, hielt mich hoch."

Er sah sie freudig an, eine leise Röte war in seine Stirne gestiegen.

„Sie haben meine Werke verfolgt — Sie sind ihnen nachgegangen?"

„Nein," sprach sie aufrichtig, — „so bin ich nicht — die Gegenwart bringt mir zu viel — aber plötzlich, in einer Ausstellung — da oder dort, trat mir dieses oder jenes Ihrer Werke entgegen — oft gerade in einem Augenblick tiefsten Leides, wenn alle Risse meiner Seele bloßlagen — da wirkten Ihre Gestalten auf mich wie eine Befreiung, alles Trübe und Dunkle, an dem ich litt, in Freudigkeit auslösend. Wie dankbar war ich Ihnen in solchen Augenblicken — wie waren Sie mir nah! Wie groß erschienen Sie mir!"

„Ich — Ihnen — der schönen Frau — der stolzen Siegerin —"

Sie beugte sich vor:

„Wissen Sie, wie es in dieser Frau aussieht? Sie sollen es erfahren — ich will es Ihnen sagen. — Damals — nachdem die Arbeit für die Meinen getan war, die Geschwister versorgt — die Mutter tot — als ich frei war und endlich, endlich an mich denken durfte — auf der Höhe meines Könnens —"

Sie wurde bleich, eine herbe Linie bildete sich um ihren Mund.

„Jawohl, jawohl, ich, ich, die ich so oft über jene Kolleginnen gelacht, die plötzlich mit einer dummen Heirat ihre Zukunft aufs Spiel setzten, vernichteten — ich — ich habe es ganz ebenso gemacht. Warum muß so etwas sein — und warum muß es oft gerade — fast immer die ersten und besten von uns treffen — jene unbegreifliche plötzliche Verrücktheit — Blindheit — Taubheit? — Heute noch klar, frei, ich selber — morgen tritt plötzlich ein Mensch zu mir herein — jeder sieht, nichts ist an ihm, er ist ein Mensch, wie es Hunderte gibt — in keiner Weise hervorragend — nicht einmal Vertrauen erweckend — jeder sieht das, nur ich — ich — Titania, ach Titania," murmelte sie in sich hinein, „wie viele unglückselige Schwestern hast du doch —"

Sie schwieg, in sich zusammensinkend, beide Hände gegeneinander pressend.

Aber schon im nächsten Augenblick richtete sie sich auf: „Dieser Wahnsinn kostete mich mein schwer errungenes Vermögen, ich bin eine geschiedene Frau und fange wieder von vorne an. So — da haben Sie die Siegerin!"

Er nickte, er beugte sich vor, ihr fest in die Augen sehend:

„Auch hier, jawohl, auch hier Siegerin. Was war das weiter! Die Natur, die immer und an allem schuld ist, regt sich in einem Augenblick, da gerade ein Unwürdiger zur Stelle ist. Darauf nimmt sie keine Rücksicht. Sie aber — haben Sie nicht gezeigt, wie unwesentlich ein solches Erlebnis für einen Menschen ist wie Sie? Sie machen sich frei und fangen Ihr Leben von neuem an. Nie habe ich deutlicher gesehen, wie schwach und elend ich bin. — Nein, nein," wehrte er, als sie sprechen wollte, „ich weiß ja, Sie möchten mir helfen, wollten sich sogar vor mir demütigen, bloß um mir Mut zu machen. Das ist ja schön, recht schön — aber geben Sie sich keine Mühe — es ist nichts mehr mit mir zu machen —"

„Die Sehnsucht zu schaffen leuchtet Ihnen ja aus den Augen, zuckt Ihnen in den Fingern —"

„Aber den Weg zum Willen, den kann ich nicht mehr finden — die Kraft fehlt — ich weiß nur zu gut, es bleibt mir nichts andres übrig als zu sinken — tiefer und tiefer — bis es aus ist. — Nicht einmal so viel Kraft habe ich, das Ende selbst —"

„O still, still," fiel sie ihm ins Wort.

Welche Töne hatte diese Frau, wie unendlich weich und innig klang ihre Stimme, mit der sie ihn anflehte:

„Freund, lieber, lieber Freund — ich habe mich Zeit meines Lebens nach einer großen Freude gesehnt — sie ist mir nie geworden. Aber jetzt — jetzt könnte ich sie erleben — durch Sie — ja, durch Sie — Sie könnten mir die Möglichkeit geben, mir sagen zu dürfen: ich war einem Menschen zum Heil. Sehen Sie, das würde mir helfen — mich in meiner Einsamkeit aufrichten, mich für meine schwere Arbeit stärken — Sehen Sie, um diese Möglichkeit flehe ich Sie an —"

Er sah ihr verwirrt, auf das höchste bewegt ins Gesicht:

„Ich — was kann denn ich —"

„Sich aufraffen — schaffen, schaffen, und sollten Sie daran zugrunde gehen."

Ihre Augen, von denen ein wunderbares Leuchten ausging, senkten sich tief in seinen unruhig flackernden Blick. Sie legte die Hand auf seinen Arm, und es war, als gingen geheime Kräfte von ihr auf ihn über, denn er zuckte plötzlich zusammen, sein eingesunkener Körper raffte sich auf, seine Augen öffneten sich groß. Ohne ein Zucken hingen sie, bohrten sie sich in dieses so mächtig bewegte, wunderbare Frauenangesicht. Was alle Worte nicht vermocht, vermochte dieser Anblick.

Er erhob die Hände — kein Zittern mehr — keine Unsicherheit —

Jede Linie in seinem schauenden Antlitz schien sich zu vertiefen, zu verklären.

Agnes wagte kaum zu atmen.

Welch ein Schauspiel — ein Auffstehender, ein sich Aufrichtender — ein Totgeglaubter, der wieder wandelt und spricht —

Und jetzt lachte er — gerade wie zu seiner Jugendzeit, von einem Extrem ins andre verfallend.

„Sie geben mir tausend Sonnen," jubelte er, „was ich bisher geleistet, was ich ferner leisten werde — Sie, immer Sie, waren der Urquell, der meine Seele gespeist. Was liegt daran, ob wir beisammen waren oder nicht — ob glücklich oder unglücklich — ich weiß nur, jetzt ist meine Seele erlöst — jetzt sehe ich wieder Möglichkeiten — die — "

Er streckte ihr aufspringend beide Hände hin, geheimnisvoll lächelnd wie ein Kind, das alle Taschen voll Herrlichkeiten hat.

„Ob Sie eine Siegerin sind! Ob Sie eine Siegerin sind!"

Sie umfaßte seine Hände voll tiefster Erregung.

„Ich segne mein Schicksal für diesen Augenblick!"

„Und Sie werden kommen? Heute in einem



La Grande Mademoiselle
Nach einem Gemälde von Achille Fould



Jahr ist mein Werk vollendet. Ich darf keine Zeit verlieren. Sie werden kommen?“ wiederholte er dringend, ungeduldig, mit einem Blick, der schon nicht mehr gegenwärtig war.

„Ja, ja,“ versprach sie, und die Tränen stürzten ihr aus den Augen.

Er nahm seinen Hut. Im ersten Augenblick schien es, als wollten ihm die Füße ihren Dienst versagen. Plötzlich aber richtete er sich stramm auf und eilte zur Türe mit elastischem Schritt, wie beflügelt — der Mann, der mit wankenden Knien, auf den Arm einer Frau gestützt, die Schwelle dieses Raumes überschritten hatte.

•

„Der Sieger“ hieß eine Bronzestatue in der Vorhalle des Ausstellungsgebäudes.

Die Betrachtenden, die plaudernd und lachend da und dort herkamen, vor dem Sieger schwiegen sie plötzlich still. Die Fremden wie von einer Fühlung von irgend etwas ergriffen. Die Einheimischen wußten, warum sie ihre Stimmen dämpften.

Der Künstler, der den Sieger geschaffen, hatte sich das Leben genommen. Für jeden unfaßlich, unbegreiflich, der dieses Kunstwerk anstaunte.

Eine war da, die alles wußte, alles begriff. Sie stand der Statue gegenüber, ein wenig gedeckt von einer Gruppe von Lebensbäumen, hinter denen ein plätschernder Wasserstrahl aufstieg.

Sehr lange schon stand sie da. Ihrem Versprechen getreu war sie dem Rufe des Künstlers gefolgt, um statt seiner — sein Werk zu finden.

Das reifste, das er je geschaffen, ganz hoch, ganz abgeklärt, über alle Kämpfe hinaus.

Eine monumentale Jünglingsgestalt, stand der Sieger da, Zug für Zug der Frau gleichend, die zu ihm aufblickte, sich von seinem Anblick nicht zu trennen vermochte. Ja, das war sie selbst, ihr eignes aufrechtes Sein und Leben, ihr Wollen und Können, ihre Güte und ihre Härte.

Wie hatte er beobachtet, der Hingegangene, wie jeden Zug, jede Linie, jede Gebärde seiner Erinnerung eingeprägt!

Da stand ein Mensch, in jedem Zuge individuell, die unheimliche Schönheit des Antlitzes noch verschärft durch die aufblitzenden Lichter der dunkeln Bronze — die Gestalt ganz Wille — in dem ausgestreckten Fuß, in den Händen, die noch von der Tat sprachen, die sie soeben getan. Heldenhände, die vor nichts zurückschreckten, die ihr Werk tun mußten, getrieben durch die Urkraft, die diese Adern schwoll. Jeder Nerv, jede Gebärde ein Sieger. In dem schicksalernsten Auge schon die Witterung neuer Kämpfe, um das festgeschlossene Lippenpaar Unerbittlichkeit und Schmerz.

Die Muttergottes

Ein Kinderlied

Von

Richard Schaukal

Die Muttergottes im Himmel
Hat ein Fenster für sich allein.
Da sitzt sie die ganzen Tage
Und schaut in die Welt hinein.

Und hinter ihr steht ein Engel
Und schreibt in ein Buch genau,
Was von den *guten* Kindern
Ihm sagt die hohe Frau.

Was aber die *bösen* machen,
Das sagt sie dem Engel nicht:
Der würde das gar nicht glauben,
So sanft ist sein Gesicht.

„La Grande Mademoiselle“

(Zu dem Gemälde von Achille Fould)

Unser Bild, das auf dem letzten Pariser Salon die lebhafteste Aufmerksamkeit erregte, stellt eine Episode aus den Kriegen der Fronde in Frankreich dar. Louise von Orleans, die wegen ihrer schlanken, hohen Figur den Beinamen „La Grande Mademoiselle“ hatte, war die Cousine Ludwigs XIV. Sie nahm an den Aufständen gegen den Hof und namentlich gegen das Regiment Mazarins hervorragenden Anteil und setzte später alle ihre Freunde in Erstaunen, als sie im Alter von vierzig Jahren den Duc de Lauzun heiratete. Aus dem Bilde Eugène Foulds kann man die Popularität ersehen, die das junge Mädchen genoß; sie war damals ungefähr zwanzig Jahre alt, galt als eine der eifrigsten Gegnerinnen Mazarins und trug sich mit dem Gedanken, Ludwig XIV. zu heiraten und Königin von Frankreich zu werden. Heimlich entwich sie aus Paris und traf plötzlich mit bewaffneter Macht vor Orleans ein. Obgleich die Stadt ihr die Tore versperrte, gelangte sie dennoch durch eine Bresche in der Mauer in das Innere der Stadt, wo sie die Bevölkerung mit Jubel empfing.



Alter Johannisbrotbaum im Klosterhof auf Lacroma

Vegetationsstudien von der Küste der Adria

Von

C. K. Schneider-Wien

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Heiße Septembertage waren es. Aber wie wohl tat es, im lichten Schatten der Strandföhren am steilen Felshang über dem Meere zu ruhen! Die geistige und körperliche Erschlaffung, die die Hundstage in der Großstadt Schwüle erzeugt hatten, begann zu schwinden. Das matt gewordene Auge schweifte wieder lebendig weit, weit hinaus über das silberviolette, ruhig atmende Meer. Oder der Blick hob sich empor und folgte entzückt dem Spiel der zarten Föhrenäste auf dem blauen Himmelsgrund.

Wie sie dastanden, diese Föhren, mit ihrem weichen gelben Grün, das wie ein duftiges Bett auf knorrigem Astwerk ruht, alles umgossen vom sonnendurchleuchteten Aether. Ihr Bild wird mir immer jene Stunden zurückrufen, die ich auf dem Monte Petka bei Ragusa an der Adria Gestade genoß. Und manchem Leser wird es ähnlich ergehen, wenn er die Bilder sieht, die ich ihm heute zeige. Wer nur einmal wenige Tage an den Küsten des Mittelländischen Meeres geweilt, Italiens Himmel über sich gefühlt hat, der wird sie kennen, die charaktervollen Gestalten südlicher Pflanzenwelt. Nur flüchtige Skizzen sind es, die ich biete, spärliche Andeutungen einer vielgestaltigen Flora. Aber bezeichnend sind sie alle für die Vegetation, die uns sowohl an der Riviera wie in Dalmatien entgegentritt. Ich habe die Bilder aus Ragusas Umgebung mitgebracht, sie könnten ebenso um Ventimiglia oder Mentone gesammelt worden sein. Sie stammen aus einer Jahreszeit, in der durch die Glut der Sommermonde auch die zähesten Pflanzen die Jugendpracht des Frühlings verloren haben. Allein sie mögen zeigen, daß in diesem glücklichen Klima die Pflanzenwelt zu allen Zeiten besondere Reize bewahrt. Selbst die vertrocknete Distel am Wege kleidet sich in ein goldenes Sterbegewand.

Doch lernen wir zunächst den Ort ein wenig kennen, wo wir uns befinden, ehe wir uns einzelnen Pflanzentypen zuwenden.

Unsre Bilder zeigen die Umgebung Ragusas, dieses alten malerischen Städtchens, das so ganz und gar Mittelalter geblieben. Uns soll heute indes nur die Landschaft interessieren. Auf einem Bild sehen wir die Hafenstadt von Ragusa, das

nördlich von ihr gelegene Gravosa mit der vorgelagerten Halbinsel Lapad, die im Mittelgrund in einem kleinen Stück vorspringt und deren höchste Erhebung der 197 Meter hohe Monte Petka bildet, von dem vorhin die Rede war. Er ist ganz mit den Strandföhren bewaldet, im Gegensatz zu den nackten Karsthöhen des Festlandes und der meisten vorgelagerten Inseln.

Die Vegetation dieser Hänge charakterisiert ein Bild, von dem noch die Rede sein wird. Werfen wir erst noch einen flüchtigen Blick auf die Strandformation im Süden Ragusas, die eines unsrer Bilder zeigt. Hier liegt (rechts auf dem Bilde nicht mehr sichtbar) das kleine Eiland Lacroma, das wir noch besuchen werden.

Alle diese Höhen bestehen aus einem weißen Kalkgestein, dem sogenannten „Rudistenkalk", geologisch zur „oberen Kreideformation" gehörend. Botanisch gesprochen befinden wir uns in der „süddalmatinischen Macchienregion des Mediterrangebietes", an die sich landeinwärts die „illyrische Karstregion" anschließt. Es sei hier nur von mediterranen Elementen gesprochen und dieses Vegetationsgebiet hier ganz kurz charakterisiert.*)

Eine völlige allgemeine Winterruhe, wie wir sie in unsrer nordischen Vegetation beobachten, gibt es nicht. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Ragusa 16,6 Grad Celsius, die mittlere Januartemperatur 4,70 Grad Celsius und das absolute Minimum — 6 Grad. Dagegen steigt die Temperatur im Juli im Mittel bis 25,3 Grad, während die Maxima der Sommertemperatur um reichlich 10 Grad höher liegen. Die Sommerdürre ist ausgesprochen, und sie ist es, die gewissermaßen einen Stillstand der Vegetation einleitet. Deren Glanzperiode bilden die Monate April bis Mitte Juni. Wer die Flora in ihrer üppigsten Entfaltung kennen lernen will, mit all dem Reichtum und der Pracht an blühenden Sträuchern und Kräutern, der wählt am besten den Mai.

Sonst ist gerade der September eine sehr angenehme Reisezeit. Die stärkste Hitze und die ärgste Mückenplage sind vorüber, es ist aber doch noch sehr angenehm warm, oft sogar heiß. Und diese gleichmäßige warme Witterung pflegt gewöhnlich bis Ende September anzuhalten. Dann beginnen nach und nach die Niederschläge, Stürme, kurz das kühlere wechselnde Wetter.

Der September ist auch der Monat der Reife. Wein und Feigen auf Schritt und Tritt, billig und gut, wenn man sich nicht übers Ohr hauen läßt.

Es ist sehr angenehm, mit Trauben, Brot und Wasser versehen, hinauszuwandern und im lichten Strandföhrenwalde den Tag zu verträumen; auf dem Heimwege kurz vor Sonnenuntergang über die kahleren Höhen lernt man dann auch deren Vegetation kennen und kehrt im Dämmer, neuer Eindrücke voll, in die Stadt zurück, wo noch

*) Ich beziehe mich dabei auf die vortreffliche Zusammenstellung von Ginzberger im „Führer zu den wissenschaftlichen Exkursionen des zweiten internationalen botanischen Kongresses, Wien 1905. Exkursion in die illyrischen Länder, erster Teil".



Strandföhren auf dem Monte Petka bei Ragusa

die Oleander blütenschwer über die Gartenmauer hängen.

Was finden wir nun alles in solchem Strandföhrenwalde wie auf dem Monte Petka? Von höheren Sträuchern oder Bäumen außer den Pinus die Immergrüneiche (Quercus ilex) in kleinen Gruppen, in ihren meist ganzrandigen kleinen Blättern von unsern bekannten Eichentypen sehr abweichend. Diesen stehen ganz nahe die behaarte Eiche (Q. lanuginosa), die ja weit hinauf bis Süddeutschland geht und hier gleich der südlichen Hainbuche (Carpinus duinensis) nur spärlich auftritt. Auch die Blütenesche (Fraxinus ornus) zeigt sich nur hier und da eingesprengt.

Agavengruppe am Wegrande bei Ragusa

Dafür herrschen Sträucher, die ein oft ganz undurchdringliches Dickicht bilden, die sogenannte „Macchie". Hier auf den Petkahängen ist sie ziemlich locker, und man kann mit einiger Vorsicht fast überall sich hindurchwagen. Allein die Stechginster (Calycotome) sind gar wehrhafte, mutwillige Gesellen, die eine wahre Lust daran zu haben scheinen, jeden Eindringling gründlich zu zerstechen. Sie stehen ganz blattlos da und strecken nach allen Seiten ihre spitzbewehrten grauen Dornästchen. Harmlos dagegen sind die immergrünen Pistazien mit ihrem gefiederten Blattwerk, oft ganz bedeckt mit roten beerenartigen Früchten. Doch über sie ranken so gern die heimtückischen Stechwinden (Smilax), die uns mit ihren roten appetitlichen Beeren anlocken, um uns dann festzuhalten und in ihre Bande zu verstricken. Nicht so verräterisch sind die Waldreben (Clematis), deren silberzottige Fruchtstände die andern Macchiensträucher oft weithin überspinnen. Wohl halten sie uns auf, aber ihre Stengel sind wehrlos und können uns nicht schädigen. Außerdem begegnen wir hier der Myrte, der Granate, der Steinlinde (Phillyrea), dem wilden Oelbaum und verschiedenen Wacholderarten (Juniperus). Die im Mai so schön blühenden Cistrosen treten jetzt als halbverdorrte Sträuchlein zurück. Hier und da finden sich hübsche Ginstergruppen (Spartium junceum), diese blattlosen Gestalten mit grünen fädigen Trieben, denen manche Meerträubel (Ephedra) in der Tracht so ähneln. Als Oasen in der Wildnis erscheinen kleinere oder größere Oliven- und Weingärten.

Wenn wir den Wald verlassen, so liegen vor uns die Felshänge mit der niederen lichten Macchie, wie sie eines unsrer Bilder zeigt. An der Waldgrenze namentlich treten die selteneren Baumeuphorbien (Euphorbia dendroides) auf in ihren blauweißen, oft ganz blattlosen Büschen.

Auf dem Felsgestein herrschen sonst die bereits erwähnten Arten vor, dazu treten aber gerade hier in reicher Menge Heidekrautbüsche (Erica arborea), die gerade im September in schönem Flor stehen.

Des weiteren lenken eine Anzahl Kräuter unsre Blicke auf sich, die jetzt allerdings zu derben strauchartigen Gebilden zusammengedörrt sind. Da steht einsam am Wegesrande die stolze hohe Distel imponierend in ihren außerordentlich ornamentalen Formen. Häufiger ist ihre kleine Schwester, die Golddistel (Carthamus lanatus), die sich dicht zusammenschart und im goldenen Kleide der todbringenden Sonne zulächelt. Lustig beugt sich über das Gestein am Wege der kleine bewegliche weiße Alant (Inula candidissima) im schimmernden Hermelinmäntelchen. Ihm vermag die Hitze nichts anzuhaben, er findet überall genug, sein lockeres Leben zu fristen.

Dies sind einige Typen, die uns am häufigsten begegnen aus der mediterranen Pflanzenwelt. Wir wollen noch einige von den Südhängen bei der Vorstadt Ploce an uns vorüberziehen lassen, die aber auch auf dem Wege vom Monte Petka durch die Pilevorstadt zur Stadt Ragusa uns in die Augen fallen.

Es sind vor allem die Agaven, die Korsaren der Pflanzenwelt, die an den Mittelmeerküsten sich so viel Land erobert haben und es siegreich zu verteidigen wissen. Sie sind gewaltsame Eindringlinge, aber wir lieben sie in ihrer stolzen Wildheit, in ihrer unverwüstlichen Lebensfülle, in ihrer ganzen



Lichter Strandföhrenwald auf Lacroma mit Unterholz von Erica, Myrte, Erdbeerbaum, Steinlinde, Stechdorn, Stechginster und so weiter



Bäumchen-Wolfsmilch, 1 Meter hoch, in der Karstmacchie bei Ragusa

kraftvollen Schöne. Wie keine andre Pflanze ist die Agave ein Symbol südlichen Lebens.

Neben ihr verblassen die andern Gestalten der Flora, wie das stattliche Pfahlrohr (Arundo), das kleine Waldungen am Meeresufer bildet und alle europäischen Gräser an Mächtigkeit übertrifft. Auffällig ist ferner der Stechdorn (Paliurus), den wir als Macchienstrauch längst hätten erwähnen müssen. Er ist eine Schirmpflanze für Wein- und Olivengärten; seine dünnen, schlanken, zähen Zweige halten mit ihren Dornen alles fest, was hindurch will.

Ein merkwürdig Sträuchlein, von dem fast jeder schon genossen hat, hängt hier überall von den Mauern herab, der Kapernstrauch (Capparis). Seine Zweige mit dem rundlichen dicklichen Laub und den großen zartvioletten Blumen mit den unendlich vielen feinen Staubgefäßen strecken sich überall dem Wanderer entgegen.

Wenn wir dann weit nach Süden gewandert sind und die letzten Häuser — ein kleines verlassenes Kloster — erreicht haben, dann setzen wir uns wohl unter die Maulbeerbäume und blicken gen Westen nach Lacroma hin übers Meer, das von der sinkenden Sonne in Gold und Purpur getaucht wird. Hier bei diesem kleinen Kloster konnte man die schönsten Oliven um ganz Ragusa sehen. Prächtige, malerisch gebaute Baumsträucher mit knorrigem Geäst und silbergrauem, weidenähnlichen Blattwerk. Hier ragen auch kleine Wäldchen von nadelförmigen schwarzgrünen Zypressen empor, die so charakteristisch auch auf unserm Bilde hervortreten.

Mit einem Besuche von Lacroma wollen wir unsre Plauderei schließen. Ein Boot führt uns von Ragusa hinüber zum felsigen Inselstrand. Von der ersten Landungsstelle aus geleitet uns ein schmaler Pfad durch dichteste, ganz und gar undurchdringliche Macchie zum Kloster oder Schloß. Hier in dieser Macchie treten die Erdbeerbäume (Arbutus) bezeichnend auf, deren alte Stämme durch die rötliche, sich ablösende Rinde und die entfernt an Erdbeeren gemahnenden Früchte auffallen. Wer um Ragusa die Macchie in ihrer typischsten Ausbildung kennen lernen will, muß sie auf Lacroma suchen. Er darf aber dann nicht bis zur zweiten Landungsstelle unweit des Klosters fahren, da dort schon lichter Föhrenwald mit einem ganz andern Charakter herrscht. Des Menschen Hand hat ihn in der Nähe des Klosters parkartig umgestaltet.

Am schönsten aber dünkt mich der Süd- und Südweststrand von Lacroma mit seinen so eigenartigen terrassenförmigen Felsbildungen, mit dem „Arco naturale", der großen Grotte, dem „Mare morto" und andern Eigentümlichkeiten.

Hier auf diesem Felsstrande treibt eine reizende Umbellifere, der Meeresfenchel (Crithmum maritimum), ihr munteres Wesen. Gar reizend wirkt ihr weißblaues dickliches Blattwerk, überragt von den Blütendolden.

Und kehren wir dann in den Klosterhof zurück, so ruhen wir wohl unter dem Geäst des alten Johannisbrotbaumes (Ceratonia) aus, den wir auf dem Bilde sehen, das diese Skizze einleitet.



Karstmacchie bei Ragusa, bestehend aus Pistazien, Erica, Stechginster, Steinlinde und Stechdorn



Das hohe Seil

Novelle

von

Emanuel von Bodman

Die Bürger von Radolfzell behaupten, leichtsinnig sei er ja immer gewesen, und man könne den Finger Gottes gerade daran spüren, daß es ihm in der Stadt passieren mußte, der er damals in jugendlicher Ueberhebung den Rücken gekehrt hätte. Und es geschehe ihm ganz recht: warum ließ er die schönen gelben Schmalzhäfen, die blanken Kaffee- und Gerstensäcke seines Vaters stehen und ist unter die Seiltänzer gegangen. Mir juckt es jedesmal in den Händen, wenn ich solche Reden höre, aber ich müßte Dutzende von ihnen haben, wollte ich all den losen Mäulern gerecht werden. Miljeppa und leichtsinnig! Bringt mir einen aus euern Häusern, der ihm hätte die Stange halten können, der sich so tapfer durchs Leben geschlagen hat wie er und so oft und immer wieder wie ein Korkpfropfen obenauf schwamm! Daß ihm das freilich nicht immer gelang, ist natürlich, aber damit seine Freunde und seine Buben wissen, wie er gerungen hat, will ich, bevor wir unsre zwei grünen Wagen nach dem Bahnhof befördern, hier bei diesem Kerzenstummel aufschreiben, was ich so von ihm weiß. Nur für jene, nicht für die Bürger dieses tristen Städtchens, das sie Radolfzell nennen und an dem unbegreiflicherweise sein Herz immer gehangen hat.

Sogar in Petersburg sprach er davon, wo er's wahrlich nicht nötig gehabt hatte, wo seine Produktionen auf dem hohen Seil derart einschlugen, daß ihn eine Fürstin zum Nachtessen einlud. Wer von den Hiesigen hat es so weit gebracht?

Ja, damals ging es ihm ausgezeichnet. Und wenn er in seinem neuen Zylinder, seinem langen Sommermantel und dem silberbeschlagenen Stock, lauter Dinge, die ihm die Fürstin schenkte, durch die Straßen schritt, da war wohl kein Weib, das ihm nicht feuchten Blickes nachsah. „Miljeppa — wenn du heiraten willst, so tu es jetzt!“ sagte ich zu ihm. „Der Augenblick ist günstig: wer weiß, wann du wieder so gute Sachen auf dem Leibe trägst. Du weißt, ich bin nicht fürs Heiraten, aber du scheinst es nötig zu haben.“ Und in dieser Zeit verliebte sich auch ein Mädel in ihn, zwar nicht die Laurentia Knie, die so flott tanzte und deren Augen es ihm einst angetan, aber ein Mädchen, dessen Vater auch nicht Schuhputzer war: in der Hirschgasse in Wien hat er ein kleines Konfektionsgeschäft, in dem sie selber die Kasse führte. Sie ließ die farbigen Ballen liegen und zog mit ihm in die Welt, ihren Eltern zum Trotz. Und was ist sie ihm für eine Frau geworden! Tanzen hatte sie zwar nicht gelernt, und er muß viel darunter gelitten haben, denn einmal machen sich zwei auf dem Seil immer besser als eins, und dann gehört zum Seiltänzer eigentlich eine Seiltänzerin. Drittens wären wohl auch die Nickel reichlicher geflossen, was man indes nicht bestimmt wissen kann. Wenn Frau Miljeppa am Schluß der Vorstellung, froh, daß diese vorüber war, mit stillen, glänzenden Augen in dem verhärmten Gesicht in ihrem blauen Mantel, den sie sehr lang trug, mit dem Teller ging, griff mancher tiefer in seinen Geldbeutel, als seine Absicht war, und manches Gesicht wandte sich ihr mit hellem Staunen zu.

Aber ihre Augen leuchteten nicht nur, wenn er wieder auf der festen Erde stand. Es gab Abende, wo sie wie früher das Elend, das an unserm Stande klebt, vergaß und nur seine schillernde Wonne empfand. Wenn wir unten auf dem Teppich unsre Künste beendet hatten, der gelehrte Pudel Also vom Stuhl sprang, ich selber meine verschwitzte Halskrause lüftete, das hohe Seil gestrafft war wie der Zahn eines Delphins und die Musik ein höheres Tempo einschlug — schüttelte sie da nicht manchmal alle Sorge ab und blickte hinauf, hinauf zu ihm, der in seinem grünen Drachengewand da oben zwischen Sternen und Fackeln schwebte, sieghaft und sicher, als wäre es sein Reich, das er sich wieder

einmal erobert hat? Blickte sie da nicht zu ihm empor, stolz, einen solchen Mann zu besitzen, der allnächtlich um einen Augenblick der Freiheit und um einen Zinnteller voll Nickel sein liebes Leben aufs Spiel setzte? Wer machte ihm das nach von all den Gaffern, die sich auf dem festen Boden spreizten? Und blutete nicht manchmal ihr Herz, daß sie ihm nicht von der andern Seite entgegengleiten konnte, ihm mitten auf dem Seil die Hände zu reichen? Aber wie hätte ein braver Hosenverkäufer merken können, wonach seiner Tochter der Sinn stand! Ja, wie hätte er auch damals, als er sein kleines Mädchen aus der Manege des Zirkus Schumann mit Gewalt heimschleppen mußte, ahnen sollen, was für Blut in ihren Füßen rollte.

Wie oft hat sie uns das erzählt, wenn wir im Wirtshaus saßen und unser wohlverdientes Nachtessen einnahmen. Nun, wenn sie auch selber das Tanzen nicht mehr lernte, das in ihren Füßen schlummerte, so lernten es dafür die beiden Knaben, die sie mit ihm hatte, um so besser. Und sie halfen tüchtig mitverdienen. Das Publikum war gerührt, sag' ich euch, wenn die Buben die Künste der Großen verrichteten und nachher mit kindlichem Lächeln die roten Filzkappen zogen, in welche die Groschen nur so purzelten.

Aber vier essen mehr als zwei, und es gab Zeiten, wo Miljeppas — hier mußte er einst den schwunglosen Namen Brändle mit sich herumschleppen — in ihren Karren aus einem Stück altbackenen Brotes und allenfalls einer Käserinde, die auch nicht vom Tage war, neue Kräfte sogen. Ueberhaupt: damals wäre es dem Pudel Also trotz seiner Gelahrtheit und aller Hochachtung, die er bei ihnen genoß, beinahe an den Kragen gegangen, wenn es mir nicht geglückt wäre, mit einer Notiz, die ich dem Diener eines Börsenjobbers im Kaffeehaus abjagte, daß nämlich eine deutsche Fabrik an die Engländer Kanonen lieferte, die diese auf unsre stammesverwandten Buren richteten, eine Notiz, für die mir ein Zeitungsmann dreißig Mark bar gab, Rettung zu bringen. Wir aßen uns für eine Woche satt, und am Abend gaben wir wieder Vorstellung, was uns am Tag vorher einfach unmöglich gewesen wäre — wir waren zu schlapp. Und heute waren wir zu voll, wenigstens der Pudel Also machte den Sprung durch den flammenden Reifen mit großem Widerwillen, was doch sehr undankbar von ihm war. Aber lange dauerte die Herrlichkeit nicht; wir konnten die Taschen aus den Hosen ziehen, ohne daß nur ein Groschen herausfiel. In einem sächsischen Städtchen, so groß wie das hiesige etwa, hatten wir's auch erleben müssen, daß uns ein jämmerliches Panoptikum aus dem Feld schlug, ich glaube sicher bloß deshalb, weil seine Orgel in einem fort und in allen Tonarten „Heil dir im Siegerkranz" herunterleierte, worauf die Spitzen der Behörden mit ihren Gemahlinnen, sogar der Herr Bürgermeister mit der seinigen, die Bude mit ihrem Besuch beehrten. Miljeppa ging sehr unruhig umher und betrachtete das Seil mit Qual, und einmal — der Wahrheit zuliebe sei's gesagt — sprach er wehmütig von den Zuckerschnüren im väterlichen Laden, auf denen er einst in der wohligen Wärme des hinteren Stübleins seine Holzmännlein reiten ließ. Aber dann erschrak er förmlich über den tiefen Seufzer, den er ausgestoßen, und besann sich wieder auf das, was er aus sich gemacht hat, streichelte sein zusammengerolltes Seil und meinte, lieber wolle er doch noch, daß ihm ein Strick daraus würde, als daß er wieder dort im Halbdunkel sitzen und Pfennige zählen müsse. Einmal hätte er's dann wenigstens gehabt, was sein Wunsch war. Und da klopfte ich ihm auf die Schulter und sagte, auch ich möchte lieber mit daran baumeln, als mich noch einmal in schlechten Zeiten zu fragen, ob's nicht am Ende besser gewesen wäre, wenn ich damals die bösen Worte jenes Leutnants hinuntergeschluckt hätte. Daß auch gerade der mein Vorgesetzter sein mußte! Aber er ist es nun einmal gewesen, und ich habe sie nicht geschluckt. „Miljeppa," sagte ich, „du mußt was Neues erfinden."

„Ja, ich mache daran herum," antwortete er. Immer, wenn es ihm besonders schlecht oder besonders gut ging, hauptsächlich aber, wenn er in trübseliger Stimmung nach Haus zurückgedacht und sich hintennach darüber geärgert hatte, machte er an etwas Neuem herum. Ja, ich glaube, daß ihn der Ekel über die Art und Weise, wie sein Vater sein Leben abschloß: nämlich mit Ohrenklappen und im Fußsack hinterm Ladentisch, mit auf das Seil getrieben hat. Ich will es aber nicht fest behaupten; er hat einen Großvater besessen, der in seiner Jugend in Australien Gold gegraben und zwei Jahre unter Zelten gewohnt hat. Man soll überhaupt nie etwas zu bestimmt behaupten. Das lernte ich auf meinen Fahrten. Früher schwor ich auf meinen Sabel und jetzt schwöre ich auf meinen Nabel. Der besteht nämlich aus einer großen runden Holzscheibe — nach außen. Drum klatscht es immer so, wenn ich auf den Bauch falle.

Miljeppa brachte also im Verlauf einer Woche etwas Neues aufs Tapet: jenen sogenannten Purzelbaum auf dem hohen Seil, der ihn mit einem Schlag berühmt machte, so daß von jetzt ab auf den grünen Anschlägen „erster Seilkünstler Europas" in roten Lettern prangen durfte. Aber kaum waren wir mit dem Purzelbaum von einer Reise durch England wieder nach Deutschland zurückgekehrt, als wir in einer Vorstadt Berlins den ähnlichen Anschlag eines andern Seiltänzers vorfanden. Kaum trauten wir unsern Augen, als wir an dem Platz vorbeischlichen, wo er auftrat. Ganz denselben Purzelbaum hatte er Miljeppa abgelauscht, und es fehlte nur noch, daß er statt seines garstigen fleischfarbenen Trikots das grüne mit der gelben Drachenzeichnung trug. In aller Stille zogen wir weiter, aber nicht eher, als bis ich den Kerl abgepaßt und ihm eins mit der nötigen Erläuterung hinter die Ohren gewischt hatte. In Leipzig passierte uns dasselbe Malheur, und wir begannen wieder recht lange Gesichter zu schneiden. Miljeppa schien zudem gedrückt, weil seine Frau seit einiger Zeit kränkelte und Kummer und Sorge in den Wagen brachte.

Da stieß im rechten Augenblick eine Dame zu unsrer Truppe, die neues Leben erregte. Ihr bengalischer Tiger Miez, mit dem sie aufgetreten, war kürzlich gestorben, und sie bekam wieder Lust auf das Seil, als sie Miljeppa tanzen sah. Einst war es ihre Leidenschaft gewesen, aber nach dem

Der Streit

Nach einem Gemälde von Wilhelm Löwith

Tod ihres Vaters, des berühmten Künstlers Alfonso, ging sie zum Zirkus. Nun hatte Miljeppa, wonach er sich seit langem verzehrte: eine Partnerin auf dem Seil.

Der Abend war da, wo sie zum erstenmal zusammen auftraten. Ah, sie konnte tanzen! Und sie machte sich fast so hübsch als er in ihrem dunkeln Trikot mit der grünen Flitterhose. Und wenn die beiden einander entgegenkamen, sich in die Augen sahen, nach rückwärts gingen und dann wieder einige Schritte aufeinander zu taten, da nahm wohl der blasierteste Jüngling seine Zigarette aus dem Mund. Das Publikum klatschte. Miljeppa strahlte. An diesem Abend sah ich, wie seine Frau ihre Hände um seinen Nacken schlang und ihn lange küßte. Feodora stand abseits; sie hatte ihre Hände leicht auf dem Rücken gefaltet und blickte kühl zu Boden.

Kühl war sie die meiste Zeit über und lebte in den Tag hinein und schien mit ihrem Meister das gemeinsam zu haben, daß sie Tag und Nacht gleichmütig über sich ergehen ließ, um erst am Abend, wenn die große Trommel gerührt wurde, mit ihrer ganzen Kraft aufzuleben. Da floß Feuer durch seine Glieder, und sie bekam jenen grünen Blick unter ihren langen Wimpern, mit dem sie den Tiger beherrscht hatte und den nun auch Miljeppa zu spüren bekam. Und wenn sie einander für gewöhnlich gleichgültig waren — denn Miljeppa hing sehr an seinem Weib —: oben auf dem Seil vereinigte die beiden die Trunkenheit des gemeinsamen Tanzes über Leben und Tod. Seine Frau, seine beiden Knaben aber standen da und staunten: so frisch war ihnen der Vater seit langem nicht erschienen.

Und nun kam auch eine Glanzzeit für ihn und für uns. Die neue Kraft, die ihn belebte, steckte auch uns andre an, und wir taten unser möglichstes, um dem ersten Teil des Abends den nötigen Schwung zu verleihen; und wenn wir Benefiz machten, flogen die Batzen ziemlich reichlich auch in unsre Kappe. Und da wir alle, Männer und Weiber, im besten Einvernehmen lebten, das nur der Pudel Also erschütterte, wenn er über einen fremden Teller ging, so fehlte uns wenig zum Glück. Miljeppa hatte, was er brauchte: ein Weib fürs Herz, ein andres für den Tanz; der Jongleur genug Verdienst, im übrigen ging er seiner Wege; die Knaben durften ab und zu in die Schule und kriegten Spielzeug, der Pudel Also mitunter eine Wurst und die freundlichste Behandlung, denn auch er hatte einen neuen Sprung gelernt. Ich selber besaß, was für mich wichtig ist: Beifall und Geld; Weiber brauche ich nicht, um glücklich zu sein, obwohl ich viele hätte haben können; ich halte es in der Hinsicht mit unserm früheren Herkules, der jetzt beim Zirkus Renz ist, der streifte immer, wenn er auf dies Thema gebracht wurde, den Aermel zurück, ließ seinen Biceps spielen und befühlen und sagte dazu: „Meint ihr, der wäre so ins Kraut geschossen, wenn ich mir den Umgang mit Damen öfters als an den hohen Festtagen erlaubte?“ Kurzum, meine verehrten Herrschaften, es kam eine Zeit, eine Zeit, besonders seitdem wir mit der neuesten Nummer herausrückten: „Die Jagd nach dem Glück, ausgeführt auf dem hohen Seil.“ Es war auch ein famoser Gedanke Miljeppas, jenes berühmte Gemälde in lebende Bilder zu übersetzen. Ich sage euch, wenn er voll von Begierde die goldene Papierkugel, die immer einen Schritt vor ihm neben dem Seile herlief, greifen wollte und über Feodora, der knienden und hinfallenden Braut, unbarmherzig hinwegschritt, der Glückskugel nach, und ihr ergriffen nachsah, als er sie nicht zu fassen bekam, weil ich sie nämlich von unten mit satanischem Gelächter an ihrer Schnur herunterzog und sie unter die Leute laufen ließ, daß sie sich um sie balgten — ja, mir gefiel dieser Anblick bei weitem mehr als das Original im Berliner Panoptikum. Ich verstehe allerdings nichts von Kunst. Ihr könnt euch denken, wie diese Nummer wirkte. Zu manchem Mittagessen tranken wir Wein statt Wasser.

Aber Miljeppa gab sich nicht zufrieden. An einem sonnigen Herbstnachmittag, während Feodora seiner Frau in einem Bach, neben dem unsre Wagen standen, Geschirr aufwaschen half, sagte er zu mir: „Siehst du, wenn die Meine so tanzen könnte wie die dort und ich überhaupt ein Weib hätte, das tanzt, dann wär' ich ein glücklicher Mann.“

„Du darfst dich nicht beklagen,“ gab ich zur Antwort; „du hast eine Frau, wie du sie weit suchen gehen kannst, und hast jetzt, was du dir immer wünschtest: eine Genossin auf dem Seil. Und es geht dir so gut, wie es dir nie gegangen ist. Halts Maul und sei froh!“

Er hielt es nicht und meinte, schön wär's doch, wenn ihm eine das alles sein könnte, beruhigte sich aber wieder. Wir legten uns ins Gras, das sich noch warm anfühlte, und blickten nach dem blauen Taunus hinüber, wir befanden uns nämlich zu Frankfurt auf einer grünen Vorstadtwiese. Und wie wir so in die dunstige Ferne blickten und in der Stadt die Kuppeln glänzten, überkam es ihn, und er sagte: „Sieh, gerade so schimmern die Berge in meiner Heimat. Jetzt sind es bald zwanzig Jahre her, daß ich nicht mehr dort war. Auf, fahren wir einmal nach Radolfzell und zeigen wir den Landsleuten, was wir leisten!“ Und am andern Morgen legten wir die Stangen zusammen, hängten die Schlösser an die beiden Wagen und brachten sie nach dem Bahnhof. Der Pudel Also, der in dem einen allein Wache hielt, bellte, wie er immer tat, noch einmal zum Fenster hinaus, und dann rollte der Zug in die Heimat Miljeppas.

Nun ist es bald eine Woche her, daß wir in diesem Städtchen das Seil gespannt haben... Mir schnürt es die Kehle zu, wenn ich daran zurückdenke, wie schön der Anfang war. Ein Abend fast wie im Frühling. Kerzengerade stieg der Rauch unsrer Fackeln in den Nachthimmel. Wir rissen uns alle zusammen, wir wußten, jetzt geht's um die Ehre. Und was hatte Miljeppa für eine Freude, als er sah, wie seine Landsleute den Hals reckten und Beifall spendeten. Als er herunterstieg, sagte er: „Daß nur keines das Maul auftut, wer ich bin, ich gebe mich erst nach unsrer Schlußvorstellung zu erkennen. Dann besuche ich auch die zwei alten Tanten, die von meiner Familie noch am Leben geblieben sind, und mach' ihnen die Zähne lang. Wir schicken ihnen das nächstemal

ein Bübchen mit dem Zettel extra ins Haus." Und am andern Tag, als er mit mir und seiner Frau, die er an der Hand hielt, im Wald herumschlenderte, wo er in seiner Jugend Vögel gefangen und Pilze gesucht hatte, sagte er, so wohl sei ihm seit langem nicht gewesen. Sie sah ihn an und nickte. Nachher saßen wir auch in der „Krone", da ging es lustig zu.

Noch lustiger wurde es am Abend nach der zweiten Vorstellung, die noch mehr besucht worden war; nur kam mir Miljeppa seltsam lustig vor! Er setzte sich mit einer Sattheit, die man gar nicht an ihm gewohnt war, zwischen seine Frau und mich und klopfte fortwährend auf den Tisch. Ihm gegenüber saß Feodora, und der Jongleur erzählte den Buben schauerliche Geschichten aus seiner Jugend. Mitten auf dem Tisch standen zwei Weinflaschen — was bei uns noch nie vorgekommen war —, und der Pudel Also, der an diesem Abend nicht fehlen durfte, verzehrte zu unsern Füßen einige Kotelettknochen. So schien sich alles aufs beste zu entwickeln. „Glaubt ihr," begann Miljeppa, indem er sein Glas hob, „wir säßen so gemütlich beisammen, wenn sie schon wüßten, wer ich bin? Das gäbe ein Drängen, eine Neugier und wer weiß, einen Neid; wir wollen uns das auf morgen aufsparen." Er stieß mit uns an, und so haben unsre Gläser noch nie zusammengeklungen, hatten wir doch alle einen Stolz, daß einer der unsrigen daheim Wirkung machte, was doch wenigen beschieden ist. Besonders gefiel auch den andern Gästen im Lokal das Wesen seiner Frau, die still neben ihm saß, wie ein Stück von ihm, und die Augen gar nicht spielen ließ. Er merkte es und sah sie wohlgefällig an.

„Ja, Kinder, heut sind wir glücklich," sagte er und hob sein Glas und unterließ es auch nicht, fest mit Feodora anzustoßen, die ihren grünen Blick auf ihm ruhen ließ. „Das ist aber auch ein prachtvolles Weib," rief er, „ich kann euch gar nicht sagen, was für ein Zauber von ihr auf mich übergeht, wenn wir oben auf dem Seile stehen."

„Wir wissen es wohl," sagte seine Frau, „und danken ihr vieles." Sie stieß mit Feodora an und wir andern auch; sie nahm es nach ihrer Art selbstverständlich auf, was mir an diesem Abend weniger gefiel, so sehr wir sonst wegen ihrer Kunst an ihr hingen. Sie erwiderte auch die Blicke, mit denen Miljeppa sie heute unausgesetzt verfolgte, mit einer Ruhe, die mir etwas schwül vorkam. Nun, seine Frau dachte jedenfalls: heute ist ein Festtag für ihn, und drückte ein Auge zu. Aber sie mußte beide doch weit aufreißen, als sich ihr Mann, nachdem sich die andern Gäste wieder verzogen hatten, zu Feodora hinüberneigte, mit der flachen Hand vor sich hinschlug und sagte: „Ich möchte doch wissen, weshalb immer ein Tisch zwischen uns ist!"

Ich boxte ihn heimlich in die Seite und flüsterte ihm zu, das sei gerade das Feine. Er reagierte aber nicht, sondern sah bloß sein Gegenüber an und wartete auf Antwort.

Still, kühl fast kam es von ihren Lippen: „Ich auch nicht."

Ich hatte gehört, was die Glocke geschlagen, und trank laut dem Jongleur unten zu. Es nutzte nicht viel, die andern schienen es auch gehört zu haben, und er wollte wohl auch kein Geheimnis vor seiner Frau daraus machen. Auf dem Heimweg sagte er zu ihr, so, daß ich, der hinter ihnen ging, es vernahm: „Ich hab' sie doch auch gern, heut ist der beste Tag in meinem Leben, er wäre nicht voll, wenn ich nicht auch mit ihr ginge. Soll ich sie denn immer bloß auf dem Seil oben haben und nicht einmal hier auf fester Erde?" Und bat fast zärtlich.

„Das mußt du mit dir abmachen," erwiderte sie; mehr konnte ich nicht aufschnappen, da mir gerade der Wind in die Ohren wehte. Aber nachher, als wir im Wagen waren und Licht ansteckten, fehlte auf einmal Miljeppa und Feodora.

„Ihr müßt es Euch nicht so zu Herzen gehen lassen," sagte ich zu Frau Miljeppa, die auf dem Kanapee saß und vor sich hinstarrte.

„Ich sage gar nichts," antwortete sie. Da näherte sich ihr der Jongleur, der auf diesen Moment gewartet hatte, um sie zu trösten, und sie mußte einen Schwall von zärtlichen Redensarten über sich ergehen lassen, ehe sie Raum fürs eigne Wort fand. Nachdem sie ihn abgefertigt und er sich betrübt in den andern Wagen zurückgezogen hatte, konnte sie sich nun nicht mehr halten, in einem fort schluchzte sie in sich hinein. Und sie weinte in dieser Nacht noch lange in ihr Kissen, was mir gar nicht behagte, denn erstens war ich müde und wollte schlafen und zweitens tat sie mir leid.

Endlich graute nach einigen Schlafstunden der Morgen heran. Frau Miljeppa war aufgestanden und öffnete die Tür, daran bin ich erwacht. Ich wollte mich auf die andre Seite drehen, da hörte ich, wie munter die Vögel draußen sangen, und es litt mich nicht länger in meinem Bett, und ich sprang heraus. Nach Beendigung meiner Toilette verließ ich den Wagen, um mich im Freien ein wenig umzusehen. Da stand sie und wartete.

„Er wird schon wieder ins Gleis kommen," tröstete ich.

Das Blut schoß ihr ins Gesicht, dann sagte sie still: „Nun bin ich mit ihm durch dick und dünn gegangen und hab' mich auch gefreut, daß er eine fand, die mit ihm tanzen kann, so wehe es mir oft tat, und nun sucht er das bißchen Liebe bei ihr, das ich ihm allein gab und gern gab." Ihre Augen füllten sich wieder. Aber nach einer Stunde heftigen Wartens sagte sie verängstigt, sie wolle schon den Mund halten und schweigen, wenn er jetzt nur käme.

Und er kam, zuerst Feodora, dann Miljeppa, eins hinter dem andern. Er ging gleich zu seiner Frau in den Wagen, ich dachte, nun gibt's ein Gescholte, und es wäre mir fast lieber gewesen, so still blieb es. Feodora hatte unterdessen an den andern Wagen geklopft, und der Jongleur ließ sie herein. Nach einer Weile kam Miljeppa wieder heraus und fragte mich, ob ich nicht ein wenig mit ihm spazieren wolle. Ich war dabei, und wir schritten am Seeufer entlang über eine Moorwiese. Er gefiel mir gar nicht. Es war gar nicht der Miljeppa von sonst. Er sah viel älter aus. Als müsse er einen übermäßig bepackten „Affen" auf dem Rücken schleppen, so schwerfällig und unsicher ging er dahin.

„Du tätest auch besser daran,“ sagte ich nach einer Weile, „wenn du dich für einige Stunden in die Federn strecktest.“ Er entgegnete, er könne doch nicht schlafen. So gingen wir weiter, ohne viel zu reden, bis zu einem Bächlein, das zwischen Weiden in den See floß. Dort setzten wir uns auf einen Uferstein und blickten ins Wasser.

Endlich sah er mich an und sagte: „Wenn ich nur selber wüßte, wie mir zumut ist. Wie wenn sich die ganze Welt verschoben hätte. Sie will mir auch gar nimmer gefallen.“

„Die Welt?“ fragte ich.

„Ja, die Welt und sie und alles, höchstens mein Weib noch, die hat sich wacker aufgeführt; leider, möchte ich fast sagen.“ Es wäre ihm lieber gewesen, setzte er hinzu, wenn sie ihm Vorwürfe gemacht hätte; aber gerade ihr stummes Gesicht, das könne er nicht ertragen und wolle die andre nicht mehr sehen. Ich kratzte mir hinterm Ohr und meinte, wir sollten abbrechen und weiterziehen. Er hörte nicht. „'s ist nimmer dasselbe,“ räsonierte er; „nun habe ich alles gehabt, was ich mir wünschte, und nun ist mir grad, als ob es nichts gewesen wäre. Allmählich kriegt man auch das Leben satt. Komm!“ rief er in einem gewaltsamen Anlauf, und wir schritten den Weg wieder zurück. Je näher der Platz rückte, um so mehr schrumpfte Miljeppa zusammen. Dort angelangt, blieb er stehen und blickte zum Seil hinauf, auf dem einige Schwalben hockten und zwitscherten. „Eigentlich ist es eine tolle Sache,“ sagte er, „immer da droben zu gehen, so mitten in der Luft. Es kommt mir heute ganz wunderlich vor, daß einer da oben herumturnt und daß ich der bin.“

Das wurde mir denn doch zu dumm. Ich rief: „Dir scheint der Verstand deiner Landsleute unter die Weste gekrochen zu sein, daß du solches Zeug verzapfst. Brechen wir auf und ziehen wir um eine Stadt weiter! Der Feodora gibst du einen sanften Tritt ...“

„Nein, nein, nein!“ schrie er, wie gegen sich selber, „da wird nichts daraus. Wenn sie mich auch nicht mehr groß anzieht, wer soll denn mit mir tanzen, wenn nicht sie?“ Ich erwiderte, er werde schon wieder eine finden, die ihn zum Tanzen reize, vorderhand könne er's allein tun wie früher, aber er wollte nichts davon wissen und meinte, das mit einer Neuen sei ins Blaue geredet. Da kam gerade seine Frau und riet auch, von hier weiterzuziehen. Schöner als gestern könne es doch nicht werden. Ihr wenigstens sei für heute die Freude verdorben, ihm selber nicht?

„Magst recht haben,“ war seine Antwort, „ich will mir's bis Mittag überlegen, wenn ich meinen Katzenjammer ausgeschlafen habe.“ Und ging in den Wagen.

„Ach ja,“ seufzte Frau Miljeppa und stieg das Trepplein auch hinauf.

Wer aber am Mittag noch immer mit hängendem Kopf herumging und sich doch nicht entschließen konnte, aufzubrechen, war Miljeppa. Endlich schien er sich von uns bewegen zu lassen, als er plötzlich Feodora erblickte, die aus der Stadt kam. Sie trug ihren großen Hut mit der Falkenfeder, der ihm stets gewaltig in die Nase gestochen hatte. „Es muß wieder so zwischen uns werden, wie es früher war,“ sagte er plötzlich und hieb mit seinem Stock an den Boden. „Und das wollen wir uns doch nicht entgehen lassen, nach einer letzten Glanzvorstellung den Landsleuten mitzuteilen, wer wir sind.“ Und da nutzten keine Einwendungen nichts. Die beiden Weiber mußten sich zum Schein vertragen. So kam der Abend heran und der Augenblick, wo wir die Fackeln anzündeten und den Teppich ausbreiteten. Ich hatte unterdessen meinen Humor wiedergefunden, und die Leute klatschten mir zu, daß es eine Art hatte. Dem Pudel Also schien die Sache auch nicht weiter zu Herzen gegangen zu sein. Er machte seine Sprünge so elegant, als der Jongleur seine Messer auffing. Und Miljeppa selber, wie er so auf das Seil hinausglitt, schien sich wieder gefunden zu haben. Keiner von all den Zuschauern hätte geglaubt, daß der Mann, der da oben so sicher und kühl seine Stange balancierte, noch vor einer Stunde matt und schwach wie ein krankes Kind sein Süpplein verzehrt und auf das Leben geschimpft hat, das ihm fad geworden sei. Nur nach Schluß der zweiten Nummer, die er mit Feodora tanzte, sagte er zu mir, als er eine kleine Pause machte und ich ihm die Stange abnahm: „'s ist nimmer dasselbe. Wie schön war's noch gestern!“

Ich nahm ihn am Arm: „So lassen wir doch die letzte Nummer fort und du machst dafür den Purzelbaum.“

„Nein,“ erwiderte er, „die Jagd nach dem Glück können wir nicht weglassen, da sie nun einmal auf dem Programm steht.“

„Du bist ein Esel,“ flüsterte ich, „die Leute haben sie ja gestern gesehen, den Purzelbaum aber nicht.“

„Alle haben sie nicht gesehen,“ sagte er eigensinnig, „und wir geben sie.“

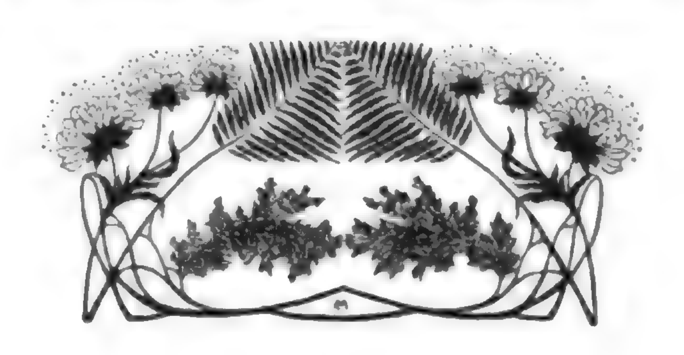
„Mir kann's recht sein — wenn du Lust darauf hast — los!“ schloß ich und faßte unten Posto, nahm die Kugelschnur in die Hand und fing an zu ziehen. Miljeppa glitt der Kugel nach, die glänzte ganz seltsam in der dunkeln Luft, und da kam ihm auch schon die händeringende Braut entgegen, kniete und legte sich hin, aber er sah sie nicht — er blickte nur immer auf die Kugel, nein, was war das! er sah Feodora nur zu deutlich, denn als er den Fuß auf sie setzen sollte, versagte er und blieb vor ihr stehen, daß die Zuschauer ihr Gesicht einander zuwandten und ich gerade noch merken konnte, ich dürfte nicht weiterziehen, sonst wären wir ja blamiert gewesen. Also: ich hielt die Schnur locker und wartete; er stand noch immer zaudernd, dann trat er einen kleinen Schritt zurück, um einen neuen Anlauf zu nehmen.

‚Wollt' es doch meinen,‘ dachte ich und zog ein wenig, und er setzte seinen Fuß auf die Daliegende, zog den andern nach, etwas ungeschickter als sonst, was dem Publikum wohl kaum auffiel, auch nicht, daß er vergaß, nach der Kugel zu greifen. Endlich — sein linker Fuß hatte den Körper Feodoras gerade verlassen — schien er sich zu besinnen und ließ die eine Hand von der Stange los. Aber in derselben Sekunde auch ließ er diese fallen, wankte einen Augenblick und stürzte. Ein furchtbares Aufklatschen, Schreie, ein Knäuel Menschen, ich sehe nur noch eins: wie Frau Miljeppa und Feodora

mit starren Augen auf den Mann blickten, der da mit klaffender Kopfwunde und blutströmendem Mund am Erdboden lag. Dann kam ein Bürger mit einer Fackel, die er von ihrem Ständer gerissen, leuchtete und sagte: „Jetzt will ich doch sehen, ob ich nicht recht habe. Jawohl, das ist der Brändle, der damals fortgelaufen ist. So geht's." Und wurde von einem Haufen umdrängt, der ihn ausfragte, und den er gestikulierend aufklärte.

Heute haben sie Miljeppa in die Erde versenkt, der Pfarrer hat ihm einige bedauernde Worte nachgesandt, und nun sitzen die Bürger von Radolfzell in ihren Stuben und Schänken, und auf das Urteil hin, das ich aus dem Mund einiger von ihnen hörte, kann ich mir denken, was auch die andern sagen. Kamen doch gleich nach dem Begräbnis die beiden alten Tanten in unsern Wagen und beschworen Frau Miljeppa, sie möchte ihnen die beiden Knaben ins Haus geben, damit sie einen anständigen Beruf erlernten, falls sie nicht selber dieses Leben aufstecken wolle. Aber da hättet ihr sehen sollen, wie sich die Gebrochene aufrichtete und zur Antwort gab, ihr selber läge nichts daran, es so weiterzuführen, und sie täte es nur um ihrer Buben willen, die auf die Frage, ob sie beim Seil bleiben wollten, trotzdem der Vater verunglückte, wie aus einem Munde ja gesagt hätten. Und sie fügte hinzu, keiner gehe der Tod ihres Mannes so nahe als ihr, aber sie könne nicht umhin, es auszusprechen, daß er, wenn ihm die Wahl geblieben wäre, es vorgezogen haben würde, sein Leben so zu beschließen, als mit Ohrenklappen hinterm Ladentisch in der beständigen Furcht, der Tod könnte eines Tages an der Glocke ziehen. Denn wer Seil tanze, der sei stets auf ihn gefaßt, habe dafür aber auch mehr von seinem Leben. Da machten sich die beiden wieder auf den Weg und ließen den Rücken ihrer grünen Sonnenschirme gegen uns schillern.

Ich aber, wenn ich auch nur sein „dummer August" war, dem er nach Absitzung seines Jahres die Hand zu einem neuen Beruf reichte, werde den kleinen Kerls das nötige schon beibringen, was ein Mann haben muß, der auf das hohe Seil steigen will.



Blind

Von

B. Del-Pero

(Zu dem nebenstehenden Bilde von Karl Zewy)

Preiset wieder, Frühlingslieder,
Mir der Rosen Märchenpracht!
Vater, singe! Geige, klinge
Meinem Auge fort die Nacht!

Wie sie blühen, wie sie glühen,
In der Beete langen Reihn!
Tausend Farben, die verdarben,
Winken wieder frisch und fein.

Und sie malen treu und strahlen
Mir des Maien herrlich Bild.
Grüne Auen darf ich schauen
Und des Himmels blau Gefild.

Durch die Weiten seh' ich schreiten
Hold den Gott des Lichts einher,
Allgewährend, allverklärend,
Leben weckend, segenschwer. —

Welche Wonnen, deinen Bronnen
Licht, zu trinken hellentfacht! —
Vater, singe! Geige, klinge
Meinem Auge fort die Nacht!





Blind. Nach einem Gemälde von Karl Zewy



Schloß Chenonceaux

Die Schlösser an der Loire

Von

Karl Eugen Schmidt

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Frankreich besitzt keinen Rhein und nichts, was man dem stolzen Strome, der, zugleich ein Sänger und ein Held, waffenklirrend und liedersingend das schöne Land durchzieht, vergleichen könnte. Die Seine ist eine lustige Dirne, ein Dämchen aus einem Bilde Watteaus, zierlich und fein, kokett und heiter. Die Rhone, der man sehr zu Unrecht das weibliche Geschlecht gegeben hat, denn der Strom ist ein stattlicher, männlicher Bursch, und der Rhon würde nicht schlechter klingen als der Rhein, wälzt ihre Wogen zwischen nur mäßig hohen Ufern, und auch hier fehlt es wie an steilen Felsgebirgen, so an malerischen Burgruinen.

Wenn Frankreich aber keinen Rhein mit hundert Raubburgen hat, so besitzt dafür Deutschland keine Loire mit hundert Schlössern. In Deutschland fehlte es an einer Zentralgewalt, welche die Ritter und Barone hätte anziehen und festhalten können. Der Himmel war hoch und der Kaiser weit. Jeder Ritter tat ungefähr, was er wollte, und am allerwenigsten kümmerte er sich bei seinem Tun um die kaiserlichen Wünsche. So entstanden überall an den Straßen der Kaufleute die Burgen der Ritter, die keine Straßenräuber im heutigen Sinne, sondern eher so etwas wie bewaffnete Zöllner waren. Ihren bösen Taten zugrunde lag stets oder doch in den meisten Fällen eine Zollforderung. Sie gestatteten den Kaufmannsgütern den Durchzug nur gegen eine Zollgebühr. Da aber das Gebiet in den meisten Fällen nur ein Dorf oder zwei umfaßte, so passierte der Kaufmann mitunter an einem einzigen Tage ein halbes Dutzend Zollgrenzen, und das war schließlich eine teure Geschichte. Also entledigte sich irgendeine Stadt der ewigen Zollplackereien, indem sie großen Herren einen jährlichen Tribut zahlte, kleinen aber mit Gewalt widerstand.

In Frankreich hatten sich die Verhältnisse ganz anders entwickelt, und von einem Faustrecht in unserm Sinne war da eigentlich niemals viel zu spüren. Ein unabhängiger Ritterstand erblühte hier so wenig wie freie Städte. Gleich von Anfang an gab es im ganzen Lande kaum mehr als zehn oder fünfzehn große Herren, welche die Macht der kleinen Stände brachen, und als es in Deutschland noch Tausende reichsunmittelbarer Ritter, Städte und sonstiger Stände gab, war ganz Frankreich längst unter einen Hut gekommen und Paris war zum Zentrum des ganzen Landes geworden. Die Ritter und Grafen, die sich in Deutschland auf ihre Burgen zurückzogen und ein rauhes Kriegs-, Jagd- und Landleben führten, wurden in Frankreich zu feinen Hofleuten, welche die gute Hälfte des Jahres am königlichen Hof verbrachten. Diese Leute hatten dann als Landsitz keine festen Burgen nötig, da der Landfrieden längst gesichert war, sondern sie trachteten danach, ihren Wohnungen

möglichst viel Aehnlichkeit mit den Schlössern des Königs zu geben.

Diese verschiedenen Zustände haben also in Deutschland und besonders an der vom Rhein gebildeten großen Handelsstraße die festen, kühnen, unzugänglichen Burgen der Raubritter, in Frankreich und besonders in der anmutigen und fruchtbaren Touraine die heiteren, prächtigen und eleganten Schlösser der Hofedelleute entstehen lassen.

Ehe ich nach Frankreich kam, lebte ich in dem Irrtum, der heute noch in Deutschland vielfach verbreitet ist, daß die große Revolution alles in Frankreich kurz und klein geschlagen und besonders von den Schlössern der Adligen keinen Stein auf dem andern gelassen hätte. In Wirklichkeit sind von hundert Landsitzen der Aristokraten keine fünf zerstört und niedergebrannt worden. In vielen Gegenden kam so etwas überhaupt nicht vor, in andern wurden die Güter der Aristokraten zwar konfisziert, blieben aber sonst unangetastet, so daß sie nur den Eigentümer wechselten. Die große Hälfte der aristokratischen Schlösser und Güter wurde überhaupt nicht angerührt, auch nicht von dem konfiszierenden Staate, und diese Landsitze der Adligen haben durch alle Stürme der letzten drei Jahrhunderte hindurch nicht nur ihr äußeres Ansehen, sondern auch ihren Inhalt an Gemälden, kunstreichem Hausrat, Waffen, Wandteppichen und so weiter unversehrt bewahrt, es sei denn, daß die Eigentümer aus freien Stücken Aenderungen und Umbauten vornahmen oder die Kunstschätze verkauften.

Nirgends wird diese Tatsache eindringlicher und deutlicher bewiesen als an den Ufern der Loire, wo uns zwischen Blois und Saumur fast ebensoviele reiche und elegante Schlösser im vollkommensten Zustande der Erhaltung begegnen, wie am Rhein zwischen Bingen und Koblenz alte verfallene Burgruinen. In Blois selbst liegt, mit mächtigen Mauern von der Höhe herab in den Strom schauend, das prächtige Schloß, das in dem von Franz I. gebauten Flügel die ganze üppige Lebensfreude der französischen Renaissance, in dem später von Mansart errichteten Teile den schönen Barockstil Louis XIV. zur Schau trägt, während der unter Ludwig XII. aufgeführte Flügel eine Perle der zierlichen Spätgotik ist. Nirgends hat sich die französische Renaissance herrlicher betätigt als in dem Treppenhause, das aus dem Innenhofe in die oberen Stockwerke führt und das mit seinem wuchernden Reichtum elegantesten und geschmackvollsten Skulpturenschmuckes geradezu ein Edelstein jener Baukunst genannt werden muß. Die Spanier nennen diesen Stil, der auch jenseits der Pyrenäen herrliche Blüten getrieben hat, plateresco — in der Art der Silberschmiede, und in der Tat ist der Stein hier bearbeitet wie ein edles Metall, und wieder einmal erfahren wir, daß es in der Kunst

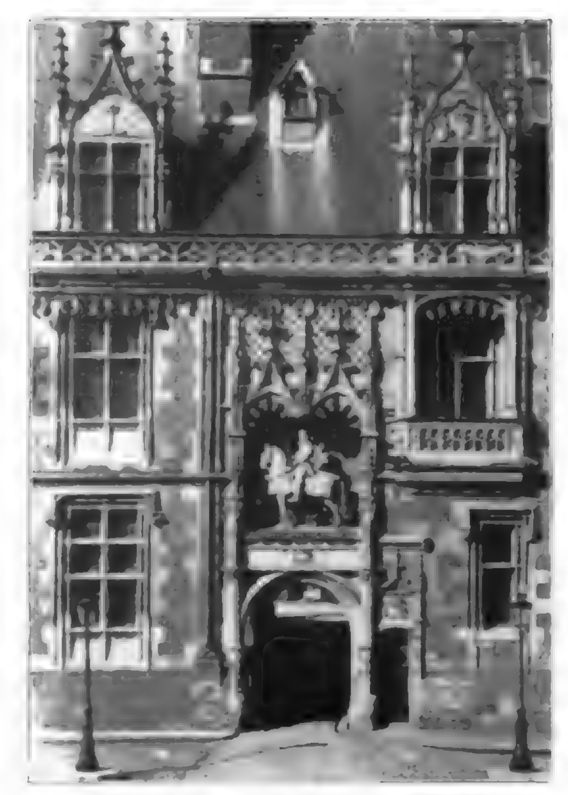


Gartenfassade des Schlosses von Langeais

niemals auf den Stoff, auf das Was ankommt, sondern immer nur auf die Ausführung, auf das Wie. Im Schlosse von Blois ist Katharina von Medici gestorben, und der Herzog von Guise wurde hier verräterisch ermordet. Selbstverständlich zeigt der Führer die Stelle, wo man den Herzog ermordet hat, und für ein kleines Extratrinkgeld entdeckt er gar noch dunkle Blutflecken am Fußboden.

Sechzehn Kilometer von Blois und fünf von der Loire entfernt liegt inmitten eines ungeheuern, von einer 35 Kilometer langen Mauer eingeschlossenen Parkes das Schloß von Chambord, das in seiner jetzigen Gestalt ebenfalls von Franz I. herrührt und wiederum ein herrliches Denkmal der französischen Renaissance ist. Hier wurde der König im Jahre 1539 von Karl V. besucht, und Franz verbrachte hier den größten Teil seiner letzten Lebensjahre. Ludwig XIV. gab in Chambord mehrere glänzende Feste, und so wurden hier zum zum ersten Male vor dem König Molières „Pourceaugnac“ und der „Bourgeois Gentilhomme“ aufgeführt. Als königlicher Besitz wurden das Schloß wie der Palast in Blois zu Nationaleigentum gemacht, während aber das Schloß von Blois heute noch der Nation gehört, ist Chambord wieder in Privatbesitz gekommen. Napoleon hatte Schloß, Park und Wald, die jährlich etwa 135000 Franken einbringen, deren Instandhaltung aber eher mehr als weniger kostet, dem Marschall Berthier geschenkt. Die Witwe Berthiers erhielt im Jahre 1821, nachdem sie erst die Wälder hatte abholzen lassen, die Erlaubnis zum Verkaufe, und darauf wurde im ganzen Lande Geld gesammelt, um die Domäne für den soeben geborenen mutmaßlichen Thronfolger, den Herzog von Bordeaux, zu erwerben. Heute gehört Chambord den Erben des Herzogs von Bordeaux, dem Herzog von Parma und dem Grafen von Bari. Wie in Blois ist auch hier wieder das Treppenhaus der architektonische und künstlerische Mittelpunkt, und hier erhält es noch einen besonderen Reiz durch die 32 Meter hohe Laterne, die den ganzen Bau überragt und krönt. Im ganzen enthält der weitläufige Bau dreizehn große Treppen und 365 heizbare Säle und Zimmer, so daß der Bewohner jeden Tag des Jahres einen andern Raum beziehen kann.

Etwa ebensoweit von Blois wie Chambord, aber nicht flußaufwärts, sondern landeinwärts am linken Ufer, liegt das Schloß Cheverny, das weiter keine Geschichte hat, als daß es im Jahre 1634, also in der Zeit, wo man in Deutschland nur niederbrannte und zerstörte, von dem



Portal am Schlosse von Blois
erbaut unter Ludwig XII.



Eingangstor des Schlosses von Chaumont

Grafen von Cheverny erbaut worden ist und jetzt dem Marquis von Vibraye gehört. Das Schloß zeigt in seiner Architektur noch Anklänge an die Renaissance, gehört aber in der Hauptsache dem Stile Louis XIV. an. Der Skulpturenreichtum ist verschwunden, und den von Blois und Chambord Kommenden mutet der Bau in seiner verhältnismäßig strengen Einfachheit fast nüchtern an. Fast die gesamte innere Einrichtung stammt aus der Zeit des Schloßbaues, und besonders die Sammlung von Waffen und Rüstungen ist sehr reich und sehenswert.

Dem Laufe des Stromes abwärts folgend, gelangen wir nach dem ebenfalls auf dem linken Ufer gelegenen Schlosse Chaumont, das nach allerlei Schicksalen in den Besitz des Fürsten Broglie gekommen ist. Dieses Schloß war in der Revolution zwar nicht zerstört, wohl aber konfisziert und verkauft worden, und der neue Eigentümer hatte hier eine Porzellan- und Fayencefabrik eingerichtet. Frau von Staël, die von Napoleon aus Paris verbannt worden war, verbrachte die Zeit ihrer Verbannung in diesem Schlosse. Der Bau ist älter als die bisher von uns besuchten und steht dem Stile nach zwischen Gotik und Renaissance. Dieser Zeit gemäß hat das Schloß von Chaumont denn auch noch etwas Burgcharakter. Wir haben es hier noch nicht ganz mit dem nur dem Vergnügen und der Bequemlichkeit gewidmeten Palaste zu tun, sondern auch auf die Sicherheit war man bedacht, wie die starken Türme, die Schießscharten in der Mauer, die Gräben und die Zugbrücke dartun. Im Innern sind die italienischen Majoliken



Gesamtansicht des Schlosses Chambord (Südfassade)

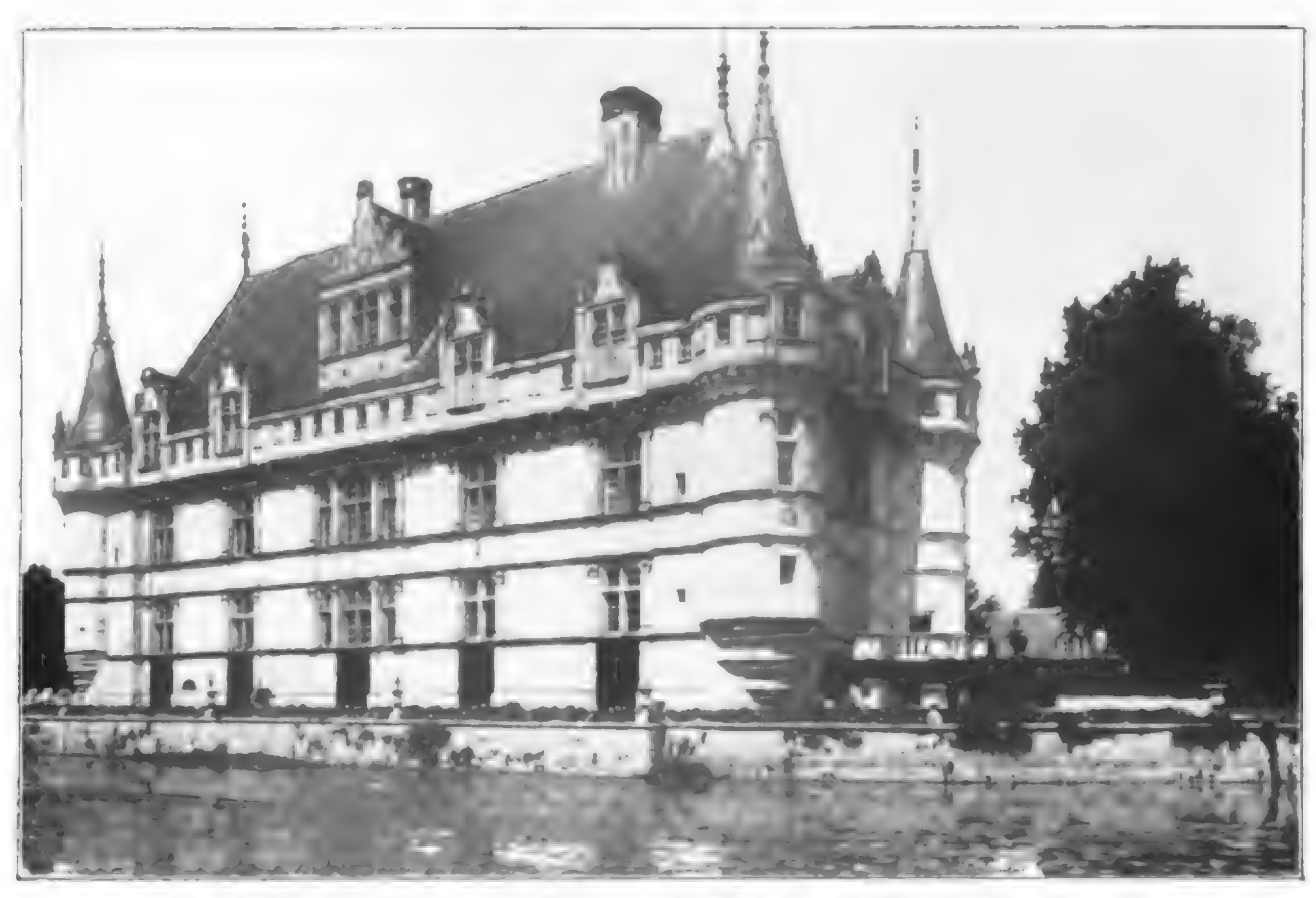
und Fayencen sowie besonders die prächtigen französischen Wandteppiche aus dem sechzehnten Jahrhundert interessant.

Am nämlichen Ufer der Loire liegt weiter abwärts das Städtchen Amboise, dessen Schloß schon im frühesten Mittelalter erwähnt wird. Auch dieses Schloß wurde von Karl V., als er 1539 nach Frankreich kam, einige Tage lang bewohnt. Im Jahre 1560 wurden hier die Protestanten, die gegen die herrschende Clique der Guises die Waffen ergriffen hatten, hingerichtet, und Franz II. wohnte mit seinem Hofe diesem blutigen Schauspiele wie einer festlichen Vorstellung bei. Nachdem Napoleon das Schloß seinem früheren Kollegen im Konsulat, Roger Ducos, geschenkt hatte, wurde es unter der Restauration wieder eingezogen und dem Herzog von Orleans, dem späteren Bürgerkönig Ludwig Philipp, übergeben. Das Schloß gehört heute noch der Familie Orleans, die es zu einer Art von Altenheim für ihre ehemalige Dienerschaft hergerichtet hat. In der vollständig zerstörten und verschwundenen Kapelle des Schlosses von Amboise war Lionardo da Vinci, den Franz I. nach Frankreich hatte kommen lassen, im Jahre 1519 bestattet worden. Bei Nachgrabungen im Jahre 1869 fand man die mutmaßlichen Gebeine des großen Künstlers und bestattete sie neuerdings in der hübschen gotischen Schloßkapelle, wo die Büste Lionardos den Platz anzeigt. Das Schloß von Amboise ist derartig von alten, zum Teil sehr malerischen und interessanten Wohnhäusern umdrängt, daß man nur von weiter Ferne, am besten von einer Insel in der Loire, eine Uebersicht bekommen kann. Da es zum Teil sehr alt ist, weist es verschiedene Baustile auf, in der Hauptsache aber überwiegt hier wie in Blois die reiche Renaissance Franz I. Indessen ist das Schloß von Amboise nicht so gut erhalten wie die bisher von uns besuchten Schlösser, und wir finden hier weniger Perlen der plateresken Kunst.

Landeinwärts führt von Amboise die Landstraße nach dem am Cher gelegenen Dorfe Chenonceaux, dessen prächtiges Schloß mitten in dem Flüßchen Cher gleichsam auf einer Brücke erbaut ist. Im Jahre 1515 hatte ein reicher Steuerpächter das Schloß an Stelle einer Mühle zu bauen begonnen, aber erst dreißig Jahre später, als Heinrich II. den angefangenen Bau der berühmten Diana von Poitiers zum Geschenk gemacht hatte, wurde nach den Plänen Philibert Delormes zu dem jetzt noch stehenden, später von Katharina von Medici vollendeten Bau geschritten. Im achtzehnten Jahrhundert gehörte das Schloß dem Steuerpächter Dupin, der hier die berühmtesten und geistreichsten Franzosen um sich versammelte. So weilten als Besucher längere oder kürzere Zeit in Chenonceaux: Fontenelle, Montesquieu, Buffon, Voltaire und so weiter. Auch Rousseau hat sich hier aufgehalten, denn Dupin hatte den Verfasser



Blick auf Schloß Ussé und die von Vauban erbaute große Terrasse



Schloß Azay-le-Rideau, der Sommeraufenthalt des Präsidenten der Republik

des „Emil“ mit der Erziehung seines einzigen Sohnes beauftragt. Die Revolution ließ Chenonceaux unangetastet, und Frau Dupin starb hier ungestört und hochbetagt im Jahre 1799. Im neunzehnten Jahrhundert hat das Schloß mehrere Male den Besitzer gewechselt und gehört jetzt einem reichen Amerikaner namens Terry, der für die Wiederherstellung schon mehrere Millionen ausgegeben hat und an gewissen Tagen den Besuch gestattet. In dem jetzt verschwundenen Theater des Schlosses sind die Stücke Rousseaus zum ersten Male aufgeführt worden. Außer der malerischen Lage und der reizenden und geschmackvollen Architektur bietet das Schloß nicht viel, und im Innern werden keine nennenswerten Kunstschätze aufbewahrt.

Dicht bei der Stadt Tours, die wir jetzt, immer stromabwärts wandernd, erreichen, liegt zwischen der Loire und dem etwas weiter unterhalb einmündenden Cher das Schloß Plessis-lès-Tours, das im fünfzehnten Jahrhundert von Ludwig XI. erbaut worden ist. Unter der Revolution wurden Schloß und Park, der letztere einer der schönsten dieser zwischen Garten und Wald stehenden Anlagen in ganz Frankreich, als Nationaleigentum verkauft und sind seither im Privatbesitz geblieben. Im Innern zeigt man das Zimmer, worin Ludwig XI., der Erbauer des Schlosses, gestorben ist.

Am Indre liegt unfern der Loire und 26 Kilometer von Tours das Städtchen Azay-le-Rideau, das sich eines der herrlichsten Renaissanceschlösser rühmen kann. Das von Gilles Berthelot, einem hohen Justizbeamten unter Franz I., errichtete Schloß liegt wie Chenonceaux mitten im Wasser, aber nicht auf einer Brücke, sondern auf einer Insel. Auch hier ist das Treppenhaus die Pièce de résistance, und es fällt dem Besucher schwer, welcher dieser mit ebenso reichem wie geschmackvollem Zierat ausgestatteten Treppen er den Vorzug geben soll. Blois, Chambord, Chenonceau und Azay-le-Rideau wetteifern miteinander an Pracht, Schönheit, Reichtum und Geschmack der Treppenhäuser, und an allen vier Orten sind die Treppen wahre Schmuckkästen der plateresken Renaissancekunst. Das Schloß von Azay-le-Rideau ist vor einem halben Jahre in den Besitz der Republik übergegangen, und wie verlautet, beabsichtigt Herr Fallières, hier in Zukunft seinen Sommeraufenthalt zu nehmen, während seine Vorgänger Faure und Loubet die heißesten Wochen des Jahres in dem Schlößchen von Rambouillet zu verbringen pflegten.

Auf unsrer Wanderung stromabwärts begrüßen wir noch rechts Langeais, links Ussé, ehe wir von den Schlössern der Loire Abschied nehmen und in Saumur den Wein probieren. Wie in Plessis-lès-Tours ist auch in Langeais das Schloß von Ludwig XI. erbaut, und hier wie dort haben wir es mehr mit einer festen Burg als mit einem lustigen Palaste zu tun. Das Schloß gehört jetzt dem aus Mülhausen stammenden Politiker und Finanzmann Jacques Siegfried, der es ziemlich gut wiederhergestellt hat und an bestimmten Tagen den Besuch gestattet. Das am Fuße eines Hügels erbaute Schloß von Ussé gehört

dem Grafen von Blacas, ist großenteils im sechzehnten Jahrhundert gebaut worden, enthält aber auch ältere Teile, so einige mächtige Türme, die dem Schlosse etwas Burgähnliches geben. Im Innern wird außer andern Kunstschätzen ein Gemälde gezeigt, das den heiligen Johannes darstellt und Michelangelo zugeschrieben wird. Eine von Vauban, dem bekannten Festungsbaumeister, errichtete Terrasse gewährt eine herrliche Aussicht über den Indre, und hinter dem Schloß dehnt sich ein prächtiger Park, der bald in Hochwald mit uralten Bäumen übergeht. Bei unsrer Wanderung haben wir nur die wichtigsten, größten, schönsten und am besten erhaltenen Schlösser berücksichtigt. Leicht hätten wir die doppelte und dreifache Anzahl erwähnen können, aber auch so schon wird der Leser mit mir übereinstimmen, wenn ich das zu Anfang Gesagte wiederhole: Zwar kann Frankreich uns keinen Rhein mit seinen Burgen bieten, aber dafür hat Deutschland nichts aufzuweisen, das sich mit der Loire und ihren Schlössern messen könnte.

Aphorismen

Von

Otto Weiß

Viele glauben, wenn sie eine Tatsache leugnen, sei diese aus der Welt geschafft.

•

Mancher Verlust wird nicht eher verschmerzt, bis er nicht größer geworden.

•

Ein Logiker sagte: „'s ist leichter zu widerlegen als zu überzeugen.“

Wie sehr kann sich der Mensch eines Vorteils freuen, dessen Nachteil er nicht sogleich einsieht!

•

Schon manche Liebe ging zugrunde — an ihrer Heftigkeit; an ihrer Innigkeit — noch keine.

•

Epikurische Lehre: „Sei enthaltsam: das steigert deine Genußfähigkeit.“



Schloß von Blois, Ansicht des von Franz I. erbauten Flügels
(Zu dem Artikel: „Die Schlösser an der Loire“)



Zwei Männer

Skizze

von

Emil Peschkau

Eine hochgewachsene üppige Blondine schritt, vom Speisewagen her kommend, durch den Korridor des D-Zuges. Obwohl sie den Eindruck einer verheirateten Frau machte und das schleierlose Gesicht ein Alter weit über dreißig verriet, wandten sich ihr doch überall die Blicke der Herren zu. Die schöne Gestalt, die in dem knapp anliegenden dunkeln Kleide aufs beste zur Geltung kam, und die helle Goldfarbe des Haars fielen ebenso auf wie der herbe und stolze Ausdruck der eigentlich süß geschnittenen Züge. Sie schien aber für all die Aufmerksamkeit, die ihr gewidmet wurde, ganz unempfindlich zu sein. Kein Wort des Dankes, kein flüchtiges Nicken lohnte die eifrige Galanterie, mit der ihr die an den Fenstern herum Stehenden Platz machten, es war, als ob sie überhaupt nichts sähe als ihren Weg. So schritt sie von Waggon zu Waggon, und erst als sie sich dem Ende des Zuges näherte, wandte sie ihre Augen den hier schon zumeist leeren Coupés zu, um das ihrige zu suchen. Plötzlich aber flog ein jähes Leuchten über das eben noch so ernste Gesicht, ihre Lippen öffneten sich lächelnd und hastig wandte sie sich nach einer Tür zurück, die sie schon hinter sich hatte. Wie durch Zauber war die ganze eisige Starrheit von ihr gewichen und mit fast kindlicher Freude brach sie in ein „Sie, Herr Doktor —!" aus, während sie dem einzigen Passagier des Abteils die Hand entgegenstreckte.

Dieser hatte erst gar nicht auf sie geachtet. Mit halbgeschlossenen Augen und verdrießlicher Miene, die Beine lang ausgestreckt, lag er in einer der Fensterecken. Dann sah er in der Türöffnung den Saum eines dunkeln Frauenkleides, einen schmalen Streif weißer Spitzen und ein Paar elegante schwarze Lackschuhe, aber er ließ sich dadurch nicht stören. Erst als er schon angesprochen wurde, hoben sich die schläfrigen Lider, und nun stand er auf... fast unhöflich langsam und ohne Zeichen von Freude.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, gnädige Frau," erwiderte er stockend, wobei seine Augen schon wieder an ihr vorbei blickten nach den grünen Wäldern und gelben Stoppelfeldern, die draußen in der Abenddämmerung vorüberflogen. Das Sprechen schien ihm schwer zu fallen, als wäre es etwas Ueberflüssiges. Auch die dargebotene Hand hatte er nur ganz flüchtig berührt.

Aber nichts wurde ihm übelgenommen. Die schöne Frau sah ihn nur noch freundlicher an und begann dann sofort ziemlich weitschweifig zu erzählen, daß sie aus Marienbad komme und daß der Arzt wahrhaftig erklärt habe, es sei nötig, obwohl sie's nicht begreife. Uebrigens bereue sie nichts, sie fühle sich wirklich wohler, und dann sei ja Marienbad so herrlich, daß sie sogar noch eine Woche über die Kur hinaus geblieben sei. Er hörte sie stille an, ohne sie zu unterbrechen, nur gelegentlich mit einem Lächeln, als ob ihn das zutrauliche Geplapper, das ihn eigentlich gar nichts anging, doch nicht mehr verdröße. Und als sie ihm mit einem herzlichen „Und Sie, Herr Doktor —?" endlich nochmals die Hand reichte, drückte er sie ganz kräftig.

„Haben Sie sich auch einmal ein bißchen Erholung gegönnt?" fragte sie in noch wärmerem teilnahmsvollen Ton weiter. „Die Ferien gut ausgenützt?"

Jetzt aber trat der melancholische Ausdruck in dem feinen, dunkelbärtigen Gesicht wieder stärker hervor und er schüttelte den Kopf.

„Ich hatte in Leipzig geschäftlich zu tun," erwiderte er.

„Also immer Arbeit?"

„Immer Arbeit!"

„Sogar in den Ferien!"

„Mein Gott!" unterbrach er sie achselzuckend, „Sie wissen ja! Ein armer Lehrer mit großer Familie! Da heißt es eben Privatunterricht geben, Vorträge halten, Schulbücher schreiben. Heute hab' ich mit meinem Verleger ein neues vereinbart."

Sie schwieg eine Weile und sah ihn nur bewundernd, fast zärtlich an.

„Was Sie für ein Mann sind!" seufzte sie endlich auf. „Da wird man jetzt gewiß wieder in Ihrem Studierzimmer noch um drei Uhr, vier Uhr nachts Licht sehen, wenn ... wenn andre Leute von irgendeinem Vergnügen heimkommen."

„Tagsüber heißt es eben Stunden geben," erwiderte er etwas verlegen. „Und dann brauchen ja auch meine eignen Kinder viel Nachhilfe."

„Ach ja, Ihre Kinder!" fiel sie ein. „Hoffentlich sind sie immer gesund?"

„Gott sei Dank, ja."

„Und Ihre Frau Gemahlin? Es geht ihr gut?"

„Danke verbindlichst! Aber ich habe noch gar nicht nach Ihrem Herrn Gemahl ..."

Erschrocken unterbrach er sich, als er sah, wie das Wort auf sie wirkte. Und mitleidig fuhr er fort: „Es ist doch nicht ein Unglück ...?" Aber

auch jetzt fragte er nicht weiter. Um einen Todesfall konnte es sich nicht handeln. Was jetzt aus dem jäh erblaßten Gesicht und den seltsam funkelnden Augen sprach, war nicht Trauer, sondern Bitterkeit, Haß. Und nun zog sie mit einer heftigen Bewegung die Tür zu und ließ sich daneben wie in einem Anfall von Müdigkeit nieder.

„Sie haben also nichts gehört ...?“ fragte sie, während er ihr gegenüber etwas zögernd, nicht ohne Verwirrung Platz nahm.

Ihre Brust hob sich hoch und die Tränen stiegen ihr in die Augen.

„Wie schwer es einem fällt, so etwas zu sagen, auch wenn man ganz schuldlos ist! ... Ich bin seit einem Jahre geschieden!“

„Ge--schie—den? Wahr—haf—tig?“

Er fuhr auf, als könnte das ja gar nicht möglich sein.

„Aber wie ... wie ... ja, was ist denn geschehen, gnädige Frau?“ stammelte er weiter, immer noch lebhaft den Kopf schüttelnd.

„Ich habe, wie gesagt, nicht die geringste Schuld daran,“ erwiderte sie, und zugleich nahm sie aus ihrem Pompadour ein spitzenbesetztes Tüchelchen, mit dem sie sich nun über die Augen fuhr.

Wie das duftete! Und wie schön diese Frau noch immer war! Er sah sie schweigend an und eine Weile hörte man nur das Rollen und Stampfen der Räder. Ihm klang es jetzt wie ein sanftes Lied, bei dem man in Träume versinkt ... das Leben vergißt ...

„Sie kennen ja meinen Mann,“ begann sie endlich wieder, und er fuhr auf, als ob er plötzlich erwachte.

„Ihren Mann? ... Ja freilich! ... Das heißt, ich ... ich kenne ihn eben, wie man sich kennt, wenn man so viele Jahre in demselben Hause ...“

„Hausgenossen beobachten einander immer,“ entgegnete sie mit einem Versuch zu lächeln. „Zum mindesten unwillkürlich. Und in unsrer idyllischen Gegend ...“

„Ich kann nur sagen,“ unterbrach er sie, als wollte er sich entschuldigen, „daß es mir ... und eigentlich war es auch nur meine Frau, der es auffiel, daß Sie ... daß Ihr Herr Gemahl fast jeden Abend außer dem Hause verbrachte. Aber soviel ich weiß, ging er doch meist mit Ihnen aus.“

„In den ersten Jahren!“ fiel sie höhnisch ein, mit wieder jäh aufwallender Bitterkeit. „Dann aber zog er es vor ... Mit einem Wort gesagt: Er hat mich betrogen! Schändlich betrogen! Ich mußte mich scheiden lassen!“

„Aber — ist — es — denn — möglich?“ stammelte er wieder. „Wie — wie konnte er denn Sie ... ich begreife es nicht ... welche Frau konnte er Ihnen vorziehen ... Ihnen?“

Sie zuckte die Achseln und zerrte das Taschentuch, das sie in der Hand zusammengeballt hatte, auseinander.

„Ich bin ihm wohl zu alt geworden. Die Person, mit der er sich einließ, war ja kaum aus den Kinderschuhen heraus. Und dann ... es mußte wohl so kommen. Es war die letzte Konsequenz eines egoistischen Charakters, der nur das Vergnügen sucht und nie für seine Familie ein Opfer bringen würde. Gott sei Dank, daß wir wenigstens keine Kinder haben!“

Die Tränen stiegen ihr wieder in die Augen, und in plötzlich noch wachsender Erregung, bald den Kopf schüttelnd und bald ihr Gesicht trocknend, fuhr sie fort: „Ach, Sie wissen nicht, Herr Doktor, wie oft ich Sie mit ihm verglich! Wie oft ich Ihre Frau beneidete! Wie ich in meinen rasenden Schmerzen Gott vorwarf, warum er gerade mir nicht einen Mann gab wie Sie, warum er gerade mich so unglücklich machte! Hundert und hundertemal stellte ich Sie mir vor, wie Sie für Ihre Frau arbeiteten, Ihre Kinder unterrichteten — oft genug hörte ich Sie ja durchs offene Fenster —, und immer mehr hab' ich daran denken müssen, wie Sie nur für Ihre Familie lebten, während mein Mann —“

Der Zug fuhr jetzt langsamer und nun hielt er vor einem Bahnhofsgebäude — sie schwieg. „Wittenberg!“ rief es von draußen, Türen wurden geöffnet und zugeschlagen, Bier und Berliner Abendblätter angeboten ... kaum eine Minute später ging es schon wieder weiter. Sie hatte ihren Schleier aus dem Pompadour genommen, als aber niemand einstieg und dann nur der Schaffner im Vorübergehen einen flüchtigen Blick in das Coupé warf, legte sie ihn wieder weg. Gleich darauf aber schien sie zu erschrecken, und jetzt griff sie jäh nach der Hand ihres Gegenüber.

„Sie sind mir wohl recht bös, Herr Doktor?“ fragte sie, wie um Verzeihung bittend, während er ihre Hand festhielt. Dann aber, als sie sie wieder zurückgezogen hatte und er in die Worte ausbrach: „Was fällt Ihnen ein, gnädige Frau!“ machte sie einen Versuch zu lächeln.

„Mein Platz ist ja im Damencoupé,“ entschuldigte sie sich. „Und Sie wollten gewiß ein wenig ruhen ... ich habe Sie gestört, ohne auch nur zu fragen —“

„Sie haben mir nur trübe Gedanken verscheucht,“ unterbrach er sie beruhigend. „Ich war sehr verdrießlich —“

„Trotz allem also noch Sorgen!“ seufzte sie. „Ach Gott — ich kann es Ihnen ja nachfühlen. Aber“ — fuhr sie dann fort, als wollte sie ihn trösten — „nehmen Sie dagegen mein Schicksal! Uns hat nichts gefehlt. Mein Mann hat eine angenehme Stellung, gut bezahlt und wenig zu tun ... ich besitze etwas Vermögen ... und doch! Und dabei haben wir aus Liebe geheiratet! Jetzt begreif' ich freilich nicht mehr, wie ich mich in einen Menschen von seiner Art verlieben konnte. Aber wenn ich auch befreit bin von ihm, eine solche Enttäuschung überwindet man doch nicht so leicht. Damals wär' ich beinahe aus dem Fenster gesprungen. Und geschämt hab' ich mich, wieder auf die Straße zu gehen, obwohl doch er ganz allein Ursache hat, sich zu schämen. Wahrhaftig, Herr Doktor, das Gericht hat es ja auch ausgesprochen ...“

Und nun erzählte sie ihm weitläufig die ganze Geschichte ihres Unglücks, als müßte sie ihn doch erst überzeugen, daß auch nicht der Schatten einer Schuld bei ihr war. Er sah sie aufmerksam an, unterbrach sie aber nicht mit einem Wort, und durch das Lärmen der Räder hörte er nur immer dieses „Wie oft ich Ihre Frau beneidete!“ Sie hatte sich längst daran gewöhnt, alles, was er tat,

als selbstverständlich hinzunehmen. Sie war eben seine Frau und er der Mann, der die Rechnungen zu bezahlen hatte. Und dazu mußte sie bei ihrem lieblosen Wesen im Alter allen Reiz verlieren. Kinder aber sind Kinder. Sie können höchstens dann Liebe geben, wenn die Mutter sie ihnen einflößt. Und so war es heute zum erstenmal in seinem Leben, daß ihm etwas wie Dank zuteil wurde. Zum erstenmal tat jemand seiner Seele so wohl! Und es war eine Frau, die ihm diese Wärme entgegenbrachte, diese Herzlichkeit! Eine schöne Frau, an der alles Reiz war, jeder Blick, jede Bewegung, jedes Wort, jeder Atemzug! Er liebte sie, wie sie ihn längst liebte, und diese Liebe war das Glück! Der Zug aber rollte weiter und immer näher kam wieder sein ödes, freudloses Dasein. Kaum eine halbe Stunde noch, und dann war das Glück entschwunden für immer und er war wieder der Narr der Pflicht. Wie die Lichter draußen dahinflogen! Und jetzt alles vorbei ... nur graue Nacht voll schwarzer Schatten! Plötzlich glaubte er zu fühlen, wie der Boden unter seinen Füßen raste, und das Stampfen, Rollen, Rasseln fing an, ihn zu martern. Nur eine Sekunde lang hatte er nach dem Fenster gesehen und jetzt wandte er sich wieder zu ihr. Wie sie ihn anlächelte ... mit ihren verweinten Augen! Er wollte sprechen, aber die Zunge war ihm wie gelähmt, während seine Lippen zuckten und seine Hände zu zittern begannen. Und jetzt sah auch sie nach dem Fenster, wieder flogen draußen ein paar Lichter vorbei und dann eine ganze Reihe ... der Zug sauste an einem hellerleuchteten gedeckten Perron dahin.

„Schon die Vororte!“ sagte sie aufseufzend und zugleich ergriff sie ihren Schleier.

In demselben Augenblick aber legte sich seine Hand auf die ihre. Und als sie den Kopf wieder nach ihm wandte, sah sie plötzlich sein fieberheißes Gesicht dicht vor ihren Augen. Und schon umklammerten sie auch seine Arme und wortlos preßte er sie an sich. Aber ehe seine Lippen noch die ihren berührten, hatte sie sich mit der Kraft einer Rasenden losgerungen, und nun stand sie leichenblaß, mit wildatmender Brust aufrecht im Coupé und blickte nach der Tür, während er auf seinen Sitz zurückgetaumelt war.

„Verzeihung, gnädige Frau,“ stammelte er, ihr die Hand entgegenstreckend, aber sie wich sofort noch weiter zurück.

„Rühren Sie mich nicht an!“ schrie sie auf, „oder ich mache eine Szene!“

Erst nachdem er sie mit einer verlegenen Gebärde beruhigt hatte, griff sie nach ihrem Pompadour und dann richtete sie sich rasch wieder auf und sah nach dem Spiegel.

„Von Ihnen hätte ich nicht erwartet, daß Sie sich ebenso benehmen wie mein Mann,“ sagte sie mit noch bebender Stimme, aber mit eisiger Miene, während sie rasch eine ihrer blonden Haarwellen, die sich an der Schläfe ein wenig gelöst hatte, in Ordnung brachte. „Das ist die letzte Enttäuschung meines Lebens, die ich gewiß nicht überwinden werde. Ich danke Ihnen!“

Damit hatte sie auch schon ihr Kleid emporgerafft, die Tür flog auf, und ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen, schritt sie in ihrer stolzesten Haltung hinaus.

Und jetzt kam auch wieder Leben über ihn. Er sprang auf und machte eine Bewegung nach der Tür zu ... im nächsten Augenblick aber warf er sich wieder in die Fensterecke und nur eine höhnische Wiederholung der Worte, mit denen sie sich entfernt hatte, kam über seine Lippen:

„Das ist auch die letzte Enttäuschung meines Lebens. Ich danke Ihnen!“

So blieb er eine Weile wie erstarrt, das Gesicht in der Hand verbergend, während der lange schwarze Bart tiefer und tiefer auf der altmodisch ausgeschnittenen Staatsweste herabsank.

Dann aber schüttelte er plötzlich heftig den Kopf und nun erhob er sich ungestüm, setzte seinen Hut auf und nahm seinen Regenschirm und ein Päckchen, das er mit besonderer Sorgfalt anfaßte. „Ihr armen Kinder!“ brummte er dabei halblaut. „Aber es wird nicht mehr geschehen und wenn auch das Glück selber sich zu mir neigte. Ich gehöre euch — ich bin es euch einfach schuldig.“ So verließ er das Coupé, und ohne sich noch einmal umzuwenden, schritt er rasch in der Richtung der Fahrt durch den Korridor bis nach dem vordersten Waggon. Als der Zug in Berlin hielt, war er der erste draußen ...

Der Asakusatempel in Tokio

(Zu dem Bilde auf Seite 411)

Einer der volkstümlichsten Tempel in Japan und jedenfalls der volkstümlichste in Tokio ist der alte „Asakusa Kwannon“. Er liegt in einem von dem gewöhnlichen Aufenthalt der Fremden ziemlich weit entfernten Teile der ausgedehnten und volkreichen Stadt, denn um ihn vom Schimbaschi-Bahnhof in der Rickscha zu erreichen, gebraucht man wohl eine Stunde. Seinen Zugang bildet ein ziemlich enges Gäßchen, in dem eine buntbewegte Menge, Kinder, Soldaten, Musmes und frohgemute Leute aller Art sich zwischen den verlockenden Läden mit warmen Kuchen, „frisch aus dem Ofen“, Spielzeug, Puppen und sonstigem nichtigen Kleinkram drängen. Man darf über dieses profane Treiben unmittelbar vor einer Stätte der Andacht, in das auch Wahrsager, Zauberer und Verkäuferinnen von Liebesmitteln sich mischen, nicht staunen, denn in Japan bilden Lebenslust und Religion nicht unversöhnliche Gegensätze. Auffallend sind die vielen Tauben, die überall gefüttert werden, in den Dachrinnen des Tempels nisten und sich mit Scharen von Hühnern in seinem Innern ungescheut umhertreiben. Um zu dem eigentlichen Tempel zu gelangen, muß man einen hohen, zweistöckigen Vorhof passieren, den rings grellrot gestrichene Balkone umgeben und in dem sich die beiden schrecklichen Bilder der Ni-o-Gottheiten erheben. Diese beiden Götterbilder sind über und über mit Brocken gekauten Papiers bedeckt, denn es ist Volkssitte, daß man, wenn man irgendeinen Wunsch hat, diesen auf ein Stückchen Reispapier schreibt, das Papier zerkaut und den zerkauten Brocken nach dem Götterbilde schmeißt — bleibt er haften, so ist das ein günstiges Vorzeichen für die Erfüllung des Wunsches! In dem Vorhofe fällt eine Menge von Heiligenschreinen auf, zum Teil mit sehr interessanten Bildwerken. Der Tempel selbst ist ein massiges Gebäude mit hohem geschweiften, von gewaltigen Holzsäulen in Naturfarbe getragenen Ziegeldach. Das Innere unterscheidet sich nur wenig von dem der sonstigen buddhistischen Tempel Japans. Sein auffallendster Zug sind jedenfalls die von der Decke herabhängenden großen Papierlaternen.

Literatur

Der Insel-Verlag in Leipzig pflegt bei seinen Publikationen nicht bloß auf den inneren Wert des Dargebotenen zu sehen, sondern hat von jeher ebensosehr auf eine würdige, vornehme, künstlerisch schöne Ausstattung seiner Bücher gehalten. Er hat zu einer Zeit, da in der deutschen Buchtechnik, wie auf fast allen Gebieten kunstgewerblicher Betätigung, völlige Stillosigkeit, Schablone und falscher äußerer Schein herrschten, im Verein mit einer kleinen Zahl andrer Verleger zielbewußt darauf hinzuarbeiten begonnen, die Freude am schönen Buch in Deutschland wieder zu erwecken, und durch ausgesucht geschmackvolle Vorbilder, die zum Teil an die gute alte Tradition anknüpften, zum Teil durch moderne, besonders englische Stilelemente ihr Gepräge erhielten, den gesunkenen Geschmack des deutschen Publikums wieder zu heben gesucht, ein höchst verdienstliches Streben, dem auch bereits die schönsten Erfolge beschieden gewesen sind. Eine der neuesten, besten und bedeutsamsten Leistungen des Insel-Verlags auf dem Gebiete der Buchtechnik ist die Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker, die im Auftrage Alfred Walter Heymels herausgegeben wird. „Alle Liebe und Mühe und alle Erfahrungen der Technik“ — so heißt es im Insel-Almanach auf das Jahr 1908 — „auf eine Ausgabe der deutschen großen Dichter zu wenden, das war einmal Pflicht, schwere Versündigungen gegen sie gutzumachen, dann aber auch Bedürfnis: die Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe ist für die, die unsre Dichter nicht nur besitzen, sondern auch lesen, sie nicht in voluminösen Prachteinbänden zu einer Parade der Bücherrücken versammeln, sondern bequem gebrauchen wollen. So waren die leitenden Gesichtspunkte: Einfachheit, Handlichkeit, Schönheit.“ Jeder Bücherfreund wird gern anerkennen, daß die kleinen, bequem in die Tasche zu steckenden, mit vornehm-einfachem, biegsamem braunroten Ledereinband ausgestatteten Bände der Ausgabe diese Forderungen in der apartesten Weise erfüllen. Die Schrift, in der sie gedruckt sind, ist eine geschmackvolle, klare Antiqua, das für sie gewählte Papier so fein, daß ein Band von 600 bis 700 Seiten nur etwa 1½ Zentimeter stark ist und selbst eine vollständige Goethe-Ausgabe im Bücherschrank nur sehr geringen Raum einnehmen wird. Selbstverständlich beschränken sich die Vorzüge der Ausgabe nicht auf ihre äußere Erscheinung; jeder Band ist von einem bewährten Fachmann herausgegeben, der den Text aufs sorgfältigste revidiert hat. Von den bisher erschienenen Bänden liegen uns vor der erste, von Dr. Hans Graefe herausgegebene Band von Goethes Romanen und Novellen (Inhalt: Werther, Briefe aus der Schweiz, Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter, Die guten Weiber, Die Wahlverwandtschaften, Novelle; Preis geb. 4,50 Mark), der von Max Hecker herausgegebene erste Band von Schillers dramatischen Dichtungen (Inhalt: Die Räuber, Fiesco, Kabale und Liebe, Don Carlos, Tell; Preis geb. 4,50 Mark) und der erste Band von Schopenhauers Werken, herausgegeben von Eduard Grisebach (Inhalt: Die Welt als Wille und Vorstellung; Preis 9 Mark). Die Oberleitung der Ausstattung und des Druckes lag in den Händen von Harry Graf Keßler und Emery Walker; die Titel und die Einbände sind von Edward Johnston, Eric Gill und Douglas Cockerell gezeichnet. Die neue Eliteausgabe bildet eine Zierde des deutschen Büchermarkts, und es bleibt nur zu wünschen, daß die weiteren Bände in recht rascher Folge erscheinen mögen. Für diejenigen, welche sich speziell für die Schopenhauer-Ausgabe interessieren, sei noch bemerkt, daß nach einer Mitteilung des Verlags die Arbeit ihres verdienstvollen Herausgebers bei dessen vor einigen Monaten erfolgtem Tode bereits abgeschlossen war, so daß eine Verzögerung im Erscheinen der weiteren Bände nicht eintreten wird.

— Unter dem Titel „Aus Goethes römischen Tagen“ hat Julius Vogel, der kenntnisreiche Kustos des Leipziger Städtischen Museums, „Kultur- und kunstgeschichtliche Studien zur Lebensgeschichte des Dichters“ zusammengefaßt (Leipzig, E. A. Seemann, gebd. 9 M.). Nach dem Wunsche des Verfassers, der, nebenbei bemerkt, allzu bescheiden denkt, wenn er glaubt entschuldigen zu müssen, daß sie von keinem Goethe-Forscher von Beruf stammen, sollen diese Studien nicht als ein Kommentar zu Goethes Italienischer Reise aufgefaßt werden, noch wollen sie den Spuren des Dichters während seines römischen Aufenthaltes bis ins einzelnste nachgehen. Das Ziel war vielmehr, in großen Zügen ein Kulturbild der römischen Zustände und des römischen Lebens zu Goethes Zeit zu entwerfen. Der Inhalt des Buches gliedert sich in die nachstehenden dreizehn Kapitel: Die Reise nach Rom — Johann Jakob Volkmann (der Verfasser eines dreibändigen Reisebuches über Italien, das als den Baedeker jener Zeit auch Goethe benutzte) — Rom und die Römer — Zur Ortskunde — Papst Pius VI. — Die Künstlerschaft — Die Kunstsammlungen — Die Antike — Die Kunst der Renaissance — Antiquare und Gelehrte — Gesellschaftliches Leben — Die römischen Bildnisse Goethes — Abschied von Rom. Wie schon diese einfache Uebersicht erweist, ist ein reiches Material in dem Buche verarbeitet, dem es als ein besonderer Vorzug gelten kann, daß ein Kunsthistoriker gerade unter spezieller Betonung des so gegebenen Standpunktes es geschrieben hat. Gedruckt ist das Buch mit der klar und äußerst vornehm wirkenden alten Breitkopfschen Fraktur, eine Originalradierung von Bruno Heroux, den Kopf aus Tischbeins bekanntem Goethebildnis zeigend, leitet es ein, weitere zweiunddreißig Bildertafeln in Autotypie geben Reproduktionen Goethescher Zeichnungen, einiger Bilder Tischbeins, Angelika Kauffmanns und so weiter, sowie von dreizehn der römischen Ansichten Piranesis und bilden so einen dankenswerten Schmuck des schönen Buches, das bei vielen alten und neuen Romfahrern Freunde finden dürfte.

— Heinz Tovote: Hilde Vangerow und ihre Schwester (F. Fontane & Co., Berlin). Der neue Roman Heinz Tovotes schildert den Lebensgang zweier Offizierstöchter, die als modern empfindende Mädchen sich von hergebrachten Vorurteilen freimachen und selbständig den Kampf mit dem Leben aufnehmen. Kühl und herb geht Hilde, die Aeltere, als gefeierte Landschaftsmalerin auf ihr künstlerisches Ziel zu. In einem erwachenden Einsamkeitsgefühl läßt sie sich von einem kalten Streber, einem einflußreichen Kunstschriftsteller, fesseln, der sie künstlerisch entdeckt hat und in auffälliger Weise in seiner Zeitschrift für sie eintritt. Getrieben von Sympathie und Dankbarkeit heiratet sie ihn; er nimmt ihr anfangs alle geschäftlichen Sorgen ab, so daß sie ganz ihrem Schaffen leben kann. Nach kurzem Glück aber sieht er in ihr nur noch die von ihm berühmt gemachte Malerin, deren gut bezahlte Bilder er auf die vorteilhafteste Art für sich und seine wachsenden Nebeninteressen verhandelt, während sie selbst, nicht ohne eigne Schuld, ihm gleichgültig wird, so daß er bald sein Glück bei andern Frauen sucht und findet. So hat denn Hilde Vangerow in ihrer freudlosen Ehe keine Zufriedenheit gefunden und muß bald um ihre Freiheit als Frau und Künstlerin ringen und kämpfen. Susi, ihre leichtherzige jüngere Schwester, ist dagegen von andrer Art. Aus der Arbeit ihres chemischen Laboratoriums heraus sehnt sie sich leidenschaftlich nach Lebenslust und Lebensfreude. Durch äußerst interessant geschilderte Verwicklungen verknüpft sich nun das Schicksal beider Schwestern, bei aller Verschiedenheit der Charaktere, am Ende mit demselben Manne, an dem sie beide, jede nach ihrer Art, mit ihrem Suchen nach Glück scheitern. Die ruhig einsetzende Handlung des Romans, die sich gegen den Schluß immer dramatischer steigert, hebt sich von der reichen Landschaftsschilderung einer höchst interessanten Malerkolonie ab. Dieses bunte Leben und Treiben und die endliche Umwandlung und Entwicklung aus einem einfachen kleinen Fischerdorfe mit seinen strohbedeckten Hütten zu einem großen Modebadeorte erleben wir in anschaulicher Weise, vor allem an dem eigenartigen Künstlerheim Hilde Vangerows mit, das sie sich in dem entzückend geschilderten Stranddorfe Sandhoop geschaffen hat.

— „Das Freiburger Münster“, dieses vornehmste Baudenkmal des badischen Landes und das hehre Wahrzeichen der Stadt Freiburg, hat in einem von Friedrich Kempf und Karl Schuster herausgegebenen „Führer“ (Freiburg, Herdersche Verlagshandlung, gebunden 8 Mark) eine neue, ausführliche und gediegene literarische Behandlung erfahren, die, nachdem das 1878 erschienene Büchlein des Domkapitulars Marmon längst vergriffen ist, Kunstfreunde auch über den engeren Kreis der Besucher Freiburgs hinaus interessieren dürfte. Der neue Führer legt in seinem ersten Teil die Geschichte des Münsters von seinen Anfängen bis auf unsre Tage dar und beschreibt und erklärt sodann den Bau und seine Merkwürdigkeiten geschichtlich, künstlerisch und vielfach auch technisch. Die mit Sorgfalt ausgewählten 93 Illustrationen des schmucken Büchleins unterstützen die Beschreibung in sachdienlichster Weise.



Der Asakusatempel in Tokio
Nach einer Zeichnung von Eduard Cucuel. (Text S. 409)

AUS ALLER WELT

FRITZ · HEGENBART.

Zur Krebsforschung



Dr. Otto Schmidt, erfolgreicher Krebsforscher

Eines der wichtigsten und leider auch schwierigsten Probleme der inneren Medizin bildet bekanntlich die Aetiologie des Krebses, jener furchtbaren Krankheit, die, tückisch wie keine zweite, alljährlich in allen Kulturländern viele Tausende von Menschen dahinrafft und bis jetzt nur in einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Fällen auf chirurgischem Wege mit Erfolg bekämpft werden konnte. Alle Versuche, die Ursache dieser verheerenden Krankheit zu entdecken, sind bis jetzt gescheitert, und die ärztliche Wissenschaft ist noch nicht einmal imstande, mit Sicherheit die Frage zu beantworten, ob die Krankheit parasitärer Natur ist oder nicht. Zu den Forschern, die der Lösung des Problems nahe gekommen zu sein glauben, hat sich jüngst ein Kölner Arzt, Dr. Otto Schmidt, gesellt. Ihm ist es angeblich gelungen, den Erreger der Krebskrankheit in einem besonderen Schimmelpilz zu züchten, der auf Pflanzen vegetiert und dessen Uebertragung auf Tiere bei diesen echten Krebs hervorruft. Eine Reihe von Forschern hat nach einer Mitteilung Dr. Schmidts die krebsige Natur der bei Tieren künstlich erzeugten Geschwulstwucherung dargetan. Durch geringe Mengen eines aus den abgetöteten Leitern des Pilzes gewonnenen Extraktes konnte Dr. Schmidt bei krebskranken Tieren und Menschen ganz typische Erscheinungen hervorrufen, die bei gesunden ausblieben. Nach Schmidts Ansicht ist der Erreger des Krebses beim Tier derselbe wie beim Menschen. Nach seinen bisherigen Erfahrungen hält er es für durchaus möglich, auf dem von ihm betretenen Wege zu einem Heilmittel gegen die Krankheit zu kommen, und er ist überzeugt, daß das von ihm hergestellte Parasitenextrakt wenigstens bei einer kleineren Zahl von Fällen günstige Erfolge zeitigen kann. Durch die Einspritzung bilden sich Schutzstoffe, die zwar keine großen Geschwülste zur Einschmelzung und Heilung bringen können, wohl aber imstande sind, etwa zurückgebliebene einzelne Keime und kleinere Herde zu vernichten. Ebenso ist es möglich, durch die Einspritzungen nicht zu ausgedehnte Rezidive, die nach Operationen entstanden sind, zum Verschwinden zu bringen. Es befinden sich unter Dr. Schmidts Krankenmaterial derartige Fälle, die nicht mehr operierbar waren, durch die Injektionen aber geheilt worden sein sollen. Die Heilungsdauer beträgt angeblich schon mehrere Jahre.

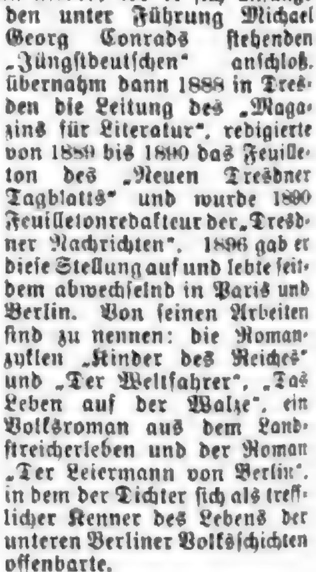


Wolfgang Kirchbach †



Wolfgang Kirchbach †

Am 8. September ist in Nauheim der bekannte Dichter und Essayist Wolfgang Kirchbach gestorben, in dem auch unsre Zeitschrift einen hochgeschätzten Mitarbeiter verliert. Kirchbach war zu London am 18. September 1857 als Sohn deutscher Eltern geboren. Nach Vollendung seiner Studien, die sich hauptsächlich auf Geschichte und Philosophie erstreckten, ließ er sich in München nieder, wo er sich anfangs



den unter Führung Michael Georg Conrads stehenden „Jüngstdeutschen“ anschloß, übernahm dann 1888 in Dresden die Leitung des „Magazins für Literatur“, redigierte von 1889 bis 1890 das Feuilleton des „Neuen Dresdner Tagblatts“ und wurde 1890 Feuilletonredakteur der „Dresdner Nachrichten“. 1896 gab er diese Stellung auf und lebte seitdem abwechselnd in Paris und Berlin. Von seinen Arbeiten sind zu nennen: die Romanzyklen „Kinder des Reiches“ und „Der Weltfahrer“, „Das Leben auf der Walze“, ein Volksroman aus dem Landstreicherleben und der Roman „Der Leiermann von Berlin“, in dem der Dichter sich als trefflicher Kenner des Lebens der unteren Berliner Volksschichten offenbarte.



Zur braunschweigischen Frage: Neueste Aufnahme des Herzogs von Cumberland

Zur braunschweigischen Frage

Durch die öffentliche Kundgebung, in der Fürst Bülow den Standpunkt des Reiches

und Preußens in der braunschweigischen Erbfolgefrage mit voller Entschiedenheit dargelegt hat, ist die Aussicht, daß der Herzog Ernst August von Cumberland den durch das Ableben des Prinzen Albrecht wieder verwaisten braunschweigischen Thron besteigen werde, für absehbare Zeit oder wohl für immer zunichte geworden, und so wird der Herzog wohl weiter wie bisher in Gmunden, wo er seit dem Zusammenbruch des hannoverschen Königtums seinen Wohnsitz genommen hat, die behagliche, sorgenfreie Existenz eines fürstlichen Grandseigneurs führen. Der Herzog, bekanntlich der einzige Sohn des letzten Königs von Hannover, ist am 21. September 1845 geboren. Im Jahre 1878 richtete er an Kaiser Wilhelm I. und die andern europäischen Fürsten ein Schreiben mit der Erklärung, daß er alle seine Rechte aufrechterhalte und, solange der Ausübung derselben tatsächliche Hindernisse entgegenständen, den Titel Herzog von Cumberland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg mit dem Prädikat Königliche Hoheit führe. Da er sich hierdurch zum Prätendenten aufwarf, so konnte das Deutsche Reich nicht zulassen, daß er nach dem Tode des letzten Herzogs von Braunschweig dessen Nachfolger werde, und in diesem Sinne erfolgte am 2. Juli 1885 ein Bundesratsbeschluß, der noch heute zu Recht besteht.



Phot. [illegible]

Der neue Jesuitengeneral Pater Wernz

Von der Zarenfamilie

Der Ausflug in die finnischen Schären, den das Zarenpaar mit seinen Kindern Mitte September auf der Jacht „Standart“ angetreten hatte und der, wie anfangs angekündigt wurde, nur wenige Tage dauern sollte, ist späterhin auf mehrere Wochen verlängert worden. Dieser Umstand ist, wie es angesichts der kritischen Verhältnisse im Zarenreiche nicht anders sein konnte, verschiedentlich dahin ausgelegt worden, daß selbst in Peterhof, der Sommerresidenz des Zaren, die bisher als der sicherste Aufenthaltsort für die Herrscherfamilie galt, nicht mehr volle Garantien für den Schutz ihres Lebens geboten seien, zumal seit General Trepows plötzlich eingetretenem Tode. Das Lustschloß Peterhof, das am Südufer des Finnischen Meerbusens etwa 20 Kilometer von St. Petersburg entfernt liegt, wurde nach den Plänen Leblonds 1720 von Peter dem Großen erbaut und später von Katharina II. erweitert. Das Schloß ist eine Nachbildung von Versailles. Das dreistöckige Hauptgebäude steht durch Galerien mit den Flügelpavillons in Verbindung. In dem prächtigen, weiten Park, der das Schloß umgibt, spielen nach dem Versailler Muster zahlreiche Wasserspiele. Um das Schloß erheben sich Häuser, die von dem Hofpersonal bewohnt werden.

Der neue General des Jesuitenordens

An Stelle des vor einigen Monaten verstorbenen Jesuitengenerals Martin, eines geborenen Spaniers, ist ein deutsches Mitglied der Gesellschaft Jesu, P. Franz Xaver Wernz, bisher Rektor der Gregorianischen Universität in Rom, zum General des Ordens gewählt worden. Pater Franz Wernz ist am 4. Dezember 1842 zu Rottweil in Württemberg geboren. Im Alter von fünfzehn Jahren trat er in die Gesellschaft Jesu ein. Nach Vollendung der humanistischen, philosophischen und theologischen Studien an den verschiedenen Anstalten seines Ordens und nach Empfang der Priesterweihe wurde er zuerst für seine jüngeren Ordensgenossen Lehrer des kanoni-



Copyright Illustrations-Bureau

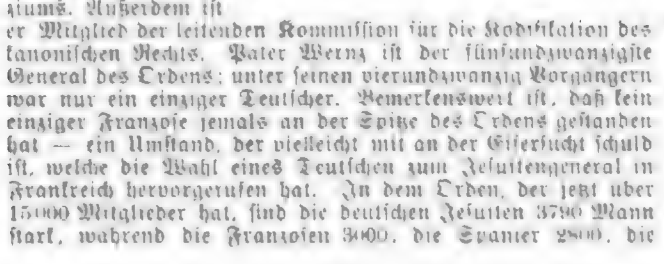
Die Zarin photographiert ihre Kinder im Park von Peterhof

schen Rechts in Tilton-Hall. 1883 ward er als Professor derselben Disziplin an die im Jahre 1550 gegründete päpstliche Gregorianische Universität berufen und 1904 zum Rektor dieser Hochschule gewählt. Pater Wernz gilt in seinem Fache als Gelehrter ersten Ranges. Im Jahre 1897 begann er die Publikation eines ausführlichen Lehr- und Handbuches für das kanonische Recht, von dem bisher vier starke Bände erschienen sind. Pater Wernz ist Konsultor verschiedener Kongregationen, nämlich derjenigen für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten, der Inder- und Konzilskongregationen und des heiligen Offiziums. Außerdem ist



Phot. Ed. Franke

Obdachlose Juden in Siedlce



er Mitglied der leitenden Kommission für die Kodifikation des kanonischen Rechts. Pater Wernz ist der fünfundzwanzigste General des Ordens; unter seinen vierundzwanzig Vorgängern war nur ein einziger Deutscher. Bemerkenswert ist, daß kein einziger Franzose jemals an der Spitze des Ordens gestanden hat — ein Umstand, der vielleicht mit an der Eifersucht schuld ist, welche die Wahl eines Deutschen zum Jesuitengeneral in Frankreich hervorgerufen hat. In dem Orden, der jetzt über 15000 Mitglieder hat, sind die deutschen Jesuiten 3790 Mann stark, während die Franzosen 3000, die Spanier 2800, die Engländer (resp. Amerikaner) 2450 und die Italiener 1800 Mann zählen. Im Jahre 1869 hatte der Orden nur 8809 Mitglieder.

Von dem „Pogrom" in Siedlce

Auch das Ministerium Stolypin hat sich als ohnmächtig erwiesen, den furchtbaren, besonders gegen die jüdische Bevölkerung gerichteten Gewalttaten der russischen Soldateska ein Ende zu machen. Am 8. September und in den darauffolgenden Tagen war die 28000 Einwohner, darunter 15000 Juden, zählende polnische Gouvernementsstadt Siedlce der Schauplatz blutiger Straßenkämpfe, in denen die Garnison, angeblich durch jüdische Revolutionäre provoziert, zügellos gegen die unglückliche Bevölkerung wütete. Mehrere Häuser wurden zerstört, zahlreiche Läden ausgeplündert und verwüstet; die Zahl der toten und verwundeten Opfer wird auf mehrere Hundert berechnet, noch weit größer ist die der Verhafteten, Ausgewiesenen und Obdachlosen.

Von den kubanischen Wirren

Der Verlauf der Aufstandsbewegung auf Kuba, deren Unterdrückung der kubanischen Regierung nicht gelingen wollte, hat die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika veranlaßt, als Friedensstifterin aufzutreten. Schon Mitte September wurden von einem in Havanna eingetroffenen kleinen amerikanischen Kreuzer, der „Denver", da die Lage Havannas und der dortigen Nordamerikaner bedenklich schien, 150 Mann, die ganze Truppenbesatzung des Schiffes, mitsamt ihren Maschinengewehren gelandet, jedoch auf telegraphischen Befehl aus Washington am nächsten Morgen wieder eingeschifft. Zwei Wochen später wurde dann von den Vereinigten Staaten an Stelle des zurücktretenden Präsidenten Palma eine provisorische Regierung unter dem amerikanischen Kriegssekretär Taft eingesetzt und zur Unterstützung der schon auf der Insel eingetroffenen oder unterwegs befindlichen Seestreitkräfte die Entsendung eines Expeditionskorps von 5000 Mann beschlossen. Die Prophezeiungen derer, die glaubten, daß es auch den Vereinigten Staaten nur schwer gelingen werde, den Aufstand zu unterdrücken, haben sich nicht bestätigt; die Kubaner haben die provisorische Regierung mit Freuden



Phot. Grantham Bain

Zur Intervention der Vereinigten Staaten in Kuba: Die ersten amerikanischen Matrosen in Havanna

begrüßt, und Tafl ist rasch der populärste Mann in Kuba geworden.



Phot. S. Gribayedoff

Zu der Umwälzung auf Kuba: Präsident Palma mit seiner Familie

Das Erdbeben in Chile

Die Erdbeben, von denen im August die Westküste von Südamerika heimgesucht worden ist, haben in Chile, besonders in seiner herrlich gelegenen Hauptstadt Valparaiso, kaum geringere Verheerungen angerichtet, als sie im Frühjahr die Erdbebenkatastrophe in San Francisco zur Folge gehabt hat. Hier wie dort hat das Feuer, das nach den ersten heftigen Erdstößen durch die Zerstörung der Gasleitungen an vielen Stellen der Stadt gleichzeitig ausbrach, das Werk der Vernichtung vollendet. Einer der schönsten Stadtteile, der sogenannte Almendral, war nach einem Tage nur noch ein Schutt- und Feuermeer. Den ersten alarmierenden Erdstößen folgten in größeren oder kleineren Pausen neun Tage lang fortwährend neue, so daß während dieser Zeit die meisten Bewohner der Stadt, soweit sie nicht auf den im Hafen liegenden Schiffen Zuflucht gefunden hatten, im Freien unter notdürftig aufgeschlagenen Zelten kampieren mußten. Die Zahl der bei der Katastrophe ums Leben gekommenen Bewohner Valparaisos wird auf gegen tausend geschätzt. Einer summarischen Schätzung zufolge muß etwa die Hälfte der Stadt neu aufgebaut werden.

Von den Hochzeitsfeierlichkeiten in Meerholz

Auf Schloß Meerholz im Taunus fand am 14. Oktober die Vermählung des Prinzen Albert von Schleswig-Holstein mit der Gräfin Ortrud von Ysenburg-Büdingen statt. An den Hochzeitsfeierlichkeiten nahm auch der Kaiser teil, der mit dem Prinzen verschwägert ist, da dessen älterer Bruder, Herzog Friedrich Ferdinand, mit einer Schwester der Kaiserin vermählt ist. Der Monarch traf von Gelnhausen, wo er die Marienkirche und die alte Kaiserpfalz besichtigt hatte, mittags um 2 Uhr in Meerholz ein. Nachdem die versammelte Hochzeitsgesellschaft dem Kaiser vorgestellt worden war, ordnete sich der Hochzeitszug und bewegte sich über den Schloßplatz nach der Schloßkirche. Nach der Trauung fand im Speisesaal des Schlosses das Hochzeitsmahl statt. An der Mitte der Brauttafel saß der Kaiser, zu seiner Linken folgte zunächst das junge Ehepaar, ferner die Gräfin-Mutter, der Herzog zu



Copyright by Adolfo Carey, Holland

Zur Erdbebenkatastrophe in Chile: Eine zerstörte Kirche in Valparaiso

Holstein und die Fürstin-Mutter zu Stolberg. Zur Rechten des Kaisers saßen die Gräfin zu Ysenburg-Büdingen-Meerholz, Staatsminister Willich, Prinzessin Friedrich Wilhelm zur Lippe, der Erbgraf zu Castell-Rüdenhausen und Gräfin Helena zu Ysenburg-Büdingen. Bei dem Diner dankte Graf Ysenburg dem Kaiser für die hohe Ehre, die ihm und seinem Hause durch die Teilnahme des Monarchen an dem Hochzeitsfeste erwiesen worden sei, und brachte ein Hurra auf den Kaiser aus, in das die Gäste begeistert einstimmten, während draußen Böllerschüsse ertönten. Abends reiste der Kaiser nach Cronberg weiter.



Der Kaiser mit der Gräfin Ysenburg-Büdingen auf der Hochzeit in Meerholz

Das Deutschmeister-Denkmal in Wien

Die Stadt Wien hat ihrem „Hausregiment", dem 4. Infanterieregiment „Hoch- und Deutschmeister", das auf eine mehr als zweihundertjährige glorreiche Vergangenheit zurückblickt, ein stattliches Denkmal gesetzt, dessen feierliche Enthüllung am 29. September stattfand. Das Regiment hat in nicht weniger als 206 Schlachten und Gefechten mitgekämpft, so in der Schlacht bei Zenta (11. Sept. 1697), in der es unter dem Prinzen Eugen von Savoyen die Feuertaufe erhielt, und bei Kolin (18. Juli 1757), wo es entscheidend mitwirkte, dem großen Preußenkönig seine erste schwere Niederlage beizubringen. Fast ununterbrochen hat es in Wien garnisoniert, und die Wiener, die es gern die „Wiener Edelknaben" nennen, fühlen sich mit ihm begreiflicherweise aufs innigste verwachsen. Vor zehn Jahren wurde das zweihundertjährige Bestehen des tapferen Regiments in Wien festlich begangen, und damals entstand der Plan, den Deutschmeistern ein Monument zu setzen. An der Enthüllungsfeier nahm als Vertreter des Kaisers Franz Joseph, der durch seine Unpäßlichkeit am Erscheinen verhindert war, Erzherzog Eugen, der Hochmeister des Deutschen Ritterordens und Inhaber des Deutschmeister-Regiments, teil, ferner Erzherzog Rainer und u. a. der bayrische Gesandte in Wien, Freiherr von Tucher, als Vertreter des Prinzregenten Luitpold. Das Denkmal, eine Schöpfung des Bildhauers Johannes Benk und des Architekten A. Weber, steht auf dem Deutschmeister-Platz. Es erhebt sich auf einer breiten Terrasse, zu der man von der Rudolfs-Kaserne auf vierzehn, vom Schottenring auf vier Stufen emporsteigt. Das Denkmal hat einen Sockel von grauem Konopischter Granit, auf dem die Hauptfigur, ein Deutschmeister-Soldat mit hocherhobener Fahne in der Linken und dem Säbel in der Rechten, steht. Rechts und links stellen zwei Gruppen, vorne und rückwärts zwei Reliefs Episoden aus der Regimentsgeschichte der Deutschmeister dar. Der Sockel trägt die Aufschrift: „Die Wiener ihren Deutschmeistern".



Phot. Heinrich Schuhmann, Wien

Enthüllung des Deutschmeister-Denkmals in Wien: Erzherzog Eugen im Gespräch mit Professor Benk

Von den Kaisermanövern

Die diesjährigen Kaisermanöver, die sich auf dem historischen Boden Schlesiens zwischen dem von General von Woyrsch befehligten und durch die 11. Division verstärkten VI. (schlesischen) Armeekorps einerseits und einer aus dem III. und dem V. Armeekorps gebildeten Armeeabteilung unter dem General von Lindequist anderseits abspielten, haben in mehrfacher Hinsicht bedeutungsvolle Neuerungen gebracht, die erkennen lassen, wie sehr der oberste Kriegsherr und seine militärischen Berater bestrebt sind, den „Krieg im Frieden" so nutzbringend wie möglich für das Heer zu gestalten. Vor allem wurde diesmal in der ganzen Anlage der Manöver die Kriegsmäßigkeit mehr als je gewahrt und das Eingreifen der Oberleitung auf das unumgänglich



Phot. Franz Tellgmann, Mühlhausen

Die neuen Rohrrücklaufhaubitzen im Kaisermanöver

Notwendige beschränkt. Ferner fand dabei zum erstenmal das neue Exerzierreglement in größerem Maße Anwendung und hat sich allem Anschein nach in jeder Hinsicht trefflich bewährt. Unter den speziellen Neuerungen, die zum erstenmal erprobt wurden, beanspruchte besonderes Interesse die Verwendung der Fußartillerie mit den schweren Rohrrücklaufhaubitzen.

Zum Wechsel im Kommando der aktiven Schlachtflotte

Mit dem Abschluß der diesjährigen Flottenmanöver ist Großadmiral von Köster, der hochverdiente Generalinspekteur unsrer Marine und Chef der aktiven Schlachtflotte, von dem letzteren Posten zurückgetreten und durch den Prinzen Heinrich



Phot. A. Renard, Kiel

Großadmiral von Köster mit den Admiralen und Kommandanten der aktiven Schlachtflotte

Von links nach rechts: 1. Reihe (sitzend): Kommodore Winkler, Konteradmiral Pohl, Vizeadmiral Schmidt, Vizeadmiral Fischel, Großadmiral von Köster, Vizeadmiral Graf v. Baudissin, Kapitän z. S. Rollmann; 2. Reihe (stehend): Kapitän z. S. Jacobsen, Kapitän z. S. Kutter, Konteradmiral v. Holtzendorff, Fregattenkapitän Mischke, Kapitän z. S. Bachmann, Kapitän z. S. v. Levetzow, Kapitän z. S. v. Witzleben, Kapitän z. S. Kinderling, Kapitän z. S. Lans, Kapitän z. S. Poschmann, Kapitän z. S. Graf v. Spee, Kapitän z. S. v. Dambrowski, Kapitän z. S. Scheibel, Kapitän z. S. Paaschen, Kapitän z. S. v. Cotzhausen, Kapitän z. S. Derzewski, Kapitän z. S. Janke; 3. Reihe: Kapitän z. S. v. Bredow, Korvettenkapitän Köthner, Korvettenkapitän v. Reuter, Fregattenkapitän Schirmer, Korvettenkapitän Nordmann, Fregattenkapitän Schaumann, Korvettenkapitän Kraft, Korvettenkapitän Schmidt von Schwindt, Kapitän z. S. Grassow, Kapitän z. S. Jacobson, Fregattenkapitän Schultz, Korvettenkapitän Maaß

von Preußen, den Bruder des Kaisers, ersetzt worden. Wenn heute die deutsche Marine einen Achtung heischenden Platz unter den Seemächten der Welt einnimmt, so dankt sie das nicht zuletzt dem jetzt zurückgetretenen Großadmiral, der seit nahezu einem halben Jahrhundert der Kriegsmarine angehört und alle Abschnitte ihrer Entwicklung selbst miterlebt hat. Die gesamte Entwicklung der Kampfflotte von den einfachen Formen des aus älteren Panzerschiffen bestehenden Uebungsgeschwaders im Sommer 1891 bis zu der heutigen Form des aus 16 modernen Linienschiffen bestehenden Doppelgeschwaders ist in der Hauptsache sein Werk. Er hat gerade in den letzten Jahren der praktischen Ausbildung der Flotte sein ausschließliches Augenmerk zugewendet und bedeutende Erfolge erzielt, die Kaiser Wilhelm durch eine Reihe der höchsten Auszeichnungen, darunter die im vorigen Jahre erfolgte Verleihung des bis dahin in der deutschen Marine nicht vorhanden gewesenen Rangs eines Großadmirals, anerkannt hat. Das Handschreiben, mit dem der Kaiser den Rücktritt des Admirals von dem Kommando der aktiven Schlachtflotte genehmigte, hat folgenden Wortlaut: „Indem Ich Sie hiermit Ihrem Wunsche gemäß von der Stellung als Chef der aktiven Schlachtflotte enthebe, drängt es Mich, Ihnen Mein von Herzen kommendes Bedauern darüber auszudrücken, daß Ihr vorgeschrittenes Lebensalter und die Folgen Ihrer langjährigen körperlichen und seelischen Anstrengungen Mich zwingen, auf Ihre weiteren Dienste in dieser Stellung zu verzichten. Sie wissen, wie hoch Ich Ihr persönliches Wirken in der Flotte stets geschätzt habe. Wenn Sie demnächst Ihre Flagge niederholen, so können Sie es mit dem stolzen Bewußtsein tun, daß Sie diese Flagge immer der Marine zum Nutzen und Ihrem Kriegsherrn zum Dank geführt haben. Sie haben die Order der aktiven Schlachtflotte bekanntzugeben. Wilhelm." Mit dem Kaiser werden sich alle deutschen Patrioten darüber freuen, daß die wertvolle Kraft und Erfahrung des Großadmirals unsrer Marine vorläufig noch nicht ganz verloren geht, da Herr von Koster sich bereit erklärt hat, den Posten eines Generalinspekteurs der Marine zunächst noch beizubehalten. Herr von Koster ist am 29. April 1844 geboren, steht also im 63. Lebensjahre.



Denkmal des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke an der Liebfrauenkirche in Bremen

Das Moltke-Denkmal in Bremen

Ein originelles Moltke-Denkmal, das in Bremen seinen Platz finden wird und von der Schablone der heutigen Monumentalkunst in seiner Art ebenso weit abweicht wie das bekannte Tuaillonsche Kaiser-Friedrich-Denkmal in derselben Stadt, hat Professor H. Hahn in München modelliert. Es stellt in Hochrelief den großen Strategen barhäuptig und in einen weiten Mantel gehüllt zu Pferde dar. Das Werk soll, in Marmor ausgeführt, an der Westaußenseite des Nordturmes der Liebfrauenkirche angebracht werden, die zugleich die Garnisonkirche der Stadt ist; eine der Architektur der Kirche angepaßte Ornamentik wird es einrahmen. Die Kosten des Denkmals werden aus einem für diesen Zweck bestimmten Vermächtnis des verstorbenen Bremer Bankiers Bernhard Loose bestritten.

Zum Drama in Interlaken

Die junge Russin, die vor kurzem in Interlaken den Rentier Charles Müller aus Paris erschoß, angeblich weil sie ihn für den früheren russischen Minister Durnowo hielt, dem sie nach dem Leben trachtete, heißt Tatjana Leontiew und ist 1884 in Warschau als einzige Tochter des russischen Generals Leontiew geboren. Die Familie Leontiew hat einst in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Romanows gestanden und im achtzehnten Jahrhundert eine gewisse Rolle am russischen Hofe gespielt. Tatjana Leontiew kam 1899 nach Lausanne und besuchte dort das Mädchengymnasium. Schon 1900 begann ihr Verkehr mit russischen Flüchtlingen in Lausanne und Genf. Da sie allein in Pension war und der Vater von dem Umgang seiner Tochter mit Revolutionären unterrichtet wurde, schickte er die Mutter nach Lausanne, wo die beiden Frauen mit angesehenen Familien in Verkehr traten. Im Semester 1903/04 wurde Tatjana an der medizinischen Fakultät der Universität Lausanne immatrikuliert. Dann zogen Mutter und Tochter nach Genf, wo Tatjana wieder die Hochschule besuchte. Von da kehrten sie nach Petersburg zurück. Im März 1905 sandte Tatjana an befreundete Revolutionäre nach dem Hotel Bristol in Petersburg einen Koffer mit Bomben sowie ein Verzeichnis der russischen Verschwörer in der Schweiz. Als man später bei einer Haussuchung in der Wohnung der Leontiew in einem Nähkorbe Sprengstoffe fand, wurde sie unmittelbar vor einem Hofball bei einem Coiffeur verhaftet und in Untersuchungshaft



Tatjana Leontiew, die in Interlaken irrtümlich anstatt des Ministers Durnowo den Rentier Müller erschoß



Copyright by Adolfo Croce, Mailand

„Hydroplan", ein durch Luftschrauben getriebenes Boot

auf die Peter-Pauls-Feste gebracht. Der Bruder ihres Vaters bewirkte ihre Verbringung in eine Irrenanstalt und andre Freunde erreichten schließlich ihre gänzliche Freilassung, nachdem die Richter sie wegen ihres Geisteszustandes als unverantwortlich erklärt hatten. Sie durfte aber nicht länger in Rußland bleiben und reiste daher wieder in die Schweiz, zuerst nach Basel, dann nach Genf. Allem Anschein nach ist Tatjana Leontiew tatsächlich pathologisch veranlagt. Die Mörderin ließ sich willig photographieren und nach dem Bertillonschen System messen; auf alle Fragen nach den Gründen ihrer Tat aber gab sie stets die Antwort, sie werde in der Hauptverhandlung vor Gericht reden. Diese wird in Thun vor dem Schwurgericht stattfinden.

Adelaide Ristori †

Die größte dramatische Künstlerin Italiens, Adelaide Ristori, ist im Alter von 84 Jahren am 9. Oktober zu Rom gestorben. Obwohl sie schon seit zwei Jahrzehnten der Bühne Valet gesagt hatte, ist ihr Ruhm, der einst die ganze Welt erfüllte, noch heute lebendig und ihr Name allgemein bekannt geblieben. Die Künstlerin, die am 29. Januar 1822 zu Cividale im Friaul geboren war, trat zuerst zu Anfang der vierziger Jahre in Triest in Lustspielen auf und erregte durch ihr ungewöhnliches Talent allgemeine Aufmerksamkeit, ging aber bald darauf zur Tragödie über, in der sie das eigentliche Feld ihrer Begabung fand. Im Jahre 1855 trat sie als „prima attrice assoluta" mit einer eignen Gesellschaft ihre erste Gastspielreise an. Sie erzielte zuerst in Paris einen großen Erfolg, der sich in Wien und Berlin wiederholte. Besonders als Medea, als Lady Macbeth, als Maria Stuart und als Francesca da Rimini offenbarte sie die ganze hinreißende Kraft und Größe ihres Talents. Unvergleichlich erschien sie im Ausdruck alles Hohen und Edeln, im Ausdruck idealer Leidenschaften, während sie in der Schärfe des Dämonischen von der Rachel, ihrer großen Rivalin, übertroffen wurde. Von der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre an erweiterte sie den Kreis ihrer Gastspiele unaufhörlich, war 1857 in Spanien, 1860 in Holland, 1861 in Rußland, 1864 in Konstantinopel, 1867 in den Vereinigten Staaten, später auch in Mittel- und Südamerika, endlich anfangs der siebziger Jahre auch in Australien. Sie veröffentlichte im Jahre 1887 in Turin einen sehr interessanten Band „Erinnerungen". Seit 1847 war sie mit dem Marchese del Grillo verheiratet, dem sie eine Tochter und einen Sohn gebar.



Phot. Gb. Abeniacar

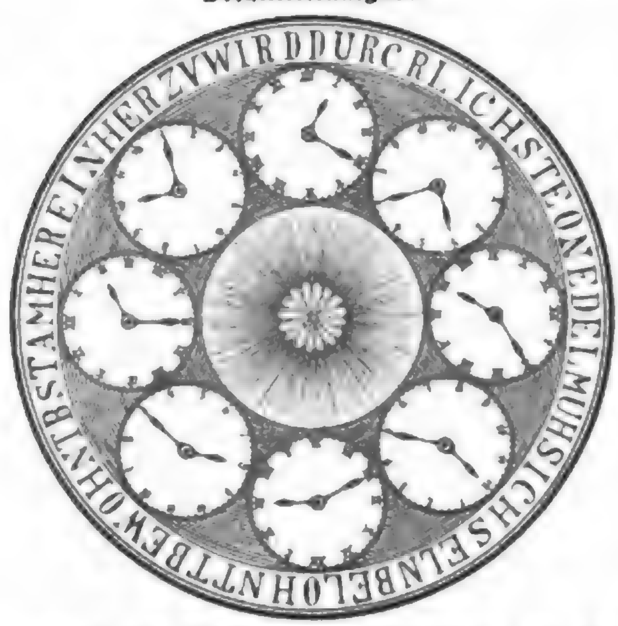
Adelaide Ristori †

Ein neues Motorboot

Eine interessante Erfindung auf dem motonautischen Gebiete ist ein italienischer Ingenieur Forlandini im Begriffe auf dem weiten Wasserspiegel des Lago Maggiore auszuprobieren. Es handelt sich um ein Motorboot, dessen Rumpf bis auf kleine Abweichungen die gewöhnliche Form aller Motorboote hat, dessen Schrauben jedoch nicht im Wasser, sondern außerhalb desselben in der Luft arbeiten und so die Fortbewegung bewirken. Ueber dem Boote ist eine Welle angebracht, an deren beiden Enden, sowohl vorne als auch hinten, sich zwei mächtige Metallflügelschrauben befinden, die von einem Benzinmotor von 70 Pferdekräften getrieben werden. Die bis jetzt angestellten Versuche ergaben, trotz des nicht unbeträchtlichen Wellenganges, ein ausgezeichnetes Resultat. Das Boot bewegt sich pfeilschnell vorwärts mit einer Geschwindigkeit von nahezu siebzig Kilometern pro Stunde. Wer das Boot — dessen Name „Hydroplan" ist — in Bewegung sieht, dem macht es den Eindruck, als ob es in der Luft schwebe und kaum das Wasser berühre. Herr Forlandini hat die Absicht, sein System, das sich auf dem Wasser gut bewährt hat, auch auf die Luftschiffahrt anzuwenden, er will ein Luftschiff konstruieren und hofft es durch seine Apparate lenkbar zu gestalten.

Für müßige Stunden

Dechiffrieraufgabe



Welchen Text ergeben die obigen Buchstaben, nach Maßgabe der Figur richtig verbunden? H. B.

Wechselrätsel

Eine Griechentochter reiste
Fort von Aulis in dem Worte.
Ihm entquillt der reichste Segen,
Doch auch ungebärd'ge Kräfte,
Die zuweilen Unheil wirken.

Aber wenn statt k ein l steht,
Kommen leicht hinein die Menschen,
Die cholerisch sind veranlagt
Und zum Poltern Neigung haben.
Jederzeit ist's angenehmer,
Daß man in dem Worte sitze,
Als daß man hinein erst komme. Dr. F. B.-W.

Buchstabenrätsel

Wie heißt die römische Kaiserin,
Die einst mit ganz unweiblichem Sinn
Ihren Namen bedeckte mit Schande?
Nehmt aus dem Namen zwei Zeichen fort —
Eine alte Stadt dann nennt das Wort,
Gelegen an blühendem Strande. F. M.-S.

Homonym

Früher, als mein Beutel voll,
Fehlte es mir nie am Wort;
Damals hab' ich auch wie toll
Stets das Wort an manchem Ort.

Aber als mein Beutel leer,
War das Wort auf einmal fort;
Und ich hab' schon lang nicht mehr,
Was ich gern gemocht, das Wort. Dr. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 3:

Des magischen Buchstabenkreuzes:



Des Silbenrätsels: Tagwerk — Werktag.

Der Scharade: Mitgift.

Der zweisilbigen Scharade: Sau — er, sauer.

Des Rätsels: Stra—lsu—nd.

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. III

Eine Korrespondenzpartie aus dem Jahre 1905
(Nach dem „Deutschen Wochenschach")
Mittelgambit gegen Damengambit
Weiß: J. Kreijcik-Wien. — Schwarz: Max Blümich-Leipzig.

Weiß	Schwarz
1. d2—d4	d7—d5
2. e2—e4	e7—e5
3. d4×e5	d5—d4
4. c2—c4	Sb8—c6
5. f2—f4	f7—f6
6. e5×f6	Sg8×f6
7. Lf1—d3	Lf8—c5
8. a2—a3	a7—a5
9. Sg1—f3	Dd8—e7 [1]
10. 0—0	0—0
11. e4—e5	Sf6—g4
12. Sf3—g5	g7—g6
13. Dd1—e2 [2]	Sg4—e3
14. Lc1×e3	d4×e3
15. Kg1—h1	Sc6×e5
16. Sg5—e4 [3]	Se5×d3
17. De2×d3	Tf8—d8 [4]
18. Dd3—e2	Lc8—f5
19. Sb1—c3	Td8—d2
20. De2—h1	c7—c6
21. g2—g4 [5]	Td2×h2†
22. Kh1×h2	De7—h4†
23. Kh2—g2	Dh4×g4†

und Weiß gab nach zwei weiteren Zügen die Partie auf.

[1] Hier ist wohl 0—0 am Platze.
[2] Kostet einen Bauern. 13. Sg5—e4 lag nahe.
[3] Jetzt kommt der Zug zu spät, und die Partie nimmt ein schnelles Ende.
[4] Die Umstellung der Züge 17. . . . Lc8—f5 und 18. . . . Tf8—d8 würde Schwarz um den mit Td8—d2 verbundenen Tempogewinn bringen.
[5] Das ermöglicht dem Nachziehenden wenigstens einen eleganten Schluß. Zu retten war die Partie nicht mehr. Es droht Ta8—e8.

Aufgabe III

Von J. Iversen in Kopenhagen
(„Nationaltidende")
Schwarz (6 Steine)



Weiß (7 Steine)

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe II:

W. 1. Lg8—a2
S. 1. Kf5—e4
W. 2. d4—d5
S. 2. Ke4—d3, f5
W. 3. La2—b1 matt.

A.

S. 1. d6—d5
W. 2. Te7—e6
S. 2. Kf5—e4
W. 3. La2—b1 matt.

B.

S. 1. Kf5—g6
W. 2. La2—b1†
S. 2. Kg6—h6, h5
W. 3. Te7—h7 matt.



Richter: „Sie sollen die Tochter des Herrn Kommerzienrats auf offener Straße geküßt haben."
Strolch: „Herr Präsident, ich bin ein Ehrenmann und weiß, was ich zu tun habe, ich werde sie heiraten!"



Die Firma **BLANKENHORN & Co.** verwendet seit Jahrzehnten für die Herstellung ihrer Marke **„Champagne Strub"** ausschliesslich Edelgewächse der Champagne, die sich wegen ihrer Feinheit, Frische und Eleganz in hervorragender Weise als Rohprodukt für die Herstellung von Schaumwein eignen.

Eigenes Einkaufshaus in Reims: 18 Rue Ruinart de Brimont.

Briefmappe

„Ein Verkannter“ in L...... klein. Wenn es Sie trösten kann, wollen wir Ihnen gern bescheinigen, daß wir Ihre Idee zwar nicht, wie Sie selber, „genial“, aber auch keineswegs, wie Ihre beiden Kollegen, lächerlich finden. In der Kriminaljustiz spielen die Fingerabdrücke bei der Identifizierung von Verbrechern schon eine sehr wichtige Rolle; warum sollte dieses Erkennungszeichen nicht auch zur Bekräftigung der Namensunterschrift Anwendung finden können? Als genial wird Ihre Idee jedoch schon deshalb kaum gelten können, weil sie im Orient bereits seit langer Zeit verwirklicht ist. In Ostasien gelten, wie ein französischer Beamter in Hinterindien vor etwa zehn Jahren vor der Anthropologischen Gesellschaft in Paris nachgewiesen hat, die Fingerabdrücke überall an Stelle der Namensunterschrift. Im Kaiserreich Anam ist das Testament eines Familienoberhauptes nur dann gültig, wenn es auf diese Art mit der Fingerspitze unterzeichnet worden ist. Ein Mann muß mit dem Zeigefinger der linken, eine Frau mit dem der rechten Hand zeichnen, wobei die orientalischen Reinlichkeitsbegriffe dafür sorgen, daß nicht wie bei uns der Finger erst berußt werden muß. In Anam bestehen ganz bestimmte Vorschriften über die Art und Weise, wie ein solcher Fingerabdruck auf einer Urkunde angebracht werden muß. Der Brauch soll ursprünglich aus China stammen. Auch in Rußland soll die Sitte, unter einen geschriebenen Vertrag einen Abdruck der geschwärzten Fingerspitze zu setzen, im Volk lange gebräuchlich gewesen sein. Wer schreiben konnte, fügte dann nebst dem Namen die Worte zu: Zu dessen Bestätigung habe ich meine Hand hierher gesetzt, während bei den des Schreibens Unkundigen dieser Zusatz von einem Zeugen besorgt wurde.

„Archibald Nußknacker“ in Marein (Mürztal). Auf Ihre Rätsel müssen wir zu unserm Bedauern verzichten. Die Stelle aus Shakespeares „Hamlet“ wird übrigens allgemein (nach der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung) folgendermaßen zitiert: „Sein oder nicht sein, das ist hier die Frage.“

M. Sch. in Dresden. Daß wir ein Rätsel akzeptieren sollen, dessen Lösung uns erst nach der Veröffentlichung zur Verfügung gestellt wird, ist doch etwas zu viel verlangt. Uebrigens müssen wir auch aus andern Gründen auf das uns eingesandte „Ziffernrätzel“ verzichten.

J. C. in Marienbad. Es ist uns ein Vergnügen, Ihrem Wunsche entsprechend Ihr Gedicht hier zum Abdruck zu bringen; es wird seine Wirkung auch auf unsre Leser sicher nicht verfehlen.

Der verirrte Sohn

Vor vielen, gar schon vielen Jahren
Ein Sohn wohl in die Fremde zog;
Dem Vater mit den grauen Haaren
Ließ er alleine und entfloh.

Der teuren lieben Anverwandten
Tiefsten Schmerz den spürt er nicht;
Er ließ sie sein halt die Verwandten.
Er sah nur fern ein blendend Licht.

Er wollte nur das Glück erjagen,
Das Glück so lieblich und so groß;
Es war so schwer ihm zu ertragen
Das ihm beschiedne Erdenlos.

Doch ach, die Fremd hat ihre Schluchten,
Mit Sünd' und Laster angefüllt;
Und viele, die das Glück schon suchten,
Sie wurden voll in Sünd gehüllt.

Der Jüngling in des Glückes Händen
Vergaß gar bald das Vaterhaus;
Er ließ sich ganz und gar verblenden,
Drum ließ ihn später 's Glück auch aus.

Und in der Welt, der lasterschwülen,
Wo alles doch nur eitel Plunder,
Wo alle, alle wühlen und wühlen,
Da ging er schon beinahe unter.

Nun sagt mir doch ihr Himmelsmächte,
Wird ihn die Heimat wiedersehn,
Wenn Vater und Geschwister viele Nächte
Nur um das einz'ge Glück nur flehn?

L. St. in A. Ihr Gedicht ist für uns leider unverwendbar.

W. R. in L. Ihre Gedichte sind leider zur Veröffentlichung nicht geeignet.

B. Z. in A. Der Blizzard ist ein sehr gefährlicher Schneesturm, der in den Vereinigten Staaten im Westen des Mississippi von Zeit zu Zeit, und zwar stets überraschend, auftritt. Er gehört wie der Föhn, die Bora, der Mistral und so weiter zu den „örtlichen“ Winden beziehungsweise Stürmen, die bestimmten Gegenden eigentümlich sind. Er kommt stets aus nördlicher Richtung, jagt dichte Wolken von Schnee vor sich her und bringt einen jähen Temperatursturz mit sich, der oft so bedeutend ist, daß Menschen und Tiere, die dem Sturm ungeschützt preisgegeben sind, rettungslos erfrieren. Häufig ist er von elektrischen Entladungen begleitet. Das Phänomen dauert in der Regel nur verhältnismäßig kurze Zeit, wirkt aber durch seine furchtbare Vehemenz und durch die Kälte außerordentlich verwüstend und zerstörend. So fanden durch einen Blizzard am 6. Januar 1878 in den betreffenden Gegenden über tausend Menschen den Tod. Ihm ähnlich sind die von den Rocky Mountains kommenden „Northers“ in Texas und Arkansas.

R. M. in F. Sie haben recht: es ist Shakespeares Drama „Titus Andronikus“, das vor zwei Jahren in der seltenen Ausgabe von 1594 aufgefunden wurde. Der glückliche Finder war der Postsekretär Krafft in Malmö, der das Buch mit andern geerbt hatte. Es ist damals sofort von dem Amerikaner M. J. Perry in Providence, Rhode Island, für 10000 Dollar angekauft worden.

„Nordlicht“ in H. Mit dem Ausdruck Hirschsprengen bezeichnet man in den bayrischen und österreichischen Alpen eine besondere, scheinbar harmlosere, aber vielen Schaden stiftende Art des Wilderns, bei der es sich um das Erlangen von abgeworfenen Hirschgeweihen handelt. Das Auflesen solcher Geweihe ist an sich nicht strafbar, es kommt aber vor, daß allzu beutegierige Liebhaber das Wild im Frühling, wenn die Geweihe schon locker sind, so lange verfolgen, bis es seinen Kopfschmuck abwirft und dieser ihnen zur Beute fällt. Dieses „Sprengen“ der Hirsche ist mit Recht verboten, da die Tiere dadurch von den Futterplätzen, die im Winter für sie eingerichtet werden, und selbst aus ihren Schlupfwinkeln, häufig dauernd, vertrieben werden und entweder in ein andres Revier hinüberwechseln oder, zumal wenn Schneefall eintritt, aus Mangel an Nahrung zugrunde gehen. In München sind erst vor kurzem einige Fälle dieser Wilderei vor dem Landgericht verhandelt und die Angeklagten zu Geldstrafen verurteilt worden.

L. 25. Japan besitzt zwei Universitäten, in Tokio und Kioto, und fünf staatliche Fachschulen für Medizin, je eine für fremde Sprachen, Kunst und Musik, außerdem eine Anzahl von städtischen und privaten höheren Bildungsanstalten. Wie in England, so ist auch in Japan zur Ausübung derjenigen Berufsarten, für die bei uns akademische Bildung verlangt wird, der Besuch einer Universität nicht unbedingt notwendig, man braucht vielmehr zu diesem Zweck nur eine jener Fachschulen besucht zu haben, und damit begnügt sich denn auch der größte Teil der Kandidaten für die Beamtenlaufbahn oder den ärztlichen Beruf. Die beiden Universitäten sind übrigens auch gar nicht in der Lage, alle Bewerber aufzunehmen; man hat daher die Aufnahme von einer sehr strengen Prüfung abhängig gemacht, die nicht mehr als ein Drittel der Anwärter besteht, während alle übrigen bis zur nächsten Prüfung warten oder einen andern Beruf wählen müssen. Zudem muß der junge Japaner, der die Universität besuchen will, nach dem Abgang von der Mittelschule zuerst noch einen dreijährigen Lehrgang auf einer höheren Schule durchmachen, auf der er neben fachlichen Vorkenntnissen eine fremde Sprache (Deutsch, Französisch oder Englisch) lernt, während er in eine Fachschule unmittelbar übergehen kann.



Copyright by Dannenberg & Co., Berlin

Die berühmten Androiden von Pierre und Henri Louis Jaquet-Droz

Die Jaquet-Drozschen Androiden

In Berlin wird demnächst ein Wunderwerk der Mechanik, das schon im achtzehnten Jahrhundert viel angestaunt worden ist, die berühmten Jaquet-Drozschen Androiden, öffentlich ausgestellt werden. Die Androiden, drei Figuren, die durch ein automatisches Werk befähigt sind, zu schreiben, Klavier zu spielen und zu zeichnen, sind von dem Schweizer Pierre Jaquet-Droz (1721—1788) und seinem Sohn Henri Louis Jaquet-Droz (1752—1789) verfertigt. Pierre Jaquet-Droz, der Vater, geboren in La Chaux-de-Fonds, hatte zuerst Theologie studiert, sich aber dann der Uhrmacherkunst zugewendet und war bald der beste Uhrmacher des Ortes. Mit dem Bau gewöhnlicher Uhren gab Pierre sich nicht lange ab. Einfache Wanduhren versah er mit Glocken- oder Flötenspielwerken, oder er brachte einen künstlichen singenden Kanarienvogel an, der sich in so natürlicher Weise bewegte, daß man ihn beinahe für einen lebenden Vogel halten konnte. Einmal so weit gelangt, verlegte sich Pierre hauptsächlich auf den Bau künstlicher, beweglicher Figuren in Menschengestalt. Seine Kunstfertigkeit vererbte sich auf seinen Sohn, der im Verein mit ihm ein Wunderwerk nach dem andern schuf. Von den drei heute noch vorhandenen Androiden ist der kunstvollste, der „Schreiber“, von Jaquet-Droz Vater angefertigt, die andern beiden von seinem Sohn. Der „Schreiber“, ein Kind von etwa fünf Jahren

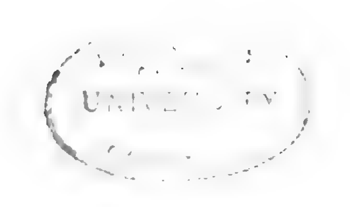
darstellend, taucht die Feder ins Tintenfaß und schreibt mit seinem Gänsekiel in flottem Tempo einen vorher zu diesem Zwecke eingestellten Satz nieder. Dabei werden die Bewegungen des Kopfes, der Augen, Arme und Hände aufs täuschendste nachgeahmt. Der zweite Android, die „Klavierspielerin", ahmt aufs genaueste alle Bewegungen eines Spielers nach, was besonders bei Läufen und Trillern Bewunderung erregt. Das Spiel ist echt, die Finger bewegen tatsächlich die Tasten. Der dritte Android zeichnet mit verblüffend naturgetreuen Bewegungen Porträts und dergleichen. Die Androiden sind nach einer langen Irrfahrt durch die Welt, auf der sie zahlreiche Beschädigungen erlitten, 1904 in den Besitz des Herrn Karl Marfels in Berlin, eines bekannten Sammlers, gelangt. Der Uhrmacher Emil Frölich hat den „Schreiber" wieder instand gesetzt und wird auch die beiden andern Figuren wiederherstellen.

Eingegangene Bücher und Schriften.

Ammon, O., Gesichtsausdrucks-Kunde. ℳ 1.80. Stuttgart, Schwabacher Verlag.
Beckmann, Johanna, Storch und Frauenfrage. ℳ 2.—. Berlin, M. Warneck.
— —, Natur. Vom Wollen und Walten. ℳ 5.—. Ebd.
Berger, Dr. H., Trockene Fußbekleidung für die Kinder in der Schule. 40 ₰. Charlottenburg, P. Joh. Müller.
Bidlingmaier, Zu den Wundern des Südpols. Stuttgart, J. F. Steinkopf.
Brockhaus' Kleines Konversations-Lexikon. Bd. 1: A—K. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Burbaum, Ph., Der Moosbauer. ℳ 2.—. Gießen, E. Roth.
Dahl, H., Harald Atterdahl. ℳ 5.—. Berlin, F. Fontane & Co.
Dessauer, A., Mit krummer Feder auf grünem Hut. Innsbruck, A. Edlingers Verlag.

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich:
Robert Mohr in Wien I.

Verlag, Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.





Vater unser

Nach einem Gemälde von Berthold Genzmer

Lukas Hochstraßers Haus

Roman

von

Ernst Zahn

(Fortsetzung)

IX

Ein schwüler Tag brach an. Der Himmel voll grauer und nachtschwarzer und klatschweißer Wolken und doch etwas wie Sonne über dem Land. Kein Windzug. Eine atemlose, schwere, dunstige Stille. Schwärmende Mücken, deren Mensch und Tier sich kaum zu erwehren vermochten. Zuweilen von weiß Gott woher ein fernes, murrendes Donnern. Der erhoffte Regen aber kam nicht. An diesem Tage schlug es im Hochstraßerhause dreimal ein, obwohl kein einziger Blitz aus den drohenden Wolken fuhr. Das erstemal war es ein sanfter Schlag, und Gotthold Fries, der Kapitän, hatte Schuld daran. Er kam am frühen Morgen. In seinem Gesicht war eine leise Feierlichkeit. Rosa, auf die er im Hause stieß, fragte er nach ihrem Vater, und sie ging, diesen auf seinen Wunsch vom Feld hereinzurufen, wo er beschäftigt war. Indessen kramte Fries, der den Hut abgelegt hatte, einen Brief aus der Tasche, legte ihn vor sich auf den Wohnstubentisch, an dem er saß, und glättete den auseinander gebreiteten sorglich mit der Hand. Seine Hände zitterten dabei und einmal fuhr er sich mit der Rechten über das weiße Haar, als könnte er damit eine Erregung hinwegwischen. Lukas Hochstraßer kam und ließ sich bei ihm nieder, gab Rosa einen Wink, ihn mit Fries allein zu lassen, und die beiden Männer saßen gemeinsam über dem Briefe.

„Sie will ihm ja sagen," sagte Gotthold Fries. Er lächelte dazu und konnte doch nicht verbergen, daß seine Hände noch mehr zu zittern begannen. „Ihr müßt es mir nicht übelnehmen," entschuldigte er sich, „es ist mir noch zu ungewohnt, daß mir das Kind wegkommen soll."

Lukas gab ihm die Hand. „Ihr wollt sie ihm geben?" sagte er schlicht. „Daß es mich freut, brauche ich Euch nicht zu sagen."

Nach einer Weile riefen sie Rosa herein und ließen sie wissen, daß Martin um Brigittens Hand gefragt und sie erhalten werde. Sie sagte Gotthold Fries ein kurzes Wort der Freude, weil der Augenblick es wollte, aber sie entfernte sich alsbald wieder. Aber David, den sie nachher vor dem Hause trafen, machte gut, was sie versäumt hatte. Es kam ihm, dessen Gesicht seit Tagen hagerer geworden und einen schmerzhaften Zug hatte, ohne Mühe das gute Wort auf die Lippen: „Auf die Schwester kann man sich freuen, meine ich." Und er schüttelte Fries die Hand. Von ihm aus, während Lukas und der Kapitän im Gespräch vom Hause hinwegschritten, ging die Nachricht von Martins naher Verlobung um. Christian hörte sie und sagte sein trockenes: „Bah, recht hat er." Barbara, die den Kopf voll andrer Gedanken hatte, nickte dazu. Longinus, der Knecht, pfropfte die Hände in die Taschen, als die Nachricht zu ihm kam, schmunzelte und sah die Welt aus frohen Augen an. „Es geht viel Schönes im Leben, wenn man so zusieht," sagte er.

Longinus hatte das aber noch nicht lange gesagt, als es im Hochstraßerhause zum zweitenmal einschlug und diesmal nicht so sanft. Barbara, die junge Frau, war die erste, den Schlag zu empfangen, und sie, die gesegneten Leibes war, wurde fahl im Gesicht und mußte sich am Tisch, vor dem sie eben stand, halten, daß sie nicht umsank. Vor ihr stand die Magd, die ihr Vater bei ihrer Verheiratung angenommen hatte, außer Atem, mit erhitztem Gesicht und wirrem Haar, und hatte eben herausgeschrien, ihr — der Meister sei oben in den Reben, wo er gearbeitet habe, wie vom Hitzschlag getroffen hingefallen und rühre sich nicht mehr, sei augenscheinlich tot — stockmausetot. Die Barbara faßte sich dann und machte sich mit Christian, der inzwischen herbeigekommen war, auf den Weg nach des Vaters Weinberg. Sie konnten nicht eilen, denn die Frau ging nicht leicht. Christian aber stützte sie sorglich, und es verriet sich bei dem kurzen und schweren Gang, wie sehr die beiden eins geworden waren. Sie kümmerten sich um die Magd nicht, die neben ihnen ging, und nicht um Lukas, der hinter ihnen heranstieg. Sie nahmen das, was geschehen war, als nur ihnen geschehen und teilten es gleichsam mit niemand und nur unter sich.

Alle aber, die zu Uli Koller hinaufstiegen, konnten an dem nichts ändern, daß er tot war, wie die Magd gesagt hatte, vom Schlag getroffen. So fielen an diesem Morgen endgültig die Grenzen zwischen dem Kollergut und dem Hochstraßerland.

Der dritte Blitz schlug ins Hochstraßerhaus am Spätnachmittag, als Lukas und die Seinen von Ulis Totenbett hinweg längst wieder an ihr Tagewerk zurückgekehrt waren. Noch immer hing der Himmel voll der schweren, nachthaften Wolken, und noch immer brütete die Schwüle über allem Land, die nicht in Sturm auszubrechen vermochte. Der Blitz aber, der diesmal kam, traf den rechten, Lukas Hochstraßer selbst. Ein Herr von St. Felix war gekommen, ein vornehmer Mann aus einem alten Geschlechte der Stadt und Mitglied der obersten Stadtbehörde, aus Vornehmheit vielleicht sonderbar und eigensinnig. Seit Jahren bezog er für seinen großen und auf großem Fuße gehaltenen Haushalt den Wein von Lukas Hochstraßer und seit Jahren kam er immer selbst, den Tropfen, den er sich zulegen wollte, an Ort und Stelle zu versuchen und einzukaufen. Der Knecht, den er bei seiner Ankunft fand und den er nach seinem Herrn fragte, wies ihn an Christian, der eben vom Kollergut herunterkam. Herr Johann Jakob Meiß lüftete kaum merklich den Hut vor dem jungen Bauern und fragte nach seinem Vater. Christian gab Bescheid, daß sein Vater wohl im Hause sein möge, säumte aber nicht, dem alten Kunden mitzuteilen, daß er nun selbst das Gut übernommen und ihm oben in seiner Stube die zur Auswahl stehenden Weine aufzutragen bereit sei. Herr Meiß zog die feine Stirnhaut in eine scharfe Falte und schüttelte ungeduldig den Kopf. Bei Lukas Hochstraßer wolle er Wein kaufen oder gar keinen, sagte er. Christian war nicht wohl in der Gesellschaft des vornehmen Herrn und er war nicht ehrgeizig. So führte er den Gast ohne ein weiteres Wort nach der Wohnung des Vaters. In der schlichten kleinen Wohnstube, die Rosa sauber hielt und der sie mit gehäkelten Decken da und dort, mit Bildern an der Wand und diesen und jenen Möbelstücken ein Aussehen bäuerlicher Wohlhabenheit gegeben hatte, war niemand, aber Christian holte Lukas vom Estrich, wo dieser rumort hatte, herunter. Dieser trat nicht sofort ein, sondern ging von außen in die anstoßende Schlafstube, wo er sich umzog, und kam durch die Nebenstubentür herein, dem Gast zu Ehren sauber angetan. Christian trug indessen schon Gläser und Wein auf, entfernte sich aber selbst wieder und ließ die zwei Männer allein. Da war es nun auffallend, wie anders die Art des Städters gegen den Vater als gegen den Sohn war. An der vornehmen und strengen Miene des Herrn Hans Jakob Meiß änderte sich wenig, aber in seiner Rede waren die Ungeduld und Ueberlegenheit nicht mehr, die vorher darin gelegen hatten. Allmählich und während die Männer sich nach kurzer Begrüßung zum Tisch setzten, Lukas die Weine einschenkte und die Probe begann, verschob sich ihr Verhältnis, so daß eine Art Uebergewicht über den Gast dem Bauer zukam, indem Herr Meiß wohl mit Kennermiene an dem und jenem Glase nippte, sich aber doch immer wieder Auskunft und Rat bei Lukas Hochstraßer holte und am Ende den Wein wählte, den jener ihm empfahl. Noch während ihrer Verhandlungen trug Rosa der Sitte gemäß zu essen auf, und der Städter verschmähte, als das Geschäft abgetan war, nicht, was ihm vorgesetzt wurde. Rosa hatte sich wieder entfernt. Die beiden Männer waren allein, und während Herr Meiß langsam mit einer schönen Ruhe und einer kühlen Gemessenheit der Bewegungen Bissen um Bissen zum Munde führte, saß Lukas in seinen Stuhl zurückgelehnt ihm gegenüber und sie sprachen von Handel und Wandel in Stadt und Land. Dabei war an Lukas Hochstraßer wohl nicht die feine Gemessenheit, wohl aber ein unbewußter und freier Adel des Wesens, der ihn immer wieder fast über den Gast erhob. Eine Weile hatten sie sich so unterhalten, als Herr Hans Jakob Meiß sein Besteck zusammenlegte und den Teller zurückschob, einen tiefen Atemzug tat und mit seinem kalten und strengen Blick geradeaus Lukas ins Gesicht sah. Nachdem er so, ohne es vielleicht zu beabsichtigen, den andern darauf vorbereitet hatte, daß er etwas Besonderes zu sagen im Begriffe stehe, hob er die schlanke Hand und strich sich über das spärliche graublonde Haar, ließ auch den gleichfarbenen Bart einmal durch die Finger gleiten. Dann sagte er: „Nun hätte ich noch etwas auf dem Herzen, Hochstraßer." Seine scharfgeschnittenen Züge schienen sich bei diesen Worten zu härten.

Lukas veränderte seine Stellung nicht, weder Ungeduld und Neugier noch Unruhe war an ihm, obwohl er leicht erkennen konnte, daß der andre ihm Unliebsames zu eröffnen hatte.

Herr Meiß begann von den politischen Zuständen in St. Felix zu sprechen, dem Umsichgreifen der Macht und des revolutionären Geistes der Arbeiterpartei, ihrer Begehrlichkeit und ihrem Hang zu Uebergriffen, denen gegenüber der Bürger nicht mehr nachsichtig wie bisher zu schweigen vermöge. Allmählich kam an den Herrn während dieser Erzählung eine merkliche Erregung, sein Ton wurde schärfer und spitzer, zuweilen glitt über die schmalen Lippen ein Wort beißenden Spottes wider den Stand, über den er Klage führte. Als er aber warm geworden, so daß seine dünnen Wangen sich von einem vornehm niedergehaltenen Zorne färbten, kam er plötzlich auf Julian, den Waisenamtssekretär, zu sprechen. Mit schneidenden Worten geißelte er dessen Freundschaft mit den lautesten und ungefügigsten unter den Arbeitern, tadelte und bespottete seinen falschen

Ehrgeiz, sein Großsprechertum, um schließlich mit messerscharfen Sätzen das Ergebnis vor Lukas hinzustellen, daß es nur eines kleinen Anstoßes bedürfe, damit die Geduld der Regierung erschöpft sei und Julian seines Nähramtes verlustig gehe.

Lukas hatte schweigend zugehört. Es war nichts Leichtes, was der Gast ihm berichtete! Der Sohn hatte eine Familie zu erhalten! Lukas' Gesicht war ernst, vielleicht stand irgendwo ein Zug leiser Bekümmernis, aber er blieb gelassen. Einen Augenblick besann er sich: „Ja, ja," sagte er, in Gedanken nickend. Dann legte er beide Arme auf den Tisch, als breitete er etwas vor den Stadtherrn hin. „Er hat Frau und Kind, mein Sohn," sagte er. „Und er ist arbeitsam und recht. Sie haben ihn nur einzunehmen gewußt in St. Felix. Aber ich will morgen hinunter zu ihm und ihm ins Gewissen reden. Ich würde Ihnen Dank wissen, wenn Sie noch Geduld haben wollten."

Es war keine Bitte, nur ein ehrliches Darlegen der Tatsachen. Eine leise Veränderung aber, die der Städter nicht bemerken konnte, ging dabei mit Lukas vor, gleichsam ein Wachsen und Sichrecken, ein noch kaum merkliches Zurückkehren aus einer ausruhenden Gelassenheit zu der Tatkraft und Strenge, die ihm ehemals eigen gewesen.

Das Gesicht des Stadtherrn war freundlich geworden; es war, als sei ihm erst jetzt der Hauptzweck seines Besuches erreicht. Er fand ein paar rühmende Worte für Julian, um zu beweisen, daß seine Behörde sich gedulden wolle. Bald darauf erhob er sich und ging. Lukas geleitete ihn hinab und wiederum trat, während sie Seite an Seite treppab und in die Straße hinausschritten, der große Gegensatz deutlicher hervor, der zwischen dem vornehmen Städter und dem starken Bauern war, und wiederum überwand die Macht der Erscheinung und das Wesen des letzteren die des andern, so daß wer ihnen begegnet wäre, den feinen Herrn wohl ob des andern schlichteren übersehen haben würde.

Am andern Tag, wie er gesagt hatte, tat Lukas den Besuch bei Julian ab. Er traf am Nachmittag in St. Felix ein. Julian saß, die Pfeife im Mund und in den Hemdärmeln auf dem Ruhebett und las die Zeitung. Seine Frau hatte sich in einen Lehnstuhl gesetzt, trug trotz des Werktags ein auffallendes, überladenes Kleid, das ihrer üppigen Gestalt etwas Marktschreierisches gab, und hielt ihren Mittagsschlaf. Der Knabe war nicht zu sehen. Er mochte sich mit den Kindern, deren Stimmen heraufschollen, in der Gasse tummeln. Die Magd trug eben die letzten Teller vom Tisch. Lukas trat ohne zu klopfen, wie es zu Hause Sitte gewesen, ein.

„Guten Tag," grüßte er.

Julian hob, noch ganz in Lesen versunken, den Blick über die Zeitung. Gemächlich erwachte Frau Luise auf ihrem Stuhl. Aber sie ermunterten sich beide rasch und völlig, als sie Lukas erkannten.

„Aber hört," sagte Frau Luise, wußte nicht, ob sie lachen oder schmollen sollte, fand aber das letztere angemessener und fügte daher schnippisch hinzu: „Ihr erschreckt einen ja ganz."

Julian stand auf und trat auf den Vater zu. In vielem diesem ähnlich, hatte er jetzt auch die Ruhe an sich, die Lukas eigen war. Er reichte diesem die Hand und bot ihm einen Stuhl. Lukas aber legte auf diesen Stuhl seinen Hut, er selber blieb stehen. „Es ist besser, gleich zu sagen, was zu sagen ist," hob er an.

Die beiden andern horchten auf. In Julians Wangen stieg ein leises Rot, von einer Art Angst ihm hineingejagt, wie sie der Knabe früher vor dem Zorn des Vaters empfunden hatte. Es war seltsam, wie sie ihm in diesem Augenblick zurückkam.

Frau Luise tat noch immer beleidigt, hob die Stumpfnase höher und setzte sich, die Hände übereinander gelegt, zurecht. „So?" sagte sie gedehnt. Es klang wie ein: ‚Was soll's denn geben?'

„Ich bin gekommen, dir zu sagen, daß du nahe daran bist, dein Amt zu verlieren, Julian," sagte Lukas.

Der Sohn nahm sich zusammen. Er ärgerte sich über seine Schwäche von vorhin, das Blut stieg ihm jetzt dunkel ins Gesicht. „Wieso?" fragte er erregt.

„Das ist nicht schwer zu erraten," warf Frau Luise in gereiztem und höhnischem Ton ein.

„Wieso?" wiederholte Julian.

Und wieder fiel ihm die Frau mit einem erzwungenen Lachen ins Wort:

„Daß manche dich mit scheelen Augen ansehen, weißt du doch."

Julian wurde ungeduldig: „Was wollt Ihr sagen, wieso soll ich um meine Stellung kommen?" fragte er Lukas.

„Ich habe dich lange gewarnt," erwiderte dieser, „man duldet nicht, daß du mit den Aufwieglern gleiche Sache machst."

„Schreckschüsse," warf in ihrer höhnischen Art die Frau dazwischen, „sie meinen, du fürchtest dich. Im Ernste werden sie sich hüten, dich gehen zu lassen."

„Kein Mensch ist unersetzlich," sagte Lukas, dann setzte er in ruhigen Worten auseinander, was ihm Hans Jakob Meiß gesagt hatte.

„Ich werde mir meine Ueberzeugung nicht nehmen lassen," sagte Julian zornig, als er geendet hatte.

„Ueberzeugung!" sagte Lukas. „Von daheim hast du diese Ueberzeugung nicht mitgebracht."

„Aber gelernt habe ich etwas in der Stadt, die Augen sind mir aufgegangen hier." Julians Worte wurden lauter und stürmischer. Er tat

groß und redete sich in einen gewaltigen Zorn hinein. Am Ende verheiratet seien sie ja nicht, er und die Regierungsherren! — Aber in seinem Zorn, ganz versteckt, war etwas Unechtes, Gemachtes, vielleicht verbarg er sein Mißbehagen und eine heimliche Bangigkeit in dem Ausbruch. Seine Frau mischte sich immer aufs neue ein, so daß nur noch ihre beiden erregten Stimmen gehört wurden und Lukas ganz verstummte. Ihre Gesichter waren rot, ihre Art hatte etwas Zänkisches und Polterndes, ihre Worte fuhren wie kleine unruhig schlagende Wellen gegen ihren Gast, der aber war wie der Block, den Wellenschlag nicht kümmert. Langsam, langsam nahm er seinen Hut vom Stuhl, langsam setzte er ihn auf. Da ließ sich Frau Luise, die mit beiden Händen fuchtelnd immer heftiger und heftiger sprach, zu einem Worte hinreißen, vor dem sie vielleicht nachher selber erschrak und auf das hin Julian ihr ein barsches „Schweig!" zurief:

„Eigentlich," stieß die erregte Frau heraus, „Euch gingen ja am Ende unsre Angelegenheiten nichts weiter an, Vater."

Lukas Hochstraßers Gesicht wurde ein klein wenig bleicher, er verzog den Mund zu einem seltsamen Lächeln und legte die breite braune Hand auf die Türklinke. „Das stimmt zu dem, was alles bei euch anders geworden ist, Sohnsfrau," sagte er, und das war eine ganz gelassene, tief und stark klingende Rede, die nach dem streithaften Eifern der Jungen doppelt fremd sich anhörte. Er sah sich im Zimmer um und sah die Frau an. „Es ist so allerlei Firlefanz da im Zimmer und an dir," fuhr er fort, „den der Julian daheim nicht gewohnt gewesen ist. Wie das nicht hineinpaßt, hast recht, Sohnsfrau, so passe ich auch nicht zu dem Neuen, was euch im Kopf herumgeht. Und dareinzureden hätte ich nicht, wie du sagst, wenn nicht — —"

Hier wollte Julian dazwischensprechen und seiner Frau böses Wort gut machen; aber Lukas fuhr mit erhobener Stimme fort: „Wenn nicht meine Buben festgewachsen wären daheim und den Vater brauchen werden, wenn es ihnen auswärts nicht geht wie es soll."

Die Worte tönten beiden übel in die Ohren. Eine noch schärfere Erwiderung lag der Frau auf der Zunge und Julian warf in neuem Zorn die Schulter hoch, aber sie wagten nicht zu reden. Lukas Hochstraßer stand an der Tür, breit, den dunklen Kopf bis unter die Diele reichend und hatte etwas von der braunen Scholle an sich, auf der er da oben im Herrlibacher Berg wohnte. Kleidung und Schuhe waren grob und hart. Derartiges Volk trat sonst mit Unbehagen und linkisch in städtische Stuben wie die Julians. Lukas Hochstraßer aber war Herr in dieser Stube ohne es zu wollen, ohne sich zu brüsten, ganz aus sich selber heraus. Er tat die Tür auf: „Ade," sagte er ruhig.

Julian fiel es ein, daß sie ihm nicht einmal eine Erfrischung angeboten. Er ging hinter ihm her. „Bleibt doch noch, Vater, nehmt doch etwas," sagte er.

Aber Lukas wehrte ab. „Laß nur." Mit seinem freien festen Schritt ging er die Treppe hinab.

Da machten sie keinen weiteren Versuch mehr, ihn zu halten.

Er aber grollte nicht. Er schüttelte nur gleichsam für sich den Kopf über sie, daß sie so blind waren; denn indem er ging, wußte er, daß sein Rat, den er ihnen hatte bringen wollen, ihnen nichts nützen würde, daß sie ihre eignen Wege weitergehen würden. Auf der Heimfahrt suchte er sich einen einsamen Platz, er war nicht zum Reden aufgelegt, aber während das Schiff rauschend seeaufwärts zog und sein Blick auf dem zischenden Wasser haftete, taten seine Gedanken schwere Arbeit. Julian hatte sich nicht warnen lassen! Wer wußte, ob er nicht dem Niedergang entgegenging! Eher denn nicht! Um so fester mußte er, Lukas, selber stehen. Es wurde ihm immer mehr klar, daß nicht Ruhezeit für ihn war, wie er gemeint hatte!

Er stieg in Herrlibach aus, wie er gefahren war, mit sich selber beschäftigt und der andern Leute nicht acht, schlug dann nicht die Hauptstraße, sondern den kleinen Fußweg ein, der steil den Berg hinanführte. Weiter oben schnitt dieser einen großen Rebberg, der zu seinem Gute gehörte, und als er zwischen den Weinstöcken hindurchschritt, riß ihn, der auf die Menschen nicht geachtet hatte, ein Blick auf die Pflanze ihm zu seiten aus seinen Gedanken; das, was da zu sehen war, hielt das Auge des Bauern fest. Sein, Lukas Hochstraßers Weinberg stand zum erstenmal weniger schön als diejenigen andrer Bauern. Er hatte es früher gesehen, nicht erst an diesem Tage, allein heute erst stach es ihm weh ins Auge. Er trat zwischen die Rebstöcke, prüfte hier und dort. Christian des Knauserers Hand überall! Er sparte und schacherte, gab dem Land nicht, was ihm gehörte, und wollte doch ernten. Rückwärts ging das Gut! Es war nicht zu leugnen. Lukas stieg weiter und als er auf Wiesland kam, war es dasselbe: der Dünger war gespart, das Gras stand nicht mehr so fett wie in den früheren Jahren. Mißkraut wuchs dazwischen. Lukas fühlte, wie seine Sehnen sich spannten. Wie eine fürchterliche Last empfand er plötzlich, daß er wochenlang untätig gewesen. Eine Sehnsucht nach harter Arbeit kam ihn an, ein Verlangen, seinen Willen wieder über das zu setzen, was da sich zum Schlimmen wenden wollte. Dann dachte er weiter nach. Morgen begruben sie Uli Koller, den Nachbar. Christian und seine

Frau hatten ohnehin davon gesprochen, in das Kollerhaus übersiedeln zu wollen. So wollte er, Lukas, in seine alten Stuben zurückgehen und dem Sohne, dem die Bewirtschaftung beider Güter zu viel werden mußte, seine Hilfe anbieten. Mitreißen wollte er ihn dann, den Sohn, den Christian, den Knicker, der es gut meinte und so schlecht machte!

Der Entschluß, selbst wieder mit beiden Armen am Tagewerk zuzugreifen, erfüllte ihn mit einer drängenden Freude. Mit fast jungen Schritten stieg er darauf bergan und als er zwischen den Obstbäumen hindurch sein weißschimmerndes Haus erblickte, stand er einen Augenblick still. Die Brust war ihm wie geweitet, die Schultern gedehnt und die Arme gestählt. Er nahm den Hut vom Kopfe, damit er die freie Luft spüre. Wäre er jünger und weniger ernsthaft gewesen, die wallende Lust hätte ihm vielleicht ein Jauchzen auf die Lippen gedrängt. Und nun endete der Tag, der mit Sorge und Aerger begonnen hatte, in einer reinen und schönen Freude, denn als Lukas über die Matten dem Hause sich näherte, traten dort Martin und Brigitte Fries aus der Tür und kamen ihm Arm in Arm entgegen. Das Licht des Abends lag über ihren jungen Gestalten. Martin ging in Uniform. Sein sonst dunkles Gesicht war frischer, vom Bewußtsein seines Sieges und vom Verlangen, des errungenen Preises wert zu sein, durchleuchtet. Brigitte aber, die ein feiertägliches aber schlichtes Kleid trug, erschien Lukas als ein fast fremdes und köstliches Wesen. Schlank, das zarte Gesicht von einem leisen Rot der Verwirrung gefärbt, die Augen aber von unbewußter und reicher Freude hell, kam sie daher und es war sonderbar, daß die Freude strahlender aus ihrem Auge brach, sobald ihr Blick Lukas entgegenging.

Sie gingen aufeinander zu. Martin berichtete dem Vater, daß er Urlaub erbeten und erhalten, um Brigittens schriftlich gegebenes Jawort mündlich sich bestätigen zu lassen.

„Ich wünsche euch Glück," sagte Lukas. Dann wendeten sie sich dem Hause zu.

Brigitte schritt an Martins Seite und sah, während sie zusammen sprachen, zuweilen mit einer Art Ehrfurcht an Lukas Hochstraßer hinauf. Darauf saßen sie in der Laube, die schon herbstrot war, lange beieinander, Lukas, Martin und sie. Lukas kam in ein an ihm seltenes Erzählen. Er sprach davon, wie er und Frau Regula die Tage ihrer Brautzeit verlebt, wie sie ihren jungen Ehestand sich geschaffen, und es dünkte Brigitte etwas Großes um die Einfachheit und Geradheit, mit der er von seinem eignen Leben redete. Dieses Leben erstand vor ihrem Auge wie ein starker und freier Bau, Tag um Tag baute er vor sie hin. Er sagte kein Wort zu seinem eignen Ruhme, setzte nur auf die starke Gestalt Frau Regulas Licht um Licht, aber ohne daß er es wollte, sahen sie durch seine Schilderungen ihn selbst, und sie vergaßen das Reden, hörten in einer Art Andacht zu und fühlten sich klein neben dem, der sprach. Am Ende hieß er selbst Brigitte aufbrechen, da ihr Vater nach ihr verlangen möchte, drückte beiden die Hände und meinte: „Mit der Hochzeit sollt ihr nicht eilen, ihr zwei. Schönere Zeit als ihr jetzt habt, kommt euch nicht wieder."

Und sie stimmten lachend bei und gingen.

Die Freude verwirrte Brigitte. Martins Bild sah sie gleichsam in Verklärung, da sie unwillkürlich immer wieder den Sohn nach dem Vater maß. Martin schritt voll Unruhe dahin, erregt den Arm des Mädchens im seinen pressend. Nun er aus der Nähe des Vaters getreten war, kam ihn eine heimliche Furcht an, ein Mißtrauen an seiner eignen Kraft, das Gefühl, daß er an jenen nicht hinanreichte. Und das Blut gewann wieder Macht in ihm, das er nicht zu zügeln wußte.

X

Uli Koller, der Bauer, war begraben. Christian und seine Frau wohnten in dem Hause des Verstorbenen. Auf dem Hochstraßergut schaltete Lukas. Christian und sein Weib hatten sich schweigend und ohne Bedenken gefügt, als er ihnen seine Mitarbeit anbot, die Hilfe nur, nicht Herrschaft sein sollte. „Eine bessere Hand als die können wir nicht haben," sagte Christian. Aber die Hilfe mußte zur Herrschaft werden, denn Lukas war keiner, der zum Dienen gemacht war. Als er an dem Tage, nachdem das junge Paar ausgezogen war, sich früh wie ehemals erhob und als der erste in Haus, Stall und Hof zum Rechten schaute, begann eine andre Luft zu wehen. Die Knechte hoben die Köpfe. Longinus stand hinter ihm und äugelte ihm nach, der eben von ihm hinwegschritt; dann stopfte er die Hände in die Taschen, wiegte nickend den kahlen Kopf und murmelte: „Ja, ja, es ist schon besser, ist es, daß er wieder da ist, er." Und des alten Knechtes immer frohe Seele war noch selten in einem solchen Meer von Zufriedenheit geschwommen. Auch David merkte, daß der Vater wieder an der Spitze des Hauswesens stand. Schon im Hause selbst war es lauter, denn Lukas trat schwerer auf als der schmächtige Christian, der schon in seinem leisen Gange etwas von der Vorsicht und Kargheit seines ganzen Wesens hatte. Und Lukas war wie ein mit beiden Armen mächtig ausgreifender Schwimmer, als er nun sein neues Tagewerk begann. Er half den andern nicht, sie mußten mit. Auch David mußte mit. Christian hatte wenig Hilfe mehr an ihm gehabt. Hätte er sich mehr um den Bruder bekümmert, so hätte ihm auffallen müssen, wie lang dieser des Tags auf seiner Schreibstube verweilte, hätte ihn wohl einmal ertappt, daß er mit über den Tisch geworfenem

Oberkörper saß und ins Leere staunte, und hätte sich über Davids Augen wundern müssen, die eingesunken waren und von einem inneren Feuer glommen, über Davids Hungeraugen. Auch wie oft nachts des Bruders Kammer leer stand, hätte er merken müssen, dann vielleicht nachgefragt, wo er sich herumtriebe, und herausgebracht, daß er als wie nicht recht bei Trost, nachts stundenlang oben am Rand des Herrlibacher Waldes saß — da — der Kesselflickerwagen hatte lange dort gestanden! Nun Lukas regierte, wurde das anders. Er vermißte den Sohn bald da, bald dort bei der Arbeit, kam an die Schreibstube gegangen, tat weit die Tür auf und hieß ihn herauskommen. Aber er riß ihn nicht nur bei der Arbeit im Freien mit. Was er eine Zeitlang nicht getan hatte, tat er plötzlich wieder, sah jeden Tag auf der Kanzlei nach, was zu tun und was getan sei, und hielt den Sohn unter harter Faust: „Das tust dann und das dann, das wird so gemacht, das andre so!" Da er so David unter seinem Blick behielt, konnte ihm nicht entgehen, wie der sich verändert hatte. Er fragte ihn nicht aus, beobachtete ihn nur. Das zerfahrene und verträumte Wesen war ihm nicht ungewohnt, aber er fand bald, daß der junge Mensch sich tiefer als früher in dasselbe eingesponnen hatte, sah, wie er manchmal wie vom Schlaf auffuhr, wenn er plötzlich zu ihm in die Schreibstube kam, und wie er zu andrer Zeit einer seiner Anordnungen lauschte, dazu nickte und doch nicht hörte, sondern dabei mit seinen Gedanken weit weg war. Dann entdeckte er die Unruhe, die den jungen Menschen besaß, die ihn Werktags mitten aus der Arbeit aufrüttelte und ihn zwang, ziellos ein Stück Weges ins Blaue zu laufen, und Sonntags ihn nie zu Herrlibach litt, so daß er immer schon am Vormittag verschwand und sich bis zur Nacht nicht mehr blicken ließ. Und er hatte bald heraus, daß an diesen Sonntagen David immer dieselbe Richtung einschlug, immer St. Felix zu. Durch Zufall kam er mit Longinus, dem Knecht, davon zu reden, der noch immer wie Davids Schatten war. Longinus blickte den Meister halb zutraulich, halb verlegen an und sagte: „Es geht ihm ein Mädchen im Kopf herum," erzählte dann in seiner behäbigen und langsamen Weise von der Margherita, wie die schön sei und wohl wert, daß sich einer die Zeit mit ihr vertreibe, und meinte endlich: „Laßt ihm die Freude, Meister, zum Jungsein gehört die Krankheit, die der David hat."

Lukas brachte dann heraus, daß David auf seinen Streifzügen nach den Kesselflickern suche, sie aber immer und immer noch nicht wiedergefunden habe, und als er so auf den Grund dessen gekommen war, was seinen Jüngsten plagte, stellte er ihn und goß seinen lauten Spott so reichlich über ihn aus, daß jener nachher wie einem kalten Bad entronnen stand. Aber Lukas gedachte ihn vollends gesund zu machen und band ihn fester an sich selbst. Er hielt ihn mit schwerer Arbeit fortwährend in Atem, führte ihn aber auch zu Vergnügen und Genuß. So nahm er ihn mit sich zu einer weiten Wanderung durch die großen und hohen Waldungen, die sich auf dem Hügelrücken hinzogen, zu einer Ruderfahrt auf dem See, einmal selbst zur Aufführung eines vaterländischen Schauspiels, das in der Nähe von St. Felix auf einer großen und wohleingerichteten Schaubühne gegeben wurde. Indem er ihn so unter seinem eignen starken Schutze hielt, glaubte er den Sohn zu heilen, wußte nicht, daß er nicht bis in sein Innerstes zu greifen vermochte und daß dort heimlicher, aber heißer das Feuer fortmottete, das in dem seltsamen Träumer nun einmal entfacht war.

Während Lukas Hochstraßer so mit seinem Jüngsten sich beschäftigte, hatte Gotthold Fries, der Kapitän, in diesen Tagen viel über seine Tochter nachzudenken. Aber in des Kapitäns Gedanken war nur sie, die eine, und es war vielleicht nur darum, daß sein Blick mit der Schärfe, mit der er einst seinem Schiff in Sturm und Nebel falkenhaft voraufgeflogen war, die Seele Brigittens völliger durchschaute als Lukas, der vieles zu übersehen und zu umfassen hatte, diejenige Davids. In Brigittens Innerem war auch wie in ihrem feinen und hellen Antlitz nicht schwer zu lesen. An ihr war eine große Lauterkeit und eine noch kindliche Unschuld, die wenig zu denken gaben. Aber gerade, weil er des Mädchens Innerstes erkannte, wunderte sich der Kapitän über Brigitte. Sie war eine seltsame Braut, glücklich wie ein Kind, das sich am Frühling freut, ihre blauen Augen waren vielleicht noch heller als früher, und weil in ihr selber alles schön und lauter war, sah sie an der Welt, an ihrer eignen Umgebung, vor allem an Martin alles nur lauter und schön. Vor allem aber hatte sie, je mehr sie mit Lukas Hochstraßer in Berührung kam, in ihrem Herzen ein Bild von diesem aufgerichtet, vor dem sie gleichsam täglich in einer stummen Andacht stand. Ein grenzenloses Vertrauen zu Lukas erfüllte sie; oft kam sie heim und erzählte von ihm, und Fries erkannte allmählich, wie sie Martin zwar liebte, wie aber der Abglanz, der vom Vater auf den Sohn fiel, sie das Bild des letzteren in einem verklärten Lichte sehen ließ. Auch schien es ihm, daß sie, ohne es zu wissen, eine heimliche Furcht empfand, es möchte eines Tages ein Teil des schönen Scheines schwinden, denn mehr als einmal äußerte sie zu ihm: „Wenn wir nur den Vater lange behalten," und er wußte, daß Lukas für sie die Stütze des neuen Hauses war, in das Martin sie führen sollte.

Allmählich, und obwohl Fries wie Lukas Hochstraßer mahnten, nicht zu eilen, begannen die

Brautleute von der Hochzeit zu reden. Martin besonders drängte und wollte das Fest noch vor Ende des herankommenden Winters gefeiert wissen. Dieses Drängen war das erste, was in Brigitte zuweilen ein Befremden weckte, und zwar war es nicht die Ungeduld Martins selbst, sondern die Art, wie sie sich äußerte, die sie manchmal plötzlich wie in Staunen aufblicken ließ. Er war nicht mehr der bescheidene und fast zage Freier, der er am Anfang gewesen. Seine Liebe war herrenhaft geworden, so daß er nicht mehr um kleine Gunstbezeugungen mit einer schlichten Ausdauer warb, sondern sie als ihm zu Recht gehörend stürmisch forderte. Dieses Fordern lag zwischen den Zeilen seiner häufigen Briefe, und wenn er kam, sprach er leidenschaftliche Worte in einer stillen und versteckten Art, die sie nur drängender machte und die in Brigitte eine leise Scheu wie vor etwas Unrechtem weckte. Dennoch wuchs ihre Liebe zu ihm. Das Feuer, das in ihm braunte, äußerte sich nicht nur in seinem Benehmen gegen sie, sein ganzes Wesen war in diesen Tagen davon erfüllt, so daß es in seiner dienstlichen Tätigkeit, in der Art, wie er von der Zukunft sprach und für sie Pläne schmiedete, ja selbst in seinem äußern Auftreten sich zeigte. Er konnte Brigitten von dem und jenem Erfolge in seiner Berufstätigkeit berichten, war voll eines schönen und flammenden Mutes und voll hoher Zukunftshoffnungen, sein Blick glänzte, er hatte einen leichten und wiegenden Gang, und oft klang, was er sprach, in ein glückliches Lachen aus, das sein frohes Kraftbewußtsein verriet. Dadurch gewann sein Wesen etwas mit sich Fortreißendes, dem auch Brigitte erlag. Sie glaubte immer mehr Aehnlichkeit mit dem Vater in ihm zu finden und meinte, was jetzt Brausen und Ungeduld in ihm sei, würde einst zu der großen und freien Stärke sich klären, die Lukas eigen war.

So gingen die Tage. Der Winter kam, überzog die Hügel mit einer Schneedecke und spannte ein lastendes Netz von Nebeln über See und Land. Der See dampfte. Es wurde kalt und kälter, über das Wasser wuchs eine Kruste brüchigen Eises. An Weihnachten eroberte Martin die Zusage Brigittens und ihres Vaters, daß die Hochzeit im März nach dem Herrlibacher Fasching stattfinden sollte. Martin hatte kurz vorher seine Beförderung zum Oberleutnant erhalten und mit dem Bewußtsein und den Ausweisen zum Feste kommen können, daß er das hohe Vertrauen und die Zuneigung seiner Vorgesetzten besaß. Er war daher während seiner Anwesenheit in Herrlibach in einer heitern und glücklichen Laune und voll überschäumender Lebensfreude, so daß er die langsamen Menschen im Hochstraßerhause wie im Hause des Kapitäns ansteckte und eine sorglos fröhliche und gehobene Stimmung unter sie trug. Der Kapitän drückte ihm, als er diesmal nach St. Felix zurückfuhr, mit beiden Händen die Rechte, und es kam ihm aus aufrichtigem Herzen, als er sagte: „Ich freue mich, daß sie mit dir gehen wird, meine Brigitte."

Lukas Hochstraßer aber, der viel Arbeit hatte und sich keine Muße gönnte, blickte auf Martin mit denselben scharfen Augen wie immer. Er legte ihm die Hand fest auf die Schulter und sagte: „Laß es anhalten, das, was jetzt in dir ist." Der Sohn war fast ungehalten, daß dem Vater kein Lob, nur eine Forderung von den Lippen kam.

An jedem Sonntag kam Martin zu Besuch. Es gab noch viel zu besprechen. Einmal nur — es war acht Tage vor Faschingsanfang — wollte er ausbleiben, da er lange nicht mehr im Kreise der Kameraden geweilt habe. Gotthold Fries war am Tage vorher verreist, ein seltenes Ereignis im Leben dessen, der ehemals viel umhergefahren. Im Süden Deutschlands lebte noch ein Bruder seiner verstorbenen Frau, der ihn lange zum Besuche gedrängt und bei dem er einige Tage zu verbringen gedachte. Brigitte war am Nachmittag im Hochstraßerhause gewesen, aber bald heimgekehrt, da auch Lukas über Berg zu tun hatte und abwesend war und Rosa sie nicht zum Bleiben aufforderte. Sie saß darauf den ganzen Abend mit einem Buche, in dem sie wenig las, am Fenster der Wohnstube. Es war ein eigentümlicher Tag, der in einem seltsamen Abend endete. Nach langer Kälte war plötzlich eine fast schwüle Wärme eingetreten, eine stechende Sonne zerriß dann und wann die dichten, weißen Wolken, die in Knäuel geballt am Himmel standen. Der Schnee schmolz. Auf der Straße waren schmutzige, wassergesättigte Geleise in die weiße Decke geschnitten, von den Dächern quoll das Wasser in Bächen und im kleinen Garten vor des Kapitäns Haus sank da und dort eine Flocke von einem der Bäume, daß der befreite Ast in die Höhe schnellte und nachher noch lange leise auf und nieder schwang. Es war ein geräuschloses Leben in diesem Wiegen der Bäume, dem Wasserrieseln und dem Sichballen der Wolken in der Höhe und es hatte etwas Beängstigendes an sich; denn es war, als könnte das sonderbare Treiben nicht wieder in sich selber zusammensinken, sondern müßte zu irgendeinem Ausbruche anschwellen, einem Sturm, einer Flut. Darum war der Abend schwer und eigen.

Die Sonne erlosch allmählich, als sie hinter dichteres Gewölk hinabzog, und es dunkelte früh. Brigitte Fries hatte das Buch längst zugetan und saß, wie sie gerne tat, die Ellbogen aufs Gesimse gestützt und den Blick ins Leere hinaus gerichtet. Sie machten stets spät Licht im Hause. Vater und Tochter liebten das Halbdunkel. Auch hatte das Mädchen so vieles zu denken, daß sie kaum gewahr wurde, wie Dämmerung und Nacht

über sie kamen. Das leise Rieseln des Wassers, zuweilen noch das dumpfe Sinken der sich lösenden Flocken drang zu ihr herein, und das Geheimnisvolle dieser verlorenen Laute erhöhte ein unklares Gefühl der Einsamkeit und der Beklemmung, das sie erfaßt hatte. Sie dachte an den Vater, der sie lange nicht allein gelassen hatte und alt war, dabei ängstigte sie sich zum erstenmal um ihn, als ob ihm auf seiner Reise etwas zustoßen sollte. Dann gingen ihre Gedanken ins Hochstraßerhaus hinauf, wo sie heute gewesen war. Es war da gewesen, als fehle die Helle in dem stattlichen Bau und die freie Luft, die sonst da oben wehte, weil Lukas, der Vater, nicht dagewesen war, und sie sah ihn vor sich, der jetzt wieder zu Haus sein mußte, und wünschte sich hinauf, weil sie wußte, daß die leise und unerklärliche Angst, die jetzt in ihr war, in seiner Nähe nicht aufkommen könnte. Dann trat ihr Martins Bild vor Augen. Ihr Herz schlug, unwillkürlich glitt ein Lächeln um ihre Lippen. Stattlich und schön und jung sah sie ihn vor sich, fühlte seinen Blick, der wie der seines Vaters leuchtete, nicht ganz so hell, verschleierter, fast so, daß einem heiß wurde dabei, aber — — —

Mit der Scheu einer sich Fürchtenden wendete sie sich vom Fenster ab und ins Zimmer zurück. Es war so dunkel, daß sie die einzelnen Gegenstände, den runden, teppichbelegten Tisch, den braunrot bezogenen Diwan, die Bilder des Vaters und der Mutter, die an der Wand hingen, nicht mehr unterschied. Da seufzte sie, stand auf und machte Licht. Als die Lampe an der Decke brannte, stand sie eine ganze Weile am Tisch, die Hände gedankenlos an ihr reiches Haar gelegt und wie lauschend. Der rote Schein der Lampe lag voll über ihrer Gestalt, ihre reine Stirn schimmerte, und ihre große Augen schauten dunkel und erschreckt vor sich hin. So unheimlich war es heute im Hause! Da gingen Schritte auf der Straße — und — vorüber. Richtig, das letzte Schiff von St. Felix war gekommen. Da gingen Leute unten vorbei. Ja, und es war fast unvorsichtig, daß ein junges Mädchen wie sie ganz allein im Hause blieb. Man hörte und las doch so viel von allerlei Unglück. Gleich wollte sie hinaus, die Haustür abschließen und früh wollte sie sich legen. Da, horch! Wieder kam jemand vorbei und — da — ging nicht das Gartentor? Da kam doch jemand! „Mein Gott!" Sie griff mit der Rechten an den Tisch, um sich zu halten, das Herz klopfte ihr wild. Da knarrte leise die Außentür und jetzt klopfte es am Zimmer, hastig und fast heimlich; es schien beinahe, als ob der, der klopfte, verlegen sei, ob er es tun sollte oder nicht.

„Herein!" sagte Brigitte. Sie hatte sich gefaßt, sich selber scheltend, daß sie so schwach und feig war. Dann stieß sie einen kleinen Schrei aus. Martin kam herein. Er trug Uniform. Hastig nahm er die Mütze vom Kopf und sagte lachend einen „Guten Abend". Die Hast, die in der einen Bewegung gelegen hatte, war in seinem ganzen Wesen. Es war beinahe, als habe er zu Fuß und in Eile den Weg von St. Felix hierher gemacht. Schweiß stand auf seiner Stirn und sein schönes blauschwarzes Haar war feucht, sein Gesicht noch bleicher als sonst. Brigitte aber lachte froh und herzlich auf. Sein Kommen nahm die Beklemmung von ihr, und sie ging auf ihn zu und tat, was sie noch nie getan hatte, legte ihm die Arme um den Hals. „Wie ich froh bin, daß du gekommen bist," sagte sie. „Ich habe mich gefürchtet," fügte sie hinzu.

Sie standen einen Augenblick aneinander gelehnt. Als Brigitte Martins Arme sich fester um sie winden fühlte, kam ihre Scheu zurück. Sie machte sich los: „Woher kommst du?" fragte sie, und als sie zu ihm aufblickte, befremdete sie etwas an ihm. Er sah aus wie einer, der eben von einem Feste kam, bei dem es laut und wild hergegangen. Er dampfte noch von einer kaum still gewordenen, ausgelassenen Freude. An seiner Gestalt war alles Bewegung. Er sprach dann mit einem Aufschnaufen, als ob er eben erst Atem geschöpft habe:

„Lustig ist es zugegangen in St. Felix heute. Fast haben sie mich nicht fortgelassen."

„Und wie willst du zurückkommen?" fragte Brigitte. „Hast du Urlaub?"

„Der Rabenwirt soll mich zurückfahren in seinem Wagen," sagte Martin. Dann zog er Brigitte nach dem Sofa. Er legte den Arm um sie und erzählte. Von einem Mahl mit den Kameraden in dem und dem Gasthof von St. Felix! Viel Champagner sei geflossen! Flott ging es zu! Die ganze Nacht werde es fortdauern! Auf einmal sei ihm eingefallen, daß sie, Brigitte, allein sei heute abend. So sei er denen da unten ihr zu lieb fortgelaufen. Er küßte sie heftig auf den Mund. Sie ließ es geschehen, aber nachher saß sie in stillem Nachdenken neben ihm. Da merkte er, daß er sie erschreckt hatte. Er nahm ihre Hand und sprach ruhiger und leise zu ihr. Eine Weile saßen sie schweigend Hand in Hand. Im Ofen war ein starkes Feuer und die Lampe half mit die Stube wärmen. Es war heiß.

„Du mußt gehen," sagte Brigitte endlich. Und dann aufschreckend fügte sie hinzu: „Es soll nicht sein, daß wir noch beisammen sind — jetzt!"

Sie wollte sich erheben, aber er hielt sie fest. Auf einmal war das wieder an ihm, was er hereingebracht, die dampfende Freude, eine Art Gier fast war es. Brigitte atmete rasch. Sie wollte von gleichgültigen Dingen reden, sprach in einem verschüchterten, verlorenen Ton. Er aber hatte dessen nicht acht.



Nikolausmarkt

Nach einem Gemälde von Peter Philippi



Plötzlich ersah sie einen Augenblick, da seine Hände von ihr ließen. Sie sprang auf und trat an die Wand hinüber. Ihr schmales Gesicht war weiß, ihre Augen standen voll Tränen.

Er streckte die Hand nach ihr aus. Aber sie kam nicht. „Ich fürchte mich vor dir," sagte sie mit verhaltener, fast atemloser Stimme.

Er lachte laut. Dann stand er auf und suchte sie zu beruhigen. Aber sie bat ihn nur: „Geh — geh doch!" Und wieder, inbrünstig, mit gegen ihn erhobenen Händen: „Geh doch jetzt!"

Er sah etwas in ihrem Blick, das ihn einen Augenblick ernüchterte. ‚Verdorben hast es, Martin,' fuhr es ihm durch den Kopf. Er sah plötzlich, daß eine Kluft zwischen ihm und dem Mädchen war. Vielleicht, daß das ihm die Besinnung nahm. Er faßte ihre Hand, redete auf sie ein, verworrene Worte. Immer mehr schien er sich selbst zu verlieren. Und immer noch wuchs in der Stube die heiße und schwere Luft. Die Lampe stieg und begann zu rauchen. Ein übler Geruch verbreitete sich, trüber Dunst füllte den Raum. Brigitte entwand sich ihm abermals und bat ihn: „Geh!" Ihre Lippen bebten, eine Hilflosigkeit ohnegleichen war an ihr. Dann faßte sie der Zorn. „Du mußt fort!" schrie sie ihn an, zitterte am ganzen Leibe. Aber er ging nicht.

Es war späte Nacht geworden. Die Lampe rauchte noch immer. Qualm füllte die Stube. Brigitte, deren Kopf dumpf und wirr war, hob müde die Hand und schraubte den rauchenden Docht zurück. Ihre Angst lähmte sie völlig. Sie sagte nicht mehr: „Ich fürchte dich, Martin." Ihr Blick war groß und schmerzlich wie der des in die Enge getriebenen Wildes. „Ich weiß nicht, was du noch hier suchst," stammelte sie nur und stand mit dem Rücken an den Schrank gelehnt, der an der einen Wand seinen Platz hatte. Ihre Hände griffen wie zum Halt hinter sich.

„Gehörst du nicht mir?" sagte Martin. „Versprochen bist mir doch. Was läufst vor mir davon? Und in vier Wochen wird die Hochzeit sein!"

Die Lampe wurde müde. Sie rauchte nicht mehr, der Docht schwelte. Und die Nacht war endlos mit ihrem Wasserrieseln vor dem Hause und der glühenden Schwere in der Stube. Gegen Morgen ging die Haustüre, die Martin Hochstraßer entließ. Brigitte Fries war hinter ihm her aus der Stube gegangen. Sie wankte wie eine Trunkene. Als die Haustüre ins Schloß fiel, stand sie einen Augenblick wie lauschend, dann brach sie dort, wo sie stand, mitten im Flur zusammen.

Der Morgen kam. Aber lange lag das Mädchen ohne Sinne im Flur.

XI

Der Morgen war wie jeder andre. Er war hell, ja heller als mancher. Denn die späte Sonne nahm ihren winterlichen Glanz zusammen und warf ihn über Land und See. Der Wolken waren weniger geworden. Sie kamen weißen Schiffen gleich aus Osten geschwommen und zogen langsam hoch über die Wälder der Hügel, über die weißen Dörfer und über den See. Es taute nicht mehr. Ein kalter Wind trocknete die Rinnen der Straße.

Und drüben vor dem Hause des Kapitäns lag noch das blaue Wasser und jenseits stieg das schöne Ufer sacht an, und der noch weiße Wald ragte gen Himmel und hatte den Glanz der Sonne über sich. So war es Tag.

Und es war doch nicht Tag!

Brigitte Fries saß am Fenster, wo sie gestern gesessen hatte. Sie hatte die schlanken Hände im Schoß liegen und sah bald vor sich nieder, bald aus dem Fenster ins Leere. Ihr Gesicht war weiß wie der Schnee, der noch auf den fernen Hügeln lag. Ihre Augen hatten einen Ausdruck grenzenlosen Elends. Unter ihnen lagen tiefe Schatten. Zuweilen zog sie die hochgebogenen Brauen auf, daß die Stirn sich in Falten legte, und als schmerze sie der Kopf. Ihr Haar aber war sorglich in Zöpfe gelegt und geglättet, sie trug das schlichte Kleid, das sie täglich im Haushalt anlegte, und es war sauber und schmuck wie jeden Morgen. Sie hatte sich für diesen neuen Tag gerüstet, obwohl sie den Tag nicht sah und seine Sonne, sondern wie einen Nebel vor ihren Blicken hatte, so daß alles grau war. Die Dörfer läuteten einander den Morgengruß zu, das war immer wie ein freundliches Wandern singender Stimmen rund um den See. Heute hatten die Glocken keinen Klang. Und in der Welt, die gestern voll Hoffnung gewesen, war heute keine Freude, war alles öde und düster, grau.

Nach einer Weile erhob sich Brigitte; sie war nicht an Müßiggang gewöhnt. So hob sie mechanisch ihr Tagwerk an, tat es auch fort, den ganzen Morgen hindurch, nur langsamer als sonst und als müßte sie sich über alltägliche Dinge manchmal besinnen. Immer noch zog sie dabei, als schmerze sie der Kopf, die Stirne hoch. Sie bereitete sich ihr Mittagsmahl, setzte sich zu Tisch, nur essen konnte sie nicht. Aber als sie dasaß, brachte der Briefträger ihr eine Karte ihres Vaters. Sie legte sie vor sich hin, las die Adresse und legte sie wieder auf den Tisch. Dabei schauderte sie zusammen. Sie konnte die Karte nicht lesen. Was — würde er sagen, der Vater? Und sie fror wieder und trug vom Tisch ab, was sie aufgetragen hatte.

Einige Stunden vergingen. Sie arbeitete das und jenes, zuweilen schlich sie ans Fenster zurück und saß und sann.

Dann kamen weite, starke Schritte über die Straße, durch den Garten an die Haustür. Lukas Hochstraßer! Sie fuhr auf. Einen Augenblick versagte ihr der Atem; sie griff an die Kehle, als enge sie das Kleid am Halse. Eine fürchterliche Scham überfiel sie. Der — sein Vater — sein ehrwürdiger Vater — nicht sehen durfte es der — nicht wissen. Als Lukas an die Stubentür pochte, hatte sie sich zusammengerafft. Sie lächelte, als er hereinkam. Aber es war ein mühsames Lächeln und ihr Mund zitterte. Er erkannte im ersten Augenblick, daß ihr etwas fehlte. Er grüßte nicht einmal. „Was hast du?" fragte er sie.

Da überwand sie sich dennoch und log, daß ihr den ganzen Morgen nicht wohl sei, schon vorübergehen werde es. Als er sich setzte und sagte, er habe nach ihr sehen wollen und ob sie nicht mit ihm heimkommen möge, trat sie dicht an ihn heran und lehnte sich an ihn, als ob sie ihm etwas sagen wollte und es doch nicht herausbrächte.

Er legte den Arm um sie, sprach ihr zu und wollte wissen, was er für sie tun könne. Da meinte sie, sie würde am Abend wohl noch ins Hochstraßerhaus hinaufkommen, wenn ihr besser sei. Ein wenig legen wolle sie sich nachher. Lukas stimmte ihr bei, sprach dann von dem und jenem, kam auch auf Martin zu reden, und sie hörte zu und gab Antwort. Weil sie aber sichtlich blasser wurde, einmal auch ihr die Lider über die Augen sanken, als ob sie ohnmächtig werden wollte, befiel ihn Unbeholfenheit; er hatte nie mit schwachen Frauen zu tun gehabt und empfand eine unklare Angst um das Mädchen, das wie der Tod aussah. Er ermahnte sie, sich zu legen, und versprach ihr, auf der Stelle Rosa zu schicken. Aber da lächelte sie wieder und faßte sich, wollte von Rosa nichts wissen, wollte sich nur ausruhen. So stand er bald auf, litt es nicht, daß sie ihn begleitete, strich mit der großen Hand über ihren blonden Scheitel und sprach ein paar ruhige Worte, die ihr seltsam wohltaten. Dann ging er und sie wußte, daß er am Abend wieder nach ihr sehen würde, wenn sie nicht in den Berg kam, wie sie versprochen hatte.

Am Abend, noch ehe Lukas wieder erschien, kam ein Brief von Martin, ein stürmischer, reuevoller, halb demütiger, halb zorniger Brief. Verzeihen solle sie, nicht verwerfen solle sie ihn. Zu seiner Frau sei sie doch bestimmt! Da besann sie sich, wie alles werden sollte. Sie suchte allerlei Entschuldigungen hervor und begann den Bräutigam vor sich selber reinzuwaschen. Es war eine mühselige Arbeit, aber sie tat sie mit zäher Unverdrossenheit; nur immer, wenn sie es getan hatte, waren wieder neue Bresten und Flecken an ihm. Allmählich gewann sie aus allem den einen Entschluß, daß in ihrem Leben nichts anders werden dürfe. Sie wollte versuchen, sich in Martin zu finden, obwohl ein seltsames und fürchterliches Gefühl des Zuwiderseins in ihr aufstieg, wenn sie jetzt an ihn dachte. Sie konnte sich aber nicht helfen, daß sie über den Sohn hinaus immer den Vater sah, den Mann, der wie ein Turm unter den Menschen stand, und um des Vaters willen konnte sie sich nicht vom Sohne lossagen, weil — weil sie das Häßliche, das am Sohne zutage getreten war, nicht vor die Augen des Vaters kommen lassen wollte.

Mit dem Einnachten kam Lukas wieder, barhaupt, mit offener Weste, wie der Landmann bei der Arbeit geht. „Du mußt mich nehmen, wie ich bin," sagte er im Eintreten. „Es ist viel zu tun daheim und ich wollte doch so bald nach dir sehen, als es sein konnte."

Brigitte war noch immer bleich, hatte aber eine stille Ergebenheit und Festigkeit gewonnen, die ihr etwas frauenhaft Ruhiges gab und ihr wohl stand. Auf Lukas' Frage gab sie Bescheid, daß ihr besser sei. Dann trug sie ihm ungeheißen ein Abendbrot auf. Als sie darauf beieinander saßen, war es auf einmal, daß jedes in des andern Nähe ein tiefes Wohlempfinden ankam. Sie führten ein ruhiges Gespräch von der Zukunft, von Martin, von Gotthold Friesens naher Rückkehr, und wenn auch Brigitten zuweilen plötzlich die darniedergehaltene Angst und Qual vor den Atem kam, so daß sie die Lippen zusammenpreßte oder ein Wort sich ihr verschlug, war ihr doch, daß sie mit Hilfe dessen, der jetzt bei ihr saß, über das hinwegkommen müßte, was geschehen war.

Im Gespräche meinte Lukas: „Manches wirst du an Martin anders wünschen, aber — laß gut sein — ich denke, wir beide werden ihn schon so in die Schuhe stellen, wie wir ihn brauchen."

Da atmete Brigitte hoch auf und sagte: „Ja, nicht wahr, Vater, Ihr werdet Eure Augen auf uns behalten?"

Er nickte mit einem ruhigen Lachen. Dann begann er von vielem zu sprechen, was er für die Zukunft, für seine Söhne und sein Haus sich zurechtgelegt. Es war alles geordnet und geglättet, und wie er es erzählte, stand die kommende Zeit in klaren und festen Strichen vor Brigittens Augen hingezeichnet. Als er dann endlich sich erhob, ihr die Hand reichte, meinte, wahrhaftig Angst habe sie ihm am Vormittag eingejagt mit ihrer Bläße, und sie aus seinen Worten die schlichte Freude an ihr selbst hörte, war ihr einen Augenblick, als ob sie sich an ihn werfen sollte: ‚Hilf mir du! Sag' mir, was ich tun soll!' Aber dann schämte sie sich wieder ihrer Schwäche angesichts seiner großen, in Wort und Geste liegenden Kraft und sie bat ihn nur, morgen wieder zu kommen, da ihr das Alleinsein ungewohnt und fast mühsam sei.

Trotzdem sein Tagewerk reichlich und schwer war, kam Lukas auch andern Tages. Die beiden

Menschen kamen sich in diesen zwei Tagen seltsam nahe. Brigitte wurde aus dem Grübeln über das, was geschehen war, herausgerissen, solange Lukas da war. Sie gewann etwas von ihrer Sicherheit, ja selbst von ihrer Fröhlichkeit zurück, bis Gotthold Fries heimkehrte. Nur Martins Brief zu beantworten vermochte sie nicht. —

Es war später Abend, als Gotthold Fries zurückkam. Er kam mit demselben Schiff, mit dem Martin damals gekommen war. Es war schon dunkel und eine häßliche Nacht begann. Regen und Sturm! In Stößen fuhr der Wind über die Straße daher, es war jedesmal, als ob eine Schar wilder Pferde vorüberfegte, dann peitschte der Regen die Scheiben, und ein Zischen und Brodeln kam vom See her, dessen Wellen ans Ufer schlugen. Gotthold Fries trat ein, in seinen alten Mantel gehüllt, der noch ein Ueberbleibsel seiner Kapitänsjahre war. Obwohl er nur den kurzen Gang vom Schiff nach seinem Hause getan hatte, triefte er von Wasser und pustete, stellte den Handkoffer, den er getragen, gleich im Flur zu Boden und schimpfte: „Ein schönes Wetter habt ihr in Herrlibach!"

Da trat Brigitte zu ihm, gab ihm die Hand und half ihm aus dem Mantel. Vom Sturm gezaust und im trüben Licht der Flurlampe kam er nicht dazu, das Mädchen näher anzusehen. Dann wurde er das Unbehagen, das er von außen hereingebracht hatte, los, nahm Brigittens Hand und ging mit ihr in die Stube, wo für sie beide gedeckt war. Er war gesprächig wie selten und hatte von seiner Reise so viel zu erzählen, daß er nicht dazu kam, zu fragen, wie es zu Hause gegangen. Brigitte trug das Essen auf, setzte sich mit an den Tisch, an dem der Vater schon Platz genommen hatte, und hatte so lange die Ruhe bewahrt, die ihr Lukas gegeben hatte. Auch dann noch wurde sie Herr über die heimliche Qual, die in ihr erwachte, sie machte sich viel zu schaffen um den Heimgekehrten und fragte immer wieder nach dem und jenem, wenn er je zu sprechen aufhörte. Endlich aber hatte der Vater alles, was er bedurfte, und gingen ihr die Gedanken aus. Da fühlte sie, wie das Blut siedend in ihr aufstieg, jetzt zum Halse, jetzt in Wangen und Stirn. Sie beugte sich tief über ihren Teller. Und jetzt hob Gotthold Fries das braune Gesicht, von dem das weiße Haar und die gleichfarbigen Brauen schön und scharf abstachen. „Wie ist es dir gegangen, Kind? Ist Martin dagewesen?" fragte er.

„Ja," sagte sie und hob in diesem Augenblick die Augen. Gleichzeitig schaute auch Gotthold Fries sie an. Ein Ausdruck des Befremdens kam in seine Züge, er hörte auf zu essen und saß in vorgebeugter Haltung, scharf in Brigittens Angesicht spähend. Sie legte die Hände auf den Tisch, ihre Augen wurden größer, und es wuchs langsam, langsam eine fürchterliche Angst daraus heraus. So schauten sie einander wohl eine Minute lang, ohne zu reden, an. Dann fragte Fries: „Was — was ist mit dir?"

Sie stand auf und ging ans Fenster, legte die Hand auf den Knauf und schaute in die Nacht hinaus, ohne sie zu sehen.

„Was hast du?" fragte der Vater. Auch er erhob sich und kam an sie heran, mit den nicht mehr sicheren Händen faßte er von hinten ihre beiden Arme und zwang sie, sich umzuwenden. Nun war ihr Gesicht wieder so fahl, wie Lukas es gesehen hatte. Aber an Friesens Art war nichts von der stählenden Kraft, die in Lukas Hochstraßers Nähe lag. Er war alt, gebrechlich und dann — er war derjenige, an den Brigitte festgewachsen, mit dem sie eins war und vor dem sie Zeit ihres Lebens keine Geheimnisse gehabt hatte. Wie der Sturm, der draußen über die Straße fegte, brach plötzlich ein Schluchzen von ihr. Sie hielt sich am Fensterknauf und zitterte, als ob sie friere, und sagte nur zweimal mit bebenden Lippen ein leises: „Mein Gott!"

Fries suchte sie mit halblauten Worten zu trösten, wie man Kinder tröstet, und als sie auf vielmaliges Fragen, was ihr fehle, keine Antwort hatte, erzürnte er sich nach Art alter Leute und zänkelte, sie möge doch reden, was sie angekommen sei. Sie antwortete noch immer nicht. Der zwischen Zorn und Angst hin und her geworfene Alte fuhr aber fort, ihr zuzusprechen: kein Benehmen sei das für ein Mädchen, dem bislang nichts gefehlt habe und vor dem die Zukunft in schönem Lichte liege. Er meinte dann, daß sie unter seinen Worten sich beruhige, und versuchte, dem Gespräch eine scherzhafte Wendung zu geben, neckte sie, daß eine, die eines so schönen und stattlichen Menschen und Soldaten wie Martin Hochstraßer Frau werden wolle, keinen Anlaß zu Klagen habe. Da aber, da er das gesagt hatte, stockte er plötzlich. Brigitte hatte sich nach ihm umgewendet, es sah aus, als müßte sie jeden Augenblick zusammensinken. Mit beiden Händen hinter sich ans Gesims greifend, stand sie da, immer noch wie frierend. Ihre weiße, klare Stirn leuchtete in die von der Lampe schwach erhellte Stube. Ihre Lippen bewegten sich; aber Fries verstand nicht, was sie sprach. Auf einmal sagte sie klar und deutlich: „Ich bin schon seine Frau."

Der Kapitän starrte sie an. Die Gedanken stürmten so jäh auf ihn ein, daß er das Reden vergaß. Dann erriet er, was geschehen war, erriet alles aus den Befürchtungen heraus, die er ehemals gehabt, aus manchem, was ihn auch dann noch bedrängt hatte, als die Freude an dem Sohne Lukas Hochstraßers über seine anfänglichen Zweifel an diesem Herr geworden war.

„Schlagt Ihr mich, Vater?" fragte Brigitte, ihre Augen glänzten fiebrig.

Aber Gotthold Fries hatte keinen Zorn. Er war wie mit schwerer Faust vor die Stirn geschlagen. Langsam wendete er sich um und ging zu seinem Sofasitz zurück, dort hing er den einen Arm über die Lehne, den andern stützte er mit dem Ellbogen auf sein Knie, den Kopf ließ er auf die Brust sinken, tief, bis das braune Gesicht völlig in den Schatten gerückt und dunkel war, während das seidene Haar in fast grellem Kaltschweiß wider das Licht schien. Dann hob Brigitte in kurzen, abgebrochenen Worten zu sprechen an. Immer wieder holte sie einen Satz aus sich herauf wie einen schweren Stein und bröckelte ihn dann vor dem Vater hin in kleinen, kantigen, schmerzenden Stücken. Das war geschehen! Sie wußte nicht, ob er verstand, was sie sagte. Zerschlagen und zerschmettert saß er dort. Er war Tags seines Lebens ein gutherziger und freundlicher Mann, im Berufe fest, nie aber überstark gewesen. Und jetzt war er alt — und jetzt hatten sie ihm das Bild zerschlagen, an dessen Heiligkeit er mit fast dürstenden Blicken täglich gehangen hatte! Als er aus Brigittens Erzählen alles wußte, entrangen sich ihm ein paar Worte: „Nicht mehr sehen lassen darf ich mich vor den Leuten."

Da kam Brigitte zu ihm herüber, kniete vor ihn hin und bat, daß er ihr rate, redete wirre Worte, aus denen doch ihr Entschluß klang, daß sie mit Martin nicht brechen könne, um seines Vaters willen nicht.

Er nickte wie einer, der von Sinnen ist, in sich hinein. „Weißt, was wir am besten täten, wir zwei, Mädchen? Hinausfahren sollten wir jetzt auf den See, wir beide in der Nacht, wo uns keiner sähe, und nicht mehr heimkommen sollten wir."

„Vater," stöhnte Brigitte und rutschte näher an ihn heran, ihn mit beiden Armen umfassend. „Der Herrgott sähe uns doch, Vater."

In diesen Worten, die sie gleichsam den Lippen des Pfarrherrn nachsprach, dessen Unterricht sie zu St. Felix genossen, lag die ganze Reinheit und Kindlichkeit ihres Wesens. Sie rüttelten den Alten auf, der seine Gedanken nicht mehr, wie er wollte, zu lenken vermochte, weckten ihn zur Erinnerung, daß sie vorhin Lukas genannt hatte. Und an diesen Namen begann auch er sich wie an eine rettende Planke anzuklammern. „Lukas Hochstraßer," murmelte er, „vielleicht weiß der einen Rat!"

Sein Murmeln ging dann in ein bloßes Lippenbewegen über, so daß er immer noch wie ein Verwirrter dasaß. Erst allmählich, da er die Verzweiflung aus Brigittens zu ihm erhobenen Augen scheinen sah, ermannte er sich. Sein Ton wurde fester. „Ja! Mit Lukas wollen wir reden morgen," sagte er.

An diesem Entschluß fanden sich beide in den Alltag zurück. Aber die Dumpfheit wich nicht von dem kleinen Haus. Fries und Brigitte gingen aneinander vorbei und saßen herum wie zwei Verlorene, und wenn eines dem andern begegnete, erschraken sie, und wenn eines dem andern ein Wort sagte, fuhr dieses zusammen und das Blut stieg ihm ins Gesicht, als ob es auf unrechten Gedanken ertappt worden wäre. Brigitte jedoch wuchs langsam, unbewußt aus ihrer Qual heraus. In ihrer Stube stand sie, schlank, das Antlitz erhoben und die Augen an der Decke und betete. „Siehe mich, Herr, ich habe keine Schuld! Nun tue mit mir nach deinem Willen." So kam langsam, langsam eine stille Kraft und Gefaßtheit ihr zurück. Der Vater, aber, vielleicht weil ihm die Spannkraft der Jugend fehlte, vermochte sich nicht aufzurichten. Der Kopf hing ihm tief auf die Brust, der kleine schien noch mehr in sich selbst zusammenzuschrumpfen, und wenn ein Schritt auf der Straße hörbar wurde, verließ er die Wohnstube und verbarg sich; eine krankhafte Scheu vor den Menschen hatte ihn erfaßt. So geschändet fühlte er sich, daß er sein Gesicht ihnen nicht mehr zeigen konnte. So war er in jener ersten Nacht und so blieb er in den Tagen, die kamen.

In diesen kommenden Tagen hatten sie mit Lukas Hochstraßer reden wollen, aber keines von beiden kam auf das zurück, was sie am ersten Abend beschlossen hatten. Vielleicht wartete jedes, daß das andre die Aufgabe erfülle, und weil keines den Mut hatte, blieb sie unerfüllt.

Am dritten Tag nach des Kapitäns Rückkehr kam Lukas zu ihnen. „Wenn ihr nicht zu mir kommt, muß ich zu euch kommen," sagte er, als er in seiner lauten und frohen Art bei ihnen eintrat.

Aber Brigitte war allein in der Wohnstube, hatte heiße Wangen und mußte lügen. Der Vater sei ausgegangen, sie wüßte selbst nicht zu sagen, wohin. Fries aber hatte sich auf den Estrich gestohlen, ächzend saß er dort zusammengekauert, und die Scham schüttelte ihn. Lukas wartete eine ganze Weile, ob er zurückkommen werde, sprach von den Fastnachtsfreuden, welche die nächsten Tage bringen sollten, und zog eine Karte aus der Tasche. „Kommen wird Martin, morgen. Du wirst es schon wissen, Brigitte."

Und Brigitte würgte an einem Worte und log zum zweitenmal. Gewiß wüßte sie, daß er kommen würde, Martin.

„Tanzen will ich euch sehen zusammen," sagte Lukas lachend. Sein Ton verriet, wie groß er das Glück wertete, das sie, Brigitte, dem Sohne gegeben. Sie vermochte ihm abermals nicht zu sagen, was sich ihr auf die Lippen drängte.

So erfuhr Lukas Hochstraßer auch jetzt nicht, was auf ihr lastete. Ein Verdacht aber, daß etwas ihm verhehlt werde, stieg in ihm auf. Als er bald nachher das Haus verließ, wendete er sich

draußen noch einmal zurück, und sein Blick überflog Fenster und Tür, als müßte er sich vergewissern, daß alles noch sei wie ehedem. Es war ihm etwas fremd erschienen an diesem Hause.

XII

Martin Hochstraßer stieg in Herrlibach aus dem Schiff. Er trug dunkle Zivilkleider, drüben schafften sie seinen kleinen Militärkoffer ans Land. Einen Tag wollte er hierbleiben, übermorgen mußte er zurück in den Dienst! Während er über den Landungssteg schritt, sprach ihn ein Herrlibacher Bauer an, der gleichzeitig mit ihm ausstieg. Zerstreut und einsilbig gab er Bescheid. Ebenso und jedesmal wie aus Gedanken aufschreckend, erwiderte er, während er landein schritt, den Gruß, den ihm da und dort ein Bekannter bot. Er trug den Kopf nicht ganz so selbstbewußt und frei wie sonst und in seinen Augen war eine versteckte Unruhe. Sein Blick glitt dahin und dorthin, als wäre ihm unlieb, daß ihm der und jener nun just in den Weg liefe. Auch verhielt er zweimal unschlüssig, wohin er sich wenden sollte, die Schritte. Dann flog um seinen Mund ein erzwungenes Lachen. War er nicht derselbe wie immer? Der Bräutigam der Brigitte Fries! War nicht alles beim alten? Antworten hätte sie ihm wohl dürfen auf seinen Brief. Und ... Das Gefühl, daß sein Brief an Brigitte ohne Antwort geblieben war, bedrängte ihn, ohne daß er es sich gestand. Es verwandelte sich jetzt in eine Art Zorn, einen kleinen zänkelnden Zorn gegen seine Braut, gegen alle Welt, als ob ihm, Martin, das größte Unrecht geschehen wäre. Gleich hinübergehen wollte er jetzt nach des Kapitäns Haus, und ... aber ... Eine eigentümliche Beklemmung nahm ihm den Atem. Das Gesicht wurde ihm heiß. Zum erstenmal in seinem Leben kam er sich klein vor, verächtlich klein. Er hatte nicht den Mut, zu Brigitte zu gehen. Nach der Postwirtschaft schritt er hinüber. Seine Stimmung wechselte dabei wieder, der kleine Zorn kam ihm zurück, mit dem spöttischen Lächeln um den Mund und mit aufgeworfenem Kopf trat er in die Schenke. Ein halbes Dutzend Gäste saßen an den kleinen gelblackierten Tischen. Zwischen ihnen und dem Ausschanktisch ging noch dieselbe Kellnerin hin und her, die schon seit Jahren beim Postwirt in Dienst stand, ein starkes, grobknochiges Mädchen mit einem alternden Gesicht, von der Arbeit zerschnittenen roten Händen und dem ungeschlachten, frechehrlichen Wesen der Bauernwirtschaftsmamsell, die sich etwas gefallen lassen und etwas vertragen kann, aber im Grunde nicht schlecht ist. Martin grüßte im Eintreten kurz, verdrießlich, erkannte zwei Herrlibacher Schulfreunde unter den Gästen und ließ sich bei ihnen an ihrem kleinen Tische nieder. Ob er auch da sei, fragten die, und er nahm sich zusammen und tat sorglos und fröhlich. Aber die Kellnerin ließ er seine schlechte Laune fühlen, fuhr sie unwirsch an, als sie das erstemal seine Bestellung nicht richtig verstand, und als sie sein Glas Bier vor ihn hingestellt hatte, begehrte er auf, daß der Tisch nicht sauber sei. Das Mädchen murrte, in ihr Benehmen kam etwas Wegwerfendes. Dann murmelte sie etwas von nicht nötig haben, aufzubegehren. Ihr Gebaren stachelte Martin. Er trank sein Glas aus und forderte erregt ein zweites.

Indessen hatte das heimliche Aufbegehren der Kellnerin die Spottlust der beiden Kameraden Martins geweckt. „Empfindlich seid Ihr heute, Elise," foppte der eine.

Der andre, nach klotziger Bauernart, die nicht fragt, wo sie mit tappiger Hand hinschlägt, spielte auf ein Verhältnis an, welches das Mädchen bis vor kurzem gehabt und das von ihrem Partner gelöst worden. „Wenn einem der Schatz absagt, kann man nicht gemütlich sein, he, Elise!" spöttelte er.

Das Blut schoß dem alternden Frauenzimmer dunkel zu Kopf. Da zwangen schlechte Laune und Zerfallenheit Martin Hochstraßer, sich einzumischen. „In Eurem Alter habt Ihr die Hoffnung wohl aufgeben dürfen," höhnte er das Mädchen. Sein Ton sagte noch mehr als seine Worte, es war, als weise er mit Fingern auf ihr nicht mehr junges, unschönes Gesicht.

Der Jähzorn sprang die nicht Ueberkluge an. Sie vergaß, wer er war: Martin, der Leutnant, Martin, des Lukas Hochstraßer Sohn!

„Du! Schweig nur, du!" sagte sie, einen Schritt gegen ihn tretend.

Martins Gesicht wurde fahl. „Mit Euch habe ich nie Schmollis getrunken, meine ich," fuhr er auf.

Ein Wort gab das andre. Die Kellnerin begehrte auf; sie hatte ein ungeschlachtes Maul. Dann kam sie Martin an die Ehre. ‚Sein Maul halten sollte einer wie Er,' warf sie ihm ins Gesicht.

Er stand auf. „Wieso?" schrie er sie an.

„Wenn es schon niemand hat haben wollen, gekannt hast es doch, das Mädchen, das ins Wasser ist vor einem Jahr da drüben! Leugne es nicht ab, du! Gesehen habe ich dich, wie du mit ihr gesprochen hast! Die Hand will ich ins Feuer legen dafür, daß es eine von denen gewesen ist, die du schon für den Narren gehalten. Du — du — Tropf du!"

Kreischend schrie die außer sich Geratene das in die Stube. Der Wirt lief ob dem Lärm herbei. Noch andre Leute kamen dazu, von der Straße herein, wohin der Lärm gedrungen war.

Martin war weder feig noch schwach. Als sein Zorn am wildesten war, steckte er die geballte Faust in die Tasche und maß das Mädchen, plötzlich ruhig geworden, von oben bis unten. Er lachte kurz auf, um seinen Mund hatte er einen

verzerrten Zug. „Wir beide werden anderswo miteinander zu reden haben," sagte er nicht ohne Würde, gab dem Postwirt das Geld für sein Bier, sah die Neugierigen mit einem fast mitleidigen Blick an, immer noch das Lächeln auf den Lippen, und ging hinaus. Hinter ihm her gingen die Blicke der Zurückbleibenden. Nachher zogen sie über ihn los. Der Postwirt stellte seine Kellnerin zur Rede, die kein Blatt vors Maul nahm. „Sagen habe ich es ihm einmal müssen, dem!" brach sie los. „Kein Mädchen kann er in Ruh lassen. Gnade Gott derjenigen, die dem seine Frau werden muß! Daß der Kapitän Fries dem seine Tochter geben mag!"

„Er hat sich gut gehalten, seit er verlobt ist," warf einer von Martins Kameraden ein.

„Es treibt es mancher ein bißchen bunt, solange er jung ist," entschuldigte ein andrer Gast.

Aber die Kellnerin hielt ihnen entgegen: „Bunt, aber nicht zu bunt! Ich will wetten, was ihr wollt, daß das Schwabenmädchen seinetwegen ins Wasser ist, damals!" Der Streit wurde allgemeiner. Die Gäste nahmen für und wider Martin Partei. So trieben sie ein emsiges und ergötzliches Spiel. Einer rühmte den Leutnant. Dann kam ein zweiter und sägte das bißchen Ruhm mit Schelten wieder ab. Eine ganze Weile dauerte es, bis sie sich beruhigten. Als sie aber endlich auseinandergingen, jeder in seine Gasse, ging auch das mit ihnen, was sie von Martin Hochstraßer verhandelt hatten, von Gasse zu Gasse, von Haus zu Haus, wie die Nachrede eben, auf den Lippen ihr „Pst — pst!", huscht. Ganz Herrlibach sprach am folgenden Tage von dem Vorfall in der Postwirtschaft und von Martin Hochstraßer, und es war dasselbe Spiel im großen, wie es vorher im kleinen gewesen war: die ihn mochten, setzten ihm etwas Gutes an, die, denen er nicht genehm war, sägten es wieder ab.

Martin indessen war zu Hause und war mit einer Lüge in dies Haus gekommen. Als er die Postwirtschaft verlassen hatte, war er langsam dem Hause des Kapitäns zugeschlendert. Aber er war noch weniger als vorher in der Stimmung, hineinzugehen. Er bog in den Fußweg ein, der zu Berg führte, und hob an, hinaufzusteigen. Bis hierher hatte ihn der Zorn über den Schimpf, den ihm die Kellnerin angetan, auf hohem Roß gehalten. Haha, schon zeigen wollte er der! Jetzt — husch, husch — wurde der Zorn stiller, bescheidener. Heiß stieg es in ihm auf. Log sie etwa, die Kellnerin? Jedes Wort, das sie gesagt hatte, war wahr! Ein Ausspruch seines Vaters fiel ihm ein: „Es ist nichts Elenderes als ein Mensch, der nicht mehr die Kraft zur Treue hat!" Er, Martin, hatte diese Kraft nicht mehr! Vor kurzer Zeit noch hatte er gemeint, mit der ganzen Seele an — an der andern — an Brigitte zu hängen. Und jetzt — ein Unbehagen kam ihn an, wenn er an sie dachte!

Das Blut brannte heißer in Martins Wangen. Lüge dir nichts vor, du! Vergeudet hast du dich und zersplittert und wirst weiter dich vergeuden und zersplittern! So — so einer bist! Und sein Herz begann zu klopfen, das Blut wich zurück, und er wurde ganz fahl und ganz kalt. Dann nahm er sich gewaltsam zusammen. Schließlich — wer sollte ihm dagegen sein, wenn er das Leben nahm, wie es ihm beliebte! Er zwang sich zur Ruhe, warf den Kopf auf. Als er sich dem Hause näherte, hatte er seine leichtfertige Sicherheit zurückgewonnen. Er eilte nicht, stieg erst zu Christian hinauf, den er im nahen Rebberg arbeiten sah, sprach eine Weile mit ihm und ging dann erst zu Vater und Schwester hinauf. Ob er von Brigitte komme, fragte Lukas. Da log er. Ja, bei Brigitte sei er gewesen.

Der Abend ging hin. Einmal fragte Lukas: „Ist dir nichts aufgefallen an Brigitte? Als ob ihr etwas fehle, erschien sie mir gestern!"

Nichts aufgefallen sei ihm, log Martin. Seine Lippen waren zitterig, als er es sagte, und er konnte den Vater nicht ansehen.

Ihre Unterhaltung wendete sich anderm zu. Martin fand immer mehr sich selbst wieder. Er war witzig, lachte viel. Erst als sie sich spät gute Nacht boten, zerrann vor einem Wort des Vaters sein Behagen.

Lukas stand inmitten der Stube, Martin hatte sich schon der Tür genähert. „Wie Gold ist das Mädchen eines, das du dir ausgewählt hast, Sohn," sagte Lukas. „Halte es in Ehren!" Die tiefe Stimme Lukas' klang fast feierlich, als er es sagte.

Martin konnte den Kopf nicht hochhalten dabei. „Ja, ja," sagte er scheu und machte sich so eilig hinaus als es anging.

Am Morgen wollte er zu Brigitte hinab. Aber als der Morgen kam, ließ er eine Stunde gehen und die zweite. Bah, es eilte doch nicht!

Lukas, als er ihm im Flur begegnete, fragte: „Bist du noch da?"

Er tat, als ob er noch zu tun hätte, und zögerte im Hause herum. Immer wieder raffte er sich zusammen: Jetzt gehst! Und immer wieder schob er die leide Stunde hinaus. Inzwischen kam das Gerede, das durch das Dorf lief, ins Haus zur Weinlaube gegangen. Rosa war die erste, es zu vernehmen. Das Bäckermädchen, das ihr das Brot zutrug, trug ihr die Nachricht mit in die Küche. Das und das sei geschehen im Postwirtshaus! Das und das hätte Elise, die Kellnerin, dem Leutnant Hochstraßer nachzusagen gewagt. Und Rosa, die sonst dem Klatsch nicht auswich, erinnerte sich, daß es ihr Bruder war, von dem man so Schlechtes redete. Ihre herben Züge verhärteten sich und sie richtete

sich in ihrer ganzen hageren Eckigkeit auf. „Nimm dich in acht vor dem Weitertragen,“ sagte sie zu dem Mädchen. „Es könnte dir teuer zu stehen kommen, der faulen Geschichte weiter unter die Leute zu helfen.“ Als das Mädchen darauf die Küche verlassen hatte, faßte Rosa eine nie gekannte Unruhe. Es war doch nicht möglich, daß er, Martin, sich so weit vergessen hatte! Schön getan hatte er wohl mancher, aber so weit — — Es litt sie nicht. Sie ging in den Stall hinüber, wo sie den Vater wußte, und stieg auf die Heudiele, als sie ihn oben hantieren hörte. Heufäden in Haar und Bart und an den Kleidern stand er über der Leiter, auf der sie heraufklomm. „Was gibt's?“ fragte er.

Sie sagte kein Wort, bis sie auf gleicher Höhe mit ihm stand. Dann berichtete sie, was sie wußte, in kurzen, trockenen Worten, nicht eifrig, wie sie sonst Klatsch weiter trug. „Es läßt mir nicht Ruhe. Ich mußte es Euch sagen kommen,“ schloß sie.

Lukas Hochstraßer strich sich mit der breiten Hand langsam über die Stirn wie einer, der sich plötzlich auf etwas besinnt, was ihm lange durch den Kopf gegangen. Einmal räusperte er sich kurz, dann fragte er in einem eigentümlichen, gedämpften Ton: „Ist er noch drüben, der Martin?“

„Ich habe ihn noch nicht fortgehen sehen,“ sagte Rosa.

Lukas stieg über die Leiter hinab, von Heustaub und Fäden bedeckt, die Aermel über die erdbraunen knochigen Arme aufgekrempelt. Er eilte nicht. Mit seinen langsamen und großen Schritten schwer auftretend, die Daumen an die Hosenträger gehängt, ging er nach dem Hause hinüber.

Martin war in der Stube und mochte seine Schritte gehört haben. Er trat über die Wohnstubenschwelle, als Lukas herankam. Dieser sah ihn nicht an, ging an ihm vorüber so gerade, daß er, Martin, unwillkürlich beiseite treten mußte, damit der Vater ihn nicht anstieß, und betrat, immer die Daumen in die Träger gehängt, den Kopf vorgeneigt, die Stube. Erst als Martin sich entfernen wollte, sagte Lukas ein kurzes, rufendes: „Du!“

Der andre kam zurück. Die Art des Vaters befremdete ihn. Dann fiel es auf einmal wie Gewichte auf ihn, daß er den Rücken bog, nicht aufzusehen vermochte.

„Was ist da gegangen in der Post?“ fragte Lukas.

Martin nahm sich zusammen. Er zwang sich zu einer Art Zorn. „Ein freches Maul hat sie gehabt, die Kellnerin. Sie soll sich in acht nehmen. Ich werde sie verzeigen, die.“

„Kannst sie verzeigen mit gutem Gewissen?“ fragte Lukas wieder mit schwerer Betonung. Er stand mitten in der Stube. Seine Augen hafteten fest auf dem Sohn. Der eine Daumen ließ seinen Halt am Träger los und Lukas fuhr sich mit der Hand durch den langen Bart, sonst war keinerlei Erregung an ihm zu sehen.

Martin wollte hochtonig antworten: Gewiß kann ich es, sie verzeigen, die! Aber als er dem Blick des Vaters begegnete, stockte ihm die Rede. Des letzteren Gesicht erzählte eine ganze Geschichte, erzählte das, was er dann in Worten sagte: „Lange habe ich mir nicht helfen können, daß ich einen Verdacht auf dich gehabt habe, du. Für einen Flatterhaften habe ich dich gekannt, für -- schlecht — das habe ich nicht von dir glauben wollen, wie jeder Vater schwer Schlechtes von seinen Kindern glaubt.“

Er hielt inne. Martin stand mit hängendem Kopf da, nicht demütig, mehr verstockt. Zuweilen lüpfte er eine Schulter, wie um zu zeigen, daß er in dem, was er getan hatte, nichts Schweres zu sehen vermöge. Lukas sah es; es mochte ihn erzürnen, aber er hatte Gewalt über sich selbst.

„Du hast das Mädchen — das ins Wasser ist vor einem Jahr — gekannt hast es?“ fragte er im früheren halblauten Ton.

Martin schwieg und machte eine Bewegung, als ob er gehen wollte. Es war nur ein kurzes Sichwinden vor der Antwort. „Ja,“ gab er dann mit erstickter Stimme zu.

„Du hast sie in Schande gebracht?“ fragte Lukas weiter.

Wieder zögerte der junge mit dem Bescheid. „Sie hätte die Sache nicht so schwer zu nehmen brauchen,“ stieß er ausweichend heraus.

Lukas atmete tief auf, so daß die Brust sich dehnte und der dunkle Bart darauf zitterte. „Und du bist meiner, du!“ sagte er, jedes Wort tief aus sich herausholend. „Pfui! Ein Ekel kommt mich an, wenn ich dich ansehe.“

Martin wollte auffahren. Aber sein Zorn fiel beim Anblick des Vaters abermals zusammen. Endlich fand er etwas Haltung. „Ich — will —“ sagte er — „zusammenpacken will ich — nach St. Felix zurück will ich nachher mit dem Schiff.“

„Etwas abzumachen ist vorher,“ sagte Lukas, „du bleibst hier, bis ich sage, daß du gehen kannst!“ Er ging langsam in seine Schlafkammer hinüber.

Martin trat ans Fenster und sah hinaus. Mit finsterem Blick und verdrossenem Gesicht stand er dort, bis Lukas zurückkam. Der hatte Haar und Bart gekämmt und sich zu einem Gang zurechtgemacht. Selbst den Filzhut hatte er auf.

„Umziehen will ich mich,“ sprach Martin ihn an. „Ich mag nicht hierbleiben.“

„Nicht aus dem Hause gehst du,“ sagte Lukas.

Martin konnte an seinem Ton ausrechnen, daß er übel täte, wenn er nicht gehorchte. Er murrte etwas. „Ja, ja — ich warte.“

Und Lukas wendete sich langsam zum Gehen. Aber auf der Schwelle drehte er sich noch einmal

um, nahm den Hut ab und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als sei sie schweißnaß. „So," sagte er wieder mit tiefem Aufatmen, „jetzt geht sich einer schämen für dich, du armseliger Kamerad!"

Damit ging er hinaus.

Und nun schritt Lukas Hochstraßer durchs Dorf. Er legte die Hände auf den Rücken und ging mit gesenktem Kopf dahin. Wenn ihn einer grüßte, was oft geschah, hob er mechanisch die Hand zum Hut oder murmelte wohl nur einen Gruß in den Bart. Die Leute sahen, daß er ganz in Gedanken verloren ging, und blickten ihm verwundert nach; denn dieses achtlose Dahinschreiten war fremd an ihm. Auf ihn aber stürmten die Gedanken ein: ‚Schämen mußt dich, Lukas Hochstraßer, für dein eigen Blut!' Und er verlangsamte seine Schritte nicht, stand bei niemand still, zögerte nicht einmal. Gemach und stet schritt er wegab, bog in die Seestraße ein und hielt auf das Haus des Kapitäns zu.

Jetzt tat er das Gartentor auf, jetzt die Haustür, dann stand er im Flur.

Brigitte kam aus der Wohnstube. Sie war sehr bleich, die blauen Adern an ihrer Stirn traten sonderbar scharf hervor, sie zitterte. „Wir haben Euch kommen sehen," sagte sie leise und ängstlich. „Der Vater ist in der Stube," fügte sie hinzu.

Lukas sah sie erstaunt an, sie hatte den Gruß vergessen; es war fast, als ahnte sie etwas von dem, was er zu sagen kam. Sie tat ihm die Tür auf, und er trat an ihr vorbei in die Stube. Der Kapitän stand da und erwartete ihn, und Lukas wunderte sich zum zweitenmal. Wußte der etwas, der Kapitän, oder was war mit ihm, daß er wie verstört dastand? Auch Fries grüßte nicht, reichte ihm wohl die Hand hin, aber sah ihn nicht an, wendete sich gleich ab, ging zu einem Stuhl und ließ sich dort nieder oder sank vielmehr auf dem Sitz zusammen wie gewaltsam niedergeschlagen. Und alt war Gotthold Fries, verfallen, sein Kopf zitterte, und seine Hände tasteten sonderbar unsicher auf seinen Knien umher und schienen runzeliger noch als sonst!

„Ja, ja," sagte Fries jetzt. Dann schien er nicht die Worte finden zu können, mit denen er hatte fortfahren wollen. Er starrte an den Boden und saß wie gebrochen.

„Ihr habt etwas gehört?" sagte Lukas. Er stand aufrecht, frei vor sich hinschauend, unterm Bart zuckte ihm die Lippe, sonst aber sah ihm keiner an, was für eine bittere Stunde er hatte.

„Ihr habt von — von — Martin etwas gehört?" wiederholte er, als die beiden andern immer schwiegen.

Da meinte Brigitte zu wissen, daß Martin dem Vater gebeichtet habe, und sie hing mit großen, verängstigten Augen an seinen Lippen. Er, Lukas, wußte alles! So brauchten sie nicht mehr zu reden, sie und der Vater, wie sie eben beschlossen, als sie Lukas hatten kommen sehen.

Dieser richtete den Blick auf sie. Sie hielt sich nach rückwärts greifend an einem Stuhle und schwankte dennoch, in so atemloser Erregung wartete sie auf das, was er sagen würde.

„Du mußt die Verlobung mit meinem — mit Martin Hochstraßer rückgängig machen," sagte Lukas.

Sie schlug die Augen zu Boden. Das Blut kam und färbte ihr den Hals, die Wangen und die Stirn.

„Rückgängig machen, die Verlobung," wendete sich Lukas an Fries. „Nicht wert ist er ihrer. Ich, der Vater, muß es sagen."

Einen Augenblick neigte Lukas den Kopf. Es war nicht leicht herausgekommen, was er eben gesagt hatte. Dann aufblickend, geradeaus, fragte er: „Sie haben es Euch also schon erzählt?"

„Was?" stammelte Brigitte. Eine Ahnung kam ihr, daß ihn nicht das hergeführt, was sie gemeint hatte.

„Ihr habt es wohl nicht geglaubt? — Er hat es selber zugegeben, leider Gottes."

„Was?" fragte das Mädchen wieder.

Da maß Lukas beide mit einem erstaunten Blick. „Ihr wißt es nicht?" sagte er, und dann mit einer harten und starken Stimme: „Das Mädchen, das in den See gegangen ist vor einem Jahre, verführt hat er es — meiner! Ich kann es nicht ungeschehen machen."

Brigitte ächzte. Dann schlug sie die Hände vor das glühende Gesicht, warf sich auf den Stuhl und saß da hilflos, immer suchend, ihr von Scham überlohtes Gesicht zu verbergen. Gotthold Fries aber hob ein seltsames Gebaren an. Alle Kraft und Ruhe und stille Würde, die ehemals an ihm gewesen waren, schienen ihn verlassen zu haben. Zuerst lallte er wie zwischen Lachen und Weinen, dann warf er den Arm über die Lehne des Stuhls, auf dem er saß, und ihn auf und nieder schlenkernd, wies er auf Brigitte: „Die auch," stieß er heraus, „die auch!"

„Was meint Ihr?" fragte Lukas. Es packte ihn ein Schrecken. Er wurde erdfahl. Und als Fries nicht antwortete, nur immer noch mit schlenkerndem Arm auf Brigitte wies, faßte er ihn an und schüttelte ihn: „Was meint Ihr damit?"

Da kreischte der alte Mann die Antwort heraus: „Geschändet hat er sie! So einen habt Ihr, Lukas Hochstraßer! Mit Gewalt geschändet!"

Lukas trat zurück. Ganz an die Wand ging er hinüber und stand einen Augenblick mit dem Rücken gegen die beiden gewendet da. Als er sich umdrehte, hatte er wieder wie bei seinen ersten Worten das Zucken um die Lippen. Langsam nahm er den Hut vom Kopf, den er bisher



Leckereien zum Fest. Nach einem Gemälde von E. Pascau

irgendwie und in der Erregung des Besuches abzunehmen vergessen, und trat vor Brigitte hin. „Verzeih mir, Mädchen," sagte er mit einer dumpfen, spröden Stimme, „daß aus meinem Haus so etwas über dich gekommen ist, und daß ich es nicht habe hindern können."

Sie bog den Kopf, die Hände fielen ihr in den Schoß, aber sie konnte nicht reden. Als keines ein Wort fand, sah Lukas mit einem verlorenen Blick auf seinen Hut, dann scheu und wie nicht wissend, was zu tun, auf den Alten und dann auf das Mädchen. Darauf schlich der große, schwere Mann mit ein paar Schritten nach der Tür, immer den Hut in Händen, bescheiden und wie einer, der nicht das Recht hatte, länger dazustehen. Eben legte er die Hand auf die Klinke. Da fuhr Brigitte auf, holte ihn ein und hielt ihn. „Geht nicht," sagte sie. „Laßt mich nicht allein! Ihr nicht!"

Er empfand ihre Hilflosigkeit. Seine alte Kraft kam ihm zurück. „Berate mit ihm," sagte er auf den Kapitän weisend.

Aber Brigitte umklammerte seine Hand fester. „Er ist wie nicht recht, der Vater. So hat es ihn getroffen. Er kann mir nicht raten. Er will nicht."

Und Lukas wuchs unter ihren Worten. Sehne um Sehne seines Körpers schien sich zu spannen. Jetzt sah er auf und jetzt war sein Blick wie sonst klar. Dann packte er Brigittens Hand und hielt die Schwankende aufrecht. „Laßt mich es besinnen," sagte er dann. Es klang wie ein Versprechen. Darauf ging er, ohne ein weiteres Wort, aber sie wußte, daß er wiederkommen würde. Ein seltsames Trostgefühl blieb ihr zurück.

(Fortsetzung folgt)

Auf einen Becher

Von

Hans Müller (Wien)

Wundervoll im Abend leuchtet
Deines Kelches alte Zier,
Der dich vormals angefeuchtet,
Gab, der Wein, die Seele dir.

Was du bargst, ward dir verwoben,
In die Hülle drang die Kraft —
Ei, wie dich die Zecher loben,
Birgst du noch so sauern Saft!

Knurrt davon auch Schlund und Magen,
Trüben Geist hast du verdammt —
Bis in schäumigem Behagen
Glühen sich an Glut entflammt.

Flamm du immer zu und künde
Kampf dem Zweifel, Kampf der Pein!
Daß ein Werk zum Kranz sich ründe,
Muß die Freude Gärtner sein.

Seele

Von

Marie Tyrol

Ich fand, eine ewige Flamme,
Auf Erden flücht'ge Gestalt,
Ich weiß nicht, von wannen ich stamme,
Nicht jung bin ich und nicht alt.

Der Wandel an meinem Kleide,
Er rührt mich selber nicht an,
Ich fühl' es im tiefsten Leide,
Daß nichts mich versehren kann.

Ich gebe mich sehnend dem Schimmer
Des Erdenglückes wohl hin,
Doch ahn' ich und weiß ich es immer,
Daß ich von der Erde nicht bin.

Ich fürchte die Todesstunde,
Das düster umschattete Tor —
Doch wird mir wohl jenseits die Kunde,
Warum ich im Staub mich verlor.

Winternachmittag

Von

Albert Sergel

In Winterweiße liegt die Welt.
Ich gehe still ins stille Feld.

Wie Krähen dort am Grabenrand
Flattern die Sorgen fort ins Land.

Mir wird so leicht, mir ist so klar,
So weltenweit und wunderbar.

Mit leisem Knistern warnt der Steg.
Die Sonne glitzert übern Weg.



Eisspiele auf einem Gemälde von Aart van der Neer

Der Winter

Eine kulturhistorische Plauderei

von

Prof. Dr. Ed. Heyck

(Hierzu neun Abbildungen nach Werken verschiedener Meister)

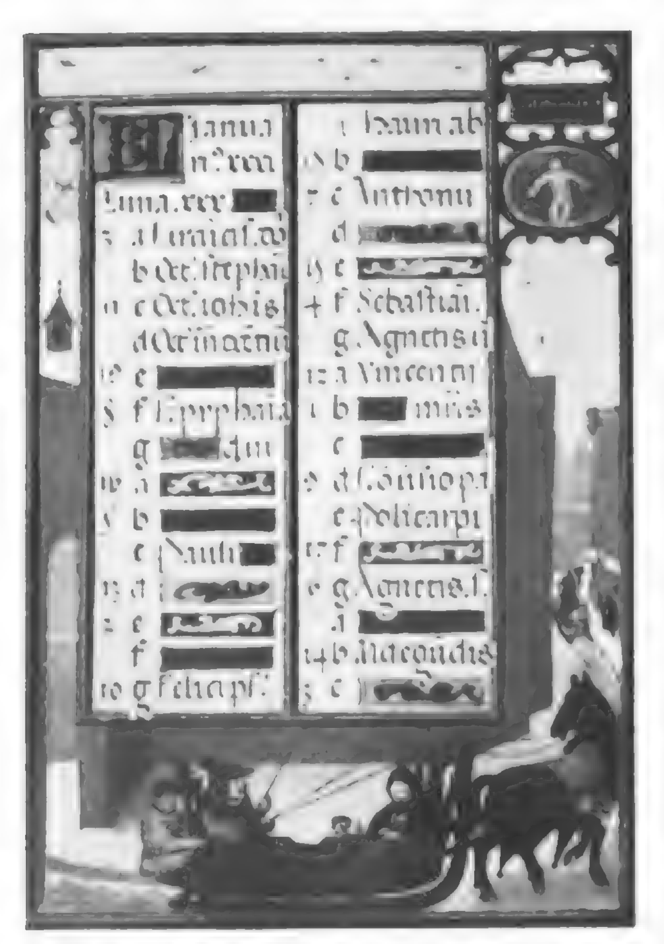
Es liegt mancherlei von Undank in dem tausendstimmigen Lob des Sommers und der kargen Anerkennung, welche die Natur des Winters findet. Gewiß hat auch sie ihre Freunde. Das eng und hart gewordene heutige Dasein erlaubt vielen allerbesten Naturen ja nur, ihre Kräfte und ihre Freudigkeit in einer Temperatur zu entwickeln, die den Nullpunkt, wo Plus und Minus sich berühren, niemals nach oben zu überschreitet. Diese guten und resignierten Helden und namentlich Heldinnen — denn das größte Kontingent stellt die Mädchen- und Frauenwelt — sind es in der Regel, die den Winter von allen Jahreszeiten am liebsten haben. Der richtige weiße Winter ist, wie sie selber geworden sind, um sich zu behaupten, so ruhig, so streng und klar. Er hat die unbestimmte Sehnsucht des Frühlings und der lauen Sommerabende nicht, vor deren weichen Schwingen der Einsame sich fürchtet, seine Wangen und seine Hände sind kalt, aber tief drinnen sein Herz ist traulich und warm.

Und dieser schweigende, scheinbar schlafende Winter ist reicher und schaffender für die Menschheit gewesen als alle in Farben und Blüten prangende Sommerherrlichkeit. Wären unserm guten Europa die schmeichelnden Lüfte javanischer oder samoanischer Küsten, die wohligen Schatten unter den mächtig breitenden Fruchtbäumen der Tropen, die schwelgend süßen Abende und Nächte der äquatorialen Welt beschieden, so wäre nach allen Lehren der Ethnologie anzunehmen, daß dieser unser Erdteil noch immer bewohnt wäre von einem kindlichen Völkergeschlecht. Der Mensch der immerwarmen Länder bleibt ein naiv dahinlebendes Naturgeschöpf, das überall im Busch und Wald die Banane oder die Brotfrucht findet und dem noch der im Seewind stiebende Sand die Kokospalme, den vielseitig nützlichsten aller Bäume, trägt. So leicht wie der tropische Naturmensch durch das Heute sich bringt, so gut wird es ihm auch morgen und alle andern Tage gehen. Er kennt die Sorge nicht um sich, und zumal nicht das ethisch so viel wichtigere Sorgen um andre, die ihm nahestehen. Er bleibt ohne die dauernde lastende Not und ohne die dauernde große starke Liebe, die wundersam aus dem Fürsorgen erblüht. Seine geselligen und sozialen Formen halten sich näher der von Zufällen zusammengesetzten Horde, als der straff geschlossenen Familie und dem Staat; seine Wohnung, seine Kleidung, sein ganzer Tagesvertreib sind ein unernstliches, gleichgültiges, oft liebenswürdiges und poetisches, aber immer so gut wie wertloses Spiel, seine Religion eine kindische Gespensterfurcht, die das hauptsächliche Gegengewicht seiner lächelnden Naturfreuden ist. Von Problemen weiß er nichts und daher auch nichts von Widerstand; selbst die Uebel und die Gewalttätigkeiten der Natur, ohne

welche die Idylle seines Daseins dem Paradiestraum gleichkäme, nimmt seine Lässigkeit als Zubehör einer unabänderlichen, immer gleich vorhandenen Umwelt hin. Er überläßt es erst dem Europäer, der zu ihm kommt, den Gedanken des Kampfes gegen sie zu finden, und sieht ihm auch dann nur mit einer wenig dankbaren Scheu vor allzu dreistem Unterfangen zu.

In den Ländern, durch die mit seinem klirrenden Schritt der Winter geht, da entstand alle zu Geschichtlichkeit führende Kultur. Ein Satz, der dadurch nicht aufgehoben wird, daß Völker, die schon zu den ersten Selbstanstrengungen geweckt waren, weiterhin in warme, wenn auch nicht tropische Länder kamen, wo nun in der Gunst eines glücklichen Himmels die sich regenden Keime lebensvollerer Daseinsführung zu den raschesten und frühesten Kulturen, in Indien, Aegypten, erblühten. Aber der Schoß, der diese Keime zu solchen triebstarken Fähigkeiten vorbereitet hatte und sie erst weitergab zur Entfaltung in Licht und Wärme, war ein andrer gewesen.

Der Winter gab den ersten Anlaß, auf echte Kleidung zu sinnen, anstatt auf spielerische Eitelkeiten und Schmuckbehang, und nach bergenden, schützenden Wohnungen umzuschauen; ihm, dem Winter, wird im letzten Grunde jegliches verdankt, was auf beiden Gebieten, von der ersten primitiven Nützlichkeit her, jemals an Behaglichkeit, Geschmack und Schönheit gewonnen worden ist. Die erstarrende Jahreszeit zwang ferner dazu, Vorräte anzusammeln, und ein feiner tiefer Sprachsinn liegt in diesem Worte Vor-Rat: sie weckte und erzog den Vorbedacht, die Vorsorge überhaupt, sie begann, während der tropische Naturmensch einfach naiv dahinlebt, in den Menschen die erste bewußt werdende Ethik zu pflanzen. Aus dem Vorbedacht, den der Winter und der Hunger all seiner Geschöpfe, des Menschen wie der Raubtiere, erzwingen, erhoben sich die Abwehrkraft des Menschen und seine gegenseitige Hilfeleistung, entsprangen die Hausgenossenschaft, der Familienverband mit allem, was sie praktisch und sittlich hervorgebracht haben, die Anfänge geregelter Wirtschaftsformen. Durch den notwendigen Bedarf für die Monate der toten Jahreszeit wurde insbesondere der geordnete, erntende Ackerbau veranlaßt und neben ihm hergehend die Viehhaltung mit dem Zweck des Schlachtens und Konservierens. Und mit dem Ackerbau wieder beginnt erst die eigentliche Notwendigkeit, Besitz zu verteidigen, Eigentum an Vorrat, Gerät und liegendem Gut. Um solcher Zwecke willen entstanden Verbündung und Rechtsbegriffe, Waffenwesen und Staat; nur über der Basis des Ackerbaus konnte die Weiterentwicklung der losen Horde und des lockeren Nebeneinander der Familien zu straffen, pflichtgefestigten Ordnungen geschehen.



Darstellung des Monats Januar in einem flandrischen Gebetbuch mit Festkalender (um 1500)

Aber der Winter gab noch viel andres und Schönes genug. Erst der tätige, tüchtige Mensch kennt den Begriff der Langweile, an deren Stelle der tropische Naturmensch die Fähigkeit besitzt, in schlaflos unbeweglicher Ruhe ganze Stunden zu verliegen und verhocken und dabei nicht einmal zu träumen, sondern schlechtweg gar und gar nichts zu tun. Die empfundene Langweile aber ist es, die zuerst die gezwungene Rast des Winters mit erfinderischer Produktivität angefüllt hat. Von ihr geboren ist alle früheste Kunst des Menschen, und zwar zu Zeiten schon, die so alt sind, daß es uns den Atem versetzen würde, die Mengen der Jahrtausende auszudenken, die sie hinter uns zurückliegen. Beim Reisigfeuer des Höhlenmenschen, den die allzu kurzen Tagesstunden des Winters für mehr, als er zu schlafen vermochte, in diese seine natürlichen Zufluchtstätten einschlossen, sind zu einer Zeit, da das Renntier Europa noch bis an die Pyrenäen bewohnte, auf Geweihstücke und Knochen solcher Renntiere Zeichnungen von Menschen und Tieren mit der Kante des Feuersteins eingeritzt worden. Aus dem Elfenbein des riesenhaften Pelzelefanten, des Mammuts, haben seine troglodytischen Zeitgenossen Figürchen und Idole geschnitzelt, an die Höhlenwände haben sie Bilder der verschollenen Tierwelt, die mit ihnen lebte, eingekratzt und die Umrißzeichnungen mit färbenden Erden flächig angemalt.

Aber sie sannen auch, wie sie den Winter tatkräftig überwinden und des Frostes Ungemach in Vorteil verwandeln möchten. Wie früh der Mensch gelernt hat, rasch gleitend über das Eis dahin zu fliegen, anstatt mühsam unsicher mit dem Fuß darüber hinzuschlittern, können wir nicht einmal mit relativer Chronologie bestimmen. Jedenfalls wissen wir, daß er den Eislauf gekannt hat, längst ehe wir von geschichtlichen Zeiten sprechen können. Aus den Pfahlbauten sind glatte breite Knochenstücke zum Vorschein gekommen, deren besondere Zurichtung



Winterlandschaft auf einem Gemälde von P. Brueghel (Bauernbrueghel)

nur den Schluß erlaubt, daß sie unter den Fuß gebunden wurden; die Deutung, daß uns in ihnen die älteste Form des Schlittschuhs vorliegt, wird dadurch zur Sicherheit erhoben, daß bei primitiven Polarvölkern und in den Abgelegenheiten des skandinavischen Nordens noch heute ganz dieselben Knochenschlittschuhe im Gebrauch gefunden werden. Daher werden wir uns nicht wundern, wenn das ehrwürdigste Buch des Nordgermanentums, die Edda, als etwas Selbstverständliches den geschwinden Eislauf kennt. Isleggir nennen die altnordischen Sprachdenkmäler den Schlittschuh von Bein, und wie bei allen Germanenvölkern Gewandtheit und Stärke in körperlichen Uebungen immer eine große Rolle gespielt haben, so erzählt die Edda von dem mythischen Uller, welcher der unübertroffene Meister im Schlittschuhlauf war.

Neben dem Schlittschuh steht der Ski oder der Skid, um auch die ältere Sprachform dieses Ausdrucks der nordischen Germanen zu erwähnen, der nichts andres bedeutet als langes Holzstück, „Scheit". Für den Schneelauf war das Holz praktischer als der Knochen, da der weichere, allzu leicht eingedrückte Schnee eine bessere Verteilung des Körpergewichts, eine größere und längere Gleitfläche unter dem Fuß verlangt, als der Knochen sie hergibt. Wer von beiden den Altersvorrang besitzt, der Schlittschuh oder der Schneeschuh, möchte schwer zu sagen sein. Zwar hüllt der Schnee, zumal im Norden, wo er dauernd und regelmäßig sich dem Winter gesellt, alles Land in seine schimmernde Decke, und daher scheint es noch notwendiger, ihn leicht zu überwinden als das Eis, das man vermeiden kann. Dem steht jedoch wieder entgegen, daß in minder kultivierten Ländern immer das Wasser, sei es an den Meeres- oder Fjordküsten entlang, sei es in Gestalt von Flüssen und Bächen, die beste und oft alleinige Verkehrsstraße bildete. Wir wissen aus dem mittelalterlichen Deutschland, wie genau durch Gesetz und örtliche Verordnung vorgesorgt wurde für die Schiffbarkeit selbst der kleinsten Flüßchen und Bäche und wie zum Beispiel den Fischern geboten wurde, die Mitte der Fahrrinne durch ihre Netze nicht zu sperren; sind doch auch die ständigen binnenländischen Reisen der Kaiser, welche die schwere Last des Hofhalts und der Kanzlei mitzuführen hatten, noch über die karolingische und sächsische Zeit hinaus, sofern es irgend anging, zu Wasser zurückgelegt worden. Und vollends in den Gegenden ganz niederen Landes, zum Beispiel den holländischen und friesischen, kam und kommt, wie ja auch noch heute im Spreewald, kein Verkehrsmittel den Wasserläufen gleich, ja diese stellten vielfach das einzige dar. Unter solchen Verhältnissen würde also schon der deutsche Winter das Reisen, die Fracht und den Verkehr der Menschen zeitweilig ganz lahmgelegt haben, hätte man nicht frühzeitig verstanden, sobald es sehr kalt wurde und der Kahn einfror, diesen durch den Schlitten und den Schlittschuh abzulösen. Landwege gab es im alten Deutschland lange noch nicht von solcher Wichtigkeit, und anderseits gehört bei uns das allverschneite Land

bei weitem nicht so ständig wie im Norden zu dem Bilde des Winters hinzu. So erklärt es sich, daß selbst die ältesten deutschen Zeiten sich auf das Eis wohleingerichtet zeigen und den Schlittschuh besitzen, während der im Norden immer wohlbekannte Schneeschuh, der Ski, allem Anschein nach den älteren deutschen Jahrhunderten vollständig fehlt, mit alleiniger Ausnahme des Gebirges, wo man seit lange die Steigreifen benutzt. Erst ganz neuerdings ist durch die so schön und lebhaft erwachte Sportlust, in Verbindung mit der Ausdehnung der modernen Gebirgsfreude auf den Winter, auch bei uns der Ski bekannter und fast schon heimisch geworden. —

Es ist trübselig genug, sich den Winteraufenthalt des prähistorisch frühen Menschen in den Höhlen mit ihrem scharfen, tropfsteinnassen Gestein vorzustellen oder noch den Winter des Pfahlbauern in den winddurchpfiffenen Blockgefügen aus Rundstämmen, die er notdürftig mit Moos zu dichten suchte. Der Fortschritt im Wohnwesen hat dann zunächst die Richtung auf das möglichste Zusammenhalten der Wärme genommen und diesem Zweck alles andre untergeordnet. Bei allen Germanen, wie bei Kelten und Slawen, finden wir die Wohngruben in der Erde, den Tunk oder Tung, wie die alten Deutschen sie bezeichneten, künstlich hergestellte, mit Reisig und Moos ausgekleidete Erdhöhlen, mit Bohlen und Mist gedeckt, so daß nur nach der vom Wetter abgewendeten Seite hin ein knapper Luftwechsel und Rauchabzug übrigblieb. Sie waren Keller für frostempfindliche Vorräte und waren zugleich die Wohnräume, in deren dicker, dumpfer Wärme insbesondere die winterliche Frauenarbeit des Spinnens und Webens getan wurde. Und wie nun einmal neben allem raschen Wandel in der Menschheitsgeschichte immer zugleich ein zähes Beharren hergeht, so blieben diese Tunks noch lange neben den jüngeren, oberirdischen Wohnhäusern für sich bestehen und finden sich sogar noch heute. Sie sollen als unterirdische Weberäume in der Champagne und Bourgogne in Gebrauch sein und können ja auch in Deutschland keineswegs ganz vereinzelt beobachtet werden. Am häufigsten kommen sie als Erdwohnungen von Chausseearbeitern vor, wobei sie freilich mit Tür und Fenstern schon einigermaßen den zivilisierten Hausformen sich nähern.

Die spezifische Art von Behagen in den Tunks der alten Germanen werden wir uns am ehesten vorstellen, wenn wir Nansens grönländische Schilderungen von den Eskimowohnungen lesen, mit ihrer Hitze, ihren unglaublichen Gerüchen und ihren enggedrängten, schwitzenden Menschen. Sie werden auch nicht den geringsten Anteil daran gehabt haben, wenn im Gegensatz zu der abgehärteten und kraftgesunden Art der ältesten Germanen und der ihnen verwandten Völker der mittelalterliche Bauer ein erkältungsängstlicher, ständig um sich besorgter, ewig kurierender und jedenfalls tatsächlich höchst empfindlicher Herr geworden war, der sich selbst in den milderen Jahreszeiten dick einzupacken



Verschneites Dorf auf dem Gemälde von P. Brueghel „Der bethlehemitische Kindermord"



Pieter Brueghel d. J. Winterlandschaft

und namentlich den Hals mit Tüchern zu verbarrikadieren liebte. Von dieser Art ist dem Bauern und aller Halbbildung ja noch heute viel geblieben; jedermann kennt das Scherzwort, daß im Schwarzwald so gute Luft sei, weil die Bauern die Fenster absolut zuhalten — sie sind größtenteils überhaupt nicht zu öffnen —, und jedermann weiß auch, daß der Prozentsatz von Leuten, die beständig finden, daß es „zieht" oder „zucht", ein direkter Kulturmesser für die verschiedenen deutschen Gegenden ist. Was aber die Burgen anlangt, so darf man sich die Wintermonate selbst der oberen höfischen und ritterlichen Kreise keineswegs sonderlich komfortabel vorstellen. Auch hier wurde der Wärme das übrige geopfert, man saß in den Kemenaten oder Pfieseln, das heißt in den durch Kamine oder Lehmöfen (pensile) heizbaren Stuben, die Fenster waren mit Holzdeckeln und Tüchern oder Lappen verrammelt, und die Säle der größten Burgen — der Palas — wurden doch nur bei ganz seltener Gelegenheit auch einmal im Winter benutzt.

Die Germanenvölker und namentlich auch die nördlichen Slawen sind die Vervollkommner der Oefen und alles Erwärmungswesens überhaupt, nicht ohne Beihilfe der heißen Getränke, vom Würzwein und deftigen Grog bis zum Tee, für den der summende Samowar immerwährend in Gang gehalten wird: dieses häusliche vestalische Feuer des modernen Russen, wie man sagen könnte, wenn es möglich wäre, den Russen einigermaßen mit den vestalischen Eigenschaften in Beziehung zu bringen. Im Gegensatz hierzu sind es die Romanenvölker, die wiederum der Hitze früh zu begegnen gewußt haben durch dicke steinerne Hausmauern, zweckmäßige Läden und durch den Straßenverkauf von kühlenden Getränken. Sie sind es, die wieder die Kälte nicht so sehr als eine beständige Gegnerschaft empfinden und daher gegen sie wenig vorgesehen sind. Weil der Romane wenig Winterschutz gewöhnt ist, trotzt er der gelegentlichen Kälte besser als wir und achtet sie kaum; mitten im Winter kann man in der Lombardei barfüßige Wäscherinnen im Flusse stehen sehen, und man muß schon wirklich ein Poet sein, um es ohne beträchtliche Zutat von Glühwein zu „Träumereien an französischen Kaminen" zu bringen. Nicht zum wenigsten mögen hier die Gründe liegen, daß die pompöseren Baustile mit ihren großen Sälen und hohen Zimmern sich in den romanischen Ländern entwickelt haben. Es war nach der Seite der warmen Behaglichkeit hin ein kühnes Wagnis, ein Palais wie dasjenige Ludwigs XIV. zu Versailles zu erbauen, und es wird uns in Memoirenwerken denn auch genugsam davon erzählt, wie der verwöhnte, luxuriöse Hof zur schärferen Winterzeit in den Sälen und Galerien des weitläufigen Schlosses gefroren hat und wie den zur königlichen Tafel Versammelten oftmals die Finger beim Essen erstarrt sind.

Aber hieraus und aus der Nachfolge, die das weiträumige, großfenstrige Barock in den übrigen Ländern gefunden hat, entstanden erzieherische Werte. War bisher die Kulturrichtung dahin gegangen, die Wohnungen vor allen Dingen warm zu machen und die Beleuchtungsverhältnisse zu bessern, so trat zu diesen sich auch weiterhin vervollkommnenden Bestrebungen eine Nötigung hinzu, daß der Mensch

sich nicht so sehr vor dem Winter verkrieche, sondern ihm wieder frischer in die Augen sehe und ihn mutiger, fröhlicher zu ertragen lerne. Nun nach der Renaissance verschwindet das Pelzwerk aus der täglichen und häuslichen Tracht, für die es während jener und des Mittelalters charakteristisch gewesen war, und endlich bleibt auch die Schlafhaube weg, ohne die noch der Hausvater der folgenden Jahrhunderte nicht denkbar ist. Die durch lange Zeiten von jeder schärferen Luft entwöhnte Haut des mitteleuropäischen Menschen wird bei leichter Kleidung aufs neue widerstandsfähig, und endlich beginnt man, Einrichtungen und Künste, die bisher lediglich der Praxis und dem Bedürfnis angehört hatten, in die Geselligkeit und die Freuden des Winters herüberzunehmen. Die höfische Gesellschaft des absolutistischen Jahrhunderts entdeckt die Schlittenfahrt als ein Vergnügen. Nun werden die alten schmucklosen Schlitten zu Prachtgebilden goldstrotzenden Barockgewerbes ausgestaltet und vermögen der dekorativen Phantasie viel freieren Spielraum zu bieten als die Karossen; bald folgt das wohlhabende Bürgertum der Städte den höfischen Kreisen mit der Veranstaltung fröhlicher Schlittenpartien nach. Hier liegt ein Bann gebrochen, und ein Neues, das werden will, macht seine Eroberungen; rasch gesellt sich das Eisvergnügen hinzu, der Schlittschuhlauf wird zum herrlichen Sport, und Klopstock wird unter den Deutschen der feierlich begeisterte Rhapsode des männlichen Gefühls, des Schwungs und der Wangenfrische, welche diese neue Winterfreude in die gebildete Menschheit bringt. Das alles hat damals im achtzehnten Jahrhundert in der Tat ein Außerordentliches bedeutet und viel mehr als nur ein neu hinzugewonnenes Vergnügen. Nämlich nichts Geringeres als die erste Absage an das geschminkte und verzärtelte, tändelnde Getue des Preziösentums; so wie mit seinen Hermannsgesängen Klopstock der Romantik und der deutschen Ermannung der Befreiungskriege als frühester Herold vorangeht, so deutet seine Ode an den Eislauf in die beginnende Wanderfreude und die Turnerlust der Jahrzehnte um Arndt und Jahn. Und sie deutet weiter bis zu unsern Tagen hinaus: wo nun dem Schlittschuhvergnügen der Ski und der Rodelschlitten der Erwachsenen an die Seite getreten und auch sie in die lebendige Kultur herübergeholt worden sind, um wertvolle Kampfmittel gegen die Verhockung, die körperliche Verweichlichung und, mit allem andern Bewegungssport zusammen, frohe Verheißungen frischerer, widerstandsfähigerer und physisch edlerer künftiger Geschlechter zu werden.

Denn für das deutsche Binnenland sind alle diese Dinge verhältnismäßig jung und gehen ihrer ganzen Geltung eigentlich erst entgegen. Die älteren deutschen Jahrhunderte wissen nichts davon; sehen wir ihre Kulturdenkmäler durch, die Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte, Kalender und Miniaturen, so erzählen diese, wenn sie den Winter berühren, allenfalls von Schlachtfest und Weihnachtsfreuden, aber so gut wie gar nicht davon, daß man den Winter im übrigen anders als wie ein Ungemach aufzufassen vermocht habe. Wenn die Kinder sicher ihren Jubel an Eis und Schnee gehabt haben werden, so haben die Erwachsenen doch keinen Anteil daran gehabt, oder auch, sie würden sich geschämt haben, kindlich zu erscheinen, hätten sie eine jugendlich in ihnen vorhandene Disposition dazu verraten. Kurzum, unsre binnendeutschen Quellen wissen so gut wie nichts von rechter Winterlust.

Anders liegt es dagegen mit einem bestimmten geographischen Gebiet des festländischen Deutschtums, nämlich mit den nördlichen Tieflanden an den deutschen Meeren und ganz besonders mit den Niederlanden.

In diesen Gegenden hat, aus vorhin schon gestreiften Ursachen, der Winter niemals so das Wesen gehabt, das bewegte Leben nur einzuengen und in die Stille zu bannen. Wenn im übrigen Deutschland zum Beispiel selbst die Fehde und der Krieg, die so viel Raum im damaligen Leben einnehmen, im Winter ruhten, so kam in den deutschen Küstenländern gerade mit dem Frost, der die Moore und Sümpfe gangbar machte und die zahllosen Wasserläufe überbrückte, erst die rechte geeignete Zeit eines wilden harten Kriegswesens im Rauhreif und Landschaftsbild der erstarrten Flächen. Der deutsche König Wilhelm von Holland im dreizehnten Jahrhundert fand bekanntlich seinen Tod im Winterfeldzuge, als er gegen die Westfriesen ausrückte, sie seiner Grafschaft zu unterwerfen. Er war den Seinen voran und brach durch trügerisches Eis, da liefen die durch Hollands Eroberungsgelüste schwer gereizten Friesen herbei und schlugen ihn tot, während er die erdenklichsten Schätze für seine Rettung versprach.

Die holländischen und friesischen Gegenden haben den Schlittschuh vervollkommt, der für sie ein unentbehrliches Verkehrsmittel war, denn als solches, nicht als Spielwerk brauchten sie ihn. Rasch über das Eis dahinzukommen, darauf kam es an, nicht auf seine Künste, die erst durch den allzu engen Raum unsrer großstädtischen Eisbahnen zur Hauptsache werden. So entstanden hier die „langen Holländer", die hölzernen Sohlen mit dem eingelegten langen, scharfen, flachen Stahl, der nur ein Geradeauslaufen zuläßt, aber den Vorteil hat, am wenigsten zu ermüden. Dieser Schlittschuh gab die leichte Möglichkeit, Strecken, die für den Wanderer ganze Tagereisen darstellen, in kurzen Stunden dahinzufliegen; so verschaffte er den alten Jahrhunderten schon dieselbe köstliche, flugartige, durch seelische Rückwirkung wahrhaft erhebende Leichtigkeit der Raumüberwindung mittels der eignen körperlichen Kraft, die uns sonst erst das moderne Fahrrad gewährt hat.

Und eben aus dem wundersamen Gefühl, das durch das Wegsinken gewohnter Hemmungen entsteht, aus solcher Weitung des menschlichen Könnens ist diesen Gegenden, von den schleswig-holsteinischen Küsten durch Friesland und Holland hindurch bis nach Flandern, die frühbewußte Freude auch der Erwachsenen an allem Wintersport erblüht und für sie bezeichnend geworden. Wenn die Quellen unsrer Anschauung von einem rechten Wintervergnügen der binnenländischen Deutschen schweigen, so erzählen sie aus jenen Gegenden desto deutlicher davon. In erster Linie die Monatskalender. Dasjenige Buch, das seit dem Mittelalter ein jeder aus religiösen und praktischen Gründen haben mußte,



Wintervergnügen in den Niederlanden, Gemälde von Lucas van Valckenborch (im Hintergrunde die Stadt Antwerpen)



Winterlandschaft mit Darstellung des Eissports auf einem Gemälde von Philips Wouwerman

auch wenn er sonst kein andres besaß, das war der für immerwährenden Gebrauch angelegte Kalender, und fast immer hat man dieses natürlichste Hausbuch mit Bildern geziert und durch sie lebendiger, liebenswürdiger gemacht. Da tritt nun früh in diese Miniaturen niederländischer Kalender das Schlittenfahren und der Eislauf mit ein, wo man im übrigen deutschen Lande den Dezember und Januar lediglich durch die Freuden symbolisierte, die das große Schweineschlachten um Weihnachten dem Familienhaushalt gab. Und nicht anders ist es in der größeren Kunst, in den Staffeleibildern oder Gemälden.

Unzähligemal haben die holländischen und flandrischen Maler den Winter geschildert, und es ist nur ein sehr kleiner Bruchteil, was wir in unsern Abbildungen davon wiedergeben können. Da sehen wir die Schlittschuhläufer, jung und alt, mit den charakteristischen Bein- und Armbewegungen; die schlittenfahrenden Knaben mit den beiden kurzen Pickstöcken, die man in jenen Gegenden anwendet, während im eigentlichen Norddeutschland die eine, zwischen den Beinen durchgesteckte oder auch seitlich gehandhabte Peeke üblich ist. Wir erblicken phantasievoll zu Tiergestalten gebildete Schlitten mit schmuckvoll behangenen Pferden, und wenn der Maler solcher Bilder Philips Wouwerman ist, so darf der berühmte Wouwermansche Schimmel, der beständig den koloristischen Mittelpunkt seiner Gemälde bildet, den Eisbildern so wenig wie den Schlachtengemälden fehlen. Wir erblicken Mann und Frau im Schlittschuhlaufe als vertrautes Paar, oder junge Herren und vornehme Mädchen, über deren Eislaufgemeinschaft erst unsichtbar als dritter im Bunde ein ahnungsvoller winterlicher Amor schwebt, und wir sehen galante Hilfe von allen Seiten hinzuspringen, wenn eine Dame zu Fall gekommen ist. Bei den größeren Städten waren es namentlich die zugefrorenen Festungsgräben, welche die nächste und bequemste Eisbahn darboten und daher gerne zur Veranstaltung von gesellschaftlichen Spielen und Figurentänzen auf dem Eise benutzt wurden.

Aber im weitesten Umfang werden auch sonstige Unterhaltungen und Spiele, soweit sie dazu geeignet sind, auf die glatte Eisfläche übertragen, darunter eine Anzahl solcher, die in uralte deutsche Vorzeit hinausdeuten. Ein großer Teil unsrer heutigen Spiele und Sportübungen, sowohl der Knaben wie der Erwachsenen, sind ja nichts andres als Differenzierungen der alten germanischen Unterhaltungen. Aus dem Wettwurf mit dem Stein, wozu auch im Epos die stolze Brunhilde ihre Freier lud, sind unter anderm Kegelspiel, Fußball, Gerwurf und sodann das „Eisschießen" hervorgegangen. Das ist jenes Werfen mit dem gehenkelten glatten Klotz, welches außer den niederdeutschen Meeresgegenden die konservativen Bayern sich erhalten haben und das man auf dem Klein-Hesseloher See im Münchner Englischen Garten sowie auf allen ländlichen bayrischen Eisflächen eifrig betrieben sehen kann. Außer diesem Eisschießen finden wir auf den holländischen Winterbildern ein mit dem Schlagkolben ausgeübtes Spiel, ähnlich dem Golf, von dem uns die Sportbücher mitteilen, daß es aus Schottland stamme und erst neuerdings auf das Festland gekommen sei, ohne daß sie beachten, wie dieses Golfspiel in verschiedenen niederdeutschen Knabenspielen seine allernächste Verwandtschaft hat. Und wenn wir somit Dinge finden, die wir unnötigerweise für modern und englisch-importiert zu halten geneigt sind, so sehen wir mit ähnlicher Ueberraschung, daß der Segelschlitten, der die meisten eine ganz neue Erfindung dünkt, ebenfalls

schon diesen Holländern bekannt war, indem sie einfach eine Jolle, ein größeres Segelboot auf Kufen setzten, das Steuer mit einer scharfen Verlängerung versahen und mit wehenden Fahnen und Wimpeln unter vollgebraßtem Segel fröhlich über die langen Flächen dahinsausten.

Mit besonderer Vorliebe haben zwei Mitglieder der bekannten Malerfamilie der Brueghel oder Breughel neben vielem sonstigen den Winter geschildert. Sowohl der ältere Pieter (1525—1569), der gewöhnlich nach seinen hauptsächlichsten Genrebildern der Bauernbrueghel genannt wird, wie sein Sohn Pieter († um 1637) der „Höllenbrueghel“. So nennt man ihn ja nach gewissen spukhaften Höllenszenen, worin er den Vater kopierte, während sein bedeutenderer Bruder Jan sich vorzugsweise der Blumenmalerei und der zierlicher ausgeführten Landschaft zuwandte und ganz bezeichnend der Samtbrueghel genannt wird. Zu den besten Gemälden des älteren Pieter gehören seine jetzt in Wien befindlichen Winterbilder und Darstellungen aus der Weihnachtsgeschichte des Neuen Testamentes: durch die starke Eindrücklichkeit, womit sie den Winter schildern, und durch die prächtige, leuchtende Frische des Kolorits, der Kontraste zwischen der winterklaren realistischen Lokalfarbe und dem kalten, glitzernden Schnee. Bei ihm bestimmte nicht mehr jene reine Naivität, welche die älteren Meister die Szenen des Neuen Testamentes (und der Bibel überhaupt) in das Milieu und die Kostüme der eignen Zeit versetzen ließ, weil sie einfach gar nicht anders wußten und dachten, als daß die biblischen Personen und Szenerien ebenso ausgesehen hätten als ihre eigne Umgebung, sondern hier ist ein durchaus absichtsvoller Gedanke des Künstlers dem Reiz gefolgt, die Erzählungen der biblischen Geschichte, die Schatzung, zu der die Eltern Jesu gegen Weihnachten nach Bethlehem hinaufzogen, und den bethlehemitischen Kindermord mitten in eine echt brabantisch-flandrische Kleinstadtlandschaft in ihrer weihnachtlichen Erscheinung hineinzustellen. Besonders der Kindermord, den Brueghel mehr als einmal wiederholt hat und der sich in einer dieser Wiederholungen in der Brüsseler Galerie befindet, ist in diesem Sinne mit sorglichem Bedacht von ihm ausgeführt worden. Da sehen wir, wie der Reitertrupp des Herodes — Gewaffnete des sechzehnten Jahrhunderts, wie sie den Kriegen Karls V. entsprechen — soeben in den Flecken eingeritten ist und als drohende Wachmannschaft mitten in der Straße hält. Ein Teil der Reiter hat sich schon zerstreut, andre sind abgesessen, haben ihre Pferde an Bäume gebunden und beginnen die Häuser zu durchsuchen; schon werden die Kinder herbeigeschleppt, von den erbarmungswerten Eltern gefolgt; ganz ergreifend sind die Szenen dargestellt, wie die tödlich erschrockenen Väter und Mütter sich um den achselzuckenden, an seinen Befehl gebundenen Hauptmann drängen oder wie auf offener Straße, vor den Augen des haltenden Trupps, schon das Hinschlachten der armen unschuldigen Kinder beginnt.

Die moderne Wintermalerei hat, etwa abgesehen von Wereschtschagin, weniges aufzuweisen, was die Drastik des alten Brueghel erreicht. Sie beschränkt sich, soweit sie rein künstlerische Aufgaben verfolgt, fast ganz auf die landschaftliche Schilderung, und da hat sie allerdings durch Segantini eine kaum noch zu überbietende glänzende Wirklichkeitskraft



Holländische Segelschlitten (Gemälde von Adrian van der Venne)

bewährt. Was dagegen zum Stoffkreise der winterlichen Genrebilder und des Wintervergnügens gehört, beschäftigt heute fast nur jene Auchkünstler, deren Originalgemälde nebst ihrem Verbleib sich uns in ewiges Geheimnis zu hüllen pflegen, während die Reproduktionen nach ihnen desto „beliebter" die Volkskalender und die Familienblätter von geringer Sorte füllen.

Der Kulturhistoriker wiederum würde seine Eignung schlecht erweisen, würde er geringschätzig, wie der ernsthafte zeitgenössische Künstler, über das winterlich-gesellige Treiben hinwegsehen. Nicht nur in jenen wichtigen Hinsichten, deren wir vorhin junge Menschenkinder, ihre glücklich erreichte Verlobung ergebenst anzuzeigen.

Bei alledem: ein so reiches Kapitel die Enthäßlichung des Winters darstellt und so segensvoll der Zwang zur Kultur ist, den der letztere ausgeübt hat, so bleibt doch für den natürlich froh und stark empfindenden Menschen und für alle, die nicht zu den eingangs erwähnten ruhmlosen Helden der Resignation gehören müssen, vom Frühling bis zum Herbst die köstlichere, schönere Zeit. Der Gegensatz ist nicht mehr so heftig wie früher, aber gerade da wir heute wieder absichtlicher als in



Eisbelustigungen auf einem Festungsgraben
(Aus einem Gemälde von Denis van Alsloot)

gedachten, sondern auch in der Erhaltung der fröhlichen Gemütskräfte hat die Menschheit ganz Außerordentliches in der Anpassung an den Winter und in der Ueberwindung seiner trüben Jahresstimmung geleistet. Ja, sie hat die Dinge geradezu umgestaltet; sie hat fertig gebracht, daß, wenn ehedem mit dem Mai, dem Erwachen der linden Lüfte und der Natur, alle Fröhlichkeit des Menschen sich erneuerte und mit Osterbräuchen und Maientänzen die rechte Spiel- und Festzeit des jungen Volkes begann, daß im völligen Widerspiel gerade der einst so unlustig verhockte Winter die Zeit der geselligen Freuden und der meisten Vergnügungen geworden ist. Und wenn einst zu Frühlingsbeginn die Paare sich mit seligen Herzen zum „Mailehn" ordneten, so ist auch das gegenwärtig in die Wintersaison hinüberverlegt worden; vom Weihnachtsbaume und von der Sylvesterbowle beehren sich ungezählte den vorletzten Zeiten bestrebt sind, gesunde, naturfrohe Menschen zu sein, so haben wir durch diese moderne Rückkehr zur Natur nicht bloß für den Winter und durch ihn, sondern noch viel schöner hinzugewonnen für die Lebensentfaltung in der guten Jahreszeit und für die Freude an ihr. Wie auch immer der Winter aufgehellt und bereichert worden sein mag, weit und frei wird das Herz und wird die Schönheit der Welt doch erst wieder, wenn im Föhnsturm die ersten Frühlingstage sich künden, und niemals wird ein echtes und unverkümmert richtiges Gefühl den Jubel ablehnen wollen, womit in der allbekannten Mendelssohnschen Komposition von Uhlands Hirtenliede die Mollmelodie der ersten Winterstrophen bei den hellen Worten: „O Sommer, schöner Sommer" in ein hinreißendes, klingendes Dur der freudigen Erlösung und der klaren sicheren Hoffnung hinüberbraust.



Stall aus einer Münchner Krippe

Weihnachtskrippen

Von

Dr. O. Doering

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Meisenbach, Riffarth & Co., München*)

„Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all!
Zur Krippe her kommet in Bethlehems Stall,
Und seht, was in dieser hochheiligen Nacht
Der Vater im Himmel für Freude uns macht!"

So jubiliert die Erde in der heiligen Nacht, und mitten im kalten Winter sprießt lustiges Grün hervor zu Ehren des Rösleins, das am alten Stamm Jesse entsprungen ist. Gar märchenhaft schaltet der alte Volksglaube in seiner zarten Frömmigkeit mit den Naturdingen; läßt er doch auch am Ostermorgen die Sonne bei ihrem Aufgange einen Freudensprung tun. Aber nicht Ostern ist es, was von den großen Festen den Herzen des Volkes am vertrautesten ist; zu übermächtig thront in unerreichbarer Göttlichkeit der auferstandene Erlöser, und weltentrückt schickt er zu Pfingsten seinen heiligen Geist hernieder. Aber zu Weihnachten, da sieht man ihn als Kindlein vor sich, recht hilfsbedürftig, den Aermsten der Erde gleich, und dieses Bild des Christkindes haben alle Völker der Christenheit von uralter Zeit her ins Herz geschlossen. Es ist den Müttern wie ihr eignes Kind, den Kindern wie ein Brüderlein, und doch eins, das höher und besser ist als sie. Seit vielen Hunderten von Jahren, wohl seit des frühesten Mittelalters Zeiten war darum das Fest, da das Wort



Volksfiguren von italienischen Krippen

*) Die Abbildungen sind dem Buche „Die Weihnachtskrippe" von Dr. Georg Hager (Kommissionsverlag der Gesellschaft für christliche Kunst) entnommen.

Mensch wurde, das schönste im ganzen Jahre, das Fest der Sehnsucht, selbst wieder zur Unschuld der Kinder zurückzukehren. Die Kirche verstand es, diesen tief sittlichen Gedanken zu heben und zu pflegen, sie wußte die von ihr vorgefundenen Gedanken und Gewohnheiten altheidnischer Zeit damit zu verflechten und sorgte in der bewunderungswürdigen Erziehungskunst, die sie von ihren frühesten Zeiten her bewiesen hat, daß die guten und fruchtbaren Keime im Herzen des Volkes nicht abstarben. Was kann mehr überzeugen, was kann tiefer beherzigt werden als das, was man im Spiegel der Kunst erblickt? Bildlich, unter Aufbietung aller Mittel, welche die Dichtkunst, das Schauspiel, die Malerei, die Bildnerei aufzubieten haben, führte die Kirche ihren Kindern die heiligen Vorgänge des christlichen Glaubens vor Augen. Sie ließ zu Pfingsten die Taube vom Kirchengewölbe herabschweben, sie führte zu Ostern die Figur des Heilandes, auf dem Palmesel reitend, durch die Straßen der Städte, sie zauberte von der Adventszeit bis zu Lichtmeß hin die Jugendgeschichte des Heilandes in buntbewegten Bühnenbildern vor das Auge der leichtbegeisterten Menge. Und was auf den Bühnen der kirchlichen Schauspiele in Wort und nachbildendem Leben dargestellt ward, ging nicht flüchtig vorüber, sondern man hielt es fest in den Bildwerken, die noch heute die Wände, die Portale, die Altäre zahlloser Kirchen in steinerner Majestät, in leuchtenden Farben und in schimmerndem Glanze des Goldes schmücken. Die künstlerischen Darstellungen der Geburt Christi sind nicht zu zählen. Aber das Volk wollte mehr für sein Herz haben als die hohen Kunstwerke der Gotteshäuser. In die eignen Wohnungen und Hütten wollte es das liebliche Wunder der Kindwerdung des Heilandes hineintragen, seine eigne persönliche Freude wollte man haben, ob hoch oder niedrig, an der Wahrheit, daß das Jesuskind für alle gekommen ist. Und wenn nun die Zeit des Christfestes allmählich nahte, da setzte sich der Handwerksmann, der Bauer abends hin und schnitzelte, so schön er es verstand, eine Mutter Maria zurecht und einen heiligen Joseph und ein Christuskindlein; ein Stall wurde hergerichtet, und weil dazu auch Vieh gehört, ein Ochs und ein Esel. So war die Gruppe beisammen und ein wenig Ausstattung dazu, genug, um es zur Freude der Familie und zur Bewunderung der Nachbarn in der Christnacht im Herrgottswinkel der Wohnstube aufstellen zu können. Allmählich erweiterte man das Bild und fügte andre in der Schrift berichtete Vorgänge dazu. Da waren es vor allem die Hirten, die Vertreter der Armen und Rechtlosen, die man als die Beglückten pries, denen die Offenbarung des Heils zuerst durch einen Sendboten Gottes verkündet worden war. In ihnen erblickte das Volk recht eigentlich die Vertreter seiner selbst, seiner bescheidenen, unterdrückten Existenz, in der die Hoffnung auf die jenseitige Welt fast das Einzige war, woran es sich hielt. So nahm man sich mit besonderer Liebe der Hirtengruppe an, gestaltete ihre Figuren gerade so, wie man sie alle Tage um sich sah, gab ihnen ihre Tiere, deren Leben man aufs sorgfältigste beobachtet hatte, und dehnte endlich die Hirtenszene in ganz richtigem Verständnis des Sinnes der biblischen Worte auf die Darstellung des Lebens der niederen Stände überhaupt aus. Das ist vor allem in Italien geschehen, wo man das kleine bürgerliche und bäuerliche Leben fortwährend im Freien sich abspielen sieht. Und so groß war die Freude, in diesen Bildwerken das tägliche Leben wie in einem Spiegel zu erblicken, daß dieses Beiwerk, genau betrachtet, zur Hauptsache der ganzen Darstellung wurde.

Nun ist aber mit der Darstellung der Anbetung der Hirten in der heiligen Nacht der Umfang der Krippenszenen keineswegs erschöpft. Man wollte nicht allein eine Szene der Weihnacht haben, sondern man verlangte weiter zu sehen, was mit dem geliebten Jesuskinde werden würde. Was man aus der Belehrung der Kirche im allgemeinen wußte, die Anbetung der Könige, die Nachstellungen des Herodes, die Flucht nach Aegypten, das ruhige Leben nach der Rückkehr nach Nazareth, manchmal auch die Lehrtätigkeit des zwölfjährigen Jesus, man wollte es mit Augen sehen, sich daran erfreuen, als erlebte man es mit. Und so kam man dazu, nacheinander verschiedenartige Szenen des angegebenen Inhaltes in immer kunstvollerer Weise aufzustellen. Das überschritt nun natürlich bei weitem sowohl die künstlerischen Fähigkeiten als auch die Geldmittel des kleinen Mannes. Den wesentlichen Teil der Aufgabe mußte allmählich die Kirche übernehmen. Diese hatte sich der vortrefflichen Gelegenheit, durch fesselnde Darstellungen auf das Volk zu wirken, schon im frühen Mittelalter bemächtigt. Ihre Art, die früher eine mehr abstrakte war, wurde von dem heiligen Franziskus mit naturalistischem Leben durchdrungen. Dadurch, daß dieser Heilige zum erstenmal 1223 seine Weihnachtspredigt inmitten der Landschaft vor einem Stalle hielt, führte er die landschaftliche Ausschmückung für die Szene des heiligen Vorganges ein und schuf damit für die Phantasie der Krippenerbauer ein neues, unübersehbares Feld, auf dem ihr Talent sich tummeln konnte. Von da an wurden die in Kirchen und Klöstern um die Jahreswende aufgestellten Krippenbilder vielfach zu Meisterwerken der Landschaftskunst. Diese lernte und entwickelte sich hieran ebenso stark wie das Genrebild an der Aufstellung der Hirten und Volksszenen. Wenn nun die Weihnachtszeit vorüber war und der Dreikönigstag kam, so räumten die Hirten das Feld, und mit einem immer reicher werdenden Gepränge hielten die heiligen drei Könige ihren Einzug. Hier ist alles aufgeboten worden, was der Künstlerehrgeiz und die naive Volksphantasie sich unter orientalischer Pracht nur irgend vorzustellen verstanden. Doch legte man, wie es auch in der großen Kunst geschah, den wesentlichen Wert auf die künstlerische Durchbildung, weniger und nur schematisch auf die ethnologische Richtigkeit, gar keinen auf die historische. Unbesorgt kleidete man die Personen in das Gewand der Gegenwart, behandelte sie vollkommen als moderne Menschen. Diese Naivität, von der nur spät und wenig abgewichen wurde, bietet unsrer heutigen Geschichtsforschung ein reichlich willkommenes Material. Wenn sich dann an die Szenen der Anbetung der Hirten und der Könige die übrigen obenerwähnten Bilder anschlossen, so konnten diese Bilderreihen, die alle miteinander den Gesamtnamen „Krippe“



Anbetung der Hirten auf einer Tiroler Krippe

führen, gelegentlich großen räumlichen Umfang annehmen und demgemäß große Kosten verursachen. In Rom und Neapel gab es im achtzehnten Jahrhundert, das überhaupt die Blütezeit der Krippe war, adlige Familien und hohe Geistliche, die ganze Zimmerreihen in ihren Palästen mit Krippendarstellungen füllten und sich eine Ausgabe von 60000 bis 80000 Franken nicht verdrießen ließen.

Die Krippe ist aber keineswegs auf Italien beschränkt gewesen, sondern sie ist recht eigentlich in Deutschland zu Hause, und zwar vorzugsweise in Bayern und Tirol, dann aber auch im übrigen deutschen Vaterlande, bis nach Hamburg hinauf. Freilich ist ihre Aufstellung in Norddeutschland heute fast in Vergessenheit geraten. In Bayern war sie seit dem sechzehnten Jahrhundert besonders in Aufnahme gekommen und hatte, wie in Italien, ihre Hauptblütezeit im achtzehnten Jahrhundert. Dann kam eine kurze Periode, wo man ihre volkstümliche Art mit der Würde der Kirche für nicht vereinbar hielt und ihre Aufstellung verbot, aber bald hat sie sich wieder eingeführt — das Volk wollte sich seine Freude an den liebenswürdigen Darstellungen nicht nehmen lassen. So finden wir die Krippen auch jetzt noch in den verschiedensten Kirchen Bayerns — zumal in Bamberg —, und auch das Tirolerland bietet noch jetzt viele schöne Beispiele.

Denn auch, daß es sich um eine Kunst, nicht etwa nur um eine Spielerei handelt, daß wir in den Krippen eine kunstgeschichtliche Erscheinung vor uns haben, die mit denen der großen Plastik in engsten Beziehungen steht, ist uns durch die Münchner Krippensammlung und die daran sich schließende Forschung erst gelehrt worden. Berühmte Schnitzer und Bildhauer wie Giuseppe Sammartino (gestorben 1793), Celebrano, Gori, Mosca, Matera in Italien, Niclas (um 1800), Ludwig (gestorben um 1830), Barsam (gestorben 1869) in München widmeten ihre vorzüglichen Talente der Herstellung der



Neapolitanische Rundkrippe



Das Haus Nazareth (Münchner Arbeit)

Krippenfiguren, schufen Tier- und Menschengestalten in unübersehbarer Fülle und Abwechslung und mit äußerster Subtilität der Ausführung. Die Figuren sind niemals Puppen, sondern atmen das volle Leben, sind stets fein und richtig proportioniert und die Bewegungen, die man ihnen geben kann, richtig und ausdrucksvoll. Besonders interessant sind die landschaftlichen und architektonischen Hintergründe. So sehen wir wohl in ein Tiroler Dorf hinein. Hoch schauen die Berge über die Häuser hinweg, die sich in dichter Gruppe, genau der Wirklichkeit nachgebildet, auf dem ansteigenden Gelände erheben. Durch die Dorfstraße hin sehen wir Leute in der Morgenfrühe an ihre Arbeit gehen. Weiter zum Vordergrunde aber steigt der Pfad heran und zieht sich zwischen zwei felsigen Höhen hindurch. Von ihnen ist die rechts mit den Trümmern einer verfallenen Burg bekrönt und unter einer Bogenöffnung, die einzustürzen droht, erblicken wir die heilige Familie, der die Hirten anbetend nahen. Große Pracht ist freilich nicht die Art der deutschen Krippen, aber sie sprechen mehr zum Herzen durch die Vertiefung ihrer Auffassung gegenüber den italienischen Krippen, bei denen das Beiwerk doch allzusehr überwiegt.

Sprüche

Von

G. Bieler

So groß und weit kann die ganze Welt nicht sein, daß eine zweite Heimat darauf Platz hätte.

•

Stell der Liebe kein Warum,
Frag den Zorn nicht nach dem Grund,
Streiten Trunkne, halt den Mund,
Plappert Dummheit, bleibe stumm!

•

Goldklang pflegt den echten Dukaten zu zeigen:
Verdienste klingen durch Stilleschweigen.

Vorherschaun und vorhersagen
Hat noch selten Frucht getragen.
Handeln für die künft'ge Zeit,
Das ist männlich prophezeit!

•

Das poet'sche Flämmchen schützt
Mancher ängstlich, dem es teuer;
Ach! und gänzlich unbenützt
Brennt das schöne Ofenfeuer.



Das Geheimnis der Flamme

Eine Träumerei unter dem Weihnachtsbaum

von

Wilhelm Bölsche

Die lärmende Kinderfreude der Bescherung war vorbei. In heiliger Stille brannten die Kerzen am Weihnachtsbaum langsam vor mir herunter. Wie schön ist solche brennende Kerze! Das zählt ja nicht zu den geringsten Reichtümern dieses unvergleichlichen Festes, daß es uns alltägliche Dinge einmal mit ganz andern Augen anschauen läßt! Die herrlichste Pfauenfeder könnte das nicht so machen: wie die blaue Basis der Flamme als ein ätherischer Kelch übergeht in die blendend weiße Lichtknospe, und wie diese Knospe in sich wieder das feine dunkle Schattenfeld wie ein zitterndes Herz umschließt. Und ich dachte an das wunderbare Spiel der Dinge, das eine solche Flamme überhaupt möglich machte. Eine kleine Welt hatte sich da plötzlich, für ein paar Stunden, aufgebaut, ein Mikrokosmos, der sich in geheimnisvoller Weise selber regulierte, sich selbst immer wiederherstellte, solange ihm Luft und Nahrung geboten waren.

Kalt, dunkel hatte die Kerze dagestanden. Da schlug plötzlich ein heißer Atem gegen sie: die Glut des Kerzenanzünders. Und wie des Moses Stab aus dem Felsen Wasser schlug, so schlug dieser glühende Anhauch aus der Kerzenspitze eine jäh aufsprudelnde Gasfontäne von Kohlenwasserstoffgas heraus. Indem diese Fontäne aber in die freie Luft hinausspritzte, vollzog sich ebenso jäh einer jener tiefsinnigen Wahlverwandtschaftsakte der Elemente, bei dem Urstoffe sich zu innigem Bunde einander in die Arme werfen, während gleichzeitig von dieser Liebe selber eine eigne Glut ausströmt, stark genug, alles ringsum mit zu versengen. An der äußeren Nebelgrenze der Gasfontäne löste sich der Wasserstoff von dem Kohlenstoff und vermählte sich dem andrängenden Sauerstoff der Luft. Wie eine glühende Wolke schwebten die beiden über der Fontäne — von ihrer Glut entfacht aber begann der noch unbeteiligte Kohlenstoff in dieser Wolke sich wie sprühende Feuerwerksräder zu Weißglut zu erhitzen, daß die ganze Wolke plötzlich weithin leuchtend aufflammte. Das war die weiße Lichtknospe, die von jeder dieser Weihnachtskerzen dort zu mir herüberfunkelte. Erst am äußersten Rande wieder dieser Knospenwölkchen wollten dann auch die kleinen Feuerwerksräder des Kohlenstoffs so in den offenen Arm des Sauerstoffs hinein, daß auch sie ihm nicht mehr widerstehen konnten und in ebenso heißer Leidenschaft sich ihm jetzt einen mußten wie der Wasserstoff. Die Glut kam damit auf ihren Höhepunkt. Aber schon erlosch in ihr stärker das Licht. Noch einen Schritt weiter: und aus dem Bereich des ganzen Gebildes heraus strömten unsichtbar in den dunkeln, kalten Raum wieder hinaus die beruhigten Produkte der Verbindungen: Kohlensäure und Wasserdampf. Der erste Zyklus der Vorgänge war damit um, die Flamme hätte wieder erliegen sollen wie ein Funke, der aufblitzt und erlischt. Aber wundervolles Schauspiel: die leuchtende Wolke über der Fontäne glühte, leuchtete fort, so unablässig auch ihre ausgebrannten Produkte nach außen abflossen. Und die Fontäne selbst sprudelte fort und fort. Eine Selbstregulierung hatte stattgefunden! In dem gleichen Moment, da die glühende Wolke der Elementenliebe sich über der Fontäne bildete, die der Moses-Schlag des Anzünders aus der Kerze gelockt, hatte die Glut dieser Wolke, die Glut der Verbindungsleidenschaft der erregten Elemente selber, auch ohne den Anzünder jetzt von sich aus den Moses-Schlag auf den Kerzenfels erneuert, und aus dem Felsen spritzte neu dadurch die Gasfontäne hoch. So begann das Spiel aus sich heraus neu gerade im Augenblick, da es hätte versiegen sollen. Die Fontäne erzeugte die glühende Wolke, und die Glut der Wolke lockte wieder die Fontäne herauf. Mochte die Wolke immer wieder sich selbst verbrennen, zu lichtlosem Nebel verpuffen: phönixgleich entstand sie wieder, da ihre Hitze gerade genügt hatte, die Fontäne neu sprudeln zu lassen, aus der sie selber ewig neue Nährkraft sog. Und so erschien die Kerzenflamme als ein Dauergebilde. Dauernd schwebte ihre Lichtknospe über dem Kerzenfels, denn dauernd sprudelte die Gasfontäne in ihr, die Nährquelle, aus dem Fels, und dauernd floß aus den freien Lüften der frische Sauerstoff zu ihr hernieder; jener geheimnisvolle Schattenkern tief in jedem der Flämmchen dort war nichts andres als eben die Fontäne selbst, die ungestüm vorbrach, um höher steigend und sich breitend dann im Arm des Sauerstoffs zur Leuchtwolke zu werden.

Um dieser Dauerleistung willen hatten wir die Flämmchen in unsern Dienst genommen, hegten sie, mehrten sie als warme, als leuchtende Diener, die ihre Wärme und ihr Licht fort und fort selber regulierten, nachdem sie einmal da waren. Freilich war auch die Dauer von einem abhängig: der Nahrung. Wenn der ganze Fels versprudelt war, so ging die Fontäne trotz aller Moses-Schläge aus der Leuchtwolke ein. Dort das Flämmchen würde gleich erlöschen, seine Kerze war aufgebraucht. Zum letztenmal bildete sich seine Lichtwolke. Aber das Schattenherzchen darin stand still. Die Fontäne versagte. Die Wolke brannte ab, verschwebte diesmal unsichtbar wirklich ganz in ihren dunkeln Ausscheidungsprodukten — das Spiel war aus. Sie war verhungert. Das gleiche aber würde eingetreten sein, wenn ich ihr den Sauerstoff abgeschnitten hätte. Sie wäre erstickt! Hier am

Weihnachtsbaum hat das Flämmchen, wenn es mit seinem Fels stirbt, seine Schuldigkeit getan. Der Mensch füttert es nicht weiter. Wo er es aber dauernder braucht, da weiß er ihm kunstvoll die Gasfontäne auch in dauernder Leitung selber zuzuführen. Was wäre seine ganze Kultur ohne diese treuen Haustiere, die Flammen! Erinnern diese Kerzen des Weihnachtsbaums symbolisch an die höchste Tat der oberen Kultur, die Menschenliebe, so mögen sie daneben wohl auch gemahnen an die Tat, mit der alle Kultur einst begonnen hat: die Zähmung dieses wertvollsten Haustiers, der Flamme — die erste Erfindung der künstlichen Feuererzeugung.

So lange aber die Menschheit jetzt diese treue Helferin, die Flamme, besitzt, so lange hat sie auch gegrübelt über eine rätselhafte Beziehung dieser Flamme zu dem größten aller Rätsel in der Welt: zum Leben. In unzähligen Gleichnissen kommt das durch die Jahrtausende herauf in der Poesie der Völker; aber es klingt auch immer wieder an in ihrem tiefsten Denken. Ist das Leben nicht eine Flamme? Hat die Flamme nicht etwas von einem Lebendigen? Wie die Flamme sich an Flammen entzündete, so ging Leben von Leben aus. Wie der Mensch, so brauchte dieses zarte Gebilde der Flamme Luft; es erstickte, wenn man sie ihm nahm. Es brauchte außer der Luft auch noch bestimmte Nahrung, und es verhungerte, wenn sie schwand. Es brauchte Wärme, aber, einmal da, erzeugte es auch Wärme. Wenn draußen der eisige Wintersturm fegte (diese Gedanken sind vielleicht schon zum erstenmal gedacht worden, als es noch der schauerliche Wintersturm der Eiszeit war!), dann waren in der Menschenhütte zwei Dinge warm: die Flamme auf dem Herd — und die Hand des Menschen; wo die Flamme erlosch, da wurde der Herd kalt, kalt wie die Hand des toten Menschen! Wie viel an Menschendenken hat die Naturforschung umgeworfen seither! Die geheime Beziehung zwischen Flamme und Leben aber ist auch ihr nur immer deutlicher geworden bis auf den heutigen Tag. Vor kurzem erst ist der große Physiologe Wilhelm Roux, einer der bewährtesten Naturforscher unsrer Zeit, in lebhaftem Wort für die eminente Wichtigkeit gerade dieses Vergleichs eingetreten. Er ging dabei von einem ganz bestimmten, echt modernen Gedankengange aus.

Bekanntlich ist es der neueren Naturforschung gelungen, die Erscheinung des „Lebens“ nicht bloß an eigentlichen Tieren und Pflanzen zu beobachten, sondern auch an Wesen, die noch unter Tier und Pflanze stehen, Wesen, deren ganzer lebendiger Leib nur aus einer einzigen, meist mikroskopisch kleinen Zelle besteht. Seitdem man aber das Leben in dieser unerwarteten Vereinfachung kennt, ist die Frage nicht zur Ruhe gekommen, ob es nicht noch einfachere Lebewesen geben oder doch wenigstens einmal gegeben haben könne. Vor unsern Augen heute entzündet sich Leben immer nur wieder an Leben. Auch jene einzelligen Wesen entstehen stets nur wieder aus schon vorhandenen Lebenszellen. Trotzdem ist die Mehrzahl der modernen Naturforscher geneigt, mindestens für den Uranfang aller Lebensentwicklung auf Erden auch eine direkte Entstehung von Lebensformen ohne vorhandene gleichartige Keime oder Vorfahren anzunehmen. Man stützt sich dabei auf die geologische Annahme, daß die Erdkugel in Urtagen einmal glühend war, wie es heute noch die Sonne ist. Auf einer solchen sonnenhaft glühenden Erde konnten keine echten Zellwesen auch nur vom Schlage unsrer einfachsten Bakterien existieren. Gleichwohl setzt das Leben ein, als die Rinde hinreichend abgekühlt ist, und dauert bis heute. So vermutet man eine „Urzeugung“ auf der Grenze von Glut und Kühle. Sollen wir uns nun denken, daß durch irgendeinen geheimnisvollen Prozeß damals sogleich Lebewesen vom Schlage unsrer heutigen einzelligen Moneren oder Bakterien entstanden seien? Ein Teil unsrer Forscher glaubt auch das. Andre vermuten aber (und sicher mit mehr Wahrscheinlichkeit), daß hier auch jenseits des Bakteriums noch ein langer, stufenweiser Entwicklungsprozeß vorgelegen haben müsse. Man müsse sich eine ganze Kette noch einfacherer Wesen denken, in denen auch die Lebenseigenschaften einer Monere oder eines Bazillus mit ihrer Zellform Stück für Stück erst hervorgetreten wären. Diese Ansicht nun teilt auch Wilhelm Roux. Um uns aber von diesen Vorstufen der organischen Zelle (die als solche noch nie jemand gesehen hat und, angenommen, die Sache hat sich nur einmal in Urtagen der Erdentwicklung abgespielt, auch nie jemand sehen wird) doch noch eine Vorstellung zu machen, weist Roux jetzt mit Nachdruck darauf hin, wie frappant eine ganze Reihe von Vorgängen, die wir gewöhnlich bloß erst in der echten Lebenszelle suchen, bereits an einer andern Stelle in der Natur mit voller Deutlichkeit ebenfalls sichtbar wird: nämlich eben in der Flamme.

Das Lebewesen wie die Flamme sind zwei Gebilde der Natur, die beide eine gewisse mehr oder minder große Dauer besitzen, die aber dabei gleichzeitig doch in sich rastlos im Flusse sind. Der Lebensprozeß bedeutet nach der einen Seite eine beständige Selbstzerstörung, er verbraucht und verwandelt, und er erzeugt so veränderte Stoffe, die zu seiner eignen Erhaltung nicht mehr fähig sind. Nach der andern Seite aber bewährt er, einmal überhaupt in Gang gebracht, inmitten dieser Zerstörung genau auch die Kraft, sich neue Stoffe heranzuholen und so anzueignen, daß sie das Veränderte mit Ueberschuß ersetzen. Und er besitzt endlich noch die Gabe, jene von ihm selbst verdorbenen und untauglich gemachten Verbrauchsstoffe wieder aus sich selber herauszuwerfen. Solange dem Leben die Atemluft und gewisse Nährstoffe von außen geboten sind, zieht es sich wie eine automatische Uhr immer wieder selbst auf, und in diesem rastlosen Kreislauf behauptet es sich als ein Dauergebilde, obgleich es in sich beständig im rasendsten Wechsel begriffen ist. Es behauptet sich nicht im Sinne eines Dings, das sich selbst auf die Dauer einfach unverändert gleich bleibt, sondern vielmehr als ein fortwährender „Gleichesbildner“. Ganz ebenso ein „Gleichesbildner“ ist aber nach Roux jede Flamme, und ihre Existenz als Dauergebilde geht genau den gleichen Weg mit beständiger Selbstzerstörung, Ausscheiden der unbrauchbaren Produkte und gleichzeitiger Auslösung von Neueinnahmen, Aneignung dieser Einnahmen und so „Aufziehen der Uhr“. Die Kerzenflamme erhält sich bei genügender Luft und Kerzen-

nahrung dauernd als ein leuchtendes und heizendes Gebilde von unveränderter, typischer Gestalt, indem sie beständig den aufgenommenen Kohlenwasserstoff im Sauerstoff verbrennt; bei dieser Verbrennung, die ihr Licht und ihre Wärme erzeugen, wird der Stoff aber zugleich beständig wachsend in dauernd nicht leuchtende und heizende, also gegensätzliche und wertlose Verbindungen (Wasserdampf und Kohlensäure) verwandelt, die Flamme vernichtete sich also fortgesetzt selbst, wenn sie nicht durch die Verbrennungswärme gleichzeitig die Nahrungszuhr, die Kohlenwasserstoffquelle, wieder in sich hineinzöge und sich aneignete, also sich selbst wieder ersetzte; die störende Ansammlung der wertlosen, veränderten Abfallstoffe reguliert sie ebenfalls durch eine beständige Ausscheidung. Entsprechend dieser Leistung hat die Flamme denn auch einen „Leib", der sich in seiner Form sehr wohl bereits mit einer organischen Zelle vergleichen läßt. Ihr innerster Teil (der dunkle Schatten, der inmitten ihrer weiß glänzenden Hülle schwebt) bildet nach Roux „gleichsam den Kern, in dem das Brennmaterial unter Einwirkung der vom Rindenteil produzierten Wärme verflüchtigt, eventuell zerlegt und so zur Verbrennung vorbereitet wird". Ihre doppelte Hülle dagegen, der Rindenteil, ist der eigentliche „Leib" der Flamme, in dem die letzte Aneignung, zugleich aber auch die Verbrennung, der Verbrauch, die Selbstausscheidung stattfinden. „Die Selbstausscheidung erfolgt oben an der Spitze (gleichsam dem After), auf der entgegengesetzten Seite von der Nahrungszufuhrstelle (gleichsam dem Mund); und zwar wird die Lage dieser Teile durch die Wirkung der Schwerkraft bedingt, weil das erhitzte Material spezifisch leichter ist, also aufsteigt." Die Flamme „hat auch bereits das Vermögen zu einem gewissen Grade der Selbstregulation in der Aufnahme, Assimilation und Ausscheidung. Denn wenn sie mehr verbraucht, bildet sie auch mehr Wärme, so daß mehr assimiliert und rascher ausgeschieden wird. Die Assimilation geht sogar bereits mit Ueberkompensation im Ersatze des Verbrauchten, mit Wachstum, einher". Es braucht wohl kaum erst gesagt zu werden, daß natürlich in einer Reihe weiterer Punkte doch auch die einfachste Bakterienzelle noch turmhoch über der Flamme steht. Niemand wird den Dingen die Deutung geben, als sei etwa nun die Flamme eine wirkliche Zelle. Aber was sie uns in der Tat lehrt, das ist ein Stück Weges, wie gerade dieser merkwürdige Kunstbau der Zelle ohne Sprung in der Natur sich stückweise heranentwickelt haben **könnte**. Eines seiner raffiniertesten Wunder hat offenbar auch die Flamme sich schon erworben. Die Analogie ginge aber noch viel weiter, wenn eine Idee des Physiologen Pflüger recht behielte. Pflüger nimmt an, daß der entscheidende Stoff in der Lebenssubstanz von Anfang an das sogenannte Cyan (also eine Verbindung von Kohlenstoff und Stickstoff) gewesen sei. Cyan und seine Verbindungen entstehen aber nur in der Glühhitze, und so enthüllte sich uns eine hohe Wahrscheinlichkeit, daß das **erste** Leben geradezu ein Produkt des Feuers selbst gewesen sei und sich angebahnt habe noch zu der Zeit, da die Erde noch glühend war. Diese Annahme würde also, sagt Roux, uns eine Möglichkeit eröffnen, „daß der chemische Grundprozeß des Lebens **wirklich von der Flamme**, also wohl schon aus der Zeit des glühenden Erdballs herstammen kann". Ein Schöpfungsmärchen der Naturforschung in den Kerzen des Weihnachtsbaums!

Aphorismen

Von

Otto Weiß

Ist's nicht rührend, doppelt rührend, wenn eine Frau den Verlust ihrer Schönheit beklagt, ohne sie je besessen zu haben?

•

Bei einer Hochzeit, da stand in der Nähe des Traualtars ein Aphorist und murmelte: „Wer schwören muß, dem wird mißtraut."

•

Eine alte Erfahrung: Gewisse Dinge erledigt man nur dann, wenn man keine Zeit dazu hat.

•

Wer hätt' es nicht schon erfahren?... Man kann sich so erleichtert fühlen durch eine vertrauliche Aussprache — die man bald bereut.

•

Zur Lehre der Sinneswahrnehmungen: Kenner der Gebärdensprache hören auch mit den **Augen**.

•

Gewisse Künstler sprechen von ihrer Kunst so philosophisch, als hätten sie nie etwas mit ihr zu tun gehabt.

•

Zahllose Idealisten gibt's, die **stets** fürs Gute eintreten, wenn nichts dabei zu riskieren ist.

•

An manchen schwärmerischen Frauen hab' ich eines auszusetzen: ihre allzu große Nüchternheit.

•

Bisweilen hat man eine überreiche Auswahl: Alles, alles ist da — nur **das** nicht, was man wünscht!

•

Den Nergler erkennt man daran: Das, was ihm gefällt, sieht er **nicht** so gern wie das, was ihm **mißfällt**.

•

Es gibt Schriftsteller, die der schönsten Gesinnungen fähig sind, solange sie die Feder in der Hand halten.

•

Jüngst hat ein Gelehrter das Durchschnittsmitgefühl der Menschen bei Unglücksfällen — **chemisch** untersucht. Ergebnis: 10 % Mitleid — 35 % Geringschätzung — 55 % Schadenfreude.

Das literarische München

Von

Wilhelm Michel

(Hierzu sechzehn Abbildungen nach Spezialaufnahmen für „Ueber Land und Meer“ von Philipp Kestner)



Paul Heyse

Neid, Kurzsichtigkeit und Dünkel haben in den letzten Jahren viel von einem Niedergange Münchens als Kunststadt gefabelt. Heute ist dieses Schlagwort fast vergessen, und wenn es vielen Münchnern doch nicht aus dem Gedächtnis schwinden will, so hat jenes übermütige Faschingsfest, bei dem der „Niedergang“ die leitende Idee war, dazu fast mehr beigetragen als die Sorge, es könnte in Wahrheit schlimm um Münchens alte künstlerische Ueberlieferungen bestellt sein. Wir denken: Lieb Vaterland, magst ruhig sein. Nach wie vor ist München die Kunststadt des Deutschen Reiches, und zwar im Wortsinne: eine Stadt der Kunst vielleicht mehr als eine Stadt der Künstler. Das will sagen, daß die Kunst hier nichts an einzelne Personen Gebundenes ist. Kunst ist die Luft, die man hier atmet, Kunst ist Atmosphäre und Stimmungsakzent der Stadt. Jeder Empfängliche wird davon berührt, und besonders dem werdenden Künstler erwächst daraus ein ständiger Antrieb zum Schaffen, eine Lust zur Vervollkommnung, die ihm wohl keine andre deutsche Stadt in diesem Maße zu bieten hat. Wer die Münchner Ateliers kennt, der weiß, wie fleißig, wie redlich, wie ernst und zielbewußt hier gearbeitet wird. Gearbeitet und gelebt! Denn auch das Leben gehört dazu, die schöne Freiheit insbesondere, welche diese unvergleichliche Stadt jedem läßt, daß er sein Leben, seinen Verkehr, seine Gewohnheiten und selbst seinen äußeren Menschen gestalten kann, wie es ihm gefällt. Der Gesellige findet Anschluß, der Einsame kann sich wie auf einer wüsten Insel fühlen; und wer weiß, was von beidem gerade für junge Leute und ihre seelischen Bedrückungen besser ist! Man hat so viel Unkluges darüber gesagt und geschrieben, daß München den fertigen und bewährten Künstler nicht zu halten verstehe. In München selbst ist es eine Zeitlang Mode gewesen, beim Wegzuge jedes Künstlers, der hier wuchs und erstarkte, ein Jammergeschrei zu erheben. Wie kurzsichtig! Wie unverständig! Wenn man doch einmal in Lokalpatriotismus macht, hat man da nicht in der stattlichen Ziffer, welche die Anzahl der in den letzten Jahren nach auswärts berufenen Münchner



Michael Georg Conrad

bezeichnet, eine Anerkennung, eine Schmeichelei zu erblicken? Münchens Stärke, Münchens Ehre liegt gerade in seinem unerschöpflichen künstlerischen Nachwuchs. An Stelle eines jeden stattlichen Baumes, der anderswohin verpflanzt wird, sprießen Dutzende von jungen Schößlingen nach, belaubt und fruchttragend, daß es eine Lust ist, diesem Keimen zuzusehen. Künstler, die sich mit den Münchnern messen können, gibt es anderwärts in Fülle. Aber was München allein hat, das ist die produktive Kraft im Erzeugen und Fördern junger Talente. München spielt unter allen Aushebungsbezirken, aus denen die Kunst ihre Rekruten bezieht, fast die wichtigste Rolle. Und diesen Ruhm als vorzüglichste Pflanzstätte neuer Kräfte und neuer Prinzipien — ich verweise auf das mächtig erstarkte Münchner Kunstgewerbe — wird der Isarstadt selbst die erbittertste Nergelei nicht streitig machen können.

Nicht ganz so günstig liegen die Dinge hinsichtlich des Schrifttums. Selbstverständlich kommen die Freiheit und Ungebundenheit, welche die Stadt dem jungen Künstler bietet, auch dem werdenden Literaten zugute. Und nicht nur ihm, sondern überhaupt jedem, der Lust und Drang zur Entwicklung seiner Persönlichkeit verspürt, ohne im übrigen Schaffender zu sein. Aber weitere Förderungsmittel als eben diese wohltuende Einsamkeit, als die Stärkung und Umgrenzung seines Ich, als die damit verbundene Vertiefung hat München dem Schriftsteller nicht zu bieten. Reiz, Antrieb, Verlockung zum Schaffen genug, aber kein Gebiet der Wirksamkeit! Kraft in Fülle, aber keine Gelegenheit zu ihrem Erproben. Woran es liegt? — Die letzten Gründe dieser Erscheinung aufzudecken, wäre eine interessante, aber doch zu anspruchsvolle Aufgabe. Von den Zwischenursachen kann man eher einige bei Namen nennen. München besitzt vor allem zu wenige Theater, die sich der Pflege des modernen Schauspiels widmen, und da heute das Theater der natürliche Mittelpunkt des literarischen Lebens einer Stadt ist, fällt dieser Mangel sehr ins Gewicht. Die Premieren unsrer jungen Bühnenautoren finden überall statt, nur nicht in München selbst. Und wenn wir auch literarische Vereine besitzen — es sind im ganzen gerade zwei —, welche die Tätigkeit unsrer Bühnen in dieser Hinsicht unterstützen, so reicht das doch noch lange nicht aus, um der Stadt ein eignes bewegtes Literaturleben zu geben. Außerdem haben die Münchner Premieren den Provinzbühnen gegenüber lange nicht die Autorität, wie zum Beispiel die Premieren Berlins. Und was die schauspielerischen und szenischen Leistungen anlangt, so gibt es hier keine Bühne, die sich nur entfernt mit den weltbekannten Berliner Unternehmungen vergleichen könnte.



Ludwig Thoma (Peter Schlemihl)



Ludwig Ganghofer

Der zweite Uebelstand liegt in den Presseverhältnissen. Vergleicht man Münchens Tagespresse mit der von Berlin oder Wien, so schneidet München recht schlecht ab, was sowohl Zahl wie Qualität der Zeitungsunternehmungen anlangt. Es ist da nicht weiter Klage zu führen, es ist niemand da, der für diesen Mangel verantwortlich zu machen wäre. Jede Stadt hat wohl die Zeitungen, die sie verdient, und redigiert sie so, wie es ihr zusagt.

Zeitungen werden nicht aus dem Boden gestampft, sie erwachsen natürlich aus politischen und sozialen Neubildungen. Wo diese Wurzeln fehlen, da ist auch keine Blüte und keine Frucht zu erwarten. Dasselbe gilt auch für Zeitschriften, mit der Einschränkung, daß es hier weniger politische und soziale Dinge sind, welche die Grundlage bilden, sondern neue kulturelle Strömungen und neue literarische Tendenzen. Auch auf diesem Gebiete steht die Isarstadt zurück. Denn die „Jugend" und der „Simplizissimus", die zu den erfolgreichsten Neugründungen Deutschlands überhaupt zählen, müssen wohl in diesem Zusammenhange ausscheiden, da der Löwenanteil an ihrem Erfolge der bildenden Kunst zukommt. Somit sieht man sich in München vergebens nach dem ernsthaften, großen Organ des literarischen Südens um. Das für 1907 geplante Zeitschriftenunternehmen des Verlages Langen, „März", findet in dieser Hinsicht eine beschämend neue Bahn vor. Von den zahlreichen Gründungen, die seit den achtziger und neunziger Jahren hier aufgetaucht sind, hat keine sich halten können, und von denen, die bestehen, — ich denke zum Beispiel an die „Süddeutschen Monatshefte" — tritt keine in wirkliche Beziehung zu dem literarischen Leben der Stadt, das trotz allem vorhanden ist, wenn auch in zerstreuter und dezentralisierter Gestalt. Vielleicht trägt daran die rege verlegerische Tätigkeit Münchens schuld, die in den letzten Jahren zu bemerken ist und die unter allen Faktoren des literarischen Lebens vielleicht den erfreulichsten Anblick bietet.



Max Bernstein



Georg Hirth

Wenn München trotz all dieser negativen Momente eine ganze Reihe ausgeprägter literarischer Charakterköpfe besitzt, so verdankt es diese nicht dem Umstande, daß es ihren Schöpfungen Widerhall und Oeffentlichkeit zu geben vermöchte. Es sind vielmehr die reichen Schätze an Kunst, Leben und Freiheit, von denen einheimische und fremde Talente angezogen und gefesselt werden. Besser wäre es, zu sagen: nicht die Talente, sondern die Dichter werden angezogen, das, was im Dichter Lebens- und Entwicklungswille ist. Man könnte München in literarischer Hinsicht vielleicht mit einem Goldgräberdorf im wilden Westen vergleichen. Jeder redliche, tüchtige Arbeiter fördert hier Gold zutage und freut sich des Besitzes, aber zum Ausgeben hat er nicht viel Gelegen-

heit. In München lebt man, in München gedeiht man. Und weil man lebt und gedeiht, entstehen Werke.

Im folgenden sollen einige der Männer aufgeführt werden, welche die literarische Physiognomie Münchens bilden helfen. Diejenigen, deren Namen ohnehin schon in aller Munde sind, können in diesem Zusammenhange ausscheiden. Ebenso sind viele von den jüngeren Talenten außer acht geblieben, obwohl sie zum großen Teil schon in der Literaturgeschichte Bürgerrecht gewonnen haben. Auf Vollständigkeit erhebt daher die Auswahl der beigegebenen Porträts keinen Anspruch, sondern nur auf die Hervorhebung einiger charakteristischer Linien im Gesamtbilde. An erster Stelle stehen billig die Namen, deren Träger die altbayrischen Grundelemente darstellen: Joseph Ruederer und Ludwig Thoma.



Otto Julius Bierbaum



Joseph Ruederer

Ruederer, der einzige geborene Münchner in der Schar, steht heute im Alter von 45 Jahren. Als Dichter ist er eine sehr pittoreske Erscheinung von interessanter Silhouette, widerspruchsvoll und spröde, stets aber kräftig und von einer echt bajuwarischen Derbheit. Ein heftiges, ungleiches, zu Ausbrüchen geneigtes Wesen ist ihm eigen. Nervösen Temperamentes und von stark subjektiver Veranlagung, läßt er seine gärende Phantasie oft überschäumen und scheut selbst vor Uebertreibungen nicht zurück. Im ganzen neigt er nach der romantischen Seite. Dafür ist besonders sein Humor charakteristisch, der in allen romantischen Spielarten bei ihm auftritt, vom Witzwort bis zum kaustischen Hohn und zur grausamsten Weltironie. In seinen Tragikomödien hat er ihm ein unvergleichliches Denkmal gesetzt und damit sein gewaltsamstes, aber auch sein erschütterndstes und bestechendstes Buch geschrieben. In seinen Bühnendichtungen tritt er stets als Satiriker auf („Fahnenweihe“, „Morgenröte“). Wenn nicht alles trügt, hat die deutsche Komödie noch manches Gute von ihm zu erwarten. Ein Mann von später, langsamer und höchst ungleicher Entwicklung, hat Ruederer offenbar seine besten Jahre noch vor sich.

Weniger problematisch, aber im übrigen eine ähnliche Erscheinung ist Ludwig Thoma, der Niederbayer, als Peter Schlemihl berühmt, berüchtigt und gefürchtet. Auch in seinem geistigen Bilde spielt der Humor eine große Rolle. Aber dieser Humor hat nicht

das Tolle, Rasende und sich Ueberstürzende wie bei Ruederer. Er ist trocken, ruhig und außerordentlich grob, so, was man massiv nennt. Es gibt in der ernsthaften Literatur nichts, was so bayrisch wäre wie Ludwig Thomas Humor. Er hat so gar nichts Weltmännisches, Großstädtisches an sich. Derb und den Realitäten geneigt, haßt Schlemihl alle Art von Aeußerlichkeit, Lügen und Phraseologie. Er haßt die großen Worte, die Parademärsche, das Maulheldentum, die Gesinnungslosigkeit, die Streberei, den Dünkel, kurz alles, was nicht Grund und Boden unter sich hat. Seine Satire, wie sie sich in den Komödien („Die Medaille", „Die Lokalbahn"), in den „Grobheiten", in seinen Prosaskizzen ausspricht, hat eine ätzende Schärfe, ohne eigentlich bitter zu werden. Sie trifft mit tödlicher Sicherheit, aber sie schlägt mit Keulen, sie sticht nicht mit Nadelspitzen, sie arbeitet nicht mit Gift. Sie ist ehrlich und männlich, breitspurig beinahe, dabei aber doch differenziert und in hohem Grade geschmackvoll. Wo Thoma nicht als Satiriker auftritt, in seinen prächtigen Bauerngeschichten („Agricola", „Die Hochzeit", „Andreas Vöst", „Der heilige Hies"), da schafft er Meisterstücke realistischer Menschendarstellung, gestützt auf eine frische, sinnenkräftige Beobachtung. Diese Kunst ist nicht reich an Gebärden. Einfach und fest wird jeder Strich hingesetzt, ohne alle augenfällige Bravour, ohne impressionistische Schneidigkeit; aber jede Linie und jeder Farbfleck sitzt todsicher an der Stelle, wo er zum Aufbau des Ganzen am meisten beiträgt. Thoma ist in der Dichtung dasselbe, was Bruno Paul in der Illustration ist. Als vornehmste und imposanteste Ausprägung seines Geistes kann der „Simplizissimus" gelten. Und dieser wieder ist mit München so eng verbunden, daß sich kaum eine zweite deutsche Stadt denken läßt, in der er zu dieser großartigen Entwicklung hätte gedeihen können. Zu seinem Kreise gehören auch Korfiz Holm und Kurt Aram. Holm, ein Balte von Geburt, hat sich als Verfasser von ansprechenden Novelletten, wie sie der „Simplizissimus" liebt, bekannt gemacht. Kurt Aram ist ebenfalls durch den „Simplizissimus" zu zahlreichen niedlichen, meist ins Pikante spielenden Histörchen angeregt worden, in denen sich ein bemerkenswertes satirisches Talent ausspricht. Von allen seinen Werken hat ihm die hessische Bauernkomödie „Die Agrarkommision" das meiste an Ruf und Ehre eingebracht.



Fritz von Ostini

Daß die bildende Kunst gerade hier auch auf die Schriftstellerwelt anregend gewirkt hat, versteht sich von selbst. Wo die Kunst wie hierzulande nationale und lokale Hauptangelegenheit ist, wo sie einen so hohen Lebenswert besitzt, da muß sie auch die Literatur in ihre Kreise ziehen. Ich habe vorhin schon gesagt, daß die einzigen wirklich durchschlagenden Zeitschriftengründungen Münchens, „Jugend" und „Simplizissimus", ihren Erfolg vorwiegend der Kunst zu verdanken haben. Während der „Simplizissimus" einen Illustrationsstil entwickelte, der in der ganzen Kulturwelt einzig dasteht, verlegte sich die „Jugend" mehr und mehr auf die mustergültige Wiedergabe von Gemälden und farbigen Zeichnungen und hat damit zur Verbreitung und Anerkennung der modernen Münchner



Thomas Mann



Kurt Aram

Kunst Unschätzbares beigetragen. Ihr Verdienst ist hauptsächlich, daß sich die „Scholle“ heute zu Münchens geschlossenster und eigenartigster Künstlergruppe entwickelt hat. Im Gesamtbilde der Münchner Literatur darf daher der Begründer der „Jugend“, Georg Hirth, der „Kriegs- und Kunstveteran“, wie er sich einmal nannte, nicht fehlen. Ein Feuerkopf trotz grauer Haare, ein Draufgänger und Enthusiast, hat er über Gegenstände der Kunst und des Lebenstemperament volle Bücher geschrieben. Von seiner Kunstphysiologie haben zwar die rein psychologischen Aesthetiker nichts wissen wollen, aber Frische der Gedanken und freudige Bejahung der Evolution sichern auch diesem Werke immer wieder neue Beachtung. Ihm nahe steht, durch die „Jugend“ mit ihm verbunden, Fritz von Ostini, vielleicht der namhafteste Münchner Kunstkritiker, als geschmackvoller Essayist (Grützner, Thoma, Uhde, Böcklin und so weiter) im Reiche der Kunst geschätzt. Als „Biedermeier mit ei“ erfreut er die Leser der „Jugend“ seit Jahren durch seinen liebenswürdigen, eleganten Humor. Eine interessante Persönlichkeit im literarischen Leben Münchens ist ferner der bekannte Rechtsanwalt Max Bernstein. In früheren Jahren war er der bedeutendste Kritiker der bayrischen Hauptstadt, später hat er sich selbst als Dramatiker versucht. Ein Schriftsteller, der ebenfalls Kritik und Produktion vereinigt, ist Michael Georg Conrad, der als „Rufer im Streit“ einst die junge Schar anführte.

Zum Bilde des Münchner Lebens gehört auch die Münchner Bohême. Bohême bedeutet nicht nur unsichere Geldverhältnisse, häufige Frequenz des pfandvermittelnden Tändlers und mangelnde Ausprägung der Jahreszeit in der Qualität des Ueberrockes, sondern sie bedeutet auch vollen Genuß des Lebens, ein pittoreskes Abenteuern inmitten bürgerlicher Schranken, sie bedeutet geistige Anregung und Aufwühlung und, bei gesunden Naturen, originelle Entwicklung und frühzeitige Reife. Bohême ist Leben in verdichteter Form, voll von hart nebeneinander liegenden Gegensätzen, die große Ansprüche an die physische und moralische Kraft des jungen Menschen stellen. Mancher geht dabei zugrunde, viele fallen ins „Philisterium“ zurück, aber einigen bleibt die Freiheit, die sie hier einmal schmecken durften, ein immerwährender Besitz und trägt auf lange hinaus gute Früchte.

München, die Stadt des freien, leichten und subjektiven Lebens, spiegelt sich ebenfalls in einer Reihe von literarischen Erscheinungen, für welche die Verbindung mit dem Münchner Boden kein bloßer Zufall ist. Die Zeiten der Elf Scharfrichter sind zwar vorbei, aber gerade diese im Anfang so vielversprechende Künstlerunternehmung hat erkennen lassen, was so ungebundene, subjektive und launenhafte Geister wie Otto Julius Bierbaum und mehr noch den diabolisch-pathetischen Muß-Ironiker Frank Wedekind an München, die Stadt der freiesten Sitten und der längsten Künstlerlocken, so nachhaltig angezogen hat.

Bierbaum hat hier seine besten Werke geschaffen. Er hat mit seinen Münchner Musenalmanachen und mit der von ihm geleiteten „Insel“ tief in das literarische Leben der Zeit eingegriffen. Hier ist sein „Roman aus der Froschperspektive“, der unvergeßliche „Stilpe“, entstanden, der für die deutsche Bohême fast eine ähnliche Bedeutung hat wie das tolle Buch Murgers für die französische. Hier hat



Georg Hirschfeld



Frank Wedekind

Frank Wedekind ist schlechterdings nur in München denkbar. So frei, so ungehindert entwickelt man sich nur in München, das die Vorteile der Wüste aufs engste mit den Vorteilen höchster Kultur verbindet. Als Mitglied der Elf Scharfrichter hat Wedekind jahrelang die Gäste des Cabarets entzückt, erschüttert, gekitzelt und chokiert. Im „Erdgeist" gelang ihm eine dramatische Dichtung von hoher Reinheit und Neuartigkeit der Form, der bedeutendste und originellste stilistische Versuch, den die deutsche Dramatik seit Hauptmann und außer den Neuromantikern aufzuweisen hat. Seine Anerkennung hat unter der Problematik seines Wesens, das zwischen Ironie, Sarkasmus, Zote und Pathos, Sentimentalität, Moralistentum oft nur die zartesten Uebergänge aufweist, viel zu leiden gehabt. Allmählich wird man wohl das Verwirrende und Fremdartige seines Wesens aus dem Ueberschuß an chaotischen Elementen, an dem er offenbar leidet, verstehen lernen.

Von der Anziehungskraft Münchens für Fremde legt die große Kolonie von Nichtbayern, die München beherbergt, beredtes Zeugnis ab. Das begeistertste Lob Münchens hört man in der Regel aus dem Munde von Norddeutschen und Ausländern, und vielen von diesen wird München zur zweiten, geliebteren Heimat. Thomas Mann, der Lübecker, und Eduard Graf Keyserling, der Balte, sind Beispiele dieser Akklimatisierung, denn beide sind heute mit München auf das innigste verwachsen. Der große Erfolg von Thomas Manns letzten Büchern („Die Buddenbrooks", „Tristan", „Fiorenza") hat seinen Namen in ganz Deutschland berühmt gemacht und seiner ebenso feinen als großzügigen Kunst zahlreiche Freunde geworben. Keyserling, im Leben und Dichten der Typus eines echten Aristokraten, hat besonders in der Schloßgeschichte „Beate und Mareile" eine maßgebende Probe seiner diskreten lyrischen Stimmungskunst

er die Studentenbeichten und die meisten seiner verliebten, launenhaften und ironischen Gedichte geschrieben. Ist Bierbaums Wesen auch alles geradezu Bajuwarische fremd, hat er auch eine ganz internationale, moderne Kultur im Leibe, so gehört er doch wesenhaft zu München, eben wegen dieser neuartigen Kultur, die außer ihm besonders der sehr geschmackvolle, geistreiche Essayist Franz Blei vertritt. Blei hat in seinen zahlreichen Essays über Liebe, Leben und Literatur ausgezeichnete Stücke zierlichster schriftstellerischer Goldschmiedekunst geliefert, deren Arbeit so fein und gewählt ist, daß sie manchmal sogar ans Ueberzierliche und Preziöse streift. Die Worte scheinen mit spitzen langen Beardsley-Fingern angefaßt und hingesetzt zu sein, und die Gedanken vermeiden die Trivialität, auch die kleine, harmlose, deren sich so viele gewissermaßen als Scheidemünze bedienen, wie eine Todsünde.



Korfiz Holm

geliefert. Auch Georg Hirschfeld hat sich jetzt in Münchens mittelbarer Nähe, in Dachau, angesiedelt.

Das ganze literarische Leben Münchens, wie es sich heute darstellt, unter einen Gesichtspunkt zu bringen, mag als ein aussichtsloses Unterfangen erscheinen. Von Paul Heyse und den letzten Zierden des ehemals so stolzen Münchner Parnasses bis zu Frank Wedekind ist ein weiter Weg. Vielleicht aber darf man doch die allgemeine Charakteristik wagen, daß das Münchner Schrifttum den Stempel einer liberalen, kultivierten Menschlichkeit an sich trägt und, in deutlichem Gegensatz zu dem im Norden besonders gepflegten Naturalismus, durchgehends einen romantisch-subjektiven Einschlag aufweist. Das städtische Element macht sich im Münchner Schrifttum nicht als besonderer Faktor bemerkbar. Man merkt es seinen Werken deutlich an, daß keine große, heiße und in prägnanterem Sinn moderne Stadt dahinter steht. Eine Erscheinung wie Richard Dehmel wäre in München schlechterdings unmöglich. Es fehlt dem Münchner Schrifttum die heftige, schnelle und dringende Auseinandersetzung mit den Fragen der modernen Kultur, es fehlt ihm der soziale Zug, es fehlt ihm die Schärfe des Intellektuellen. Fern von jener Betriebsamkeit, zu der in andern Städten die Dichter verlockt werden, scheint die Münchner Dichtung unmittelbarer und ungezwungener aus dem Leben der Schöpfer hervorzuwachsen. Kurz und gut, auch in literarischer Hinsicht weist München jenen kapuanischen Zug auf, der durch das bekannte Wort Bebels über die Münchner Sozialdemokraten berühmt geworden ist.



Eduard Graf Keyserling



Franz Blei

Der Pessimist

Von

Josef Ponten

Müde ist meine Seele —
Mit finsterem Auge starr' ich vom Fenster
Hinaus in die Nacht.
Keine Fliege summt.
Kein Hund bellt in der Ferne.
Der verhallte Klang der Turmglocke
Liegt wie versteint in der Luft.
Weit gähnt die Nacht.
Die Sichel des Mondes steht leblos am Himmel
Wie das gebrochene Auge eines Toten,
Halbgeöffnet.

Müde ist meine Seele — —
Nur mein Geist geht herüber und hinüber
Zu den Sternen,
Und viele Fäden ziehen sich
Von Träumen und Gedanken
Wie dichtgesponnenes Garn
Auf dem riesigen Webstuhl der Nacht.
Und als Weberschiffchen schießt hindurch
Der unermüdliche schwarze Gedanke,
Der die Auflösung verlangt.
Und mein Geist webt ein gewaltiges Tuch,
Wie die Nacht so schwarz,
Einen Riesentrauerflor,
Und ich hänge ihn vor unser Sonnensystem,
Daß er die Sonne verdeckt
Und unsre Erde und alle Planeten,
Wie man mit schwarzem Marmor schließt
Die Tür eines Totengewölbes.
Und darauf schreib' ich mit dem Golde der Sterne
Für die Seelen, Engel und Geister,
Die den Weltenraum durchziehn:
Hier ist Ruhe.
Gönnet sie den Müden!

Der Hirschhüter

Hochlandsnovelle

von

Arthur Schubart

I

Hinter den Wasserfällen der Rottach, deren tiefeingeschnittenes Tal die Tegernseer Berge von ihren Schlierseer Nachbarn trennt, stand vor Jahren ein altertümliches Wirtshaus. Holzknechte und Jäger, Schmuggler und Händler kehrten gern ein „beim Kramer“, wie das Anwesen im Volksmund hieß. Der Tabak hier und der rote Tiroler, stets frisch „geschwärzt“ aus dem nahen Oesterreich, waren berühmt in der Gegend. —

Heute war die heimliche Gaststube, die selten leer stand, verödet; der schwüle Spätsommerabend hatte alles ins Freie gelockt unter die schattige Linde vor dem Hause. Um einen Zitherspieler versammelt, saßen etwa ein Dutzend Stammgäste trinkend und rauchend. Es waren meist Holzknechte, kühne, wetterfeste Gestalten. Die von „drüben“ geschmeidig und sehnig, eine gewisse Verschmitztheit in den scharfgeschnittenen, klugen Zügen; die aus dem Oberland schwerer gebaut, knorrig und wuchtig, mit breiten Gesichtern voll gutmütiger Derbheit.

Ein gefühlvolles Lied, in das die ganze Versammlung eingestimmt hatte, war gerade beendet, als ein neuer Ankömmling die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

Der mittelgroße, untersetzte Mann in seiner verwitterten Gebirgstracht war eine ungewöhnliche Erscheinung voll seltsamer Widersprüche. Auf einer echten Berglergestalt mit ihrem schwerfällig bedächtigen Gang und dem vom Tragen schwerer Lasten gebeugten Rücken saß ein feiner Kopf mit dunkeln, sinnenden Augen. Ein Christusbart, goldbraun wie das leicht gewellte Haar um die nachdenkliche Stirn, gab dem schmalen, blassen Gesicht etwas Edles und Anziehendes.

„Ja, der Almrosn-Anderl! Wo aus, Anderl? ebba gar auf d' Ahornalm — Bleamlbrocka mit 'n Beserl?“ tönte es ihm entgegen — spöttisch und doch scheu trotz der plumpen Vertraulichkeit. Die Burschen schienen zu fühlen, daß er ihnen überlegen und, obwohl ihresgleichen, von andrer Art war als sie.

Er achtete nicht auf ihre anzüglichen Fragen; mit kurzem Kopfnicken ging er an der Gesellschaft vorüber, setzte sich abseits auf eine leere Bank und bestellte eine Halbe Milch.

„Allwei was Extras halt muaß er ham, der Anderl!“ neckte einer vom Nebentische, „er hat a Milli, weil die andern an Rotn ham!“

„No freili a Milli!“ fiel ein zweiter ein, „die feina Leut trinkn do allsamt a Milli, und a Feiner is er, der Anderl, dös muaß mer eahm lassn. Mir san eahm viel z' gring, als daß er si hersetzen taat zu unseroam — gel, Anderl? Freili, wer an Herrischn zum Badern hat ...“

„Sei stad, du, ihr habt 's ja net gruckt aa!“ verteidigte ein hübscher schwarzlockiger Bursche den Angegriffenen, der ziemlich gleichgültig die Spottreden trug.

„Du, Anderl,“ begann jetzt herausfordernd einer der Holzknechte, „wiea steht's na mit 'n Herzog sein Treibn? Is's wahr, was d' Leut von dir sagn?“

„Was sagn denn d' Leut?“ kam es ruhig zurück.

„Was d' Leut sagn? Ja no, es hoaßt halt, du waarst der z'guat, als daß d' an Treiber taatst machn wiea mir bei'n Herzog. Er müaßt si scho an andern aussuchn dazua, der wo an Taler im Tag und freie Station anders anschaugt als wiea der Almrosn-Anderl!“

„So, des sagn d' Leut!“ meinte gleichmütig der Anderl, „no, Peter, lassn mer s' redn, d' Leut, bals ihna Gspaß macht.“

„Na waars ebba net wahr?“ unterbrach ihn neugierig der Bursche.

Der Anderl trank erst von seiner Milch und wischte den Mund mit dem Handrücken, dann antwortete er: „Wer woaß's, ebbas Wahrs weard scho dran sei!“

„Geh, glaubt's ees do dös net!“ schrie jetzt der Zitherspieler dazwischen, „jagdneidi is er, der Anderl; er möcht halt, daß all die Hirsch und die Gams für eahm alloa übri bleibn, zwegn den will er koam zur an Schuß verhelfn und wanns der Herzog aa selm waar.“

Schallendes Gelächter übertönte den Sprecher... „Jagdneidi der, der Anderl, der Almrosn-Anderl?“ rief man durcheinander, „der und a Schütz! Du, da ghörn der anderne dazua, die wo a Schneid ham!“ „Gel, Anderl!“ spottete einer der Burschen, „was der net alls moant von dir, du und a Schütz, der kaam der grecht. Auffischieaßnlassn vom Förster oder einiwandern ins Loch oder gar selm amal hinleuchtn auf an Jager und na auffemma — naa, dös waar nix für 'n Anderl! — Schö stad Bleaml brockn, des laß i mer gfalln, des kann er, der Anderl; da kimmt nix raus dabei, und d' Almerinna schö tean, dös kann er aa ...“

„Und da kimmt erscht recht nix dabei raus — bei'n Anderl!“ höhnte der Peter.

Wieherndes Gelächter folgte diesem Ausfall, man schrie und lärmte durcheinander, bis plötzlich einer anhub zu singen:

„Die Hirsch hüt't der Anderl,
Und 's Beserl die Küah —
Sie nimmt di net, Manderl,
Geh, gib der koa Müah!
Sie nimmt grad an Schützn,
Koan Loamsieder net —
Sie bleibt ehnder sitzn —
Jatz woaßt d' es, wiea's steht ...!“

Die Zither setzte ein, gröhlend begleitete der Hause...

Der Anderl war während des Gesanges in sich versunken dagesessen, als ginge ihn die ganze Sache nichts an; aber es zuckte um seinen festgeschlossenen Mund, und eine flüchtige Röte war ihm in die bleichen Wangen gestiegen. Als jetzt der wilde Chor das Spottlied zu wiederholen begann, schüttelte er den Kopf mit einem verächtlichen Lächeln, trank seine Milch aus und schickte sich an zu gehen.

„Hörts 's auf iatz, laßts 's 'hn in Fried!" rief der schwarzgelockte Bursche, der dem Anderl schon vorher das Wort geredet hatte.

Er schien eine gewisse Macht über seine Kameraden zu besitzen; denn sie brachen mitten in der ersten Strophe ab, nur eine Stimme summte noch halblaut den zweiten Vers ... „Muaßt di net giftn, Anderl!" begütigte der Schwarze, „bal s' di a wengl aufzwickn; a lebfrischer Bursch so wia du, der wo si beim letztn Scheibnschiaßn drei erste Preis gholt hat, so oaner, der sollt die Hirsch und die Gams net aus 'n Weg gehn ..."

„I woaß 's scho, Ferdl, daß d' 's guat meinst mit mir!" unterbrach ihn der Anderl, „aber schau, bal i der 's sagn taat, warum i koa Schütz net sei' kann, du taatst mi ja do net verstehn ... Und iatz bhüat di Gott, Ferdl!"

Der Knecht erwiderte den Gruß nicht; gekränkt sah er dem Davonschreitenden nach und wehrte den schadenfrohen Kameraden nicht mehr, als sie von neuem anhuben:

„Sie nimmt grad an Schütz'n,
Koan Loamsieder net —
Sie bleibt ehnder sitzn
Jatz woaßt d' es, wiea's steht!"

Ein langgedehnter Juchzer beschloß das Lied, gerade als der Anderl in den steinigen Pfad einbog, der zur Ahornalm führte. —

Mit der Ahornalm hatten sie schon das Rechte getroffen, die übermütigen Loder, aber nicht dem Veferl galt sein Besuch, sondern ihrer Bas, der schwarzen Walpi, die heuer zum erstenmal herübergekommen war von Tölz, um dem Veferl an die Hand zu gehen.

Früher ja, da war er dem stillen, blonden Veferl zulieb gegangen. Sie und ihr Vater waren ja eh'dem die einzigen gewesen, die sich um den herumgestoßenen Jungen angenommen hatten und um sein krankes Mutterl, die bettelarme Dirn, die der fremde Maler in Not und Schande hatte sitzen lassen. Von allen andern in der Gemeinde, der Mutter und Kind zur Last fielen, war er immer scheel angesehen worden, der Anderl. Damit er sich doch nicht ganz umsonst füttern ließe, hatte man ihm schon als ganz kleinem Jungen die Ziegen zu hüten gegeben. Dabei hatte er das Veferl kennen gelernt, das mußte die Schafe hüten vom Rifferbauern. Bald hatten sich die zwei Kinder liebgewonnen, und das Veferl hatte immer zum Anderl gehalten gegen all die andern im Ort, die nichts wissen wollten von dem schweigsamen Knaben mit dem feinen Gesicht und den nachdenklichen Maleraugen. —

Später dann, als das Veferl älter geworden, war sie als Dirn eingestanden beim Rifferbauern, half im Winter im Stall und zog im Sommer hinauf zur Ahornalm.

Dann litt es auch den Anderl nimmer lang drunten im Tal, wo er als Taglöhner arbeitete. Er stieg in den Bergen herum, suchte Enzian und Alpenrosen, verstand auch ein herzstärkendes Tränklein zu brauen aus allerlei würzigen Kräutern und kurierte nebenbei das Vieh auf den Almen mit viel Glück und Geschick. Dabei verging kaum ein Tag, an dem er nicht sein Veferl aufgesucht hätte in ihrem Kaser.

Von ihrer Liebe zueinander redeten sie nie, aber sie wußten beide ganz genau, daß sie zusammen gehörten und daß sie Hochzeit halten würden, wenn erst der Anderl genug beisammen hätte, um Weib und Kind zu ernähren.

Er war nie in ihrer Kammer gewesen, und wenn er manchmal mit dem Veferl zärtlicher werden wollte, so brauchte sie ihn nur anzuschauen mit ihren treuherzigen blauen Augen, dann erinnerte er sich an sein armes Mutterl, wurde wieder ganz vernünftig und vertröstete sich auf die Zukunft. Es kam aber selten vor, daß er solche Anwandlungen hatte, der Anderl, und seitdem ihm einmal die blonde Dirn gesagt hatte: „Bals d' 's verantworten kannst, Anderl, i ghör ja do dei!" hatte er nie wieder verlangend in sie gedrungen. —

So hatten sie nebeneinander hergelebt manches Jahr. Der Anderl war jetzt dreiundzwanzig und hatte, sparsam und fleißig, wie er war, allmählich hübsch was beiseitegelegt, so daß er ans Heiraten denken konnte.

Da war die Walpi gekommen, die üppige Dirn mit ihren dunkeln, versengenden Augen und dem vollen kirschroten Mund. Die hatte den Unfrieden gebracht in sein still-glückliches Dasein. —

Erst hatte er sich mächtig gesträubt gegen das fremde, unheimliche Gefühl, das so ganz anders war als die Neigung, die er fürs Veferl im Herzen trug. Er hatte die Ahornalm gemieden tagelang; aber die sündigen Augen der schwarzen Walpi waren ihm nimmer aus dem Sinn gegangen, sie hatten ihm keine Ruhe gelassen im Wachen und Träumen. Er, der bisher so ruhig und vernünftig gewesen war, der den Dirnen aus dem Weg ging, wo er nur konnte, verzehrte sich in lodernder Leidenschaft für die hübsche Hexe.

Aber die Walpi machte sich gar nichts aus ihm; sie neckte ihn unbarmherzig und ließ die seltenen Blumen verdorren, die er ihr mühsam von den Wänden geholt. Sie scherzte und lachte mit ihm und sah doch, wie er litt, wie ihn die derben Späße verletzten, mit denen sie seine Annäherung zurückwies. Seine Seligkeit hätte er gegeben für ein liebes, herzliches Wort von ihr, und wenn er kam, hielt sie ihn zum besten und spottete über sein heißes Gefühl. —

Jedesmal ging er von ihr tief gekränkt und schwur sich, nie und nimmer zu kommen, aber immer wieder zog's ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zurück ...

Und das Veferl ließ ihn ruhig gewähren und sagte nichts ... sie weinte und klagte nicht, sie vermied nur, mit ihm allein zu sein, und wurde bleicher dabei mit jedem Tag. Ihr stilles Herzweh schnitt dem Anderl schon lang tief in die Seele, letzte Woche aber, da hatte er einmal nimmer an sich halten können. Er hatte ihre Hand in die seine genommen und hatte das Veferl ganz demütig gebeten, sie

möchte doch Geduld mit ihm haben und ihn nicht verachten; es wäre wie ein Rausch über ihn gekommen, er kenne sich selber nimmer. Da hatte das arme Dirndl ihm über die heiße Stirn gestrichen, ganz sanft und lieb, und hatte gesagt, sie könnt' es recht gut verstehen, daß er die Walpi gar so viel gern haben müsse; ihr Basl wär' ja immer spaßhaft und guter Dinge und auch so viel schöner als sie . . .

Das hatte den Anderl tief gerührt; er war seitdem nimmer zur Walpi gegangen — heute waren's acht Tage. Er war wie ein Schlafwandler herumgegangen die Zeit über und hatte immer gehofft, er könnt's zwingen; aber jetzt ging's nimmer länger. Er mußte wieder hinausschauen zur Ahornalm, er konnte nimmer leben ohne die grausame Dirn, der er verfallen war mit Leib und Seele . . .

Jetzt blieb er aufatmend stehen; das Herz klopfte ihm mächtig — dort draußen schimmerte schon das helle Grün der Alm durch die letzten Tannen. Nur wenige Schritte noch, dann stand er vor ihr, nach der er sich krank gesehnt hatte die endlosen, öden Tage.

Ein tiefer Seufzer hob seine Brust . . . wenn nur das Veserl nicht da war; er schämte sich bis in die Seele hinein vor ihren still-vorwurfsvollen, traurigen Augen, so oft er ihr blasses, vergrämtes Gesicht sah. Auch schien die Walpi nie unzugänglicher und spottlustiger gegen ihn, als wenn ihr blondes Basl um die Wege war.

„Juhu-juhu!“ klang eine helle Mädchenstimme von drüben; das Blut schoß ihm zum Herzen — das war die Walpi; sie hatte ihn schon erkannt mit ihren Falkenaugen. Mit einigen Sprüngen war er aus dem Wald und lief hastig den glatten Rasen hinunter.

„Grüaß di Gott, Walpi! Weil i nur . . .“ Da glitt er aus, vergebens suchte er sich zu halten, stürzte und kollerte der stattlichen Dirn, die an der Sennhütte stand, vor die Füße.

„Je, der Anderl! Ja schau nur grad oaner, dahergflogn kimmt er, weil's eahm z' Fuaß z' langsam geht!“ spottete das schöne Mädchen und lachte aus vollem Halse.

Aergerlich und beschämt richtete er sich auf, da fragte eine sanfte Stimme besorgt: „Hast d' der do net gar weh tan, Anderl?“ Das Veserl war es, das reisefertig aus der Hütte trat. „I muaß heut abi auf Rottach, Brot holn!“ erklärte sie auf seine verwunderte Frage, ohne ihn anzusehen.

Was der Anderl seit langem so sehnlich gewünscht, heut war's in Erfüllung gegangen — er war allein mit der Walpi und nahm sich fest vor, diese Gelegenheit zu benutzen. —

Ein Weilchen schwieg er beklommen, bis das Veserl im Walde verschwunden war, dann sagte er zaghaft:

„Gel, heut hab i der halt gar nixn z' bringa als wiea mi selber?!“

„Da han i was Gscheits!“ neckte das Mädchen lachend.

Vorwurfsvoll sah er sie an, und fast flehend klang seine vor Erregung bebende Stimme: „Du sollst net allwei so zu mir redn, Walpi! Bals d' wissn taatst, wiear i mi gsehnt hab nach deiner Tag und Nacht, all die Zeit her, seitdem i di nimmer hab gsehn . . .“

„Waarst halt ehnder kemma!“ erwiderte die Dirn ungerührt, „wer hat der's denn gschafft, daß d' acht Täg lang nimmer hast zukehrt?“

„Hast d' do a wengl zeitlang ghabt?“ fragte er hastig, es klang wie eine schüchterne Hoffnung.

„Ah gar, dazua han i net Zeit da herobn! I han halt denkt, du wearst scho wieder kemma, bals d' der lang gnu drent gwen bist . . . aber is's wirkli wahr,“ lenkte sie ab, „willst d' wirkli net mittean bei 'n Treibn vom Herzog?“

„Naa — i tua net mit!“ entgegnete er finster.

„Dearf ma na fragn, warum net?“

Der Anderl zauderte, trat von einem Fuß auf den andern und schien unschlüssig, was er antworten sollte.

„Wann i net wißt,“ begann die Dirn wieder, „daß d' in die Wänd umanandkraxelst wiear a Gams, na taat i moan, du scheust 's Abifalln . . . so aber woaß i net . . . oder bist ebba gar z' fürnehm? Freili, mer sollt moan, alle Täg an Taler und freie Station, des waar net zum Verachten für oan . . .“

„Der wo nix is und nix hat . . . sags nur grad raus!“ ergänzte der Anderl bitter.

„Jatz bist d' scho wieder verschmaacht!“ rief unwillig die Walpi . . . „Du woaßt do, i kann solchene Leut net leidn, die wo allwei tean wiear a Henn, die an Zipf hat. Sags oan halt glei, warum d' net mittean magst!“

Entschlossen richtete sich der Anderl auf: „Dir alloa will i's sagn, Walpi! Weil mi die schön Tier derbarm, die neamd nix z'leid tean und grad so gern lebn wie unseroans. Weil's a Sünd is, grad zu sein Gspaß so x a Gschöpf umbringa, des wo aa nix anders net is wiea mir und des gleich Recht hat zum Lebn in der schön Gottswelt als wiea mir aa . . .“

Hochaufgerichtet stand er da, seine blassen Wangen hatten sich gerötet und seine Augen leuchteten.

Einen Augenblick stand das Mädchen starr vor Verwunderung und schaute den Anderl fast erschrocken an, als ob er plötzlich verrückt geworden wäre. Dann aber wandte sie sich mit geringschätzigem Lächeln ab und sagte verächtlich:

„Schamst d' di net, du bist ja gar koa Mannsbild net, du Rüahrmillikübl, du trauriger! Derbarm tean eahm d' Viecher auf die Berg umanand! San ja grad da, daß s' derschossn wearn. Bist d' ebba gar zwegn den koa Schütz aa net worn?“

„Ja, zwegn den bin i koaner net worn —“ entgegnete der Anderl trotzig, „und i wear aa koaner, und bals d' mi aa no so schlecht machst.“

„Und so x a Schlafhaubn moant na, a richtigs Madl waar eahm guat!“ unterbrach ihn entrüstet die Walpi. „Schaama taat i mi, in Bodn nei schaama vor die Leut mit an solchn, daß d' es grad woaßt! Da tuat er wiear an alts Wei, der Schmachtlappn, d' Lieab zu mir braacht 'hn um, sagt er, schleppt mer ganze Boschna Bleamln in d' Hüttn, wiea wann i a Kuah waar — aber Hirschgrandln hat er mer niea net bracht, und i hab 'hn allwei drum anganga. Freili, 's Bleamlbrockn, dös kann a jeder lausige Goasbua, da ghört nix dazua; aber für sei Deandl an Hirsch derschießn, da hat's niea net glangt beim Anderl! Dös is mer d'

recht Lieab, derbarm tean eahm d' Viecher ... derbarm ... koa Schneid hat er ... scheun tuat er d' Jager ... dös is des Ganz ..."

„Dös dearfst d' net nomal sagn, Walpi! du net!" schrie der Anderl wild.

Bebend und blaß, mit geballten Händen und zuckenden Lippen trat er hart vor die Dirn hin. Es kochte und brauste in ihm, als wollte das siedende Blut Kopf und Brust sprengen. Der lang unterdrückte Groll, der sich in ihm gehäuft, brach jetzt hervor, seine grausam mißhandelte Langmut empörte sich endlich.

Erschreckt von dem leidenschaftlichen Zornesausbruch wich das Mädchen zurück; so hatte sie den stillen, sanften Anderl noch nie gesehen. Sie fürchtete sich vor ihm und zugleich gefiel er ihr in diesem Augenblick, zum erstenmal seit sie ihn kannte.

Aber sie ließ sich nicht anmerken, daß er Gewalt über sie gewonnen hatte: „Brauchst net a so aufz'begehrn und d' Augen a so z' verdrahn ..." sagte sie kalt und kreuzte die sehnigen Arme über der Brust. „Muaßt net moan, daß d' mi damit derschreckst! Bals d' a Schneid hast, na zoags! Da drent zieagt a Hirsch außi alle Täg um die gleich Zeit ... er weard heut aa net lang aus sei, bals d' net no ärger schreist."

Finster blickte der Anderl auf die unerschrockene Dirn, die ihm in ihrer stolzen, kraftbewußten Ruhe reizvoller schien als je.

„Mit was sollt i denn schieaßn? I hab ja koa Büchs net!"

„Dös war 's gringst, bals d' di traust ... 's hat oaner die sei daglassn in der Hüttn!"

„Soo ... oaner, wer oaner? Ebba gar dei Schatz?" grollte der Anderl.

Die Walpi lachte; „kunnt aa sei, warum net?! dösmal is's aber grad der Ferdl gwen, mei Bruder, wearst 'hn net glei verratn!"

„Da schau ..." unterbrach sie sich und deutete abwärts gegen den Waldrand, „da kimmt er scho, der Horner ...! Wiear i sag, alle Täg um die gleich Zeit! Jatz zoags, was d' kannst. Und bal i d' Grandln hab, na sehgn mer weiter!"

Sie verschwand in der Hütte und kehrte bald mit einem einläufigen Kugelstutzen zurück.

„Gladn is er scho," sagte sie halblaut ... „bals d' di auf den Stoa da drent zuawiricht'st, kannst d' abischiaßn!"

„Zieag net so lang rum!" drängte sie ungeduldig, als der Anderl unschlüssig die Waffe hin und her drehte, „sunst tritt er wieder eini, er bleibt niea gar lang."

Während sie noch sprach, warf der Hirsch, ein guter Achter, plötzlich auf, stand einen Augenblick regungslos und äugte herüber. Bald aber schien er beruhigt und zog bedächtig weiter heraus an einen kleinen Tümpel, der im moorigen Grunde lag.

Vorsichtig und mit einer Behendigkeit, die man seiner untersetzten Gestalt nicht zugetraut hätte, schlich sich der Anderl an den Felsblock heran, den ihm die Walpi bezeichnet hatte.

Wieder warf der Hirsch mißtrauisch auf, aber der Wind stand ihm entgegen, und der Anderl hatte sich schon im Farnkraut zusammengekauert, das rings um den Stein wucherte. Hinter der Tür ihrer Hütte hervor spähte die Walpi — ein echtes Wildererblut — hinunter. Ob der Hirsch hielt? Ob der Anderl ihn traf? Aber warum schoß er denn nicht? Sechzig Gäng grad waren's bis hinunter zur Suhl ... Sie wußte das genau vom Ferdl, der von hier aus schon manchen guten Schuß getan hatte ...

„Ganz breit steht er da, der Horner — und allwei schnallt's no net!" murmelte sie aufgeregt ... „bal i nur grad wißt ..."

Da — ein scharfer Knall, der Achter fuhr empor und brach zusammen ... Die Walpi sah, wie der Anderl sich langsam aus seinem Versteck aufrichtete, wie er niedergeschlagen mit gesenktem Kopf hinabstieg ... „Der Loamer, der traurig, iatz greut's 'hn scho wieder!" schoß es ihr durch den Kopf ... Es litt sie nimmer länger in ihrer Hütte ... In fliegender Eile lief sie den Hang hinunter ... Jetzt stand sie vor dem niedergebrochenen Hirsch ...

Aus der kleinen Wunde am Wirbel sickerte hellroter Schweiß; gelähmt lag das kraftstrotzende Tier da, alles Leben hatte sich in seine großen braunen „Lichter" geflüchtet.

„Fang an ab!" herrschte die Dirn.

Aber der Anderl rührte sich nicht. Wachsbleich starrte er auf sein Opfer; ein rauher, schluchzender Laut rang sich aus seiner schwer arbeitenden Brust.

„Hast d' denn koa Messer net? So fang an do ab ..." drängte das Mädchen.

„I kann net!" stöhnte der Anderl. „Schau nur grad die Augn, die Augn ... a Mörder bin i, und du hasts auf dir!"

„A Hasnfuaß bist, a loamiger!" rief zornig die Sennerin und riß dem Anderl das griffeste Messer aus der Hosentasche.

„Walpi, du wearst ja do net ..." schrie der Anderl entsetzt — aber schon war die Dirn niedergekniet, hatte den Knicker kunstgerecht angesetzt und trieb ihn mit kräftiger Faust bis zum Heft ins Herz des Hirsches.

„Da hast d' dein' Kutter, alts Wei!" sagte sie verächtlich und reichte dem Anderl halb rückwärts gewendet das Messer. Sprachlos ließ sie den erhobenen Arm sinken — aschfahl, mit unheimlich flackernden Augen beugte sich der Anderl herab — der Schaum stand ihm vor dem Munde. Mit beiden Händen krallte er sich in die Schultern der Walpi ein und drückte das Mädchen mit eisernem Griff nieder auf den verendenden Hirsch.

„Laß mi aus, Anderl! Du bringst mi ja um!" schrie sie angstvoll auf ...

„Du waarst mer viel z' schlecht dazua, Dirn miserablige!" murmelte er mit heiserer, seltsam veränderter Stimme ... „An dir will i net aa no zum Mörder wearn!"

Dann zuckte er zusammen, als ob er sich plötzlich auf etwas besänne, und lief den Hang hinunter zum Wald, schneller und immer schneller.

II

Vier Wochen später, an einem klaren Oktobernachmittag, stiegen zwei Männer den steilen Waldpfad empor, der unfern der Ahornalm in die Plankensteinwände führte. Voraus der rote Pauli,



Heilige Nacht

Nach einem Gemälde von Carl Marr



ein herzoglicher Jäger, wegen seiner Schneid und Erfahrenheit wohlbekannt in der Gegend. Hinter ihm ein älterer Herr mit goldener Brille, der trotz seiner bergechten Tracht und Ausrüstung den Gelehrten nicht verleugnen konnte.

„Wie wär's, Pauli, wenn wir etwas rasten täten?“ keuchte er stehenbleibend.

„Gnua, gnua, Herr Professer,“ meinte gutmütig der Jäger, „Zeit ham mer reichli.“

Mit einem Seufzer der Erleichterung ließ sich der Medizinalrat nieder, nahm das verwitterte Hütl ab und trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

„Ah, das tut wohl!“ sagte er aufatmend, „unsereiner ist halt das Steigen in die Berg net recht gwohnt — aber,“ setzte er lächelnd hinzu, „sein' Hirsch möcht er doch schießn jeds Jahr!“

„Ham an aa gschossn jeds Jahr! und niea koan schlechtn; aber heuer stehts net zum bestn, i habs Eahna scho gsagt.“

„Aber Sie habn doch ein' gsehn, drei Tag nachanander an der ‚schwarzen Wand‘, wo ich mein letztn geschossen hab ...“ wandte der Professor ein.

„Freili han i 'hn gsehn, a guater Zehner is 's aa no und grad hoamli; auf vierzg Gäng zieagt er vorbei am Stand; aber Sie wearn scho sehgn, bal mer 'hn schieaßn wolln, kimmt er net.“

„Ja, warum denn net; wenn er dreimal kommen is, warum sollt er dann 's vierte Mal ausbleibn?“

„Warum? Weil i 'n Hirschhüter scheu!“ murrte der Jäger.

„Hirschhüter?! Wer ist denn das?!“ fragte der Gelehrte verwundert.

„Wers is, dös wissn mer selber net!“ antwortete der Pauli. „Mir wissen grad dös, daß mer die ganz Brunst heuer Schneider bliebn san. Hirsch san grad gnua da, schrein tean s' wie verruckt alle Täg, hie und da sehgn mer aa oan, aber mir dearfn ja koan schieaßn, und bal a Gast kimmt, na krieagst koan z' Gsicht, aber scho gar niea net. — I hab drei ausgmacht ghabt und der Jackl zwei für die Herrn, die wo aus der Stadt kemma san, und koan oanzign ham mer z' Schuß bracht.“

„Ja, wieso das, Pauli? Wie wär denn das möglich?“

„Wiea dös zuageht? Dös will i Eahna scho sagn ... allmal bal mer am Stand san und an Hirsch hörn, schreit glei drauf an anderner; ganz ak'rat dös gleich Gschrei is 's, grad a wengl gringer — und na is 's gar, und der Hirsch zieagt nimmer außi ... Oft han i mi scho anbirscht, den Gschrei nach, aber niea nixn gsehgn. So stad kimmt mer na aa net zuawi durchs Hochholz. Aber i laß mers net ausredn, 's is do x a Lump, der wo si grad an Gspaß macht, oan d' Hirsch z' vergräma. Koa Schuß fallt niea net, dös is richti; aber bal i den Loder derwisch, na kann er si gfreun. Wann i 'hn aa net glei auffischieaß, wieas der Jackl si zuagschworn hat.“

„Jatz aber,“ meinte er, nach der Büchse greifend, „packn mers na schö stad wieder an, bal S' gnua ausg'rast't ham; bis an d' schwarz Wand nauf is 's no hübsch weit ...“

Kaum waren die Schritte der Jäger verhallt, da trat an der Stelle, wo sie gerastet hatten, der Anderl aus dem Tannendickicht. Er hatte sich stark verändert seit jenem Tag auf der Ahornalm. Wirr hing ihm das Haar in die Stirn herein, unruhig flackerten die tiefliegenden Augen, und der verwilderte Bart ließ sein abgemagertes Gesicht krank und unheimlich erscheinen. Es lag eine zähe Entschlossenheit, eine Verwegenheit in seinen abgehetzten, übermüdeten Zügen, die man früher vergebens bei ihm gesucht hätte. „So, dem Zehner gilts,“ murmelte er, „dem an der schwarzn Wand ... der, wo so tief schreit. Dös hab i grad no derratn, hab gmoant, sie gangan auf den Achter im Sattl ... No, weil is nur grad woaß ...“

Er sann einen Augenblick nach, jetzt glitt ein zufriedenes Lächeln über sein finsteres Gesicht, sein Plan war fertig. Nicht den Pfad, den die Jäger gegangen, wollte er einschlagen. Es gab einen Steig quer durch den Wald, an der Wand entlang. Freilich war er mühsam und gefährlich, aber wie oft hatte der Anderl schon Schwierigeres gewagt, auch sparte er dadurch eine Stunde ...

So zauderte er denn nicht länger, seinen beschwerlichen Marsch anzutreten, schlüpfte gewandt durchs Dickicht, und während er behutsam über einen vom Bergrutsch verwüsteten Hang kletterte, überlegte er: „Der Wind zieagt herauf, also setzt der Pauli sein' Herrn obn au bei der Blitzbuchn, wo der Weg ausgeht. Der Zehner muaß vom Hochholz kemma wiear alle Täg; über d' Wand kann er net ... also hock i mi untn hin bei der Eibn, wo der Wechsel nauffführt an der Wand. Da steigt mer der Stadtherr net nach, i sieag nach alle Seitn, die vo drobn könna net abischaugn, und bal wirkli oaner kimmt, spring i grad eini ins Holz.“

Der Plan war gut, doch kein andrer hätte ihn ausführen können als der Almrosen-Anderl, der einstige Geißbub, der jeden Stein in seinen Heimatbergen kannte und vor nichts zurückschreckte, wenn es galt.

Aber auch ihm machte ein Steig viel zu schaffen, der an der verwitterten „Toten Wand“ entlangführte und schon seit Jahren nicht mehr begangen wurde. Mehr als einmal brach der mürbe Fels unter seinen Tritten, der Waghalsige rutschte ab und schwebte, krampfhaft an dürftige Latschen geklammert, über dem gähnenden Abgrund. Aber es gelang ihm jedesmal wieder, festen Fuß zu fassen, und nach einer halben Stunde lebensgefährlichen, aufreibenden Kletterns war er drüben.

Atemlos und schweißtriefend, aber mit triumphierendem Lächeln kauerte er sich bei der alten Eibe nieder, die sich weit über den steilen Hang hinausneigte.

Ueber ihm starrte die „schwarze Wand“, von riesigen Fichten gekrönt, in den mattblauen Himmel, unter ihm rechts lag ein tiefgrüner See, links eine jäh abfallende Sandreiße; vor ihm auf dem bewaldeten Grat, der sich sanfter hinabsenkte gegen das Hochholz zu, lief der Wechsel herauf, ein „Zwang“, wie die Jäger sagen, weil das Wild nicht abweichen kann von dem eingeschlagenen Wege.

Die Sonne war hinter der Wand verschwunden, schon breiteten sich kalte Schatten über den düsteren See, die Nebel stiegen daraus empor, schwebten auf und nieder und hüllten den dunkeln Hochwald in einen feinen, blaßgrauen Schleier. Noch strich die Luft vom Tale herauf und spielte durch die gelben Kronen der Ahornbäume, die einzeln den steinigen Hang herauf standen.

Kein Laut ringsum, ernstes, feierliches Schweigen, regungslose, einsame Weite ...

Da plötzlich drang ein Ton vom Waldrand her ... wild und schaurig brach er sich an den Felsen — der Zehner nahte.

Jetzt herrschte wieder Stille, beklemmende, unheimliche, erwartungsbange Stille, dann wiederholte sich der rauhe, zornige Schrei. Es klang wie der leidenschaftliche Ausbruch tiefbrünstigen Sehnens, urwüchsiger Kraft. Steine kollerten talwärts, immer näher kam das Geräusch knackender Aeste.

Weit vornübergebeugt saß der Anderl da, atemlos und mit hochklopfendem Herzen starrte er unverwandt in die Dämmerung ... Dort, nein, er täuschte sich nicht, dort zog der Hirsch langsam den Grat herauf; jetzt stand er still, halb verdeckt von dem kantigen Block hinter der abgeknickten Tanne und stampfte zornig den felsigen Grund.

Jetzt galt's! Sachte zog der Anderl ein von ihm selbst verfertigtes Holzinstrument aus der Tasche und setzte es an die Lippen ...

Ein Ton, dem kaum verhallten Schrei des brunftigen Hirsches täuschend ähnlich, nur um ein weniges schwächer ... der Zehner warf auf, stand einen Augenblick wie erstarrt, dann aber stürmte er, von rasender Eifersucht getrieben, dem vermeintlichen Nebenbuhler entgegen.

Dröhnend polterten die Steine hinab, ein morscher Baum krachte unter dem Anprall des wuchtigen Tieres zusammen ... Jetzt brach der Hirsch hervor — wildblitzend suchte sein dunkles, feuriges Auge den Feind. Jäh sprang der Anderl auf und tat einen Satz vorwärts — sein bewährtes Mittel, mit dem er noch jeden Hirsch vergrämt hatte, der nicht vorher schon ausgebrochen war.

Der Zehner stutzte, aber er wandte sich nicht zur Flucht, er senkte das gewaltige Geweih und ging auf den Mann los, der ihm den Wechsel versperrte.

Verwirrt durch den unerwarteten Widerstand wich der Anderl zwei Schritte zurück und blickte suchend umher. Flucht war unmöglich. Hinter ihm der steile, kaum fußbreite Wechsel, zu beiden Seiten der Abgrund und auf dem Grat vor ihm der zornige Zehner. —

Blitzschnell durchzuckte ihn diese Erkenntnis und der Gedanke, daß er verloren sei ... da stand der Hirsch schon vor ihm.

Mit beiden Händen packte der sehnige Mann das gesenkte Geweih, die Todesangst und die Wut darüber, daß ihm seine gute Absicht so schlecht gelohnt wurde, gaben ihm Riesenkräfte.

Laut schreiend riß er das scharfgezackte Geweih nieder und drängte es mit verzweifelter Anstrengung zurück. Aber das wütende Tier wich nicht — schnell hatte es sich von seiner Ueberraschung erholt —, ein unwiderstehlicher Ruck riß den Anderl beiseite, tief bohrten sich die scharfen Augensprossen in seinen Körper. Noch hielt der Unglückliche die Stangen des wildschlagenden Hirsches zäh umklammert — da senkten sich die spitzen Enden noch einmal in seine nackte Brust — jetzt erst öffneten sich seine krampfhaft geballten Hände, ohnmächtig brach der Anderl zusammen.

III

Als er die Augen aufschlug, sah er sich in einer kleinen, freundlichen Kammer, die Morgensonne schien auf sein hohes, sauberes Federbett, Kuhglocken klangen vor seinem Fenster. An seinem Lager aber standen der rote Pauli und der Herr aus der Stadt, der den Zehner hatte schießen wollen.

„Habts 'hn na no kriegt, den von der schwarzn Wand?“ murmelte der Anderl mit schwacher Stimme.

Der rote Pauli schüttelte den Kopf.

„Und heut is der fufzehnt — Schonzeit ...!“ Ein zufriedenes Lächeln erhellte das blasse Gesicht des Schwerverletzten ... „Na is 's gar für dös Jahr, na han i abbüßt, sechs für den oan ... und Feierabend für die andern ...!“

Der Medizinalrat machte dem Jäger ein Zeichen; „er redet irr!“ sagte er halblaut.

„Naa, Herr! irr red i net, ganz hell is mei Kopf wiear a Glockn. I bin der, der wo die Hirsch g'hüt't hat, daß s' d' Jager und die Herrn aus der Stadt net derschieaßn — und guat han i s' g'hüt't, koan oanzign haben s' derratn, gar koan die ganz Brunst über.“

„Gel, Pauli!“ fuhr der Anderl fort, „verzeih mer halt, daß i der Verdruß gmacht hab; i habs ja net zum Gspaß tan, gwiß net, tuas an Jackl aa ausrichtn; mei Buß is 's gwen, weil i selber so a schöns arms Tier hab derschossn ... Aber — wo bin i denn ...?“ fragte er, verwundert um sich blickend, „i glaub glei gar auf der Ahornalm ... bei'n Veferl!“

„Ja, Anderl, bei mir bist!“ sagte die blonde Dirn sanft, die bisher hinter den Männern gestanden hatte.

„Und wo is na ...“ forschte der Anderl, unruhig werdend ... und blickte ängstlich um sich.

„D' Walpi is abi auf Rottach, Leut holn und a Tragbahrn für di ... und gwoant hat s', grad zum derbarm ...“

„Soo ... auf Rottach is s' abi zwegn meiner, und gwoant hat s' aa ... na sag ihr halt, Veferl, daß i ihr nix nachtragn tua ... du woaßt scho zwegn was.“

„Geh, tua mer d' Lieab, Pauli!“ wandte er sich an den Jäger, „und laß mi a wengl alloa mit 'n Veferl; i hab nimmer lang Zeit.“

„Tua do net so redn, Anderl!“ verwies die Dirn weinend und kniete an seinem Lager nieder, während die beiden Männer die Kammer verließen.

Der Anderl lächelte matt: „I habs ja ghört, wie der Herr aus der Stadt zum Pauli gsagt hat, ‚bals guat geht, kimmt der Geistlich no auffi!‘“

„Tua mi net weich machn, Veferl!“ bat er sanft, als das Mädchen in lautes Schluchzen ausbrach, „und halt mi net auf! Schau, Veferl, i hab di gern ghabt all mei Lebtag, grad di alloa, bis na die ... du woaßt scho, wen i moan, zwischn uns treten is. Wiear a Rausch is 's über mi kemma ... i woaß 's selm net wiea. Jatz aber is 's gar, ganz gar damit, und schwar hab i büßt, was i dir alls hab z' leid tan ... Gel, Veferl, du tuast dein Anderl scho verzeihn?“

„Geh, Anderl, redt do net a so, i hab der ja gar nix zum verzeihn, i hab di ja allwei lieab ghabt, so viel lieab —“ beteuerte die Dirn, und ihre heißen Tränen tropften auf die kraftlose Hand des Sterbenden.

„Net woan', Veserl, net woan' ..." tröstete er, „schau, heiratn hätt i di ja do niea nimmer könnt, seit i d' fallend Sucht hab kriegt an dem Tag, wo i den Hirsch hab derschossn. — Woaßt d', na is' s besser a so, ohne di hätt i ja do nimmer lebn mögn.

„Aber gel ... abbüßt han i mei Sünd ... ganz abbüßt ... sechse hab i g'rett't für den oan; mit 'n Lebn han i mei Schuld zahlt, grad wiear oaner, der wo an Menschn hat umbracht."

„Ja, Anderl, freili hast d' abbüßt, alls hast zahlt, reichli ... mei armer, guater Anderl!"

„Na stirb i leicht!" flüsterte er mit erlöschender Stimme ... Nach einer Weile, während deren er stillgelegen, begann er mühsam von neuem:

„Wann treibst d' denn ab von der Alm?"

„Heut, Anderl," stammelte die Dirn.

„Gel da nimmst d' mi mit, Veserl! Und die Kranzln sei net abitean von die Küah zwegn meiner, und der Scheckl die groß Glockn anhänga wiea sunst aa, die, wo i so gern läutn hör ... 's is schön, a so Feierabend machn, ja ... und ... i mach iatz ... Feierabend, Veserl, ... Feierabend ..."



Fischermädchen von der Insel Fanö

Nach einem Gemälde von August Wilckens



Riesenexemplar eines Pferdeschwammes

Aus dem Leben des Schwammes

Von

K. Diederichs-Eutin

(Hierzu elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers aus dem Lübecker Naturhistorischen Museum)

Wir stehen am Rande einer Felsenklippe: vor uns das freie blaue Meer. Im Glast der Mittagssonne liegt es ruhig da, gleich einem endlosen Silberspiegel, und nur vom äußersten Klippenrande blinkt ein weißer Schaumstreifen zu uns herüber. Darüber hinaus alles blau, in endloser Weite bezaubernd blau . . .

Und die Klippe, auf der wir stehen, abgrundtief steigt sie mählich herunter ins Meer, das sie geboren. In jahrtausendelanger, unermüdlicher Arbeit haben winzige Korallenpolypen sie aufgebaut aus Kalk. Längst sind die kleinen Baumeister dahin, ihre Kalkbauten aber wurden zu eisenfestem Felsgestein. Mit leiser Hand nimmt das Meer wieder, was einst sein war. Tiefe Klüfte nagt es ins harte Gestein, und drohend, gleich abenteuerlichen Tiergestalten, lugen die zackigen, zerrissenen Felsen zu uns empor. Auf ihren Häuptern wiegt sich leise grotesk geformtes, buntes Seegewächs: brauner Tang, purpurrot gefärbte Algen. Wie langes Frauenhaar schlingen sich grüne Seegräser geheimnisvoll um den Fels, und uns ist es, als blickten wir in den stillen herbstlichen Wald zur Zeit der Pilze. Denn dort unten am zerklüfteten Boden stehen genug der drolligen Kerle — scheint es. Hier ein schöner, roter Fliegenpilz, dort ein Haufen goldgelber Morcheln und dicht daneben reckt gar ein Riesenexemplar des roten Hahnenkammes seine Finger zu uns herauf. Aber es sind keine Pilze, die dort unten am Meeresboden wachsen, es sind überhaupt keine Pflanzen, sondern Tiere. Das, was wir in leuchtender Farbenpracht so geheimnisvoll durch das klare Wasser hindurch gleißen sehen, sind Schwämme.

Pferdeschwamm auf einem Kalkfelsen

Der Schwamm hat den Naturwissenschaftlern lange zähen Widerstand geleistet. Die Zoologen schoben

ihn den Botanikern zu: nehmt ihr das Ding, wir wissen nichts Rechtes damit anzufangen. Die aber meinten, uns geht es um nichts besser. So geriet der Schwamm in eine arge Klemme, als eine wahre Schicksalsgruppe wanderte er beständig zwischen Tier und Pflanze einher. Verzeihlich ist dieses Schwanken, denn die Schwämme bieten eine gar zu geringe Ausprägung aller tierischen Eigenschaften. Da stehen sie dort unten am Grunde, und nichts verrät uns, daß ihnen Leben innewohnt. Die Beweglichkeit fehlt ganz, denn seit frühester Jugend sind sie dauernd am Boden festgewachsen. Erst die bedeutungsvollen Arbeiten eines Oskar Schmidt, eines Kölliker und Haeckel sicherten den Schwämmen denjenigen Platz im System, der ihnen von Rechts wegen zukam. Haeckel rechnet die Schwämme zu den echten Pflanzentieren, stellt sie also mit den Aktinien (jenen prachtvollen Tieren, die man gemeinhin als Seerosen, Seenelken und so weiter bezeichnet), Quallen, Polypen und dergleichen auf eine Stufe. Nun war das Eis gebrochen. Die Spongiologie (Schwammkunde), früher von den Naturwissenschaftlern sehr stiefmütterlich behandelt, wurde zum Lieblingsstudium vieler hervorragender Gelehrter. Und heute sind wir über die anatomischen Verhältnisse, über Physiologie und Entwicklungsgeschichte dieser interessanten Tiere besser als bei manchen andern Tiergattungen unterrichtet.

Der Körper eines Schwammes setzt sich aus drei Schichten zusammen: dem Ektoderm der äußeren Epithelschicht, die von ziemlich untergeordneter Bedeutung ist; dem bindesubstanzartigen Mesoderm, das als Träger wichtiger Lebensfunktionen fungiert, und dem Entoderm oder Innenepithel, das eine Hauptrolle bei der Nahrungsaufnahme spielt. Gestützt wird diese weiche tierische Substanz durch ein regelrechtes Skelett, und je nach dem Stoff, aus dem sich der Schwamm dasselbe bildet, wird er in besondere Klassen eingeteilt. Da gibt es solche mit einem Gerüst aus Hornfaser, die Hornschwämme oder Cereospongien. Ferner gibt es Schwämme, die sich ihr Skelett aus Kalkkörpern zusammengefilzt haben, diese heißen Kalkschwämme oder Calciospongien. Dann gibt es noch Schwammarten, deren Stützgerüst aus reiner Kieselsäure besteht, das sind die sogenannten Glasschwämme oder Hexactinelliden. Neben diesen Hauptvertretern gibt es noch allerlei Zwischen- und Uebergangsarten. Während alle andern Schwämme Bewohner des seichten Wassers sind, beherrschen die Glasschwämme ausschließlich die Tiefsee. Das ist leicht erklärlich: denn hinsichtlich ihres Skelettbaues erreichen diese Schwämme das Zierlichste und Schönste, was überhaupt das Tierreich zustande bringt. Wie von Künstlerhand aus feinstem Glase gesponnen stehen sie gleich Zwergen mit langen weißen Bärten im bergestiefen Wasser. Lebten sie nahe der Oberfläche, nur zu bald würden im sturmdurchtobten Wasser ihre gläsernen Leiber von den Wogen zerschellt.



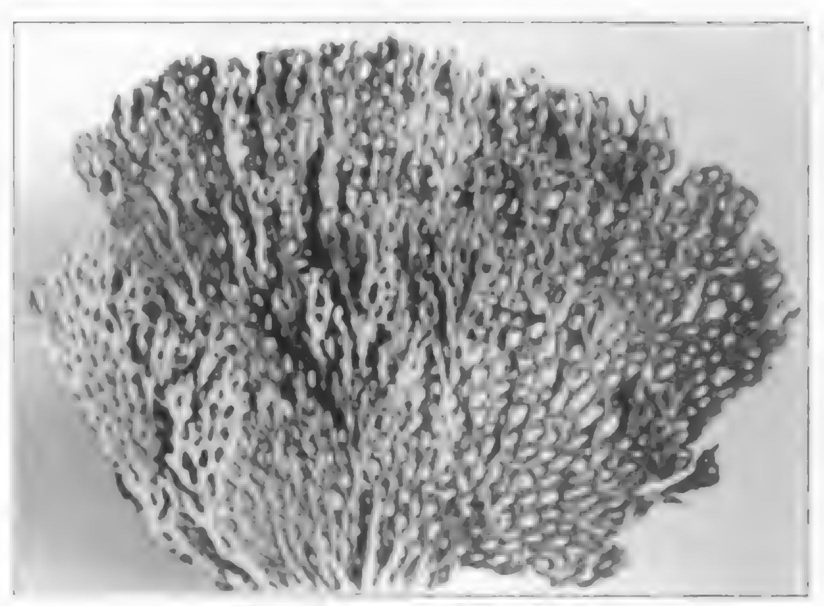
Gruppe von Glasschwämmen



Griechische Amphora mit Schwämmen bewachsen

Die Glasschwämme haben sich ihr Stützgerüst aus reiner Kieselsäure, also

der Grundsubstanz unsers künstlichen Glases, aufgebaut, und zwar in so überaus reicher Weise, daß der Weichkörper völlig zurücktritt. Die gläsernen Skelettelemente gewähren unter einem Vergrößerungsglase einen reizvollen Anblick bei einer erstaunlichen Mannigfaltigkeit. Da gibt es zierliche Sterne, winzige Tannenbäume, schlanke Nadeln, an deren Enden sich regelrechte Anker und Schirme gebildet haben. Diese schönen Glasgebilde kommen dadurch zustande, daß die Sechsstrahler, die den kieseligen Skelettelementen fast immer zugrunde liegen, in Fünfstrahler, Vierstrahler und so weiter ausarten, die dann noch unter Differenzierung ihrer Oberflächen und Spitzen jene wunderlichen Anhänge bilden. Ja, nicht selten kommt es vor, daß die Kieselelemente zu ganzen Glasbündeln, bestehend aus langen einzelnen Nadeln, zusammengeflochten sind, wie es uns die Photographie von Hyalonema Sieboldi zeigt. Oder das Bündel Glasnadeln wird zu einer einzigen gewaltigen Nadel von Fingerdicke. Solch überraschenden Schwammkoloß fischte die deutsche Tiefsee-Expedition der Baldivia in einer Tiefe von 1644 Metern. Mit diesen Glasbeinen verankern sich die Schwämme fest im Grundschlamm des Meeres. Wie nun eine große Formenbiegsamkeit im ganzen Schwammreich herrscht, so auch bei den Glasschwämmen. Die einen stellen prachtvolle Füllhörner, zierliche Schalen, gestielte Keulen und Kelche dar; andre wiederum regelrechte Körbe, Pilze, reichverzweigte Bäumchen und mannigfach verschlungene Röhren. Aber des Wunderbaren ist es noch nicht genug: Am Glasschopf des Hyalonema erblicken wir winzige Knötchen, ebenfalls selbständige Tiere, und zwar sind es kleine Polypen, eine Art Seerose, die mit dem Schwamm eine innige Freundschaft geschlossen haben. Dieser Art Tierfreundschaft, wo sich zwei grundverschiedene Geschöpfe zu gemeinsamem Nutz und Frommen zusammengeschlossen haben, begegnen wir im ganzen Schwammreich. Unter den Glasschwämmen beherbergt ferner der schöne „Blumenkorb der Venus“, der Gießkannenschwamm, fast immer ein Krebspärchen. Die Krebse kriechen als winzige Larven durch die feinen Glasmaschen des Schwammes und können, nachdem sie größer geworden sind, ihr Gefängnis nicht wieder verlassen. Der verzauberte Glaspalast wird dem Ehepärchen nicht bloß zur Wohnung und Kinderwiege, sondern auch zum Totenschrein, und nur ihre winzige Brut verläßt lustig die gläserne Kanne.



Gitterschwamm (Singapore)



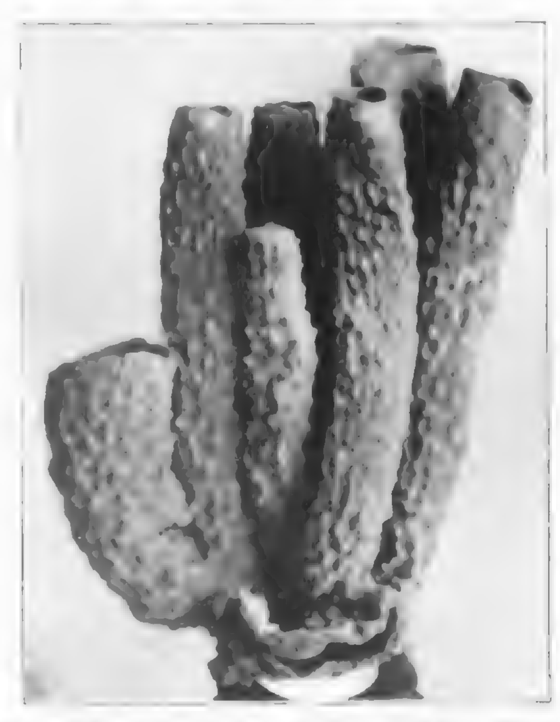
Hornschwamm, sogenannter Neptunbecher

Ueberall dort, wo kein intensives Licht hinkommt, in Ritzen und Höhlen der Felsgesteine, im Tangdickicht und in den Algenwäldern, ja sogar im Innern von leeren Schneckenhäusern und Muschelschalen, finden wir das zierliche Geschlecht der Kalkschwämme, die sich ihr Skelett aus kohlensaurem Kalk bilden. Sie sind die Zwerge im Reiche der Schwämme, denn selten bringen sie es über einige Zentimeter Größe hinaus. Keine andre Schwammsorte ist geeigneter, uns über die Bauverhältnisse dieser Tiere besseren Aufschluß zu geben wie gerade die Kalkspongien. Sie stellen vielfach die allereinfachste Form eines Schwammes dar, wie z. B. der Olynthus, der eine schlichte „Einzelperson“ bildet. Bloß ein sackförmiger Körper mit Magenraum und Mundöffnung. Zerschneidet man ein solches Sacktier zur Zeit seiner Reife und betrachtet Stücke desselben bei einer fünfhundertfachen Vergrößerung, dann erlebt man einen überraschenden Anblick. Ein Gewimmel zahlreicher winziger Bläschen, angetan mit einem dichten Pelz aus feinen Flimmerhärchen, enthüllt sich unserm Auge. Was wir



Hornschwamm (Chalinide) aus Tunis

da sehen, sind junge Schwammlarven, die nach ihrer Geburt in jugendlichem Freiheitsdrang das weite blaue Meer durchschweifen. Eine solche Schwammlarve besteht aus zwei ganz verschiedenen Zellschichten, deren vorderste mit zahlreichen Geißelfäden, welche die Bewegung vermitteln, versehen ist. Nach geraumer Zeit hört endlich das Nomadenleben der Larve auf; sie setzt sich an einem geeigneten Gegenstand fest und wächst sich zu einem dünnwandigen Hohlzylinder aus, oben mit einer zentralen Oeffnung, dem Oskulum, und einem mit zahlreichen Poren versehenen äußeren Keimblatt. Die Larve ist zum Schwamm geworden; durch die verschließbaren Poren findet eine beständige Wasserzirkulation statt, hervorgebracht durch viele beständig schwingende Geißeln im Innern des Schwammes. Durch diesen Strudel wird dem Tier ununterbrochen Nahrung zugeführt, die von den Wänden des Magenraums aufgenommen wird. Nicht alle Kalkschwämme sind solche Einzelwesen, vielfach wachsen sie sich zu zierlichen Gebilden aus. Aus der Person wird dann ein „Kormus", aus dem Einzeltier eine Kolonie oder ein Stock. Einen solchen polymorphen Personenverband stellt die



Hornschwamm aus dem Karaibischen Meer

zierliche Ascilla gracilis aus der Klasse der Sackkalkschwämme dar.

Von allen Schwammarten ist uns der Badeschwamm am geläufigsten, sein Stützgerüst ist ein mehr oder minder elastisches Netzwerk aus Hornfaser. Alle diejenigen Schwämme, die sich ihr Skelett ähnlich bilden, bezeichnet man als Hornschwämme oder Cereospongien. Die Badeschwämme (Euspongia) werden von den Schwammfischern in verschiedene Arten eingeteilt, die je nach ihrer Güte als Syrischer Badeschwamm, Zimokkaschwamm und Pferdeschwamm bezeichnet werden. Die geringste Sorte ist der großporige grobe Pferdeschwamm, der zuweilen eine ansehnliche Größe erreicht. Den größten Handelswert hat der Syrische Badeschwamm, Euspongia officinalis, besonders die schönen becherförmigen Stücke. Niemals aber sind die Schwämme ohne weiteres für den Gebrauch geeignet, sondern es bedarf stets erst einer zweckentsprechenden Bearbeitung. Zunächst muß der Schwamm von jeglicher tierischen Substanz befreit werden, was durch starkes Kneten und Auswaschen geschieht. Das zurückbleibende Hornskelett wird, um eine bessere Färbung zu erzielen, in Chlorlösungen und im Sonnenlicht gebleicht; nun ist der Schwamm für den Handel geeignet.



Hornschwamm, auf Felsgestein festgewachsen (Aegypten)

Auch die Hornschwämme und ihre Varianten sind nicht selten absonderlich geformt. Das veranschaulichen uns sehr instruktiv die nebenstehenden Photographien. Schöne Gebilde zum Beispiel sind der Fächer- und der Gitterschwamm. Das Nonplusultra jedoch, was sich in dieser Beziehung ein Schwamm leistet, hat die bildende Natur im „Neptunbecher" hervorgebracht. Auf kräftigem Fuß erhebt sich der große pokalförmige Schwamm. Im Innern sind die Wände fein säuberlich glatt und äußerlich mit unregelmäßigen Buckeln verziert. Dies abenteuerliche Kneipgerät Neptuns lebt von den kleinsten Anfängen bis zu gigantischen Riesenexemplaren von mehr wie Meterhöhe am Grunde des Großen Ozeans.

Oftmals ist auch der Ort, an dem die Schwämme ihre Zelte aufschlagen, ein höchst eigenartiger. So zeigt uns die Photographie ein antikes griechisches Gefäß, das lange im Meer gelegen hat und auf das sich die verschiedenartigsten Schwämme angesiedelt haben. Ferner findet man nicht selten Schnecken- und Muschelschalen, ja sogar den Panzer lebender Krabben mit Schwämmen bewachsen.

Ebenso wie die Glasschwämme werden auch die Hornschwämme von andern Tierarten als Wohnung benutzt. Ihr weites Kanalwerk beherbergt eine bunte Gesellschaft von Würmern, Seesternen, Krebsen und Polypen. Eine Abbildung zeigt uns ein Exemplar des gemeinen Korkschwammes, aus dem ganz gemütlich ein Krebs hervorschaut. Dieser zu den sogenannten Einsiedlern gehörende Kruster verbirgt ängstlich seinen weichen Hinterkörper im Schwamm, dadurch erreicht er, daß sein leichtestverletzbarer Körperteil sicher geschützt ist. Der Schwamm aber hat von diesem symbiotischen Zusammenleben den Vorteil, daß er von Ort zu Ort getragen wird und dadurch imstande ist, leichter Nahrung für sich zu erlangen.


Korkschwamm, von einem Einsiedlerkrebs bewohnt

Eine Abart der Hornschwämme sind die Kieselschwämme, die nach und nach aus ersteren entstanden sind. Zu diesen gehören der schöne Röhrenschwamm, die vielfach verästelten Chaliniden und die blendend weiße Spongia lobata von den Faröer-Inseln. In ihrem Gewebe sondern diese Schwämme, ähnlich wie die Glasschwämme, einachsige Kieselkörper der verschiedensten Art ab.

Eine der eigenartigsten Schwammgattungen ist der Bohrschwamm (Viva celata). Derselbe fällt aber mehr durch seine Tätigkeit als durch seine Gestalt und sein Aussehen auf. Es ist ein Schwamm, der im harten Gestein lebt, sich da hineinbohrt und -frißt in zäher, unermüdlicher Arbeit. Ueberall an der Küste des Mittelmeeres findet man Spuren dieses leisen, unsichtbaren Kampfes. Hebt man einen Felsen auf, so wird man denselben mehr oder minder durchlöchert finden. An Steinen, die noch vom Wasser bedeckt sind, entdeckt man auch gar bald die Ursache. Die hineingebohrten Höhlungen des Steines sind mit einem gelblichen Schwamme erfüllt, ebendem Bohrschwamm, der weitverbreiteten Viva celata. Jedes Loch, welches wir auf der Steinfläche erblicken, entspricht einem Oskulum, durch das der Schwamm Wasser auspumpt. Der Stein, den wir in unsrer Hand haben, ist oft so sehr durchlöchert, daß er sich mit Leichtigkeit zu Staub zerdrücken läßt. Und darin liegt die wichtige Bedeutung der Viva für den großen Kreislauf des ewigen Stoffes: Der Kalkfelsen, aufgebaut von zahllosen Meerestieren, wird vom Schwamm zermalmt, zu Bohrmehl verarbeitet und in diesem Zustande dem Meerwasser wieder beigemengt. Daraus schöpfen dann wiederum jene Schaltiere, um sich ihr Kalkhaus zu bauen.


Fächerschwamm (Singapore)



Weihnachten im Rechtssinne

Juristische Plauderei

von

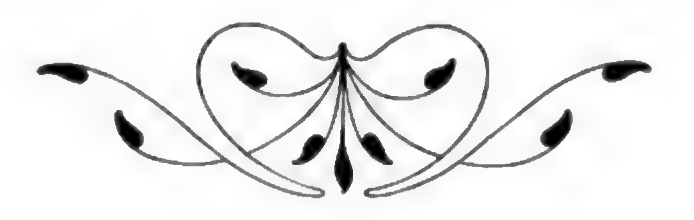
Dr. jur. E. Grüttefien

Das Weihnachtsfest steht vor der Tür. Wie wunderbar wirkt es auf das Menschenherz! Es wird so weit und groß. Der Gedanke, seinen Lieben eine Freude, eine Ueberraschung zu bereiten, erfüllt uns mit höchster Spannung. Das Geheimnis hält seinen Einzug in das Haus. Ueberall in verborgenen Ecken und Winkeln werden die Geschenke aufgestapelt. Je näher das Fest kommt, um so größer wird die Ungeduld. Besonders die Kleinen können die Zeit kaum erwarten. Aber auch die Großen sind von einer seltsamen Nervosität erfaßt, die sie kaum zur Ruhe kommen läßt. Immer wieder überfliegen sie im Geiste die Reihe der Gaben und Geschenke und eine innere Stimme fragt, nicht selten bang und zweifelnd: werden sie auch gefallen? Gewiß, es ist nicht leicht, das Einkaufen, gerade in der Weihnachtszeit. Welche Hast, welches Gedränge in allen Läden, da kann man von dem Verkäufer oft beim besten Willen nicht so bedient werden, wie beide Teile es gern möchten. Wohl dem, der beizeiten mit seinen Weihnachtseinkäufen beginnen kann. Er kann mit Ruhe aussuchen und findet noch die größte Auswahl. Um wieviel schlechter sind aber jene Kreise unsers Volkes daran, die erst in letzter Stunde ihre Weihnachtseinkäufe besorgen können, weil der Vater und Gatte erst die Weihnachtsgratifikation erwarten muß, die er als Angestellter erhält. Dann gibt es oft keine Auswahl mehr, und wenn man nicht mehr bekommen kann, was man sucht, muß man eben nehmen, was man bekommen kann. Auch zu einer genauen Prüfung der Waren bleibt da meist keine Zeit. Und doch, wie verdrießlich, wenn man zu Hause Fehler entdeckt. Der Trompete für den kleinen Fritz ist bei Aufbietung aller Lungenkraft kein Ton zu entlocken, sie bleibt stumm wie das Grab, Gretchens Puppe hat eine Nase, die sich bei genauerem Hinsehen als ganz schief erweist, und Ellas Gummischuhe klappen bei jedem Schritte ab, weil sie mindestens zwei Nummern zu groß sind. Der Mama gefällt der neue Hut gar nicht, er macht sie viel zu alt, und außerdem, so behauptet sie, habe sich Vater zu einer ganz unmodernen Fasson überreden lassen. Dafür will des Vaters Tabakpfeife absolut nicht ziehen, und die treue Auguste betrachtet mit sehr geringschätzigem Blick das neue Kattunkleid und das Vierteldutzend Küchenschürzen. Alle sind nur darin einig, daß diese Geschenke umgetauscht werden müssen. Aber geht das auch immer so ohne weiteres? Hat die Sache wirklich einen Fehler, so braucht man sie natürlich nicht zu behalten. Aber nicht alles, was uns als Fehler erscheint, betrachtet auch das Gesetz als solchen. Nur solche Fehler kommen da in Betracht, die den Wert oder die Tauglichkeit der Sache zu dem gewöhnlichen oder dem nach dem Vertrage vorausgesetzten Gebrauch aufheben oder mindern. Das klingt sehr gelehrt und auch ein wenig orakelhaft, aber das Gesetz muß sich eben allgemein ausdrücken, und es ist Sache des Richters, die Worte des Gesetzes auf den einzelnen Fall anzuwenden. Fritzchens Trompete ist gewiß fehlerhaft, denn wozu wäre eine Trompete sonst da, als daß man darauf blasen kann? Fritzchen kann also eine andre Trompete beanspruchen, welche die verlangten Töne von sich gibt. Auch Vaters Tabakspfeife muß der Verkäufer zurücknehmen, wenn er den Mangel nicht beseitigen kann. Anders liegt die Sache schon bei Gretchens Puppe. Eine Puppe ist doch zum Spielen da, und spielen kann man auch mit einer Puppe mit einer schiefen Nase, wer weiß auch, wie lange die Nase unter Gretchens Händen der Puppe überhaupt noch geblieben wäre. Es liegt eigentlich nur ein Schönheitsfehler vor. Ein kulanter Geschäfts-

mann wird gewiß Gretchen die Freude machen, ihr die Puppe umzutauschen, aber ein weniger kulanter Geschäftsmann könnte doch vielleicht sagen, daß hier nur eine unerhebliche Minderung des Wertes oder der Tauglichkeit vorliege, die nach dem Gesetz nicht in Betracht kommt.

Und Ellas Gummischuhe? Sie passen ihr nicht, ja, du lieber Gott, aber sonst sind es tadellose Gummischuhe, die wohl den gezahlten Preis wert sind. Daß sie nun gerade Ella passen sollen, ist doch eigentlich eine Sache, die den Verkäufer gar nichts angeht. Ja, wenn der Vater beim Einkauf gesagt hätte, ein Paar Gummischuhe für meine zwölfjährige Tochter, dann läge hier vielleicht eine „zugesicherte Eigenschaft" vor, nämlich die Eigenschaft, daß die Gummischuhe einem zwölfjährigen Mädchen passen müssen. Fehlt eine solche zugesicherte Eigenschaft, so ist das genau so, als läge ein wirklicher Fehler vor. In diesem Falle könnte man also die Gummischuhe umtauschen. Muß man nun beim Umtausch eine ebensolche Sache nehmen oder kann man auch etwas andres wählen, vorausgesetzt, daß es ebensoviel kostet oder daß man den Mehrbetrag nachzahlt? Fritzchen möchte nämlich statt der Trompete gar zu gern eine Trommel haben, weil er meint, die macht mehr Radau. Die Antwort lautet, Fritzchens Wunsch kann erfüllt werden, denn der Käufer einer fehlerhaften Sache ist gar nicht verpflichtet, dieselbe umzutauschen, er kann sie auch ohne weiteres zurückgeben und den Kaufpreis zurückverlangen. Für den zurückgezahlten Kaufpreis kann er sich nun einen beliebigen andern Gegenstand aussuchen. Am schlechtesten kommen schon Mutter und die treue Auguste fort; was sie erhalten haben, ist alles durchaus fehlerlos, es hat nur den einzigen Fehler, nicht zu gefallen. Aber diese Fehler berücksichtigt das Gesetz nur dann, wenn man sich beim Kauf ausdrücklich das Recht vorbehalten hat, das Geschenk umzutauschen, falls es nicht gefallen sollte. Das hat der Vater in der Eile natürlich vergessen. Mutter und Auguste können also, wenn sie ihre Geschenke umtauschen wollen, nur an die Kulanz des Geschäftsinhabers appellieren. Gern wird dieser nicht dazu bereit sein, denn das viele Umtauschen nach Weihnachten ist für unsre Geschäftsleute nachgerade schon zu einer wahren Kalamität geworden. Aber um sich seine Kunden zu erhalten, tut ein Geschäftsmann oft weit mehr, als wozu er rechtlich verpflichtet wäre. Er beißt in den sauern Apfel und nimmt oft nach Wochen noch die gekauften Waren zurück. Er hat dabei außer dem Aerger und Verdruß die doppelte Arbeit, doppelte Unkosten für Verpackung, und gar oft verlangt das Publikum in seiner Unbescheidenheit noch, daß die umgetauschten Sachen umsonst ins Haus gesandt werden.

Nicht alle Weihnachtsgeschenke sind ganz freiwillige Gaben. Manche Weihnachtsgeschenke bilden sogar eine klagbare Schuld, so zugesicherte Weihnachtsgratifikationen kaufmännischer und sonstiger Angestellter, andre Weihnachtsgeschenke wiederum sind so üblich, daß hier gewissermaßen eine moralische Verpflichtung vorliegt. Das gilt namentlich von den Weihnachtsgeschenken an unsre Dienstboten. Verweilen wir zunächst einen Augenblick bei den kaufmännischen Gratifikationen. Wie viele Familienväter, die eine abhängige Stellung bekleiden, warten mit Sehnsucht auf diesen Beitrag zu ihrem Weihnachtsfonds. Nur in seltenen Fällen wird man annehmen können, daß die Zusage einer solchen Weihnachtsgratifikation eine Schenkung ist, meist bildet sie einen Zuschlag zum Gehalt und ist dann, selbst wenn der kaufmännische Angestellte während des Geschäftsjahres austritt, ein entsprechender Anteil zu leisten, es sei denn, daß der Prinzipal den Angestellten wegen Pflichtverletzung entlassen hat; denn immerhin soll doch die Gratifikation eine Belohnung für gute Dienste sein. Ist über die Höhe der Weihnachtsgratifikation nichts vereinbart, dann ist sie in ortsüblicher oder angemessener Weise zu leisten. Macht man einem kaufmännischen oder gewerblichen Angestellten ein Weihnachtsgeschenk, ohne die Gratifikation vorher zugesagt zu haben, so liegt eine wirkliche Schenkung vor. Aber es ist eine Schenkung besonderer Art, eine Schenkung, durch die einer sittlichen Pflicht oder einer auf den Anstand zu nehmenden Rücksicht entsprochen wird. Eine solche Schenkung unterliegt nicht der Rückforderung oder dem Widerruf. Wie ist das nun mit den Dienstbotengeschenken? Gar oft kommt es vor, daß ein Dienstbote schon bald nach Weihnachten kündigt. Die erzürnte Hausfrau fragt dann oft, ob man einem so undankbaren Dienstboten die erst kurz vorher empfangenen Weihnachtsgeschenke belassen müsse oder ob man sie zurückfordern könne. Eine einfache Antwort darauf läßt sich leider nicht geben, denn im Gesinderecht herrscht im deutschen Vaterlande noch eine bunte Rechtsverschiedenheit, nicht einmal in der preußischen Monarchie gilt in dieser Beziehung überall dasselbe Recht. Wir müssen uns daher hier darauf beschränken, den Standpunkt der altpreußischen Gesindeordnung zu kennzeichnen. Danach darf die Herrschaft zwar die Weihnachtsgeschenke des Gesindes nicht zurückfordern, wohl aber darf sie dem Dienstboten den Wert derselben auf den Lohn anrechnen, wenn der Dienstbote weniger als ein Jahr in dieser Stelle gewesen ist. So sehen wir, wie gar mannigfache Rechtswirkungen und Rechtsfragen sich an das schöne deutsche Weihnachtsfest knüpfen. An wen sie herantreten, der möge sich aber seine gute Laune und seine Feststimmung nicht verderben lassen.





Speisesaal für die Arbeiterinnen einer amerikanischen Fabrik

Soziale Fürsorge für Arbeiterinnen

Von

Eliza Ichenhaeuser

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Gelegentlich der Besprechung der Heimarbeit und der Heimarbeitsausstellung zeigte ich in diesen Spalten, wie viel günstiger die Fabrikarbeiterin als die Heimarbeiterin in bezug auf Arbeitszeit, auf Arbeitsraum, auf Entlohnung, Kranken- und Altersversicherung und vielen andern Dingen gestellt sei. Aus dieser relativen Besserstellung darf aber keineswegs eine absolut gute und befriedigende Stellung geschlossen werden. Im Gegenteil sind der Mißstände zahlreiche, das Elend ist auch unter ihnen groß, die Bedingungen, unter denen sie leben und arbeiten, immer noch zum großen Teil unwürdige, die Gesundheit des Volkes und seiner Kinder immer noch eine durch die Fabrikarbeit vielfach gefährdete.

Da sind vor allem die Löhne, die, wenn sie auch keine solche Tiefe wie bei der Heimarbeiterin erreichen, doch auch hier die Wurzel der meisten Mißstände und Schäden bilden. Auch die Fabrikarbeiterin erreicht in der Regel nur die Hälfte bis zwei Drittel der Männerlöhne und damit häufig kaum das Existenzminimum. Daß diese schlechte Bezahlung zur Unterernährung zwingt und diese wiederum eine Steigerung der Arbeitsfähigkeit verhindert, ist klar. Ebenso verurteilt sie die alleinstehende Arbeiterin zu billigen Schlafstellen, die nicht selten Gesundheit und Sittlichkeit gefährden, zu Ueberarbeit und die verheiratete oder verwitwete Familienmutter zu oft unerträglicher Doppellast und Vernachlässigung der Kindererziehung. Dazu tritt die Gefährlichkeit aller Betriebe, die eine Beschäftigung mit Blei, Phosphor, Quecksilber, Tabak und ähnlichen gesundheitsschädigenden Dingen verlangen, die Staubinhalationsgefahr auch in der Textilindustrie und zahlreiche andre Gefahren, die viele dieser Arbeiten in sich bergen.

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß auch die Fabrikarbeit enorme Schäden in sich birgt, aber sie hat vor der Heimarbeit einen unschätzbaren Vorzug voraus, ihre Schäden sind faßbar, und infolgedessen konnte auch an ihre Bekämpfung herangetreten werden.

Vor allem war es die Gesetzgebung, die hier schützend eingreifen konnte und mußte, um Gesundheit und Leben der Arbeiter durch Regelung der Arbeitsart, der Arbeitszeit, des Arbeitsraumes, der sanitären und Sicherheitsvorkehrungen, der Kranken- und Invaliditätsversicherung und so weiter vor Ausnutzung und Schaden in Schutz zu nehmen.

Nächst der dadurch erreichten Staatshilfe war es die Selbsthilfe, die durch Organisation die

Möglichkeit einer Beeinflussung der Gesetzgebung und der Erreichung besserer Löhne erstrebte.

Als dritte im Bunde erscheinen nunmehr die Leitungen der großen Fabriken auf dem Plan, sie beginnen zu zeigen, daß auch ihr soziales Gewissen geweckt ist und daß sie den guten Willen haben, den Arbeitern die Bedingungen, unter denen sie arbeiten, zu erleichtern, daß sie ihr Teil beitragen wollen, ihnen den Anteil an den Segnungen des Kulturlebens zu ermöglichen.



Wasch- und Ankleideraum

Ist auch die Arbeiterschutzgesetzgebung erst in der Entwicklung begriffen und ist auch die Selbsthilfe der Frauen vermittels Organisation durch das ihnen in den meisten deutschen Bundesstaaten noch fehlende Vereins- und Versammlungsrecht sehr erschwert, so haben doch beide, wie das in der Natur der Sache liegt, viel mehr Erfolge aufzuweisen als die private Initiative der Fabrikbesitzer oder -leiter. Auf diesem Gebiete ist erst ein schwacher Ansatz vorhanden. Aber gerade darum meine ich, daß er besonders gepflegt und Anregung zu seiner Ausgestaltung bekommen sollte. Gerade darum muß immer mehr an das soziale Gewissen der Arbeitgeber gepocht und ihnen in Erinnerung gebracht werden, daß wir nicht mehr in der Aera des Smithianismus leben, in welcher der Arbeiter nur als Werkzeug der Güterschaffung betrachtet wurde, sondern daß es vornehmste Pflicht derjenigen ist, für welche die Arbeiter ihre ganze Tätigkeit einsetzen, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um die Arbeit zu dem zu gestalten, was sie sein soll: „das Mittel zu einem menschenwürdigen Dasein, zu einem sittlichen Kulturleben, zur Erfüllung seiner sittlichen Lebenszwecke".

Wenn von der Arbeiterschutzgesetzgebung beispielsweise für Arbeiterinnen eine bedeutend verkürzte Arbeitszeit, noch strengerer sanitärer Schutz, Verbot



Lese- und Spielzimmer für Arbeiterinnen in einem Etablissement in Pittsburg

der Arbeit in den letzten Wochen vor der Niederkunft, Fürsorge während dieser Untätigkeit, allgemein durchgeführtes weibliches Fabrikinspektorat und so weiter zu erwarten ist, durch Koalition eine Hebung der Löhne vorauszusehen ist, so ist von der Fürsorge der Arbeitgeber eine Hebung der Arbeitsbedingungen zu erhoffen.

Der Unterernährung kann durch Lieferung kräftigen und billigen Essens wenigstens teilweise (der Hauptteil müßte allerdings durch höhere Löhne erzielt werden) gesteuert werden, die Fähigkeit des Aufwärtssteigens in Tätigkeit und Gehalt könnte durch Kurse und Belehrung gefördert, die Schädlichkeit der Arbeit der Mütter durch Kindergärten und so weiter behoben werden, dem Schlafstellenunwesen durch Errichtung von Mädchenheimen, Arbeiterwohnhäusern gesteuert, die Gesundheit und Behaglichkeit durch Benutzung aller erdenklichen sanitären Einrichtungen, durch angenehme Räume und Gärten zum Aufenthalt während der Pausen, durch Sommerurlaube, die Teilnahme am Kulturleben der Gegenwart durch gute Bibliotheken und Zeitschriften, durch Unterhaltungsabende mit Vorträgen, Vorstellungen und so weiter gefördert, die pekuniären Verhältnisse durch Unterstützungskassen, Pensionen und so weiter aufgebessert werden, kurzum, die private, vom Arbeitgeber bewirkte Fürsorge für seine Arbeiter und Arbeiterinnen könnte und müßte die Arbeiterschutzgesetzgebung erst ergänzen.

Tatsächlich ist von unsern großen industriellen Unternehmungen auch nach verschiedenen Richtungen hin ein glücklicher Anfang gemacht worden. So haben mehrere große Fabriken Einrichtungen getroffen, durch die den Arbeitern und Arbeiterinnen innerhalb der Fabrik selbst in großen Speisesälen Speisen zu billigen Preisen verabreicht werden. Ich habe mich bei den Kabelwerken an der Oberspree persönlich von der Qualität des Essens überzeugt und gefunden, daß für 25 Pfennig eine große Portion Bohnen, Kartoffeln und Rindfleisch, für 30 Pfennig Würstchen, Kartoffeln, Linsen und Kompott, für 40 Pfennig Rindfleisch mit Sauce und so weiter, für 10 Pfennig ein großer Napf Suppe, für 8 Pfennig eine Flasche Brauselimonade, für 5 Pfennig eine Flasche Selters und so weiter verabfolgt wird. Selbstverständlich legen die Fabrikleitungen hierbei einige tausend Mark zu. Desgleichen haben verschiedene der großen Unternehmungen Kurse zur Weiterausbildung in den diversen Fächern, in denen die Arbeiter beschäftigt sind, leider sind sie aber beinahe ausschließlich für die männlichen Arbeiter. Wenn Kurse, wie dies beispielsweise bei den Kabelwerken der Fall ist, für Frauen überhaupt eingerichtet sind, so umfassen sie Dinge, die mit der Berufstätigkeit gar nicht zusammenhängen, sondern nur für ihr Privatleben von Nutzen sind, wie Schneiderei, Gesang, Samariterarbeit und so weiter. So gut auch diese den Frauen zustatten kommen werden, so finde ich es doch bedauerlich, daß bei den Frauen nicht auch auf Weiterausbildung in den diversen Fächern, in denen sie beschäftigt werden, geachtet wird beziehungsweise ihnen die Möglichkeit dazu nicht gegeben wird und sie dadurch in der überwiegenden


Angestellte einer amerikanischen Fabrik zur Erholung in einem Zeltlager

Mehrzahl in der ungelernten und daher schlechtest bezahlten Arbeit bleiben müssen.

Mit Kindergärten sind ebenfalls Versuche gemacht worden, so von der Firma Spindler. Zwei geprüfte Kindergärtnerinnen beschäftigen wöchentlich von 9 bis 12 Uhr vormittags und von 2 bis 4 Uhr nachmittags etwa achtzig drei- bis sechsjährige Kinder von in Spindlersfeld tätigen Personen, im Winter in zwei Sälen, im Sommer im großen Gartenzelt beziehungsweise dem daran schließenden Garten. Für jedes Kind werden monatlich 50 Pfennig erhoben.

Mädchenheime hat die Munitionsfabrik in Spandau errichtet, Schlaf- und Speiseanstalten für jugendliche Arbeiterinnen die Firma Villeroy & Boch in Mettlach und andre. Im letztgenannten Unternehmen wird für 45 Pfennig täglich beköstigt und ein Schlafgeld von 10 Pfennig pro Nacht erhoben. Dieselbe Firma versucht auch die Wohnungsverhältnisse ihrer Arbeiter durch den Bau von Häusern zu heben und benutzt hierzu die Zinsen einer Stiftung von drei Viertelmillionen. Das Bauen von Arbeiterhäusern hat eine ganze Reihe großer industrieller Unternehmungen unternommen, den größten Umfang in dieser Beziehung wie überhaupt in bezug auf Wohlfahrtseinrichtungen hat bekanntlich die Kruppsche Fabrik erreicht, nur hat sie den Nachteil, daß sie dem Bewegungs- und Freiheitsbedürfnis des modernen Arbeiters nicht genügend Rechnung trägt.

Auch eine Verleihung von Büchern findet an vielen Orten statt, und für Unterhaltungs- und Erholungszwecke für Arbeiter und Arbeiterinnen wird zum Beispiel bei Spindler durch Volksunterhaltungsabende an Sonntagen im Erholungshaus gesorgt, und zwar finden im Winter zwölf Theatervorstellungen und sechs wissenschaftliche Vorträge statt, im Sommer durch einen Ruderverein und so weiter. Die Firma Villeroy & Boch hat auf einem Bergabhang bei Mettlach einen reizenden Pavillon bauen lassen, dessen Modell ebenfalls in der Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt zu sehen ist, und zur Verfügung der Beamten und Arbeiter gestellt. Dort unterhält die Firma eine billige Restauration mit großem Garten für Sommerwirtschaft und einer Halle für Wintervergnügungen. In zugehörigen Räumen befinden sich eine Bibliothek, Bühne, Billard und zwei gedeckte heizbare Kegelbahnen. In dem Pavillon werden im Sommer alle vierzehn Tage von der aus Arbeitern bestehenden Kapelle, die unter der Leitung tüchtiger, von der Firma angestellter Kapellmeister steht, Konzerte veranstaltet. Hier halten die Arbeitervereine ihre Versammlungen und Feste ab. Eine Turnanstalt gehört ebenfalls dazu.

Einen sehr nachahmenswerten Versuch hat das Kabelwerk Oberspree in Ober-Schöneweide mit einer Fabrikpflegerin gemacht, die die Aufgabe hat, verschiedene Kurse für die Arbeiterinnen abzuhalten, kleine Unterstützungen selbständig zu gewähren, bei größeren Unterstützungs- und Vorschußgesuchen Recherchen anzustellen, an den Kommissionssitzungen der Pensions- und Unterstützungskasse, der Sanitäts- und Sicherheitskommission, der Kantinenkommission teilzunehmen, Krankenbesuche im Hause oder in Krankenhäusern zu machen, Vortrags- und Unterhaltungsabende zu veranstalten und so weiter.

So sehen wir überall einen hoffnungsvollen Ansatz, aber es sind nur sehr große Firmen, die sich gegenwärtig diesen Luxus leisten und noch lange nicht in genügendem Maße. An der Abbildung des schwebenden Gartens ist zu ersehen mit welch einfachen Mitteln die Amerikaner ihren Arbeitern Erholung zu verschaffen wissen. Auf einem Dach ist dieser schwebende Garten angebracht, kostet also absolut nichts an Raum und nur eine einfache Einrichtung. Etwas eleganter, aber immer noch ohne sehr kostspielig zu sein, ist das Lese-, Spiel- und Erholungszimmer, und ein gewiß nicht überflüssiger Luxus sind die Ankleideräume für Arbeiterinnen.

Jedenfalls ist aus all diesen Versuchen zu ersehen, daß auf diesem Gebiete unendlich viel geschehen kann und daß noch sehr viel geschehen muß, wenn unsrer Pflicht, der arbeitenden Bevölkerung zu einem menschenwürdigen Dasein zu verhelfen, ihr die Teilnahme an den Kulturerrungenschaften der Gegenwart zu ermöglichen, Genüge geschehen soll.



Amerikanische Fabrikarbeiterinnen im Seebad



Erholungsgarten für Arbeiterinnen auf dem Dach des Fabrikgebäudes (Nordamerika)
(Zum Artikel: Soziale Fürsorge für Arbeiterinnen)

Das deutsche Volkslied

Von

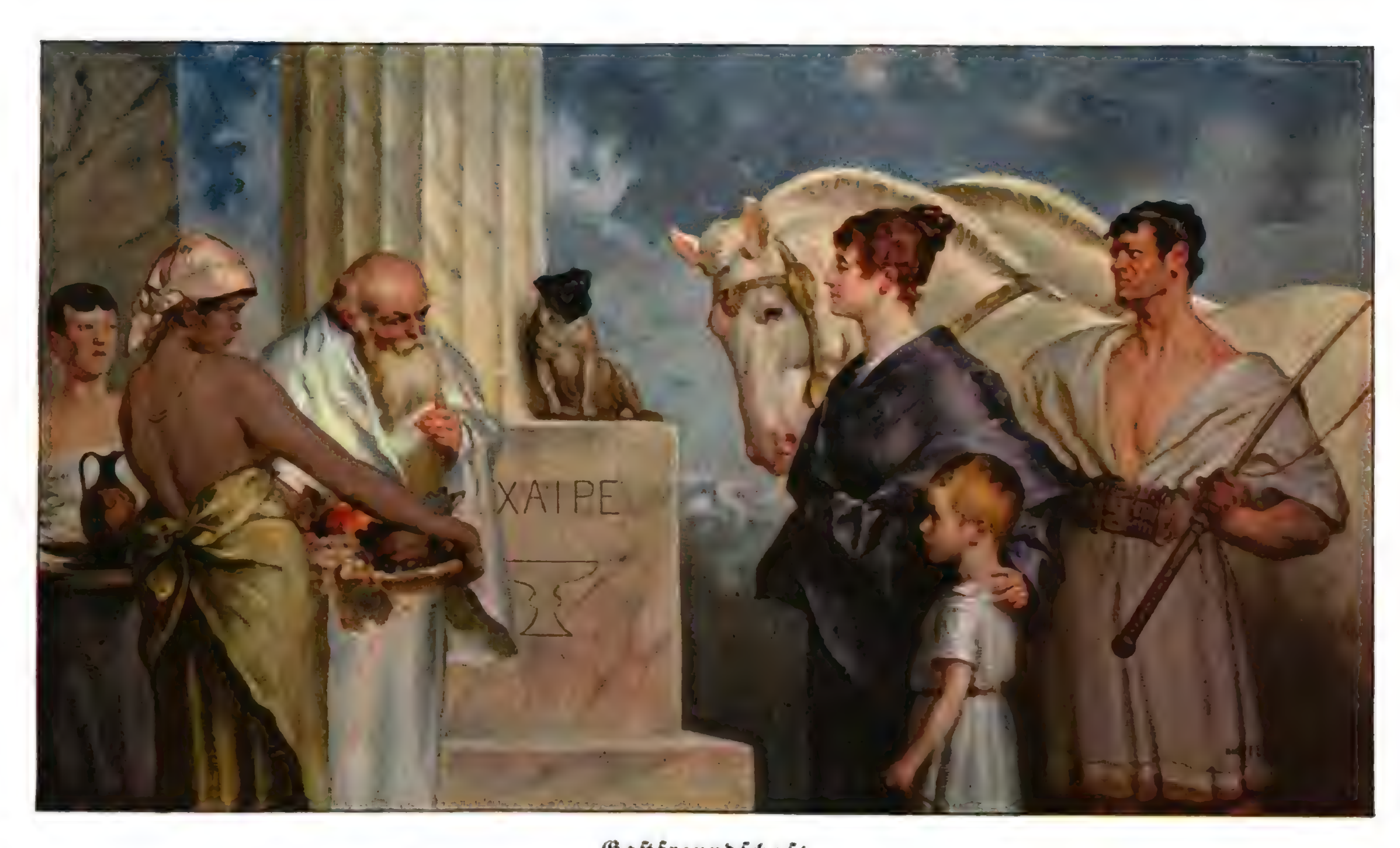
Alois Keller

Rosegger sagt in seinen „Bergpredigten", von der ganz richtigen Anschauung ausgehend, daß das echte Volkslied im Untergehen begriffen sei und daß zu seiner Rettung etwas geschehen müsse: „Ich vermisse in unsrer Musikwelt eine Anstalt zur Pflege des alten Volksliedes. Ich meine und wünsche eine Pflegestätte des alten deutschen Volksliedes, jenes Volksliedes, von dem man weder Dichter noch Komponisten kennt. Das besteht nicht allein etwa aus Liebes-, Schützen- und Almliedern; es hat auch die Standeslieder, Bauern-, Burschen-, Soldatenlieder; es hat die Wanderlieder, Fest- und Totenlieder; es hat die Romanzen und Balladen, die Krippenlieder, Marienlieder und überhaupt das geistliche Lied, das an Weise und Text einen Schatz von Naivität, Gemüt und Stimmung enthält. — Wo finden wir diese stets interessanten, teils herrlichen Gesänge? In der Stadt nicht, in unsern Gesangvereinen nicht. In guten Volksliedersammlungen haben wir sie allerdings gedruckt, aber ohne Noten. Diese Lieder taugen aber nicht zum Lesen wie ein Goethesches oder Heinesches Gedicht — sie sind im Singen entstanden und zum Singen da. Weit muß man hinausdringen in die Dörfer und intimer in die Hütten hinein, will man ein solches Lied hören und aus dem natürlichen Vortrag seine Schönheit genießen. Dort müßte man den Schatz auch heben, zum Texte die Arie aufschreiben und den Leuten ablernen, wie gesungen wird. In solchen Sachen kann der Gelehrte von der Einfalt lernen. — Unsern Sängerkreisen, ist ihnen denn die Doppelseele der Kunst, die Naivität und Einfachheit, so ganz und gar abhanden gekommen, daß sie uns diese Lieder in ihrer ursprünglichen Weise gar nicht bringen könnten? Und brächte es die Kritik wirklich übers Herz, auf die Volksart und Einfachheit für immer zu verzichten? Sollte sie nicht vielmehr wie ein treuer Kompaß gerade auf das Volkslied hinweisen als auf den Jungbrunnen für alle Musik?"

Und an dieser Stelle geistigen Lebens, hingebender Liebe für das Volk und sein Lied begegneten sich zwei bedeutende Männer: Rosegger und Dr. Josef Pommer. Lange schon mochte in Rosegger der in dem erwähnten Teil der „Bergpredigten" endlich zum Ausdruck gelangte Gedanke geschlummert haben, und ebenso trieb derselbe Gedanke Dr. Pommer ruhelos durch sein geliebtes Steirerland. Mit Wehmut machte er die Wahrnehmung von dem langsamen Aussterben des echten Volksliedes, und unablässig sann er auf Mittel, dem Verfall zu begegnen, dazwischen aber rettete er mit kundigem Stifte, was noch zu retten war. So verfügte er bereits über eine reiche Sammlung selbst zusammengetragener Volksliedschätze, ohne jedoch die richtige Befriedigung darüber zu empfinden, denn Herders Ausspruch: „Nichtgesungene Volkslieder sind halbe Volkslieder oder gar keine" deckte sich nur zu sehr mit seinen eignen Anschauungen und Empfindungen. Die nun plötzlich erfolgte geistige Begegnung zwischen Rosegger und Pommer an dem gemeinsamen Schmerzenspunkte gab den entscheidenden Ausschlag, und vier Jahre später entstand in Wien unter Professor Pommers Leitung der Deutsche Volksgesangverein, der im Vorjahr, aus bescheidenen Anfängen herangewachsen, gleichzeitig mit der Feier des sechzigsten Geburtstages seines Gründers und Vorstandes auch das Fest seines fünfzehnjährigen Bestandes beging.

Zum vollen Verständnis des eigentlichen Zweckes dieser Zeilen ist es notwendig, hier einen kleinen Rückblick auf Dr. Pommers Wirken zu werfen. Er betätigte sich schon in frühester Zeit als Sammler von echten Volksliedern aller deutschen Stämme, aber er sammelt nicht bloß, sondern er singt auch diese Lieder selbst, wie er sie direkt aus dem Munde des Volkes mit allen ihren Eigenartigkeiten erlernte, die sich nur nach längerem Studium nachahmen, niemals aber beschreiben lassen. Dadurch nun, daß er den Deutschen Volksgesangverein gründete — übrigens ein Unternehmen, das in den ersten Jahren seines Bestandes keineswegs auf Rosen gebettet war und viel unter den verschiedenartigsten Anfeindungen zu leiden hatte —, dem er als treuer Berater unermüdlich zur Seite steht, gelangen die Mitglieder durch seine mündlichen und gesanglichen Anleitungen zur Kenntnis aller derjenigen Merkmale, die das echte Volkslied vom unechten unterscheiden, sie lernen das echte Volkslied richtig singen. Nicht auf den Dialekt allein kommt es an, nicht er ist das Wesentlichste, sondern die ganze Eigenart überhaupt, die nur durch stete Pflege des echten Volksliedes vom Sänger in sich aufgenommen werden kann. Mehr oder minder gute Volksliedersammlungen gab es schon vor Dr. Pommer, und wenn auch nicht zu unterschätzen, so wären seine Verdienste um das echte Volkslied doch weit geringere geblieben, hätte er sich gleich andern Sammlern mit der Anlage der Sammlung allein begnügt. Dadurch aber, daß er mit dem Deutschen Volksgesangverein hinauszieht vor das große Publikum, die Weisen des Volkes unverfälscht und ungekünstelt, so wie das Volk wirklich singt, erklingen läßt, dadurch hat er dem deutschen Volkslied den größten Dienst erwiesen.

Schon hat der Funke zündend gewirkt, die Deutschen Volksgesangvereine in Neuruppin, Brünn, Hilden bei Düsseldorf, Graz und Liesing bei Wien entstanden, nachdem einmal das Beispiel gegeben, und stehen in engster Fühlung mit dem Wiener Stammverein. Vor zwei Jahren haben sich diese Volksgesangvereine zu dem Sängerbund „Deutsches Volkslied" zusammengeschlossen. Sie alle pflegen das echte deutsche Volkslied und nur dieses, teils in



Gastfreundschaft

Nach einem Gemälde von Ferdinand Keller

Männerchören, teils im gemischten Chor, den vom Deutschen Volksgesangverein in Wien veranstalteten, teils von Dr. Pommer, teils von andern mehrstimmig gesetzten Liederausgaben entsprechend. Wie sehr die Zwecke dieses Vereins, der außerdem eine Zeitschrift, „Das deutsche Volkslied“, zu deren Leitern auch Hans Fraungruber zählt, herausgibt, endlich gewürdigt werden, geht schon daraus hervor, daß er namhafte Subventionen seitens der österreichischen Regierung, der Stadt Wien und des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins bezieht. Dr. Pommer wurde übrigens wegen seiner Verdienste um die Sache des echten deutschen Volksliedes und weil er in Oesterreich als Autorität auf diesem Gebiete gilt, von der österreichischen Regierung zu der von ihr gebildeten Kommission zur Herausgabe von Volksliedern und Volksmusik aller österreichischen Stämme beigezogen.

So ziehen die Bestrebungen zur Erhaltung und Pflege des echten deutschen Volksliedes immer weitere Kreise, wir finden schon in Richard Wagner einen Kenner und Würdiger dieses Nationalschatzes, wir sehen Franz Magnus Böhme, Professor Ludwig Erk, Martin Plüddemann, Dr. Georg Scherer, Johs. Brahms, Hofkapellmeister J. N. Fuchs, Anton Ritter von Spaun, Freiherr von Ditfurth, F. F. Hohl, Hans Neckheim, Dr. Werle, ja noch früher beispielsweise Ludwig Uhland und Friedrich Silcher in Diensten der Volksliedsache, und trotz alledem, was ist all das gesammelte Material im Vergleich zu dem wirklich bestehenden, noch ungehobenen Reichtum an echten deutschen Volksliedern! Leider sind schon unendlich viele unwiederbringlich dahin. Sie wurden von Generation gesungen zu Generation, sie lebten, solange der letzte des Stammes lebte, der sie gepflegt, mit ihm starben auch sie, keine liebende Hand hatte sich gefunden, sie auf dem Papier in Melodie und Text festzuhalten, kein liebender Mund sang sie mehr, durch Tradition ererbt, und wenn noch irgendeine Erinnerung an sie überhaupt besteht, so hört man vielleicht ein altes Mütterlein oder Männlein sagen, daß der oder die in längstvergangenen Zeiten dies oder das wunderherrliche Lied mit dem oder jenem Thema zu singen verstanden habe. . . . Aehnlich verhält es sich auch mit dem klangfrischen Jodler der Alpen. Sonderbarerweise gibt es gewisse Gegenden, die früher wegen ihres Singens berühmt waren, während man heute dort kaum einen Ton mehr zu hören bekommt. Hat sich also nicht rechtzeitig jemand gefunden, der diese lebfrischen Weisen wenigstens durch Notierung der Nachwelt erhält, so sind sie verloren. Dr. Pommer, selbst ein vorzüglicher Jodler, hat hier getan, was er tun konnte, aber der Fülle des Stoffes ist ein Mensch kaum gewachsen. In mehreren Heften ließ er bereits 776 „Jodler und Juchezer aus den österreichischen Alpen“ erscheinen, nach jeder Ausgabe hielt er selbst die Ausbeute für eine ziemlich gründliche, und jedesmal führte verständiger Sammeleifer neue Schätze herbei, die wieder nach Veröffentlichung verlangten, so daß man nach den gemachten Erfahrungen kühn behaupten kann, diese Quelle sei einfach unerschöpflich. Für Interessenten des echten Jodlers — nicht zu verwechseln mit den süßlichen Imitationen der „Volks“sängergesellschaften — fügen wir hier einige Beispiele ein.





Dieser Jodler wurde Dr. Pommer bereits im Jahre 1888 von Katharina Rupprechter, Bauerstochter vom „Moser im Tal“ in Angerberg, Unterinntal in Tirol, vorgesungen. Eine Eigentümlichkeit des ein-, zwei-, drei- und auch mehrstimmig gesungenen Jodlers ist, daß er desto schöner klingt, je höher er gesungen wird, wozu freilich ausgebildete Fistelstimmen erforderlich sind. Wie schon aus diesem einen Beispiel ersichtlich, soll ein Sammler niemals unterlassen, den Fundort nebst dem Jahr der Auffindung so genau als möglich anzugeben, da dies einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Volkskunde bildet. Interessant sind auch jene Jodler, richtiger Jodlerlieder, bei denen die eine Stimme Jodlersilben, die andre hingegen einen beliebigen, meist launigen Text singt, wie in folgendem, aus Vorau in Steiermark stammendem Jodler, der im Jahre 1893 von der „Michlin auf der Eb'n“ in Vorau, Steiermark, dem langjährigen verdienstvollen Chormeister des Deutschen Volksgesangvereins in Wien, Karl Liebleitner, vorgesungen wurde.



*) å = dumpfes a.

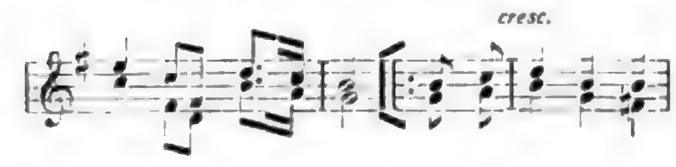




2. Mei Våda håd gsågt,
I sollt' besser bau'n,
Sollt's Katzerl verkaf'n,
Sollt' selber mauf'n.

In noch weit höherem Grade als der Jodler unterliegen aber die textlichen Volkslieder großen Gefahren. Das Einfache, das Schlichte, Natürliche tut's manchen kühnen Musikmenschen nicht, sie nehmen das duftende Veilchen, setzen es ins musikalische Treibhaus und düngen es mit allerlei Kunstmitteln so lange, bis sie haben, was sie erreichen wollten: ein schillerndes Riesenveilchen. Daß dabei der Duft verloren ging, schadet weiter nichts, man will ja nur par distance mit dem äußeren Anblick wirken. Darum ist sehr wohl zwischen dem echten Volkslied, Nachahmungen und Verballhornungen zu unterscheiden und vor den beiden letzteren Kategorien zu — warnen. Oder könnte folgendes echte Kärntnerlied (Hans Neckheim, „222 echte Kärntnerlieder", Verlag des Deutschen Volksgesangvereins, Wien) wirklich durch irgendeine kunstvolle Bearbeitung in Wort oder Melodie gewinnen?





1. scheans Diandl, dås liab i, bin a Bua, a jun-
2. groß und stårk sein, und dås Diandl, dås i
3. kånnt auf der gån-zn Welt, und dö Schmiedin, dö



1. ga, streich im Wåld-schlåg u - ma.
2. gern håb, jung, sau - ba und fein.
3. schimpft, wånn da Kohl-baurn-bua kimmt.

Dieses Lied darf ja nicht zu schnell gesungen werden, es muß darin die selbstbewußte Behäbigkeit zum Ausdruck gelangen, mit der hier der kraftstrotzende, auf sein gutes „Geschäft" stolze (Holz-) Kohlenbauer von sich spricht. Anderseits darf dieser Ausdruck nicht etwa in Derbheit ausarten, denn gerade dem echten Kärtnerlied ist eine Lieblichkeit eigen, wie sie bei den Liedern andrer Stämme selten vorkommt. Hier gilt es also, das richtige Mittel zu finden. Ganz besonders zart, sozusagen als Muster für die kärntnerische Art dienend, ist das aus Liebleitners Sammlung „Dreißig echte Kärntnerlieder" (ebenfalls im Verlage des Deutschen Volksgesangvereins in Wien erschienen) entnommene: „Und i pitt di".



I. II.

1. nåß! Schau, ka nuß.
2. pin! 's wert di pin.
3. mål! Wånn - mål.

Die dem Laien etwas absonderliche Schreibweise des Textes findet ihre Erklärung in dem Bestreben, die Worte möglichst getreu der Aussprache nach zu schreiben. Eine andre Art älplerischen Volksgesanges zeigt sich uns im Schnaderhüpfel, das durchaus nicht immer, wie man gemeinhin annimmt, sich in flachster Melodie bewegt, sondern über ganz erstaunlichen Gestaltungsreichtum verfügt, wie folgende aus Hopfgarten im Brixentale stammende Schnaderhüpfelweise (F. F. Kohl, „Echte Tirolerlieder", Selbstverlag des Herausgebers) zeigt:

[1]) bitte. [2]) um des Blutes Christi willen. [3]) reuen. [4]) Lavanttal.



Dies sind echte Volkslieder, so wie das Ehrenmitglied des Deutschen Volksgesangvereins, Rosegger, sie in seinen eingangs erwähnten, vor ungefähr zwanzig Jahren geschriebenen Zeilen meint und wozu er weiter bemerkt: „Ich wünsche eine Gesellschaft zur Pflege des alten Volksliedes. Man sollte wenigstens in der großen Stadt, die ein Archiv für alle Zweige der Kultur sein soll, wissen, wohin man zu gehen hat, wenn man die alten Volkslieder hören will, die unsre Ahne und Mutter gesungen, nach denen unser Großvater geworben, gejubelt, gelitten, gestritten hat, an welchen den meisten Menschen süße Erinnerungen hängen. Es würde sich für diese Lieder ein großes Publikum finden, und es würden diese Lieder allmählich eine Läuterung des Geschmacks vollbringen."

Nicht Kärntnerlieder, nicht Steirerlieder noch andre sollen es sein, welche die Bevorzugung genießen, durch Ausschreibung und gesangliche Pflege der Vergessenheit entrissen zu werden, nein, das deutsche Volkslied überhaupt, so weit die deutsche Zunge klingt! Auch hier geht der Wiener Deutsche Volksgesangverein bahnbrechend voran. Mit Unterstützung des Großherzogs von Baden gab er die von Augusta Bender (Verfasserin des Romans „Die Reiterkäthe") gesammelten „Oberschefflenzer Volkslieder" heraus. Ein einziges Dorf allein lieferte das Material hierzu! Wie herrlich müßte da die rationell betriebene Ausbeute aus den ganzen deutschen Landen sein! Möge das Beispiel Augusta Benders allüberall würdige Nachahmung finden, dann müßte das durch waschlappige oder zotenhaltige Erzeugnisse in den Hintergrund gedrängte echte deutsche Volkslied eine Auferstehung feiern, wie sie ihm zukommt. Mögen auch diese Zeilen dazu beitragen, dem echten deutschen Volkslied neue Freunde zu gewinnen, die es lieben und schätzen und — pflegen! Es ist so schwer, mit dürren Worten den wahren Wert dieses Stiefkindleins zu kennzeichnen, denn man müßte darüber wohl ein ganzes Buch schreiben, um am Ende zu sehen, daß man eigentlich viel zu wenig gesagt, und so müßte sich wohl Buch an Buch reihen, wollte man dieser Aufgabe ganz gerecht werden. Darum wirkt besser als die schönste Erklärung das gesungene echte Volkslied selbst. Vertiefung in schon vorhandene Sammlungen, fleißig singen, da erwacht das Verständnis von selber und damit die Erkenntnis des Falschen, Unechten, Sentimentalen, Gekünstelten, das wir von uns abstoßen sollen.

Entführung

Von

Richard Schaukal

Wenn die leichte Kerzenflamme
Schwelend sich gespenstisch hebt,
Die am runden weißen Stamme
Zuckend wie gefangen klebt,

Und ein Hauch im düstern Zimmer
Unbemerkt sie plötzlich treibt,
Daß ihr flüchtig blasser Schimmer
Schattend seinen Kreis beschreibt:

Fühlst du dich im tiefsten Kerne
Wie von einem Ruf berührt,
Der dich in die große Ferne,
In die Ewigkeit entführt,

Fühlst dich über diesem Leben
Körperfrei im Wirbelwind
Lautlos zu den Quellen schweben,
Draus die Zeit ins Dunkle rinnt.



„Das Wandern ist des Müllers Lust" hatte ich gesungen, und „Drauß' ist alles so prächtig" und „Der Mai ist gekommen". Kein weiteres Wanderlied wollte mir in den Sinn und in die Kehle kommen, da schritt ich denn stumm, aber mit wanderfrohem, leichtem Herzen fort über die einsame, weltabgeschiedene Höhe, auf die ich nach langem Marsch geraten war. Der letzte fahle Schein eines rasch verglühenden Abendrots lag rings gebreitet. In der Ferne sah ich Fichtenwälder schwarz und schweigend stehen; aus den weiten Flächen blühenden Heidekrautes ragten einzelne zerstreute Birken und da oder dort ein dunkler Wacholderbusch, die Zypresse des Schwarzwalds. Den steinigen Pfad, den ich ging, säumten Schlehenbüsche, in deren kahlem Dornengestrüpp Tausende von Raupennestern hingen. Bisweilen überkletterte ein dichtes, stacheliges Geranke von Brombeeren den wohl selten begangenen Weg.

Ich griff jetzt schneller aus. Freudenberg, das ich erreichen wollte, mußte vor mir im Tal liegen, und den Abstieg an der waldigen Berglehne dort drüben hätte ich gern noch bei ausreichendem letzten Tageslicht gemacht. Aber der ferne schwarze Waldgürtel kam mir nicht näher. Weithin dehnte sich die öde Höhe und die Nacht sank rasch. Wie schwarzgraues, fast greifbares Schleiergewoge kam sie hernieder. In den einsamen Birken schienen Fetzen dieser Schleier zu hängen, und die Schlehen- und Wacholderbüsche verzerrten sich zu abenteuerlichen Gestalten. Jetzt stand mir der Sinn nicht mehr nach Wanderliedern. Nicht daß mir bange geworden wäre. Aber die laute, überquellende Fröhlichkeit, die beim Wandern im hellen Sonnenlicht aufgeblüht war, sie schloß den Kelch, wie's manche Blumen tun, wenn der Abend kommt.

Eine tiefe, große Feierlichkeit war um mich her. Das leise Knirschen meiner Tritte schien mir wie eine plumpe Störung. Wieder und wieder blieb ich stehen und tauchte in der dunkeln heiligen Stille unter, die zart umsäumt war von dem kaum hörbaren Rascheln des Windes im Heidekraut. Mir schien es, als sei ich jetzt der einzige Mensch auf der Welt, und diese weite, dunkelnde Welt sei ein Tempel des Ewigen, der überall ist.

Und wie ich da einmal wieder stehen blieb und meinen einsamen Weg zurücksah, da kam hinter einem Waldsaum der Mond empor. Er war bald voll und sah grinsend herüber, als wolle er mich lachend grüßen. Ich glaube, ich habe auch ihm zugelacht, so wie man einem trauten Wandergesellen zulacht, den man von ferne kommen sieht.

Wieder schritt ich dahin, aber jetzt nicht mehr allein. Mein langer schwarzer Schatten vor mir, der grinsende Geselle hinter mir — das war ein vergnügliches Wandern. Und dann mußte ich mich jäh umsehen. Seit wann hört man denn Schritte im Doppelklang, wenn nur der Mond und der eigne Schatten mit einem wandern? Ueberrascht blieb ich stehen. Hinter mir, schon ziemlich nahe, kam ein hochgewachsener Mann gegangen. Scharf hob sich die dunkle Gestalt auf der freien, mondhellen Höhe ab. Wo war er denn auf einmal hergekommen, der nächtliche Wanderer? Ich hatte mich doch so oft schon umgesehen und war immer allein gewesen auf der öden Hochebene. Erwartungsvoll sah ich ihm entgegen, der da mit weiten, steifen Bauernschritten gegangen kam. Nicht weit von mir blieb der Mann plötzlich stehen. Scharf umrissen sah ich seine Gestalt in der rasch zunehmenden Helle des Mondes.

Groß und breit in den Schultern war er, und auf diese Schultern fielen ungebräuchlich lange, strähnige Haare, auf denen eine altväterische Schildkappe saß. Mehr altväterisch als bäurisch war auch der langschößige Rock; ein Leibrock, wie ihn die Urgroßväter zu Jabot und Schnallenschuhen trugen. Einen derben Stock, der aus einer beliebigen Hecke geschnitten sein mochte, trug der Mann in der Hand, und die Hosen steckten in niederen Schaftstiefeln.

Wie eigens für diese weltferne, wunderbare Nacht geschaffen kam mir der Wanderer vor: mir war, als könne man ihn, wie er so dastand, fragen nach Dingen, die mit keinem Alltag zu tun haben.

Sein Gesicht sah ich nicht, aber ich fühlte, daß er scharf zu mir herschaute, so scharf, daß mir fast unbehaglich ward.

„Guten Abend!" rief ich ihm zu, und der eignen Stimme Klang überraschte mich in dieser seltsamen Stille.

„'n Obed," gab er zurück in der breiten, rauhen Sprache jener Höhen, aus der nicht viel Schönes herauszuhören ist, wenn man nicht zu lauschen versteht mit dem Herzen, das warm wird vom Klange der Heimat.

„Exkise,“ *) fuhr er fort und trat ganz nahe zu mir her, „aber i han gmeint, der Schmied von Ertinge stand wieder do. Scho zweimol hot er mi do hobe gstellt.“

Ich konnte jetzt das Gesicht vor mir unterscheiden. Es war ein bartloses derbes Gesicht mit langer starker Nase und breitem Kinn, ein Gesicht, auf dem starre Willenskraft, ja Gewalttätigkeit zu lesen war.

„Ein Schmied bin ich nicht,“ sagte ich jetzt, „nur ein Wandersmann, dem unversehens die Nacht auf den Hals gekommen ist, und der nach Freudenberg will.“

Der Fremde setzte seinen Knotenstock auf und schritt zu, als nehme er für selbstverständlich an, daß ich neben ihn trete. „Do send's no drei guete Stund,“ sagte er beiläufig.

Ich war unangenehm überrascht. So weit hatte ich mir den Weg meiner Karte nach nicht mehr geschätzt. Die sieben oder acht Stunden, die ich heute schon gegangen, begannen in meinen Füßen zu rumoren.

„Unmöglich,“ rief ich betroffen, „da hätte ich ja einen kolossalen Umweg gemacht. Auf meiner Karte steht's doch ganz anders.“

Mein Begleiter lachte kurz auf. „Se send halt am Herrgottsbühl vorbei und hänt kei Vaterunser betet.“

Ich weiß, wie in den waldigen Schluchten und Höhen dort hinten wirrer Aberglaube durcheinander wuchert, und ich weiß auch, wie unklug es ist, darüber zu lachen. Kein Würzelchen des tollen Gerankes lockert sich durch wohlfeilen Spott; dagegen gehen die Herzen der Waldleute, die sich so schwer und mühsam öffnen, unwiderruflich zu. Wie die Igel, die an ihren Feldrainen hausen, so sind die Leute dort hinten: eine ungeschickte Bewegung, dann rollen sie sich zusammen und starren von Stacheln.

Aber es war nicht nur aus Gründen der Klugheit, daß ich nicht lachte dazumal. Es schien mir, als könne der Mann, der da neben mir schritt, überhaupt nichts Törichtes, nichts Lächerliches sagen, als sei jedes Wort aus diesem strengen bartlosen Mund vollwichtig und bedeutungsschwer. Ich stand still und zog meine Karte hervor, den Herrgottsbühl darauf zu suchen, und mein Begleiter hemmte neben mir den Schritt.

Silbrigweiß, fast als schiene es auf ein Schneefeld, lag das Mondlicht auf der öden Höhe; aber es reichte doch nicht hin, die feinen Linien auf der Karte zu lesen.

„Lasset des Zeugs weg,“ sagte der Mann neben mir, „lasset des Zeugs weg, ihr Stadtleut! 's Bescht stoht doch net drinne.“

„Warum nicht gar,“ bestritt ich. „Höhen und Täler, Flüsse, Bäche, Wege, Wälder, Felder und Heiden sind da eingezeichnet. Mehr braucht's doch nicht, daß ein Wandersmann sich zurechtfinde.“

„Jo, so wie Sie heut obed,“ entgegnete der andre trocken. Dann beschrieb er mit seinem Stock einen weiten Bogen. „Selt dromme hättet Se laufe müeße, no wäret Se jetzt scho lang z' Freudeberg. Aber weil Se am Herrgottsbühl kei Vaterunser betet hänt, no hot Se eifach 's bitter Fränzele nebe nauß gführt. Se send net d'r erscht.“

„Ich bin am Herrgottsbühl wahrscheinlich gerade zumarschiert, ohne auf meine Karte zu sehen,“ warf ich ein.

„Was Kart!“ schnitt mir der Mann kurz und höhnisch das Wort ab, „d' Kartemacher zeichnet d' Welt do na, wie wenn se so e Schlehebusch wär, in dem d' Raupe ghaust hänt — nix derhinter und nix dervor —“, er schlug mit seinem Stock gegen einen der Büsche am Weg; „aber wenn mer gnauer naguckt, no ist no ällerlei do, was mer net zeichne und net aufschreibe ka.“

Der Dänenprinz fiel mir ein, der ähnliches behauptet, und ich schritt schweigend neben meinem schweigenden Begleiter weiter. Unsre Schatten liefen tiefschwarz vor uns her, ein Käuzlein lachte in der Ferne in immer kürzer werdenden Zwischenräumen, um dann jäh zu verstummen.

Ich sah am Schatten, wie der Mann neben mir den Kopf hin und her wiegte. „'s wurd nix z' mache sei,“ murmelte er dann so, daß ich's verstehen konnte, „der Vogel gfällt mer net.“

„Es war ein Waldkauz,“ sagte ich.

„Mir heißet 'n de Totevogel. Er schreit scho e Woche drei um de kalte Hof rum. I glaub, d' Bäure treibt's nemme lang. Wenn's Gotts Will wär und des Weib käm zu ihrer Ruh; 's ist nemme schö, was die ausstehe mueß. Sie schickt wohl immer zu mir, und i komm jo au gern; aber für älles kann i au net sei, so wenig wie d'r Pfarrer vo Freudeberg, der ällbot au zur Nane komme mueß.“

„Ist ein Hof da in der Nähe?“ fragte ich, von der Möglichkeit baldigen Ausruhens mehr ergriffen als von dem Leiden eines mir ganz fremden Weibes.

„Ha jo, d'r kalt Hof, selt dromme im Teich,“ gab der Mann in einem Ton zur Antwort, als sei es Pflicht jeden Wanderers, vom kalten Hof zu wissen. „D' Nane hot mer verbotte,*) i soll heut no komme, 's sei wieder so arg als emol.“

Ich glaubte jetzt klar zu sehen: der Mann war wohl einer der bäuerlichen Wundärzte, wie man sie vereinzelt dort in den Wäldern noch trifft, ein wunderliches Gemisch von Barbier, Chirurg, Hufschmied, Bauer, Tier- und Menschen-, Leib- und Seelenarzt.

„Ihr seid wohl der Doktor da oben?“ fragte ich vorsichtig.

„I be d'r Fritz,“ entgegnete der Mann kurz, als könne und müsse das jedem genügen.

Ich hütete mich wohl, Näheres zu erfragen. Man geht keinen Großen ungestraft um Vor- oder Zunamen, Stand oder Beruf an. „Goethe“ — das genügt; warum sollte „d'r Fritz“ nicht genügen, wenn es in solchem Ton ausgesprochen ward.

„Könnte ich nicht vielleicht auf dem kalten Hof einen Unterschlupf finden für diese Nacht?“ fragte ich nach einer Weile.

Der Mann gab nicht sogleich Antwort. Mit seinen steifen, gleichmäßigen Schritten stapfte er neben mir dahin, um dann plötzlich wieder stehen zu bleiben. Dabei legte er mir die schwere Hand auf die Schulter und zwang mich dergestalt, ebenfalls Halt zu machen.

*) Excusez.

*) sagen lassen.

Unwillkürlich sah ich zu ihm auf und fand, daß sein Gesicht, das er halb dem hellen Mond zuwendete, wie in starren Ernst getaucht war.

„Wenn's Ihne nix ausmacht," sagte er langsam und schwer, „no bleibet Se halt in Gottes Name uf em Hof. Aber sell ka i Ihne sage: wenn i einer wär, wo kei guets Gwisse hot, oder wo de Herrgott fürchte mueß, no ging i lieber weiter und wenn mi meine Füeß kaum meh trage tätet."

Die Hand auf meiner Achsel ward mir plötzlich unbehaglich. Sie war wie eine Hand, die gleich anfangen wird zu schütteln. Ich trat zurück und — soll ich's leugnen — ich suchte blitzschnell mein Inneres durch, ob da etwas wäre, was mich vom kalten Hof hätte fernhalten müssen.

Die bleierne Müdigkeit in meinen Füßen stumpfte die Feinheit meines Gewissens etwas ab. Die Neugier, dieses gesegnete Laster, das schon so manches Dunkel hat lichten helfen, tat das übrige, so daß ich mich für den kalten Hof entschied.

„Ich gehe mit Euch," sagte ich möglichst leicht und schritt wieder aus, „wenn Ihr meint, daß mir die Nane ein Obdach gibt."

„Die — —" entgegnete der Mann gedehnt, „die kümmert sich um so Dengs nemme; i glaub äls, die wurd sich heut nacht selber e Plätzle suche; 's ist m'r grad so, wie wenn's heut nacht no wär; aber 's Bäbele und d'r Jakob send do."

Nun ist's gerade nicht verlockend, als fremder, ungebetener Gast auf einen Hof zu kommen, auf dem eben die Bäuerin sterben will; aber ich dachte nur an ein Plätzchen auf irgendeiner Streu, wo ich meine müden Glieder würde strecken können, bis die frühe Morgensonne mich zu neuem Wandern riefe.

Unser Pfad, den immer noch das Buschwerk säumte, bog jetzt leicht gegen links ab. Ein plumpes Steinkreuz sah ich da am Wege ragen. Es war kaum als solches zu erkennen. Es mochte eine ungeschickte Hand gewesen sein, die es vor langer Zeit zurechtgehauen hatte. Mein Begleiter trat an das Kreuz und strich mit der freien Hand über den Stein. Nichts von Scheu und auch nichts von Ergriffenheit lag in diesem Streicheln. Es war eine ganz nüchterne, fast geschäftsmäßige Sache.

„So, bleib jetzt no liege, Schmied," sagte er dabei halblaut, „brauchst de nemme z' molestiere, i han se verbrennt, die Teufelsgert, die verflucht!"

Damit trat er zurück von dem Stein und stieß hart am Wegrand mit dem Stock auf den Boden. „Do ischt's gwe, grad do," wandte er sich halb an mich.

„Was war da?" fragte ich.

„Ha, die Gschicht mit 'm Ertinger Schmied," entgegnete er kurz, als müsse jeder diese Geschichte wissen.

„Was war's mit dem?" fragte ich weiter.

„Ha no, der hot am Karfreitich nachts, wo der Mo*) vollworde ist — des passiert bloß älle hundert Johr e mol —, do hot 'r noch Gold grabe, oder was weiß i! Seis Vaters Schwester, des ischt e ganz Letze gwe, von dere hat 'r e Rut ghät, wo eim d' Plätzle zeigt."

„Meis Vaters Vater, des ischt e Sinnierer gwe, der ist gern über d' Oede gloffe. Sellmols ist do no kei Weg gwe. Und der hot em Ostersonntich morge de Schmied tot in dem Loch gfunde, wo er hot z' grabe ghät. In d'r eine Hand hot 'r d' Rut ghät, in d'r andere e giftige Natter. Dere hot 'r de Hals zudruckt ghät, daß se 's Maul ganz aufgsperrt hot.

„Mei Aehne hot no de Schultheiß gholt und de Pfarrer; aber d' Rut hot er vorher 'm Schmied aus d'r Hand to. Net, daß er hätt au Schatzgrabe wölle, mei Aehne — er ist e christlicher Ma gwe —, er hot bloß net wölle han, daß des Teufelszeug no weiter Elend anstift. Er hot se mit heimgnomme und hot se hinter d' Bibel nomgsteckt, und dort ist se gsteckt bis heut obed.

„Weil mi der Schmied scho zweimol gstellt hot, han i heut obed, eh i wieder auf de Weg be, die Teufelsgert verbrennt. Jetzt bleibt er scheint's doch liege, d'r Schmied."

Befriedigt sah der Mann zurück nach dem Kreuz, das plump und still, von breiten, flachen Büschen der Silberdistel umstanden, hinter uns blieb und seinen verzerrten Schatten über den Weg warf.

Ich ging stumm neben meinem Begleiter weiter. Es wäre mir unendlich deplaciert, ja es wäre mir läppisch vorgekommen, in dieser wunderlichen, silbrigen Nacht gegen das Wunderliche anzukämpfen, das so gut, so selbstverständlich hereinpaßte.

Ein fast wohliges Gefühl kam über mich, ein müdes Erschlaffen, dem ich nachgab, wie der Schwimmer, der sich auf den Rücken legt und sich von der Strömung treiben läßt, wer weiß wohin.

In der Ferne sah ich jetzt etliche breite Dächer über eine Art von dunkelm Wall ragen. Der Weg senkte sich stärker. Der kalte Hof lag im Teich, wie ein Rebhuhngelege in der Furche.

Der Mann an meiner Seite deutete mit dem Stock darauf hin. „Wenn d' Stei schwätze könntet," sagte er kurz.

„Hätten denn die Mauern dort so viel zu erzählen?" fragte ich dagegen.

„Die —" machte er gedehnt, „die könntet tagweis fortverzähle, aber net viel Guets. Meis Vaters Vater, grad der, wo de Ertinger Schmied gfunde hot, hot scho ällerlei erlebt auf 'm kalte Hof, und dem hot no wieder sei Aehne verzählt, wie's bös zugange sei domols im Dreißigjährige Krieg. Von dem werdet Se doch au scho ghört han? Dozumol ischt's jo wege 'm Glaube agange. Do häb d'r Bauer vom kalte Hof emol e ganze Herd vertriebene Leut en seim große Backofe versteckt. Und weil 'n d'r Teufel gritte hot, häb er no de Backofe azündt, so daß älle elend verstickt send oder verbrennt, oder was weiß i. Und no häb er aufgmacht und häb guckt, ob se kei Geld und Sach bei sich häbet; aber 'r häb kein lumpige Kreuzer gfunde, bloß e Weib häb no e bißle glebt, und die häb en Strick in d'r Hand ghät und häb gsagt: ‚Nimm ihn, Bauer, nimm ihn, er ist lang genug, daß Kinder und Kindskinder daran hängen können!' No ischt se gstorbe."

Mein Begleiter schwieg jetzt und blieb stehen. Er hatte das Fluchwort des gemarterten Weibes in einer seltsam fremden Art gesprochen, wie ein guter Schauspieler; das gab seiner krassen Erzählung etwas unheimlich Lebensvolles.

*) Mond.

Mit sonderbarer Scheu sah ich auf die Dächer, die im Mondschein lagen. Wo mochte er gestanden sein, der Backofen, in dem der Greuel geschah?

Der Mann neben mir schritt jetzt wieder aus. „Seit domols,“ fuhr er ruhig, fast trocken fort, „seit domols hot sich no e jeder Bauer vom Hof ghängt. Bei eim oder zwei häb's gheiße, sie seiet im Bett gstorbe wie ander Leut; aber wenn mer dernoch guckt häb, no häbet au die en Streife um de Hals ghät wie von eme Strick.“

Ich hörte dem erzählenden Manne zu in einer ganz eigentümlichen Benommenheit. Es war mir, als schreite da einer neben mir her, der kalt und unbeteiligt, partei- und gefühllos, sachlich und wahrhaftig wie ein mechanischer Apparat das wiedergebe, was er aufgenommen hat aus der ruhelosen Welt des Geschehens. Da gab's kein Davon- und kein Dazutun. Es war keine Spur von Geflunker, ja es war kaum Anteilnahme herauszuhören. So spricht der große, unkritische, felsenstarre Glaube und Aberglaube, dem seine innerliche Welt aus Quadersteinen gefügt ist, an die nichts heran kann, ohne zu zerschellen.

Dieser Mann wartete gar nicht darauf, daß ich irgendwie Stellung nehme zu dem, was er sagte. Und so hörte ich denn zu, wie man rauschenden Wassern zuhört, denen auch niemand widerspricht.

Ich sah jetzt, daß der dunkle Wall, der den Hof umgab, eine dichte, hohe Fichtenhecke war. Still, wie ausgestorben lag das Gehöft, nicht einmal ein Fenster sah ich erleuchtet; nur der Mond spiegelte sich in etlichen kleinen Scheiben, welche die von dunkelm Gebälk durchzogene Front unterbrachen.

„Und der jetzige Bauer,“ fragte ich, „der Mann der kranken Nane?“

„Mein Begleiter sah mich überrascht an, als traue er seinen Ohren nicht.

„Ha, wisset Se denn des net?“ fragte er nach einer Pause des Staunens, „des ist doch d'r Christoph gwe, d'r lang Christoph!“

Ich wagte nicht zu sagen, daß ich nie etwas von einem langen Christoph gehört hatte. Den Leuten dort oben ist die waldumschlossene Heimat die Welt. Und welcher Mensch würde nicht mit Zurückhaltung und Mißtrauen auf ein Wesen blicken, das durch ein ungeschicktes Wort verrät, daß es aus einer ganz andern Welt stammt.

Der Mann neben mir hob jetzt den Stock und schüttelte ihn drohend: „So Lumpe wenn's viel hätt auf 'm Erdsboden!“ murmelte er erbost. „Hundert Morge de schönste Hochwald hot 'r versoffe, verspielt und verlüderlicht. Wie älles hi gwe ist, goht er her und hängt sich in der Scheuer. Sei eiges Weib hot 'n gfunde. Tauseđ Mol han i's 'm vorghalte! Tauseđ Mol han i gsagt: ‚Christoph, so und so; Gottes Mühlen mahlen langsam.‘ — ‚Halt dei Maul, Fritz,‘ hot 'r gsagt, ‚um de Strick komm i doch net num.‘ Lieber Herrgott em Himmel, was ischt's doch ebbes Args um den Spruch: ‚Ich will die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern.‘ Ebbes Aergers gibt's net auf der Welt als des! Mir graust's net leicht, Se könnet mer's glaube; aber wie i domols em lange Christoph sein Sarg uf Freudeberg gführt han — i han selber kutschiert, weil der Jakob, der Knecht, kei Kurasch ghät hot — und wie i domols — 's ist au e Nacht gwe wie heut und d'r Mo hot gscheint — des Gepolter und Gepockel en dem Sarg hinter mir drumme ghört han auf em ganze Weg, do, beim Blitz, hot mer's graust wie eme Schulerbube. Und seither ischt's au mit d'r Nane nemme recht. 's hot ällemol scho früher gheiße, 's sei net älles recht auf 'm kalte Hof; aber seit dere Sach mit 'm lange Christoph ischt's no lumpiger worde.“

Wir waren jetzt dicht vor der Fichtenhecke. Ein niedriges Lattentor führte hindurch. Ich ließ meinen Begleiter vorangehen. Mir war fast, als hätte ich klüger getan, nach Freudenberg weiter zu wandern trotz meiner müden Füße.

Die unbeschwerte Fröhlichkeit, die mir das Herz weit gemacht hatte, ehe der Mann da sich zu mir gesellte, sie lag weit zurück hinter all dem Dunkeln, Unbehaglichen, in das ich jetzt geraten war. Ich wollte lächeln über meine Benommenheit, ich rief meine ganze Aufgeklärtheit zu Hilfe, meine ganze Verachtung für all den tollen Bauernaberglauben. Aber was half's? Ein Alp drückt nicht weniger, wenn man weiß, daß es ein Alp ist.

Ueber einen mondhellen Hof schritten wir, auf dem ein hölzerner Brunnenschaft mit weit ausgerecktem Schwengel einen abenteuerlichen Schatten warf. Ein kleiner, schwarzer Spitzerhund kam irgendwoher gelaufen, umkreiste uns stumm und verschwand wieder. Er schien meinen Begleiter gut zu kennen. Und doch wäre es mir viel behaglicher, viel gemütlicher gewesen, wenn dieser Hund, wie es doch der gewöhnliche Brauch seiner Rasse ist, mit der bekannten heiseren Stimme ein unaufhörliches Gekläff angefangen hätte.

Unter die dunkle Haustür trat jetzt ein Mädchen, das eine Laterne hochhielt.

Sie schien nur meinen Begleiter zu sehen. „Kommet Ihr endlich, Fritz,“ rief sie wie erleichtert. „O daß Gott, ischt des wieder e Nacht!“

Hinter dem Mädchen tauchte ein Mann auf, ein junger, kräftiger Mensch, dem das dunkle, volle Haar ungewöhnlich tief in die Stirne wuchs, was dem bartlosen Gesicht etwas Stupides gab.

Er hatte, wie das Mädchen, keinen Gruß für uns.

„Des ischt mei letzte Nacht in dem Höft,*) in dem elende,“ schrie er laut und erbost, wie jeder Bauer schreit, wenn er den entferntesten Widerspruch wittert, „die Schweinerei mach i nemme mit! Mer ist doch au e Christemensch.“

Mein Begleiter schob die zwei unter der Türe einfach zurück.

„Halt dei Maul, Jakob,“ sagte er kurz und barsch, „und du, Bäbele, zeigscht dem Herre do e Plätzle, wo er schlofe ka heut nacht.“

Das Mädchen musterte rasch mein Gesicht. „So — wenn i e Plätzle wüßt —“ sagte sie beziehungsvoll und ging vor uns die steile weiße Holzstiege empor.

Oben war ein langer, sehr schmaler, grünlich getünchter Flur, in dem eine Lampe brannte. Ich sah schöne Geweihe und etliche ausgestopfte Nußhäher und Eichhörnchen an den Wänden.

Ueber einer Tür zur Linken hing ein Bild, auf

*) Gehöft.

das der Lampenschein besonders klar fiel. Es zeigte eine Darstellung der heiligen Dreieinigkeit, wie sie die vierschrötige Phantasie einer rohen Epoche sich zurechtgezimmert hat: Gott der Vater sitzt als bärtiger Patriarch stumpfblickend zur Linken, Gott der Sohn schwebt mit der Siegerstandarte, die Weltkugel unter den Füßen, zur Rechten, und Gott der heilige Geist starrt als ein großes, etwa einem Stier entstammendes Auge über beide weg. Das Bild hatte gelbliche Flecken, wie von Alter oder Feuchtigkeit, und steckte in einem schwarzen, ganz flachen Rahmen.

In einer Ecke dieses Rahmens war ein Drudenfuß eingekritzelt oder aufgemalt. Deutlich hoben sich die bekannten ineinander geschobenen Dreiecke ab, die gegen Hexen und Unholde so unbedingten Schutz gewähren sollen, daß man sie noch auf dem Konterfei der höchsten Himmelsmächte als eine Art Verstärkung anbringt.

„Ischt d' Nane do drin?" fragte mein Begleiter kurz und deutete auf die Tür unter dem Bild.

„Jo, se liegt im Bett," entgegnete das Mädchen.

Der Mann tat die Tür auf, ohne anzuklopfen. Es schien ihm sehr zu eilen. Nach mir schaute er sich gar nicht mehr um. Die Tür ließ er hinter sich angelehnt.

Ich stand zögernd zwischen Knecht und Magd, die mich wenig freundlich, wie das Waldbauernart ist, betrachteten.

„Kann ich eine Kammer haben, oder eine Streu in Scheune oder Stall?" fragte ich die beiden.

Der Knecht kratzte sich im dichten Haar, lachte blöd und schaute die Magd an. Die schwenkte ihre Laterne ein klein wenig nach einer unbestimmten Richtung. „In d'r Scheuer hot's Platz gnueg, do ka mehr dren schlofe und ka sich dren henke," sagte sie mit einem sonderbar bitteren Zynismus, der keine Entrüstung herausforderte.

„Und im Stall," fiel der Knecht ein, „do könnet Se en mei Bett liege, i lieg heut nacht doch nemme nei!"

„Und eine Kammer?" fragte ich; denn, mit so bescheidenen Ansprüchen ich gekommen war — Scheune und Knechtsbett wollten mir auf einmal nicht recht behagen.

„D' Kammer, die ist do drenne, nebe d'r Bas*) ihrer Stub."

Weder Knecht noch Magd machten weitere Anstalten, mich unterzubringen. Hart und spröd wie ein Eichenklotz ist die Gastfreundschaft dort droben: nur wenn die anhauende Art die günstigste Stelle trifft, ist ein Vorwärtskommen. Ich überlegte mir noch einen Augenblick, dann trat ich, ohne mich weiter um die beiden zu kümmern, in die Stube. Es war ein ungemein niedriges, aber weites Gemach, in das durch unverhangene Fenster der Mond schien. In einer Ecke auf einem hohen Schränkchen stand eine Lampe, deren trüber Schein nicht ankam gegen das bläuliche Himmelslicht. Einen plumpen, viereckigen Tisch sah ich, auf dem etliche dicke Bücher lagen; Bibeln oder Predigtbücher mochten es sein. Ein hoher Lehnstuhl mit zerrissenem Polster auf dem Sitz und an den Ohrenklappen war zurückgeschoben, als sei eben jemand davon aufgestanden. Den größten Teil der Stube nahm eine Art Alkoven ein, eine erhöhte Nische, in der, von grellgeblümten Vorhängen umgeben, ein mächtiges Doppelbett stand. Vor diesem Doppelbett, in dem ich vorläufig nur einen Berg bunter Kissen unterscheiden konnte, sah ich meinen Wandergenossen stehen.

Ueberrascht hing mein Blick an diesem Mann. Das war nicht mehr der derbe Bauer, der mit den ungeschlachten Schritten und der ungeschlachten Sprache neben mir ging.

Etwas Würdevolles, ja etwas Ehrfurchtgebietendes lag um den Alten, der Hut und Stock weggelegt hatte. Die langen, strähnigen Haare fielen schlicht um das tiefernste Gesicht, die großen Hände, denen man die Arbeit ansah, hatte der Mann wie in Inbrunst vor der Brust gefaltet. Er blickte zu mir her, aber er schien mich nicht zu sehen; es lag nichts, was mir galt, in diesem Blick.

Und als ich näher treten wollte, da fing er an zu sprechen. Soll ich sagen, was er sprach? — Ich darf es nicht, ich kann es nicht. Es wäre wie ein Verrat. Nein, es wäre wie eine Unkeuschheit. Ich meine, ich habe da eine splitternackte Seele gesehen. Ich sah sie stehen in starrer Fechterstellung. Und dann sah ich sie auslegen und anspringen. Ich sah ein Ringen, das mir den Atem benahm, ein Ringen, bei dem es war, als ob Blut aus heißen, schweren, tiefen Wunden fließe.

Da riß meine eigne Seele ihre schläfrigen Augen auf und suchte, wo denn der Gegner stünde. Und sie fand ihn nicht, sie sah ihn nicht. Eine große, qualvolle Unruhe kam über mich. Es war mir, als müßte ich an einer Binde zerren, die über meinen Augen liege und die ich nicht wegbrächte.

Jetzt noch, wenn ich mir am klaren, nüchternen Tag vorreden will, des alten Bauern Beten sei ein Beten gewesen wie ein andres Beten auch, dann klingt es aus irgendeiner Tiefe mir entgegen: „Du belügst dich ja, es war ja etwas ganz andres."

Dann denke ich möglichst rasch und möglichst leicht über jenes Mondscheinbeten hinweg und helfe mir dergestalt, wie so viele tun, durch mutige Flucht über das Dilemma hinüber.

Kein Laut klang zwischen die Worte des Mannes hinein. Totenstille herrschte auf dem Gehöft; auch die zwei vor der Tür schienen sich nicht von der Stelle zu rühren.

Dann kam das Amen.

Und mit dem Amen klang ein krachender Schlag durchs Haus, so daß ich deutlich das Gebälk unter meinen Füßen erzittern spürte.

Der Spitzerhund, der uns so stumm umschlichen hatte, heulte im Hof laut und kläglich auf, und im Stall, der unter der Stube zu liegen schien, brüllten die Rinder kurz und jammervoll.

Ich fühlte, wie mir das Unbehagen kalt über den Rücken ging. Es war ein Gefühl, wie man es wohl im Traume hat, wenn man große dunkle Wasserfluten oder einen heulenden Wirbelsturm auf sich zukommen sieht. Es ist nicht einfache, feige Angst, was man da empfindet, es ist ein jähes Sich-seiner-Ohnmacht-bewußt-werden, ein dumpfes Warten auf Unabwendbares. Aber rascher, als ich dies alles erzählen kann, war der jähe Lärm und mein Unbehagen vorüber.

*) Frau.



Auf der Schnitzbank

Nach einem Gemälde von Mathias Schmid



Knecht und Magd stürzten zur Türe herein, letztere hielt die Laterne hoch, als müsse sie dem unbekannten Feind ins Gesicht leuchten.

„O daß Gott!" schrie sie und taumelte vor bis an das Bett.

Ich wollte etwas sagen, etwas von einem plötzlichen Windstoß, der irgendeine schwere Türe zugeschlagen habe. Eine sonderbare Nüchternheit war über mich gekommen, eine Art Reaktion auf das rätselhafte Gefühl von kurz zuvor.

Aber als ich eben den Mund auftun wollte, sah ich den Alten am Bette an und verstummte.

Der Mann sah weiß aus wie ein Tuch. Seine immer noch gefalteten Hände zitterten, daß es von weitem zu sehen war. Ueber die breite Stirn und an der starken Nase entlang lief der Schweiß in hellen Tropfen. Der Mund war so fest zusammengepreßt, daß die Lippen nicht mehr zu sehen waren.

Sekundenlang verharrte er so, dann war es, als ob ein Krampf sich löse. Er ließ die Hände sinken und sah um sich. Ruhig, als sei nichts gewesen, nahm er dann ein großes buntes Tuch aus der Tasche und wischte sich umständlich das Gesicht ab.

„Jesses," stöhnte die Magd auf, „Jesses, Fritz, was ischt denn des gwe?"

Der Mann hörte auf zu wischen und steckte sein Tuch ein.

„Diesmol ischt's herb hergange," sagte er halblaut, mehr zu sich selbst als zu der Magd, dann neigte er sich tief über die bunten Kissen, in denen ich von meinem Platze aus nichts erkennen konnte und von woher noch kein Laut gekommen war.

„Nane," hörte ich ihn jetzt sagen, „Nane, jetzt hoscht bei Ruh." Dann richtete er sich auf, legte die Hände wieder ineinander und sagte voll tiefen Ernstes: „Gott sei Lob und Dank, jetzt ischt doch endlich des Weib erlöst."

„Waas?" schrien Knecht und Magd auf, und auch ich trat unwillkürlich einen Schritt vor.

Da schob der Alte den geblümten Vorhang weit zurück. Von einem verirrten Mondstrahl getroffen lag da ein wachsbleiches, tiefvergrämtes, abgezehrtes Gesicht mit geschlossenen Augen. Eine weiße Haube hielt die spärlichen Haare zurück, die spitzgewordene schmale Nase warf einen Schattenstreifen über die eingesunkene rechte Wange, die dürren Hände waren fest gefaltet.

Es war eine Tote, die dalag, und sie sah aus wie eine Totgemarterte.

„Jetzt hot se Ruh!" wiederholte zufrieden mein Begleiter.

Das Mädchen stellte jetzt endlich seine Laterne weg, mitten unter die Bibeln und Predigtbücher. „Aber geltet, Fritz," bat sie kläglich, „Ihr ganget doch heut nacht nemme heim!"

„Nei, Fritz, sell dürfet Ihr net," fiel noch kläglicher der Knecht ein.

„Send zfriede, jetzt ischt für e Weile Ruh!" sagte beschwichtigend der Mann, „aber i bleib do, i be au müd. Bäbele, jetzt richtest d' Kammer na, no bleib i und der Herr en d'r Kammer, und e Schlückle ebbes Guets bringst mer au, i ka's brauche."

Ganz trocken und unbewegt sprach der Mann, nicht als sei eben der Tod und was weiß ich was sonst noch durchs Haus gegangen. Aber es lag keine Spur von Roheit in der Rede. So spricht einer, der stark und reif genug ist, die Dinge zu nehmen, wie sie sind.

Eine Ruhe, die wohltat bis ins Innerste, ging von diesem derbknochigen gehaltenen Menschen aus; kein Wunder, daß der Knecht mit seinem niederrassigen, fast blöden Gesicht sich an ihn heranmachte, etwa wie ein Hund, der vor einer unbekannten, gewitterten Gefahr instinktmäßig bei seinem Herrn Hilfe sucht.

„Fritz," sagte der Jakob, „o Fritz, bleibet doch uf, lieget doch net na! Wenn Ihr en d' Kammer neiganget, no gang i au mit. Schlofe ka i net, um kei Welt. Aelleweil fährt mir's kalt übers Gsicht, wenn i em Bett lieg. Und die ganz Nacht gibt 's Vieh kei Fried!"

Der also Angeflehte zog sich den Lehnstuhl an den Tisch und setzte sich schwerfällig nieder. „Wirscht d' Stalltür net recht zugmacht han," sagte er kurz.

Do verschwor sich der Knecht, wie er mit Kette und Pflock verriegelt habe und wie doch keine Ruhe gewesen sei im Stall.

Mein Begleiter wehrte mit beiden Händen ungeduldig ab: „Still jetzt, still — wenn's emol vorbei ist, no schwätzt mer von so Sache nemme! I weiß gwiß, daß 's jetzt uf em kalte Hof für e Weile Ruh hot. Morge früh fahrscht zum Dokter uf Freudeberg und sächscht ihm, daß d' Nane gstorbe sei, und d'r Fritz sei dabei gwe. Wenn er no no ebbes Weiters wisse will, no soll er zu mir komme. Mit 'm Pfarrer schwätz i morge selber und au 's ander will i bsorge."

Das Mädchen brachte jetzt eine Flasche und zwei kleine Kelchgläser. Ich sah, wie sie einen scheuen Blick zu ihrer toten Herrin hinüberwarf. Da trat ich an das stille Lager und zog die Vorhänge zu.

„So," sagte der Fritz, „so ischt's recht, 's tut net gut, wenn d'r Mo de Tote ins Gsicht scheint."

Dann entkorkte er die Flasche und goß die Gläser voll. Der durchdringende Geruch eines Schnapses, den sie dort oben aus der kleinen süßen schwarzen Waldkirsche brennen, füllte merkwürdig belebend die niedere Stube.

„Trinket Se," sagte der Große, indem er mir ein Glas zuschob, „e Kelchle voll ist e Sege und e Flasch voll ist e Sünd." Er führte langsam, fast feierlich sein Glas an die Lippen und nippte. „Wenn der," fuhr er dann gedankenvoll fort, „wenn der, wo i vorich nausbetet han, net hinter de Schnaps komme wär bei seine Lebzeite, no wär älles des Dengs net, no wär er net so weit komme."

„Ischt's d'r lang Christoph gwe?" fragte scheu und rasch der Knecht und riß die Augen angstvoll auf.

Der Gefragte schaute unwillig auf und gab keine Antwort.

Das Bäbele versetzte dem Jakob einen Stoß und murmelte unwirsch: „Halt doch du dei Maul und bschrei net immer älles."

„Jo," ergänzte der Fritz, „und du, Bäbele, machst jetzt für den Herre e Bett zrecht."

Die aufrüttelnde, belebende Kraft, die in dem scharfen Gebräu steckte, hatte meine Müdigkeit verscheucht. Von Schlaf war ohnedies keine Spur vorhanden.

„Laß nur, Bäbele," sagte ich und sah nach der Uhr, „es ist gleich Mitternacht, um halb vier ist's hell genug zum Wandern, und so lange leiste ich dem Fritz Gesellschaft."

Mein Begleiter sah mich an und meinte: „Wenn's wege sellem ischt, daß Sie Angst hänt, Herr — heut nacht kommt nix meh vor."

Es lag nichts Beleidigendes in der Art, wie der Mann dies sagte. Es schien diesem großen, kraftvollen Alten selbstverständlich zu sein, daß man unter gewissen Umständen Angst habe.

Ich zog mir einen Stuhl an eines der kleinen vielgeteilten Fenster, von denen aus man den Hof sah und die Fichtenhecke und den langsam ansteigenden öden Hang, der zur Höhe hinaufführte.

Verträumt und versunken saß ich da und schaute hinaus in die wunderbare Stille, die so tief war, daß man meinte, den unmeßbaren, unfaßbaren Strom der eilenden Zeit dahinrauschen zu hören durch die Mondnacht.

Die drei andern saßen am Tisch. Das Bäbele hatte die Lampe vom Schränkchen herübergeholt und zwischen die Bücher gestellt. Mit aufgestützten Köpfen starrten die zwei Jungen in ein großes Predigtbuch, das sie zwischen sich liegen hatten. Die gefalteten Hände des Geisterbeschwörers aber lagen auf einer zugeschlagenen Bibel. So saßen wir stumm und hielten der, die hinter dem buntgeblümten Vorhang lag, vierfache Totenwacht.

Der Mond ging seinen Weg. Er stand jetzt hinter dem Haus. Das Giebeldach warf einen spitzen Schatten, der den seltsamen Schatten des Brunnens im Hof langsam auffraß.

Das war alles so wunderbar lautlos, so losgelöst vom schweren Alltag, daß es mir ward, als stünde ich jetzt weit abseits vom müde machenden, ewig hetzenden Leben.

„'s ischt mir eins," sagte da aus der großen heiligen Stille heraus der alte Mann am Tisch, „'s ischt mir eins, d'r Tod ischt ebbes Schös."

Das klang wie ein Amen auf das, was ich eben gedacht hatte.

Der Jakob aber zog seine nur fingerbreite Stirn in Falten und sagte: „Schwätzet net raus, Fritz!"

Dann ward's wieder still in der Stube und die Nacht schritt weiter.

Zuletzt schlief ich ein und wanderte wieder im Sonnenschein über Höhen und Täler.

Am Herrgottsbühl stand ein Weib, den Beerenkorb am Arm, die trug die eingefallenen, vergrämten Züge der toten Nane. Und sie nahm mich, trotz meinem Widerstreben, an der Hand und führte mich vom Weg ab. Ich wollte ihr meine Karte zeigen, da schüttelte sie den Kopf. Ich wollte ein Vaterunser beten, da hatte ich die alten Worte vergessen. Eine quälende Angst schnürte mir die Brust zusammen, da hörte ich wie aus weiter Ferne, aber doch laut und kraftvoll die Stimme meines nächtlichen Begleiters: „Unser Vater in dem Himmel."

Mit einem Seufzer der Erleichterung wachte ich auf. Die Lampe auf dem Tisch war ausgelöscht, der grauende Tag füllte die Stube.

Die drei standen am Tisch und hatten die Hände gefaltet. Der Fritz sprach laut das Vaterunser.

Danach verließen Knecht und Magd die Stube. Ich hörte ein Pferd aus dem Stall führen und den Spitzer kläffen.

All das Wundersame der Nacht war wie weggewischt. Nur der Mann mit den langen Haaren, der jetzt, ohne zu mir herzublicken, an der Nane letztes Lager trat, war wie ein Ueberrest dieses Wundersamen. Ich sah, wie er dem Weib wortlos und väterlich über die gefalteten Hände strich und dabei dreinschaute wie ein zufriedener Mann, wie einer, der zu der großen, wunderlichen Weisheit durchgedrungen ist: „D'r Tod ischt ebbes Schös."

Ich stand auf und streckte dem Mann beide Hände hin. Gegen weise Menschen muß man dankbar sein, denn sie sind's, welche die Quellen am Weg, aus denen jeder gedankenlos trinkt, mit blutenden Händen aus der Tiefe gruben.

•

Auf weiten, aber diesmal gewollten Umwegen bin ich danach nach Freudenberg gewandert in der stillen, grauen Kühle des frühen Morgens.

Der Knecht, der zum „Dokter" fuhr, wollte mich mitnehmen; aber ich lehnte ab. Ich hatte eine Scheu, mit diesem Jakob stundenlang im Tete-a-tete zu sein. Mir war, als würde er das, was im stillen, blassen Mondlicht bodenständig und heimatberechtigt war, plump herauszerren an Lärm und Licht des grellen Tages, wo es häßlich entarten, häßlich in geile Triebe schießen müßte.

In einem Dörflein auf meinem Weg erfuhr ich im Gespräch vom Ochsenwirt, daß der Fritz ein Halbnarr sei. Ein Steinklopfer, der am Wege saß und der über seine Drahtbrille hinweg ernst prüfend den Frager musterte, ehe er Antwort gab, vertraute mir, daß der Fritz einer sei, „wie's no meh gebe sot, no wär d' Welt net so liederlich".

Und der Pfarrer von Freudenberg, den ich andern Tags traf, der sagte mir auf meine Frage: „Der Fritz ist ein Außenseiter, jawohl; aber Respekt vor ihm, dreimal Respekt!"

Und dabei sah der geistliche Herr gerade aus wie einer, der mit einer Sache noch nicht ganz fertig geworden ist.





Magdalena

Nach einem Gemälde von Walter Firle



Ein berühmter Maorikrieger

Aus der Sagenwelt der Maori

Von

Wilhelm Dittmer

(Hierzu neun Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers)

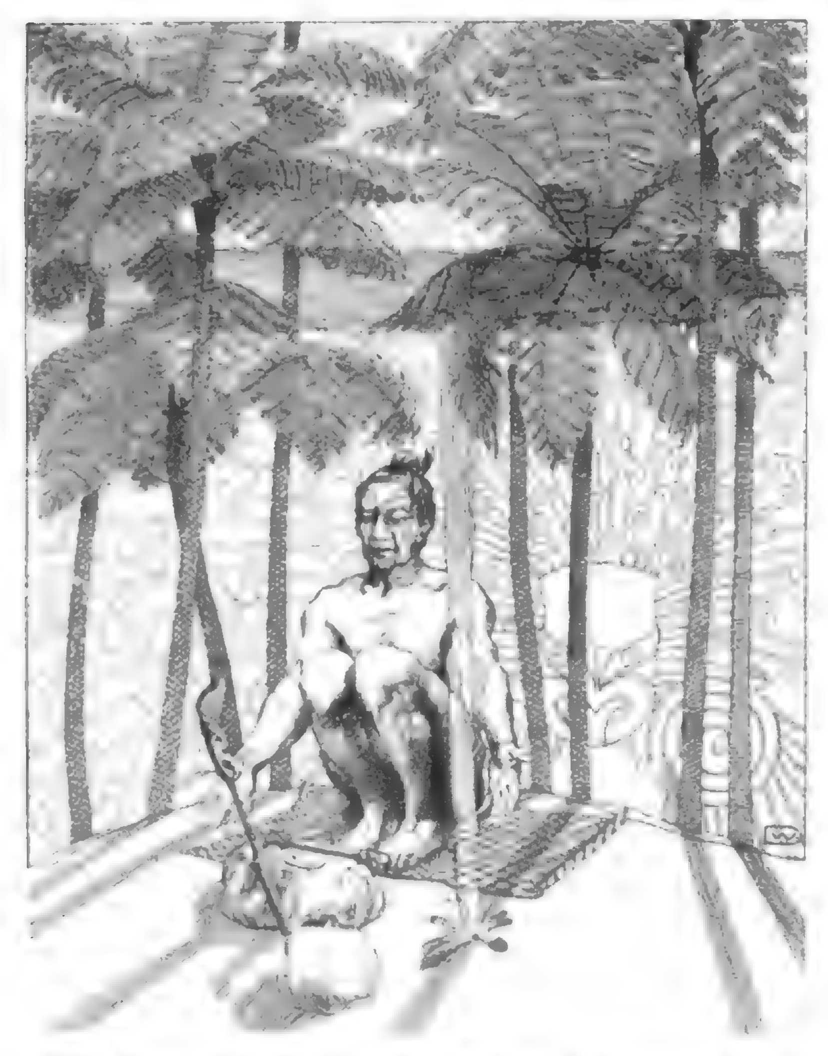
Wenn ich jetzt an stillen Herbstabenden in der nordischen Heimat an meine Zeit in Neuseeland zurückdenke, überkommt mich eine große, heiße Sehnsucht. Was trieb damals eigentlich den Hamburger Jungen, der gerade mit Stift und Pinsel etwas umzugehen gelernt hatte, hinaus in die Welt? War es die Lust am Schauen, war es Jugendwagemut oder nur das dumpfe Sehnen nach der großen Natur? Was war es? Ich schließe die Augen: vor mir steigt wieder jene ferne Wunderwelt auf und in mir wird es ganz still. Ich höre wieder das leise Rauschen des Urwaldflusses. Aus den Wassern heben sich stolz die steilen Felswände mit schwebenden grünen Spitzenschleiern aus Farnkraut geschmückt. In den zartesten Verschlingungen lassen sie ihre Blätter herabhängen und wie im Traum wiegen sie sich im leichten Wind und baden sich in der klaren Flut. Silberne Tautropfen glänzen in ihrem grünen Geflecht und gleiten hinab in den blinkenden Spiegel. Wie herrlich ist doch das Leben am Kampfeuer! Rings umher die schweigende Natur; man hört wohl vereinzelte Laute hier und dort, doch man achtet ihrer kaum. Das Zelt wird aufgeschlagen. Farn und Manuka geben ein duftendes Lager. Man ist allein, wenn nicht ein Buschmann sich mit kurzem Gruße zu einem gesellt. Der Teekessel summt über dem Feuer, die Pfeife ist in Brand, man plaudert wohl von der fernen Heimat. Dort geht jetzt die Sonne auf, und hier entzündet sich strahlend das Südliche Kreuz — man schweigt langsam und fühlt sich ein einsamer Herr der stillen Schönheit, die jungfräulich zu unsern Füßen liegt. Und welch ein Anblick, wenn dann am andern Morgen ein Maorimädchen hoch zu Roß an unsrer luftigen Wohnung vorübertrabt! Wie ein Mann sitzt sie auf dem Gaul und ihre schwarzen Haare flattern im Winde. Ein grüner Zweig dient ihr als Reitgerte, vor ihr steht ein Korb mit Nüssen, lustig knackt sie eine nach der andern und sprengt dahin, die verkörperte Sorglosigkeit. Der Maori tut alles mit ganzem Herzen, er hat eigentlich sich das Glück der Kindheit bewahrt. Wenn er nicht mehr essen mag, hört er auf, wenn er nicht mehr arbeiten mag, läßt er's sein. Eins vor allen Dingen kennt der Maori nicht: das ist die Bitterkeit, aus Enttäuschung geboren. Sie leben in ihrem einfachen Zustande dahin. Uns mögen sie wohl als Träumer erscheinen. Aber ihr Lachen kann uns nur zu oft sagen, daß sie eigentlich recht haben.

Einst hatten die Maori eine wunderbare Kunst. Heute ist sie fast verschwunden, eingetauscht für den wertlosen Tand der europäischen Unkultur. Für Stecknadeln und Schießgewehre gaben sie Schnitzereien

von unermeßlichem Werte dahin. Zuerst erscheint die Maori-Kunst fremd und grotesk und dann, ja dann fühlen wir modernen Menschen uns gar mächtig zu diesen seltsamen Gestalten hingezogen. Das Motiv der doppelten Schnecke, unterbrochen von zungenausstreckenden Köpfen oder von großköpfigen Figuren, stets in derselben Stellung, kehrt immer wieder. Doch in diese Grundformen ist ein endloser Reichtum von Formen in vollendeter Meisterschaft hineingewebt. Ihr Handwerkszeug war das Feuer, scharfkantige Muscheln und Steine, ihr Material der gewaltige Riese des Waldes, den haben sie mit ihren armseligen Werkzeugen mit einem wunderfeinen Netzwerk von Ornamenten umzogen, haben ihn bald zu halbrunden, überlebensgroßen Figuren oder zu freistehenden Säulen und Trägern gestaltet. Diese Säulenträger stellen Vorfahren oder Götter und Schutzgeister dar; sie sind mit dem Schaft in eins aus einem Baumstamm herausgebrannt oder herausgeschabt. Die Gesichter sind tätowiert, und zwar sind diese geschnitzten Tätowierungen von staunenswerter Akkuratesse. Die Köpfe solcher Figuren, in vollendetster Kunst des Holz- und Kerbschnitzes behandelt, erzählen die Geschichte, den Charakter der Maori, wie es wenige Büsten europäischer Kunst in gleicher Monumentalität tun. Oftmals habe ich versucht, in diesen ruhigen, hölzernen Gesichtern zu lesen. Manch weiser Mann kam mir dabei zu Hilfe, und was ich gehört und gesehen, hab' ich versucht, mit der Feder und dem Stift festzuhalten. Es ist ein ganzes Buch daraus geworden, das vorerst in englischer Sprache bei Georg Routledge and Sons in London unter dem Titel „Te Tohunga" erschienen ist. Demnächst soll es auch in deutscher Sprache herauskommen. Hier will ich einiges daraus erzählen:

Ein Tohunga ist ein Priester. Er ist der Besitzer und Hüter der „Weisheit" des Maorivolkes, ihrer die Götter bezwingenden Sprüche, Gesänge und Gebräuche. Diese Spruchweisheit ist Tapu, das heißt heilig, und ihr Besitzer, der Tohunga, ist eine heilige Person. Das Tapu der Tohunga ist von den Göttern ererbt, und so auch ihre Weisheit. Die Götter aber stammen von der „Großen Mutter der Dunkelheit" ab, der Urgöttin Hine-nui-te-po, und sie sind die Urahnen der Menschen, die mit jeder Generation sich weiter und weiter von den Göttern entfernen.

Laden wir uns einmal bei einem Tohunga zu Gaste! Hupene, der alte Tohunga, hockt murmelnd auf dem Boden neben seinem geschnitzten Urahn Tiki. Tiki ist ein Gott, der einst die Welt bauen half und dessen geschnitztes Bildnis nun den Mittelpfeiler des Hauses trägt. Seine Perlmutteraugen, die vormals in den zehn Himmeln befahlen und voll Weisheit und Feuer waren, schimmern aus der schweigenden Dämmerung heraus. Sie starren weit hinaus in das Dunkel, das die „Große Mutter der Nacht" draußen ausbreitet, die jung einst war und schön und die Natur gebar.

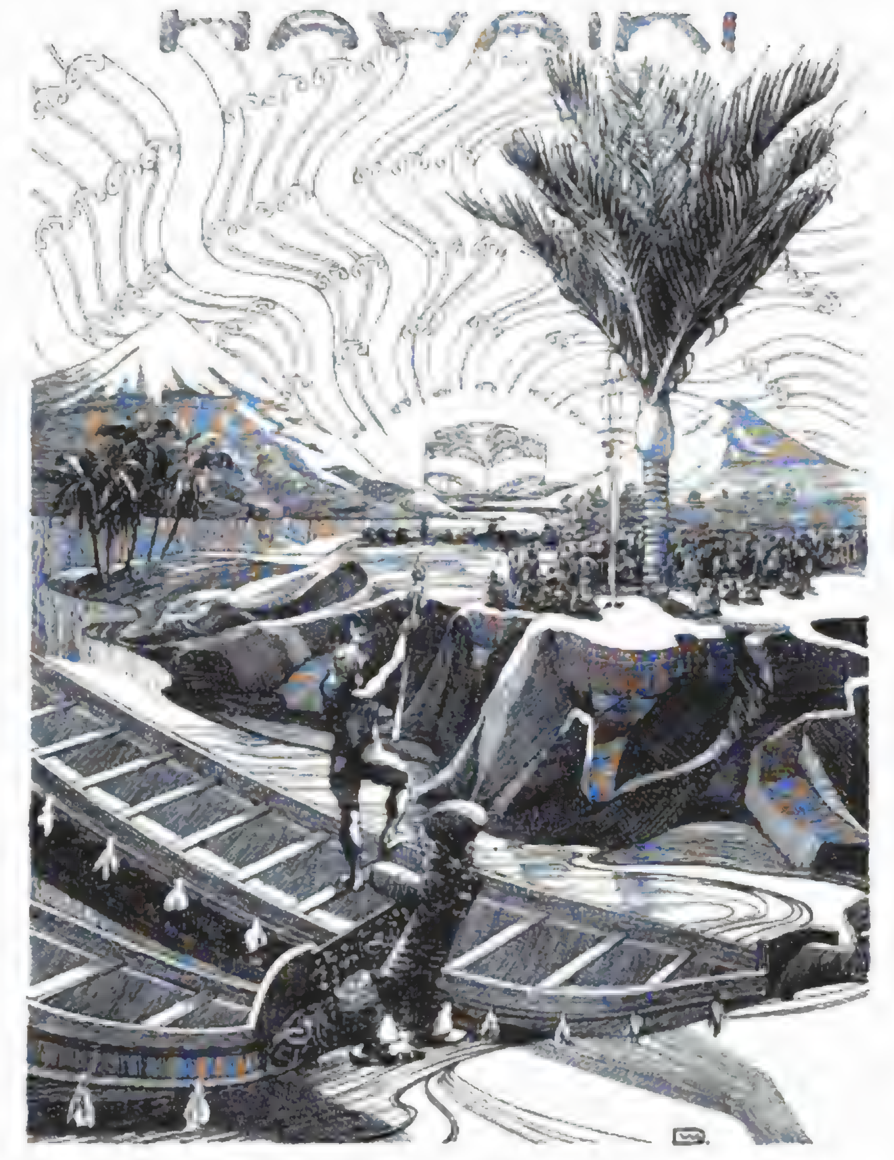


Mani heiligt den Angelhaken, mit dem er Neuseeland aus dem Meere fischen will

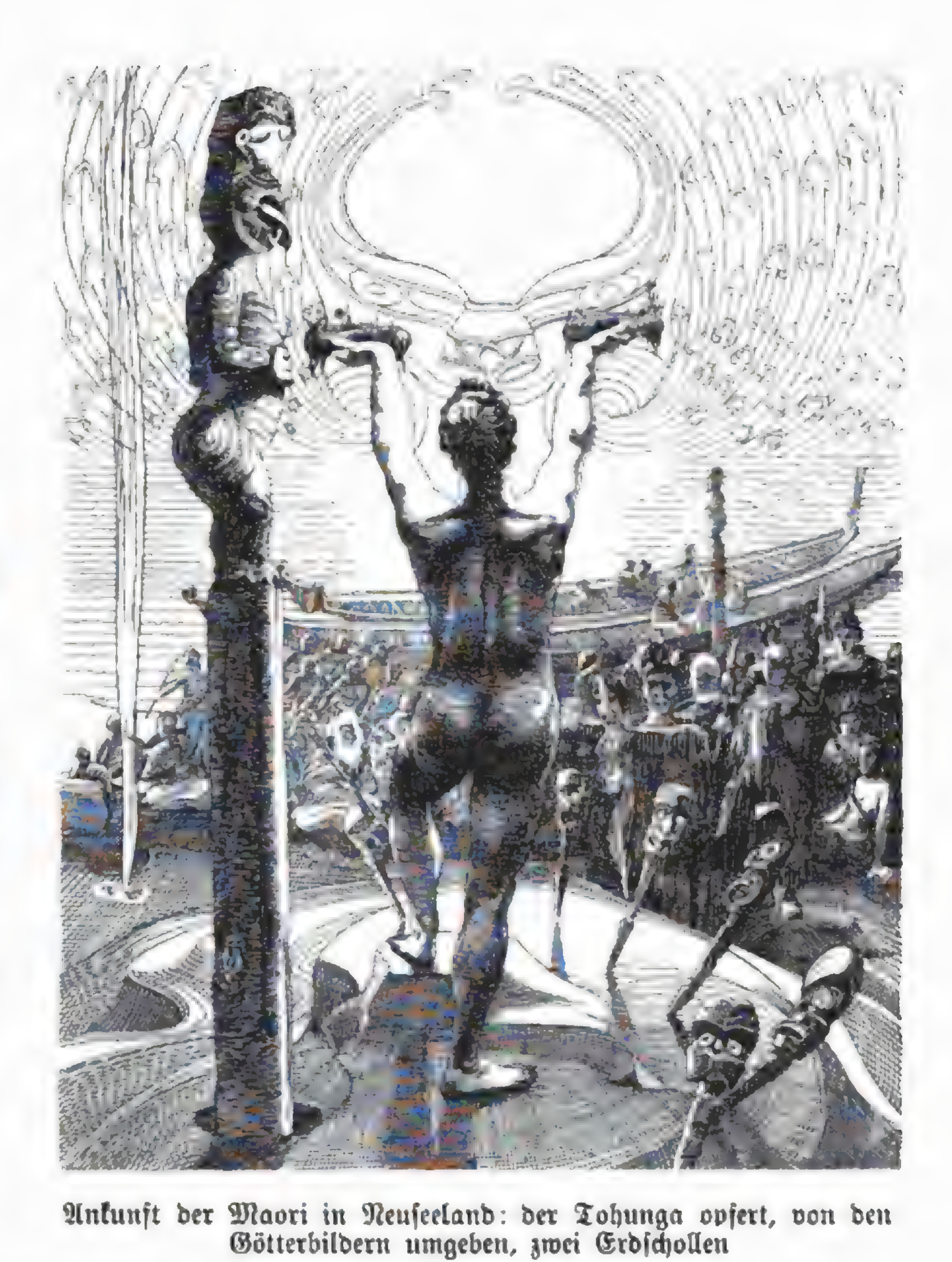
„Haere-mai, e te manuhire, Haere-mai."

„Willkommen, Fremder, willkommen," so spricht der alte Tohunga; dann rollt er sich in seine Flachsmatte und murmelt noch einmal: „Haere-mai."

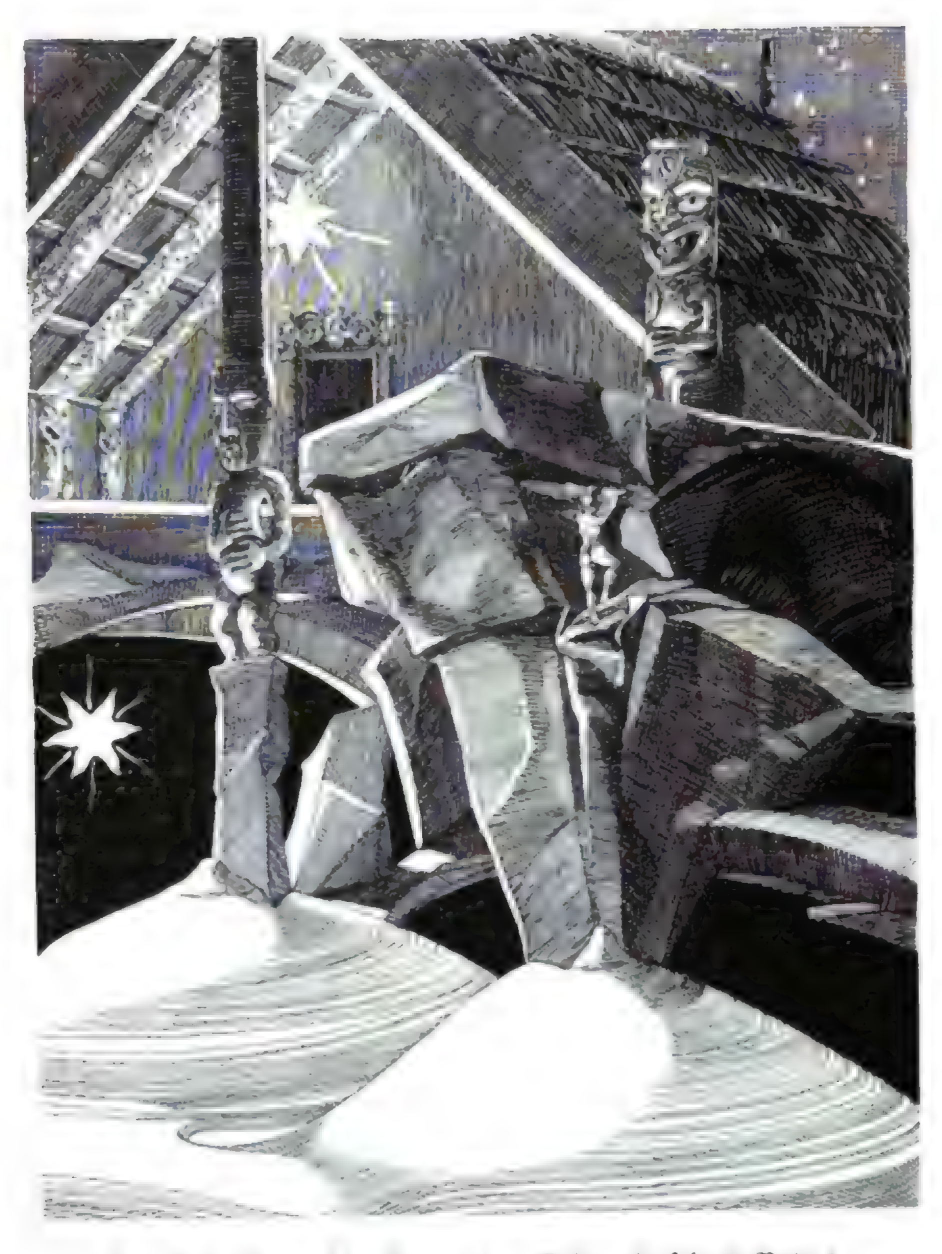
Bald aber folgen seine Augen wieder denen seines Urahns weit hinaus zur schweigend heraufziehenden Nacht. „Lausche, mein Gast!" — Er erzählte von dem Gott Tane, der auf die Suche ging, seinen Vater, den Himmel, zu schmücken. Denn der Himmel, der von seinem Eheweibe Paapa, der Erde, gewaltsam geschieden war, stand nackend und hoch über Paapa am Tage und kalt und einsam in den Nächten, und Tane, der auf seinen einsamen Vater blickte, sprach betrübt: „O Vater Rangi, mein Herz blickt auf dich in Trauer, und darum will ich fortwandern und will den Schmuck suchen, deinen großen Schmuck, mit dem du die Augen Paapas und ihrer Kinder erfreuen sollst." So wanderte er denn weit durch die zehn Himmel, und viel weiter noch wanderte er, bis er in die „Große Entfernung" kam und zuletzt Te-po, die Unterwelt, erreichte. Hier fand er Hine-a-te-ao, die Tochter des Lichtes; sie ist die



Auszug der Maori aus Hawaiki, um Neuseeland, „die große weiße Wolke“, zu suchen



Ankunft der Maori in Neuseeland: der Tohunga opfert, von den Götterbildern umgeben, zwei Erdschollen



Der Gott Tane, die Sterne zum Schmucke seines Vaters,
des Himmels, holend



Ngawai, eine Häuptlingstochter

Hüterin des Tores der Unterwelt, und müde von seiner Wanderung schlief er in ihrem Hause. In der Dunkelheit der Nacht sah er dort die zwei Sterne leuchten, sie waren Iras — des Glanzes — Kinder, und ihre Namen waren: „Einsamer Süden“ und „Himmelsufer“, der Morgenstern, und er war entzückt von ihrer Schönheit und blickte lange auf sie. Am nächsten Morgen suchte er Hine-a-te-ao und bat um die beiden Sterne zum Schmuck für seinen Vater Rangi, den Himmel. Hine-a-te-ao antwortete: „Geh, Sohn, und nimm sie! Geh zu dem Hause von Tupu-renga-o-te-po (die wachsende Nacht); er ist der Hüter der beiden Sterne und sein Haus steht in Mahiku-rangi, am Himmelsende; dort frage nach den beiden Sternen; geh und nimm die Sterne für deinen Vater Rangi.“ Dorthin nun wanderte Tane, nachdem er sich ausgeruht und auf den nackten Himmel geblickt und seiner Traurigkeit über die Blöße seines Vaters sieben Tage und sieben Nächte in vielen Sprüchen und Gesängen Ausdruck gegeben. Von Tupu endlich erhielt er dann die Sterne und mit ihnen und noch vielen andern, die ihm Tupu zum Geschenk gemacht, schmückte er nun seinen Vater mit seinem wundervollen Sternengewand.

Ein alter Tohunga ist auch Matapo.

Doch er ist blind, aber Weisheit und Wahrheit wohnen auf seinen Lippen. Er sprach:

„Dieses sind meine Worte für dich, mein Wanderer, die Worte des alten Matapo, des Aeltesten seines Volkes, und seine Augen sind geschlossen und sie können dich nicht sehen, doch sie sind wieder geöffnet in seinem Inneren, und was sie sehen, können deine Augen nicht erkennen, denn auf jenen, die im Leibe der Nacht wandern, ruhen seine Augen.

„Höre: Im Anfang war Io, der große Atua, die Gottkraft. Das Weltall füllte Te-po-nui, die große Dunkelheit — sie füllte allen Raum, vom ersten Raum zum hundertsten Raum, zum tausendsten Raum. Da begann der Atua seinen gewaltigen Schöpfungsgesang, und die Dunkelheit gebar das Leben.

„Und die Dunkelheit gebar Hinenui-te-po, die Nacht.

„Und die Dunkelheit gebar Te-ao, das Licht. Te-ao aber, er gebar Rangi, den großen Himmel. Und weiter sang der Atua seinen gewaltigen Schöpfungsgesang, und die Dunkelheit gebar Tangaroa, den Gott der Meere. Und die Dunkelheit gebar Paapa, die weitgestreckte Erde.

„Rangis Augen erblickten voll Bewunderung, wie Paapa-tu-a-nuku, die weitgestreckte Erde, aus der Dunkelheit hervorleuchtete, und sie war voll großer Schönheit, und Rangi beschloß, sie zum Weibe zu nehmen und Hawaiki zu schaffen. Fünf Söhne hatten Rangi und Paapa. —

— „Wie du deine Ohren geöffnet dem Gesange des alten Mannes, der dein Freund ist, mein Lauscher, so öffne jetzt auch deine Augen, daß sie dir zeigen mögen, wie die Nacht sich auf die Erde preßt und wie die Dunkelheit alles verschlungen hat; denn sieh: So war die Nacht und die Dunkelheit, die zwischen Himmel und Erde herrschte, immerlastend; von der ersten Zeit zur hundertsten Zeit, zur tausendsten Zeit. Aber die Söhne, deren Wohnplatz auf der Erde war, sie lebten in Dunkelheit und Nacht; doch ihre Herzen sehnten sich nach Licht, damit Fröhlichkeit sie erhellen möge; und ihre Herzen sehnten sich nach Raum, damit die Kraft in ihnen geboren werden könne. Und die Stimme von Tu, dem Gott des Krieges und des



Hupene, ein alter Tohunga, vor dem Bilde seines Urahnen, des Gottes Tiki



Der blinde Tohunga Matapo, einer der letzten lebenden tätowierten Maori

Bösen, sprach aus der Dunkelheit: ‚Hört, alle meine Brüder, laßt uns zusammen Rangi überkommen und ihn töten, denn er gibt uns keinen Raum und bedeckt uns mit Schwärze! Laßt uns ihn töten!' Aber die Stimme von Tane, dem Gott der Bäume, antwortete aus der Dunkelheit, und dieses ist, was sie sagte:

„‚Hört, alle meine Brüder, wie können wir Rangi erschlagen? Ist er nicht unser Vater? Nein, laßt uns ihn nicht töten, doch laßt uns nach den Sprüchen suchen, welche die Götter über uns zwingen, uns nach unserm Willen zu helfen, und laßt uns die Karakia halten, damit wir, mächtig, unsern Vater auf die Gipfel der Berge heben können: laßt ihn fern von uns sein und laßt uns mit Paapa, unsrer Mutter, leben.' Das war Tanes Rat; und die Stimmen aus der Dunkelheit sprachen ihre Zustimmung, und alle Stimmen vereinigten sich und sangen große Sprüche zu Rehua und dem Heer der Geister und Götter, über die er herrschte. Tu nahm den scharfkantigen Stein und zerschnitt die Sehnen und Bänder, mit denen Rangi die Erde umklammerte; und fürchterlich waren die Schmerzensschreie des Himmels. Dann riefen die Söhne nach der Hilfe Rehuas und der Götter, und ihre Stärke wuchs und wuchs und wuchs. Doch mein Lauscher, wo war die Kraft, welche die Eltern scheiden konnte? Rangi, der Machtvolle, konnte nicht von Paapa getrennt werden; Tu konnte nicht die Kraft finden, und wo war Rongos, des Sohnes, Kraft? Und die Kraft von Tiki? Dann kam Tane! Oeffne die Augen deines Geistes, mein Lauscher, damit sie sehen, wie Tane Himmel und Erde trennt. Sieh, wie er das Haupt seiner Gottmacht in den Schoß der Erde preßt. Seine Haare wachsen und schlagen Wurzel. Sein Körper und seine Gliedmaßen strecken sich gewaltig und wandeln sich in einen Baum, die Arme werden Aeste und Zweige. Seine Stärke wächst gewaltig in den Himmel hinein. Seine Kraft überwältigt die Macht Rangis. Er hebt den Himmel, höher und höher! — Himmel und Erde sind geschieden! — Hawaiki ist geboren!"

Und die Maori sagen: Die Liebe der Eltern, Himmel und Erde, besteht noch heute, und im Trennungsschmerz sendet der Himmel seine Tränen als Morgentau auf die Erde hinab, und die Erde sendet weiße Wölkchen wieder als Liebesboten hinauf zum Himmel.

Die Maori-„Weisheit" ist wohl ein Sonnenmythos, und der große Held in den Legenden des Maorivolkes ist Mani.

Mani hat Neuseeland als Fisch mit seinem gewaltigen Angelhaken aus dem Meere aufgefischt; Mani hat die Sonne selbst bezwungen, damit ihr Weg über den Himmel ein langsamerer werde und die Nächte kürzer. Mani hat seine Urahnin Mahuika, die Mutter des Feuers, das in ihren Fingern wohnte, um ihre Finger betrogen und damit das Feuer in die Welt gebracht; ja, zuletzt hat Mani versucht, die gewaltige Urahnin der Welt Hine-nui-te-po zu töten, damit mit ihr der Tod sterben müsse und die Menschen leben könnten für immer und immer — aber das war Manis Tod. Die Mutter der Nacht tötete Mani, den Sonnengott. Als Sonnengott fischte Mani auch die Erde aus

dem Meere. Sein Angelhaken ist der Kinnbacken seines Ahnen Muri-Rangi-whenna — „Himmel- und Erdende“. Er wanderte, bis er an einen Platz kam am Flusse in Hawaiki; er berührte keine Speise und fastete. Dann verbreitete er das große Tapu über den Platz und heiligte ihn für all die machtvollen Götter, und schließlich begann er den Kinnbacken Muri-Rangis in einen wundervollen Fischhaken zu formen. Mit kunstvollem Schnitzwerk schmückte er ihn, er gab ihm Augen aus Perlmutter! Voll Schlauheit fertigte er die Zähne zu Widerhaken.

Die Heimat der Maori war im sagenhaften Hawaiki, ihrem Geburtslande und ihrem Geisterreiche. Die moderne Wissenschaft hat verschiedentlich versucht, Hawaiki zu lokalisieren, nach den neuesten Forschungen dürften wohl die jetzigen Samoa-Inseln das Stammland der Maori sein. Von dort aus haben sie auf gewaltigen Doppelkanoes die Meere durchkreuzt und Neuseeland, ihre neue Heimat, gefunden. Der berühmteste Führer dieser Seefahrer ist Tama-te-Kapua. Er nahm den Tohunga Ngatoro-i-Rangi zu sich an Bord, und im Arawa-Kanoe kreuzten sie das Meer, bis sie endlich nach gewaltigen Abenteuern Aotea-or, die große weiße Wolke, so heißt Neuseeland bei den Maori, als erste erreichten. Das eine Bild stellt den Auszug der Maori aus Hawaiki dar.

Die Seefahrer haben sich bei Sonnenaufgang unter dem heiligen Baum in Hawaiki versammelt, und der alte Priester der Zurückbleibenden singt ihnen vom Kanoe aus den Abschiedsgesang: „Laßt Kampf und Krieg hinter euch,“ so singt er, „findet das ferne Land des Friedens; haere, haere, haere-ra.“

Auf dem andern Bild sehen wir die Schar in Aotea-ro ankommen; ihr Häuptling und Führer hieß Turi. Er brachte die süßen Kartoffeln (Kumara) mit sich und viele Sorten von Vögeln, mit deren Federn man Gewand und Matten schmückt.

Die Häuptlinge nahmen die mächtigsten Tohunga mit sich, damit ihre Sprüche und Beschwörungen und ihr Verkehr mit den Göttern sie vor den Gefahren der Reise schützen sollten und damit die Weisheit von den alten Göttern des Heimatlandes mit in die neue Heimat genommen würde. Die großen Gefahren der Reise wurden durch die mächtigen Tohunga besiegt und im neuen Lande vererbten sie ihre Weisheit auf ihre Nachkommen oder auf Häuptlingssöhne von großem Ehrgeiz, und nichts ist verloren gegangen von dieser Weisheit von den Zeiten „Te-Kore“, dem Nichts, bis auf den heutigen Tag, doch nun stirbt sie aus mit den letzten wenigen Tohunga, die noch, ihre künstlerisch tätowierten Köpfe über das Feuer gebeugt, traurig und ungern nur von der großen Vergangenheit erzählen.

Der Dichter

Schöne Verse, einer Dame zu Ehren,
Lustige Spiele mit Worten, die silbern lachen,
Abenteuer und Fabeln will ich euch lehren
Von Helden, Frauen, Schwänen und bösen Drachen.
Aber von jenen Dingen,
Die in der Nacht aus dumpfem Traum
Traurig und sehnlich steigen
Und von denen allein zu singen
Alle Saiten der Seele begehren,
Von denen will ich euch lehren
Zu schweigen.

Hermann Hesse



Die Trennung von Himmel und Erde, Rangi und Paapa, durch ihren Sohn Tane, dessen Kraft sich in einen Baum verwandelt



Es ist eigentlich eine sehr traurige Geschichte — aber ich will sie euch erzählen.

Edward Emmerich wohnte in einem „wirklichen" Gartenhaus. Man mußte es schon glauben, daß es eins war, denn der Wirt hatte es so auf die schwarze Tafel geschrieben, die draußen vor der Türe des Vorderhauses aufgestellt war: „Hier sind Wohnungen in einem wirklichen Gartenhaus zu haben."

Edward Emmerich sah auch tatsächlich, wenn er sich mit dem halben Oberkörper über das Eisengeländer seines Balkons bog, hinab in einen Baumhof. Blickte er dagegen geradeaus, so sah er in Karlchens Fenster.

Karlchen war ein kleiner, bleicher Junge, der nur einen Ausblick nach Herrn Emmerichs Balkon und auf den Müllkasten hatte. Seine Mutter war Friseurin, einen Vater hatte Herr Edward Emmerich niemals gesehen. Er war auf Karlchen aufmerksam geworden am zweiten Tag seines Aufenthalts in dieser wirklichen Gartenwohnung, als er Kaffee auf seinem Balkon trank. Ein leises Weinen war von irgendwoher an sein Ohr gedrungen. Als er von seiner Zeitung aufsah, bemerkte er am Fenster der Hochparterrewohnung des gegenüberliegenden Seitenflügels ein weinendes Kind. Fürs erste sah er nur ein Kinderköpfchen mit spärlichem schlichten blonden Haar, das in mageren Händchen vergraben war.

„Warum weinst du denn?" rief er hinüber.

Das Kind hob seinen Kopf, zwei große, helle, blaue Augen sahen zu ihm hin. Keine Antwort erfolgte.

„Tut dir etwas weh, mein Kind?"

Der Kleine nickte.

„Was denn? Und bist du allein?"

„Mein Herzchen tut mir weh, und ich bin immer allein."

„Wo ist deine Mutter?"

„Fort — frisieren."

Herr Emmerich war noch nicht sehr lange in der großen Stadt. Er war Student und fand sich schwer zurecht in diesem Häusermeer, in diesem Gewühl von Menschen und Dingen. Er war dem Kind so nah und doch durch scheinbar unüberwindliche Hindernisse von ihm getrennt, durch Mauern und Höfe.

„Hast du vielleicht Hunger?" fragte er.

Karlchen schüttelte den Kopf. O nein, er hatte keinen Hunger. Da stand ja auf dem Fensterbrett ein Fläschchen mit Milchkaffee, das sogar von einer warmen Hülle umgeben war, und daneben lag ein Milchbrötchen.

„Fürchtest du dich?"

Karlchen nickte.

„Wann kommt denn deine Mutter wieder?"

„Sie sagt immer: bald."

Herr Emmerich sah auf seine Uhr, er hatte noch eine gute Stunde Zeit, ehe er in sein Kolleg zu gehen brauchte.

„Ich werde so lange hier bleiben, bis deine Mutter wiederkommt, wir können uns etwas erzählen. Zum Beispiel: vor wem fürchtest du dich?"

Karlchen kletterte auf das Fensterbrett, er konnte das ohne Gefahr tun, weil von außen ein eisernes Gitterwerk angebracht war, und zeigte mit seinen dürren Händchen nach dem Gartenfleckchen, in das Emmerich sehen konnte, von dem Karlchen aber nur eine einzige, langaufgeschossene Tanne erblickte, die gerade da stand, wo sich die Spitze des Dreiecks dieses Baumwinkels zwischen die beiden Seitenflügel der Häuser schob.

„Jette hat gesagt, der Teufel hat da seinen Bart aufgehängt. In jeder Nacht holt er ihn fort, morgens bringt er ihn wieder . . ."

„Wer ist Jette?"

„Eine sehr Böse!"

Emmerich erfuhr durch Fragen, daß Jette die Köchin aus dem Vorderhaus war, die Bekanntschaft mit dem einsamen Kind gemacht hatte, als sie ihren Abfall in den Müllkasten trug. Es gelang ihm nach einiger Zeit, Karlchen zu überzeugen, daß Jette entsetzlich dumm sein müsse, wenn sie so etwas behaupte. Dann warf er Karlchen sehr geschickt ein Stückchen Zucker durch das Eisengitter zu und versprach ihm für den andern Tag etwas Besseres.

Nach einer kleinen Stunde erschien eine junge Frau mit einem sehr künstlich frisierten Kopf hinter Karlchen. Er hörte, daß die Frau freundliche Worte mit dem Kind sprach, und ging beruhigt fort.

Von diesem Tag an bestand eine große Freundschaft zwischen den beiden. Emmerich las seine Zeitung in der Pferdebahn und unterhielt sich während seines Frühstücks mit dem einsamen Kind. Karlchen tat tausend Fragen, als er hörte, daß Emmerich, den er Onkel Doktor nannte, schon einmal in einem richtigen Wald und am Meer gewesen sei.

„Erzähle mir vom Wald," bat Karlchen.

„Horch einmal ganz genau nach der Tanne hin,

vor der du dich so fürchtest, Karlchen, hörst du nicht so ein ganz, ganz leises Rauschen?"

Karlchen rief: „Ich höre es!"

„Kannst du denken, daß in einem Wald viel tausend Bäume so rauschen?"

Karlchen sagte staunend: „Tausend Bäume rauschen — man weiß es nicht, wie schön das sein muß."

„Und dazu ein Duft!"

„Ein Duft —" wiederholte das Kind. Seine Augen leuchteten, und es hatte doch noch nie auf einer Waldwiese gelegen, über die der Sommerwind streicht, daß alle Gräser sich neigen und alle Blumen ihren Duft aushauchen.

„Wenn ich nach Haus reise, dann nehme ich dich vielleicht mit," versprach der junge Student, und es war ihm ganz ernst mit diesem Versprechen. Er hatte eine gütige Mutter daheim, die würde den bleichen Knaben in die Sonne unter die Linde tragen und ihm Milch geben, und sein bleiches Gesichtchen würde sich röten.

„Ostern komme ich in die Schule," rief Karlchen. „Schulkinder kommen auch manchmal nach außerhalb. Der Milchjunge hat es mir erzählt."

Eines Morgens, gerade als Edward Emmerich den Balkon verlassen hatte, um seinen Mantel umzuhängen, hörte er Karlchen laut um Hilfe rufen. Er eilte zurück. Er bog sich über die Balkonbrüstung und rief: „Karlchen, ist dir etwas zugestoßen?"

„O — o, Onkel Doktor! Dort liegt er — o, ich bitte dich so sehr, rette ihn! Es ist ein voller."

„Wen soll ich retten?"

„Den Zinnsoldat!"

„Wo liegt er?"

„Im Müll — o schnell — die aus der ersten Etage haben ihn fortgeworfen, die Jette war es, und wenn jetzt die aus der zweiten Etage mit ihrem Müll kommen, dann ist er verloren!"

Emmerich sah ratlos hinab. Wirklich, da unten blinkte etwas unter allerhand Abfall, neben Zigarrenstummeln und Papierfetzen.

„Er ist nichts nutz, Karlchen, sonst hätten ihn die Leute nicht fortgeworfen!"

„Nichts nutz?" Karlchen war ganz entrüstet.

„Sicherlich hat er ein Bein verloren," erklärte Emmerich. „Dann kann er nicht mehr stehen, und was soll man im Krieg mit einem Soldaten, der nicht stehen kann!"

Karlchen machte große, erstaunte Augen. Die Röte stieg in sein blasses Gesicht.

„Dann — wenn er kein Bein hat, muß man ihn erst recht achten — ich weiß es genau — sie kommen dann ins Lazarett — o, hole ihn doch, bitte — es ist so gräßlich, wenn sie den Soldat ohne Bein verschütten!"

Edward Emmerich war ärgerlich. Auf sich, auf das Kind, auf den dummen Zinnsoldaten. Was sollte er denn tun? Hingehen in das fremde Haus, den Portier herausklingeln und ihm sagen, er wolle im Müll nach einem Zinnsoldaten ohne Bein suchen?

„Karlchen," rief er hinab, „ich habe absolut keine Zeit, ich muß ins Kolleg — laß doch den dummen Soldaten, ich bringe dir eine ganze Schachtel neuer, starker Soldaten mit! Volle!"

Aber auf Karlchen machte dies Versprechen keinen Eindruck. Er rief verzweifelt: „Du könntest ihn retten, ehe Jette kommt — ich kann nicht hinaus, nun kommt er um!"

Emmerich sah nach seiner Uhr und ging nach einem eiligen „Adieu" fort.

Als er um die Straßenecke bog, zögerte er einen Augenblick. Ob er dem Kind den Willen tat? Vielleicht dem Portier ein paar gute Worte und ein paar Groschen gab? Unsinn — Sentimentalitäten! — Er sprang eilig in eine Straßenbahn und fuhr in sein Kolleg und hörte eine geistvolle Einleitung zum Neuen Testament.

Und Karlchen stand auf dem Fensterbrett und starrte mit brennenden Augen zum Müllkasten hin. Seine mageren Händchen klammerten sich an die Eisenstäbe des „Schutzengels" und seine Bäckchen glühten. Wenn die schwere Türe, die vom Hof aus zum Vorderhaus führte, aufging, fuhr er zusammen. Und er sah, wie Jette einen vollen Eimer mit Asche in den Müll auf den armen blessierten Soldaten schüttete. Glühende Asche — denn gleich darauf stieg Rauch und eine helle Flamme aus dem Kasten auf.

Jette sprang zur Seite und hielt die umgekehrte Hand vor die Augen. Dann lief sie zum Brunnenstock und füllte ihren Eimer mit Wasser. Das goß sie in die glühende Masse. Nun gab es erst einen Qualm, ein Zischen und ein Brodeln! Der ganze Winkel, in dem der Müllkasten stand, und das Fenster, auf dessen Bank ein bitterlich weinendes Kind kniete, waren in Dunst und Rauch gehüllt. Angesengte Papierreste wirbelten hoch und blieben teilweise an den Blumen hängen, die auf der Brüstung von Edward Emmerichs Balkon standen.

•

„Da bist du ja, du ‚Stiller im Land,'" rief eine lustige Stimme Edward Emmerich entgegen, der eben um die Ecke bog. Er kam aus einem Spielwarenladen mit einem kleinen Päckchen in der Hand. Im Kolleg des berühmten Mannes hatte er immer an ein Paar verzweifelte Kinderaugen denken müssen.

„Jetzt lassen wir dich so bald nicht los!"

„Rudolf? Hans?"

„Du siehst uns hier auf lustigem Lebenspfad — komm mit!"

In ihrer Gesellschaft waren zwei Mädchen, frei und genußfroh. Eine Malerin und eine Studentin. Sie hatten an diesem schönen Sommertag ihr Kollegheft beiseite gelegt und gingen mit ihren Jugendfreunden ein wenig gemeinsam Großstadtfreuden naschen. Emmerich ward im Augenblick in die Mitte genommen. „Wo wohnst du? Man sieht dich nie! Natürlich, du büffelst und ochsest! Wo willst du hin?"

Hundert Fragen sollte er auf einmal beantworten.

„Hier ist eine gemütliche Weinstube — eine italienische," sagte die Malerin. „Echten roten Chianti gibt es dort und Mandolinenmusik — kommt hier herein."

Edward Emmerich sträubte sich erst. Fast wäre er dadurch zum zweitenmal in die Lage gekommen, sich lächerlich zu machen, indem er Sentimentalitäten nachgeben wollte.

Drinnen war eine mittelmäßige Imitation des südlichen Zaubers zu finden. Alle, die sich hier versammelt hatten, waren bemüht, so viel wie möglich zu lärmen. Sie redeten sich ein, der Duft, der von den dicken gelben Zwiebeln und den roten Liebesäpfeln, von dem Gorgonzola und den halbgeleerten Weingläsern ausging, das laute Singen der Bajazzi und der fast undurchdringliche Zigarettenrauch — das seien Dinge, die den eigentlichen und intimen Zauber des Landes jenseits der Berge ausmachten.

„Ist ein Land, das heißt Italia —
Da blühn Orangen und Zitronen —"

summte die blonde Malerin, während sie eine Zigarette in Brand setzte, durch die Zähne. Und Franz wurde tragisch, als er die Korbflasche vor sich sah. Er deklamierte:

„O Rom, wo meine Blüte verwelkt wie dürres Laub ..."

„Was hast du in diesem geheimnisvollen Päckchen?" fragte Rudolf. „Wie kommst du in einen Spielwarenladen, die Sache scheint interessant."

Die Studentin griff zu und wickelte das Paket lachend auf.

„Zinnsoldaten!" Alle lachten.

„Und ich muß heim," sagte Emmerich.

„Unsinn," rief man ihm entgegen, „der Junge, der diese Soldaten erhalten soll, kommt noch früh genug zu seinem Glück."

Als Edward an diesem Tage später, als sonst seine Gewohnheit war, heimkam, trat er noch einmal auf den Balkon, um seine heiße Stirn in der frischen Nachtluft zu kühlen. Er sah viel Sterne am Sommerhimmel glänzen und hörte die Bäume unten im Garten rauschen. Hinter Karlchens Fenster schimmerte Licht. Ein Schatten glitt an den heruntergelassenen Gardinen entlang ...

Zum erstenmal, solange Edward Emmerich hier wohnte, mußte ihn seine Wirtin zweimal wecken lassen. Obgleich er traumlos geschlafen hatte, schmerzte ihn sein Kopf. Eilig trat er wieder hinaus auf den Balkon. Karlchen stand nicht am Fenster, das weit geöffnet war. Der Wind trieb die rote Gardine durch die Eisenstäbe des „Schutzengels".

„Entschuldigen Sie," sagte die alte Dame, als sie ihm den Kaffee brachte, „daß Ihre Blumen noch nicht gesäubert sind. Die Köchin von drüben hat gestern einmal wieder durch glühende Asche den Müll in Brand gesetzt — diese liederlichen Mädchen! Ich werde die Töpfe, wenn Sie ausgegangen sind, abbrausen lassen."

„Mein Gott," sagte Edward Emmerich, „der Zinnsoldat — das arme Kerlchen —"

Die alte Dame sah ihn mitleidig und achselzuckend an. Redete er nicht jetzt am hellen Morgen noch irre? So waren sie nun alle. Erst gut und solid, und dann verdarb sie das Großstadtleben doch. Sie ging — und sie seufzte. An der Tür rief er sie zurück.

„Wissen Sie etwas von dem Kind da drüben? Von Karlchen?"

„Ja — so," sagte die alte Dame, „Ihr kleiner Freund! Das Kind war schon lange elend und schwach — kein Wunder bei so einem Leben im Winkel. Es hat sich über den Brand im Müllkasten entsetzlich aufgeregt. Die Hausmeisterin hat es mir erzählt. Ja, ja — wen soll man für so etwas verantwortlich machen? Die Mutter, die das Kind allein läßt? Oder die leichtsinnige Magd? Uebrigens viel gehörte nicht dazu, um den kleinen Wicht umzublasen ... Alt wäre das Dingelchen so wie so nicht geworden."

„Aber was ist mit dem Kind?"

„Sie haben es gestern abend in das Kinderhospital geschafft."

‚Nein — alt wäre es nicht geworden. So wie so nicht,' dachte Edward Emmerich, als er mechanisch seinen Kaffee einschenkte und nach seiner Zeitung griff. ‚Alt nicht. Und das ist nicht das Schlimmste, das Jungsterben, wenn man zu denen gehörte, die eine Hoffnung haben. Aber daß man die kleine Mühe scheute, die Verzweiflung von einer Kinderseele fernzuhalten — —'

Es wäre so leicht gewesen. Nur das Odium der Sentimentalität hätte man vielleicht auf sich geladen ...

Der Arzt

Von

Hugo Salus

Die steilen, schmalen Treppen hier
Zu meinem Lehrer, dem kranken,
Wird in drei Tagen oder vier
Sein Sarg herniederschwanken.

Ich bin sein Arzt; heut irr' ich nicht,
Den Tod, den weiß ich zu künden!
Wie fürcht' ich mich jetzt vor seinem Gesicht,
Wenn seine Augen mich finden!

Ich nehm' seine Hand: „Heut geht es dir gut!"
Und kann seinen Blick nicht ertragen.
Er haucht: „Ich brauche keinen Mut,
Du darfst nichts Unwahres sagen!"

Er lächelt, bis der Tod ihn rührt
Und seine Augen sich kehren ...
Du hast mich ins Leben eingeführt,
Nun willst du mich sterben lehren!

Bosnische Schwänke

Von

Roda Roda

In der Herzegowina lebte ein Bey von sehr bösem Charakter.

Einer seiner Untertanen sprach: „Er ist kinderlos und nimmt sich das sehr zu Herzen. Den ewigen Grimm gegen das Schicksal läßt er an uns aus. Das ganze Unglück ist, daß er kinderlos ist.“

„Was fällt dir ein?“ rief ein zweiter. „Das ganze Unglück ist, daß nicht schon sein Vater kinderlos gewesen.“

•

Ein Mann, der sich einschmeicheln wollte, trat vor den Pascha und klagte einen Bey an, dem Pascha Böses nachgeredet zu haben.

„Du verleumdest ihn offenbar,“ antwortete der Pascha, „denn ich erinnere mich nicht, dem Bey jemals eine Wohltat erwiesen zu haben.“

•

Dem Zigeuner war im Laden ein Stück Eisen in die Finger geraten. Der Kaufmann hatte es bemerkt und schleppte den Dieb vor den Kadi.

„Hast du das Eisen gestohlen?“

„Nein, Herr, da sei Gott vor! Ich habe mich noch nie an fremdem Gute vergriffen!“

„Aber dieser ehrbare Kaufmann behauptet, den Diebstahl mit eignen Augen gesehen zu haben.“

„Herr, er lügt! Ich kann tausend Eide schwören, daß er lügt!“

„Schwöre drei — und du bist freigesprochen.“

Der Zigeuner schwor dreimal.

„So! Nun zahle die Eidesgebühr: zwei Groschen für jeden Eid,“ sprach der Kadi.

„Ich bin doch nicht von Sinnen, daß ich sechs Groschen für ein Eisen zahlen sollte, das im ganzen höchstens zwei Groschen wert ist,“ rief der Zigeuner, nahm das Eisen aus der Tasche und warf es dem Kaufmann vor die Füße.

•

Ein Mann hatte zwei ungeratene Söhne; täglich fingen sie Streit mit ihrem Vater an und mißhandelten ihn und rauften ihm den Bart.

Einst war wieder um einer Kleinigkeit willen ein gewaltiger Lärm ausgebrochen. Die Bösewichter packten den Alten am Kopf und an den Füßen, warfen ihn aus dem Zimmer, packten ihn wieder und schleiften ihn auf den Hof, aus dem Hof in den Garten — und hätten ihn auch noch über den Zaun aufs freie Feld befördert, da schrie er:

„Halt, ihr Undankbaren! Jetzt ist's genug! Auch ich habe euern seligen Großvater nie weiter als bis hierher an den Zaun geschleift.“

•

Der Bauer pflegte seine Kuh allabendlich in ihren Stall zu sperren. Einmal machte sie sich los, öffnete irgendwie den Riegel und schnüffelte im Hofe umher. Dabei fand sie einen großen Topf, halb voll mit Weizen — fraß, fraß immer weiter —, und als sie den Topf ungefähr bis auf den Grund geleert hatte, blieb sie mit dem Kopfe darin stecken.

Ihr ersticktes Brüllen weckte endlich die Hausleute aus dem Schlafe. Sie bemühten sich, die Kuh zu befreien — vergebens! Der Topf ließ sich nicht herabziehen.

„Wenn es hier überhaupt noch eine Hilfe gibt,“ sprach der Bauer, „dann wird unser Hodja (Priester) Rat wissen.“ — Sprach's und ging ihn zu fragen.

„Ganz einfach,“ entschied der Hodja. „Breitet eine dicke Lage Stroh auf und legt die Kuh vorsichtig darauf nieder. Wenn sie dann ruhig daliegt, schlachtet ihr sie und zieht den Topf herab. — Sollte aber dieses Mittel versagen, dann will ich euch ein andres empfehlen, das unbedingt verläßlich ist.“

Der Bauer dankte und tat, wie ihm geheißen worden. — Nach einer Stunde kam er wieder.

„Effendim, wir haben's mit allen Kräften versucht — der Topf läßt sich auch jetzt nicht abziehen. Sag uns das andre, das unbedingt verläßliche Mittel.“

„Bauer, das ist noch einfacher: zerschlagt den Topf.“

•

Als Serbien noch unter türkischer Herrschaft stand, starb in irgendeinem weltfernen Dörfchen der Grundherr, ein alter Moslim namens Hassan. Das war für die christlichen Bauern eine arge Verlegenheit: sie wußten nicht, wie sie ihn zu Grabe geleiten sollten. Die Gebräuche des Islams kannten sie nicht, und die christlichen wagten sie nicht anzuwenden.

„Wißt ihr was?“ rief endlich ein Bauer, der klügste. „Es ist eine himmlische Angelegenheit — überlassen wir die Entscheidung dem Himmel.“

Sie luden den Leichnam auf und trugen ihn nach dem Friedhofe. Auf dem ganzen Wege betete der kluge Bauer vor: „Allah, wir bringen dir den alten Hassan.“

„Amen!“ antwortete die Gemeinde.

„Verfahr mit ihm wie mit den andern Türken.“

„Amen — Amen — Amen!“

•

In der Krajina, der berüchtigten Nordwestecke Bosniens, die ehemals die wildesten Räuber, die fanatischsten Kämpfer entsendete, war einst, als Bosnien noch türkisch war, ein Moslim namens Hussejin verschollen. Der Pascha von Bihatsch ordnete die strengste Untersuchung des Falles an.

Als der Mubaschir am Orte der Tat die Nachforschungen nach dem Verschollenen begann, rotteten sich die Bauern zusammen und riefen empört: „Wer hat das Recht, hier zu spionieren und Hussejin zu suchen? Unsern lieben, guten Hussejin — wir haben ihn geboren, wir haben ihn aufgezogen — wir haben ihn auch erschlagen!“

Literatur

Ricarda Huch, die hochbegabte und hochstrebende Dichterin, hat durch ihre bisher erschienenen Werke bewiesen, wie sie es versteht, nach dem Worte Schillers „das Große in das Leben zu legen“, im Schicksal des einzelnen das Walten der Notwendigkeit aufzuweisen. In solcher Wesens- und Schaffensart liegt ein im tiefsten Grunde historischer Zug; und so erscheint es nur auf den ersten Blick überraschend, daß die Dichterin des „Ludolf Ursleu“, der „Triumphgasse“, des Buches „Von den Königen und der Krone“ jetzt direkt einen weltgeschichtlichen Stoff künstlerisch zu bewältigen unternommen hat. In einer Trilogie mit dem Titel „Die Geschichten von Garibaldi“ will sie uns die Taten und Schicksale des italienischen Nationalhelden von seinem entscheidenden Eingreifen in die Geschicke Italiens an schildern — gewiß ein Stoff, der einen epischen Dichter begeistern kann, zumal wenn er so romantisch empfindet und auf dem Boden Italiens so heimisch ist wie Ricarda Huch. Der vorliegende erste Teil der Trilogie, „Die Verteidigung Roms“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; Preis 5 Mark, gebunden 6 Mark), läßt erkennen, daß Ricarda Huch sich nicht zu viel zugetraut hat und daß die männliche Kraft, die sie von jeher in ihrem geistigen Schaffen geoffenbart hat, mit der Größe der Aufgabe noch gewachsen ist. Mit fast spielender Leichtigkeit weiß sie den Stoff zu meistern, indem sie sich an die historische Wahrheit hält und völlig getreu, nur mit Betonung und Ausmalung des Bedeutungsvollen, mit Ausscheidung oder Verdichtung des Nebensächlichen, die Vorgeschichte und die Hauptepisoden des wechselvollen Kampfes schildert, den Garibaldi in den Jahren 1848 und 1849 um das ewige Rom führte. Tragisch schließt das Buch mit dem Tode der inniggeliebten Gattin Garibaldis. Die Art und Weise, wie die Dichterin die geschichtlichen Vorgänge künstlerisch zu gestalten und in eine poetische Sphäre zu erheben versteht, ohne die historische Treue zu verletzen, ist von höchster Originalität; man darf geradezu sagen, daß die Dichterin mit diesem Werk eine völlig neue Art des historischen Romans geschaffen hat, die nicht ohne Einwirkung auf die weitere Entwicklung dieser epischen Kunstform bleiben wird und daher das lebhafteste Interesse aller Literaturfreunde verdient.

— Ludwig Ganghofer, der Dichter des Hochlands, ist längst ein bevorzugter Liebling weiter Leserkreise in Süd und Nord, denen es immer wieder ein Genuß ist, den frischen, Romantik und Realismus so eigenartig vereinigenden Erzählungen dieses liebenswürdigen Naturpoeten zu lauschen, der die Bergwelt und ihre prächtige Bevölkerung so gut wie kein zweiter kennt und mit seinem sprudelnden Erzählertalent so wirkungsvoll zu schildern weiß. Wohl am deutlichsten hat sich die ungewöhnliche, weit über seine engere Heimat hinausgehende Volkstümlichkeit seiner Poesie in dem außerordentlichen Erfolg seines „Herrgottschnitzers von Ammergau“ offenbart, der sich die Bühne im Sturm erobert und noch heute, trotz aller Wandlungen des literarischen Geschmacks, seine Zugkraft nicht eingebüßt hat. Von diesem Gesichtspunkt aus hat der Stuttgarter Verlag Adolf Bonz & Co. den dankenswerten Entschluß gefaßt, Ganghofers Werken durch Veranstaltung einer wohlfeilen Volksausgabe Eingang in allen deutschen Hausbibliotheken ohne Unterschied zu verschaffen, und läßt zunächst eine Auslese seiner erzählenden Werke in 38 Lieferungen (à 40 Pfennig) oder in zehn monatlichen Bänden (à 1,50 Mark) erscheinen, die folgende besonders populär gewordene Romane und Erzählungen umfassen wird: „Schloß Hubertus“ (2 Bände), „Der Herrgottschnitzer von Ammergau“, „Hochwürden Herr Pfarrer“, „Der Jäger von Fall“, „Edelweißkönig“, „Der Unfried“, „Der laufende Berg“, „Die Martinsklause“ (2 Bände), „Das Gotteslehen“ und „Der Klosterjäger“. Die uns bis jetzt vorliegenden Lieferungen 1 bis 16, die dem I. bis IV. Bande entsprechen, enthalten die erste Hälfte der vorgenannten Werke bis zum „Edelweißkönig“ einschließlich. Die Auslese soll allmählich zu einer Gesamtausgabe erweitert werden, der bei der großen Beliebtheit des Dichters ein starker Erfolg vorhergesagt werden kann.

— Der bekannte deutsch-österreichische Schriftsteller Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld, von dessen vielseitigen kulturhistorischen Kenntnissen und Studien eine lange Reihe umfangreicher populärwissenschaftlicher Arbeiten (zuletzt „Das Buch von der Weltpost“ und „Die Frauen des Orients“) Zeugnis ablegt, veröffentlicht unter dem Titel „Kulturgeschichte. Werden und Vergehen im Völkerleben“ ein die geistige Entwicklung der Kulturvölker in zusammenfassender, gemeinverständlicher Darstellung schilderndes Werk, das bei A. Hartleben in Wien in 40 Lieferungen (à 50 Pfennig) erscheint und sich nach seiner Fertigstellung in zwei stattlichen Bänden präsentieren wird. Die bis jetzt vorliegende erste Hälfte des Werkes, in der auf 680 Großoktavseiten Aegypten, der „alte Orient“ und die hellenische Welt behandelt werden, läßt erkennen, daß der Verfasser den gewaltigen Stoff nicht nur vollkommen beherrscht und sachgemäß zu gliedern versteht, sondern auch die Kunst besitzt, ihn zu beseelen und in allen Einzelheiten anschaulich zu gestalten. Bemerkenswert sind vor allem die Kapitel über Babylonien und Assyrien, worin selbstverständlich auch das Thema „Babel und Bibel“, wiewohl nur mit Vorsicht, berührt und die bedeutsamste Entdeckung der letzten Zeit, die Gesetze Hammurabis, einer eingehenden Besprechung unterzogen wird, ferner über die mykenische Kultur, deren nichthellenischen Ursprung und Charakter der Verfasser mit großer Entschiedenheit hervorhebt, und über „Die Hellenen“, ein Stoff, der eine ganz besonders sichere Hand erforderte. Das reiche Illustrationsmaterial, das die Darstellung begleitet und im ersten Bande 21 Tafeln und 306 Textabbildungen umfaßt, ist mit Sorgfalt ausgewählt und sehr instruktiv; es trägt in hervorragendem Maße dazu bei, auch bei Laien das Interesse und das Verständnis für den mehr oder weniger komplizierten und vielfach spröden Stoff zu fördern. Das anregende Werk, das dank seinen vielen Vorzügen ohne Zweifel weite Verbreitung finden wird, soll zu Ende dieses Jahres vollständig vorliegen.

— Die Dresdner Kunstgewerbeausstellung, über die auch in unsrer Zeitschrift schon berichtet worden ist, hat von dem kräftigen Aufschwung, den Kunstgewerbe und Architektur in Dresden seit dem letzten Jahrzehnt genommen haben, ein neues imponierendes Zeugnis erbracht. Es war darum ein in mehrfacher Hinsicht glücklicher Gedanke der Redaktion der bekannten, weitverbreiteten Monatsschrift „Moderne Bauformen“ (Stuttgart, Julius Hoffmann), in einer Reihe von „Dresdner Künstlerheften“ Werke ausschließlich Dresdner Ursprungs zusammenfassend und übersichtlich vorzuführen. Zwei dieser Dresdner Hefte liegen jetzt vor: das erste (Preis 2 Mark) enthält Gesamtansichten und Details von einigen neuen großen Kirchenbauten der geschätzten Dresdner Architekten Schilling und Gräbner, das zweite, ein Doppelheft zum Preise von 4 Mark, ist ganz der Dresdner Kunst, wie sie sich im Rahmen der Ausstellung betätigt und repräsentiert, gewidmet. Schilling und Gräbner versuchen bekanntlich — und dank dem nachahmenswerten Eingehen einiger Gemeinden, zum Beispiel in Strehlen, auf ihre Ideen — mit wachsendem Erfolg, neue Wege im Kirchenbau einzuschlagen. Es ist ihnen gelungen, im Ganzen wie im Detail ihrer kirchlichen Bauten schon manche originelle Lösung zu finden, die auf die Weiterentwicklung der modernen Kirchenarchitektur wird anregend und befruchtend wirken können. Die zahlreichen vortrefflich ausgeführten Aufnahmen ermöglichen dem Betrachter der Hefte, den Intentionen der Architekten bis ins einzelnste nachzugehen, was um so wertvoller ist, als die Ornamentik eine große, vielleicht etwas zu große Rolle spielt. Freilich muß es für einen Baumeister verführerisch sein, Meister des Ornaments von so bedeutender Erfindungskraft und Eigenart, wie Karl Groß sie besitzt, zur Seite zu haben. Aber auch die Bilder des zweiten Hefts, die uns die Arbeiten der Dresdner Ausstellung veranschaulichen, lassen uns oft diesen ornamentalen Ueberreichtum empfinden, der also wohl ein Charakteristikum der modernen Dresdner Kunst sein mag, erfreulich als ein Symptom jugendlich frischer Kraft, das mit der wachsenden Reife gewiß zurücktreten wird. Denn im ganzen geben all diese Bilder — nicht weniger als 127, darunter 16 prächtige Dreifarbendrucke zur Veranschaulichung der so wichtigen koloristischen Wirkung — einen überaus erfreulichen, ja imposanten Eindruck von der Summe der Begabungen, die jetzt in Dresden an der Arbeit sind. Die Aufnahmen müssen als musterhaft bezeichnet werden, und es ist zu hoffen, daß nach und nach in ähnlicher Weise das architektonische Schaffen noch recht vieler andrer Meister und Gruppen in ähnlichen Sonderheften vorgeführt werde.

— „Der große Seydlitz“ (Seydlitz, Großes Lehrbuch der Geographie) ist soeben in 24. Bearbeitung erschienen (Breslau, Ferdinand Hirt, geb. M. 5.25). Das handliche Kompendium hat sich im Laufe der Jahre aus einem bloßen Lehrbuche immer mehr zu einem richtigen Hausbuche herausgebildet. Fern von jeder trockenen Lehrhaftigkeit, aber auch nirgends in seichte, inhaltlose Plauderei verfallend, vermittelt es das aus der Erdkunde für die Jetztzeit Wichtige in fesselnder, anziehender Form.



Gruppenbild der Prinzessinnen und des Prinzen zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg
Nach einem Gemälde von Caspar Ritter





Phot. Hofatelier Pregner, Wien

Erzherzog Otto von Oesterreich †

Erzherzog Otto †

Im besten Mannesalter ist der österreichische Erzherzog Otto am 1. November einem schweren chronischen Leiden erlegen. Sein Tod ist, obwohl der Erzherzog dem Staatsleben völlig fernstand, seitdem er wegen seines Gesundheitszustandes sich von seiner Stellung als Generalinspektor der Kavallerie hatte entheben lassen müssen, politisch und dynastisch insofern bedeutsam, als der Erzherzog der zweite Anwärter auf den österreichischen Kaiserthron war, da der jetzige Thronfolger, sein älterer Bruder, morganatisch vermählt ist und dessen Kinder somit nicht sukzessionsfähig sind. Erzherzog Otto, der am 21. April 1865 zu Graz geboren war, galt früher in der Armee als ein tüchtiger Kavallerist, der sich dem praktischen Dienst, auch wenn er noch so anstrengend war, lieber widmete als theoretischen Studien. Er war seit dem 2. Oktober 1886 mit der Prinzessin Maria Josefa von Sachsen, einer Schwester des jetzigen Königs, vermählt. Aus dieser Ehe sind zwei Söhne, die Erzherzöge Karl (geboren 1887) und Max (geboren 1895) hervorgegangen. Vor einem Jahre machte das Leiden des Erzherzogs eine Tracheotomie notwendig, und der Kranke mußte seitdem beständig eine Kanüle tragen. Die letzten Wochen seines Lebens verlebte er in einer Privatvilla in Währing, wohin er auf Anordnung der Aerzte gebracht worden war.

Zur Vermählung des Prinzen Johann Georg von Sachsen

Prinz Johann Georg, der Bruder des Königs Friedrich August von Sachsen (geboren 10. Juli 1869), der vor zweieinhalb Jahren Witwer geworden war, hat sich kürzlich wieder vermählt, und zwar mit der Prinzessin Maria Immaculata von Bourbon, einer Tochter des Grafen Alfons von Caserta (geboren 30. Oktober 1874). Die Hochzeit fand am 30. Oktober in Cannes statt. Von der sächsischen Königsfamilie nahmen König Friedrich August, die Königin-Witwe Carola, Kronprinz Georg und die Prinzen Maximilian und Friedrich Christian, Prinzessin Mathilde, ferner die Erzherzogin Maria Josefa mit ihrem ältesten Sohn, Erzherzog Karl, an der Feier teil. Beim Hochzeitsmahl brachte der Graf von Caserta einen Trinkspruch auf das Brautpaar und das sächsische Königshaus aus und gab seiner Freude über die Anwesenheit des Königs von Sachsen Ausdruck. Der König erwiderte mit herzlichen Worten des Dankes und hieß die Braut als neues Mitglied seiner Familie willkommen.

Der neue badische Finanzpräsident

Als Nachfolger des von seinem Amt zurückgetretenen badischen Finanzministers Becker ist Staatsrat Max Honsell zum Präsidenten des badischen Finanzministeriums — dies ist in Baden die Vorstufe zum Amt des Ministers — ernannt worden. Die Ernennung Honsells hat in mehrfacher Hinsicht eine besondere Bedeutung, vor allem insofern, als der neue Leiter des badischen Finanzwesens von Haus aus Techniker und als solcher im Großherzogtum der erste ist, der auf den Posten eines verantwortlichen Ministers berufen worden ist. Präsident Honsell ist im Jahre 1843 zu Konstanz geboren und wurde 1865 unter die Zahl der Ingenieurpraktikanten auf-



Copyright by Underwood & Underwood

Prinz und Prinzessin Johann Georg von Sachsen nach ihrer Vermählung in Cannes



Phot. Th. Schuhmann & Sohn, Karlsruhe

Der neue badische Finanzpräsident Honsell

genommen. Schon 1872 wurde er wegen seiner hervorragenden Befähigung und seiner weitgehenden Kenntnisse, die er durch Studienreisen ins Ausland erweitert hatte, als Assessor in das Kollegium der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus berufen, dem er dann 34 Jahre lang angehört hat. Nachdem er im Jahre 1874 zum Baurat, 1881 zum Oberregierungsrat, 1885 zum Baudirektor ernannt worden war, wurde er 1888 zum vorsitzenden Rat und 1889 zum Direktor der Oberdirektion ernannt. Seit 20 Jahren hielt Honsell an der Karlsruher Technischen Hochschule stark besuchte Vorlesungen über Wasserbau. Vor vier Jahren wurde er durch das Vertrauen des Großherzogs in die Erste Kammer berufen, in der er wiederholt durch sein geschicktes und energisches Auftreten die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Der Reichskommission zur Untersuchung der Stromverhältnisse des Rheins und seiner wichtigsten Nebenflüsse gehörte er seit Zusammentritt dieser Kommission an. Mit der Uebernahme seines neuen Amtes legt Präsident Honsell die Vollendung seines größten Werkes, der Rheinregulierung, das heißt der Herstellung einer Niederwasserschiffahrtsrinne im Rhein, zu der er einen bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeiteten Entwurf geschaffen hat, in andre Hände. Für die Ausführung dieses großartigen und bedeutungsvollen Projekts hat Honsell jahrelang gewirkt, und erst in diesem Jahre ist nach Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten eine völlige Einigung der beteiligten Staaten und Behörden zustande gekommen.

Der König von Sachsen in Hamburg

Der Dampfer „König Friedrich August“, eines der neuesten Schiffe der Hamburg-Amerika-Linie, hat kürzlich seine erste Probefahrt gemacht, an der sich auch der König von Sachsen mit seinem Gefolge beteiligte, und wird in nicht allzuferner Zeit in Dienst gestellt werden. Schon beim Stapellauf des auf der Hamburger Werft von Blohm & Voß erbauten Schiffes, der Anfang Juli stattfand, hatte der sächsische Monarch, dessen Namen der Dampfer trägt, sein Interesse für die deutsche Seeschiffahrt dadurch bekundet, daß er auf die Einladung der Gesellschaft nach Hamburg kam und dem Schiffe, ehe es in sein Element glitt, die Taufrede hielt. Er führte darin u. a. aus, daß er aus dem Binnenlande heraus mit lebhaftem Interesse den großen Weltverkehr verfolge, der von den deutschen Hafenplätzen seinen Ausgang nehme, denn er sei sich wohl bewußt, wie zahlreiche Erzeugnisse gerade seines Landes diesen Weg gehen; mit besonderer Genugtuung erfülle es ihn aber, dies zum ersten Male in Hamburg öffentlich bekunden zu können, da hier durch die Wasserstraße der Elbe Sachsen sich unmittelbar an den überseeischen Weltverkehr anschließe.

Jules Massenet

Der französische Komponist Jules Massenet, dessen neue Oper „Ariane“ kürzlich mit bedeutendem Erfolge in der Pariser Großen Oper in Szene ging, ist auch in Deutschland schon längere Zeit bekannt und geschätzt, besonders seine Opern „Der König von Lahore“ und „Der Cid“ haben ihm bei uns einen angesehenen Namen gemacht. Er ist am 12. Mai 1842 zu St.-Etienne (Departement Loire) geboren, war am Pariser Konservatorium ein Schüler von Ambroise Thomas und erhielt im Jahre 1863 den Römerpreis. Von seinen überaus zahlreichen Schöpfungen sind außer den obengenannten Opern noch die Vokalwerke „Maria Magdalena“ (1873), „Eva“ (1875) und „La Terre promise“ (1900), die komischen Opern „Ma grand'tante“ (1867), „Don César de Bazan“ (1872), „Cendrillon“, „Sapho“ (1899), „Le jongleur



Phot. Schaul, Hamburg

1. König Friedrich August; 2. Bürgermeister Dr. Burchard; 3. Senator Lappenberg; 4. Dr. Graf von Hohenthal; 6. Senator Predöhl; 6. Fürst Philipp Hohenlohe; 7. Graf Wilding von Königsbrück; 8. Prokurist Tannenberg von der Hamburg-Amerika Linie; 9. v. Krlegern, Kammerer des Königs von Sachsen; 10. J. Witt, Mitglied des Aufsichtsrats; 11. Oberinspektor Sachse; 12. W. Tietgens, Vorsitzender des Aufsichtsrats; 13. Inspektor Pohlis; 14 Senator Matthies; 15. Admiral Herz, Direktor der Seewarte; 16. Prokurist Naht von der Hamburg-Amerika-Linie; 17. Admiral von Bodenhausen; 18. Direktor Wolff von der Hamburg-Amerika-Linie

Der König von Sachsen bei der Probefahrt des Dampfers „König Friedrich August“ der Hamburg-Amerika-Linie

de Notre Dame" (1902), die Opern „Manon Lescaut" (1884), „Werther" (1892) und „Thaïs" (1894) zu nennen. Er schrieb auch die Musik zu Sardous „Théodora" und die Ballette „Le Carillon" und „La Cigale", ferner acht Orchestersuiten und viele Ouvertüren, Lieder und so weiter. Massenet ist Mitglied des Institut de France und seit 1878 Kompositionslehrer am Pariser Konservatorium.

Die Rakoczy-Feier

Ungarn hat am 27. Oktober eine Nationalfeier gehabt. An diesem Tage wurden die Särge mit den Gebeinen des in der Verbannung gestorbenen ungarischen Nationalhelden Franz Rakoczy, seiner Mutter und seines Sohnes sowie seiner Exilgenossen Graf und Gräfin Nikolaus Bercsenyi, Graf Anton Esterhazy, Emerich Tököly und Hofmeister Nikolaus Sibrik in die Heimat zurückgebracht. An der Landesgrenze in Orsowa wurden die Särge von den Vertretern der Regierung und des Parlaments feierlich in Empfang genommen. In Budapest traf der Sonderzug mit den Gebeinen vormittags unter dem Geläute der Kirchenglocken ein. Am Bahnhof hatten sich die städtischen Behörden, die Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften und zahlreiche städtische Abordnungen aus dem ganzen Lande eingefunden. In feierlichem Zuge, an dem die Minister, die Staatssekretäre, die Mitglieder des Magnatenhauses und des Abgeordnetenhauses, zahlreiche andre hohe Staatswürdenträger und die Geistlichkeit in unabsehbarer Reihenfolge teilnahmen, ging es durch die geschmückten Straßen der Stadt. Auf dem Tealplatz schwenkten der die Ueberreste Tökölys führende Leichenwagen und dessen Begleitung ab und zogen zur Lutherischen Kirche. Der Hauptzug setzte seinen Weg bis zum Stephansdome fort, wo die übrigen Särge in der Mitte der Kirche gegenüber dem Hauptaltar Aufstellung fanden. Rechts und links vom Katafalk bildeten die Reichstagsabgeordneten und die Mitglieder der Studentenschaft die Ehrenwache. Hierauf begann der vom Kardinal Fürstprimas Vaszary zelebrierte Gottesdienst, nach dessen Beendigung sich Abordnungen in die evangelische Kirche begaben, wo unter der Leitung des evangelischen Bischofs Gustav Scholtz auch für Tököly ein Trauergottesdienst abgehalten wurde. Dann wurde die Menge zur Besichtigung zugelassen, wobei eine große Anzahl von Kränzen niedergelegt wurde. Am 29. Oktober fand sodann die feierliche Beisetzung der Gebeine Rakoczys in Kaschau statt.




Phot. M. Branger

Massenet, der Komponist der neuen Oper „Ariane"
(Erste Aufführung in der Pariser Großen Oper)

Der neue österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen

Alois Freiherr Lexa von Aehrenthal, der an Stelle des Grafen Goluchowski zum österreichisch-ungarischen Minister des Auswärtigen ernannt worden ist, entstammt einer hochangesehenen Familie des verfassungstreuen Großgrundbesitzes in Böhmen. Geboren am 27. November 1854, absolvierte er seine Studien an den Universitäten in Prag und Bonn, trat dann in die diplomatische Karriere ein und wurde nach einigen Jahren Bureauvorstand des Grafen Kalnoky. 1888 wurde er zum Botschaftsrat in St. Petersburg und 1895, nachdem er kurze Zeit wieder im Ministerium des Aeußern tätig gewesen war, zum Gesandten in Bukarest ernannt. Die Anknüpfung engerer Beziehungen zwischen Rumänien und der österreichisch-ungarischen Monarchie war hauptsächlich sein Werk. Von Bukarest aus wurde Baron Aehrenthal 1899 wieder nach St. Petersburg berufen, diesmal als Botschafter.



Phot. Vetri Ödön, Budapest

Die feierliche Ueberführung der Leiche des ungarischen Freiheitshelden Rakoczy nach Budapest



Der neue österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen Freiherr Lexa von Aehrenthal

Freiherr von Aehrenthal gilt als ein zuverlässiger Freund des deutsch-österreichischen Bündnisses, daneben hat er sich aber auch als Förderer der Aufrechterhaltung und Pflege guter Beziehungen zu Rußland erwiesen.

Professor J. W. Burgess

Der amerikanische Staatsrechtslehrer Professor John William Burgeß, der erste Inhaber der Roosevelt-Professur an der Berliner Universität, hat seine erste wissenschaftliche Ausbildung in Deutschland erhalten und ist ein warmer Freund unsers Landes. Er studierte in Göttingen, Leipzig und Berlin Geschichte und Staatswissenschaften; zu seinen Lehrern gehörten Leopold von Ranke, Ernst Curtius, Gustav Droysen, Theodor Mommsen und H. v. Treitschke. 1876 wurde er Professor an der Columbia-Universität in New York; als solcher zählte er u. a. den jetzigen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Theodore Roosevelt, zu seinen Schülern und stand seitdem in den herzlichsten persönlichen und wissenschaftlichen Beziehungen zu ihm. Der ersten Vorlesung, die Professor Burgeß in Berlin hielt, wohnte der Kaiser bei und hielt dabei eine Ansprache, die in ein Hoch auf Präsident Roosevelt ausklang.



Der erste „Roosevelt“-Professor John W. Burgeß in Berlin

Die neuen Ausgrabungen in Herkulanum

Als vor einigen Monaten bekannt wurde, daß es dem Altertumsforscher Charles Waldstein gelungen sei, mehrere europäische Staatsoberhäupter und amerikanische Milliardäre



Phot. Ed. Abeniacar

Blick auf die neuen Ausgrabungen in Herkulanum

für die von ihm geplanten Ausgrabungen auf dem Boden des alten Herkulanum zu interessieren, glaubte man vielfach, besonders in Italien, daß es sich nur um hochfliegende Ideen eines archäologischen Phantasten handle; als aber bald darauf die italienische Regierung eine Kommission nach Neapel sandte, die den Plan Waldsteins begutachten sollte, und diese sich in durchaus günstigem Sinne darüber aussprach, ließ sich nicht mehr bezweifeln, daß es sich um ein sehr ernsthaftes Projekt handle und dieses in nicht allzu langer Zeit zur Ausführung gelangen werde. Herkulanum ist bekanntlich im Jahre 79 n. Chr. bei dem furchtbaren Ausbruch des Vesuv, bei dem auch Pompeji begraben wurde, vollständig verschüttet worden. Die hart gewordene Lava- und Aschenschicht wurde durch weitere Ausbrüche immer mehr verdickt und erreichte schließlich stellenweise eine Höhe von 30 Metern. Die bei den früheren Ausgrabungen in Herkulanum aufgefundenen Kunstwerke, namentlich die jetzt im Museum zu Neapel befindlichen Bronzestatuen, sind fast durchweg hervorragende Arbeiten und übertreffen die von Pompeji an Wert; Herkulanum war in der Zeit seiner Blüte berühmt wegen der Schönheit seiner Monumente, in der es nur von Neapel und Capua übertroffen wurde. Es ist daher von den neuen Ausgrabungen ohne Zweifel eine überaus wertvolle archäologische Ausbeute zu erwarten.


Phot. Albert Hoffmann, Berlin

Präsident Fallières mit dem neuen französischen Ministerpräsidenten Clémenceau

Der neue französische Ministerpräsident

Georges Clémenceau, der streitbare französische Politiker, hat endlich das letzte Ziel seines Ehrgeizes erreicht; er ist an Stelle des zurückgetretenen Ministerpräsidenten Sarrien vom Präsidenten Fallières mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut worden und hat sich dieser Aufgabe nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten auch glücklich — wenigstens von seinem eignen Standpunkt aus glücklich — entledigt. Das neue Kabinett besteht fast nur aus Politikern, die Herrn Clémenceau völlig ergeben sind und sich seiner Führung bedingungslos unterordnen werden, und da der Ministerpräsident alles eher als ein Freund Deutschlands ist und schon bei manchen Gelegenheiten gezeigt hat, daß er, eine energische, leidenschaftliche Persönlichkeit, in der Verfolgung seiner Ideen sich leicht zu Unbesonnenheiten hinreißen läßt, so hat Deutschland alle Ursache zu doppelter Wachsamkeit gegenüber der neuen Regierung Frankreichs. Clémenceau stammt aus der Vendée, er ist am 28. September 1841 in dem Städtchen Mouilleron-en-Pareds geboren. Er wurde Arzt, begann aber bald in Paris eine rege politische Tätigkeit zu entfalten und wurde 1876 zum Deputierten gewählt. In der Kammer trat er der äußersten Linken bei. Schon 1887 wurde ihm von Grévy die Ministerpräsidentschaft angeboten, doch lehnte er damals ab und zog sich einige Jahre darauf sogar ganz vom politischen Kampfplatz zurück. Erst die Dreyfus-Affäre veranlaßte ihn, seine politische Tätigkeit wieder aufzunehmen.

Staatssekretär von Tschirschky in Rom

Die Reise des deutschen Staatssekretärs von Tschirschky nach Rom hat trotz der lebhaften Betonung ihres privaten, inoffiziellen Charakters zu zahlreichen politischen Betrachtungen


Phot. Adolfo Croce

Vom Besuch des deutschen Staatssekretärs des Auswärtigen in Rom: Herr von Tschirschky (X) mit dem italienischen Minister Tittoni (XX) und ihren Damen im Automobil

Anlaß gegeben, und es läßt sich, selbst wenn mit Recht in Abrede gestellt werden könnte, daß Herr von Tschirschky eine besondere diplomatische Mission zu erfüllen gehabt habe, doch nicht bestreiten, daß der Reise in ihrer Wirkung eine politische Bedeutung zukommt. Der Staatssekretär traf mit seiner Gemahlin am 18. Oktober in Rom ein und stieg bei dem deutschen Botschafter Graf Monts, seinem persönlichen Freunde, ab. Dort stattete ihm Graf di Cellere, der Kabinettschef des italienischen Ministers des Aeußeren, einen Besuch ab und hieß ihn im Namen des Ministers willkommen. Hierauf besuchte der Staatssekretär den italienischen Minister, der ihn mit großer Herzlichkeit empfing und den Besuch persönlich erwiderte. Am 21. Oktober unternahmen die beiden Herren mit ihren Gemahlinnen im Automobil einen Ausflug in die Campagna, auf dem unser Bild sie zeigt.

Edmund Harburger †

Einer der geistreichsten und humorvollsten deutschen Illustratoren, Professor Edmund Harburger, ist am 5. November in München nach langem schweren Leiden gestorben. Er war am 4. April 1846 zu Eichstätt geboren, verlebte seine Entwicklungsjahre in Mainz, wo er u. a. seine ersten Illustrationen zu Friedrich Lennigs Mainzer Dialektgedichten zeichnete, und kam 1866 nach München, um auf der dortigen Akademie unter Raupp und Lindenschmit seine künstlerische Ausbildung zu vollenden. Schon in den ersten Jahren seines Münchner Aufenthalts schuf er eine Reihe bemerkenswerter Gemälde, von denen ein meisterhaftes Interieur, eine Tiroler Weinstube aus Stafflach am Brenner, in der Berliner Jahrhundertausstellung zu sehen war und alle Kenner entzückte. Im Laufe der Zeit wandte sich Harburger jedoch immer mehr dem illustrativen Schaffen zu und betrat damit ein Gebiet, auf dem er rasch einen allgemein bekannten Namen, ja man darf sagen einen Weltruf erlangte, und bis zu seinem Ende mit großem Erfolg tätig war. Besonders in den „Fliegenden Blättern", dem bekannten Münchner Witzblatt, das als solches früher eine unbestrittene dominierende Stellung in der deutschen Zeitschriftenliteratur einnahm und in allen sozialen Kreisen gleich beliebt war, fand sein großes Talent für humoristisch-satirische Darstellung ein überaus lohnendes Feld der Betätigung und schuf eine unübersehbare Fülle köstlicher Bilder, die kaum weniger populär waren als die Karikaturen Adolf Oberländers. Seine fein charakterisierten komischen Typen aus dem Münchner Volksleben, seine Studenten, Philister, Lebemänner, alten Jungfern und so weiter waren schließlich ein inhärierender Bestandteil der „Fliegenden" geworden, der ihnen die Signatur aufdrückte und schwer aus ihnen wegzudenken war. Nebenher entstand unter den fleißigen, doch in den letzten Jahren durch ein Gichtleiden in ihrer Beweglichkeit beeinträchtigten Händen des eigenartigen Künstlers auch noch manches treffliche Oelbild. Eines dieser Gemälde aus seiner späteren Zeit, „Weinhandel" betitelt, wurde 1898 für die Neue Pinakothek in München angekauft. Seit 1895 führte der heimgegangene Künstler den Professortitel.

Heinrich Seidel †

In dem am 7. November zu Großlichterfelde bei Berlin verstorbenen Dichter Heinrich Seidel hat die deutsche Literatur einen der liebenswürdigsten Humoristen unsrer Tage verloren, der Unzähligen mit seiner sinnig-heiteren Poesie frohe Stunden verschafft hat. Heinrich Seidel wurde am 25. Juni 1842 zu Perlin bei Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin als Sohn eines Pfarrers geboren, besuchte das Gymnasium in Schwerin und bezog die Polytechnische Schule in Hannover, um sich dem Maschinenfach zu widmen. Er arbeitete dann einige Jahre praktisch in Güstrower Maschinenfabriken, setzte an der Gewerbeakademie in Berlin seine Studien fort und war dann später als Ingenieur bei den Neubauten des Potsdamer und Anhalter Bahnhofes tätig; das große Hallendach des letzteren ist von ihm konstruiert. Durch den Erfolg seiner Schriften veranlaßt, gab Seidel 1880 seinen Beruf auf und lebte seitdem als Schriftsteller in und bei Berlin. Seine von schalkhaftem Humor durchwehten Geschichten, besonders die von „Leberecht Hühnchen" und die „Vorstadt-Geschichten", wie seine Gedichte und Märchen haben Seidel zu einem unsrer populärsten Erzähler gemacht; die liebevolle Kleinmalerei in der Schilderung schlichter Naturen und abseits von der großen Heerstraße liegender Winkel ist bei ihm von Geist und Gemüt erfüllt. Im Leben verband ihn besonders herzliche Freundschaft mit zwei andern charakteristischen und liebenswürdigen Vertretern des norddeutschen Humors: mit Johannes Trojan und dem nun auch schon aus dem Leben geschiedenen Julius



Phot. Jaeger & Goergen, München

Der verstorbene Maler und Illustrator Edmund Harburger in seinem Atelier

Stinde, dem, dank seiner „Frau Buchholz", sicherlich der am meisten in die Breite gehende Erfolg beschieden war. Allen dreien aber ist eine Grundstimmung behaglicher Freude an dem Guten und Erquicklichen, das sich in dieser schlechten Welt von sonnigen Gemütern immer noch auffinden läßt, gemeinsam; und diese Grundstimmung, die heute im Gebiet des Humors kaum mehr anzutreffen ist, kommt wohl am abgeklärtesten bei Heinrich Seidel zum Ausdruck. Seidel veröffentlichte auch autobiographische Skizzen: „Von Perlin nach Berlin" (1894); eine Gesamtausgabe seiner erzählenden Schriften erschien 1899 bis 1900. Von seinem Roman „Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande" ist der erste Teil im Jahrgang 1898/99 von „Ueber Land und Meer" zuerst veröffentlicht worden; der zweite und der dritte Teil, die der Dichter kurz vor seinem Tode noch vollendet hat, werden demnächst in Buchform erscheinen.



Phot. Loescher & Petsch, Berlin

Heinrich Seidel †

Das Neue Schauspielhaus in Berlin

Am Nollendorfplatz in Berlin, im Mittelpunkt des neuen Westens der Reichshauptstadt, ist in dem kurzen Zeitraum von wenig mehr als acht Monaten unter der Leitung des Architekten Hermann Knauer ein prächtiger monumentaler Theaterbau, das Neue Schauspielhaus mit dem Mozartsaal, erstanden. Die Hauptfassade des Gebäudes, die reich mit Bildhauerwerken verziert, aber frei von allem aufdringlichen dekorativen Pomp ist, kehrt sich dem Nollendorfplatz zu, während sich nach der Motzstraße zu das langgestreckte Gebäude des mit dem Theater verbundenen großen Restaurants anschließt. In Gold und Weiß ist der Zuschauerraum gehalten, der über 1200 Besuchern Platz gewährt; das Vestibül im Erdgeschoß und das Foyer des ersten Ranges zeichnen sich durch ihr außerordentlich graziöses und elegantes Gepräge aus. Die Gestaltung, Einrichtung und Ausstattung der 21 Meter breiten und 21,5 Meter, bezw. mit Hinterbühne 30 Meter tiefen Bühne entspricht den weitestgehenden Anforderungen an ein modernes Theater. So wurde hier die größte stationäre Drehbühne, die man gegenwärtig in Deutschland hat, eingerichtet, und die gleiche Sorgfalt wurde den sonstigen maschinellen Vorkehrungen, den Beleuchtungsfragen, der Sicherung gegen Feuersgefahr gewidmet. Einen frohsinnigen Prunk weist, seiner Bestimmung entsprechend, der auf den Namen Mozarts getaufte große Konzertsaal auf, der im ganzen etwa 1600 Personen Raum bietet und in dem neben hervorragenden Künstlerkonzerten das vorzüglich ausgebildete Mozart-Orchester für gewählte musikalische Darbietungen sorgen wird. Zu erwähnen ist noch neben kleineren Höfen der große Hof, der im Sommer in einen Garten verwandelt wird.

Die Taifunkatastrophe in Hongkong

Die lange Reihe der verheerenden Naturereignisse dieses Jahres hat durch den furchtbaren Taifun, von dem am



Phot. M. Hermaba

Das neue Schauspielhaus am Nollendorfplatz in Berlin



Der Hafen von Hongkong nach der Taifunkatastrophe

18. September die chinesischen Gewässer, besonders die Gegend von Hongkong, heimgesucht wurden, abermals eine Vermehrung erfahren. Der Wirbelsturm setzte vormittags 10 Uhr, und zwar, wie dies beim Taifun gewöhnlich der Fall ist, gänzlich unerwartet ein und vollendete in kurzer Zeit sein Zerstörungswerk. Von den im Hongkonger Hafen liegenden Schiffen sanken 12, während 24 strandeten; von den kleineren Fahrzeugen der Eingebornen fielen dem Taifun etwa 600 zum Opfer. Die Zahl der dabei umgekommenen Menschen wird auf nahezu 10000, der Materialschaden auf 20 Millionen Dollar geschätzt. Unter den zerstörten europäischen Schiffen befanden sich das englische Kanonenboot „Phönix" und der französische Torpedobootszerstörer „Francisque", sowie mehrere deutsche, britische und amerikanische Handelsdampfer. Der „Albatros" kenterte; von den 112 Personen wurden nur 8 gerettet. Auf einem Hofe in Hongkong kamen während des Taifuns allein 150 Schüler um. Alle Geschäfte in der Stadt standen still. Am nächsten Tage wurde der Hafen um Mitternacht abermals von einem heftigen Sturm heimgesucht, der neue Verheerungen anrichtete. Die in den chinesischen Gewässern befindlichen deutschen Kriegsschiffe sind zum Glück von der Katastrophe nur wenig betroffen worden; „Tiger" erlitt außer einigem Materialschaden keine Verluste. „Niobe" und das Flußkanonenboot „Tsingtau" blieben ganz verschont. Die Rettungsarbeiten wurden durch den andauernden Sturm sehr erschwert. Den Eingebornen, die zum größten Teile mit ihren Fahrzeugen ihre ganze Existenz verloren, wurden von dem englischen Gouverneur die zur Anschaffung neuer Boote erforderlichen Geldmittel in Aussicht gestellt.

Geheimrat Koch in Ostafrika

Robert Koch, der berühmte deutsche Bakteriologe, der, besonders in den letzten zehn Jahren, schon so viele der gefährlichsten, in Afrika und Indien herrschenden Infektionskrankheiten mit glänzendem Erfolg an Ort und Stelle studiert hat, weilt seit dem Frühjahr wieder in Ostafrika, um die Verbreitungsweise der gefürchteten Schlafkrankheit zu erforschen und ein Mittel gegen sie zu suchen. Leider ist es dem Gelehrten bis jetzt nicht gelungen, ein direkt wirkendes Heilmittel gegen die Seuche, die nicht bloß die Eingebornen, sondern auch Europäer befällt und nach Kochs Feststellungen schon mehr als 200000 Menschen dahingerafft hat, ausfindig zu machen; er verspricht sich am meisten Erfolg von der Bekämpfung und Ausrottung der Stechfliege, durch die der Erreger der Krankheit übertragen wird. Kürzlich empfing Geheimrat Koch in Entebbe (Britisch-Ostafrika) den Besuch der deutschen Reichstagsabgeordneten, die an der parlamentarischen Studienreise nach Ostafrika teilnahmen.



Professor Dr. Robert Koch im Kreise der deutschen Reichstagsabgeordneten in Ostafrika

Der Posener Schulstreik

Die polnischen Schulkinder in der preußischen Provinz Posen sind unter die Streikenden gegangen, und zwar im Auftrag ihrer Eltern, die nicht dulden wollen, daß ihren Kindern der Religionsunterricht in deutscher Sprache erteilt wird. Allerdings ist 1873 bei der allgemeinen Einführung der deutschen Unterrichtssprache in den Volksschulen der Provinz Posen die Bestimmung getroffen worden, daß der Religionsunterricht den Kindern polnischer Zunge in der Muttersprache zu erteilen sei, doch sollte, wenn die Kinder in der deutschen Sprache so weit vorgeschritten seien, daß ein richtiges Verständnis bei einer in deutscher Sprache erfolgenden Unterweisung erreicht werden kann, letztere mit Genehmigung der Regierung auch in Religion und Kirchengesang auf der Mittel- und Oberstufe als Unterrichtssprache eingeführt werden. Die Schulverwaltung ist dem seltsamen Streik bisher mit ruhiger Festigkeit entgegengetreten. Sie sucht tunlichst zu vermeiden, die Kinder zu Märtyrern für die Schuld andrer zu machen. Dagegen wird die Schulzucht nachdrücklich aufrechterhalten. An dem Religionsunterricht in deutscher Sprache nicht teilnehmende Schüler werden in den betreffenden Stunden anderweit möglichst mit deutschem Sprachunterricht beschäftigt. Ist die Zahl der widerspenstigen Kinder erheblich und ergeben sich Schwierigkeiten für die Wahrung der Disziplin, so werden jene von den willigen Kindern abgesondert behufs eingehender erziehlicher Beeinflussung. Der Widerstand der streikenden Kinder wird durch Nachsitzen in pädagogischen Grenzen geahndet. Gegen die Eltern, welche ihre Kinder von dem Schulbesuch überhaupt oder von diesen Mehrstunden zurückhalten, wird mit Schulversäumnisstrafen vorgegangen.



Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

Vom Schulstreik in Posen: Polnische Schulkinder



Der Untergang des „Lutin“

Der französischen Marine, die bekanntlich die größte Anzahl von Unterseebooten besitzt, aber auch die meisten Unfälle mit diesen Fahrzeugen zu verzeichnen hat, ist wiederum ein Unterseeboot, der „Lutin“, mit seiner vollen Bemannung verloren gegangen, und zwar hat sich das Unglück wieder in dem tunesischen Hafen von Biserta ereignet, in dem vor einigen Monaten das Unterseeboot „Farfadet“ gesunken ist. Der „Lutin“ war am 16. Oktober um 8 Uhr morgens bei hochgehender See zu Tauchübungen aus dem Hafen von Biserta ausgelaufen. Gegen 10 Uhr wurde er vermißt. Der Arsenaldirektor sandte sofort mehrere Schleppschiffe aus, die lange Zeit nichts über den Verbleib des Bootes feststellen konnten, bis durch Sondierungen herausgefunden wurde, daß es in 40 Meter Tiefe auf dem Meeresgrund lag. Es wurden sofort Versuche gemacht, das Schiff zu heben, doch hatten sie keinen Erfolg, da das stürmische Wetter sie außerordentlich erschwerte und der Hafen von Biserta keine geeigneten Bergungsschiffe besitzt, obwohl nach der „Farfadet“-Katastrophe Presse und Parlament dringend solche verlangt hatten. Auf den Vorschlag des britischen Vizekonsuls in Tunis wurde sofort telegraphisch von der britischen Admiralität in Malta Hilfe erbeten, und es gingen von dort drei Aushilfeschiffe mit Tauchern und Tauchapparaten nach Biserta ab. Es wurde sodann durch die Taucher festgestellt, daß die Hauptluke des gesunkenen Fahrzeuges halb offen war und daß an der Oeffnung zwei Leichen lagen. Die Möglichkeit, daß von der Besatzung jemand gerettet werden könnte, mußte daher als ausgeschlossen gelten, und es konnte sich nur noch darum handeln, das Fahrzeug und die Leichen zu bergen. Die Besatzung bestand aus dem Kommandanten, Leutnant Fepoux, einem Schiffsfähnrich und 16 Mann, darunter zwei Eleven, die auf ihrer ersten Uebungsfahrt waren. Ein wahrhaft grausames Geschick hat es gefügt, daß sich unter den 16 Matrosen auch der einzige Ueberlebende vom „Farfadet“ befand, der jener ersten Katastrophe durch eine vorübergehende Erkrankung entgangen war und später Dienst auf dem „Lutin“ genommen hatte. Der „Lutin“ war 1902 von Maugars, dem Leiter der Pariser Marine-Geniedirektion, konstruiert und in Rochefort erbaut, er hatte einen um 15 Tonnen geringeren Gehalt als der „Farfadet“. Gleich diesem verfügte der für den Aufenthalt unter Wasser von einem Akkumulatorendynamo bediente „Lutin“ über ein Schwergewicht, das bei Gefahr des Sinkens sich automatisch loslösen und dem Boote den rettenden kräftigen Ruck nach oben ermöglichen sollte. Dieser Apparat versagte in beiden Fällen. Bei der Bergung des „Lutin“ zeigte sich, daß sich in der Hülle des Schiffes fünf Löcher befanden, aus denen während des Hebens das Wasser in dicken Strahlen herausspritzte. Das Ruder war verbogen; die für die Bewegungen des Schiffes bestimmten Ruder waren alle für den Aufstieg nach der Oberfläche eingestellt.

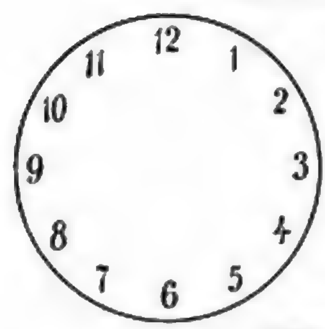


Copyright by Adolfo Croce

Oberer Aufbau des Unterseebootes „Lutin“, das im Hafen von Biserta unterging

Für müßige Stunden

Zifferblatträtsel



1—5 heilige Handlung;
1—6 Gerät;
2—5 in der Schmiede;
4—8 Reihenfolge;
6—9 Größenmaß;
6—10 sagenhaftes Wesen;
8—11 Haustier;
9—1 Name mehrerer türkischer Sultane;
10—1 biblischer Ort;
11—3 antiker Grenzwall.

G. L.

Silbenrätsel

Hans Troll, ein reicher Bauernsohn,
Lebt jetzt als 1, 2 in der Stadt,
Allwo nach kurzer Zeit er schon
Als 3, 4 war bekannt im Skat.

Doch macht sein munterer Gesell,
Freund Fritz, beim Spielen ihm Verdruß,
Denn Fritz verliert, und Hans wird schnell
Für ihn 1 2, doch ohne Fuß.

Denn mit dem Ganzen nimmermehr
Will er's verderben. Saget an,
Wer gab dem Hans so hohe Ehr'?
Wer war beim Skat der dritte Mann? M. B.

Scharade

Der Herr Baron sitzt heut in seinem Wort,
Doch achtet er nur wenig auf das Stück,
Da er nachdenklich zu sich selber spricht:
„So hab' ich denn erreicht, was ich erstrebt,
Als ich vor Jahren in die Fremde zog;
Doch leicht ward mir der Kampf ums Dasein nicht.
Wieviel drei-eins-zwei habe ich gemacht
So manchem zwei-vier (streich der zweiten Fuß),
Den innerlich ich tief verachten mußte. —
Nicht allen ist es so geglückt wie mir:
Der eine, den ich treuen Freund genannt,
Ist tief gesunken, sah ich ihn doch jüngst
Gänzlich verkommen an der dritt' und vierten.
Und füllte sich mein Beutel auch mit Gold,
So blieb doch unerfüllt mein Herzenswunsch:
Die eins-vier, die ich trage auf der Brust,
Sie mahnt mich an verscherztes Lebensglück."

— — — — — — — — — — — —

Aus seinem Sinnen schreckte der Baron:
Das Stück war aus, der Vorhang war gefallen,
Und in den eins-zwei wurde es lebendig.
Elastisch sprang er auf aus seinem Wort:
Der Traum war aus, er war der Alte wieder.

Dr. Sch.

Buchstabenrätsel

Er ist's mit ü,
Sie ist's mit a,
Mit u sich selber suchten sie,
Weil Regen nah. Dr. K. K. v. Fr.

Homonym

An Brot wird und an Speisen
Ihn keine Hausfrau preisen.
Der Hausherr, wenn er ihm gefällt,
Kauft dennoch ihn für schweres Geld.

Dr. K. K. v. Fr.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 4:

Der Dechiffrieraufgabe: Ueber jedem Zifferblatt stehen je acht Buchstaben. Verbindet man diese acht Buchstabengruppen in der Reihenfolge, wie diese durch den Minutenzeiger, der 1, 2, 3, 4 und so weiter zeigt, gegeben ist, so erhält man:

„Ein Herz, von Edelmut bewohnt,
Wird durch sich selbst am herrlichsten belohnt."

Des Wechselrätsels: Wolke, Wolle.
Des Buchstabenrätsels: Messalina, Messina.
Des Homonyms: Genossen.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. IV

Gespielt zu Berlin am 12. Oktober 1906.

Schottische Partie

Weiß: E. Schallopp. — Schwarz: H. Caro.

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. e2—e4	**e7—e5**	20. a2—a3	Sb4—c2
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	21. Ld4—b2	c7—c5
3. d2—d4	**e5×d4**	22. Lb5—c6	Ta8—c8[4])
4. Sf3×d4	Sg8—f6	23. Lc6—d5	Sc2—d4[5])
5. Sd4×c6	b7×c6	24. Lb2×d4	c5×d4
6. Sb1—c3	Lf8—b4	25. Td1×d4	Le6×d5
7. Dd1—d4	Dd8—e7	26. c4×d5	Tc8—c2†
8. f2—f3	c6—c5	27. Kf2—g3	Td8—d6
9. Dd4—e3	0—0	28. Th1—b1	h7—h5
10. Lc1—d2	d7—d5	29. Kg3—h3	Tc2—c5
11. e4×d5	De7×e3†	30. Tb1—d1	g7—g5
12. Ld2×e3	Tf8—e8	31. Kh3—g3	f7—f5
13. Ke1—f2	Lb4×c3	32. h2—h4	g5—g4
14. b2×c3	Sf6×d5	33. Kg3—f4	g4×f3
15. Le3×c5[1])	Sd5×c3	34. g2×f3	Tc5—c3
16. Lc5—d4	Sc3—d5	35. Td1—d3	Tc3×d3
17. Lf1—b5	Te8—d8	36. Td4×d3	Kg8—f7
18. c2—c4[2])	Sd5—b4	37. Kf4×f5 und gewinnt.	
19. Ta1—d1	Lc8—e6[3])		

[1]) Hiernach erlangt Weiß etwas Angriff. Der Zug ist daher besser als 15. Le3—d2.

[2]) Weiß geht zu Unrecht von seinem ursprünglichen Plane ab. Mit 18. Lb5—c6 Ta8—b8 19. Ld4×a7 Tb8—b2 20. Lc6—a4 hätte er entscheidenden Vorteil erlangt. Zum Beispiel 10. ... Sd5—b4 11. Ta1—d1 Td8×d1 (falls nach d6 oder f8, so 12. La7—c5) 12. Th1×d1 und so weiter.

[3]) Falls Sb4×a2, so 20. Lb5—c6 Ta8—b8 21. Ld4×a7 Tb8—b2† 22. Kf2—g3 Td8×d1 23. Ta1×d1 und Weiß gewinnt.

[4]) Ta8—b8 war jedenfalls besser; die Fortsetzung konnte sein: 23. Lc6—a4 Sc2—d4 24. Td1—d2 Le6×c4 25. Th1—c1 Lc4—b3 26. Lb2×d4 Lb3×a4 27. Tc1×c5 mit Ausgleich.

[5]) Le6×d5 verdiente den Vorzug. Weiß gewinnt nun einen Bauern, der ihm den Sieg sichert.



Aus Sachsen

„Haben Sie 's schon geheert, gestern is Eenem aus dem Schild von Schmidt'n seiner Firma ä Buchstabe auf'n Gopp gefallen und hat'n gar nicht geschad't."

„So, das is doch gar nich meeglich?"

„Ja, wissen Sie, 's war Sie nämlich bloß ä weeches D."


CHAMPAGNE
STRUB
DA CAPO
BLANKENHORN & Co
St LUDWIG



Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal vor der Universität in Bonn. Entworfen von Harro Magnussen



Die Enthüllung des Kaiser-Wilhelm-Denkmals in Bonn

In Bonn wurde am 16. Oktober in Anwesenheit des Kaisers ein von dem Bildhauer Harro Magnussen geschaffenes, vor dem Universitätsgebäude aufgestelltes Marmordenkmal Kaiser Wilhelms I. enthüllt. Die Feier wurde mit dem Vortrag des Rebbertschen Chores „Heil Kaiser und Reich“ durch die vereinigten Männergesangvereine eingeleitet. Hierauf hielt Oberbürgermeister Spiritus die Festrede, die mit einem Hoch auf den Kaiser endigte. Die Musik spielte die Nationalhymne, das Publikum sang stehend mit. Währenddessen fiel die Hülle des Denkmals. Der Rektor der Universität, Dr. Jacobi, übernahm dann das Denkmal mit einer Ansprache, die in dem Wunsche gipfelte, daß der Aufblick zu dem Bilde des Einigers Deutschlands alle kommenden Geschlechter deutscher Musensöhne an das Ideal der Vaterlandsliebe und Königstreue gemahnen möge. Die Feier schloß mit dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles“. Der Kaiser besichtigte hiernach das Denkmal und nahm den Vorbeimarsch der Ehrenkompagnie und des Husarenregiments ab. Bei dem letzteren defilierten General von Deines und Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe, beide in der Uniform des Regiments.

Eingegangene Bücher und Schriften

Stieler, Karl, Gesammelte Gedichte in oberbayrischer Mundart. Gebd. ℳ 6.—. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Stöckl, Helene, Die Frau nach dem Herzen des Mannes. Dresden, Max Seyfert.

— — und Frau Juliane, Zur Freude. 150 Geschichten. Ravensburg, Otto Maier.

Diehm, Do greif zu. Humoristische Gedichte. ℳ 1.20. Stuttgart, Schwabacher Verlag.



Phot. M. [illegible]

Photographische Aufnahme einer Staublawine an der Westseite des Schießhornes bei Arosa

Lawinen

Man unterscheidet nach Günther Staublawinen, Rutschlawinen und Rollawinen. Erstere entstehen, wenn sich der Schnee in einem trockenen, beinahe pulverisierten Zustande befindet und wenn zugleich die Fläche, auf der er abwärtsfließt, sehr steil geböscht ist. Die Staubmassen überziehen alle Gegenstände mit einem dichten weißen Mantel und wirken an sich schon sehr zerstörend, da auch bei der ungeheuern Geschwindigkeit, die freifallende Körper in Bälde erreichen, irgendwelche Schutzmaßregeln so gut wie ausgeschlossen sind; daneben wirkt aber mit oft noch größerer Verheerung der Sturm, den eine solche Staublawine in der Luft entfesselt. Zunächst preßt sie die vor ihr befindliche Luft zusammen und zum zweiten wirkt sie aspirierend auf die seitlichen Luftmassen, die sich mit großer Gewalt in den hinter ihr entstehenden Hohlraum hineinstürzen. In denjenigen Fällen, in denen der Schnee ein größeres Maß von Kompaktheit besitzt, kommt er auf stärker geneigten Flächen in ein förmliches Rollen, wie das A. und H. von Schlagintweit bemerkt haben, und auf einer mäßiger geneigten Ebene rutscht der Schnee talab, so daß also seine einzelnen Bestandteile wesentlich parallele Bahnen beschreiben. Wenn die Lawine das Ende des Abhanges erreicht hat und nun mit ihrem Vorderteile, dem Kopfe, an ein hemmendes Objekt stößt, so staut sich die ganze Masse mit einem hörbaren Geräusch auf, das die Gebirgsbewohner als Knirschen bezeichnen. Dadurch, daß die rückwärtigen Teile noch in voller Bewegung sind, während sie vorn bereits aufgehört hat, entstehen molekulare Ungleichheiten im Bau des Lawinenkegels; bergaufwärts ist sein Gefüge wesentlich dasjenige des Schnees überhaupt, aber nach unten zu haben die von rückwärts wirkenden Pressungen eine ganz eigentümliche Verfestigung des Schnees bewirkt und dessen Aggregatzustand in auffälliger Weise dem des Eises angenähert. Solche Lawinenkegel bleiben im Hochgebirge ohne namhafte Veränderung den ganzen Winter über liegen, tauen dann aber auf und verwandeln sich in eine kotige Masse, aus der die Fremdkörper, welche die Lawine mit sich fortgerissen hatte, allmählich wieder zum Vorschein kommen. In der Schweiz gibt es viele Anpflanzungen, Bannwälder genannt, die keine Axt berühren darf und in denen man einen natürlichen Lawinenschutz erblickt.

Dr. M. M.

Briefmappe

Ein Vater in M. Ihre Frage, ob Defoes „Robinson Crusoe" auch in seiner ursprünglichen, vollständigen Gestalt sich zur Lektüre für die Jugend eignet, ist durchaus zu bejahen. Die ehedem sehr beliebte Campesche Bearbeitung — die übrigens nicht 1759, sondern erst 1779 erschienen ist — muß für unsre Zeit als veraltet bezeichnet werden. Eine gute vollständige deutsche Ausgabe des berühmten Defoeschen Buches (mit Illustrationen von W. Paget) ist die der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Professor Sch. in C. Photographien aus dem Glocknergebiet sind in reicher Auswahl durch Heinrich Schildknecht, Spezialverlag für Glocknerbilder, in Wien IV/2, Luisengasse 3, zu beziehen. Das Verzeichnis dieses Verlags weist 225 verschiedene Sujets auf. Die Bilder sind in den Formaten 30×40, 39×52, 50×60, 60×80 und 80×100 auf Bromsilberpapier angefertigt.

Emilie W. in Sp. Eine solche humanitäre Einrichtung gibt es in der Tat. Der unter dem Protektorate der Prinzessin Gisela von Bayern stehende „Gisela-Verein" (Aussteuer-, Militärdienst- und Lebensversicherungs-Anstalt) besitzt u. a. einen „Fonds zur Ausstattung armer Mädchen", aus dem alljährlich würdige Bräute mit Heiratsstipendien bedacht werden. Aus dem Fonds, dessen Vermögen zurzeit 468 929,82 Mark beträgt, haben im Jahre 1906 87 Mädchen Aussteuerstipendien im Betrag von 13 265,67 Mark erhalten; im ganzen sind bisher 186 689,19 Mark ausgezahlt worden. Gesuchsformulare sind nur auf schriftliches Ersuchen erhältlich bei der Direktion für das Deutsche Reich: München, Rindermarkt 10.

Roll in S. Sie verwechseln den Sohn mit dem Vater. Der neue Kolonialdirektor Bernhard Dernburg steht im besten Mannesalter und ist der Sohn des Publizisten und früheren nationalliberalen Abgeordneten Friedrich Dernburg. Außer diesen beiden gibt es noch eine dritte bekannte Persönlichkeit dieses Namens, das ist der Geheime Oberjustizrat Dr. Heinrich Dernburg (geboren 1829), der ein älterer Bruder Friedrich Dernburgs und seit 1873 Professor an der juristischen Fakultät der Berliner Universität ist.

L. M. in W. Daß die Rentabilität des Obst- und Gemüsebaues bei genossenschaftlichem Betriebe sich erheblich steigern läßt, hat kürzlich W. von Gizycki in einem in Stuttgart gehaltenen Vortrag eingehend dargelegt. Um dies praktisch darzutun und zugleich solchen, die dem ungesunden Treiben der Großstadt entfliehen wollen, selbst Minderbemittelten, eine gesunde Tätigkeit in freier Natur bei natürlicher Lebensweise in einfachen Heimstätten zu schaffen, hat sich eine Genossenschaft gebildet unter dem Titel: Süddeutsche Genossenschaft zur Begründung ländlicher Heimstätten für Minderbemittelte, Zentrale Stuttgart. Interessenten werden ersucht, sich mit Herrn Walter von Gizycki, Stuttgart, Johannesstraße 10, ins Benehmen zu setzen.

„Bernstein". Wir empfehlen Ihnen, sich an den Verfasser des betreffenden Aufsatzes zu wenden; seine Adresse lautet: Mr. J. E. Whitby, Brüssel, Hotel Wiltcher, Boulevard Waterloo.

Oesterreicher in Liverpool. Ein ausführliches und durchaus empfehlenswertes Lehrbuch des österreichischen Tarocks, verfaßt von R. Werner (3. Auflage, bearbeitet von S. Ulmann) ist unter dem Titel „Das moderne Tarockspiel" bei A. Hartleben in Wien erschienen (Preis gebunden ℳ 2,25).

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart

In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich:
Robert Mohr in Wien I.

Verlag, Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.





